Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

915.605
ISL
v. 1

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

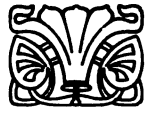
Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für
Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber:

Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH
und ABDUL MALIK HAMSA BEY



Schriftleitung: BERLIN W 15, KONSTANZER STRASSE 5

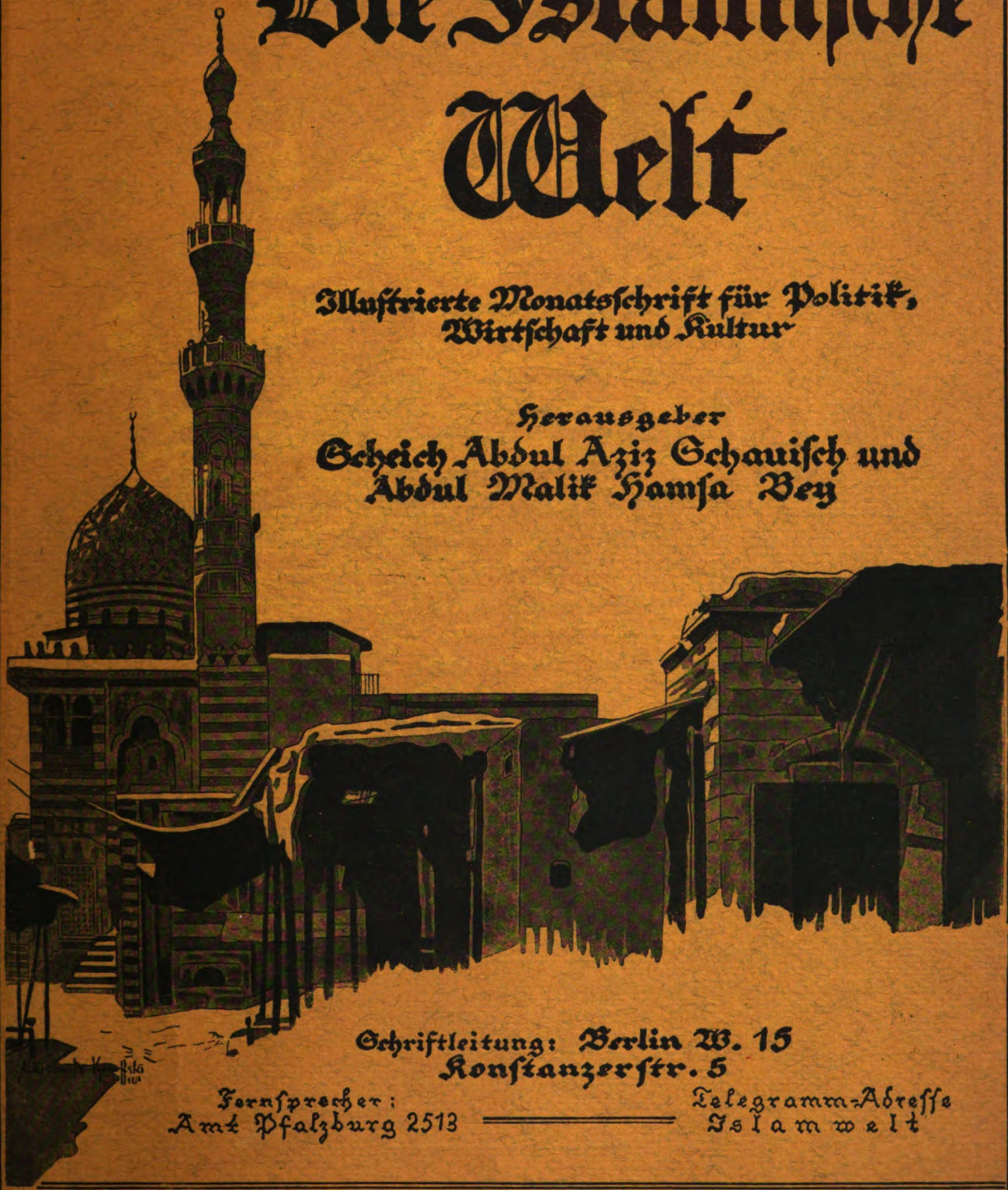
Digitized by Google

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber
Scheich Abdul Aziz Schauisch und
Abdul Malik Hamsa Bey



Schriftleitung: Berlin W. 15
Konstanzerstr. 5

Fernsprecher:
Amt Pfalzburg 2513

Telegramm-Adresse
Islamwelt

Nummer 2 · Preis des Einzelheftes 1 M., jährlich 9 M., halbjährlich 5 M., vierteljährlich 3 M. · Januar 1917

Digitized by Google

INHALT

Islam und Kultur. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch . . Seite 1— 5
Hassans Schicksal. (Aegyptische Skizze.) Von Abdul Malik Hamsa Bey . . . . . „ 6—12
Die Wacht an den Meerengen. Von Graf E. zu Reventlow . . „ 13—16
Den Waisen der Gefallenen. Von Dschenab Schehabeddin . „ 17—18
Zur Weltlage. Von Rudolf Rotheit . . . . . „ 19—21
Kriegsbilanz. Von Major E. Moraht . . . . . „ 22—24
Unsere türkischen Kameraden. Von Hauptmann Erich v. Salzmann „ 25—26
Gegenwart und Zukunft der türkischen Kriegsflotte. Von Kapitän zur See L. Persius . . . . . „ 27—29
Ich lege Ew. Majestät meine Veilchen zu Füßen. Von Achmed Hikmet . . . . . „ 30—33
Die Sklaverei unter den Islamvölkern und ihre europäischen Kritiker. Von Halil Halid Bey . . . . . „ 34—37
Persiens Befreiungskriege. Von Baidoba . . . . . „ 38—40
Stambuler Museen. Von Dr. Max Rudolf Kaufmann . . . „ 41—44
Wasser. Von Halid Zia . . . . . „ 45—46
Islam und andere Konfessionen. Von Gasoli . . . . . „ 47—49
Türkisches Liederbuch . . . . . „ 49
Der Held. Von Mohammed Rauf Bey . . . . . „ 50—52
Anatolien. Von Halid Zia . . . . . „ 53
Neues Recht in der Türkei. Von einem Turkophilen . . . „ 54—55
Die Wiedergeburt der Türkei. Von Dr. Alfred Nossig . . . „ 56—57
Das Moharram-Dekret und der Krieg. Von Fritz Zutrauen . . „ 58—60
Der Einfluß des Krieges auf die türkische Seidenindustrie. Von P. Max Grempe . . . . . „ 61—62
Die Welt des Ostens. Gedicht von Ali Dschanib . . . . . „ 62
Fünfuhrtee der „Islamischen Welt“ . . . . . „ 63—64

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber:
Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 2 | Berlin, 1. Januar 1917 | Jahrgang I

ISLAM UND KULTUR.

Von Scheich Abdul Aziz Schauisch.

Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts haben sich Forscher und Schriftsteller eingehend mit dem Studium des Islams und der muslimischen Welt beschäftigt. Die Forschungen fielen in eine Zeit des Tiefstandes islamischer Kultur, eine Zeit kleinlichen Zwistes, der den Aufstieg der Gemeinden verhinderte und das reiche Erbe an Ruhm und Kultur muslimischer Völker zerstörte.

Die Spuren des Niederganges lassen sich bis in das 15. Jahrhundert verfolgen, als die Muslimen in Spanien den Fehmgerichten zum Opfer fielen und die nach Nordafrika entflohenen Ueberlebenden im Sturm und Drang der Geschehnisse den Lebensmut und damit das Bedürfnis nach kultureller Entwicklung verloren.

Wir stehen hier am Wendepunkt des islamischen Schicksals, am Beginn des Niederganges der meisten muslimischen Staaten in Afrika, in Arabien und im fernen Osten, ein Niedergang, den viele Emire, mit eherner Sohle die letzten Reste der Kultur zerstampfend, noch beschleunigten. Zu jener Zeit wurden in Ostasien die Keime zum späteren westasiatischen türkischen Kaiserreich gelegt. Geharnischt sprang es empor, vom Augenblick seiner Geburt an in nie endende Kämpfe verstrickt, die es daran hinderten, sich dem Wiederaufbau der islamischen Kultur zu widmen. Dazu kam, daß die muslimischen Handelsschiffe der fortwährenden Verfolgung der Flotten westeuropäischer Staaten ausgesetzt waren. Im nahen wie fernen Osten machten diese Piratenschiffe die muslimischen Häfen unsicher, bis es ihnen allmählich gelang, den Handel und die Schiffahrt zu vernichten.

Das Schicksal, das die Portugiesen der Handelsflotte von Kalkutta, Buchara und Suez bereiteten, ist ein trauriges Beispiel der Vernichtung der muslimischen Handelsschiffahrt in jenen Gewässern. Diese zerstörenden Einflüsse machten es unmöglich, Ruhm und Kultur alter Zeiten zu erneuern, die Künste und Wissenschaften, die ihren Glanz Jahrhunderte hindurch über die islamische Welt ergossen, wieder zu erwecken. Verachtet, ihres Ansehens beraubt, waren die muslimischen Staaten in ihrer Tatkraft gelähmt, ihr Odem erstickte im Sumpfe des Verfalls.

Dies war der Zustand, den europäische Forscher und Männer der Feder zu Anfang des 19. Jahrhunderts in der islamischen Welt vorfanden. Nichts war geblieben als zertrümmerte Staaten, heimatlos gewordene, hilflose, über die ganze Welt zerstreute Geschöpfe, die sich höchstens nur im Glanz einer glorreichen Vergangenheit sonnten.

Nicht leugnen läßt es sich jedoch, daß die Werke der Forscher und Schriftsteller vielfach Spuren von Uebertreibung aufweisen. Die dem Islam zugrunde liegenden Prinzipien wurden nach dem Zustand des Verfalls seiner Anhänger beurteilt und in falschem Licht dargestellt. Anstatt die wahren Ursachen des Niedergangs zu erforschen, wälzten die Schriftsteller die Schuld auf die islamischen Lehren. Der altüberlieferte Groll gegen die muslimischen Eroberer, sowie die Ansiedelungs- und Ausbreitungsgelüste eroberungssüchtiger westlicher Mächte waren fruchtbarer Boden für diese Auffassung.

Frankreich war auf das eifrigste bestrebt, den Islam unter seinen eigenen Einfluß zu bringen, den Stammeszwist zu schüren, den muslimischen Glauben zu untergraben und durch den katholischen zu ersetzen. Frankreich sowie auch Portugal setzten

Digitized by Google

einen regelrechten Verleumdungsfeldzug gegen den Islam ins Werk.

In den rückgängigen muslimischen Staaten stießen diese Bestrebungen auf keinen Widerstand, und so blühte ihnen reichster Erfolg. In einer Flut von Büchern und Broschüren wurde dem Islam die Fähigkeit abgesprochen, den Kulturforderungen zu genügen. Er wurde als Hemmnis des Fortschritts gebrandmarkt, und diese Anklage diente als Werkzeug zur Zertrümmerung vieler muslimischer Staaten und zur Auseinandersprengung islamischer Völker. Sie verhüllte die wahren, eigennützigen Zwecke der Feinde, die dem Muslim den Anspruch auf Gleichberechtigung mit dem Europäer versagten, solange er dem islamischen Grundsatze treu bleibt.

Darf man nun wirklich behaupten, daß der Islam eine Religion ist, die der Entwicklung ihrer Bekenner hindernd im Wege steht?

Das große römische Kaiserreich und andere machtvolle Staaten erreichten ihren Höhepunkt nach Jahrhunderten langsamer Kulturarbeit, der plötzliche Uebergang von primitivsten Zuständen zur höchsten Kultur aber, wie ihn der Islam aufwies, steht in der Entwicklungsgeschichte der Völker vereinzelt da. Vor dem Erscheinen des Propheten lebten die Araber in ewigem Hader und steten Kämpfen. Weder erkannten sie Gesetze an, noch beugten sie sich einem Herrscher. Ein geregeltes Staatsleben, eine Verfassung war ihnen fremd. Diese Zustände herrschten in ganz Arabien noch zur Zeit der Flucht des Propheten. In den zehn Jahren aber zwischen der Flucht des Propheten bis zu seiner Rückkehr nach Mekka vollzog sich ein gänzlicher Umschwung, entstand eine vollkommene Staatsverfassung.

Unter den Anhängern des Islams entwickelt sich innerhalb dieser kurzen Spanne Zeit eine Brüderschaft, die alle nationalen und Stammesunterschiede verwischte. Nach zehn Jahren enthüllt sich der erstaunten Welt eine machtvolle konstitutionelle Regierung mit vollkommen demokratischer Verfassung, die Propheten und Jüngern, Regierenden und Regierten, dem Adel und dem Volke die gleichen Rechte gewährte. Der Islam betrachtete ein Unterscheiden zwischen Hochgestellten und Niedrigen, zwischen dem Herrscher und dem Volk als einen Ueberrest des alten Brauches der Herrscheranbetung. Nur vor der Einheit und Allmacht Gottes hat nach dem Islam der Mensch anbetend zu knien, der Schöpfer allein steht jenseits der menschlichen Begriffe von Recht und Unrecht, die Menschen selbst aber sind untereinander gleich. Der Koran sagt: „Man fragt ihn nicht, was er tut. Ihr seid es, die man fraget." (Uebersetzt von Rückert 21, 23.)

Der überirdische Nimbus, womit sich Könige und Kirchenfürsten, Ritter und Adel umgaben, zerfließt vor dem folgenden Lehrsatz in eitel Dunst:

> „O Allah, König des Königtums, du gibst das Königtum, wem du willst; und du ehrest, wen du willst, und demütigst, wen du willst. In deiner Hand ist das Gute; siehe, du hast Macht über alle Dinge." (Uebersetzt von Henning 3, 25.)

Von da an erwachte in den Menschen der Begriff von der Verantwortlichkeit der Regierung und dem Recht des Regierten. Der Koran war es auch, der die Einsetzung einer Gruppe von Männern zur Ueberwachung der Regierung sowie zur Gesetzgebung vorschrieb. Der Prophet sagt:

> „Und immer sei von Euch ein Volksstamm berufend zu dem Guten, gebietend Fug und Hochbeglückten." (Uebersetzt von Rückert, 3, 100.)

Diese gesetzgebende Körperschaft bestand in der Frühperiode der islamischen Aera aus den gelehrten und erleuchteten Gemeindemitgliedern. Die höchste Vollendung erreichte sie im Laufe der Jahrhunderte in der modernen Staatsverfassung, dem Zweikammersystem.

In seiner Abschiedsrede sagte der Prophet:

> „O Menschen, alle Gläubigen sind Brüder, niemand hat das Recht, das Eigentum eines andern anzutasten, es sei denn, daß der andere ihm die Erlaubnis dazu erteilt. Werdet nicht nach meinem Tode zu Ungläubigen, die sich gegenseitig töten, habe ich euch doch ein Buch hinterlassen, das euch, wenn ihr es befolgt, auf dem rechten Wege erhält. Alle menschlichen Geschöpfe haben nur einen Gott und einen Vater. Alle stammen von Adam ab, und Adam ist von dieser Erde. Gott liebt nur die Rechtlichen. Kein Araber steht höher als ein Nichtaraber, es sei denn durch größere Rechtlichkeit."

Dem arabischen Herrscher Tschaballa Ibnul Ayam, der sich zum Islam bekannt hatte, trat beim Umzug um die Kaabe ein Beduine unabsichtlicherweise auf den stolzen Königsmantel, worauf Tschaballa ihm einen Schlag ins Gesicht versetzte. Der Beduine brachte den Fall vor Omar, den zweiten Kalifen des Propheten. Tschaballa stellte bei dieser Gelegenheit an Omar die Frage, ob das islamische Gesetz keinen Unterschied zwischen Fürsten und Volk mache. „Nein", antwortete Omar. Daraufhin floh Tschaballa nach Konstantinopel, wo er als Gast des Kaisers den islamischen Glauben wieder ablegte.

Bis jetzt besteht keine Gesetzgebung, die in bezug auf vollkommene Verwirklichung des demokratischen Prinzips dem Koran zur Seite gestellt werden kann. Schon vor dem 13. Jahrhundert lehrte der Koran, daß die Ueberlegenheit der Individuen und Nationen nicht auf Kaste oder Ueberlieferung, nicht auf Reichtum oder Rasse, sondern auf Kultur und Charakter beruht.

Digitized by Google

ISL
v.1

Dieses Gleichheitsprinzip war es, das dem Propheten die Niedrigen und Unterdrückten zuführte. Sie sahen im Islam die Freiheit und die Gleichheit.

In dem Vorwort zu „Le Coran analisé" entwirft der französische Orientalist G. L. Beaume ein Bild von den europäischen Zuständen im sechsten Jahrhundert zur Zeit der Geburt des Propheten. Er schildert die damalige Gesetzlosigkeit und allgemeine Verwirrung, die unausgesetzten Fehden der Westgothen mit ihren Nachbarn, die Kämpfe unter den Söhnen Chlodwigs, die Greuel und Schandtaten zwischen Angeln und Sachsen in England, den Verfall Roms, das als Mittelpunkt einer Religion der Unruhe und Verwirrung preisgegeben war und nacheinander von Cheruskern, Rugiern, Ostgothen und Lombarden beherrscht wurde.

Die Sonne Griechenlands war zu jener Zeit völlig untergegangen. Kaum, daß ein Lichtschein früherer Tage in das Dunkel seines Vasallentums fiel. Asien erging es nicht besser als Europa; Tibet und Indien, dem Europa seine Kultur, seine Philosophie und seine Sprachen entlieh, waren ebenso wie China von inneren und äußeren Kämpfen zerrissen. Seit dem Einfall Alexanders des Großen befand sich das mit dem byzantinischen Kaiser in Konstantinopel engverbündete Persien in beständigem Konflikt mit Rom. In Afrika bildeten die römischen Griechen Söldnerscharen und überfluteten das afrikanische Festland als Kaufleute, Beamte usw. Sie saugten Aegyptens Blut aus und verwandelten den glorreichen Mittelpunkt der Wissenschaft und Kultur in eine starre Mumie. In gleicher Weise verfuhren sie mit den übrigen nordafrikanischen Staaten, die sie den Vandalen entrissen. Laster und Verderbtheit, Gesetzlosigkeit und Ehrlosigkeit durchseuchten die Welt. Sie waren die Folge der ruchlosen Mittel, der sich Völker und Nationen zur Erreichung ihrer Zwecke bedienten. Blutgier und Herrschsucht, Unterdrückung der Schwachen regierten die Welt.

Dies war nach Beaume die allgemeine Weltlage zur Zeit des großen Propheten. Mohammeds Lehren wurden hauptsächlich vom Adel, von den Emiren und Königen bekämpft, die in ihnen eine Bedrohung der eigenen Willkürherrschaft sahen. Die Weltgeschichte kennt keinen Reformator, dem nicht ein gleiches Schicksal widerfuhr.

Besonders heftig gestaltete sich die Verfolgung des Propheten durch die Gottlosen und Heiden Mekkas. Sie erkannten, was dem Dogma von der alleinigen Macht Gottes zugrunde lag, und sahen darin den Anstoß zu sozialen Umwälzungen. Die Offenbarung der Sura: „Sage ihnen, daß es nur einen Gott gibt, nur ihn sollen die Menschen anflehen; er wurde nie geboren und hatte keinen Sprößling, nur ihm kann niemand gleichen", diese Offenbarung galt ihnen als eine ernstliche Bedrohung ihrer Macht. Die islamische Brüderschaft gewährte den Nichtmuslimen das Recht zur Ausübung ihrer religiösen Gebräuche, zum Festhalten an ihren Feiertagen und Zeremonien. Der Prophet verbot seinen Anhängern, Nichtmuslimen zu hintergehen, zu übervorteilen oder sie schlecht zu behandeln. Sie genossen volle Freiheit und jeden Rechtsschutz. Die Verletzung jedweden Vertrages oder Kontraktes zwischen Muslim und Nichtmuslim war untersagt. Es bestand rückhaltlose Gleichberechtigung auf jedem Gebiet des öffentlichen Lebens. Der Koran, die Grundlage des Islams, enthält viele dementsprechende Vorschriften:

„Ihr Guthaben ist unser Guthaben, und ihre Verpflichtung ist unsere Verpflichtung", (Eine Tradition, die die Grundlage der islamischen Gesetzgebung bildet und auf der viele verschiedene Bestimmungen beruhen.)

Der Koran beschränkte sich jedoch nicht auf Duldsamkeit gegen die Nichtmuslime, sondern befiehlt den Schutz der Geistlichkeit, der Frauen und Kinder Andersgläubiger im Kriegsfalle, während das Ausüben von Wohltätigkeit gegen die Nichtmuslime in Friedenszeiten vom Propheten ermutigt wird.

Gott wehrt euch nicht ab von denen,
die euch nicht
Bekämpften um des Glaubens willen,
Und nicht vertrieben euch aus eurer
Heimat,
Daß fromm ihr sein mögt gegen sie
Und sie gerecht behandeln,
Denn Gott liebt die Gerechten.
Gott wehrt euch ab von denen nur,
Die euch bekämpfen um des Glaubens
willen,
Und euch vertrieben aus der Heimat,
oder halfen
Zu eurer Vertreibung; wehrt euch, daß ihr
Mit ihnen Freundschaft haltet;
Denn wer mit ihnen Freundschaft hält,
Dasselbe sind die Sünder. (Rückert 60, 8, 9.)

So hat der Islam gegenseitige Rücksicht, gegenseitige Hilfe aller Gemeinden untereinander zu fördern gesucht. Der folgende Satz betont dies mit besonderem Nachdruck:

Von diesetwegen
schrieben wir nun
von den Söhnen
Israels:
Wer schlägt ein
Leben ohne für
ein andres,
Und ohne Krieg im
Lande

Wasserkrug aus Berg-Kristall.

Digitized by Google

Sein soll 's, als ob er hab erschlagen alle Menschen;
Wer aber eins erhält, das sei als ob er hab' erhalten alle Menschen.
(Rückert 5, 35.)

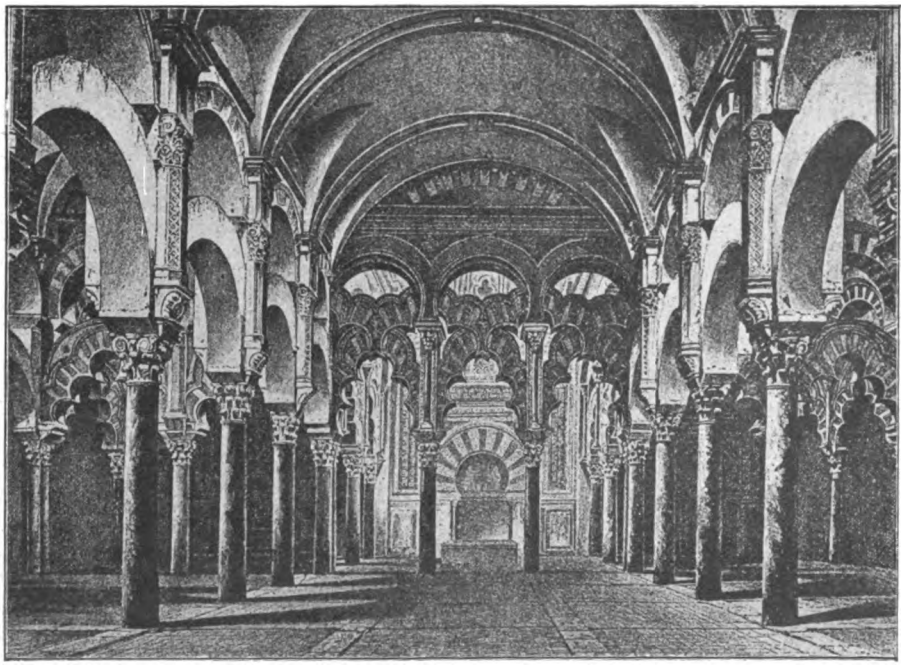
Daraus läßt sich die Schlußfolgerung ziehen, daß diesem sozialen Gesetze gemäß ein Mensch für den andern verantwortlich ist. Ungeachtet der Rasse und Farbe, der Religion und Ueberzeugung soll diese Verantwortlichkeit in gegenseitiger Unterstützung und Hilfsbereitschaft zum Ausdruck gelangen.

Der Unterschied, den der Koran zwischen Muslimen und Nichtmuslimen macht, erweist sich bei näherer Prüfung als ein großer Vorteil für den letzteren, denn nach dem alten islamischen System sollte von dem Fremdling eine jährliche Kopfsteuer von nahezu 20 M. erhoben werden, vorausgesetzt, daß er nicht arbeitsunfähig war, während die Muslimen zur Abgabe von 2½ v. H. ihres Gesamteinkommens gezwungen waren, und außerdem Steuern für Tiere, Getreide und andere landwirtschaftliche Erzeugnisse entrichten mußten. Dies allein schon ist ein beredtes Zeugnis muslimischer Gastfreundschaft. Zur Förderung der guten Beziehungen zwischen Muslimen und Andersgläubigen duldet der Koran überdies die Ehe zwischen beiden.

Kaum waren die 10 Jahre zwischen der Flucht von und der Rückkehr nach Mekka verstrichen, als der Prophet der Welt die Grundlagen einer vollkommenen Verfassung enthüllte, die wirtschaftliche und soziale Organisation mit religiösen und ethischen Grundsätzen vereinte. Dem Spielraum, den der Koran dem weltlichen Ehrgeiz gewährte, wurde durch das religiöse Prinzip Grenzen gezogen. Die Forderungen der Welt dürfen nicht vernachlässigt werden, aber die Reinheit der Seele, die Unantastbarkeit des Charakters stehen über dem weltlichen Vorteil. Der Mensch darf nicht der Sklave seiner irdischen Gelüste werden.

Da der Koran den Bedürfnissen aller Zeiten entspricht, ist es leicht erklärlich, daß Handel und Industrie, Ackerbau und Schiffahrt, Staatswesen und militärische Organisation überall dort aufblühten, wo der Islam seinen Einzug hielt. Und so ist es denn ein höchst beklagenswerter Irrtum, den Verfall muslimischer Staaten auf die Mängel der Religion zurückzuführen. Es ist ein Irrtum, zu behaupten, daß das vom Islam verkündete Tawakul (blindes Gottvertrauen) die Lässigkeit unterstützt und hemmend auf das Vorwärtsstreben wirkt. Viele europäische Schriftsteller haben dem Tawakul eine falsche Bedeutung beigelegt und von ihm irrigerweise die Ursache islamischen Niederganges abgeleitet. Ein Blick in den Koran, eine nur flüchtige Kenntnis der Lebensgeschichte seines Verkünders und der Anfänge der Religion vom siebenten bis zum fünfzehnten Jahrhundert hätten diese Männer der Feder eines Besseren belehren können: „Arbeite", sagt der Koran, „denn Gott und sein Prophet wissen, was du tust . . . . Wenn Ihr Eure Gebete beendet habt, geht auseinander und arbeitet, auf daß Ihr die Mittel zu Eurem Lebensunterhalt verdienet, den Gott Euch gewährt".

Hätte das Tawakul den Verzicht auf menschliches Streben, die Vernachlässigung der Arbeit bedeutet, so müßte das Leben des Propheten Spuren dieses Lässigkeitsprinzips aufweisen. Von Müßigkeit und tatenlosem Gottvertrauen weit entfernt, bietet der Prophet in seinem Lebenswerk ein leuchtendes Beispiel der wahren Bedeutung des Tawakul. Im Alter von 40 Jahren unternahm er seine große Aufgabe, beschritt er die neue Lebensbahn, die eine ungeheure Arbeitskraft und Tatkraft erforderte. Seine Tätigkeit umfaßte die unterschiedlichsten Gebiete, das kleinste und größte. Er flickte selbst seine Schuhe, besorgte Haushaltungsgeschäfte, verrichtet das Amt eines Richters, hielt Ansprachen, war Vorbeter, Oberbefehlshaber der Truppen usw. Er unterzog sich den schwersten Erdarbeiten, er führte Wortgefechte mit den Gottlosen und hart-



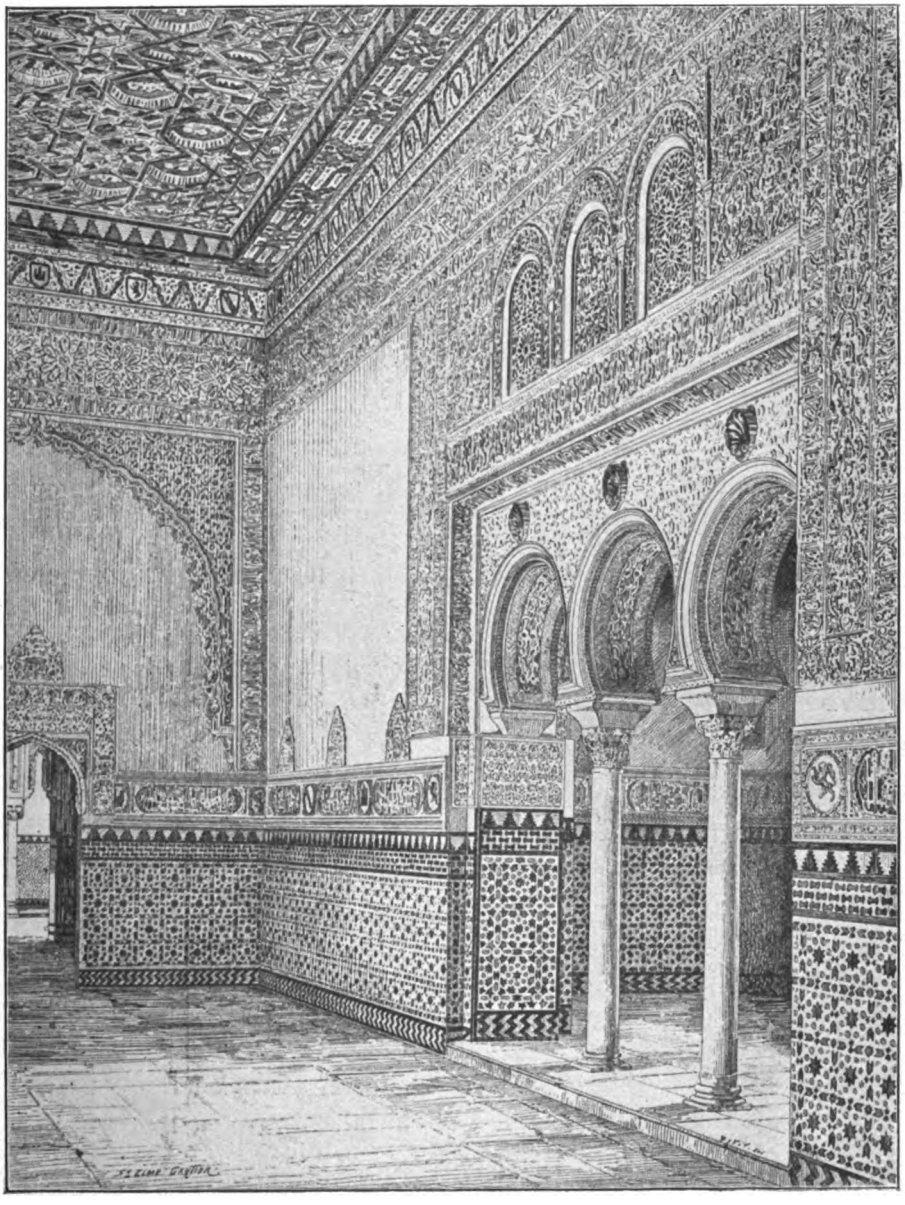
Inneres der Moschee zu Cordoba.

Digitized by Google

näckigen Andersgläubigen, er empfing die Abgesandten der arabischen Könige und Emire, er stand im Briefwechsel mit den Königen und Kaisern seiner Zeit und widmete sich der Fürsorge der Armen und Schwachen.

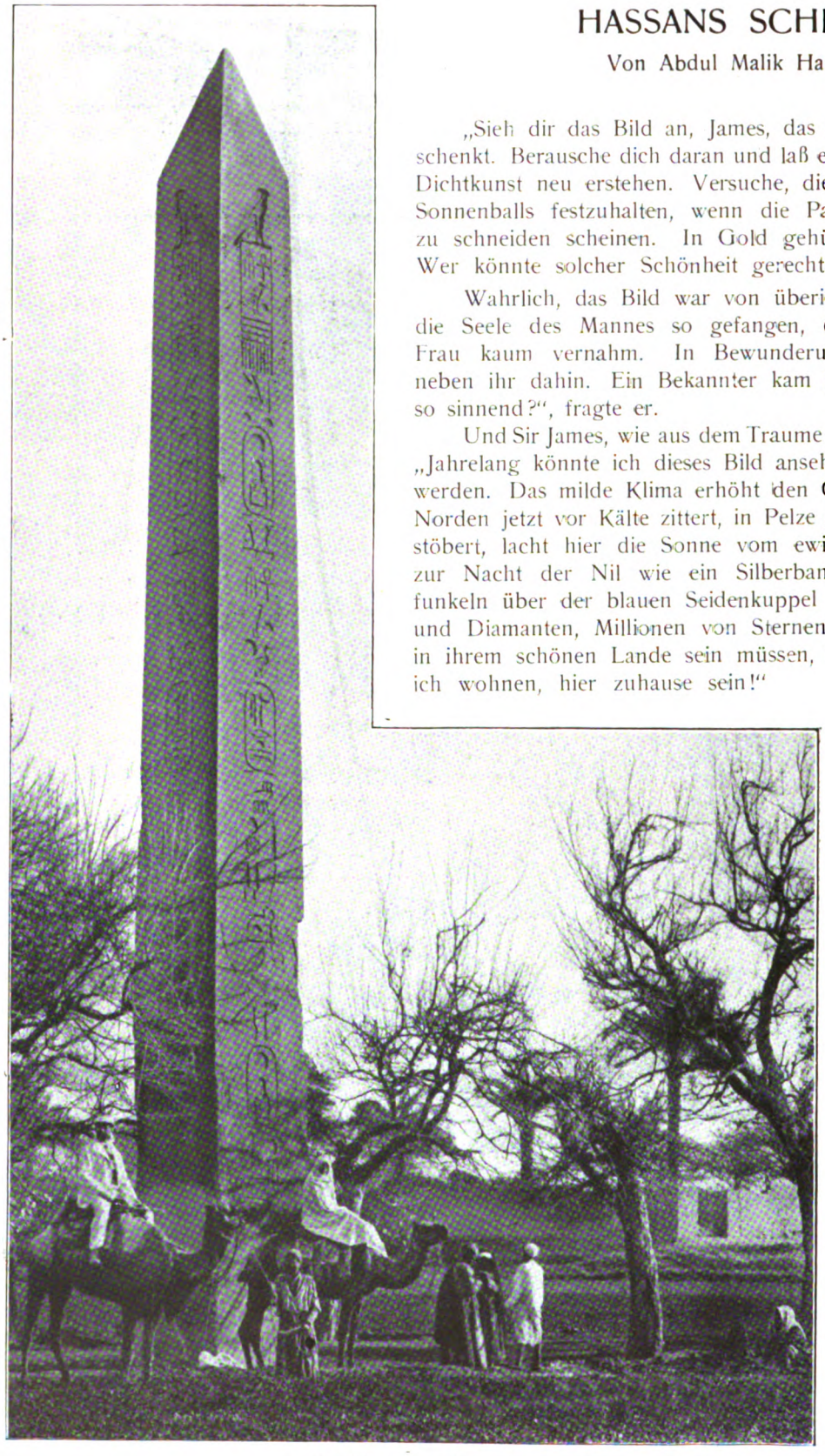
So war der Prophet und in diesem Geiste sprach sein zweiter Kalif Omar die versammelte Gemeinde mit den Worten an: „O Menschen, schafft und arbeitet, denn es regnet nicht Gold und Silber vom Himmel."

Wie sich im einzelnen der Uebergang aus heidnischer Unkultur zur islamischen Kultur vollzog, was große Kalifen für die Machtentfaltung der islamischen Welt geleistet und islamische Gelehrte für die Entwicklung der Wissenschaft geschaffen haben, das soll in einem anderen Aufsatz an dieser Stelle gezeigt werden.



Saal der maurischen Könige in Alcazar zu Sevilla.

Digitized by Google



Obelisk von Heliopolis.

HASSANS SCHICKSAL.

Von Abdul Malik Hamsa Bey.

„Sieh dir das Bild an, James, das die Natur uns am Abend schenkt. Berausche dich daran und laß es durch den Zauber deiner Dichtkunst neu erstehen. Versuche, die sterbende Schönheit des Sonnenballs festzuhalten, wenn die Palmstämme ihn in Stücke zu schneiden scheinen. In Gold gehüllt, schimmert der Wald. Wer könnte solcher Schönheit gerecht werden?"

Wahrlich, das Bild war von überirdischem Glanz. Es hielt die Seele des Mannes so gefangen, daß er die Worte seiner Frau kaum vernahm. In Bewunderung versunken, schritt er neben ihr dahin. Ein Bekannter kam ihnen entgegen. „Warum so sinnend?", fragte er.

Und Sir James, wie aus dem Traume erweckt, gab zur Antwort: „Jahrelang könnte ich dieses Bild ansehen, ohne seiner müde zu werden. Das milde Klima erhöht den Genuß. Während man im Norden jetzt vor Kälte zittert, in Pelze gehüllt durch den Schnee stöbert, lacht hier die Sonne vom ewig blauen Himmel, glänzt zur Nacht der Nil wie ein Silberband im weißen Mondlicht, funkeln über der blauen Seidenkuppel des Himmels, wie Perlen und Diamanten, Millionen von Sternen. Wie glücklich sie hier in ihrem schönen Lande sein müssen, Hassan Bey, hier möchte ich wohnen, hier zuhause sein!"

„Ich stimme meinem Manne bei," sagte Lady Ronald, „besonders da dieses Land unter britischer Herrschaft neben der Schönheit der Natur auch den Segen der Organisation genießt. Die prächtigen Paläste, die herrlichen Wege, der internationale Verkehr zeugen von großem Reichtum. Wahrlich, Kairo steht darin keiner europäischen Großstadt nach. Und wie glücklich und zufrieden die Menschen hier sind!"

„Es ist wahr," sagte Hassan Bey, „meine Heimat ist schön, und bei oberflächlicher Betrachtung könnte man zu solchem Schlusse kommen, gnädige Frau, aber der Aegypter ist weder so reich noch so glücklich, wie Sie glauben."

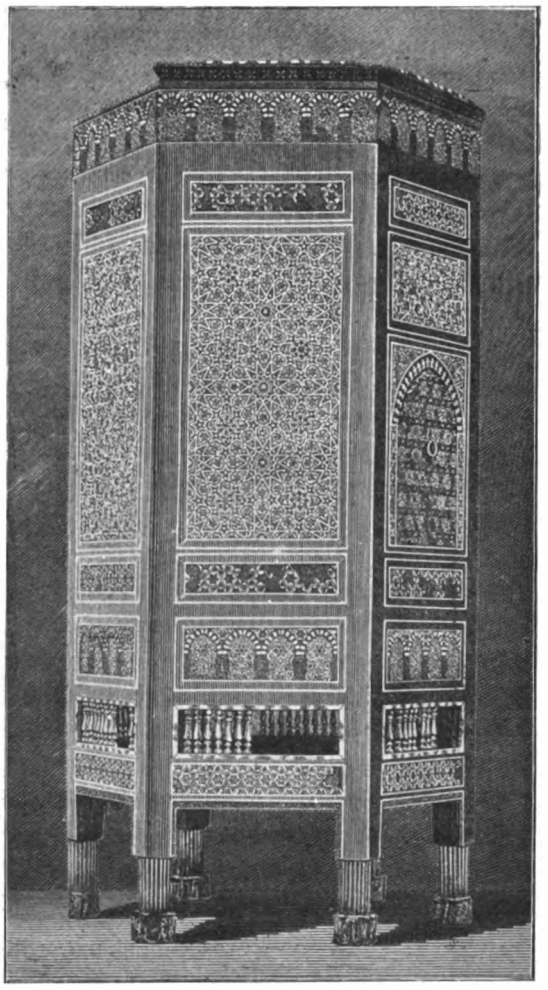
Digitized by Google

„Wieso?" fragte Lady Ronald. „Der Fellah, also der größte Teil Ihrer Bevölkerung, scheint mir der glücklichste und zufriedenste Landmann der Welt zu sein. Erinnerst du dich nicht, James, was wir einst in Cromers Buch darüber gelesen haben? Unmöglich können Sie doch das Gegenteil von dem behaupten, was ein so großer Mann wie Cromer über diese Frage schrieb, Cromer, der Aegypten vom Bankerott rettete und das neue Aegypten gründete."

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu widersprechen, Lady Ronald," antwortete Hassan. „Groß war er nicht. Es gibt wenig Leute in der Welt, die diese Bezeichnung verdienen. Er war ein tüchtiger Verwaltungsbeamter, er rettete auch, ich gebe es zu, das durch Ismael an den Rand des Bankrotts gebrachte Aegypten vom wirtschaftlichen und finanziellen Untergang. Aegyptens ungeheure natürlichen Hilfsquellen erleichterten ihm diese Aufgabe. Während seiner Herrschaft und der seiner beiden Nachfolger litt Aegypten am schwersten. Aber Cromers Augenmerk war nicht auf das Heil Aegyptens gerichtet, ihm kam es einzig und allein auf die Interessen Englands und einer gewissen finanziellen Gruppe an. Einen Unterdrücker, wie er einer war, kann man nicht groß nennen".

„Aber . . . . ."

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, und erlauben Sie mir, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl weitere Aufklärungen darüber zu geben. Sir James ist Schriftsteller von Weltruf und als solcher der Welt für seine Aussprüche verantwortlich. Ich hoffe, in voller Wahrheitsliebe dazu beitragen zu können, seine Veröffentlichungen vor den Irrtümern zu bewahren, in die andere verfallen sind. Die Meisten, die hierher kommen, bringen vorgefaßte Meinungen mit, die sie aus politischen Tendenzbüchern gewonnen haben. Durch das, was sie dann hier zu sehen und zu hören bekommen, werden diese Einflüsse noch verstärkt. Sie kommen nie in Berührung mit ägyptischen Kreisen und stehen allem Einheimischen fremd gegenüber. Sie verlassen unser Land und verbreiten weiterhin falsche Eindrücke. Der Fellah, den Sie als den glücklichsten und zufriedensten Menschen der Welt schildern, arbeitet von Sonnenaufgang bis lang nach Sonnenuntergang. Mit seiner Frau und seinen Kindern schindet er sich von früh bis spät. Maisbrot ist seine einzige Nahrung. Er würde sich glücklich schätzen, könnte er sich eine Zwiebel oder ein Stück Käse dazu leisten. Fleisch erhält er nur einmal im Jahr am Beiramfest von den Reichen des Landes. Schreckliche Lehmhütten sind seine Wohnung. Seinen Durst löscht er mit unfiltriertem Nilwasser, das ihm Malaria bringt. Unterernährung erzeugt Blutarmut und zehrt an seinem Lebensmark. Die sanitären Zustände seines Daseins sind unbeschreiblich. Würde die Sonne mit ihren Glutstrahlen die Vernachlässigungen einer gewissenlosen Regierung nicht ausgleichen, so wäre das unglückliche Volk durch verheerende Krankheiten längst ausgerottet. Die blühenden Felder, die der Fellah im Schweiße seines Angesichts bestellt, gehören nicht ihm. Sie gehören letzten Endes den englischen und französischen Kapitalisten, die, von der Regierung unterstützt, ihn und das ganze Land versklaven. Der ägyptische Stadtbewohner hat ebenso wenig Anteil an den herrlichen Palästen, die Sie in Kairo, Alexandria, Port Said gesehen haben, wie der Fellah an den von ihm bearbeiteten Feldern. Zu der unbeschreiblichen Armut gesellt sich eine verdammungswürdige Unwissenheit, zu der die Regierung den Aegypter herabwürdigt."

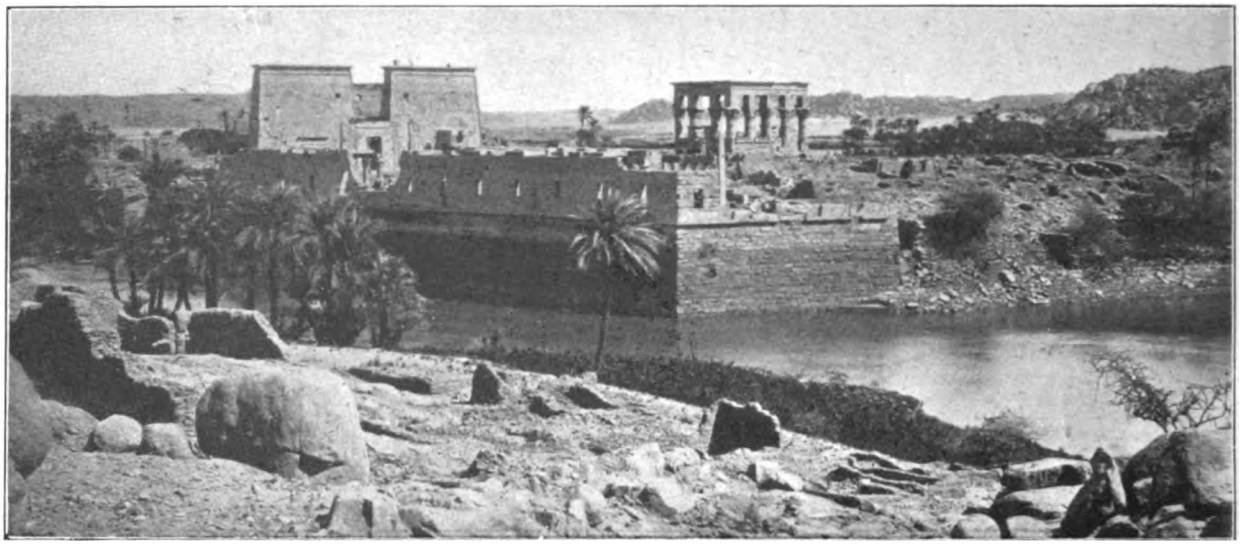


Hölzerner eingelegter Tisch von arabischer Arbeit. (Kairo 10. Jahrh.)

„Urteilen Sie nicht etwas zu streng? Ist nicht trotz alledem die Lage des Aegypters jetzt besser als zur Zeit Ismaels?" warf Lady Ronald ein. „War nicht die ganze Regierung damals nur ein Unterdrückungswerkzeug? Wurden die Fellahs und alle anderen Klassen damals nicht auf das schmählichste ausgesaugt.

„Möglich," gab Hassan zu; „dies berechtigt aber nicht zu der Schlußfolgerung, daß die Lage

Digitized by Google



Ansicht der Insel Philae in Oberägypten.

jetzt gut ist; auch kann man vom Aegypter nicht verlangen, daß er sich deshalb zufrieden gebe. Der Aegypter war weder mit der schlechten Regierung Ismaels, noch mit der besseren Tewfiks zufrieden. Er verlangte eine parlamentarische Volksvertretung und eine solche wurde ihm nicht gewährt. Nach der Besitzergreifung Aegyptens durch die Engländer wurde das Parlament wieder abgeschafft. Sie nennen die Regierung Ismaels ein Unterdrückungswerkzeug, gnädige Frau. Können Sie mir sagen, welcher Unterschied zwischen der gegenwärtigen Regierung und der Ismaels besteht? Welche Freiheit genießen wir? Redefreiheit, Preßfreiheit oder auch nur Gedankenfreiheit? Sämtliche Zeitungen der Nationalpartei wurden verboten. Ihre Herausgeber wurden zusammen mit den führenden Rednern der Partei scharenweise ins Gefängnis geworfen oder zum Verlassen des Landes gezwungen. Erst gestern erschien ein neues Gesetz, das die bloße Idee strafbar macht, ein Gesetz, das schon vor 50 Jahren in Rußland abgeschafft wurde und jetzt in Aegypten auferstand. Und ist Ihnen etwa die berüchtigte Denschwai-Affäre unbekannt? Unschuldige Leute wurden hingerichtet, ihre Söhne ausgepeitscht und in den Kerker geworfen, und das alles, weil sie Front gemacht hatten gegen den Uebermut junger englischer Offiziere. Das ist ein Beispiel der Gerechtigkeit, die wir genießen." Und immer erregter werdend, fuhr Hassan fort: „Selbst wenn unsere Lage jetzt wirklich besser wäre, als zuvor, so sind wir doch, vergessen Sie es nicht, eine Nation mit allen Eigenschaften und Merkmalen einer solchen. Wir haben ein Recht, anzustreben, was andere Nationen erstrebten. Wir sind eine Nation und wollen selbst uns und unser Land regieren".

„O Hassan Bey, Sie verlangen zu viel. Zur Selbstregierung ist Aegypten noch nicht reif. Kein orientalisches Land mit Ausnahme Japans ist zur Selbstregierung geeignet."

Das Gespräch nahm damit ein Ende. Man war am Hotel angelangt. Sinnend setzte Hassan allein den Weg nach seiner Behausung fort.

* * *

„Was mag Aischa wohl heute an Sie geschrieben haben, Sie sehen glückstrahlend aus," sagte tags darauf Lady Ronald zu Hassan, der mit einem Briefe in der Hand auf sie zukam.

„Nur wenige Worte mit dem Wunsche, daß es mir hier gut gehe, und der Hoffnung auf meine baldige Heimkehr."

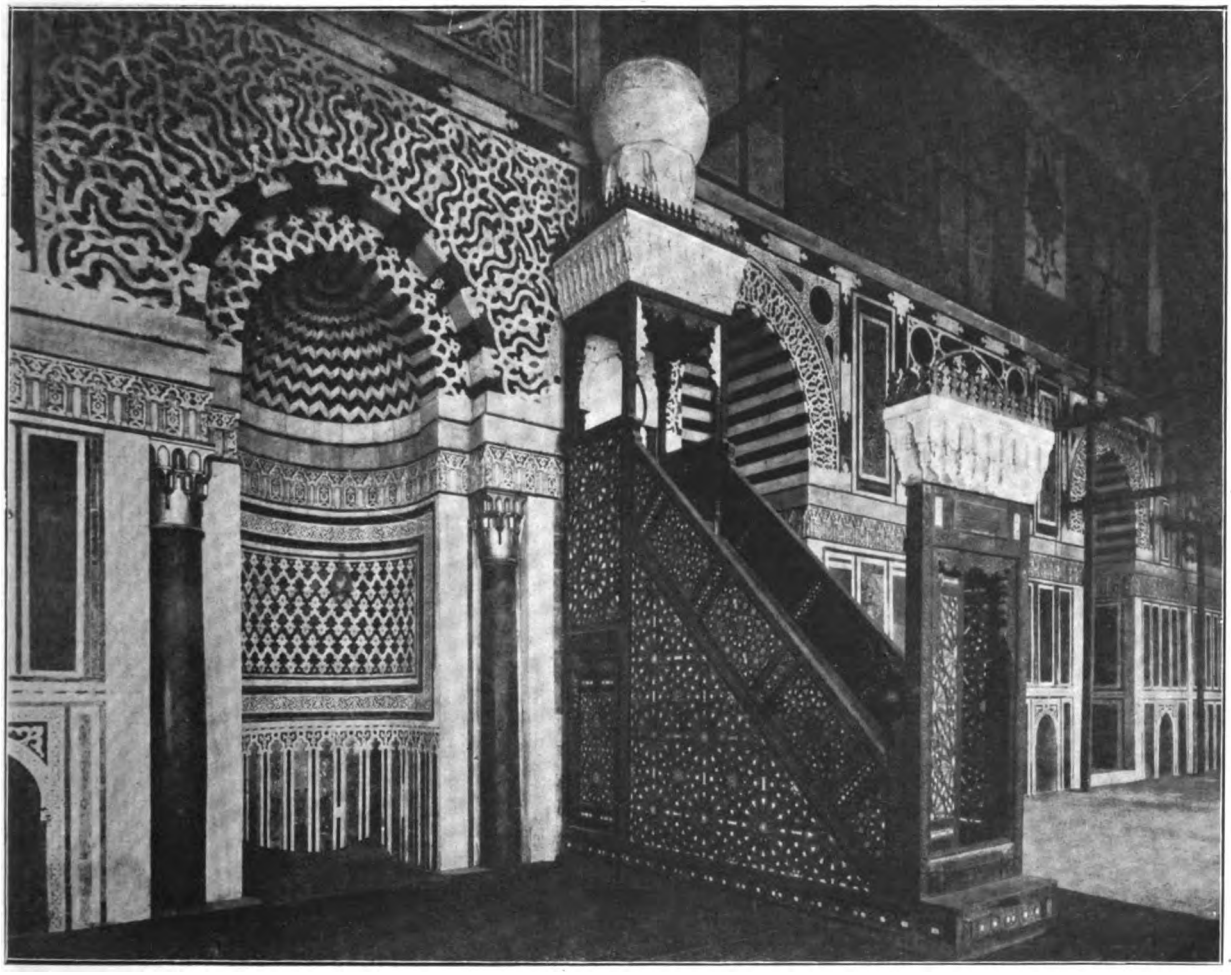
„Sonderbar, wie zufrieden Sie mit diesen wenigen Worten sind, die keine Anspielung auf die tiefe Liebe enthalten, die zwischen Ihnen und Aischa besteht. Wie kommt es, daß Aischa ihre Sehnsucht nach Ihnen nicht in Liebesworte zu kleiden sucht? An dem seligen Aufleuchten der Augen Ihres Mädchens, sobald Sie in ihre Nähe kamen, erkannte ich, wie tief sie Sie liebt. Dennoch wagte sie kaum den Blick zu Ihnen, dem Vetter, dem Gefährten ihrer Kindheit, dem Verlobten, zu erheben. Einst befragte ich sie über ihre Gefühle für Sie. Mit niedergeschlagenen Blicken antwortete sie mir tief errötend: „Wir Orientalinnen empfinden die Macht der Liebe sehr tief, aber wir sprechen wenig darüber. In diesem stillen Empfinden liegt unser süßes und erhabenes Glück. In den Herzen unserer Jugend glüht die Liebe, erfüllt ihr ganzes Sein, aber natürliche Schüchternheit und Zurückhaltung bilden einen Wall zwischen dem Feuer der Gefühle und der Möglichkeit ihres Ausdrucks. Wären die Augen und die leicht erkennbaren Spuren innerer Erregung nicht Verräter der Liebe, so würden oft die tiefsten Gefühle wohl sogar von dem unentdeckt bleiben, der sie ins Leben rief. Sie scheinen erstaunt zu

Digitized by Google

sein, fuhr Aischa fort, als sie mein Befremden bemerkte, daß Hassan und ich uns nicht süße Liebesworte zuflüsterten. Unsere Erziehung macht die Keuschheit zu unserem stärksten Gefühl. Sie erscheint uns köstlicher und begehrenswerter als der Austausch von Zärtlichkeiten. Sie ist der schönste Schmuck der Frau, ihre kostbarste Mitgift. Viele Bücher erzählen von dem Leben der europäischen Frau, so daß ich mir ein Bild von der Schönheit ihres Daseins machen kann. Aber wie die Rose mit Dornen, so ist der Lebensweg der Europäerin mit Gefahren besetzt. Unsere Erziehung, unsere eine Antwort auf meine Frage und es war noch beredter als bloße Worte. Für unsere europäischen Begriffe, fuhr Lady Ronald fort, ist solche Zurückhaltung ein psychologisches Rätsel. Ihrem Reiz können wir uns jedoch nicht verschließen."

Mit tiefer Bewegung folgte Hassan den Worten der Dame und leuchtenden Auges begann er von seiner Liebe zu Aischa zu sprechen, von der gemeinsam verbrachten Kindheit, von dem gemeinsamen Unterricht unter der Leitung von Hassans Vater, von der erwachenden Liebe.

So gelangten die drei an das Tor der Eurgetes,



Moyed-Moschee zu Kairo.

Sitten und Gebräuche erhalten selbst in Gedanken unsere Seele keusch und jungfräulich. Am Hochzeitstage berühren die ersten Küsse unsere Lippen, tönen die ersten heißen Liebesworte an unser Ohr. Unser Eheleben ist von keuschem Reiz umflossen." Nachdem Aischa dies gesagt hatte, nahm sie ihre Geige zur Hand und spielte die schöne, von ihr verfaßte Variation eines Liebesliedes von Theriab. Ihr Spiel war voll verhaltener Liebesglut und tiefer Melancholie. Was ihre Zunge nicht aussprechen konnte, klang in den von tiefer Leidenschaft durchbebten Tönen an mein Ohr. Auch dieses Spiel war das Einlaß gewährt zu der nach dem Tempel vom Karnak führenden Sphinxallee. Hassan erzählte seiner Gefährtin die Geschichte und Bedeutung der von Amanhoteb III. in der Frühperiode des zweiten Jahrhunderts vor Christi erbauten Allee. Dann sprach er von der Geschichte Aegyptens zur Zeit der großen Herrscher, vom goldenen Zeitalter des Glücks und der Zufriedenheit, von dem Aufschwung des Handels und der Industrie. Auch von dem berühmten Labyrinth Amanhotebs in Fayum sprach er, das den Vertretern des Landes als Wohn- und Parlamentsgebäude diente, dann

Digitized by Google

Die Insel Philae, vom Nil gesehen.

von den viertausendjährigen großen Wasserwerken, und erzählte ferner von anderen Abschnitten der ägyptischen Geschichte, in denen Wissenschaft und Literatur zur höchsten Blüte gelangten. Er schilderte, wie die Phönizier sich an das ägyptische Vorbild angelehnt, wie sie die Schrift und die Handelsmethoden der alten Aegypter nachgeahmt haben, wie später die Griechen an den großen ägyptischen Universitäten von Fayum und Heliopolis studierten und die ägyptische Kultur in Hellas verbreiteten, das den Aegyptern seine hohe kulturelle Entwicklung verdankte. Er stützte seine Erklärungen auf die Ergebnisse der Forschungen großer Archäologen wie Ebers, Borchardt, Schäfer, Prested, Maspero, Brugsch.

Nach Besichtigung des Karnak-Tempels ruderten die drei über den Fluß hinüber und ritten auf Eseln nach der Pforte der Meluken. In sprachlosem Erstaunen standen die europäischen Gäste vor dem machtvollen polierten Granitbau, den ägyptische Bildhauer- und Malkunst vor 4000 Jahren als Wunderwerk geschaffen hat. Welche Werkzeuge rangen dem stahlspröden Stein dieses Leben ab? Welche Zauberkunst brachte die Farben hervor, deren frische Schönheit der Vernichtung der Zeiten spottet?

Sir Ronalds tiefe Bewunderung rang nach Worten: „Seit ich Ihr Land betrat, Hassan, die unvergleichlichen Ruinen Ihrer großen Vergangenheit sah, bin ich aus dem Erstaunen und der Verwunderung nicht herausgekommen. Ueberall, in Gisa, Sakara, Sarabjum, Araba al Modfurna, Ema Edfu, Assuan und hier in Luksor, vor all diesen unvergleichlichen Wunderwerken drängt sich mir dieselbe Frage auf: Zu welcher Höhe mußte dieses ägyptische Volk gelangt sein, daß es vor 4000 Jahren im grauen Frühmorgen der Weltgeschichte diese Meisterwerke hervorbringen konnte, die den Stürmen der Zeit, der Zerstörungswut fremder Eroberer siegreich widerstanden? Wir in Europa bauen für wenige Jahrhunderte, die Aegypter schufen für die Ewigkeit. Betrachten wir die Pyramiden, die Sphinx-Monumente. Welche Maschinen waren notwendig, diese Riesensteine 150 Meter hoch zu heben? Wie wurde der Sphinxtempel errichtet? Wie die herrlichen Säulenhallen in Philae? Wie fügte man die einzelnen Teile zusammen? Durch Luftdruck oder durch Maschinen, von deren Konstruktion wir uns keinen Begriff machen können? Und weiter: Wie gelang die jahrtausendlange Erhaltung der Mumien? Wir stehen da vor einem Rätsel, das unsere hochentwickelte Chemie noch nicht zu lösen vermocht hat. Fürwahr, ein Paradies muß Ihr Aegypten vor 40 Jahrhunderten gewesen sein, ein Wunderland der Künste und Wissenschaften, zu einer Zeit, in der die übrige Welt in tiefster Dunkelheit lag und unser englisches Inselreich vielleicht gar noch unbevölkert war. Die kühne Intelligenz Ihres Volkes, die wir oft in der Ueberlegenheit ihrer Studenten über unsere in den europäischen Schulen erkennen, der geduldige, unermüdliche Fleiß des Fellahs werden zweifellos Ihre Nation in Zukunft wieder zu der Sonnenhöhe führen, die sie schon einmal vor Jahrtausenden erreicht hat."

„Ja," sagte Hassan, „unser Volk war groß und trägt die Keime künftiger Größe in sich. Unsere Glanzzeit beschränkte sich jedoch nicht auf das sagenhafte Altertum. Wir waren groß auch im Mittelalter, zur Zeit der Fatimiden, deren Ruinen Ihnen ebenfalls eine so große Bewunderung einflößten. In den Moscheen und Gräbern der Fatimiden vereinigen sich majestätische Größe mit der sorgfältigsten Ausarbeitung der Einzelheiten. Im arabischen Museum sahen Sie unzählige Meisterwerke aus der Glanzzeit der Fatimiden. Eine alte Schrift, die in Tenis, der alten Hauptstadt der Fatimiden, gefunden wurde, legt Zeugnis ab von unserer wirklich erstaunlichen Gesetzgebung, von unserem vollkommenen Verwaltungssystem, das dem modernen europäischen Verwaltungswesen kaum nachsteht. Aber auch in der Geschichte der Neuzeit spielte Aegypten eine große Rolle. Unter Mohammed Ali schritt Aegypten mit Riesenschritten

Digitized by Google

vorwärts, erwies es sich des großen Erbes einer zweifachen Kultur würdig, der Kultur der Araber und der Aegypter, die sich durch Griechenland und Spanien über Europa verbreitete. Aus der Zeit Mohammed Alis stammen die Kanater-Chairieh-Wasserwerke, die die Wasserversorgung des Nildeltatales regeln, in jener jüngst vergangenen Zeit wurde die medizinische Hochschule gegründet, desgleichen die technische Hochschule, die jetzt in Ruinen liegt, auch wurden damals die Textil-, Munitions- und Waffenfabriken errichtet, die bis zur Regierung Ismaels im Betrieb waren. Industrie und Handel blühten unter Mohammed Ali. Der ganze Bedarf der Bevölkerung, der Armee und Flotte wurde in Aegypten gedeckt, das wirtschaftlich vollständig unabhängig war. Wären nicht Ereignisse eingetreten, die dem Fortschritt Aegyptens Einhalt geboten, dann hätten Sie, Lady Ronald, vielleicht Gelegenheit gehabt, ein zweites Japan hier zu erblicken."

„Warum so niedergeschlagen, Hassan? Seit der Kriegserklärung bist du nicht mehr derselbe. Du gibst dich ganz deinen Gedanken hin. Nie sieht man ein Lächeln auf deinem Gesicht. Selbst der kleine Ahmed vermag dich nur auf wenige Minuten aufzuheitern. Du schläfst nicht und bist in einem Zustand beständiger Gereiztheit. Was fehlt dir, Geliebter? Vielleicht kann ich dir deine Bürde erleichtern. Denke an unsere Jugend, unsere Liebe, an unser süßes Kind. Warum freuest du dich des Lebens nicht, das soviel des Schönen bietet?"

„Geliebte, es ist mein Vaterland, das mir Sorgen macht. Eine kritische Zeit für uns und die ganze Welt ist angebrochen. Die Zukunft aller Völker steht auf dem Spiel. Das Schicksal meines Landes macht mich erzittern. Bis jetzt habe ich meine politischen Sorgen von dir fernzuhalten gesucht, denn ich liebe dich, Aischa, und möchte dir keine trübe Minute bereiten. Aber nicht länger kann ich meinen Kummer verbergen. Meine politischen Freunde sind im Gefängnis oder in Verbannung. Das Eingreifen der Türken in den Weltkrieg erweckte Hoffnungen auf Befreiung unseres Landes. Anderthalb Jahre sind seitdem verflossen. Unsere türkischen Freunde haben an anderen Fronten vollauf zu tun. Ich fürchte, daß sich ihnen keine Gelegenheit zu unserer Befreiung bieten wird, und ich fürchte, daß bei Friedensschluß auch am Diplomatentisch die ägyptische Frage nicht gelöst werden wird. Was soll aus Aegypten werden? Soll es vielleicht das Schicksal Indiens erleiden? Vor dem Kriege waren Englands Hände wenigstens noch durch Kapitulationen und andere politische Faktoren gebunden. Nach dem Kriege werden die Engländer schalten und walten, wie sie wollen. Die Riesenschulden, die England sich im Kriege aufgebürdet hat, wird Aegypten mittragen müssen. Der Fellah wird Hungers sterben, wenn auch die goldenen Halme unserer Kornfelder reiche Ernte tragen. Der ganze Reichtum des Landes wird in die unergründlichen Kassen der englischen Verwaltung fließen. Mein kleiner Sohn, der die Freude meines Lebens sein soll, wird mir so zu einer Quelle der Sorge und des Leides. Was steht ihm und seinen Altersgenossen bevor? In einem unterjochten Lande werden sie als Sklaven heranwachsen. Und was mich noch mehr als alles andere erregt, ist das Gefühl meiner Ohnmacht. Ich kann das Schicksal, das mein Land bedroht, nicht aufhalten. Manchmal weckt die verzweifelte Lage wilde Gedanken in mir. Gewaltsam möchte ich mich an dem englischen Eindringling rächen, stürzen möchte ich mich auf jeden Aegypter, der die Zukunft seines Landes um einer Stellung willen verkauft. Dann aber gewinnt die Vernunft wieder die Oberhand. Ich sehe ein, jeder Schritt dieser Art würde

Tempel auf der Insel Philae in Oberägypten.

Digitized by Google

seinen Zweck verfehlen. Die Engländer würden den Racheakt eines einzelnen als eine Verschwörung unter der gebildeten Klasse, die ihnen die gefährlichste erscheint, hinstellen, und die Gelegenheit zu den weitgehendsten Maßregeln gegen diese Klasse ergreifen. Aber abgesehen von allen diesen Bedenken schrecke ich auch persönlich vor einer blutigen Tat zurück, die meiner Natur fremd ist, obgleich ich einsehe, daß die Strafe gerecht wäre."

In diesem Augenblick sprang der kleine Achmed ins Zimmer. Mit sorgenvollem Ausdruck blickte Hassan auf sein Kind.

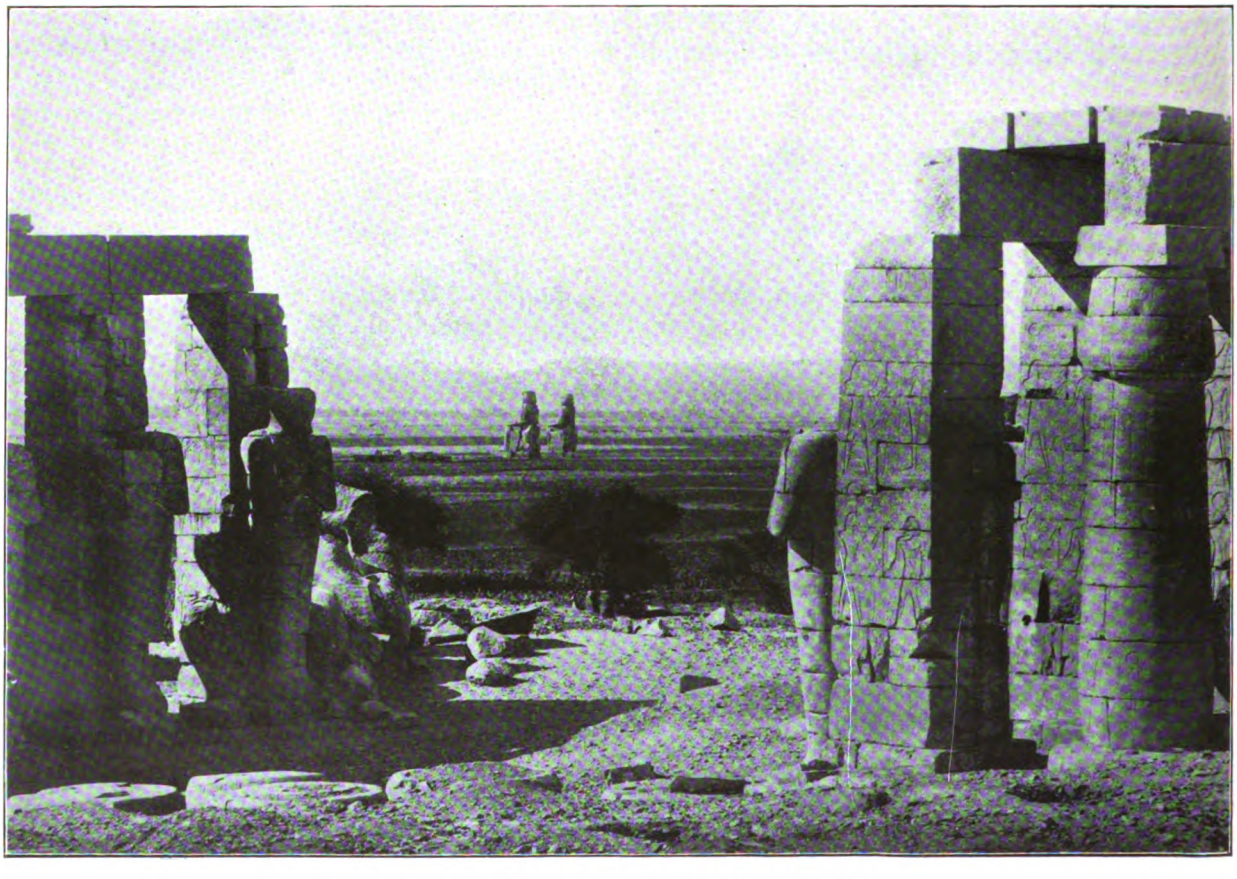
„Du bist eine Quelle des Glücks," murmelte Hassan, „aber ein wirkliches Glück kann es in einem Lande ohne Freiheit nicht geben. Die Gefahr, in der wir uns befinden, läßt Freude nicht aufkommen. Jeder Besitz ist hier nur imaginär. In Wirklichkeit sind wir alle Sklaven, alles gehört den Sklavenhaltern, die hier den Niedrigsten wie den Höchsten unter den Eingeborenen unterjochen."

Achmed schmiegte sich an seinen Vater, der ihn in plötzlicher Aufwallung emporhob und fest ans Herz drückte. Einen Augenblick lang vergaß er alles Ungemach.

Ein Klopfen an der Tür ließ Aischa ahnungsvoll erbeben.

„Hassan Bey, ich verhafte Sie im Namen des Sultans von Aegypten," sagte der eintretende Polizeibeamte, den Verhaftungsbefehl vorzeigend; „Sie stehen im Verdacht einer Verschwörung gegen das Leben des englischen Oberkommissärs."

Aischa weinte nicht, als Hassan sie beim Abschied umarmte, obwohl sie nur zu gut wußte, daß es das letzte Mal war. „Unser Sohn wird dich rächen!" waren die letzten Worte, die sie flammenden Auges, einer Prophetin gleich, dem für immer von ihr Scheidenden zurief.



Luksor (Theben). Rhamses- und Memnonssäule.

Digitized by Google

DIE WACHT AN DEN MEERENGEN.

Von Graf E. zu Reventlow.

Die Frage der türkischen Meerengen entstand im selben Augenblicke, wo die Türkei zu schwach war, um die Meerengen, die ihr Eigentum sind, zu beherrschen, nämlich gegen jeden Gegner zu verteidigen.

Bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts war die türkische Beherrschung der Meerengen unangefochten, und das Schwarze Meer bildete für die Hohe Pforte ein ihr allein gehörendes, für fremde Schiffe unbetretbares Gebiet. Auch Handelsschiffe anderer Nationen durften dort nicht fahren. Dieser Zustand erreichte sein Ende, als im Jahre 1699 ein russisches Kriegsschiff, von Asow kommend, das Schwarze Meer durchquert hatte und vor Konstantinopel erschien. Peter der Große von Rußland hatte Asow und Taganrog erobert und war so an den Zugang zum Schwarzen Meere vorgedrungen. Dort baute er Kriegsschiffe und Handelsschiffe und strebte nun zielbewußt weiter nach dem Ausgange in das Mittelländische Meer: zu den türkischen Meerengen.

Die Pforte schloß in der Folge eine Anzahl von Verträgen mit Rußland, als deren Ergebnisse im wesentlichen die Erlaubnis freier Handelsschiffahrt auf dem Schwarzen Meere an Rußland erteilt wurde. Wie es in jenen Jahren mit der Kriegsschiffahrt auf dem Schwarzen Meere gewesen ist, steht nicht fest, ist auch für unsere Betrachtung ohne Bedeutung. Es sollte nur gezeigt werden, daß die Meerengenfrage schon vom Beginne ihres Auftauchens mit der Frage des Schwarzen Meeres zusammenhing und daß die Frage des Schwarzen Meeres dadurch entstand, daß Rußland, an dessen Küsten, zunächst im Asowschen Meer, festen Fuß faßte und eine Kriegsflotte. wie eine Handelsflotte baute. Seitdem datiert der Drang Rußlands, nicht nur das Schwarze Meer, sondern auch die Meerengen zu beherrschen. Eine russische Beherrschung der Meerengen bedeutete aber damals ebenso wie heute Beherrschung Konstantinopels und Vernichtung des Türkischen Reiches. Dessen war man sich in St. Petersburg ebenso bewußt wie zu Konstantinopel.

Es handelte sich zunächst in der Meerengenfrage um einen rein russisch-türkischen Gegensatz. Die russische Politik wechselte, schwankte auch gelegentlich zwischen zwei politischen Methoden: Hinarbeiten auf gewaltsame Vernichtung der Türkei und Eroberung der Meerengen mit Konstantinopel, oder denkbar intime Beziehungen mit der Pforte und Herstellung eines russischen Protektorates. In beiden Fällen wäre Rußland in den tatsächlichen Besitz der Meerengen gelangt. Es leuchtet ein, wie wichtig es für diese russische Politik sein mußte, die Durchfahrt von Kriegsschiffen durch die Meerengen zu erlangen. Und dieselbe Erkenntnis herrscht in Konstantinopel, weshalb man sich aufs äußerste gerade gegen eine freie Durchfahrt russischer Kriegsschiffe sträubte. Der Pforte kam hier von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsend die Eifersucht der westlichen Mächte auf Rußlands Machtentwickelung nach dem Orient zu entgegen. Durch die Orientfragen und das Interesse der Westmächte an ihnen wurde die Meerengenfrage mit der Zeit aus einer russisch-türkischen eine europäische Frage. Frankreich, Großbritannien und auch Oesterreich schlossen Sonderverträge mit der Türkei, während diese andererseits solche mit Rußland schloß, vielmehr schließen mußte. Charakteristisch ist für dieses Auf und Ab der Verträge bald zwischen diesen, bald zwischen jenen Mächten, daß die Türkei stets das Objekt war, niemals handelndes Subjekt. War die russische Machtstellung gerade groß, so schloß Rußland mit der Pforte einen Protektoratsvertrag ab. War die russische Machtstellung durch Festlandkriege oder durch schlechte Herrscher, oder durch beides geringer, so schlossen die Westmächte Verträge mit der Pforte, um Rußland wieder im Schwarzen Meere einzusperren. Einen immer entscheidenderen Einfluß spielte die Seeherrschaft Großbritanniens. Als im Jahre 1809 Napoleon I. und der Zar Alexander mit der Spitze gegen England sich verbündet hatten, da war wenige Jahre nach der Schlacht von Trafalgar die britische Seeherrschaft eine so absolute, daß Großbritannien mit der Türkei im Friedensvertrage festlegen konnte, daß es nach wie vor Kriegsschiffen verboten sei, die Meerengen zu passieren, sei es von der Seite des Bosporus, sei es von der der Dardanellen. Zwanzig Jahre später gelang es dem Zaren Nikolai I. im Vertrage von Unkiar Iskelessi einen geheimen Artikel durchzusetzen, daß die Pforte keinem fremden (nicht russischen Kriegsschiffe) gestatten dürfe, in die Dardanellen einzufahren, während die russischen Kriegsschiffe volle Freiheit seitens der Türkei

Digitized by Google

genießen sollten . . . Im gleichen Vertrage verpflichteten sich die Pforte und Rußland, einander nachdrücklichsten Beistand und Hilfe zu leisten. Da die Türkei zu keiner Hilfeleistung imstande war, so kam es auf ein Protektorat Rußlands hinaus. Der Vertrag von Unkiar Iskelessi bedeutet den Höhepunkt der russischen Machtstellung in Beziehung auf die Meerengenfrage. Nach wenigen Jahren aber schon begann eine rückläufige Bewegung einzusetzen, welche ihr Ziel in der Besiegung Rußlands im Krimkriege fand. Unter Führung Großbritanniens waren dieses, Frankreich, Oesterreich und Italien miteinander gegen Rußland verbunden. In dem den Krimkrieg abschließenden Pariser Frieden von 1856 wurde nicht nur die Schließung der Meerengen, im Frieden, für alle Kriegsschiffe international festgelegt, sondern das Schwarze Meer wurde neutralisiert und Rußland mußte sich verpflichten, außer einigen genau bestimmten Fahrzeugen ohne militärischen Wert keine Kriegsschiffe dort zu halten und ebensowenig Arsenale. Die europäischen Mächte und England verpflichteten sich auf die Erhaltung der Türkei und ihrer Unabhängigkeit und der Souveränität des Sultans. Dabei war die Unabhängigkeit des Türkischen Reiches und die Souveränität des Sultans im selben Augenblicke ganz unter der Vormundschaft Großbritanniens und seiner Bundesgenossen. Diese wie spätere Verträge zur Erhaltung der Türkei wurden nicht ihr zu Liebe geschlossen, sondern weil die Mächte weder Rußland auf Kosten der Türkei vordringen lassen wollten, noch eine der anderen etwas wesentliches im Orient gönnte. Für die großbritannische Politik kam noch ein weiteres Moment großen Gewichtes entscheidend hinzu, nämlich die Sorge um Indien. Zum „Glacis" Indiens gehörte und gehört nach britischer Ansicht der türkische Orient mit Arabien und Persien, und eine Großmacht, die die türkischen Meerengen beherrschte, würde nach Auffassung der Londoner Staatsmänner eine Gefahr für Indien bedeuten. Nicht zum wenigsten aus diesem Grunde ließ Großbritannien sich im Jahre 1878 die Insel Cypern zur „Besetzung und Verwaltung" von der Pforte geben.

Die Sprengung der Koalition von 1856 und die europäische Lage von 1870 benutzte Rußland, um sich durch die Londoner Konferenz 1871 der Neutralisation des Schwarzen Meeres zu entledigen. Bismarck leistete der russischen Regierung dabei entscheidende Hilfe, weil er sich so wohlwollender Neutralität Rußlands versicherte und verhinderte, daß ein europäisches Eingreifen zugunsten Frankreichs stattfinde.

Rußland durfte wieder eine Flotte im Schwarzen Meere halten, die Bestimmungen über die Meerengen blieben aber die gleichen. Die Türkei erhielt keine Kompensation für den russischen Machtzuwachs im Schwarzen Meere. Wenige Jahre darauf führte Rußland Krieg gegen die Türkei, schloß den Vorvertrag von San Stefano und hoffte nunmehr, endgültig die Herrschaft über die Meerengen zu erhalten. Großbritannien stellte sich dagegen, eine englische Flotte lief in die Dardanellen ein, Rußlands Kräfte waren vorläufig erschöpft und es kam zum Berliner Kongresse. Der Stand der Meerengenfrage wurde hier nicht berührt und ist seitdem bis zum Kriege so geblieben. Für Kriegsschiffe waren die Meerengen geschlossen, außer daß der Sultan Kriegsfahrzeugen, die für den diplomatischen Dienst bestimmt waren, die Durchfahrt gestatten durfte. Im Laufe des vergangenen Jahrzehntes hat die russische Regierung mehrfach versucht, freie Durchfahrt für ihre Kriegsschiffe durch die Meerengen zu erreichen, so 1908/09 und 1912. Beide Male scheiterte es an Großbritannien und das letzte Mal mußte der russische Botschafter zu Konstantinopel, Herr Tscharykow, auf Betrieb der Londoner Regierung abberufen werden, weil dieser versucht hatte, durch Sonderverhandlungen mit der Pforte die freie Durchfahrt für Kriegsschiffe zu erlangen. In den letzten Jahren vor dem Kriege, das muß noch erwähnt werden, wurde in der französischen Presse eifrig Propaganda dafür gemacht, daß die russische Flotte des Schwarzen Meeres aus ihrem Gefängnisse erlöst werden möge, denn sie werde doch im Kriege mit der französischen zusammen operieren und so könne doch eigentlich auch Großbritannien nichts dagegen haben. Was im Laufe des Krieges über diese Seite der russisch-französischen Marinekonvention bekannt geworden ist, bestätigt die tatsächliche Unterlage der französischen Agitation von damals vollkommen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß für gewisse Kriegslagen beabsichtigt war, durch die Meerengen mit französischen und russischen Kriegsschiffen nach der einen wie nach der anderen Seite hin hindurchzufahren.

Eine solche Entwickelung der Dinge wurde bekanntlich dadurch verhindert, daß das Türkische Reich auf der Hut war, im richtigen Augenblicke die Meerengen schloß und dann an der Seite des mitteleuropäischen Zweibundes in den Krieg eintrat. Freilich können wir es heute ruhig aussprechen, daß Großbritannien einen schweren, nie wieder gutzumachenden Fehler beging, als es versäumte, mit seiner Flotte rechtzeitig die Dardanellen zu forcieren, nämlich so lange die Sperrmittel noch nicht auf der Höhe waren. Nachdem man sich aber den günstigen Augenblick hatte entgehen lassen und als die türkische Verteidigung der Meerengen auf die Höhe gebracht worden war, da war jegliche Anstrengung vergeblich. Die weltgeschichtliche, ruhmreiche und erfolgreiche Verteidigung der Dardanellen ist eine Tatsache, welche in der ganzen Welt die ihr gebührende Beachtung und Bewun-

Digitized by Google

derung gefunden hat. Merkwürdigerweise hat man dagegen, jedenfalls in der Oeffentlichkeit, die sich daraus ergebenden logischen Konsequenzen politischer Natur nicht gezogen. Diese scheinen mir aber gerade von außerordentlichster Bedeutung zu sein:

Zum ersten Male in der Geschichte der Meerengenfrage hat die Türkei die Dardanellen gegen einen mit allen Kräften zu Lande und zu Wasser unternommenen Angriff der größten Seemacht der Welt, Großbritannien, vereint mit Frankreich, erfolgreich abgewehrt, einen Angriff, der lange Monate gedauert hat und nicht infolge von Zufällen oder höherer Gewalt sein Ende nahm, sondern einfach, weil die Angreifer die Erfolglosigkeit ihrer Anstrengungen einsahen, auch die Gefahr begriffen, welche in ihrer Fortsetzung liegen mußte.

Die Meerengenfrage war, wie wir gesehen haben, eine Folge der Schwäche der Türkei. Sie konnte die Meerengen weder nach dem Schwarzen Meere, noch nach dem Archipel hin verteidigen, sah sich außerdem bald auf die eine, bald auf die andere Weise von der Landseite bedroht. Um sich der einen Macht zu erwehren, mußte die Türkei zu anderen ihre Zuflucht nehmen und sich in deren Abhängigkeit begeben. Als in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre jene weitschweifigen Verhandlungen über die Meerengen in London gepflogen wurden, machte Fürst Gortschakow u. a. den Vorschlag, die Meerengen prinzipiell zu öffnen und die Festsetzung aller Einzelbestimmungen der Pforte zu überlassen. Die Pforte wies den Vorschlag zurück und Gortschakow fragte den türkischen Geschäftsträger erstaunt, weshalb man diesen Vorschlag, der doch so viel Macht in die Hand der Pforte legen wolle, nicht annähme. Der türkische Geschäftsträger antwortete: „Was wollen Sie, wir haben zu viele Freunde!" Das sollte heißen, daß jede Machtbefugnis, die man in die Hände der Pforte läge, doch wegen deren Schwäche nur ein Schein sein würde und von den „vielen Freunden" nur benützt werden würde, um jeder an seinem Teil so tief wie möglich in die türkischen Angelegenheiten einzugreifen. Der Geschäftsträger der Pforte hatte seine Antwort gegeben im Gefühle der Resignation und der Erkenntnis, daß doch jedes Zugeständnis an die Pforte auf dem Papier bleiben, vielleicht noch zum Nachteile ausschlagen werde, weil eben keine Macht und keine Tatkraft zu Konstantinopel vorhanden war.

Heute ist das alles anders. Zum ersten Male sieht sich das Türkische Reich mit drei Festlandmächten verbündet, welche das größte Interesse, und zwar ein wirkliches aufrichtiges Interesse, an einer starken Türkei besitzen. Was im besonderen das Deutsche Reich anbetrifft, so beruht dessen Orientpolitik auf der Voraussetzung einer Türkei, die stark nach außen und organisiert und blühend im Innern ist und — vor allem die Kraft besitzt, die Meerengen zu verteidigen . . . Nach der Zerschmetterung Serbiens und dem Anschlusse Bulgariens an das mitteleuropäische Bündnis ist der Weg zwischen Berlin und Konstantinopel frei und gesichert. Die Gefahr, welche bis zur Niederwerfung Serbiens dem deutsch-türkischen Bündnis drohte oder drohen konnte, ist beseitigt und wird beseitigt bleiben, solange die beiden Mächte im Vereine mit Oesterreich-Ungarn und Bulgarien ihre Pflicht tun. Daraus erwächst der Türkei im allgemeinen ebenso wie im besonderen zur Verteidigung der Meerengen eine Kraftquelle, die nie versiegen kann, solange das Deutsche Reich besteht. Auch das ist eine Lage, in der sich die Türkei noch niemals befunden hat, denn früher wurde sie zu Lande ebenso wie zur See nur bedroht und geschädigt und alle Hilfeleistungen, Verteidigungsbündnisse usw., waren nichts als Schein und Betrug. Diejenigen Mächte aber, und auch das ist im höchsten Grade bedeutungsvoll, welche in früheren Zeiten sich durch List oder Gewalt zum Schaden der Türkei in den Besitz der Meerengen bringen oder maßgebenden Einfluß auf sie sich sichern wollten, — diese Mächte sind an dem jetzt geltenden und auf den Schlachtfeldern glänzend bewährten Bündnissen der Türkei nicht beteiligt, im Gegenteil, jene alten Gegner und falschen Freunde sind seit dem Herbst 1914 die offenen Todfeinde des Türkischen Reiches ebenso wie des Deutschen Reiches und der anderen Glieder des Vierbundes. Auch das ist ein Beweis für die Gesundheit der politischen Konstellation und der Wahl, welche die Türkei für ihren Bündnisanschluß getroffen hat.

Aus allem diesem ergibt sich, daß die Meerengenfrage nicht mehr vorhanden ist noch sein wird, sofern die Türkei sich stark und bereit auch in Zukunft hält und die jetzige Bündniskombination bestehen bleibt. Keine andere Bündnisgruppierung wäre imstande, dem Türkischen Reiche zugleich die Sicherheit und die Unabhängigkeit tatsächlich zu garantieren.

Eine internationale Frage bildeten die Meerengen, solange die Türkei sie nicht verteidigen, mithin in Wirklichkeit auch nicht beherrschen konnte. Im Leben der Völker und Nationen ist nur das wirkliches Eigentum, was man verteidigen kann. Nun, die Türkei hat hinsichtlich der Meerengen den Beweis der Verteidigungskraft glänzend geliefert. So sind die Meerengen für sie aus einer internationalen Frage ein nationaler Besitz geworden. Es muß einer der hauptsächlichsten Punkte späterer Friedensbestimmungen für die Lage im Orient werden, daß alle Verträge, internationale und Sonderverträge über die Meerengen für ungültig erklärt werden und die Meerengen, sowie die Verfügung über sie ganz und ausschließlich der Pforte zukommen. Niemand könnte angesichts der Lage

Digitized by Google

der Dinge gegen einen solchen Beschluß wirksamen Einspruch erheben, außerdem ist diese Lösung der Meerengenfrage die einzig richtige und naturgegebene. Für Deutschland ist diese Lösung deshalb zweckmäßig und erstrebenswert, weil die Meerengen Europa und Asien miteinander verbinden. Nur solange die Meerengen wirklich und ausschließlich in türkischer Hand sich befinden, wird für uns Deutsche die Gefahr vermieden, daß die Meerengen nicht aus einer Brücke zwischen den beiden Erdteilen zu einer trennenden Kluft werden. Das deutsche und das türkische Interesse ist mithin, wie auf so vielen Gebieten, so auch hier, solidarisch.

Zu erörtern bleibt noch kurz die so viel erwähnte „Oeffnung der Meerengen in Friedenszeiten". Auch diese Frage ist eine Angelegenheit des Türkischen Reiches, keine Frage internationaler Natur mehr. Immerhin glauben wir, hierzu sagen zu können, daß die Pforte für die Zukunft nach einem Friedensschlusse die Meerengen in Friedenszeiten ohne Zweifel für die Handelsschiffe aller Nationen frei offen halten werde. Weder die Türkei noch ihre Bundesgenossen hätten ein denkbares Interesse, diese Freiheit zu verbieten oder einzuschränken.

Was die Durchfahrt von Kriegsschiffen anlangt, so glaube ich, daß für das türkische Interesse keinerlei Beeinträchtigung oder Gefahr vorläge, wenn russischen Kriegsschiffen unter gewissen Modalitäten Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen zur Ausfahrt wie zur Einfahrt gestattet würde, Grundbedingung bleibt aber wiederum, daß die Türkei in den Meerengen und an ihnen sich stets stark und bereit genug hält, um jede auftauchende Gefahr im Keime zu ersticken. Küstenbefestigungen, Sperren, Unterseeboote und andere Kriegsfahrzeuge müssen unter allen Umständen dauernd nach Quantität und Qualität vorhanden sein und auf der Höhe gehalten werden. Das ist die Grundfrage und hauptsächliche Voraussetzung nicht nur der türkischen Stellung in den Meerengen, sondern der türkischen Zukunft überhaupt.

Kann unter dieser Voraussetzung russischen Kriegsschiffen die Durchfahrt durch die Meerengen gestattet werden, so ist dafür der Hinblick auf die besonderen russischen Verhältnisse maßgebend. Rußland hat Häfen im Schwarzen Meere und unterhält dort eine Kriegsflotte und hat das gewissermaßen natürliche Verlangen, im Schwarzen Meere nicht ganz eingeschlossen zu sein. Die Türkei kann diesem russischen Wunsche, wie gesagt, unter der Bedingung Folge geben, daß sie alle Garantien in jedem Augenblicke in der Hand hält, daß keine russische Gefahr daraus entstehen kann.

Auf der anderen Seite kann und darf die Türkei auf keinen Fall eine unbeschränkte Oeffnung der Meerengen gestatten. Es wäre wohl möglich, daß ein solcher Antrag von Großbritannien gestellt und unterstützt würde. Es wäre nicht das erste Mal. Als man im ersten Balkankriege vielfach glaubte: die bulgarischen Heere würden die Tschataldschastellung nehmen, da erschien in der Westminster Gazette ein von Sir E. Grey inspirierter vielbeachteter Aufsatz, er fordert die Internationalisierung und Schleifung der Befestigungen. Natürlich ist es heute und später ausgeschlossen, daß eine englische Forderung in dieser Form wieder erhoben würde, denn die Lage ist völlig verändert. Trotzdem entbehrt es nicht der Wahrscheinlichkeit, daß Großbritannien versuchen sollte, in den Friedensverhandlungen mit Anregungen zu kommen, um eine unbegrenzte Oeffnung der Meerengen durchzusetzen. Das könnte die Pforte unter keinen Umständen gestatten, denn hier würde ihr Lebensinteresse berührt. Die türkischen Meerengen müssen türkisch bleiben, türkisch im vollen Sinne des Begriffes. Das würde nicht möglich, jedenfalls nicht sicher sein, wenn die englischen und französischen Flotten frei und nach eigenem Belieben die Meerengen passieren könnten. Diese Möglichkeit muß vielmehr ausgeschlossen bleiben. Andererseits muß die Pforte in der Hand haben, Kriegsschiffe verbündeter und befreundeter Mächte nach eigenem Belieben in die Meerengen ebensowohl wie in das Schwarze Meer hinein und aus diesen Gewässern heraus fahren zu lassen.

So kann der große Krieg auch hinsichtlich der türkischen Meerengen eine grundlegende Neuerung bringen. Die nötige Machtunterlage ist vorhanden. Der entschlossene Wille muß dazu kommen, und vielleicht können wir hoffen, daß dieser Wille ebenso wie die nötige Umsicht in seiner Durchführung unbeirrt und kräftig zur Verwirklichung gelangen werden.

Digitized by Google

DEN WAISEN DER GEFALLENEN.

Dschenab Schehabeddin.

Liebe Brüder!

Zwanzig Jahre sind vergangen: Vorhang um Vorhang hat sich über die Ereignisse der Zwischenzeit gesenkt; ich aber will aus den losen Erinnerungen meines vergeßlichen Kinderhirns Euch zum Trost eine kleine Geschichte formen.

Es war ein ganz besonderer Tag, ein Feiertag. Mit den offiziellen Abzeichen seines Ranges, den Achselstücken, die goldene und silberne Strahlen auf seine Schultern streuten, in der goldstrotzenden Uniform, erschien mir die Soldatengestalt schön wie der Mond, der siegreich durch die Wolken bricht. Die Hand am Griff seines Degens, die Brust von Angriffslust geschwellt, ruhte sein Blick stolz und vertrauensvoll auf seinem Bataillon. Die mächtigen Hufe seines grauen Hengstes scharrten vor Ungeduld auf dem Straßenpflaster, so daß nicht nur Funken, sondern auch Steine flogen. Er war ein noch junger Mann. Die Tinte seines Offizierspatents, das ihm die Berechtigung verlieh, die drei goldenen Tressen auf dem Aermel zu tragen, war kaum noch getrocknet.

Dieser Offizier war mein Vater.

Im Schatten der im Winde rauschenden roten Wogen der Fahne zog er aus dem Herzen der lärmenden Stadt hinaus ins Freie, dem grün umrahmten Wege zu. Ein ganzes Bataillon, von einer riesigen Menschenmenge stürmisch begrüßt, folgte ihm.

Ich aber meinte, nach dem Rhythmus der Trompete, die mit ihren Klängen die Schritte regelte, müßten sich alle Läden, alle Häuser, der Markt, die ganze Stadt und die Berge dazu mit in Marsch setzen. Denn mein eigenes Herz begann, im Takt dieser rhythmischen Melodie zu schlagen. . . .

Zwischen den schwarzen Schultern und den roten Kopfbedeckungen blitzten die Bajonette. Die milden Strahlen der sinkenden Sonne lagen leuchtend auf den Gesichtern der Soldaten; aber auch ergreifende Schatten, einer dunklen Wolke gleich, huschten darüber. . . .

Ach Gott, wer könnte dem Ansturm dieser Soldaten widerstehen, dachte ich, denn ich hörte ja, wie die Erde selbst unter der Wucht ihrer Schritte zitterte. Ehrlich gestanden, ich fürchtete mich. . . .

Beim Betreten des grünen Weges rief jeder Offizier seine Leute. Das ganze Bataillon machte Halt, jeder Einzelne blieb wie festgewurzelt stehen. Ich wurde traurig, als ich begriff, um was es sich handelte. Nein, ich wollte nicht stehen bleiben! Während ich zwischen Trompetenschall und Trommelwirbel marschierte, hatte ich allmählich alles vergessen. Wir sollten weiter marschieren, so wünschte ich. Ich fühlte an diesem Tag mehr Kraft in meinen schwachen Beinchen als je zuvor. Ich war noch garnicht müde.

Aber wir blieben stehen. Alle Offiziere riefen ihre Kommandos, das ganze Bataillon schwirrte durcheinander. Bauern mit gestickten, feiertäglichen Turbanen, grauen Bärten, breiten weißen Gürteln, umarmten die Soldaten, drückten sie an die Brust, küßten sie, küßten sie wieder und wieder auf Stirn, Wangen, Kinn, wohin die Küsse eben gerade fielen. Sie zogen ihre roten Taschentücher heraus und trockneten sich die Augen. Hier schmiegt sich ein halbnackter Junge an einen Soldaten, dort kann ein anderer sich gar nicht von der Brust eines Feldwebels losreißen. Sie alle sind Väter, Brüder, Söhne. Sie umarmen sich, umfassen sich immer aufs Neue. Ihre Augen sind rot verschwollen, die Stimmen heiser und bebend . . .

Abseits, kaum den Anflug eines Schnurrbarts auf den Lippen, saß ein blutjunger Leutnant auf einem Felsen, die Faust gegen die Schläfe gepreßt, eine Beute seiner Gedanken. Man konnte wohl glauben, seine Augen schauten im Traum einen weit, weit entrückten See. Er hatte niemanden, der ihn hätte umarmen, streicheln, küssen können. Hier hatte er niemand; aber weit, weit fort. . . .

Ich weiß nicht, warum mich damals Mitleid mit dem jungen Einsamen erfaßte. Hätte ich mich nicht geschämt, ich wäre zu ihm gegangen und hätte ihm ein paar liebe Worte gesagt. Ich glaubte, daß ihn in seiner Einsamkeit sehr düstere Gedanken quälen müßten, Gedanken an eine alte Mutter in Konstantinopel, einen kranken Vater, eine jugendliche Schwester . . .

Mein Vater, mein armer Vater nahm mich auf den Schoß: „Sei niemals ungezogen, bereite der Mutter keinen Aeger . . . Hüte Dich wohl, sonst werde ich sehr böse!"

Er küßte mich, streichelte meine Haare, ich wurde immer trauriger, gab keine Antwort und starrte zu Boden. Ach, warum habe ich nicht in sein Gesicht geblickt! Er sprach immer weiter, gab mir Ratschläge und versprach mir Belohnungen.

Digitized by Google

„Wenn Du nicht davongehst, will ich gewiß nicht ungezogen sein, immer ganz brav und artig bleiben", so wollte ich geloben, um einen Grund zu finden, ihn zurückzuhalten. O Kinderherz!

Dann versammelten sich alle in einem Kreis, in der Mitte stand ein Mann mit weißem Bart und grünem Turban: er schloß die Augen und hob die Hände empor wie zum Gebet. . . . „Amen" erscholl es aus allen Kehlen. Bis an die Berge schwoll der Schall dieses „Amen" und von den Bergen kehrte er als Echo zurück. Ich begriff nichts von alledem, aber das Nichtverstehen hinderte mich nicht, in das allgemeine „Amen" miteinzustimmen. Auch meine kleinen Hände waren betend zum Himmel erhoben. Nur die abseits je zu drei und drei kreuzweise aufgestellten Bajonette blieben still und stumm.

Plötzlich löste sich der Kreis auf, und die Menschen liefen wieder alle durcheinander. Mein Vater küßte mich noch einmal, und wieder und wieder und ein letztes Mal. „Nehmen Sie das Kind und bringen Sie es heim!" sagte er zu unserem Diener. Da fühlte ich, wie im innersten meines Herzens eine Saite klingend zersprang. Größer und größer wurde der Schmerz, der meine ganze Brust erfüllte. Er stieg mir in die Kehle, drohte mich zu erwürgen und konnte sich doch den Weg über meinen Lippen nicht bahnen . . .

Ich war traurig, sterbenstraurig . . .

Ich weiß nicht warum, aber ich hatte große Eile, heimzukommen. Ich lief so schnell ich konnte, und zog und zerrte den Diener, der meine Hand mit festem Griff hielt, hinter mir her . . .

Von fern, von ganz fern tönte noch der Zusammenklang von Trompeten und Trommeln. Ich sagte mir: nun sind sie davongezogen . . .

* * *

Eine junge Frau stieg die Treppen hinauf und hinab, ging hin und her, sammelte die Wäsche, die herumlag, schloß offen gebliebene Kofferdeckel, schob Kommodenschubladen zu, drehte die Schlüssel an Kleiderschränken ab. Keinen Augenblick konnte sie auf demselben Platz bleiben, ging auf und ab, bemühte sich, alles in Ordnung zu bringen und zu richten, was ein in den Krieg ziehender Soldat an wirren Erinnerungen hinterlassen hatte. Während dieser Arbeit rannen ihr die Tränen ununterbrochen lautlos über die Wangen. Das war meine Mutter.

Mein kleiner dreijähriger Bruder kam ahnungslos aus einem Winkel des großen Gartens, müde und schmutzig, und riß die Augen vor Verwunderung weit auf. Wer weiß, vielleicht erwartete er, wie jeden Abend, so auch diesmal, die Rückkehr des Davongegangenen. Mein Schwesterchen, das erst drei Monate zählte, lag in der Wiege und übte sich stillvergnügt im ersten Lachen. Auch Hausmädchen und Köchin waren im Zimmer, und nur einer fehlte.

Mit meiner kindlichen Fassungsgabe überlegte ich ein Weilchen. Der hinausgezogen war, das war mein Vater. Mein Vater war mir Stütze, Zuflucht und Schirm. Wie ein Korb hing ich an seinem Arm. An seine Brust flüchtete ich, wenn ich mich fürchtete, ihm klagte ich alle meine Leiden, bei ihm suchte ich immer Hilfe und Trost. Jetzt war er fortgegangen, ich würde das alles entbehren müssen. . . Er war fort. „Er wird wiederkommen", sagten die andern. Wenn er nun aber nicht wiederkäme?

Da begriff ich, daß das, was im innersten meines Herzens brannte, mir teurer gewesen war, als mein liebstes, mein schönstes Spielzeug. Stürmisch brach mein Weh hervor, laut schluchzend warf ich mich zu Boden.

Ich weinte, weinte heftig, weinte so sehr, daß ich damit die lautlosen Tränen meiner Mutter zum Versiegen brachte.

„Um Gotteswillen, mein Junge wird doch nicht krank werden? . . . Mein Gott, das Kind wird vor Schluchzen ersticken . . . Wasser, schnell holet Wasser!"

Sie hatte allen Abschiedsschmerz vergessen. Sie wusch mein Gesicht und suchte mich zu trösten. Arme Frau. . . An diesem Abend brachte keiner von uns einen Bissen herunter. Als ich in meinem Bettchen lag und mich schlafend stellte, hörte ich die Mutter sagen: „Lieber Gott, sende meinem Kind einen holden Traum." Arme Frau. . .

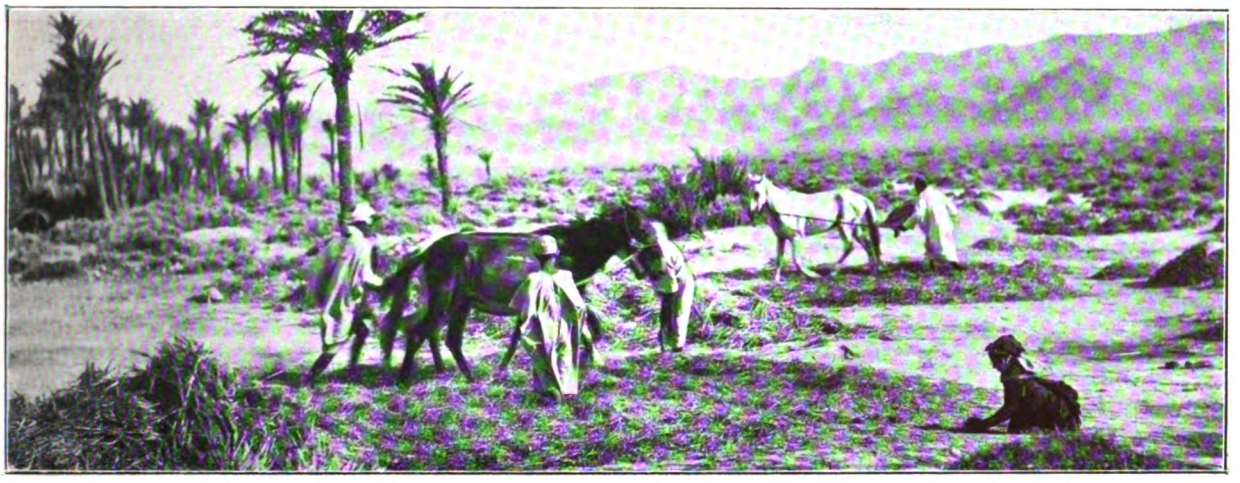
* * *

Er ging davon. Ich weiß nicht wohin. Wahrscheinlich nach Plewna. Er ging und kam nicht wieder. Nie und nie kehrte er zurück.

So hat vor 20 Jahren mich das Geschick zur Waise eines Gefallenen gemacht, meine Brüder, wie es heute Euch beschieden ist. Auch meines Vaters Leben ist, wie das Eurer Väter, in Pulverdampf entflohen. Nicht anders ergeht es Euch heute, wie es mir vor 20 Jahren erging. Ich kenne Euer Leben, ich kenne Eure Seele, Eure verwundete Seele so gut. . . Ich bin in Herzensinnigkeit ein Freund dieser Wunde. Liebet diese Wunde! Tragt sie als ein ehrenvolles Abzeichen ewigen Ruhmes!

Ich habe zu Euch gesprochen, habe Euch den ganzen Schmerz meines Kinderherzens offenbart. Bisher wollte jeder Euch etwas geben, ich aber möchte etwas von Euch nehmen: um an Eurem Kummer teilzuhaben, möchte ich einen Teil Eures Kummers von Euch nehmen!

Digitized by Google



Ernte in Algier.

ZUR WELTLAGE.

Von Rudolf Rotheit.

Seit dem 12. Dezember 1916 leuchtet eine Friedenslampe, die den Schiffern auf sturmbewegter See die Richtung zum Hafen weist. Noch flackert sie in spärlichem Licht, auszulöschen aber ist sie nicht mehr. Dem Friedensangebot des Vierbundes folgte ein vorsichtig tastender Schritt des Präsidenten Wilson auf der Suche nach einem Wege zur Beendigung des Krieges. Die Schweiz meldete sich gleichfalls mit der Frage, ob es ihr vergönnt sein könnte, etwas zur Erreichung deselben Zieles beizutragen. Ebenso sind die drei skandinavischen Königreiche mit einer Friedensanregung auf den Plan getreten. Andere neutrale Staaten bereiten ähnliche Kundgebungen vor. Die Beweggründe mögen bei allen diesen Neutralen verschiedenartig sein. Es fehlt im Lager des Vierbundes gewiß nicht an Anlaß, manchen von ihnen tiefes Mißtrauen entgegenzubringen. Nur die wenigsten haben sich während des Krieges so gegen uns benommen, daß es uns leicht fallen könnte, an ihre Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Unparteilichkeit uns gegenüber zu glauben. Indessen stehen diese Erwägungen bis auf weiteres in zweiter Linie. Sie mahnen uns zur Vorsicht gegen unwillkommene Einmischungen für die Zeit der Verhandlungen mit den Feinden selbst. Bis dahin jedoch sind die Friedensnoten der Neutralen als eine Kräftigung der durch das Friedensangebot vom 12. Dezember eingeleiteten Politik des Vierbundes aufzufassen.

Deutschland und seine Bundesgenossen haben in der Frage der Kriegsbeendigung die Führung übernommen. Das „säbelrasselnde, eisenfresserische, ruhestörende Preußen", wie Lloyd George sich auszudrücken beliebte, straft mit seinem Anerbieten die törichten Beschuldigungen Lügen, die ein Menschenalter hindurch zum eisernen Bestand der Deutschenhetze gehörten. Der Vierbund konnte sich deshalb in seiner Antwort an Nordamerika und die Schweiz sehr kurz fassen. Er brauchte ihnen bloß seine eigene Friedensnote hinzuhalten und ihnen zu sagen, daß der erste Schritt von ihm selbst bereits geschehen ist. Wollen und können die Neutralen nun weiter in derselben Richtung wirken, so wird das dem Vierbund, sofern die Neutralen sich nicht in die künftigen Friedensverhandlungen selbst einzumischen trachten, nur willkommen sein. Nicht genug damit, der Reichskanzler hat in einer seiner letzten Reden erwähnt, daß Deutschland bereit wäre, sich nach Beendigung des Krieges an die Spitze einer Liga zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens zu stellen. So ward der Keim zum Frieden vom Vierbund in die blutgetränkte Erde gesenkt; ob er sich zum fruchttragenden Friedensbaum entwickelt, hängt von den Feinden des Vierbundes, hängt vor allem von England ab.

Ein wildes und wüstes Stimmengewirr im Ententelager war die erste Folge der zu Verhandlungen einladenden Vierbundnote. Was wir von dort zunächst vernahmen, war öde Schimpferei. Die Herren Trepow und Pokrowsky sind nun allerdings keine Staatsmänner, auf die man durchaus hinhorchen muß. Erstens fehlt ihnen die Autorität in Rußland selbst, und außerdem haben sie sich englischen Weisungen zu fügen. Was Herrn Briand betrifft, so hat er sich je länger, desto mehr in

Digitized by Google

die Rolle eines leidenschaftlichen Phraseurs eingespielt, mit der er sich gegen die Angriffe seiner eigenen Landsleute über Wasser zu halten sucht. Die Herren in Italien haben so wenig geleistet und sind wirtschaftlich in so große Abhängigkeit von London geraten, daß auch ihre Ansichten oder Absichten nicht maßgebend sind. Der führende Ententekopf ist gegenwärtig unbestreitbar Herr Lloyd George. So lange die Entente beisammen bleibt, hält Herr Lloyd George ihr Schicksal in Händen.

Mit Lloyd George ist in den letzten Monaten eine sehr bemerkenswerte Wandlung vor sich gegangen. Um es mit einem Fremdwort auszudrücken: er hat die Contenance verloren. Der kühlste, klarste, zielbewußteste unter allen englischen Ministern, vermied er es, in seinen Reden den Ton der Straße anzuschlagen, in den z. B. Herr Asquith oft genug verfiel. Seit einiger Zeit schimpft aber auch Herr Lloyd George. Auch er bekommt es nicht mehr fertig, seinem gepreßten Herzen in den Formen eines Gentlemans Luft zu machen. Schon die rüde Ausdrucksweise seines Interwiews mit einem Vertreter der amerikanischen United Preß, wo er vom „Finish" und vom „Knock out" sprach, erregte bei den in solchen Dingen sonst gewiß nicht wehleidigen Amerikanern mißbilligendes Kopfschütteln. Und nun vergleiche man die Rede des Reichskanzlers vom 12. Dezember und die Antwort, die Lloyd George darauf im Unterhause gab. Der Reichskanzler stellte der von der Entente aufgerollten „Machtfrage des Weltkrieges" die „Menschheitsfrage des Friedens" gegenüber; er erklärt in der an die Entente gerichteten Note, daß die Mächte des Vierbundes nicht darauf ausgehen, ihre Gegner zu vernichten oder zu zerschmettern. Lloyd George aber ruft unter Schmähungen zur Fortsetzung des Kampfes auf, er will die „preußische Militärkaste" vernichten, er will den Hals der Entente nicht in die vom Vierbund ausgelegte „Schlinge" stecken, er beschuldigt den Reichskanzler der Hinterhältigkeit, er sucht seinen Landsleuten — wahrscheinlich gegen besseres Wissen — einzureden, daß der Vierbund aus Schwäche und wirtschaftlicher Not um Frieden bettelt, kurz, Herr Lloyd George, der bis dahin einen einigermaßen erhöhten Platz eingenommen hatte, sinkt auf die Stufe seiner Kollegen, auf die Stufe eines Agitationsredners herab.

Warum so zornig? Man braucht kein großer Psychologe zu sein, um die Ursachen zu erkennen. Der Vierbund bietet Frieden an, weil er seine Verteidigungsziele erreicht hat, die Entente schreckt vor dem Friedensschluß zurück, weil sie von ihren Angriffszielen nach zweieinhalbjähriger Kriegführung weiter entfernt ist, als je. Und das eben bringt auch Herrn Lloyd George persönlich aus dem seelischen Gleichgewicht. Deutschland hat die Verpflichtungen, die es seinen Bundesgenossen gegenüber übernahm, bis auf das i-Tüpfelchen eingehalten, von England fühlen sich die Bundesgenossen einer nach dem anderen entweder ganz im Stiche gelassen oder doch weit weniger unterstützt, als sie gehofft hatten. Das wurmt Herrn Lloyd George, das frißt an seinem englischen Herzen. Von Reparation und Restitution spricht er, um den Regierungen, die das Unglück hatten, ein Bündnis mit England einzugehen, seinen guten Willen wenigstens mit Worten zu zeigen, da er ohnmächtig ist, sie mit Taten aus dem Abgrund zu reißen, in den ihr Vertrauen auf England sie gestürzt hat. Er hat ja, um diesen guten Willen hervorzukehren, dem russischen Ministerpräsidenten Trepow jüngst gnädigst erlaubt, die englisch-französisch-italienisch-rumänisch-japanische Zustimmung zur russischen Besitzergreifung Konstantinopels und der Meerengen von der Dumatribüne aus der ganzen Welt kundzutun, eine Zustimmung, die in der längst vergangenen Zeit der englisch-französischen Dardanellenbelagerung gegeben wurde und die heute so veraltet ist, als handelte es sich um ein aus einem Pharaonengrabe hervorgeholtes Schriftstück.

Herr Lloyd George und seine Verbündeten beantworten also das Friedensangebot im Gefühl ihrer Niederlage ablehnend. Feind gegen Feind kann und darf das tun. Gegen Freunde aber muß man sich doch höflicher benehmen. Die Schritte der Neutralen sind nicht so ohne weiteres abzuweisen. Hier wird die „Zivilisation" der Entente gegen die „Barbarei" Deutschlands auf die Probe gestellt, hier hat England den Beweis zu liefern, was sein Eigenlob wert ist, welche Berechtigung den englischen Verleumdungen Deutschlands innewohnt. Herr Lloyd George ist nicht zu beneiden. Das deutsche Friedenslämpchen, das inzwischen neutrale Genossen bekommen hat, wird auch dieser stärkste Mann der Entente nicht mehr auszulöschen vermögen. Es verfolgt ihn auf Schritt und Tritt, es durchleuchtet den Nebel englischer Lüge und englischen Eigennutzes, es zwingt den Vierverband, Farbe zu bekennen, es wird ihn, mit einem Worte, schließlich doch zu dem so bitteren Geständnis nötigen, daß Deutschland unbesiegbar ist.

Schon jetzt hat der englische Wortführer der Entente, gewiß sehr gegen seinen Willen, nicht umhin können, der Kriegslage Rechnung zu tragen. So anmaßend auch die Ansprüche sein mögen, die er in die Schlagwörter „Restitution, Reparation und dauernde Sicherheiten" zusammenfaßte, so ist es doch unverkennbar, daß sie weit zurückbleiben hinter den Vernichtungsabsichten, mit denen die Entente in den Krieg zog. Das Wort des Reichskanzlers in der ersten Kriegssitzung des Reichstages vom August 1914: „Deutschland läßt sich nicht vernichten!" bleibt unerschütterlich stehen. Es hat sich die zweieinhalb Kriegsjahre hindurch als unumstößliche Wahrheit erwiesen und wird uns weiten

Digitized by Google

getreulich begleiten in die Friedenszeit hinein. Unmöglich, wie die Vernichtung Deutschlands, ist die Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns oder des osmanischen Reiches. Und Bulgarien, das zur Strafe für seinen Anschluß an die Mittelmächte von den Russenhorden überschwemmt werden sollte, geht als Vormacht des Balkans aus dem Kriege hervor. Um die Hauptziele der Entente kann es sich bei dem Schlagwort von der Restitution und Reparation nicht mehr handeln. Diese Erkenntnis ist trotz des kindlich eigenwilligen französischen Geschreis um Elsaß-Lothringen, trotz des zarischen Gejammers um Konstantinopel, trotz des größenwahnsinnigen Auftrumpfens Italiens um Triest und Trient Herrn Lloyd George doch schon aufgedämmert. Auch Englands Verlangen nach Vernichtung der deutschen Flotte, des deutschen Handels und der deutschen Industrie bleibt unerfüllbar. Somit enthalten die Worte Restitution und Reparation nur Kriegsziele zweiten Grades. Wenn die Entente den Krieg fortsetzen will, um den vor ihr zugrunde gerichteten Belgiern, Serben, Montenegrinern, Rumänen zur Wiederaufrichtung ihrer Staaten zu verhelfen, wenn sie für diese ihre Schützlinge sowie für sich selbst Schadloshaltung beansprucht, so bedeutet dies nur, daß sie froh wäre, mit blauem Auge aus ihrem räuberischen Abenteuer hinauszukommen. Aber weder irgendeine Restitution noch irgendeine Reparation vermag sie mit Waffengewalt zu erzwingen. Auch das hängt lediglich von dem guten Willen, von der Gnade des Vierbundes ab, sofern er überhaupt solchen Forderungen Gehör schenkt. Es wird Sache der Entente sein, sich zu vergewissern, wie der Vierbund über die Restitution und Reparation denkt. Und das einzige Mittel hierzu sind eben Verhandlungen am grünen Tisch. In der Rolle der Unversöhnlichen werden die Ententemächte nicht das geringste erreichen.

Was hinter den „dauernden Sicherheiten" steckt, die Herr Lloyd George erlangen möchte, ist unschwer zu erraten. Damit soll ein neuer Einkreisungsring gegen Deutschland geschmiedet werden. Der Gedanke einer Liga der Nationen stammt aus Amerika. Mit der ehrlichen Versicherung Deutschlands, daß es an solcher Vereinigung, die den dauernden Frieden auf ihre Fahne schreiben soll, gern in vorderster Reihe mitarbeiten will, ist den Engländern nicht gedient. Nach ihrer Auffassung soll Deutschland das zur Willenlosigkeit verurteilte Objekt eines solchen Völkerverbandes werden. Nur das und nichts anderes versteht man in England unter dauernden Sicherheiten. Und daraus folgt, daß es im Interesse Englands und seiner Verbündeten liegt, da nun einmal ihren Waffen kein Erfolg beschieden ist, neutrale Staaten zur Teilnahme an den künftigen Friedensverhandlungen heranzuziehen. Auf diese Weise hoffen sie, ihre eigene Stellung gegenüber dem Vierbunde diplomatisch bedeutend zu kräftigen. Die Schlinge, von der Herr Lloyd George sprach, möchte er so dem Vierbund über den Kopf werfen. Die Antworten der Vierbundmächte an Amerika und die Schweiz haben bereits einen Damm gegen solche Pläne gebaut. Aug' in Aug', wie auf dem Schlachtfelde, will der Vierbund auch im Verhandlungssaal seinen Feinden gegenüberstehen, mit ihnen allein will er rechnen und rechten. Und wenn sie wirklich noch einen neuen Waffengang wagen sollten — schließlich werden sie sich doch bequemen müssen, den Weg zu wählen, den ihnen der Vierbund in seinem Friedensangebot und in seinen Antworten an die Neutralen gewiesen hat.

Tor des Palastes Dolmabagtsche.

Digitized by Google

KRIEGSBILANZ.

Von Major E. Moraht.

Alle Welt ist erfüllt von Friedensfragen, aber der Krieg geht weiter. Man kann noch nicht übersehen, ob aus dem Friedensangebot der verbündeten Mittelmächte Europas sich Verhandlungen anbahnen werden, oder ob englischer Hochmut, französische Verblendung und russische Unzurechnungsfähigkeit auf weiterem Blutvergießen bestehen. Es ist deshalb müßig, als Soldat viele Worte darüber zu verlieren, inwieweit die Friedensfragen das Gesicht des Krieges verändern können oder nicht. Auch die Einmischung des amerikanischen Präsidenten in die Friedensfrage kann bis jetzt nur als eine Episode betrachtet werden; die wahrscheinlich aus rein amerikanischem Interesse hervorgeht. Die Mittelmächte werden sich bei Beurteilung dieser amerikanisch-diplomatischen Aktion vorsichtigerweise immer daran erinnern müssen, daß Amerika es war, welches der Verlängerung des Krieges bisher den allergrößten Vorschub leistete. Ohne die amerikanischen Granaten wäre Rußland längst auf die Knie gezwungen und die russischen Kriegsziele, die Eroberung Konstantinopels, die Aufteilung und Beherrschung des Balkans und Oesterreich-Ungarns, wären von aller Welt längst als ein Phantom erkannt worden. Die Herrscher der vier verbündeten Mittelmächte haben denn auch gleichzeitig mit ihrem ehrlich gemeinten Friedensangebot ihre Heere ermahnt, in den Aufgaben des Kampfes nicht nachzulassen. Sie drückten darin ihre Zweifel in die Einsicht der Feinde aus, und nach den bisherigen Aeußerungen der Staatsmänner unserer Gegner haben unsere Herrscher nur recht daran getan, an den dauerhaften Siegeswillen ihrer Völker und Heere zu appellieren. Wären die Armeen stehen geblieben, wo sie waren, als wir zu Verhandlungen einluden, so wären die Gegner in ihrem Glauben bestärkt worden, daß nur die Erkenntnis der eigenen Schwäche uns dem Frieden geneigt gemacht habe.

Der Hauptkriegsschauplatz ist noch immer der rumänische. Bald sind zwei Dritteile des Königreiches in den Händen der Sieger. Die rumänische Armee besitzt kaum noch ein Drittel ihrer ursprünglichen Stärke, und ihr Kriegsmaterial ist bis auf Reste zusammengeschmolzen. So bildet dieses mit sträflichem Uebermut in den Krieg hineingesprungene Heer nur noch ein Anhängsel des großen russischen Heeres, welches mit seinen geschwächten Kräften die gewaltige Front vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee zu verteidigen hat. Das siegreiche Vordringen der Armee Mackensen wurde in den letzten Tagen beschleunigt. Der Feldmarschall nähert sich der letzten Verteidigungslinie auf rumänischem Boden, der Stellung zwischen Braila—Galatz—Focsani und dem Putnatal, an der Grenze der transsylvanischen Alpen. In beispiellos scharfer Verfolgung wurden die Rumänen bis hierher durch den deutschen Reitergeneral zurückgetrieben, der ihnen stets auf den Fersen blieb und ihnen reiche Beute abnahm. Jetzt kommt es darauf an, ob die vereinigten Russen und Rumänen in der Lage sein werden, ihren linken großen Heeresflügel zwischen dem Schwarzen Meer und der Bukowina zu halten. Die feindlichen Stellungen liegen im Winkel zueinander. Von Süden werden sie durch unsere Dobrudschaarmee, durch die Donauarmee und durch Falkenhayns Heer angegangen. Vom Westen stehen den russischen Kräften an der ungarischen Grenze die Armeen von Koeveß und von Arz gegenüber. Diese haben mit hartem Heldenmut seit vielen Wochen standgehalten und dadurch unsere glänzende Offensive in Rumänien ermöglicht. Der russische Obergeneral Brussilow befindet sich in keiner günstigen Lage. Einmal hat er einen hohen Prozentsatz seiner Menschenkraft in den blutigen Kämpfen gegen die Ostfront Siebenbürgens verschwendet. Ferner ist die Zufuhr der russischen Munition infolge der Vereisung von Archangelsk schwierig geworden. Sodann ist die Regelung der Zufuhr für das Heer infolge innerer Transportschwierigkeiten zeitweise in Frage gestellt. Endlich wirkt das Zuströmen der demoralisierten rumänischen Armee zerbröckelnd auf die moralische Widerstandskraft des zur Aufnahme bestimmten russischen Heeres im Sereth-Gebiet. Auch die taktische Stellung unserer und der gegnerischen Kräfte zueinander kann den Keim zu russischen Mißerfolgen in sich tragen. Die gegnerische Presse klagt über das fortwährende Anwachsen der Stoßkraft Mackensens. Aeußerlich ist diese Wucht erklärlich durch die Verringerung

Digitized by Google

der Frontlänge von 900 km auf kaum 150 km. Aber auch für den Nachschub an Ersatztruppen und Kriegsmaterial ist systematisch gesorgt, und die vielen geöffneten Bahnwege Rumäniens erhöhen die Schnelligkeit, mit welcher sie ihr Ziel erreichen. Der Donaustrom ist zur Lebensader für den gesamten Verpflegungsnachschub geworden und eignet sich auch zum Abtransport alles dessen, was vom Heere in die Heimat zurückfließt. Mit Genugtuung können wir die Besorgnis russischer Blätter verzeichnen, daß tief in Bessarabien der Widerstand neu organisiert werden müßte, falls die Serethlinie nicht gehalten werden könnte und die ostsiebenbürgische Front durchbrochen würde.

Ebenso wie die große russische Entlastungsoffensive zwischen Putnafluß und Jablonikapaß erfolglos sich bemühte, hat die Unternehmung des General Serrail mit seiner Salonikiarmee ein Ergebnis gehabt, das uns zur Verlangsamung des Angriffs auf Rumänien bewegen konnte. Es ist bei dem politischen Erfolg des linken Flügels der Salonikiarmee bei Monastir geblieben. Diese Hauptstadt des neuen südlichen Bulgariens liegt noch unter dem Feuer unserer Geschütze, und die italienische Flankenunternehmung von Valona aus ist in Rom gewaltig überschätzt. Auf der ganzen übrigen mazedonischen Front verstehen es die vereinigten Deutschen, Bulgaren und Türken, allen Versuchen zum Durchbruch standzuhalten. Dabei ist die politische Haltung Griechenlands für unsere Gegner nicht unbedenklich geworden. Die empörende Vergewaltigung eines kleinen Volkes illustriert unzweideutig die Heuchelei Englands und Frankreichs, welche bekanntlich für die freie Selbstbestimmung der kleinen Nationen das Schwert ergriffen haben wollen. Es hat nicht den Anschein, als ob Griechenland sich weitere Fußtritte regungslos gefallen lassen wird. General Sarrail ist in seinem Kommando selbständig gemacht, aber seine Aussichten für den Einbruch nach Serbien und für die Gefährdung Bulgariens sind geschwunden. Die Tatkraft des Heeres ist noch immer wie von Anfang an gelähmt durch den besorgten Blick auf die rückwärtigen Verbindungen, auf die gefährdete Basis Saloniki und das durch den Unterseebootkrieg beunruhigte Meer. Es bleibt also das Balkanunternehemn der Alliierten dasselbe, was der Angriff auf Gallipoli war, eine arge Zersplitterung ihrer Kräfte, die sich aus der mehr politischen als strategischen Kriegführung ergab.

Der türkische Kriegsschauplatz hat im großen und ganzen in den letzten Wochen wenig Veränderung erfahren. Unzweifelhaft aber ist hervorgetreten, daß die Heereskraft der Osmanen nicht nur völlig hinreicht, im Zustand der Verteidigung die russische Kaukasusarmee festzuhalten, auch die Offensive ist der osmanischen Heerführung gelungen. Der rechte Flügel der Kaukasusfront wurde Mitte November in einer Breite von rund 90 km etwa 10 km weit vorgeschoben. Unterdessen verstehen sich die türkischen Truppen in Hamadan zu halten, und haben mit Erfolg Vorstöße gemacht gegen Sultanabad, welches 150 km südöstlich von Hamadan liegt. Die Russen halten sich nur mit Mühe, und zwischen der russischen und englischen Einflußsphäre auf persischem Boden hat sich die türkische Macht festgesetzt. Das bedeutet einen ungeheuren Erfolg in politischer Beziehung. Nicht ohne Grund betont die letzte türkische Thronrede, daß eines der Kriegsziele darin bestände, dem benachbarten Persien alle Bedingungen zu verschaffen für eine künftige freie Entwicklung. Wir müssen das uns befreundete türkische Reich zu diesem Kriegsziel beglückwünschen, denn es ist in Konstantinopel klar erkannt, daß die Unabhängigkeit Persiens für die Türkei ähnliches bedeutet, wie die Unabhängigkeit Polens für Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Die Engländer haben einen schwachen Versuch gemacht, nach Eintreffen von Verstärkungen an der Tigris-Front vorzurücken. Aber der türkische Heeresbericht konnte schon am 20. Dezember feststellen, daß wir den Versuch der Engländer, gegen Kut el Amara zu streifen, vereitelten.

Ebensowenig wie die russische Sommer- und Herbstoffensive auf die Gesamtlage des Krieges bestimmenden Einfluß zu gewinnen vermochten, haben die zahlreichen Teilunternehmungen zwischen der Ostsee und der Südbukowina die Lage verändern können, welche wir durch unseren Widerstand gegen die Armeen Brussilows im Herbst dieses Jahres festlegten. Alles, was sich auf dieser gewaltigen Front inzwischen ereignet hat, ist nur von dem Gesichtspunkt aus zu betrachten, daß Rußland, getrieben durch englische Peitsche und französische Not, sich entschloß, sein Dasein ab und zu in Erinnerung zurückzurufen. Rußland bezweckt ohne Zweifel eine Beunruhigung unserer Kräfte und will erreichen, daß wir darauf verzichten, sie an die Hauptbrennpunkte des Kampfes abzutransportieren. Da steht nun aber den russischen Berechnungen der meisterhaft kalkulierende Generalfeldmarschall v. Hindenburg gegenüber. Seine Kriegführung ist alle Zeit elastisch gewesen. Sie hat es verstanden, da stark zu sein, wo es darauf ankam und möglich war, Erfolge zu erzielen, und sie hat sich nicht gescheut, mit ganz schwachen dünnen Fronten an den Nebenstellen des Kampfes zu operieren und sich darauf zu beschränken, selbst den Feind festzuhalten, der in dem Glauben war, uns an den Ort zu fesseln. Für die russische Kriegführung bleibt einzig und allein von Bedeutung, daß, dem Vernehmen nach, die Murmanbahn betriebsfertig hergestellt wurde. Sie ist gewissermaßen mit dem Blute der Gefangenen gebaut, welche in den langen Kämpfen in russische

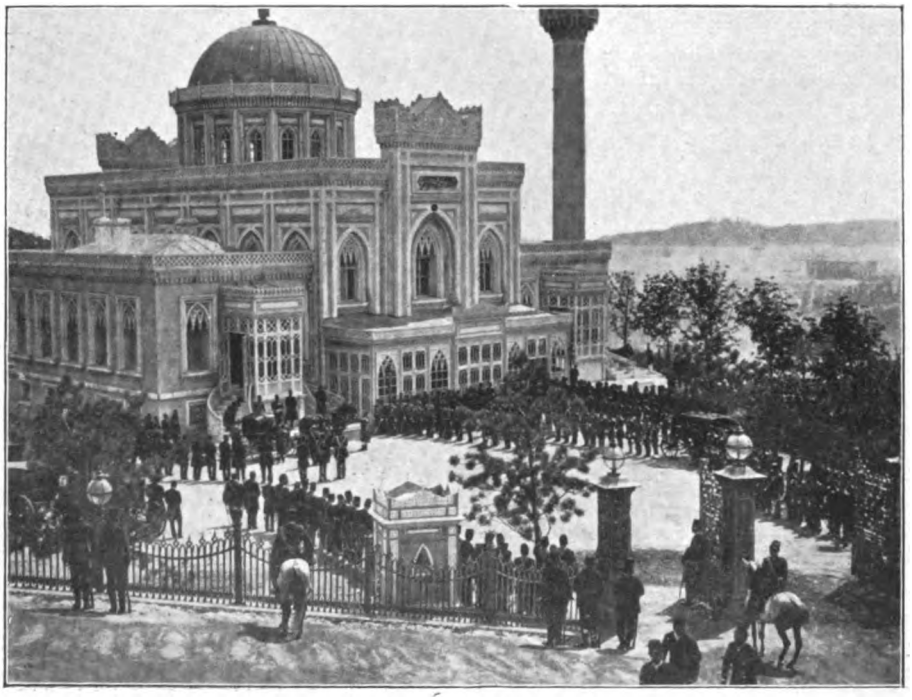
Digitized by Google

Hände fielen und unter den furchtbarsten Qualen gegen das Völkerrrecht gezwungen wurden, die Kriegsmittel des Feindes zu verbessern. Die Murmanküste bleibt während des Winters eisfrei und die amerikanische und englische Munitionszufuhr könnte die russischen Kriegsschauplätze erreichen. Aber ihr Feind bleibt das deutsche Unterseeboot.

Die große Umgruppierung unter den Heerführern der Alliierten im Westen läßt ihren Willen zum Siegen und zugleich ihre Not erkennen. Not hat Frankreich an Menschen, und das französische Volk beginnt schwer zu darben. Schwierigkeiten hat England, seine Volkswirtschaft aufrecht zu erhalten, wenn es tiefer in sein Menschenreservoir hineingreifen will. Da aber der Siegeswille Englands diktatorisch der Entente das Gesetz des Handelns vorschreibt, so mußte England vor allen Dingen die rücksichtslosen Männer finden, welche bereit sind, alles auf eine Karte zu setzen. Englische Zeitungen und englische Ministerreden klingen wild und gefährlich. Und wir wollen keineswegs die Fähigkeit dieses zähesten Weltreiches unterschätzen. Aber andererseits können wir die Grenze der englischen Kraft doch schon absehen. Sie basiert auf der Ergänznug des verloren gegangenen Schiffsraumes und auf den erzwungenen Dienstleistungen der neutralen Welt. In beiden Richtungen aber stehen die Aussichten für England nicht gut. Wir brauchen deshalb vor der Fortsetzung des Krieges im Westen nicht zu bangen. Der deutschen Heeresleitung schwebt, da sie im Geiste Moltkescher Strategie denkt, unbedingt das Ziel des Sieges im Westen vor, der Ausgleich in dem großen Ringen mit der französisch-englischen Armee, welche durch ihre numerische Ueberlegenheit uns an der Somme und bei Verdun zurückdrücken konnte. Das Kriegsziel unserer Feinde ist durch ihre Millionenopferung an Menschenkraft während der blutigen Kämpfe, die vom 1. Juli bis jetzt im Westen andauerten, nicht gefördert. Der geringe Geländegewinn ist viel zu teuer bezahlt mit dem ungeheuren Verlust an Volkskraft und Volksvermögen. Die entscheidende Offensive, welche uns aus Frankreich und Belgien an den Rhein treiben sollte, ist mißglückt. Seit länger als einem Monat ist sie im Schlamm erstickt, und wenn sie wieder auflebt, so wird sie, nach den Aeußerungen Hindenburgs, „auf Granit beißen".

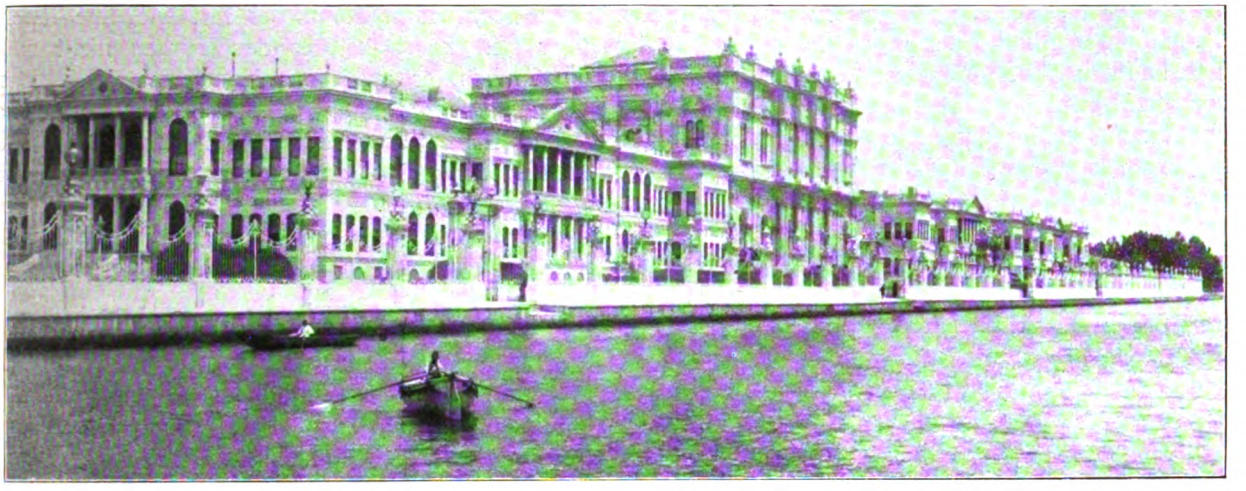
Die Bilanz des Kriegsjahres 1916 schließt somit durchaus zugunsten der Mittelmächte ab, und da zwischen den Verbündeten Einigkeit, Treue und Glauben herrscht und einer auf des andern Eigentümlichkeiten und Wünsche die größtmögliche Rücksicht nimmt, so stehen wir unerschüttert und aussichtsfroh an der Schwelle des neuen Jahres.

27. Dezember 1916.



Selamlik-Zeremonie am Freitag.

Digitized by Google



Kaiserliches Schloß Dolmabagtsche am Bosporus.

UNSERE TUERKISCHEN KAMERADEN.

Von Hauptmann Erich von Salzmann.

Am 1. Dezember hat der türkische Generalissimus Enver Pascha vor den Kammern in Konstantinopel das Wort ergriffen, um, dem Beispiel anderer Staatsmänner der der Türkei verbündeten Reiche folgend, der hohen Versammlung der Volksvertreter Rechenschaft über die Tätigkeit der türkischen Heere zu geben. Enver konnte nur und hat nur Rühmendes über das gesprochen, was der türkische Soldat bisher in diesem Feldzuge geleistet hat. Unerschütterlicher Siegeswille und Zuversicht sprechen aus Enver's Worten. Er fordert die Kredite für das Heer in der Voraussicht, daß der Krieg zwar noch lange dauern kann, aber nur mit einem Siege der gemeinsamen Sache endigen muß. Er sagte u. a.:

„Nachdem die türkische Armee die Engländer im Irak erledigt hatte, ist sie mit den Russen zusammengestoßen und ist im Norden und im Westen sowie an der Fellahie-Front gegen die Engländer und Russen vorgedrungen und hat ihnen die Pforten des Irak gesperrt. Ich bin überzeugt, daß die osmanische Armee ihre Aufgaben erfüllen und den Feind aus dem Lande jagen wird. Wir haben nach Galizien, nach der Dobrudscha, nach Seres und Drama zahlreiche Truppen geschickt, um mit den Verbündeten zusammenzuwirken und den gemeinsamen Feind zu besiegen. Unsere Truppen in der Dobrudscha tragen wirksam dazu bei, die Russen und Rumänen niederzuwerfen und haben Siege davongetragen. Die verbündeten Truppen stehen jetzt zwölf Kilometer vor Bukarest. Die verbündeten Truppen im Süden und Norden Rumäniens haben ihre Vereinigung bewirkt, um den treulosen Feind zu vernichten. Die nach Galizien gesandten Truppen haben, wie aus den Tagesbefehlen der deutschen Oberbefehlshaber hervorgeht, große Tapferkeit an den Tag gelegt und erfüllen ihre Aufgabe ruhmreich für den osmanischen Namen und den Islam. Sie wiesen siebzehn Angriffe blutig zurück und behaupteten nicht nur ihre Stellungen, sondern drängten den Feind über die benachbarten Linien der Verbündeten und machten viele Gefangene."

Wir hier in der deutschen Heimat können Envers Worte nur voll unterschreiben. Seitdem die Türken außerhalb ihrer eigenen Landesgrenzen, außerhalb auch der Gebiete, die noch bis vor kurzem zum türkischen Reich gehörten, mit unseren Feldgrauen Schulter an Schulter kämpfen, ist vielen Söhnen unserer deutschen Erde erst das volle Verständnis für den Geist aufgegangen, der in den auf so entferntem Boden erwachsenen Kindern der verbündeten Türkei und den Anhängern der Lehre Mohammed's glüht. Es ist nicht nur der Geist des Gehorsams gegen den Padischah, der unerbittlichen Disziplin, die dieser Weltkrieg als A und O allen militärischen Beginnens wiederum so glänzend bewiesen hat; es ist nicht nur der Geist jenes fanatischen Glaubens, des Heiligen Krieges, der in Konstantinopel gegen die Unterdrücker des Islam gepredigt wurde, — ein Geist, der sicherlich vorhanden ist —: es ist der Geist der Vaterlandsliebe,

Digitized by Google

der unsere türkischen Verbündeten bis zum letzten Manne beseelt und sie den Heldentod auf ferner Erde sterben läßt. Alles, was wir im Besonderen von den türkischen Kämpfern in Galizien hören, beweist uns ferner die hohe politische Erkenntnis, die der Türke vom Divisionskommandeur herunter bis zum letzten Mann in diesem Weltkrieg gewonnen hat. Jeder Araber, jeder Anatolier, der in Mazedonien bei Seres und Drama oder bei Brzezany in Galizien im Graben liegt, weiß heute, daß er, sei es wo es auch sei, mit seinem Leib den Bestand seines angestammten Vaterlandes deckt. Der russische neue Ministerpräsident Trepow demaskierte sich, als er von Rußlands endgültigem Recht auf Konstantinopel und die Meerengen sprach, aber es ist gut, daß Trepow dies tat. Es gibt keine selbständige Türkei ohne ein selbständiges Konstantinopel.

Unser Heer ist mit dem türkischen eng und brüderlich verbündet. Die Einrichtungen des türkischen Heeres lehnen sich vielfach an unsere Erfahrungen und unsere Einrichtungen an. Trotzdem bestand eine gewisse Fremdheit zwischen den Angehörigen beider Heere. Man kannte sich noch verhältnismäßig wenig. Es waren doch immerhin nur einzelne, wenige Deutsche, die unter den Türken fochten, oder wenige Türken, die bei uns kämpften. Seitdem sie in Galizien gemeinsam vor den russischen Linien liegen, ist den Unserigen die volle Erkenntnis für den türkischen Kameraden gekommen. Des Rätsels Lösung ist einfach: „Im Felde, da ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen". Was dem Menschen am anderen Menschen — gleichgültig, welcher Nation er auch sei — imponiert, was ihm sofort Hochachtung abnötigt, das ist persönliche Tapferkeit, das Fehlen der Scheu vor dem Tode, das Kaltblütig-der-Gefahr-ins-Auge-sehen. Aus allen Berichten, die uns die Kriegsbeschreiber von der galizischen Front senden, klingt heute fast wie eine Ueberraschung heraus: „Diese Türken sind doch Mordskerle!" Sie wollen keine Drahthindernisse, sie wollen keine tiefen Deckungsgräben, sie sind kühl, ruhig, nüchtern und bedürfnislos, erst wenn man vom Feinde das Weiße im Auge sehen kann, dann flammt in ihnen der Kampfeszorn hoch, dann kommt es fast wie eine Raserei über sie. Dann hält es den Türken nicht mehr im Graben, er greift zur Handgranate, die er so lieben gelernt hat, er greift noch lieber zum Bajonett, das er als vorbildlicher Fechter führt. Der Russe fürchtet ihn. Er scheut vor diesem mit bewunderungswürdigem Schneid und nicht zu hemmendem Draufgängergeist herankommenden Türken. Mehr wie einmal haben die türkischen Soldaten den herrannahenden Russen nicht abgewartet. Sie sind heraus aus ihren Gräben und ihm entgegen, und jedesmal ist der Russe geworfen worden. Auch die Türken haben diese Erfahrung mit viel Blut bezahlen müssen. Aber dieses Blut ist nicht umsonst geflossen, ebensowenig wie das Blut unserer tapferen Freiwilligen von Langemack und an der Yser, die dem Feind mit „Deutschland, Deutschland über alles" entgegenliefen.

Die türkische Artillerie bewährt sich ganz hervorragend, und der türkische Nachschub, aufgebaut auf der Erfahrung vieler Kriegsschauplätze, entspricht in jeder Weise dem, was man als Anforderungen stellen könnte. Die türkische Führung und der türkische Generalstab beweisen Tag für Tag, daß ihnen der Geist der großen Lehren der Heerführung voll aufgegangen ist, und daß sie nicht nur den geschriebenen Buchstaben befolgen. Der türkische Offizier ist stets seinen Leuten ein Vorbild. So sind uns die Türken nicht nur wertvolle Bundesgenossen geworden, unsere Feldgrauen haben sie bald als tapfere, hingebungsvolle, wirkliche Kameraden kennen und schätzen gelernt. Gerade das in Galizien gemeinsam vergossene Blut kittet die deutschen und die türkischen Armeen fest aneinander. Diese Tage werden nie in Vergessenheit geraten. Wir werden es den Türken hoch anrechnen, wie sie sich für die gemeinsame heilige Sache eingesetzt haben, und in dem türkischen Kameraden wird, wenn er dereinst in seine ferne Heimat zurückkehrt, ebenso die Erkenntnis fortleben, daß deutsche Landeskinder sich, sei es wo es auch sei, für ihr Vaterland schlagen und ihr Leben gern für dieses hingeben, um der Freiheit willen, für die wir alle kämpfen.

Digitized by Google

GEGENWART UND ZUKUNFT DER TUERKISCHEN KRIEGSFLOTTE.

Von L. Persius, Kapitän zur See a. D.

Mit dem vollen Triumph der jungtürkischen Ideen setzte für die türkische Flotte eine Periode aufstrebender Energie und Entfaltung ein. Das türkische Marineministerium gab im September 1915 zum erstenmal ein Jahrbuch über den gegenwärtigen Stand der türkischen Kriegsflotte heraus. Es betitelt sich „Medschmnay Senevivei Bahrye". Dort heißt es: „Eine türkische Kriegsflotte gibt es erst seit sieben Jahren, seit der jungtürkischen Revolution." Was vorher türkische Kriegsflotte genannt wurde, wird folgendermaßen beschrieben: „Das Kaiserliche Arsenal, das sich zu Lande von Parmakkapu bis Haskōj erstreckt, war nur ein Haufen von mehreren tausend Tonnen alten Eisens und zu Wasser das Grab einer verfallenen großen Flotte, die zu nichts mehr zu gebrauchen war."

Nach dem Sturz des Absolutismus war die türkische Flotte ganz neu zu schaffen; es mußte damit völlig von vorn begonnen werden. Die in den letzten sieben Jahren erzielten Fortschritte sind als außerordentlich zu bezeichnen. Gegenwärtig umfaßt die türkische Flotte 95 Schiffe, und zwar 37 gepanzerte Schiffe, Kreuzer und Kanonenboote, 34 Torpedoboote und 24 Jachten und Transportschiffe. Alle diese Schiffe sind in gutem Zustand und besitzen einen verhältnismäßig hohen Gefechtswert. Das Marinearsenal mußte von Grund auf organisiert werden. Man kann jetzt dort jede Art von Ausbesserungen vornehmen lassen. Der Kreuzer „Hamidije" war, bevor er im Balkankrieg seine berühmten Kreuzerfahrten ausführte, im Arsenal repariert worden, als er durch eine bulgarische Mine schwer beschädigt worden war. In der ersten Zeit hatte man aus Deutschland und England einige Fachmänner kommen lassen, gegenwärtig werden aber diese Arbeiten von türkischen Ingenieuren geleitet, die ihre Studien in Europa vollendet haben. Auch der Hilfskreuzerdienst der Kaiserlichen Marine wurde neu geordnet. Die osmanische Schifffahrtsgesellschaft ist in den letzten Jahren ein wichtiger Faktor der türkischen Handelsflotte. Das Jahrbuch schließt mit der Aufforderung an alle Türken, die Hände nicht in den Schoß zu legen, sondern weiter zu arbeiten an der Stärkung der türkischen Kriegs- und Handelsflotte. Diese Mahnung haben die Türken kaum nötig. Sie sind sich bewußt, welchen Wert eine achtunggebietende Kriegs- wie Kauffahrteimarine für ihr Land hat. Die Sammlungen des türkischen Volkes für die Wehrmacht zur See zählen zu den erhebendsten Beweisen der Vaterlandsliebe. Beträchtliche Summen wurden aufgebracht, so daß nicht nur das seinerzeit in England in Auftrag gegebene Großlinienschiff „Reschad V." fertiggestellt, sondern auch noch ein zweites Großlinienschiff erworben werden konnte, nämlich „Rio de Janeiro", das damals für die brasilianische Regierung in England gebaut wurde. Beide Schiffe wurden jedoch von den Engländern unter Vertragsbruch nicht abgeliefert, sondern der englischen Kriegsflotte einverleibt, obwohl die Kaufsummen bereits in englischen Händen waren.

Mitte August 1914 waren die beiden deutschen Kreuzer „Göben" und „Breslau" in die Dardanellen eingelaufen. Die deutsche Regierung überließ diese beiden hochmodernen Schiffe der Türkei als Ersatz für die beiden Linienschiffe, die von England zurückgehalten waren. Am 16. August hißten die deutschen Schiffe zum erstenmal die osmanische Flagge. An Bord des „Sultan-Javus-Selim", wie nun der Schlachtkreuzer „Göben" getauft war — „Breslau" erhielt den Namen „Midilli" — befand sich der deutsche Admiral Souchon. Er, im Verein mit dem türkischen Marineminister General Dichemal Pascha, brachten es mit nie rastender Energie in kürzester Frist fertig, die türkische Flotte zu einem kräftigen und scharfen Kriegsinstrument zu modeln.

Ich bin dem Admiral Souchon, der zwei Rangjahre älter ist als ich, im Leben öfters nahe getreten, habe manche Jahre mit ihm auf demselben Schiff, an der gleichen Stelle Dienst getan. So waren wir z. B. als Wachhabende an Bord verschiedentlich zusammen tätig. Unzählige Male löste ich ihn auf der Kommandobrücke von Wache ab, sei es in dunkler, kalter und stürmischer Nacht in der Nordsee, sei es unter einem wolkenlosen, in satter Bläue strahlenden Tropenhimmel. Nie war Souchon aus seinem Gleichmut, nie aus seiner guten Laune zu bringen. Stets balanzierte er auch unter den widrigsten Umständen glückhaft sein seelisches Gleichgewicht. Nicht, daß er keine „Nerven" besäße, daß er keinerlei Erregung kannte. Dazu ist er ein viel zu fein und zart besaiteter Mensch. Aber sogenannte Nervosität ist ihm gänzlich fremd. Er beherrscht sich und seine Nerven, und das ist mehr wert, als wenn ein starkknochiger Mann auf seinen Mangel an Nervenkrisen pocht. Souchon ist klug, aber eine viel zu aufrichtige und ehrliche Natur, als daß man ihm das Attribut eines „Diplomaten" im landläufigen Sinn zuerteilen könnte. Doch gerade deshalb wird er unter vornehm denkenden und handelnden Menschen gute diplomatische Arbeit verrichten. Seine unerschütterliche Ruhe und sein ausgleichender Gerechtigkeitssinn

Digitized by Google

verrichteten oft in seinen jüngeren Jahren schon Wunderdinge.

Zuletzt war ich mit Souchon dienstlich im Kreuzergeschwader zusammen auf der ostasiatischen Station. Er war Chef des Stabes auf dem Admiralschiff, ich war Kommandant eines der Kreuzer dieses Verbandes. Nicht selten kommt es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen der ersten Stelle und den untergeordneten Stellen. Der Chef des Geschwaders hält eben das Wohl der Gesamtheit des Verbandes im Auge, während die einzelnen Kommandanten zuweilen die Sonderinteressen ihres Schiffes in den Vordergrund schieben. Da verstand es Souchon in geradezu idealer Weise besänftigend und vermittelnd zu wirken. Wir Kommandanten waren ihm für das aus seiner Tätigkeit sprießende, hervorragend gute Zusammenarbeiten außerordentlich verpflichtet. Als ich Souchon zum Abschied damals in Tsingtau die Hand drückte, konnte ich ihm aus aufrichtigem Herzen Dank sagen für alle seine guten Ratschläge und seine selbstlose Aufopferung. Und so oft ich an ihn denke, bin ich immer von dem Gefühl beseelt, daß er einer meiner vornehmsten Kameraden war.

Dieser Mann flößte heute der türkischen Flotte seinen Geist ein. Man darf ohne Ueberhebung sagen, daß je mehr von diesem „deutschen Geist" — im besten Sinn des Wortes gesprochen, — d. h. dem Geist der Pflichttreue und Selbstlosigkeit, die Mannschaften der türkischen Flotte auf sich übergehen lassen, desto mehr sie dem Wohl ihrer Waffe, wie ihres ganzen Landes dienen werden.

Nicht weniger als dem Flottenführer Admiral Souchon ist dem Marineminister General Dschemal Pascha das Verdienst zuzuschreiben, die Leistungsfähigkeit und Kriegsbereitschaft der türkischen Kriegsmarine auf das äußerste gesteigert zu haben. Dschemal, ein Bewunderer der deutschen Seemacht, ist ein verständnisvoller Beurteiler deutschen seemännischen wie technischen Könnens. Als er noch vor dem Krieg im Mai 1914 dem Schlachtkreuzer „Göben", der damals vor Konstantinopel ankerte, einen Besuch abstattete, schrieb er folgende Sätze in das Gästebuch: „Le cuirassé ‚Göben' montre qu'il est digne de porter le nom du grand chef d'armée, par la valeur physique et morale qui caracterise son amiral, son commandant, ses équipages. ‚Göben' est le témoin flottant que les grandes nations sont capables de faire des grandes oeuvres." Dschemal hat sich als ein Mann von großer Energie und als hervorragender Organisator bewiesen, der den Erfordernissen der Flotte, wie sie vom Admiral Souchon gestellt werden, stets verständnisinnig entgegenkommt. Beide Männer arbeiten sich gegenseitig ergänzend, auf das Glücklichste Hand in Hand.

Unter den für die Entwicklung der Kriegsmarine bedeutungsvollen Männern ist noch der Commodore Arif-Bey zu nennen, der, dem deutschen Admiral beigegeben, diesen in seiner Arbeit beharrlich auf das beste unterstützt.

Wie sehr die Engländer durch die sich entwickelnde Umgestaltung in der türkischen Flotte beunruhigt wurden, kann aus einigen Presseäußerungen entnommen werden, die zugleich ein bezeichnendes Licht auf die Gefühle Englands gegenüber der Türkei werfen. Archibald Hurd, der Marinemitarbeiter des „Daily Telegraph", schrieb am 16. Oktober 1914 — wohlgemerkt am 16. Oktober 1914! —: „Wir hören, von mysteriösen Unternehmungen deutscher Seeoffiziere und Matrosen in der Türkei. Wir müssen die Dinge dort aufmerksam verfolgen. Die Türken sind ein tapferes Volk, das über geschulte Diplomaten verfügt. Man kann nicht annehmen, daß sie so töricht sein werden, ihr Schicksal mit dem der Deutschen zu verknüpfen. Sie können ja nicht helfen, sich gegen Rußland auflehnen zu dürfen, ohne daß sie die Strafe dafür bald ereilt. Wenn es im Schwarzen Meer zu Gefechten kommen sollte, so werden sie von der übermächtigen russischen Flotte arg gezüchtigt werden." — Und der bekannte Marineschriftsteller Fred Jane, Verfasser der Werke „Ketzereien über Seemacht", „Die Schlachtschiffe der Welt" und vieler anderen, äußerte sich am 23. November 1914, — also nachdem die Würfel gefallen waren! —, im „Evening Standard":

> „Die ‚Göben' kämpft auf ihre spaßige Art. Sie müßte ja eigentlich imstande sein, den alten ‚Swiatitel-Jesstafi' (ein russisches Linienschiff, das am 14. Mai 1906 zu Sebastopol von Stapel lief und im Herbst 1910 fertig gestellt wurde, also keineswegs als „alt" anzusprechen ist) in tausend Trümmer zu schießen. (Hierzu ist zu bemerken, daß das Hauptgeschützkaliber des russischen Schiffs 30,5 cm, das der ‚Göben' aber nur 28 cm ist.) „Aber weit gefehlt", so fährt Fred Jane fort, „die ‚Göben' denkt nicht daran. Sie flüchtete, so rasch ihre Maschinen laufen wollten, in wilder Fahrt dem schützenden Bosporus zu. Ihr Kommandant muß recht eigenartige Ansichten über die Funktionen eines Schlachtkreuzers haben! . . . Die erstaunliche Aktivität der türkischen Flotte ist nicht uninteressant. Bei uns hört man freilich wenig darüber. Anders in Italien. Dorthin senden die tapferen Türken alltäglich Berichte ihrer Heldentaten. Und sie erzählen, daß sie an jedem Tage ein britisches und ein russisches Schiff — oft sind es auch zwei — in die Luft gesprengt haben. Wonderfull fellows, these turkish sailers!"

Der englische Schreiber ist zum mindesten etwas unvorsichtig. Damals, als er diese Sätze niederschrieb, hatten in der Hauptsache jene türkischen Seeleute gekämpft, die von den englischen Offizieren ausgebildet waren. Bedachte er nicht,

Digitized by Google

daß es sich um eine Kriegsmarine handelt, die von Engländern aufgezogen war?

Die türkische Flotte hat sich in den verflossenen zwei Jahren gegenüber der russischen glänzend bewährt. Um ihre Leistungen ermessen zu können, die in vielen erfolgreichen Unternehmungen im Schwarzen und im Mittelländischen Meer bestanden, ist es nötig, sich den für die heutige Kriegführung in Frage kommenden Bestand an Schiffsmaterial auf beiden Seiten zu vergegenwärtigen.

Die Russen besaßen bis vor kurzem im Schwarzen Meer zwei ganz neue Dreadnougths, „Imperatriza Maria" und „Jekaterina II", jeder mit zwölf 30,5 cm-Geschützen als Hauptarmierung bewaffnet. Die „Imperatriza Maria" haben sie durch Explosion allerdings verloren. Ferner sind fünf andere Linienschiffe mit je vier 30,5 cm Kanonen usw. vorhanden. An Kreuzern zählt die amtliche Kriegsliste zwei moderne, mit je zwölf 15 cm Geschützen auf, an Torpedobooten neun große, aus neuester Zeit stammend, die 34 Knoten Geschwindigkeit aufweisen. Ueber die Zahl der Unterseeboote ist verläßliches nicht bekannt. Die Türkei ihrerseits verfügte bei Ausbruch der Feindseligkeiten über den Schlachtkreuzer „Sultan-Javus-Selim", zwei alte Linienschiffe, drei kleine Kreuzer, sowie acht alte Torpedoboote von sehr geringer Schnelligkeit. Ueber die Zahl der „U-Boote" ist auch hier nichts genaueres bekannt geworden. Die überlegene ziffermäßige Stärke der russischen Flotte tritt klar vor Augen. Die starke russische Flotte darf jedenfalls für sich nicht in Anspruch nehmen, die Herrschaft im Schwarzen Meer zu besitzen. Den türkischen Streitkräften gelang es im Verein mit den Landtruppen, den Feind im Süden — vor den Dardanellen — wie im Norden bei Konstantinopel von den Küsten fern zu halten. So erfüllte die türkische Seemacht ihre Hauptaufgabe und fügte darüber hinaus dem Feinde bösen Schaden zu. Voll Stolz dürfen die Besatzungen der türkischen Schiffe auf ihre Taten blicken, die dem Volk die Gewißheit geben, daß es auch weiterhin in diesem Kriege vertrauensvoll auf seine Flotte blicken darf.

Die Frage, wie sich die fernere Entwickelung der türkischen Flotte gestalten wird, muß mit einigen Worten beantwortet werden. Ueber dem künftigen Schicksal der türkischen Kriegs- wie Handelsmarine breitet sich heute noch ein undurchdringlicher Schleier. Es wäre vermessen, wollte man in irgend einer Richtung bestimmtere Voraussagen machen. Alles hängt von dem Ausgang des Krieges ab. Zu weit sind die Grenzen gespannt, die sich hier dem Auge darbieten. Bringt z. B. der Friedensschluß dem türkischen Reich die Wiedereinfügung Aegyptens, so würde eine erhebliche Ausbreitung der Seemacht sich von selbst ergeben. Aber was immer kommen mag, soviel darf als gewiß gelten, daß die Türken aus den Ereignissen des Krieges die Erkenntnis schöpfen müssen und werden, daß ihr Vertrauen auf die kriegsseemännischen Leistungen ihrer Flotte berechtigt war, und daß sie dies Vertrauen zum Wohl ihres Landes auch in Zukunft durch die Tat zu bekräftigen haben, indem sie alle Energie aufwenden, um der Halbmondflagge die ihr zukommende Ausbreitung und Beachtung auf den Meeren zu sichern.

Palmen in Oberägypten.

Digitized by Google

ICH LEGE EW. MAJESTAET MEINE VEILCHEN ZU FUESSEN UND BITTE UM MEINE ROSEN!

Von Achmed Hikmet.

Frau Samime saß auf dem Sofa hinter dem Tisch und las beim Schein der gelb verschleierten Lampe die Zeitung. Totenstille herrschte im Zimmer, nur das Tick-Tack der Uhr, die auf dem Tisch stand und das Knistern des Holzes im Kamin waren zu hören. Die Tür wurde vorsichtig geöffnet, und herein schlüpfte zuerst eine Katze, die mit hochgestelltem Schweif am Sofarand entlang strich, auf das neben dem Ofen liegende Sitzkissen kletterte und sich dort zusammenrollte . . . Hinter ihr kam ein junges Mädchen ins Zimmer, im rosaroten Flanellkleid, mit gelbem Gürtel, ein himmelblaues Tuch um den Kopf geschlungen, das ihre üppigen Haare jedoch nicht ganz verdecken konnte, aber ihr rosiges frisches Gesicht sehr reizvoll umrahmte. Den Kopf etwas auf die linke Schulter geneigt, blieb sie, an die Tür gelehnt, stehen und wartete.

„Setz' Dich, kleine Aische!"

Aische zog ein niedriges Sitzkissen heran und kniete darauf nieder. Seit der Herr in Tripolis war, kam Aische jeden Abend herein, sobald sie mit der Hausarbeit fertig war, hockte auf dem Rande des Kissens und leistete der gnädigen Frau ein paar Stunden Gesellschaft. Aische hatte ein tragisches Schicksal. Ihr Vater stand seit fünf Jahren in Tripolis und im letzten Frühling war auch ihr Bräutigam einberufen und dorthin geschickt worden. Seine Eltern hatten einmal aus Konstantinopel und einmal aus der Cyrenaika Nachricht von ihm erhalten. Im zweiten Briefe schrieb er, daß er vielleicht nach dem Jemen versetzt würde, aber seit sechs Monaten hatten sie weder von ihm noch vom Vater etwas gehört. Die Trennung vom Vater und von Tossun und die dadurch noch gesteigerte Not zwangen sie, nach Konstantinopel zu gehen. Ihre Landsleute brachten sie nach Dschehangir ins Haus des Majors im Generalstab, Turul Bey. Der Herr Major hatte versprochen, ihr von Vater und Bräutigam Nachricht zu verschaffen, aber noch ehe es ihm gelang, ging auch er nach Tripolis, nach Tripolis, das die Ursache war, daß ihr Vater und Verlobter entrissen wurden. Er würde den verräterischen Feind vertreiben und ihr Vater und Liebsten zurückbringen!

Nachdem der Major fort war, trugen Herrin und Dienerin am gemeinsamen Leid. Die Küste Afrikas bedeutete für sie die Kaaba, dahin sie alle ihre Gebete richteten. Diese mit Tränen und Schluchzen verbrämten Gebete aber verloren sich im Schatten der Dattelpalmen, die aus dem Sande der Wüste in den Himmel ragen . . .

Seitdem Turul Bey gegangen war, wurde Aische nur noch „kleine Aische" gerufen und Samime „liebe, gnädige Frau" angeredet.

Manchmal las ihr die Herrin die Zeitung vor, oder einen Roman, der ihr gerade in die Hände fiel, und erklärte ihr, was sie nicht verstand. In den langen Sommernächten wurden sentimentale Geschichten gelesen und viele Tränen darüber vergossen.

Aisches naives Fühlen und Denken aber wurde angeregt und gehoben, Konstantinopel verfeinerte den Geschmack dieser Feldblume, die an den Ufern des „Roten Flusses" erblüht war und machte ihre Seele empfänglich und empfindsam.

Hatten sie nach der Zeitung keinen Roman zur Hand, so plauderten sie über die Erinnerungen an die geliebten Menschen, die jetzt in Tripolis waren.

Die Dame hatte die Gewohnheit angenommen, von ihrem Mann als von „meiner Rose" zu sprechen und nannte auch Aisches Verlobten „deine Rose".

In dunklen Nächten neigten sich die beiden einsamen Frauen einander zu, wie zwei entblätterte Aeste im Winde sich gegenseitig suchen, und fühlten auf diese Art ihre Einsamkeit noch intensiver, das Weh noch tiefer. Wenn sie so einander ihr Leid klagten, schimmerten an Samimes langen, schwarzen Wimpern große Tränen der Sehnsucht nach Turul, Aisches strahlend blaue Augen aber brannten vor Liebe für Tossun.

„Gibt es neue Nachrichten vom Krieg, liebe, gnädige Frau?"

Samime nahm die Zeitung und begann den Bericht aus der „Roten Flagge" vorzulesen:

Ein Soldat gegen 13 Panzerschiffe!

„Am Dienstag morgen nahmen 13 feindliche Schiffe im östlichen Tripolis die Beschießung des Forts Hamidije auf. In der Festung befanden sich zur Zeit 11 Mann und ein Feldwebel. Nach kurzem Bombardement waren 9 Soldaten gefallen, die beiden andern schwer verwundet. Der allein übriggebliebene Feldwebel, Mehmed, kämpfte mit unerhörter Ausdauer und Zähigkeit noch 4 Stunden lang mit den wenigen unbeschädigt gebliebenen Geschützen gegen den Feind; eine Heldentat, wie sie bisher in der Welt noch nie gehört wurde, in der Geschichte keines Landes verzeichnet steht. Mit seinen Bronzekanonen zusammen wurde dieser

Digitized by Google

stählerne Körper von den auf ihn niederprasselnden Granaten buchstäblich in Atome zerrissen. Heil dem Volke, das so unvergleichliche Helden zu seinen Söhnen zählt, es ist das größte Volk der Welt!"

„Mein Vater! Mein Väterchen! Lesen Sie nicht weiter, liebe, gnädige Frau, der Feldwebel Mehmed ist mein Vater."

„Gott gebe, daß er es nicht ist!"

„Ich weiß, daß er im Fort Hamidije war."

Aische wurde ohnmächtig.

Samime lief in ihr Zimmer, kam mit einem Fläschchen Aether und Kölnischem Wasser zurück und begann Aisches Schläfen und Pulse einzureiben.

„Mein Vater wünschte sich den Tod. Ja, er wollte sterben. Obgleich er schon aus dem Dienst entlassen war, blieb er freiwillig Soldat. Ich weiß nicht warum, aber er suchte den Tod, das habe ich wohl gemerkt. Auch die Mutter fürchtete das immer, sie flehte ihn in allen Briefen an, zurückzukommen. Armes Väterchen! Kein Denkstein wird auf deinem Grabe stehen. Den Ort, an dem du liegst, wird Gras bewachsen, der Regen wird ihn bespülen."

„Ach, Kind, wenn in unserm Vaterlande jedem Gefallenen ein Grabstein errichtet würde, so wäre das ganze Land nur noch ein großer Friedhof, und die Sterne des Himmels würden nicht genügen, um an jedem Grab ein ewiges Lämpchen zu brennen."

Vor Samimes Augen standen die Gefahren, in denen ihr Mann vielleicht jetzt schwebte, heute oder morgen konnte auch sie die Unglücksbotschaft ereilen; sie wurde bleich, meinte zu ersticken und stand in ihre düsteren Ahnungen wie in undurchdringliche schwarze Schleier gehüllt.

„Der Beneidenswerte, Gott hat ihn selig, denn er ist ja fürs Vaterland gefallen. Du aber bist nun verwaist. Was können wir anderes tun als beten? Komm, wir wollen beten! Gott gebe den mohammedanischen Soldaten den Sieg!"

Samime wußte nichts anderes zu sagen, sie fand kein Wort des Trostes; weinend wuschen sie sich zum Gebet. Sie bedeckten Kopf und Schultern bis zum Ellenbogen mit einem Tuch, breiteten den Gebetsteppich aus und ließen sich lautlos zum Gottesdienst darauf nieder. Ihre Herzen waren so innig wie die der Engel mit Gott verbunden, sie vergaßen alle persönlichen Anliegen und versenkten sich so in jene andere Welt, daß sie ihre Stirnen, die den Boden berührten, gar nicht wieder erheben wollten. Wie eine Sintflut überschwemmten ihre Bitten ihre Sinne, so daß die armen Frauen wie betäubt waren. Nach dem Gottesdienst erhoben sie sich, und mit zitternd ausgestreckten Händen, in der heiligen Richtung nach Mekka gewandt, verharrten sie lange unbeweglich. Tränen überströmten ihre Wangen, wie Flammen loderten die Gebete aus ihren Herzen empor und sie glaubten fest, daß Funken davon die Gnade des Hergotts entzünden müßten. In dieser trostvollen Ueberzeugung rollten sie ihre Gebetsteppiche wieder zusammen.

„Ach, kleine Aische, meine selige Mutter hat mir oft erzählt, daß mein Vater im russischen Krieg gefallen ist. Was sollen wir machen? Sind die Männer nicht alle Kinder des Vaterlandes? Wenn dieses ihre Bestimmung ist, so werden sie sich eines Tages dafür opfern."

Plötzlich fielen Samimes Augen auf die weißen Rosen, die in einer Vase auf dem Tische standen. Sie sann: wie war es möglich, daß auf dem Boden ihres Vaterlandes, der mit dem Blut unzähliger Gefallener durchtränkt ist, noch weiße Rosen, Lilien und Margueriten blühten? Obgleich doch jedes Fleckchen dieser Erde mit den Tränen einer verzweifelnden Mutter, einer um ihr Glück betrogenen Geliebten bewässert war, wie konnten die Bienen im Kelch der Blumen noch Süssigkeit und die Schmetterlinge darin leuchtende Farben finden? Seit meiner Kindheit habe ich gefühlt, gesehen und gelesen, daß alle Dinge in beständigem Kampf miteinander liegen, sich gegenseitig schaden und vernichten . . . Ueberall Verachtung und Blut, Haß und Feuer. Warum? Und warum bedecken keine schwarzen Wolken unsern ewig strahlenden Himmel? Warum hüllt die Natur sich nicht auch in ein Trauergewand und weint mit ihren gemarterten Kindern? Warum gönnt sie der Seele keine Ruhe in ihrer Stille? Warum fühlt sie das Elend der Menschen nicht bis zur Neige mit?

„Aische, mein Kind, schlafe nur; Gott hat deinen Vater zu sich genommen, er wird gewiß deine Rose für dich behüten und du wirst deinen Verlobten als Sieger wiedersehen."

Aische erhob sich geräuschlos, ging in ihr Zimmer, setzte sich auf den Rand ihres Bettes und betete wieder für das Seelenheil ihres Vaters. Dann zog sie die Decke hoch, aber der Schlaf, der sich allen Armen und Unglücklichen als Tröster nähert, wollte sich nicht auf ihre brennenden Augen senken.

Erst gegen Morgen schlummerte sie ein. Im Traum sah sie einen lichtstrahlenden Engel vom Himmel zu sich herniederschweben: „Ich bin die Liebe", sagte er; nahm Aische unter seinen Flügel, flog mit ihr über Berge und Meere, brachte sie nach Tripolis, in die Mitte der Wüste und verschwand. Sie saß nun ganz einsam in heller Nacht in unendlicher Stille, die vielen Tausend Sterne, die am Himmel glänzten, blendeten ihre Augen. Sie ging auf einige Dattelbäume zu, die am Rand einer Oase standen und sprach einen Beduinenknaben an, der seinen Krug am Brunnen füllte. Kaum waren einige Augenblicke vergangen, da kamen auch schon ihr Vater und Tossun in eiligem Lauf heran. Der Vater küßte die Tochter auf die Stirn: „Hier ist dein Bräutigam. Ich kann nicht in die Heimat zurückkehren, ehe ich nicht den bösen Feind verjagt habe. Aber nimm du nur Tossun mit, ich werde für

Digitized by Google

ihn Dienst tun," damit verschwand er im tiefen Schatten der Bäume. Die beiden Liebenden blieben allein, doch konnten sie vor Verlegenheit nicht sprechen, bald aber vergaß Aische sich ganz, lehnte den Kopf an Tossuns rechte Schulter und begann zu weinen. Der junge Mann schlang den Arm um sie und so blieben sie lange Zeit. Aische flüsterte: „Ich möchte entweder bei dir bleiben, oder dich mit in die Heimat nehmen, nur laß mich nicht allein!" Tossun lachte und preßte den Arm fester um sie, sie setzten sich auf einen Baumstamm, der neben dem Brunnen lag; Aische weinte und bat und fühlte, wie ihr die Tränen die Wangen netzten.

„Kleine Aische, wie kann ich dich kosen und an mein Herz drücken, solange noch feindliche Kugeln die Brust meiner Brüder durchbohren!"

Sie wollte ihre Tränen trocknen, aber als sie den Saum ihres Gewandes ergriff, wurde sie gewahr, daß Perle an Perle daran hing, so schimmernd weiß wie Perlmutter, und schrie auf vor Freude: „Tossun, Tossun, sieh nur die Perlen! Die bringe ich morgen zum Padischah, um dich loszukaufen!"

„Suchst du kostbare Steine? Da, soviel du nur willst!" Der junge Soldat riß mit diesen Worten die Knöpfe seines Waffenrockes auf und entblößte seine Brust; aus einer klaffenden Wunde rann Tropfen auf Tropfen Blut und wie es auf den Sand fiel, waren es lauter Rubinen und Karfunkel. „Meine kleine Aische, kannst du mich mit einer Hand voll Perlen und Rubinen loskaufen? Ich werde erst frei sein, wenn die Sandkörner der Wüste und Tripolis mein Lösegeld sind. Wenn ich nicht sterbe, so werden sie nicht an das Vaterland fallen. Doch willst du gern dem Padischah Geschenke bringen, so biete ihm etwas so Reines und Lauteres wie dein Herz. Die Chalifen sind ohne Schuld und Fehl und voller Güte wie die Engel! So Gott will, werden wir in wenigen Tagen die Feinde aus dem Lande vertrieben haben, dann nimm einen Blumenstrauß, bringe ihn unserm gnädigen Vater und erbitte dir als Gegengeschenk mich selbst! Ich glaube wohl, daß die Sultane die Blumen sehr lieben!"

„Wie kann ich den Sultan sehen und ihm die Blumen geben, Tossun?"

„Mein Herz sagt mir, wenn ich nicht gefallen bin, so wirst du sie ihm bestimmt geben!"

Langsam stieg die Morgenröte empor, der Himmel wurde hell. Hinter den Dattelpalmen wurde das Schlachtfeld mit all seinem Grauen sichtbar. Unter einem Baum lag ein Araber, das unaufhaltsam aus seiner Wunde strömende Blut hatte seinen weißen Burnus in eine rote Fahne verwandelt. Da waren Gefallene mit durchschnittener Kehle, deren erkaltetes Blut in großen Lachen um sie stand; wieder andern traten die Eingeweide aus dem zerrissenen Leib und quollen über den Sand. Dort lag ein abgeschlagener Kopf, etwas weiter ein Bein, dazwischen zerfetzte Pferdeleiber.

Aische, von Entsetzen geschüttelt, hielt Tossuns Hand fest umklammert. Plötzlich erscholl ein Trompetenstoß, von dem die Luft der ganzen Sahara erzitterte. Tossun lächelte; aus allen Zelten sprangen die Kämpfer und traten hinter den Sandwellen hervor. Aus allen Ecken pfiffen die Kugeln über Aisches Kopf und sprengten ihr fast das Trommelfell. Im selben Augenblick trat ein großer Offizier unter die Kämpfer und seine mächtige Stimme dröhnte über die Wüste; Tossun und Aische konnten von der Rede, die mit einer Wucht herausgeschleudert wurde wie feurige Lava aus einem Vulkan und Mut und Glut in den Soldaten anfachte, nur folgende Worte verstehen: „Ihr Kämpfer! Wer unter euch wollte von Gottes Wegen abweichen? Ihr Sieger! Wer unter euch wollte auf den Pfaden des Rechts nicht vorwärtsschreiten? Zu unserer Rechten liegt die Kaaba, vor uns das Paradies, Gott ist allgegenwärtig! Wer will dem Vaterland nicht dienen? Vorwärts!"

Diese Stimme, die wie vom Himmel tönte, fuhr wie der Blitz in die Kämpfer.

Das aus jeder von Vaterlandsliebe geschwellten Brust hervorbrausende „Gott, Gott" war wie eine göttliche Antwort auf die Ansprache des Offiziers.

Tossun entwand mühsam seine Hände aus Aisches Umklammerung und warf das auf seinem Rücken hängende Gewehr über die Schulter. Er lachte zärtlich, küßte sie auf die Stirn, sagte: „Bete", und verschwand mit raschen Sprüngen hinter den Bäumen.

Aische wollte schreien: „Ich folge dir, nimm mich mit," aber sie fiel und wurde ohnmächtig.

Als Aische nach diesem aufregenden Traum die Augen aufschlug, war ihr Körper ganz kraftlos und ihre Glieder wie zerschlagen. Sie hörte von der Straße aus der Ferne das Ausrufen der Verkäufer, dachte daran, daß sie seit einer Stunde in tiefer Trauer war und erinnerte sich an das Wort ihres Verlobten: „Bringe unserm gnädigen Vater einen Blumenstrauß!" Sollte sie das Geschenk nicht ein paar Tage, nachdem die Feinde aus Tripolis vertrieben waren, bringen? Aber ihr Vater war ja schon gefallen, ihre Angst wuchs und ihre Geduld war zu Ende. Sie wollte nicht noch länger warten! In kindlichem Gehorsam und Aberglauben ging sie in den Garten. Von dem Veilchenbeet, das sie jeden Morgen begoß und von welken Blättern säuberte, pflückte sie ein zierliches Sträußchen an diesem Morgen erblühter dunkelblauer Dufttropfen und hüllte sie in dünnes Seidenpapier.

Hatte ihr die gnädige Frau nicht einmal erzählt, daß der Duft der Blumen die Sprache ihrer Farbe sei? Vielleicht würde die heilige Weisheit des Sultans die um Gnade flehenden Worte des Veilchenduft verstehen!

Sie hüllte sich zitternd und zagend in ihr Tuch, ließ den Gesichtsschleier herunter, sagte „in Gottes

Digitized by Google

Namen" und schritt aus der Tür. Die Blumen trug sie sorgfältig unter dem Umhang verborgen. . . .

Wohin ging sie? Wie sollte sie die Blumen dem Sultan überreichen? Aus welchem Grunde sollte sie sie ihm geben? Sie würde sich an die Mauer gegenüber dem Palais von Doimabagdsche stellen, die Hände übereinander kreuzen, den Blick auf die Fenster heften; bestimmt wird Seine Majestät einmal aus dem Fenster sehen, er wird sie erblicken, sie wird den Kopf bittend auf die Schulter neigen und ihre Veilchen zeigen. Der Sultan wird neugierig werden und sie zu sich rufen lassen; sie wird sich vor ihm niederwerfen und sagen: „Ich lege Euerer Majestät meine Veilchen zu Füßen und bitte um meine Rose!" . . .

Die Gedanken, die ihren Sinn bestürmten, waren zu groß und ungewöhnlich für ihren armen Kopf, ihre Knie wankten, ihr Herz hämmerte . . . Es würde ihr nicht gelingen, sie würde vor dem Herrscher hinstürzen, sterben, vernichtet sein. Und wenn der Sultan nun auf Tossun böse würde? Oder wenn Tossun sie belogen und betrogen hätte und nachher sagte: „Ich habe geschworen für mein Vaterland und meinen Herrn zu sterben?" Die gewaltige Last dieser Betrachtungen drückte sie ganz zu Boden. Die Romane, die Frau Samime ihr allabendlich vorgelesen hatte, waren ihr zu Kopf gestiegen, hatten ihre reinen Gedanken verwirrt, so daß sie sich einbildete, alles Gehörte in die Wirklichkeit übertragen zu können und nun bitter enttäuscht und ratlos vor der Wahrheit stand, und sann und sann. Endlich geriet ihr Blut wieder in Wallung und sie faßte wieder Mut, wie das ihrer Rasse eigen ist.

Wer weiß, Gott ist groß! Und mit starkem Herzen begann sie zu laufen. Aber der Ehrfurcht gebietende Duft der Hofluft und die über die Mauern dringende erhabene Stille ließen ihren Mut von neuem sinken und zerrten an ihren Nerven. Heiße Tränen fielen aus ihren Augen und ihr Herz schlug, als wollte es ihre Brust sprengen. Wie ein Schatten glitt sie an der Mauer entlang. Ihre Augen suchten nach dem Altar ihrer Sehnsucht, nach dem Fenster, an dem ihr flatterndes Herz sich niederlassen könnte.

Im selben Augenblick schlug die Musik einer Soldatenkapelle von fern her an ihr Ohr. Am frühen Morgen marschierten einige Kompagnien zum Exerzieren. Als das Bataillon an ihr vorüberzog, begegnete ihr Blick dem eines Soldaten, der ganz am Ende marschierte, mit leuchtend rotem Fez, breiten Schultern, hoch erhobenem Haupt, kräftigem Schritt, dichten Augenbrauen, aufgeworfenen Lippen, der ganz wie Tossun aussah.

Aische tat einen Schritt vorwärts, sagte mit schwacher Stimme wie ein verwundetes Vögelchen, „Tossun"; es wurde ihr schwarz vor den Augen, sie taumelte und fiel in den Staub der Straße.

Aische hatte sich getäuscht, die gleich uniformierten Soldaten sehen einander alle etwas ähnlich, sie selber zauberte auf das Gesicht dieses Mannes Tossuns Bild . . .

Sofort bemühten sich ein Schutzmann und einige Vorübergehende um das bedauernswerte Mädchen und brachten sie wieder zum Bewußtsein.

Als sie die Besinnung zurückerlangt hatte, blickte sie sich um und sah, daß die ihrer Hand entfallenen Veilchen im Schmutz der Straße verkommen waren. Stumm blieb sie vor den blauen Blümchen stehen, die in ihrem weißen Seidenpapier wie kleine Leichen im Leichentuch lagen, und war wie zu einem Grabmal erstarrt. Tossuns Worte: „Wenn ich nicht gefallen bin, wirst du ihm die Blumen bestimmt geben," brannten wie ein Blitz in ihrem Gehirn.

„Also vorbei, auch diese Hoffnung zunichte," sagte sie und verbarg ihr verweintes Gesicht im Schatten ihres trauerfarbenen Schleiers.

EILENDE STUNDEN.

Von Abul ala Maharry.

Die Stunden sind das Gefäß, das umschließt die Menschengeschicke.
Erst wenn der Deckel entfällt, dann zeigen sie sich dem Blicke.
Die Zeit, die ewig dahinrollt, ist wie ein Gedicht:
Doch denselben Reim wiederholt der Dichter nicht.
Und es ahnen nicht die Tage und Nächte in ihrem Jagen,
Wie viele ob ihrer Eile, und andre ob ihres Zauders klagen!

Uebersetzt von A. v. Kremer.

Digitized by Google

DIE SKLAVEREI UNTER DEN ISLAMVOELKERN UND IHRE EUROPAEISCHEN KRITIKER.

M. Halil Halid Bey.

Seit mehreren Menschenaltern, und ganz besonders während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als England versuchte, einige muslimische Länder unter seine Macht zu bringen, fanden britische Staatsmänner die verschiedensten Vorwände, um ihre Ausdehnungspläne in den Augen der Welt zu rechtfertigen: Abschaffung der individuellen Tyrannei, Sicherung der persönlichen Freiheit, Abschaffung der „grausamen Gepflogenheit der Sklaverei".

Achmed Nesimi,
türkischer Ackerbauminister.

Prinz Abbas Halim,
türk. Minister der öffentl. Arbeiten.

Mukri Bay,
türkischer Unterrichtsminister.

Nicht nur bei einigen Kleinstaaten Asiens und Afrikas, sondern sogar gegenüber der Türkei nahmen britische Staatsmänner die Duldung des Sklavenhandels als Vorwand für die Einmischung in innere Angelegenheiten, und viele europäische Schriftsteller griffen aus eben diesem Grunde den Islam an. Missionare, dem Islam feindlich gesinnte Orientalisten, Romanschreiber u. a. wetteiferten mit politischen Schriftstellern darin, von der Lage der Sklaven in den unter islamischem Einfluß stehenden Ländern unrichtige Darstellungen zu geben. Einige muslimische Schriftsteller der Türkei, Egyptens und Indiens wandten sich gegen die Behauptungen ihrer europäischen Kollegen, keiner von ihnen aber beschäftigte sich mit der Sklaverei in den Ländern, zu denen die Mehrzahl der Kritiker gehörte.

Ich habe mich gerade von diesem Standpunkte aus mit der Materie beschäftigt und gebe nachstehend eine Zusammenfassung der Ergebnisse meiner Studien. Tatsache ist, daß die Sklaverei sowohl von Anhängern des Christentums als auch von denen des Islams ausgeübt wurde. Sie ist das Erbe beider aus undenklicher Vergangenheit. In seinem Werke „L'Esclavage dans l'Antiquité (Bd. I, S. 14) schreibt der Franzose H. Wallon darüber wie folgt: „Freiheit ist unser natürliches Verlangen, Arbeit ist die Bedingung unseres Lebens. Aber der Mensch, zur Arbeit verdammt, empörte sich gegen ihre Mühsal, warf sie auf die Schultern seiner Mitmenschen und lebte behaglich von den Früchten der den andern auferlegten Arbeit. Diese Ungleichheit ist auf die Nachwelt als Erbe überkommen. Von allem Anfang an hat es Herren und Knechte gegeben." Weder das Christentum noch der Islam konnte die Sklaverei unterdrücken, aber die Anhänger beider Religionen behaupteten, daß die Einführung ihres Glaubens eine Verbesserung des Zustandes der leidenden Sklaven bewirkt und die spätere Freilassung erstrebt habe.

Hierzu ist zunächst notwendig, die Bestimmungen der Apostel sowohl wie die Verordnungen des Gründers der islamischen Religion heranzuziehen. „Bist du ein Knecht, sorge dir nicht; doch kannst du frei werden, so brauche des viel lieber." So lautet der Rat, den der Apostel Paulus den Sklaven gibt. (I. Kor. VII, 21.) Der Koran sagt: „Almosen sollen den Armen gegeben werden . . . und für den Freikauf von Sklaven." (Koran IX, 60.) Ferner: „Und solchen Sklaven, die eine schrift-

Digitized by Google

liche Erlaubnis verlangen, sich durch Zahlung einer gewissen Summe loszukaufen, schreibet dieses Dokument; gebt ihnen von den Reichtümern Gottes, die Er euch gegeben hat." (Koran XX, 33.) Man kann sich schwer vorstellen, daß zu einer Zeit, in der eine radikale Aenderung irgendeiner tief eingewurzelten Einrichtung des Altertums nahezu eine Unmöglichkeit war, eine Verordnung die Mittel zur Befreiung der Sklaven besser hat sichern können als diese Bestimmung des Korans.

Nach dem islamischen Gesetz — und man muß bedenken, daß es sich um Bestimmungen handelt, die vor länger als tausend Jahren erlassen wurden — wurde derjenige hingerichtet, der seinen Sklaven absichtlich tötete, und wer seinen Sklaven ungerechterweise entmannte, war gezwungen, ihn freizulassen. Einstmals kam ein arabischer Häuptling, der erst unlängst zum Islam bekehrt war, mit der Frage, welches verdienstliche Werk er wohl tun könne, um sich die Aufnahme in das Paradies zu sichern? „Befreie einen Sklaven, wenn du einen hast, oder hilf einem, der sich um seine Freilassung bemüht," war die spontane Antwort des Propheten[1]). Die Freilassung von Sklaven wird nicht nur empfohlen, sondern auch Leuten mit schuldbeladenem Gewissen als Sühne auferlegt. „Gottes Zorn wird auf euch lasten", so lautet ein Vers des Korans (V, 91), „wenn ihr falsch schwört; die Sühne hierfür soll sein . . . und einen Sklaven zu befreien."

Ismail Dschenany Bey, Zeremonienmeister S. Maj. des Sultans.

Der Islam hat den Sklaven nicht vorgeschrieben, sich zu demütigen, sondern im Gegenteil ihr natürliches Streben nach Hebung ihrer Lage begünstigt, und nichts war geeigneter, sie aus ihrer niederen Stellung zu erlösen, als die Heirat mit Freien. In der Absicht, Ehen zwischen Freien und Leibeigenen herbeizuführen, empfiehlt der Koran: „Wer von euch keine Freie heiraten kann, mag eine Sklavin ehelichen; ihr stammt alle von einer Mutter"[2]). Nicht nur diejenigen, die nicht Frauen aus höheren Ständen nehmen konnten, sondern auch viele muslimische Fürsten heirateten Sklavinnen. Die Mutter eines der größten Abbassiden-Kalifen, El Memun, war eine Schwarze, ursprünglich eine Sklavin. Nach dem islamischen Gesetz ist eine Frau, die die Mutter des Kindes eines freien Mannes wird, nicht länger Sklavin. Zu der Zeit, als im Islam dieses Gesetz erlassen wurde, war in der Christenheit die Heirat zwischen Freien und Sklaven gesetzlich unerlaubt, obgleich einem Manne vollkommen freigestellt war, sich in ungesetzlicher Weise seiner Sklavin zu bedienen. „Die Heirat zwischen Freien und Sklaven war im Mittelalter durch weltliche und kirchliche Gesetze sehr erschwert", sagt ein amerikanischer Schriftsteller. Sie hatte schwere Strafen im Gefolge, den Eltern wurde sogar das Recht zugesprochen, eine Tochter zu töten, die auf einer solchen Verbindung bestand. Dem päpstlichen Stuhl wurde die Frage unterbreitet, ob ein Freier seine aus der Leibeigenschaft stammende Frau verstoßen dürfe, um eine Freie zum Weibe zu nehmen. Der Papst bejahte diese Frage"[3]).

Ich erwähnte vorhin, daß die Mutter eines Kalifen eine schwarze Sklavin war. Sklaverei mag vergehen, ein schwarzer Körper jedoch kann nicht weißgewaschen werden. Der Islam kennt aber auch kein Vorurteil hinsichtlich der Hautfarbe eines Menschen. Um dies zu beweisen, mögen hier einige Beispiele angeführt sein. Der Befehlshaber einer Expedition, die im ersten Jahrhundert der muslimischen Zeitrechnung zur Unterwerfung Aleppos ausgesandt wurde, war ein Neger, ein früherer Sklave. Ferner: Als der muslimische Befehlshaber Emru in Aegypten einfiel, schickte er Abgesandte nach Oberägypten, um mit dem Häuptling der Kopten, Mokaukas mit Namen, Verhandlungen anzuknüpfen. Mokaukas versah das Amt eines Gouverneurs im byzantinischen Kaiserreich. An der Spitze der Abgesandten stand ein Neger, ebenfalls früherer Sklave, dessen schwarze Hautfarbe den christlichen Gouverneur so mit Entsetzen erfüllte, daß er ihn als Wortführer der Abgesandten ablehnte. Mokaukas wollte mit anderen Männern aus der Gesandtschaft verhandeln, diese aber weigerten sich und erklärten, daß ihr Führer in jeder Hinsicht am besten für sein Führeramt geeignet wäre. Eine wohlbekannte geschichtliche Tatsache ist es, daß, als Jerusalem zur Kapitulation gezwungen war, sein christlicher Patriarch Sophronius erklärte, über die Bedingungen der Uebergabe nur mit dem Kalifen Omar persönlich verhandeln zu wollen. Aus Rücksicht auf, wie Gibbon sagt, „die Heiligkeit des Ortes und um dem bezwungenen Feinde gefällig zu sein"[4]), kam der Kalif diesem Wunsche nach. Er begab sich, nur von seinem Sklaven begleitet, nach Jerusalem. Zur Reise benutzten die beiden ein Kamel, auf dem sie abwechselnd ritten. Als sie in Jerusalem einzogen, war die Reihe zu reiten an dem Sklaven, der angesichts des besiegten Feindes seinem Herrn an-

[1]) Er-rikki Fil Islam, Achmed Schefik, Kairo. Ferner Hughes.

[2]) Koran IV, 29.

[3]) Thomas R. R. Cobb: „An Inquiry into the Law of Slavery", S. 144.

[4]) Gibbon: „Roman Empire", Bd. VI, S. 429.

Digitized by Google

bot, den Reitersitz einzunehmen. Der Kalif lehnte das jedoch ab.

Die Tatsache, daß in gewissen Teilen Afrikas von einigen arabischen Händlern Sklavenhandel betrieben wurde, kann schwerlich als Grundlage für die Beschuldigung anerkannt werden, daß der Islam solchen Handel rechtfertige. „Drei sind es, die am Tage des Gerichts in mir den bittersten Gegner finden werden. . . . Einer von ihnen ist der, der Geld verdient in dem Handel mit freien menschlichen Wesen", ist ein in den Tarditionen mitgeteilter Ausspruch des Propheten. Als Klasse bestanden die Sklaven bei den Völkern des Islam im wesentlichen aus Kriegsgefangenen. Diesen waren außergewöhnliche Möglichkeiten geboten, ihre Freilassung zu erwirken. Wer z. B. dichterische Begabung besaß, wurde sofort freigelassen und, da die Dichtkunst in Arabien hochgeschätzt war, gewannen nicht wenige Gefangene ihre Freiheit durch Abfassung von Gedichten. Jeder Sklave, der die Kunst des Schreibens beherrschte und keine andere Möglichkeit zur Erlangung seiner Freiheit besaß, wurde, wenn er sich verpflichtete, zehn muselmanischen Kindern das Schreiben zu lehren, nach Ablauf der hierzu nötigen Zeit freigegeben und durfte in seine Heimat zurückkehren[5]).

Generalfeldmarschall v. d. Goltz Pascha †.

Die von mir angeführten Bestimmungen des Korans und der Traditionen, sowie der Beispiele der Geschichte stützen die Behauptung vollkommen, daß die Behauptung des Islams von Anbeginn für die Unterdrückung der Sklaverei eintrat. Man mag vielleicht einwenden, daß die Gründung des Islams erst sechshundert Jahre nach der Entstehung des Christentums erfolgte, während welcher Zeit sich der Sinn für Gerechtigkeit und Mitleid bei den Menschen mehr entwickelt hatte, sodaß Mohammed jene Bestimmungen zur gerechten Behandlung und Freilassung der Sklaven festsetzte, als die Menschheit schon viel weiter fortgeschritten war. Wie weit dieser Einwand sich aufrechterhalten läßt, wird man aus dem Zustand ersehen, in dem sich die Sklaven in den weiter fortgeschrittenen Ländern kurz vor und einige Zeit nach Beginn der muslemischen Aera (622) befanden. Die zusammenfassendste Uebersicht über die Sklaverei im Christentum hat der französische Schriftsteller Patrice Larroque in seinem Werke „L'Esclavage chez les Nations Chrétiennes" gegeben. Es wird daher am besten sein, aus diesem bemerkenswerten Werke einiges über die Geschichte der Sklaverei zu jener Zeit wiederzugeben:

„Das dritte Konzil von Toledo (589) bevollmächtigte die Bischöfe, Frauen, die im Konkubinat mit Geistlichen lebten, zu verkaufen und Sklavenhandel zu treiben." Konzilbeschluß 5. (Collection des Conciles, tom XIII, Paris, 1644).

„Gregor I., der den Heiligen Stuhl von 590 bis 604 einnahm, schrieb dem Bischof von Sardinien vor, mit rücksichtsloser Strenge gegen die Heiden vorzugehen, die sich nicht zum Christentum bekehren lassen wollten. Er ordnete an, daß diejenigen Heiden, die freie Männer waren, nur gefangen gesetzt werden sollten, Sklaven dagegen sollten gegeißelt werden." (Epistola 65, lib. IX. tom. II, Paris 1705.)

„Das zweite Konzil von Sevilla (619) verdammt Freigelassene, wieder zu Sklaven zu werden, wenn sie versuchten, Zauberkraft gegen einen Bischof anzuwenden, der früher ihr Herr gewesen war." Kirchenbeschluß 8. (Collection des Conciles, tom XIV, Paris 1644.)

„Das erste Konzil von Reims (630) verbietet den Verkauf von christlichen Sklaven an andere als an Christen, und erlaubt infolgedessen den Christen nicht nur den Sklavenkauf, sondern sichert ihnen auch das Monopol in diesem Handel." Kirchenbeschluß 11. I b. tom. XV.)

„Das neunte Kirchenkonzil von Toledo (655) bestimmt, daß Kinder von Geistlichen, seien deren Mütter nun Freie oder Sklavinnen, für immer Sklaven der Kirche ihrer Väter sein sollen." Kirchenbeschluß 10. (I b. tom. XV.)

„Von 558 bis 747 pflegten die Könige von Frankreich oder ‚Maires du Palais de la premiére race" bei der Beschenkung von Klöstern und Kirchen mit großen Ländereien alles Dazugehörige einzeln verzeichnen zu lassen; in diesen Verzeichnissen sind Sklaven beiderlei Geschlechts ausdrücklich eingeschlossen."

„In einer Stiftungsurkunde aus dem zehnten Jahre der Regierung Dagoberts I. vermacht St. Eloi, der Schatzmeister des Königs, der Abtei von Solingnac Grundbesitz, „welcher ihm durch den Großmut seines allerchristlichsten Herrn gehörte." In dieser Urkunde werden die Sklaven zusammen mit den Vierfüßlern ausgezählt." (Gallia Christiania Instrumenta Ecclesiae Lemovicensis, art. 29, tom. II.)

„Egbert, Erzbischof von York (im achten Jahrhundert) verbot den Aebten, die Sklaven der Klöster freizulassen und nannte solche Freilassung gottlos.

Gegen Ende des achten Jahrhunderts besaß die Geistlichkeit der angelsächsischen Heptarchie in England eine große Anzahl Sklaven.

Der Historiker John Lingard behauptet, daß die Bischöfe auf dem Konzil von Culchut (787)

[5]) Kissass-e Enbi-a, S. 234, A. Dschewdet, Konstantinopel.

Digitized by Google

übereingekommen seien, daß die Sklaven bei dem Tode der Bischöfe ihre Freiheit erhalten sollten. Die Akten des Konzils von Culchut enthalten nichts derartiges, obgleich verschiedene andere Bestimmungen von viel geringerer Wichtigkeit darin erwähnt werden, so z. B. das Verbot des Abschneidens der Roßschweife und des Verzehrens von Roßfleisch. (Collection des Conciles, tom. XVIII, Paris, 1644.)

„Eine Verordnung Karl des Großen bestimmt, daß die zum Verkaufe gestellten Sklaven in der Gegenwart angesehener Zeugen, zu denen auch Erzbischöfe, Grafen und Erzdiakone gehörten, verkauft werden sollten. Die Geschichte enthält nichts darüber, daß diese Persönlichkeiten es ablehnten, dem Verkaufe menschlicher Wesen zu präsidieren." (Recueil des Historiens des Gauls, tom. V, Capitulaire de 779, Art 19.)

Aus diesen Zeugnissen der Geschichte wird man erkennen, welche Haltung das Christentum vor und einige Zeit nach der Gründung des Islam der Sklaverei gegenüber einnahm. In dem dieser Periode unmittelbar folgenden Zeiten wird durch menschlichere Berücksichtigung der Sklavenfrage ein Wechsel in der Haltung des Christentums diesem Erbe des barbarischen Zeitalters gegenüber gekennzeichnet. Unter den Würdenträgern der Christlichen Kirche begann ein Gefühl größerer Sympathie für die leidenden Sklaven vorzuherrschen, und der verdienstliche Charakter der Freilassung von Sklaven wurde von diesen kirchlichen Würdenträgern stark hervorgehoben. Einige von ihnen gingen sogar soweit, Reliquien ihrer Kirche zu verkaufen, um für den Erlös von ihrem Volke gemachte Kriegsgefangene zu kaufen und freizulassen. Indessen kann man nirgends Spuren dieser lobenswerten Bewegung vor der Zeit finden, die der Einführung muselmanischer Kultur in Europa (über Spanien) voraufging.

Liman v. Sanders-Pascha, Führer der 5. türkisch. Armee.

Bronsart v. Schellendorf-Pascha, Chef des türk. Generalstabes.

Ismaïl Hakki-Pascha, Chef der Intendantur der türk. Armee

Obgleich die Bekehrung der Zweck der Sklavenbefreiung war, verdienen die Bemühungen der christlichen Kirche zugunsten der Sklaven doch unsere Bewunderung. Indessen machten diese Bemühungen noch einige Jahrhunderte hindurch auf die christlichen Völker, die in dem Sklavenhandel ein äußerst lukratives Geschäft fanden, wenig Eindruck. Der Handel mit Sklaven europäischen Ursprungs ging allmählich ein, der Handel mit afrikanischen Sklaven jedoch entwickelte sich in erschreckendem Maße bis zu der Zeit, wo eine Bewegung zur Abschaffung auch der afrikanischen Sklaverei einsetzte.

Digitized by Google

PERSIENS BEFREIUNGSKRIEGE.

Von Baidoba*)

Aus den russischen Berichten vom asiatischen Kriegsschauplatz ist die überhebliche Wendung: „In Richtung Bagdad" längst verschwunden. Sie diente zur Verzierung der Stilübungen des russischen Hauptquartiers zu der Zeit, als die Russen noch im mesopotamisch-persischen Grenzgebiet standen. Um dorthin zu gelangen, hatten sie ohne nennenswerte Schwierigkeiten ganz Nordwestpersien von Norden nach Süden durchquert. Persien war nicht in der Lage, sich dagegen zu wehren.

Souchon Pascha,
Chef der osmanischen Flotte.

Arif Bey,
Unterbefehlshaber der Flotte

Heute haben wir ein viel freundlicheres Bild vor uns. Die türkische Thronrede von Mitte November dieses Jahres befaßte sich unter anderem auch mit Persien und erklärte, daß eines der Ziele der Türkei in diesem Kriege darin bestehe, „Persien alle Bedingungen für eine von Hemmungen freie Entwicklung gewinnen zu sehen". Wenige Tage später äußerte sich Kriegsminister Enver Pascha im Parlament: „Nunmehr haben die persischen Krieger regelmäßige Truppenkörper gebildet, die von uns ausgerüstet worden sind und an unserer Seite kämpfen." Man ersieht daraus sowohl den in die Tat umgesetzten Willen der Türkei, den Persern zu helfen, als auch die Bereitwilligkeit der Perser, sich helfen zu lassen, und den Entschluß wenigstens eines Teiles der waffenfähigen Mannschaft des persischen Reiches, Hand in Hand mit der Türkei aktiv gegen die Unterdrücker ihres Heimatlandes vorzugehen.

Begnügen wir uns vorläufig, ohne der weiteren Entwicklung der Ereignisse vorzugreifen, mit der Feststellung des bereits sehr beträchtlichen Ergebnisses dieser Waffenbrüderschaft. Im türkischen Heeresbericht vom 17. Dezember 1916 konnte man den Satz lesen: „Wir wiesen leicht einen Angriff zurück, den die Russen mit schwachen Kräften gegen unsere Vorpostenlinie nördlich von Hamadan machten." Hamadan liegt tief in Persien drin, etwa in der Mitte zwischen der mesopotamischen Grenze und der Hauptstadt Teheran. Die Zurückdrängung der Russen auf eine so weite Strecke ist jedenfalls ein militärisch wie nicht minder politisch höchst bemerkenswerter Vorgang. Im Zusammenhalt mit der beschämenden Niederlage der Engländer bei Kut el Amara will es fast scheinen, als ob er eine neue Zeit auch für Mittelasien einleitet.

Wie diese Zeit nach dem Wunsche der Türkei und ihrer Bundesgenossen gestaltet sein soll, sagt treffend die erwähnte Thronrede des Sultans: man wünscht und gönnt den Persern eine „von Hemmungen freie Entwicklung". Daß eine solche Entwicklung eine krasse Unmöglichkeit ist, so lange Russen und Engländer die Herren im Lande sind, liegt klar auf der Hand. Durchaus folgerichtig im Sinne der russisch-englischen Persienpolitik ist es vielmehr, wenn vor mehreren Monaten ein so be-

*) Pseudonym eines bekannten deutschen Schriftstellers.

Digitized by Google

kannter russischer Nationalökonom und Dumaabgeordneter, wie Professor Migulin, in der führenden nationalökonomischen Zeitschrift Rußlands, dem „Nowi Economist", glattweg mit dem Vorschlag hervortrat, Persien zwischen Rußland und England aufzuteilen. An der Neigung und Absicht Rußlands sowohl wie Englands, solchen Raub zu vollführen, hat niemand gezweifelt, der den Gang der Ereignisse seit jenem berüchtigten Vertrage über Mittelasien verfolgt hat, den die beiden Mächte über den Kopf Persiens hinweg am 31. August 1907 miteinander geschlossen haben. Auch dieser mittelasiatische Vertrag war ein Glied in der Kette der russisch-englischen Einkreisungspolitik gegen Mitteleuropa. Die liberalen Staatsmänner Englands, an ihrer Spitze Sir Edward Grey, brachten, indem sie Nordpersien den Russen auf Gnade und Ungnade überlieferten, ein Opfer sowohl ihrer liberalen Parteianschauungen als auch der alten englischen Ueberlieferung, die sich bis dahin jeder Ausdehnung der Macht Rußlands in Mittelasien widersetzt hatte. Dies Opfer mußte aber gebracht werden, um die Freundschaft Rußlands dafür einzutauschen. Und gewiß ist es kein Zufall, daß Eduard VII. in demselben Jahre es über sich gewann, die Beziehungen zum Hofe von Belgrad anzuknüpfen, dem er bis zu jenem Zeitpunkte wegen der blutigen Ereignisse, die dem König Peter den Weg zum Thron gebahnt hatten, schroff ablehnend gegenüber gestanden hatte. Es folgte im Jahre drauf die englisch-russische Herrscherbegegnung von Reval, als besonderer Markstein der Feindseligkeit gegen die Mittelmächte.

Arabisches Stoffstück mit eingewebten Bildern.

Der russische Professor Migulin sagt es in dem angeführten „nationalökonomischen" Aufsatze rund heraus, daß „Persien kein selbständiges Fortbestehen verdient". Und er fährt fort:

„Ob der Schah im russischen Teile Persiens sitzen wird, als russischer Vasall wie der Emir von Buchara, oder im südlichen (englischen) Teil wie der ägyptische Khedive, oder ob diese Gebiete einfach von Rußland und England einverleibt werden, ist völlig gleichgültig. Von einer Selbständigkeit Persiens darf nicht mehr die Rede sein, wenn man nur halbwegs vernünftig den Sinn der großen Ereignisse versteht . . ."

Die Stimme entspricht genau der Auffassung ganz Rußlands, welcher England sich ohne weiteres anpaßt, wie denn überhaupt England, um in Rußland und über Rußland befehlen zu können, genötigt ist, die Russen durch lockende Zugeständnisse an der Angel zu halten. Das kostbare Geschenk, das England den Russen mit Konstantinopel und den Dardanellen — allerdings nur auf dem Papier — gemacht hat, gehört mit dazu. Der Maske, die man sich im mittelasiatischen Vertrag von 1907 vorgebunden hat, entledigt man sich leichten Herzens. Sie war ohnehin lästig genug. Sie bestand in der von Rußland und England übernommenen gegenseitigen Verpflichtung, die Integrität und Unabhängigkeit Persiens zu achten", da, wie es weiter hieß, die beiden Mächte von dem „aufrichtigen Wunsche" beseelt wären, „die Ordnung im ganzen Bereiche des Landes und seine friedliche Entwicklung ebenso wie die Gleichheit des Handels und der Industrie aller anderen Nationen zu wahren und zu fördern". Wie es damit gemeint war, nahm man staunend wahr, als England und Rußland den amerikanischen Finanzberater Persiens, Morgan Schuster, aus dem Lande verdrängten, da er ehrlich bemüht war, die persischen Finanzen halbwegs auf gesunde Grundlagen zu stellen, und als weiterhin England und Rußland den schwedischen Instrukteuren der persischen Gendarmerie die erdenklichsten Hindernisse in den Weg legten, weil diese in Bewußtsein der übernommenen Pflicht gewissenhaft für die Ausbildung einer tüchtigen Sicherheitstruppe sorgten.

Das eben war, um mit dem russischen Professor zu sprechen, der „Sinn der großen Ereignisse". Aber es gibt in Persien doch, wie sich zeigt, Elemente, die diesen Sinn sehr wohl begreifen. Wie weit in Teheran selbst diese Erkenntnis sich Bahn gebrochen hat, ist zuverlässig nicht bekannt

Digitized by Google

geworden. Teheran muß schweigen. Dort herrscht gegenwärtig noch die russische Knute. Das jetzige Kabinett ist von den Russen eingesetzt. Der junge Schah, der schon einmal auf dem Sprunge war, aus Teheran zu fliehen, ist eingeschüchtert und darf den Russen keine böse Miene zeigen. Die diplomatischen Vertreter der Mittelmächte haben unmittelbar vor dem Einzug der Russen im Sommer 1916 die Hauptstadt verlassen. Der Botschafter der Türkei wurde damals in der Umgebung Teherans von den Russen überfallen, gefangen genommen und dann außer Landes gebracht. Er konnte von Glück sagen, daß ihm die Russen später wenigstens die Heimreise gestatteten.

Ueber die damaligen Vorgänge gibt ein sehr beachtenswerter Bericht Auskunft, den das Korrespondenzblatt der Nachrichtenstelle für den Orient aus der Feder schwedischer Offiziere der persischen Gendarmerie veröffentlicht. Wir entnehmen daraus, daß diese schwedischen Offiziere, mit Ausnahme eines einzigen, den ehrenhaften Weg gewählt hatten, alles, was in ihrer Macht stand, für die Befreiung und Selbständigkeit Persiens zu leisten, indem sie es ablehnten, sich in die Arme der Entente zu werfen, sich vielmehr auf das persische Volk und die andere Mächtegruppe stützten. Die Perser selbst bildeten in Teheran ein Nationalkomitee, das die Mehrheit im Parlament und damit eine recht große Macht hatte. Als aber die Russen in Teheran einmarschierten, blieb dem Komitee sowie dem größten Teil der Parlamentsmitglieder nichts übrig, als die Flucht nach der 130 km südlich von Teheran gelegenen Stadt Kum. Damit waren die Gesandten der Entente in Teheran die Herren der Lage. Die nationale Regierung wurde gestürzt und eine der Entente ergebene an ihre Stelle gesetzt. Die ententefeindlichen schwedischen Offiziere sowie die persischen Gendarmerieoffiziere, die ihre Ausbildung in der Türkei erhalten hatten, wurden verabschiedet.

Wer also in Persien für Persien arbeitet, begeht in den Augen der Entente ein Verbrechen. Es ist immer dieselbe Geschichte, einerlei ob von Persien oder von Aegypten, Marokko, Griechenland, Irland usw. die Rede ist. Ganze Menschenalter hindurch haben Rußland und England unter dem heuchlerischen Vorgeben einer freundschaftlichen Vermittlung absichtlich die Wunde offengehalten, die in den türkisch-persischen Beziehungen durch die Streitigkeiten im Grenzbezirke entstanden war. Der konfessionelle Gegensatz zwischen Sunniten und Schiiten wurde in der gleichen Richtung mit allen diplomatischen Künsten geschürt. Noch jetzt kann man in russischen Zeitungsberichten aus Persien die Behauptung lesen, daß die Perser vor nichts eine so große Furcht oder einen so starken Widerwillen haben, wie vor dem Einmarsch der Türken in ihr Land.

Die Tatsachen strafen diese Behauptung Lügen. Persische Stämme haben sich den Türken angeschlossen und kämpfen gegen die Russen. Ohne die Kraft der persischen Streitkräfte zu überschätzen, kann man doch das Eine sagen, daß die persisch-türkischen Beziehungen dadurch auf eine neue und hoffentlich dauernde Grundlage gestellt werden. Persien ist nicht mehr vereinsamt. Ein Teil des Landes ist tatsächlich schon befreit. Die Perser hatten zu wählen zwischen dem türkischen Programm der Wiederaufrichtung ihrer nationalen Selbständigkeit und dem Ententeprogramm der endgiltigen Versklavung. Auch über Persiens Schicksal entscheidet der Weltkrieg vielleicht auf Jahrhunderte hinaus. Zwei Dinge vor allem sind notwendig, damit Persiens Zukunft sich gedeihlich gestaltet: enge nachbarliche Freundschaft mit der Türkei und Entwicklung der persischen Wehrmacht zu einer achtunggebietenden nationalen Armee. Die persischen Nationalisten, die in diesem Sinne arbeiten, tragen die Zukunft Persiens in ihrer Hand.

DER AMBOSS.

Von Mehmed Emin*)

„Komm spazieren!"
— . — Nein, mein Junge, jetzt ist meine Arbeitszeit!
Sieh, das Eisen auf der Esse liegt zum Schmieden schon bereit.
Auf dem Herde, dem die Flammen bläulich zuckend schon entsprüh'n,
Muß ich diese Stangen schmieden, die in Rot und Weiß erglüh'n.

Das ist wahr; auf dieser Erde gibt es manches Paradies,
Aber der allein genießt es, der sich's sauer werden ließ.
Dem, der arm bleibt und kein Brot hat, wird zur Hölle jeder Ort;
Darum rat ich dir, mein Junge, schaffe, schaffe immerfort!

Ja, mein Kind, wenn du hienieden Sehnsucht nach Vergnügen hast,
So gib erst sein Recht dem Amboß, schwing die Arme ohne Rast.
Wenn dir einer sagt beim Hämmern: „Komm doch, laß die Arbeit sein!"

Sage dann: „Laß mich in Frieden, erst muß ich mich tüchtig müh'n.
Nirgends als an meinem Herde kann mir wahres Glück erblüh'n:
Erst der Hammer und der Stirnschweiß: dann erst darf ich müßig sein!"

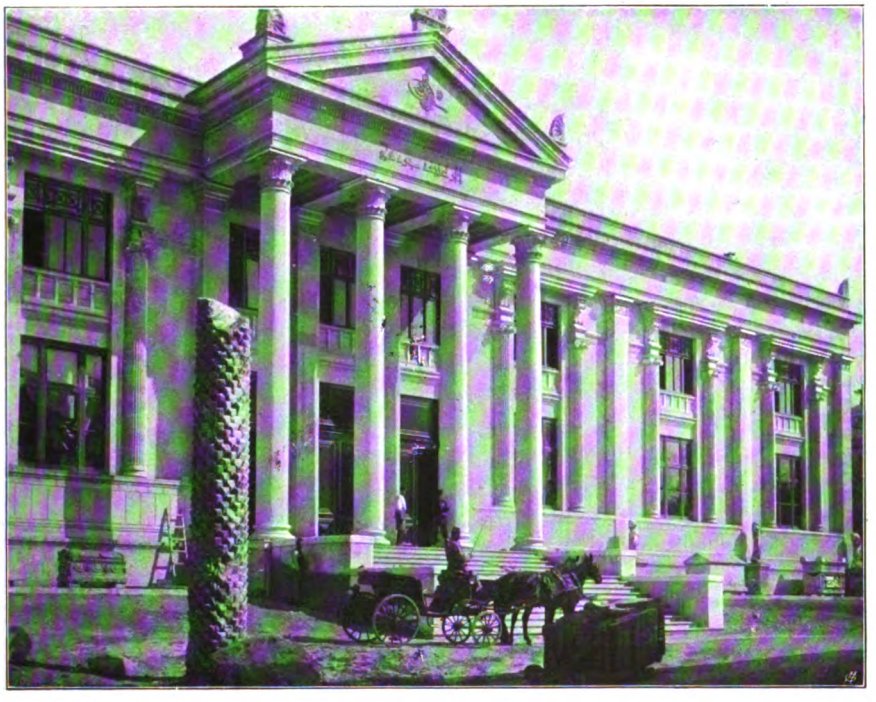
*) Uebersetzt von Dr. Otto Hachtmann in dessen Buch: „Die türkische Literatur des 20. Jahrhunderts", Verlag von Amelang in Leipzig.

Digitized by Google

STAMBULER MUSEEN.

Dr. Max Rudolf Kaufmann.

Die Museen von Stambul führen ein bescheidenes und stilles Dasein. Der Fremde, der sich früher zufällig einmal in den verlassenen Park von Top-Kapu verirrte und, den Reiseführer als Ratgeber benutzend, die hohen Säle des kaiserlich osmanischen Museums betrat, mag sich über die Einsamkeit gewundert haben, die ihn in dieser Stätte der Bildung umgab. Ungestört konnte



Antikenmuseum in Stambul.

er sich in die Herrlichkeiten versenken, die, ich greife nur ein Beispiel heraus, ihn in der Sarkophagensammlung umgaben. Niemand störte ihn in seinen Betrachtungen. Der große Fremdenstrom ging von jeher an diesen Sammlungen vorüber, steuerte dem höher liegenden Stambul zu und verlor sich in den Moscheen oder im Basar. Selbst der Einheimische — ich denke da besonders an den Anspruch auf allgemeine Bildung erhebenden Einwohner des Frankenviertels — hat sich niemals besonders für Museen und andre Stätten osmanischer Kultur interessiert. Verständlicher war schon die Gleichgültigkeit, welche die türkische Bevölkerung ihrem Museum gegenüber an den Tag legte, ging doch die breite Oeffentlichkeit früher an allen nationalen Erscheinungen, an allen Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit des osmanischen Reiches blinden Auges vorüber. Nirgends, weder in der Schule noch im Elternhaus, wurde der Jugend das nationale Empfinden eingeimpft. Die Volksseele tief erschütternde Ereignisse mußten schon eintreten, um eine Bewegung hervorzurufen, die das nationale Ideal im Volke zu wecken versuchte.

Diese Neuerscheinung hat nicht nur auf die Besuchsziffer des kaiserlichen Museums in Stambul einen ganz bedeutenden Einfluß gehabt; sie hatte, kurz nach dem Tripoliskrieg, die unter der sachkundigen Hand Ahmed Muktars durchgeführte Neuorganisation des früheren Janitscharenmuseums zur Folge, das in ein Militärmuseum umgewandelt und in die hinter der Sophienmoschee liegende Irenenkirche verlegt wurde. In diesem Museum wurden alle die schönen Erinnerungen an frühere Zeiten aufgestapelt; dort

Digitized by Google

Tschinili-Kiosk.

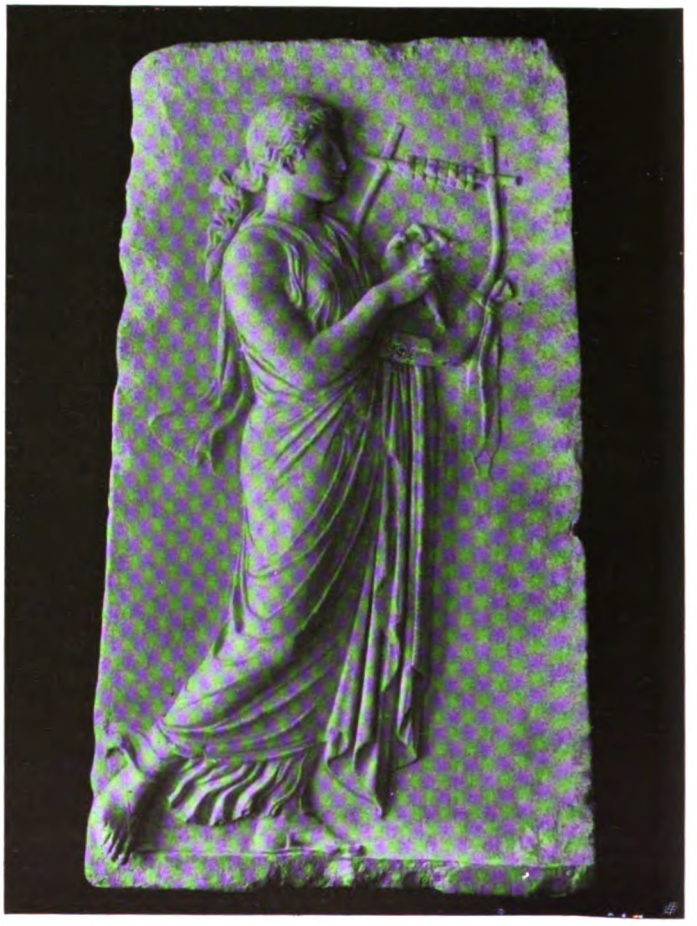
wurden auch die alten Waffen, die Fahnen aus der Zeit der Kreuzzüge und die zahlreichen Andenken an die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, unter denen sich auch die schwere eiserne Kette befindet, mit welcher die Byzantiner die Einfahrt ins Goldene Horn versperrt hatten, ausgestellt, Erinnerungen an die allerjüngste Vergangenheit und die wertvolle Trachtensammlung untergebracht, die den erstaunten Besucher in die Zeit der weitärmeligen Staatsroben und walzenförmigen Kopfbedeckungen zurückführt.

Aber nicht nur dieses Museum hat die nationale Bewegung, die rege Männer, seit dem Balkankrieg unermüdlich an der Arbeit, heute zur schönsten Entfaltung gebracht haben, ins Leben gerufen: Als letzte Gründung ist das wertvolle Wakufmuseum zu verzeichnen, das die Türken der Initiative ihres früheren weitsichtigen und rührigen Scheich-ül-Islam, Hairi Bey, verdanken. Es ist dies das Museum der Verwaltung der geistlichen Stiftungen, das im Imaret der Suleimaniemoschee untergebracht wurde. Dort hängen heute wertvolle Teppiche aus der Zeit der ersten Sultane, sowie Kleidungsstücke einstiger Herrscher. Auch eine reiche wertvolle Büchersammlung, die einen vollständigen Ueberblick über die Entwicklung der türkischen Buchkunst gibt, wurde dort untergebracht. Dieses Museum enthält zugleich eine Sammlung kostbarer Miniaturen. Als besondere Reliquie wird dort das Hemd Sultan Selim I. aufbewahrt, das bei der Eroberung Adrianopels im Balkankrieg von einem russischen Offizier geraubt und der Pforte auf dem Wege diplomatischer Vermittlung wieder zugestellt worden ist.

Die reichsten Schätze jedoch bewahrt das kaiserliche Antikenmuseum, das man heute durch den neu angelegten Park des alten Serai erreicht.

Die Grundlagen zu diesem Museum stammen aus dem Jahre 1858, jedoch erst zwanzig Jahre später wurde die eigentliche Gründung eines archäologischen Museums in die Wege geleitet. Unter dem Großvesirat Ali Paschas waren die Türken zur Erkenntnis gekommen, daß den Ausgrabungen Fremder, die seit Jahrzehnten die kostbarsten Schätze der Antike dem kleinasiatischen Boden entnahmen, gesteuert werden mußte, und daß dies nur dann getan werden konnte, wenn sich der türkische Staat selbst um die Ausgrabungen kümmerte und für den nötigen Platz sorgte, wo die Kunstschätze untergebracht werden konnten. Jedoch alles ging nur langsam vorwärts. Die Gründung des Museums beschränkte sich vorerst auf die Ernennung eines englischen Direktors, der mit der Verwaltung der gefundenen Altertümer betraut wurde, die einstweilen im Militärdepot verstaut worden waren. Zwanzig Jahre später wurden dann die Schätze in den Tschinilikiosk gebracht, jenes reizende Baudenkmal aus dem fünfzehnten Jahrhundert, das Mohammed der Eroberer durch einen türkischen Architekten hatte herstellen lassen. Dieser Kiosk steht noch heute. Er ist besonders durch seine prächtigen Fayencen bekannt, die über seine Innenwände herrliche Farbensymphonien streuen.

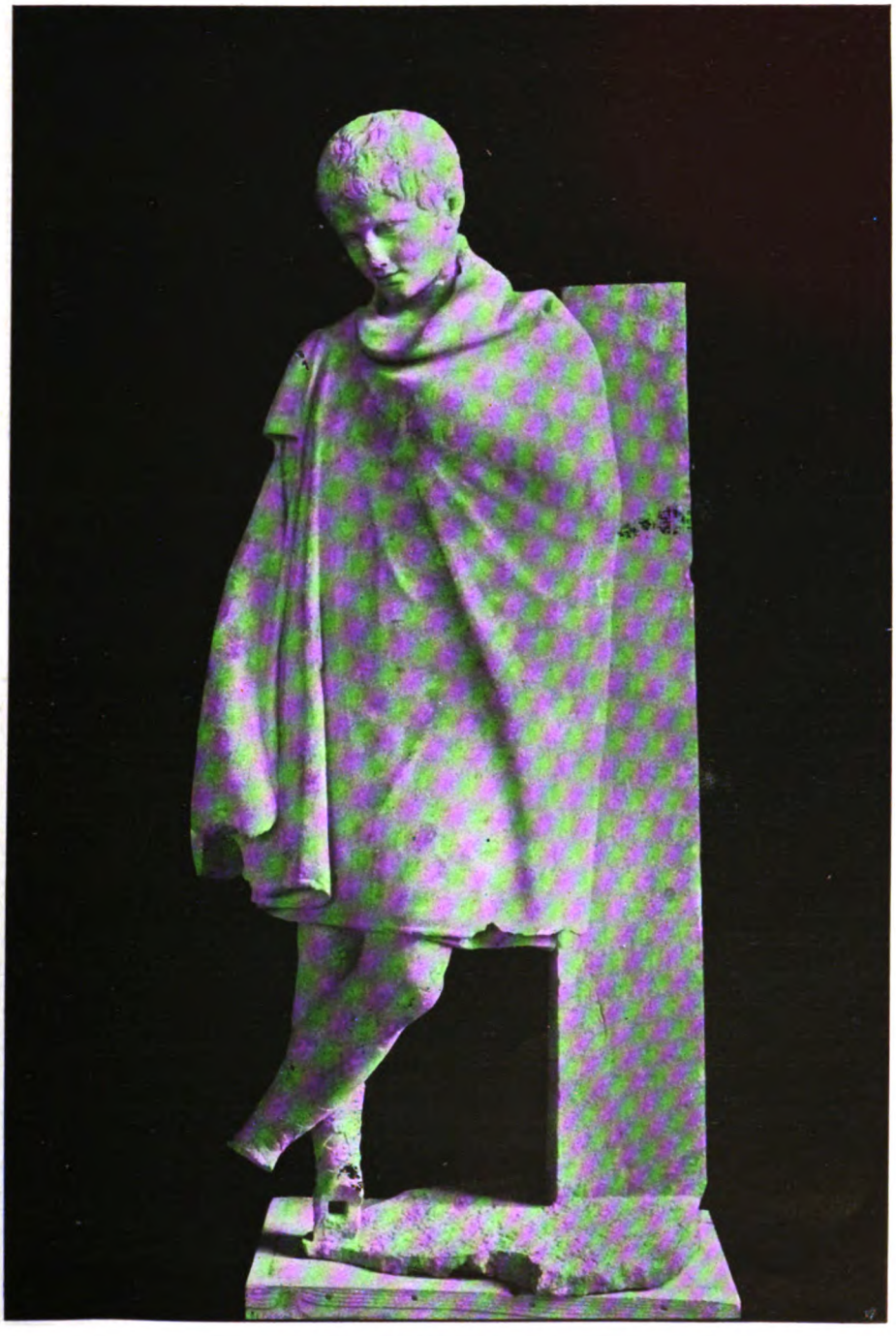
In dieselbe Zeit, da die Altertümer in diesen Kiosk überführt wurden, fällt auch die Verordnung des Unterrichtsministers betreffend die historischen Altertümer. Sie besteht aus 36 Artikeln.



Lyraspielerin aus Erdeck.

Digitized by Google

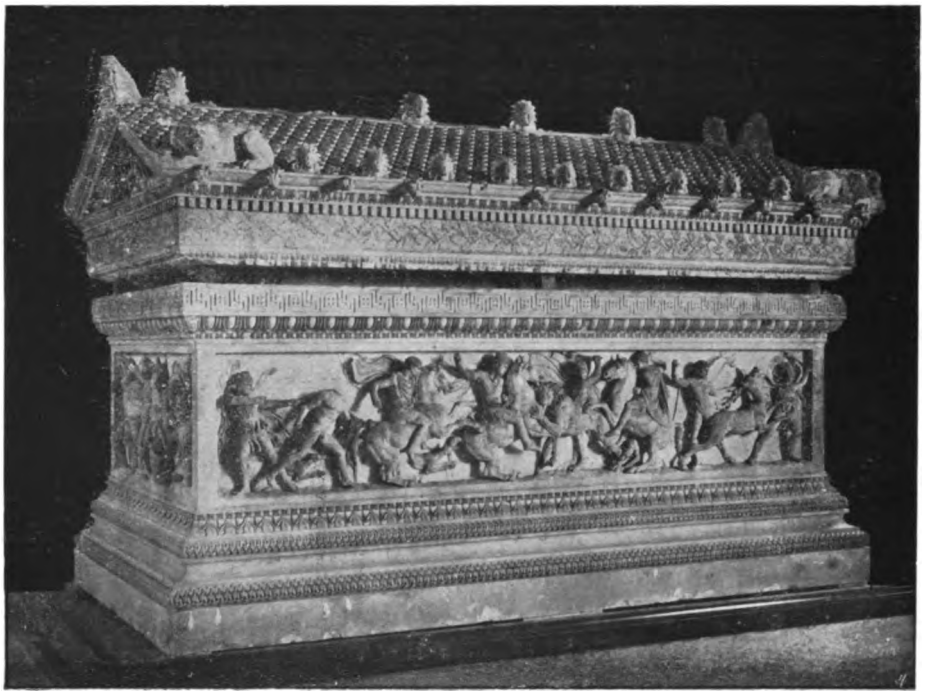
So fand Hamdy Bey, ein Schüler des Franzosen Boulanger, das türkische Museum, als er im Jahre 1878 mit dessen Leitung betraut wurde. Das Museum, so wie es die Besucher heute finden, ist sein Werk. Er ruhte nicht eher, als bis er gegenüber dem Tschinilikiosk ein schmuckes, im griechischen Stil gehaltenes Museumsgebäude erstehen lassen konnte, das später infolge der immer mehr sich häufenden Schätze einen Anbau erhalten mußte. Hamdy Bey, der sich selber als orientalischer Maler einen Namen gemacht hat, hat dann die Verwaltung seiner Schöpfung seinem Bruder Exzellenz Halil Edhem überlassen, der dem Museum seit vielen Jahren vorsteht, und unter dessen bewährter Leitung es wertvolle Bereicherung erfahren hat.



Jüngling aus Tralles.

Unter den Schätzen, welche das osmanische Museum beherbergt, ist wohl der bekannteste der sogenannte Alexandersarkophag. Er wird mit Recht als das herrlichste Kunstwerk bezeichnet, das die

Digitized by Google



Alexandersarkophag.

so reiche Kunstsammlung beherbergt. So nimmt er denn auch den ersten Rang unter den Ergebnissen ein, die die Ausgrabungen von Sidon, denen wir zahlreiche Sarkophage verdanken, zutage förderten. Die Meinung, daß man es mit dem eigentlichen Sarkophage, in dem Alexander der Große beigesetzt werden sollte, zu tun hat, wurde im Laufe der Zeit richtig gestellt. Die Darstellungen aus dem Leben des großen Feldherrn, die aus den Hochreliefs des Sarges hervortreten, konnten diese Ansicht nicht halten. Dieses beeinträchtigt jedoch keineswegs den Wert oder die Pracht des Kunstwerks, auf dem zwei Hauptdarstellungen zu unterscheiden sind. Diese sind: eine Schlacht zwischen Griechen und Persern auf der einen Längsseite und der Querseite rechts als

Fayencen des Tschinili Kiosks.

Fortsetzung hierzu, und eine Jagdszene auf den gegenüberliegenden Flächen.

Die Wertung des Kunstwerks und das Empfinden seiner Schönheit ist auch für den ungeschulten Betrachter bedingungslos möglich. Bewundernswert ist die Lebendigkeit, die diese in Marmor gemeißelten Darstellungen verraten: Die fünf Griechen kämpfen mit acht Persern, von denen fünf getötet werden. Die Hufe der Pferde schlagen über sie hinweg. Nur ein einziger Grieche kam zu Fall. Dieselbe Lebendigkeit verrät die Löwenjagd. Ein persischer Reiter steht im Mittelgrunde. Sein Pferd bäumt sich unter den Bissen des Löwen. Alexander, mit dem Purpurmantel bekleidet, kämpft gegen die durch Pfeilschüsse verwundete Bestie. Die Gruppe ist ein Meisterwerk, die Ausführung von hinreißender Schönheit.

Bewundernswert sind auch die Sarkophage mit den trauernden Frauenfiguren; erwähnens- und sehenswert ist unter anderm auch der lykische Sarkophag mit den zwei geflügelten Sphinxen und den Basreliefs. Ein Schmuckstück des Museums, das überreich ist an Schätzen, auch an solchen, die von der türkischen Vergangenheit erzählen, ist weiter die Statue des Jünglings aus Tralles aus parischem Marmor aus dem vierten Jahrhundert vor Christi Geburt, der, in seinen Mantel gehüllt, vom Kampfe ausruht, dann der Hermaphrodit und die Tänzerin von Pergamo und die Lyraspielerin, die in Erdek gefunden wurde.

Diese kurze Skizze sollte keine erschöpfende Arbeit über den Reichtum der Konstantinopler Museen, sondern lediglich ein Hinweis auf diese sein, und denen, die der Weg dort hinunter führt, als Wegweiser zu den schönsten Kunststätten der türkischen Hauptstadt dienen.

Digitized by Google

WASSER.

Von Halid Zia.

Das Dorf war fast ganz leer. Außer ein paar Handwerkern, die bereits die Hoffnung auf Verdienst aufgegeben hatten, außer einigen in den Pavillons zurückgelassenen Wächtern und den Gärtnern war fast niemand geblieben. Nur Soldaten . . . Seit zwei Monaten zogen über die Felder des Dorfes vom Innern und von der Küste her bei Tag und bei Nacht lange Reihen von Soldaten. Und außer den Tausenden von Soldaten, die, als man schon wähnte, es habe nun ein Ende, wie aus dem Boden gestampft auf diesen in der Winterkälte erstarrten Feldern ihre weißen, an verstreute Watteflöckchen erinnernden Zelte ausbreiteten, traf man keine Menschenseele.

Hier enthüllte der Krieg durch den Anblick der vielen Verwundeten und Toten ein herzzerreißendes Bild des Jammers und des Elends; und hier spendete das Vaterland, das seit Jahrhunderten unter der Geißel der Kriegsfurie gelitten hatte und jetzt wieder im Kampfe stand, aus seinem freigebigen Schoß Tausende von seinen Kindern. Wenn man auch die Zurückkehrenden und die Ausziehenden, die elenden Krüppel und die noch kraftvoll im Leben Stehenden sorglich voneinander zu trennen sucht, Begegnungen zwischen ihnen lassen sich doch nicht ganz vermeiden. Und so reichen sich hier Tod und Leben, Verzweiflung und Hoffnung, Niederlage und Rache die Hand. Dabei wird aber keine Klage, kein Jammern laut, nichts, was entmutigende und niederdrückende Zweifel und Aengste hervorruft. Vielmehr geben die Ausziehenden den andern ein Gefühl des Trostes, der Stärke und der Hoffnungsfreudigkeit.

Wenn die Menschenfluten aus diesem stetig fließenden, stetig an Größe zunehmenden Quell hervorsprudeln und sich ausbreiten, und dann, nachdem die Dunkelheit der Nacht sie gleichsam vom Erdboden aufgesaugt, von neuem frisch und stark herausströmen, — welch eine Ordnung, welch eine Ruhe herrscht trotzdem im Dorfe! Von diesen Tausenden von Menschen geht eine klösterliche Stille aus, eine nur zuweilen von einander suchenden und grüßenden Trompetenklängen durchzitterte, große, tiefe Stille . . .

Noch eine andere Eigenschaft haben sie an sich, die sie wie traumbefangen erscheinen läßt: Zurückhaltung. Wenn du ihnen auf der Straße begegnest, erröten sie und wenden sich ab. Sie sehnen sich, den plätschernden Brunnen zu benutzen. Wenn sie ein Stückchen Seife kaufen wollen, bleiben sie überlegend mit dem Gelde in der Hand vor dem Krämerladen stehen und wagen nicht, einzutreten. Wenn sie mit ihren Kameraden den Weg verloren haben, fragen sie zögernd und scheu einen Vorübergehenden. Ihre Blicke bemühen sich, die Fenstergitter des Pavillons zu durchdringen, deren Gärten weit offen stehen. All das läßt diese Männer, die vielleicht schon morgen ihre tapfere Brust ruhigen Auges den feindlichen Kugeln darbieten, wie schüchterne Kinder erscheinen.

Wie oft habe ich sie so gesehen: Obwohl sich an jedem Hause ein munteres Mühlrad dreht, müssen sie wegen der gänzlich ungeregelten Wasserverhältnisse des Dorfes mit Eimern und Wasserschläuchen in der Hand, zehn bis zwanzig Ledergefäße auf dem Rücken und um den Nacken, von Ost nach West kreuz und quer auf die Suche gehen. Könntest du ihnen sagen, wo die nächste Wasserstelle ist, wie würden sie sich sputen!

Eines Tages stand ich sinnend am Fenster und sah auf die Straße hinab. Ein langsam fallender Sprühregen erweichte den zähen Schmutz des Dorfes noch mehr, machte ihn noch zäher, noch unpassierbarer. Der Hahn, der im Nachbarhof das durchnäßte Hühnervolk führt, schickt einen fragenden Blick zum Himmel, ob es nicht an der Zeit sei, in den Verschlag zurückzukehren. Eine schwarze Katze auf dem Mauerrande sucht jeder Berührung mit der Nässe auszuweichen und ihre Sammetpfötchen an eine Stelle zu bringen, wo sie wieder trocken werden könnten.

Ein Soldat schritt vorbei, der zwei leere Eimer in den Händen trug und nach irgend etwas Ausschau hielt. Er suchte Wasser. Offenbar war er mit den beiden leeren Eimern schon weit herumgelaufen, und da er nicht wagte, durch die meist offenstehenden Türen der Gärten, an denen er vorüberkam, einzutreten, mußten bereits Stunden vergangen sein, ohne daß er die Eimer hätte füllen können. Auch an der offenen Tür unseres Hauses machte er nicht Halt. Ich öffnete das Fenster und rief ihn an. Er blieb stehen.

Digitized by Google

„Wenn du hereinkommst", sagte ich, „dann gleich rechts herum zum Brunnen"!

Scheu und zaudernd stand er an der Tür. Da er immer noch nicht wagte, die Schwelle zu überschreiten, blieb mir nichts übrig, als dieses Kind — ein Kind von 35 Jahren! — hereinzuführen.

Jetzt, in der Nähe erst, sah ich, daß sein Körper durch die mannigfachen Mühen und Entbehrungen, die vielerlei Leiden und Sorgen seiner 35 Jahre aufgerieben und verbraucht war. Und doch hatte er etwas in seinem Wesen, das trotz des Elends, das aus den nassen, fadenscheinigen Kleidern, dem zerdrückten Tarbusch, den leeren Eimern in seinen Händen sprach, seiner Erscheinung eine gewisse Vornehmheit verlieh. Er war ein echter Sproß des Türkenvolkes, der unter den auf ihn einstürmenden Schicksalsschlägen nur noch standhafter und unerschütterlicher wurde, gleichwie der wütende Anprall der Wogen den Granitblock nur blanker und glänzender macht.

Als wir nun einander gegenüberstanden, wartete ich auf ein Wort von ihm. Aber, die Eimer in den Händen haltend, sah er mich mit scheuen, zögernden Blicken an. Da stellte ich endlich die Frage nach seinem Begehr.

„Ich bin auf der Suche nach Trinkwasser, Herr", gab er zur Antwort. In diesem einen Satz lag so viel! Er neigte den Kopf und blickte mich an, als ob er sagen wollte: ich will dir keine Mühe machen! Wir gingen zusammen zum Brunnen, ich half ihm, indem ich die Pumpe zog. Da er mich in seiner Schüchternheit nicht länger als nötig aufhalten wollte, beeilte er sich nach Kräften.

Der eine der beiden Eimer war aus Blech, in der Mitte mit einem Stück Holz übernagelt, der andere ein kleiner Zinkeimer mit zwei Griffen. Als das Wasser zu fließen begann, spülte er den Eimer aus, goß dann das Wasser in den andern Eimer und wusch ihn ebenfalls aus. Nach dieser Säuberung stellte er einen der Eimer wieder unter die Pumpe. Ich fing wieder an zu pumpen. Er sah unschlüssig zu. Sein Gefühl sagte ihm, daß er mir diese Arbeit eigentlich nicht hätte überlassen dürfen. Er wußte nicht recht, was er tun sollte; sollte er mich von der Pumpe wegziehen oder nicht?

Als der Eimer voll war, sagte ich, um ihm über seine Verlegenheit hinwegzuhelfen: „Ich bin müde, Kamerad, fülle du den andern Eimer." Mit größter Eilfertigkeit vertauschte er den vollen gegen den leeren Eimer und nahm dann meinen Platz an der Pumpe ein. Kein Wort wurde weiter zwischen uns gewechselt. Als auch der zweite Eimer gefüllt war, sagte ich, um überhaupt etwas zu sagen:

„Wo kommst du her, Kamerad?"

Er kräuselte die Lippen, und — wer weiß, was für eine Entfernung er damit andeuten wollte — antwortete: „Ganz aus dem Innern." Dann faßte er nach den beiden ungleich langen Henkeln. „Wohin wird man dich bringen?" fragte ich. Er zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht . . ."

Er hob die Eimer auf — wegen ihres ungleichen Gewichtes hinkte er ein wenig — und ging mit großen Schritten durch den Morast.

Ich sagte mir: in diesen beiden Antworten entrollt sich dir das tragische Geschick dieses ganzen unglücklichen Volkes; tief aus dem Innern hergekommen, ohne Kenntnis, wohin sein Weg geht, hat er ein ruheloses Geschick.

Indem ich dem Voranschreitenden folgte, waren wir an das Gartentor gelangt. Hier stand er einen Augenblick still. In seiner unbeholfenen Sprache suchte er nach einem Ausdruck des Dankes. Gewählte Worte, fein gedrechselte Sätze waren seinem einfachen Geiste fremd. Erst nach einiger Zeit fand er Worte für das, was seine Seele bewegte: „Verzeihe mir die Belästigung, Herr!" —

Und mit seinen ein wenig lahmenden Schritten trat er in den Schmutz der Straße hinaus, und ging, die beiden ungleichen Eimer in der Hand, mühsam weiter. Während ich ihm nachblickte, verlor ich mich in Gedanken. Seit sechs Jahrhunderten wird der Türke vom Wirbel der Ereignisse umhergeworfen. Länder voller Kampf und Streit, Bergeshänge, Meere und Wüsten hat er durchzogen; aus Abgründen des Unglücks zu den Höhen der Ehre und des Ruhms ist er emporgestiegen, und dann, von der Hand des Schicksals wieder in die Tiefe geschleudert, raffte er sich doch immer wieder auf, mühte sich immer von neuem ab, wieder festen Fuß zu fassen. Von den Wüsten des Yemen bis zu Albaniens Bergen, vom Reiche der Perser bis zu Kretas Strande hat er sechshundert lange Jahre hindurch Sandgebiet und Meer und Eis mit seinem Blute gefärbt. Mit den krausen Rinnsalen seines immer mit frischer Kraft unerschöpflich hervorsprudelnden roten Blutes zeichnete er seine ergreifenden Schicksale. Jede Zeile dieses blutgeschriebenen Heldenliedes weiß von hochgemuter Aufopferung, von übermenschlichem Heldentum zu berichten — die Geschichte in ihrer Verblendung aber ließ es unbeachtet. Und er, furchtlos und treu, ließ diese Ungerechtigkeit mit verächtlichem Lächeln über sich ergehen; er wanderte weiter durch die Lande und, immer noch auf der Suche nach Wasser, tränkte er den Boden mit seinem Blut.

Und der Mann, der vielleicht schon morgen für uns, für mich sein Blut dahingeben wird, glaubte, mich erst noch um Wasser aus meinem Brunnen bitten zu müssen!

Uebersetzt von Dr. Walter Lehmann.

Digitized by Google

ISLAM UND ANDERE KONFESSIONEN.

Von Gasoli*).

Zu den weitverbreiteten Irrtümern, die sich wie starre Dogmen von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, gehört die Vorstellung der Nichtmohammedaner, der Islam sei ein erkünsteltes Religionsgebilde, das der arabische Prophet geschaffen hat, um die älteren Religionen zu vertilgen. Die Folge dieses Wahns war ein solcher Abscheu vor dem Islam, daß die Völker sich sogar sträubten, Einsicht in das heilige Buch des Islams, den Koran, zu nehmen. Wie alt dieser Widerwille ist, erzählt uns der Koran selbst. Als der Prophet seine Widersacher aufforderte, sich die Verse des Korans einzuprägen, erhielt er die Antwort: „Unsere Herzen sind deinem Rufe verschlossen, unsere Ohren sind taub dagegen, zwischen uns und dir ist eine Scheidewand errichtet." Diese Verschlossenheit, diese Taubheit, diese Scheidewand, das eben sind die Wahnvorstellungen in den Gemütern der Menschen Wahnvorstellungen, die sie irrtümlich für sichere Wahrheiten nahmen, und durch die sie verhindert wurden, das zu sehen, zu hören und zu denken, wozu der Prophet sie rief. Und das bewog sie, sich dem Rufer zu widersetzen und ihm Unbill zuzufügen.

Aus solchen Wahnvorstellungen und Einbildungen entstanden und entstehen noch immer Religionsstreitigkeiten, Sektenfanatismus, Parteizänkereien. Den Urteilsfähigen und Weisen unter allen Völkern geziemt es aber, anzukämpfen gegen falsche Lehrmeinungen, die zu grundlosem Streit führen. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir hier nicht etwa Wesen und Inhalt des Islams für diejenigen auseinandersetzen, die sein heiliges Buch nicht kennen und sich um seine Grundlagen nicht kümmern, wohl aber wollen wir das Verhältnis des Islams zu anderen göttlichen Religionen, zu Christentum und Judentum, aus dem Text des Korans selbst ableiten.

Der Islam besteht sowohl aus unabänderlichen Dogmen, als auch aus sozial-ethischen Grundsätzen, und zum dritten aus Zivil- und Strafgesetzbestimmungen. Die Dogmen beziehen sich auf den Schöpfer der Welten, die sozial-ethischen Grundsätze dienen zur Vervollkommnung des menschlichen Seelenlebens, die Gesetzbestimmungen schützen die Menschen gegeneinander in ihrem Alltagsverkehr.

Ueber die im ersten Teil enthaltenen Grundlagen und Grundregeln der mohammedanischen Religion sagt der Koran selbst, daß hierin alle göttlichen Religionen gleich sind. Der Koran, so heißt es weiter, sei dem Propheten geoffenbart worden, auf daß dadurch die Wahrheit bekräftigt werde. Nicht durfte Mohammed eine Wahrheit unterdrücken, oder sich vom Guten abwenden, oder einen anderen göttlichen Propheten verleugnen, vielmehr stimmten seine Grundlehren mit denen der anderen Konfessionen überein:

> „Ich glaube an die Bücher, die Gott uns geoffenbart hat. Mir wurde befohlen, Gerechtigkeit unter euch zu üben."
>
> „Der Prophet glaubt an das, was sein Herr ihm geoffenbart hat. Die Gläubigen glauben an Gott, seine Engel, seine Bücher, seine Propheten. Wir machen keinen Unterschied zwischen einem oder einen anderen seiner Propheten."
>
> „Wer an Gott, seine Engel, seine Bücher, seine Propheten und an den jüngsten Tag nicht glaubt, begeht schweren Irrtum."

Man sieht also: das ist keine erkünstelte, erdichtete, erfundene Lehre, es sind dies die Dogmen und Richtlinien, die schon von früheren göttlichen Religionen aufgestellt worden sind, wie es geschrieben steht:

> „Und damit das Volk des Evangeliums richte nach dem, was Allah in ihm herabgesandt hat; und wer nicht richtet nach dem, was Allah hinabgesandt hat — das sind Frevler." (Uebersetzung von Henning, 5, 51.)

Dies meinte der Prophet auch bei seiner Aufforderung an die Buchbesitzer (Juden wie Christen):

> „Siehe, wir haben dir Offenbarung gegeben, wie wir Noah Offenbarung gaben und den Propheten nach ihm." (Uebersetzt von Henning, 4, 161.)

Die sozial-ethischen Grundsätze wollen den Gemütern alle schönen und erhabenen Tugenden einprägen, Wahrheitsliebe, Mut, Hilfsbereitschaft, Freigebigkeit, Freundlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit am rechten Platze usw. Auch hierin gibt es unter den Anhängern der verschiedenen Religionen fast gar keine Meinungsverschiedenheit. Der Koran stimmt in diesem Punkte fast vollständig mit den anderen heiligen Büchern überein, sowie auch mit den verschiedenen modernen Werken über psychologische Pädagogik, worin ethische Grundsätze ganz unabhängig von Religion und von Propheten aufgestellt werden.

*) Pseudonym eines bedeutenden arabischen Gelehrten.

Digitized by Google

Bleibt also das Zivil- und Strafgesetz übrig. Vielfach wird irrigerweise angenommen, daß alles, was die islamischen Gesetzbücher enthalten, im Koran selbst oder wenigstens in der unmittelbaren muslimischen Ueberlieferung zu finden sei. Demgegenüber sei nachdrücklich betont, daß der Koran und die unmittelbare Ueberlieferung nur wenige Zivilgesetzbestimmungen aufweisen, während die meisten davon von islamischen Juristen ('islamā' assare'a al' islamija) nach einer wissenschaftlichen Methode festgesetzt wurden, die man Wissenschaft der Rechtsquellen ('ilm al' usul) nannte. Diese, nach solcher Methode gefundenen, in den Rechtsbüchern aufbewahrten Gesetze ähneln den Gesetzesbestimmungen europäischer Rechtslehrer, wenn auch ihr Ursprung verschieden ist. Die auf freier Forschung (igtihad) beruhenden Gesetzparagraphen gehen nicht auf den Text einer gegen Widerspruch gefeiten Tradition zurück, vielmehr ist es den Muslimen jeder Zeit und überall, wenn besondere Verhältnisse, Gewohnheiten, Zeit- oder Ortsumstände es erheischen, gestattet, neue Gesetze einzuführen.

Nun enthalten die früheren göttlichen Religionen nur sehr wenig bürgerliche Gesetze. Sie beschränken sich zumeist auf Vervollkommnung und Veredelung der menschlichen Seele, man findet in ihnen Ermahnungen und vorbildliche Erzählungen; aber was z. B. die Regelung von Kauf und Verkauf, Erbschaftsangelegenheiten, Prozeßrecht, Eherecht, Mietsrecht und ähnliches betrifft, so ist davon in den heiligen Büchern der früheren Religionen fast nichts zu finden, außer an einigen wenigen Stellen des alten Testaments.

Man darf aber daraus nicht etwa den Schluß ziehen, daß der Koran deswegen in einem Gegensatz zu den anderen Religionen steht, denn erstens befassen sich, wie bemerkt, jene anderen Religionen eben nur in sehr geringem Grade mit solchen Bestimmungen, und nur in äußerst wenigen Fällen bestehen Widersprüche zwischen diesen Bestimmungen und denen des Korans, und zweitens weichen die meisten aus freier Forschung hervorgegangenen islamischen Rechtsnormen in bezug auf Ort, Zeit und Umstände von einander ab. Man kann getrost sagen, daß die Rechtsquellen des Islams nirgends und niemals den Grundlagen anderer heiliger Bücher widerstreiten. Im Gegenteil: der Prophet bestätigte und bekräftigte im Koran die Grundlage der von seinen Vorgängern geoffenbarten Religionen, ja, er beseitigte gewisse drückende Verpflichtungen, die den Anhängern anderer Konfessionen auferlegt waren, indem er zugleich einige allgemeine Richtlinien zur Regelung ihrer Lebensverhältnisse angab. Wer die Entwicklung des Islams nicht gründlich studiert hat, dem mag es seltsam erscheinen, daß er die einzige Konfession ist, die die Duldsamkeit gegenüber Andersgläubigen sogar bis auf das Jenseits erstreckt. Wer an Gott glaubt und Uebeltaten vermeidet, kann der ewigen Strafe entgehen, sei er Jude oder Christ, Sternenanbeter oder Muselman. Nur an der Wahrheit soll er festhalten, sobald er sich von ihr überzeugt hat. Klar und deutlich geht daraus hervor, wie der Islam andere Konfessionen achtet, wie er alle Kinder des einen Gottes von jeder Strafe im Jenseits ausnimmt, sofern sie Gottes Dasein nicht halsstarrig leugnen und ihren Mitmenschen in dieser Welt kein Unrecht antun. Der Islam hält die Barmherzigkeit Gottes nicht für so beengt, daß sie nicht alle Kinder Gottes umfassen könnte, wie immer sonst sie sich in ihren Meinungen, Sitten, Ueberzeugungen unterscheiden mögen. Der Islam ist keine Konfession, die andere Konfessionen verdammt, die andere Konfessionen in den Bann tut und sie aus Vorrechten ausschließt. Der Koran sagt:

Gott mutet keiner Seele mehr zu, als
sie kann;
Für sie ist, was sie wirkte, gegen sie,
was sie verwirkte.
(Uebersetzt von Rückert, 2, 286.)

Allah zwingt keine Seele über das hinaus, was er ihr gegeben hat. (Uebersetzt von Henning, 65, 4.)

Kein Zwang im Gottesdienst! Geschieden
hat sich klar
Die Richtigkeit vom Irrtum.
(Uebersetzt von Rückert, 2, 257.)

Wollten diejenigen, die sich vor dem Koran entsetzen, sich die Mühe geben, seine Grundsätze kennen zu lernen, seinen Text zu lesen, sie würden mit eigenen Sinnen etwas ganz anderes finden, als sie vermeinen. Ein Nebel von Jahrhunderten umnachtet in manchen Augen das Bild des Islams und seiner Anhänger; und doch, wenn die Hülle fiele, sie würden helles Licht leuchten sehen.

Vom rein Religiösen abgesehen, machte die Islamwelt infolge geographischer und historischer Einflüsse mannigfache Veränderungen durch, das Auf und Nieder der Entwicklung brachte ganze Umwälzungen mit sich, was natürlich für die Außenstehenden zur Trübung der Bilder beitrug. Und gar die letzten Jahrhunderte hüllten die islamische Welt in ein Dunkel, das zu durchdringen Fremden unmöglich war. Die Verwirrung und Anarchie im geistigen, wirtschaftlichen und politischen Leben dahinsiechender Staaten verschleierte und verwirrte das strahlende Antlitz des Islams, und so kommt es, daß man es vielfach nur im trüben Reflex der im Niedergange befindlichen muslimischen Staatswesen sieht.

Allmählich aber begann sich dank einigen gerechtdenkenden europäischen Gelehrten doch das Verständnis für den Islam Bahn zu brechen. Sie enthüllten den anderen Völkern die einstigen erstaunlichen Leistungen der islamischen Kultur, die

Digitized by Google

besonders in den ersten neun Jahrhunderten der muselmanischen Zeitrechnung die alte Welt beherrschte. Alfred v. Kremer, August Müller, Gustav Le Beaume, Carlyle u. a. wurden nach gründlichen Studien mächtig angezogen von dem, was der Islam in Literatur, Gesetzgebung und Wissenschaft der Menschheit geschenkt hat. Sie hoben namentlich den Unterschied hervor zwischen der reinen Lehre des Islams und den traurigen Zuständen, die in vielen islamischen Ländern zu jener Zeit herrschten.

Aufgeklärte Geister traten auf und treten auch heute auf, die auf ein gegenseitiges inniges Verständnis zwischen den Völkern hinarbeiten, um dadurch einen Weltfrieden anzubahnen. Sie entfalten eine lebhafte Tätigkeit im Kampfe gegen Vorurteile und predigen Menschenliebe. Einige dieser großen Geister, so Goethe und Rückert, waren aufs tiefste ergriffen von jenem heiligen Buche, das auf hunderte von Millionen Seelen den größten Einfluß ausübt und zur Förderung von Bildung, Wissenschaft und Kunst Jahrhunderte lang mächtig beigetragen hat. Wird diese Bewegung des Verstehens und der Annäherung genügend unterstützt, so wird das der muslimischen wie der christlichen Welt zum Segen, und der Menschheit im allgemeinen zum Frieden gereichen.

DAS TUERKISCHE LIEDERBUCH.

Hans Bethge hat eine Sammlung türkischer Lieder herausgegeben, die drei Jahrhunderte lyrischen Schaffens umfaßt. Die Prosatexte französischer Orientalisten, besonders die „Anthologie de l'amour turc" von Edmund Fazy und Abdul-Halim Memdu liegen den meist in fünffüßigen Jamben geschriebenen Versen zugrunde. Geht auch durch solchen zwiefachen Uebertragungsprozeß viel von der poetischen Wirkung der Urdichtung, von der Unmittelbarkeit des Rhythmus verloren, so schimmern doch die strahlende Schönheit des Gedankens und die Schöpferkraft der Sprache siegreich durch die neue Hülle.

Die alte klassische Lyrik, die sich an die persische Dichtkunst anlehnte und sich der persischen Sprache, mit einigen türkischen Worten untermengt, bediente, ist durch Fuzuli, Sultan Selim I. und Baki, die Uebergangsperiode zur modernen Epoche durch Zia Pascha vertreten. Zu den Größten dieser modernen europäischen Schule (seit 1859) gehören Abdul Hak Haamid, Kemal, Fikret und Dschenab Schehabeddin.

Von Fuzulis leidenschaftdurchglühter Liebeslyrik gibt das Gedicht „Die Hochmütige" ein Beispiel:

Die Sonne irrt, aus Gram, daß sie dich nicht
Besitzen darf, unruhig durch die Felder,
Gleich einem, der aus Liebe elend ward.

Und weiter:

Was seh' ich dort? Ist es ein Schattenbild
Der Sonne? Nein, es ist die Sonne selber!
Das Universum schleuderte sie weg,
Verachtungsvoll, da es die Märchenschönheit
Meiner wie Mondlicht lieblichen Geliebten
Erkannte und nun selbst für sie erglüht!

Das schöne Gedicht von Baki, dem neben Fuzuli am meisten geschätzten unter den älteren Poeten, „Ein Sklave ist mein Herz", klingt stimmungsvoll aus:

Meines Herzens schwankes Schiff
Wird sich vielleicht noch aus des Unglücks Strudel
Und aus dem Sturme meiner Seufzer retten
An stilles Land. Ich hoffe immer noch.

Tiefe Resignation und Innigkeit sprechen aus dem selten schönen Gedicht „Vergangenheit und Gegenwart" von Abdul Hak Haamid Bey, dem größten der Modernen:

Wenn ich im Schlafe lag, träumte ich von dir,
Wenn ich erwachte, standest du als Sonne
An meinem Himmel, denn ich liebte dich.
Wir liefen unsrer Hoffnung froh entgegen;
Das Schicksal aber hat uns angehalten,
Wie hinterlistige Straßenräuber tun.

— — — — — — — — —

Der Frühling deiner Reize ist vorüber,
Und trotzdem scheint mir deine heutige
Gestalt noch schön: so wie ein Mond, der zittert
Inmitten grauer Wolken. . . . .

Ein zartes Stimmungsbild ist das Gedicht „Abgeschiedenheit" des jüngst verstorbenen Tewfik Firket:

Mit träumerischem Aug' betrachte ich
Von ferne eine Hütte, die das Glück
Beherbergt; aus dem hundertjährigen,
Zerfallenen Kamin erhebt sich schräg
Und fein ein Wölkchen in die reine Luft.

— — — — — — — —

Die Geheimnisse
Des Lebens mischen sich vor meinem Aug'
Mit jenem weißen Hauch, den der Kamin
Der Hütte in die reine Luft entsendet.

Digitized by Google

DER HELD.

Von Mohammed Rauf Bey.

Als der junge Leutnant das Zimmer seines Obersten betrat, fand er dort seinen Major, der ihm zurief: „Tritt näher, mein Sohn", und sich zum Obersten wendend: „Hier, Herr Oberst, der Mann, der mir für die bewußte Aufgabe geeignet scheint; Sie können ihm in allem bedingungslos vertrauen." Der Oberst musterte den jungen Mann von Kopf bis zu Fuß: „Hör', mein Sohn. Morgen früh greifen wir den Feind an. Ein freiwilliger Späher berichtet uns, daß ihm das Reserve-Munitionsdepot des Feindes bekannt ist. Es befindet sich in einem Turm. Er will uns hinführen. Seine Excellenz der Kommandeur haben befohlen, daß einige opfergemute Leute zur Sprengung ausgeschickt werden. Dein Major hat dich vorgeschlagen. Was sagst du dazu? Wirst du 's vollbringen?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Du weißt, daß die Aufgabe höchst schwierig und gefährlich ist. Greifen sie dich, so wirst du auf der Stelle erschossen."

„Zu Befehl, Herr Oberst. Ich sage dem Herrn Major gehorsamsten Dank, daß er mich dieser Aufgabe würdig erachtet."

„Bist du verheiratet? Hast du Kinder oder sonst nahe Verwandte?"

„Ich habe nur eine Mutter und eine jüngere Schwester."

„Hoffentlich gelingt es dir und du kommst mit heiler Haut davon. Wenn nicht, so mach dir ihretwegen keine Sorgen. Weißt du mit Dynamit, Minen und Sprengungen Bescheid?"

„Jawohl, Herr Oberst."

„Schön, Gott gebe dir gutes Gelingen, mein Sohn."

Warm drückte der Oberst dem jungen Leutnant die Hand und wandte sich zum Major:

„Machen Sie ihn schnell mit dem Führer bekannt, lassen sie ihm alles Notwendige einhändigen, daß er im günstigsten Zeitpunkt ans Werk gehen kann."

* * *

Der Leutnant erhielt darauf vom Major die entsprechenden Weisungen, schrieb für den Fall seiner Nichtwiederkehr einen Abschiedsbrief an seine Mutter und machte sich mit allem, was er brauchte, ausgerüstet, in Begleitung seines Führers auf den Weg. Die Nacht war schon ziemlich vorgeschritten, trockener Wind fegte schneidend über das Land. In der Seele des jungen Mannes aber ging strahlend und verheißungsvoll die Sonne der Pflichterfüllung auf. Die sich endlich darbietende Gelegenheit zu großer Tat goß glühende Freude in sein Herz. Der Führer, ein Bauer, erzählte ihm in seiner bäuerlichen Mundart, er habe früher Grenzschmuggel getrieben, kenne daher alle Wege und Stege; der junge Herr solle ihm furchtlos vertrauen, es könne gar nicht mißlingen. Fürchten? Weshalb sollte er sich fürchten? . . . Er war von einem Feuer der Begeisterung beseelt, das genügt hätte, nicht bloß den Turm, sondern die ganze Welt in die Luft zu sprengen. Hatte sich sein Herz nicht zusammengekrampft, als er in der Kriegsschule in der Geschichtsstunde von Verlusten und Niederlagen des Vaterlands erfuhr? Hatte ihn nicht schon damals das leidenschaftliche Verlangen erfüllt, vor eine große Aufgabe gestellt zu werden? Kleinmütig sollte er werden, wo ihm doch jetzt, da der Krieg kaum erst begonnen, das Schicksal holder war als seinen Kameraden, wo ihm der Auftrag gegeben war, dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen? War dies nicht die erste Gelegenheit zur Rache für die Türken, die in den letzten Zeiten von Verlust zu Verlust, von Niederlage zu Niederlage geschleudert worden waren?

Dieses arme Volk, das seit Jahrhunderten nur Grausamkeit und Untreue, Gewalttätigkeit und Willkür erlebt hatte, immer unterdrückt, immer geschlagen, immer mit Füßen getreten, von verschiedenen Interessen, verschiedenen Strömungen immer im Kreise herumgetrieben, ohne Kenntnis des eigenen Wesens in Fesseln schmachtend; dieses Volk fühlte jetzt neuen Atem in den Lungen, frisches Blut in allen Adern, es wurde endlich wachgerüttelt durch diesen Krieg. Diese gewaltige junge Kraft würde, wenn sie nur erst ihr Selbstbestimmungsrecht wieder besäße, nach jahrhundertelangem Schlaf sicher zu neuem Dasein erwachen. Wird dann eine feindliche Festung unzerstört, eine Verteidigungslinie unerstürmt, ein Haßgefühl gegen die Feinde unbefriedigt bleiben? Sollte er sich fürchten in einer Zeit, wo die Feinde, in zitternder Voraussicht solcher Entwicklung, die Türken durch Angriffe zu vernichten trachten, die Türken aber den

Digitized by Google

Beweis zu liefern hatten, daß noch unendlich viel unverwüstliche göttliche Kraft in ihnen lebt?

Bisher hatte jeder, auch Türken selbst, das Volk in unerhörter Verblendung beleidigt. Nun aber ist der schlafende Löwe erwacht. Drohend hebt er das hoheitsvolle kühne Haupt. Nicht länger erträgt er das verachtende Lächeln der Feinde. Seiner stolzen Kraft ist er sich bewußt, lebenstrotzend in Jugend, beglückt durch seine Eigenart, bereit zum Sprung und Angriff. . . Und von allen, von jedem einzelnen ist deshalb Hingabe und Opferwilligkeit erforderlich. Sollte er sich der Pflicht entziehen, obgleich sein eigenes Blut die eiserne Notwendigkeit heiß erkannte?

In seiner Seele gab der junge Mann einer glänzenden Hoffnung auf eine große Zukunft der Türkei Raum. Nach seiner Ueberzeugung mußte der Hauptgedanke der Türken auf Pflichterfüllung und Weltheldentum gerichtet sein. Auf diese Weise hätten sie die Aufgabe lösen, die seit Jahrhunderten in den Staub gebeugten Stirnen der Völker zu erheben, hätten sie ihren Ruhm und ihre Ehre in der Befreiung der Bedrückten zu suchen.

Für ein solches Ziel war das Opfer der Einzelnen nicht zu groß. Wenn das Volk nur groß wird, wenn der Nationalstolz wächst, was kommt es auf den Einzelnen an?

Heute bot sich ihm so eine Gelegenheit. Der freudige Schlag seines Herzens beflügelte seine Schritte. „Furcht und Bangen gibt's nicht, mein Junge! Vorwärts, marsch!"

Etwa eine Stunde waren sie gegangen, als der Führer in einen Wald einlenkte. Sie brauchten anderthalb Stunden, ihn zu durchqueren. Dann kletterten sie am Waldsaum eine mit Sträuchern bewachsene Anhöhe hinauf. Jetzt näherten sie sich der Grenze und kamen in eine steile Schlucht. Der Führer erzählte, daß hier früher eine Leiter für die Schmuggler versteckt gewesen sei; keiner Menschenseele sonst sei dieser Uebergang bekannt; hier nütze den Grenzsoldaten keine noch so große Wachsamkeit. Nun mußte die Steilwand bezwungen werden. Unter tausend Schwierigkeiten und Gefahren, sich an Büsche klammernd, an Zweigen schwebend, sich wund und blutig reißend, erstiegen sie den Felsen. Als sie endlich oben angelangt waren, wies der Führer auf einige Lichtpünktchen hin, die aus der finsteren Ebene auflackerten, und sagte: „Dort hinab müssen wir, könnten aber unterwegs auf Posten stoßen." Mit unendlicher Vorsicht, jeden Augenblick spähend und horchend, ging es mühselig vorwärts. Plötzlich, nach etwa 20 Minuten faßte der Führer den Leutnant am Aermel und flüsterte: „Obacht!"

Sie warfen sich platt auf die Erde. Neben ihnen lagen übereinandergetürmt große Steine, unter denen sie sich verbargen. In einer Entfernung von kaum 25 Metern schritt der Posten vorbei. Um der Gefahr zu entgehen, mußten sie auf einem andern Weg den Abstieg versuchen. Auf allen Vieren kletterten sie schweigend lange, lange bergab. Auf einmal sagte der Führer, auf ein kaum 50 Meter entferntes Gebäude weisend: „Dort!"

Es war ein auf einem Felsen stehender hoher Turm. Unmittelbar davor schritten die zwei Wachen auf und ab. Näher herankriechend, konnte man deutlich wahrnehmen, daß an jeder Ecke ein Posten stand, der auf seiner Seite hin und her patrouillierte. Da aber die Schritte der Wachsoldaten ungleichmäßig waren, trafen sie fast niemals an den Ecken zusammen. Der Leutnant faßte einen raschen Entschluß: er würde sich einer Ecke nähern, sich auf den Wächter stürzen und ihn niederstechen, worauf es noch leichter sein werde, auch den Wächter auf der anderen Seite zu töten. Waren sie dann einer nach dem andern beseitigt, so würde er das Dynamit legen und es zur Entzündung bringen.

Geräuschlos näherte er sich bis auf fünf Schritt dem Wächter sprang im geeigneten Augenblick auf ihn zu und stieß ihm ein Messer in die Kehle. Das gleiche geschah mit dem andern Wächter. Rasch eilte der junge Mann die Stufen zum Turm bis an das erste Stockwerk hinauf, tastete nach der Fensterluke, legte die Dynamitbombe hinein, ließ die Zündschnur hinab, entzündete sie und war in weniger als einer halben Minute wieder an der Seite des Führers. „Schnell, schnell", rief er und auf allen Vieren, wie sie gekommen, krochen sie weiter davon.

Gleich würde eine Feuersäule wie aus Höllenschlund emporschießen, Flammen wie aus dem Krater eines Vulkans würden hoch auflodern, rasende Blitze würden zucken und die Erde sich unter Donnergetöse winden. Aber Minute auf Minute verrann, nichts von alledem geschah. Entweder hatte die Zündung versagt oder sie war von Menschenhand ausgelöscht worden. Die Möglichkeit eines Versagers war verschwindend klein. So mußte das Furchtbare geschehen sein, der Anschlag entdeckt und die Zündflamme erstickt worden sein! Also waren auch sofort überall Häscher ausgesandt worden. Der Führer spornte zur Eile: „Schnell, schnell, machen wir uns davon!" Ganz niedergeschmettert von dem Mißerfolg setzte sich der junge Mann automatisch in Bewegung. Ach, warum, warum war es ihm nicht vergönnt, sein Ziel zu erreichen! Alle Gefahren hatte er glücklich überwunden, so nahe war er dem Erfolg gewesen, und nun doch unverrichteter Sache heimkehren zu sollen! Vielleicht hat der Zündfaden dennoch versagt! Der Gedanke ergriff ihn und ließ ihn nicht mehr los. Sollte es ihm wirklich beschieden sein, heimzukehren, ohne fähig gewesen zu sein, eine solche Kleinigkeit auszuführen? Zum wenigsten hätte er umkehren

Digitized by Google

und den Faden noch einmal anzünden sollen. Die Wahrscheinlichkeit allerdings, dabei gefangen zu werden, war groß.

Ah, also er hatte Furcht? . . . Heute, wo der Grundstein einer stolzen Zukunft gelegt werden mußte, wo es nötig war, die Fahne türkischen Ruhmes zu schwingen, — heute hatte er Furcht!

Ein wahrer Abscheu vor sich selbst überkam ihn. Er schüttelte sich und blieb stehen und dann, ohne auf das Flehen des Führers zu achten, kehrte er um. Als er sich dem Turm von neuem näherte, gewahrte er einen großen Menschenauflauf. Kavallerie wurde in Bereitschaft gesetzt, um die Brandstifter einzufangen. In tiefem Schmerz stöhnte er auf. Nicht die Wahrscheinlichkeit, daß er nicht mehr entrinnen könne, preßte den Seufzer ihm ab, sondern der Kummer über seinen Mißerfolg. So sehr war er über seine eigene Ungeschicklichkeit verzweifelt, daß es ihm unwichtig schien, ob man ihn ergreifen würde oder nicht. Wenn er seinem Vaterlande nicht einmal einen so geringen Dienst erweisen konnte, was lag daran, ob er starb?

Nach kaum zehn Minuten war er festgenommen und vor einen höheren Offizier geschleppt, der ihn in schlechtem Französisch verhörte. Der junge Leutnant leugnete nicht, im Gegenteil, er gestand, daß er ganz allein die Wächter ermordet und allein die Dynamitbombe gelegt habe. Nur die Frage, ob er noch einen Gefährten gehabt habe, beantwortete er zur Rettung des Führers mit nein.

Der Offizier rief zwei Unteroffizieren, die vor dem Tor warteten, einige russische Befehle zu. Darauf wurde der junge Türke hinausgeführt. Im Hofe ertönten laute Kommandos. Als draußen einer der Offiziere dem jungen Mann ein Taschentuch darreichte, verstand er, was ihm bevorstand. Er nahm das Taschentuch, behielt es in der Hand und wartete mutig und entschlossen.

Als dann im unheimlichen Schein der Handlaternen die russischen Offiziere, um den Fall möglichst schnell zu erledigen, ihre Gewehre auf den türkischen Leutnant anlegten und Feuer gaben, hörten sie einen letzten Schrei von seinen Lippen: „Es lebe das Türkentum!"

WENN DU RUFST

Von Mehmed Emin*)

Türkenland! Kein andrer Name ist auf Erden so willkommen!
Hoch und heilig ist er jedem, dem er in den Sinn gekommen.
Edleres kennt unser Herz nicht als für dich das tiefe Fühlen,
Und wie heiße Fieberträume deine Leiden uns durchwühlen.

Wenn du unsere Hilfe anflehst, dann schweigt Gier und Zorneswüten,
Liebe aller Volksgenossen will dein teures Recht behüten,
Und die bittern Abschiedstränen gießen Gift auf alle Wangen,
Und die Wiegen und Moscheen sind von Trauer all umfangen.

Die Gelehrten und die Toren, und die Schlechten und die Guten,
Ob sie reden oder dichten, ob sie betend Fahnen schwingen,
Ob sie Gold ob Eisen geben, ob mit Faust und Nagel ringen —

Um dich Teures zu beschützen, wollen alle Ruhm erwerben,
Jeder Tapfre, der für dich stirbt, sagt: „Kein höher Glück als Sterben!"
Tausendfacher Preis den Söhnen, die für dich im Kampf verbluten!

*) Uebersetzt von Dr. Otto Hachtmann in dessen Schrift „Die türkische Literatur des 20. Jahrhunderts", Verlag von Amelang in Leipzig.

Digitized by Google

ANATOLIEN.

Klagelied von Halid Zia.

Ich ging: die Bächlein weinten,
Ich ging: die Blätter fielen,
Ich ging: die Felder grünten,
Ich ging: der Acker war bestellt.

Der Klang einer Stimme schlägt an mein Ohr. Mich umwendend erblick ich ein Weib. Ihre Augen funkeln, die Stirn ist gerunzelt, verzerrt das Gesicht; die Haut ist gesprungen, die Brust versengt, die schwielenbedeckte Rechte zerrissen, das Haupt in ein Troddeltuch gehüllt, um den Arm ein geflickter Sack geschlungen.

„Ho, Muhme, was gibts?" — „Was soll es denn geben? Wir essen halt Gras." — „Hast du keinen Acker?" — „Weder Feld noch Zugtier. Bis heut hab ich wie ein Bauer geschuftet, den Pflug gezogen, gemäht und geerntet und kam immer aus. Doch jetzt . . ." — „Wo ist dein Mann?" — „Verwitwet bin ich, mein Mann ist gefallen, allein lebe ich mit Mutter und Sohn." — „Und deine Verwandten?" — „Sind arm wie ich selbst. O Herr, kannst du mir sagen, warum man in Stambul so hart ist wie Stein? Kannst du mir sagen, o Herr, ob es denn wirklich unser Schicksal sein soll, ewig wie ein Vieh zu leben?"

„Nein, gewiß nicht. Nicht dazu kamst du auf die Welt, um solches Schicksal zu erdulden! Geboren bist du mit dem Rechte der Frauen, am eignen Herd ihr Glück zu bauen! Mit der Milch zugleich soll dein Sohn Gefühle saugen, davon dein Mutterbusen höher schwillt. Geheiligt ist der Weg, auf dem du schreitest, auf dem du, untrennbare Gefährtin, uns begleitest. Hebst du die Stimme, so sollte es genügen, daß sich die Menschen ihrer Arbeit fügen. Deiner Liebe Art gebe das Beispiel, wie man dem Vaterlande Opfer bringt. Denn ausersehen bist du, beizutragen, daß sich die Erde neu mit Menschen schmückt.

Doch wir, wir selbst mißachteten deine heiligen Rechte. Wir selbst stellten dich dem Tiere gleich! Wie dich, so verachteten wir schon deine Mutter; auch dich verstießen wir in Einsamkeit und Armut.

Den Gatten rissen wir von deiner Seite, keine Zeit blieb dir, deines Schleiers froh zu werden. Verzweiflungsvoll, gleich einem alten Weibe, hast du dir die Haare gerauft, als Witwe du wurdest, ehe noch die kleinste jener Hoffnungen, die du gesät in deinem Herzen, dir erblühte. Verkümmert und verdorrt bist du, wie eine verwelkte Blume, wie Blätter am zerfressenen Stamm. Die Fraulichkeit in deinem jungen Busen trocknet, seit dir Erkenntnis kam, daß Frühlingsglanz und Morgenröte unerreichbar sind für dich und deinesgleichen.

Die Bürde eines schwer bedrückten Bauern schleppst du mit dir, deine rostbenagte Sense, die das Getreide deines Herrn mäht, darf für dich nur Gras und Dornen schneiden. Statt auszuruhen an deinem kahlen Herde, kämpfst um Mitternacht du mit den Tränen, die der Hunger deines nackten Kindes dir entlockt. Verachtet bist du, roh beleidigt von Menschen und Ereignissen. Und auf deinen schwachen Schultern lastet zu allem noch des Vaterlandes ungeheurer Druck, das letzte Mark dir aus den Knochen saugend. Des Unglücks scharf bekrallte Klaue greift brutal ins Leben dir, es schleift wie deinen Mann, so auch dein Kind dir fort.

Statt Haß zu nähren, hüllst du dich in Trauer, statt in Bitternis zu lachen, weinst du jammervoll. Trägst standhaft alles Unheil, allen Kummer, gibst alles wortlos hin, nur die Ehre nicht. In deiner wunderschönen Heimat, deren blutgetränkten Boden du mit deinen Tränen netzt, lebst du wie in der Wüste, ohne Blumen, ohne Vogelsang, verdammt zur Hölle. In diesem tauben Volk hört kein Ohr deine Klagen, und unbarmherzig wie ein Wolf ist jeder zu dir . . .

Nur an ein Jenseits klammert sich noch deine Hoffnung, an eine Welt ohne Tränen und Entbehrungen, wo alle Paare in reiner Liebe kummerlos sich ergeben sind; dort erfüllt der Herrgott dir auch deine Wünsche."

O heiliger Boden Anatoliens, wo ist dein Recht auf die Glückseligkeit, wo die Freiheit deines Denkens, deine Heimatliebe, dein Gesetz? Wo hast du deine neubeseelten Söhne, deine Liebe, deinen Frohsinn, deine Musik, deinen Tanz? Wie lange noch soll diese Schmach der Jugend dauern? Wie lange noch dies Scheiden, Trauern, Sterben? Wie lange sollen deine Töchter Sklaverei ertragen und Hohn und Not und Grausamkeit?

Oh, schmerzerfüllter Winkel unseres Landes, wo sind die Tage deiner reichen Ernten? Wo die Zeiten deiner grünen Fluren, wo das Glück, das deine Häuser zierte, das frohgemut auf deinen Aeckern sich sonnte? Wo hast du deine Straßen, deine Brücken, wo Spaten, Nadel, Hammer, du? Im Schlamm erstickt zur ewigen Schmach dem Türkenvolk das Leben deines Geistes. Wie lange noch soll dieses grausige Elend währen? Wie lange noch ist Stöhnen, Qual und Untergang dir beschieden? Wie lange noch die unheilschwangere Blindheit und der Aberglaube? Wie lange, ach, soll dieser Schlummer dauern?

Schmach den Händen, die dir nicht helfen,
Schmach allen Menschen, die dich nicht erretten.
Schmach dem Dichter, der dich nicht beweint,
Schmach dem Gewissen, das nicht an dich mahnt,

Digitized by Google

NEUES RECHT IN DER TUERKEI.

Von einem Turkophilen.

Die türkische Regierung hat im Anfang des Krieges die Kapitulationen abgeschaft. Ist diese Maßregel berechtigt gewesen und daher zu begrüßen, oder ist sie, als verhängnisvoll für alle dabei Beteiligten, zu bedauern?

Vor allem: was waren die Kapitulationen, und wie sind sie entstanden?

Die Entstehung der Kapitulationen.

Einen Tag bereits nach der Eroberung von Byzanz durch die Türken und gleichzeitig mit der Entstehung des türkischen Staates gewährte Sultan Mohamed II. am 30. Mai 1453 durch einen Freibrief den in Galata angesiedelten Genuesen Sicherheit der Person und des Eigentums, freie Uebung des Kultus und des Handels sowie eigene Rechtsprechung, sofern dabei weder ein öffentliches noch ein privates türkisches Interesse in Mitleidenschaft gezogen war. Diese Vorrechte, die den wesentlichen Inhalt der späteren Kapitulationsverträge bildeten, wurden damals freiwillig von den siegreichen Osmanen den besiegten Christen und bald darauf auch den Juden zugestanden. Damit gaben die Türken ein Beispiel von Großmut, Weisheit und Duldsamkeit, das für uns Abendländer geradezu beschämend wirkt, wenn wir an unsere eigene Kulturgeschichte zurückdenken.

Duldsamkeit des Islams.

Somit war zugleich mit dem türkischen Staate das später in den Kapitulationen verkörperte Fremdenrecht der Türkei entstanden. Eine duldsame Behandlung der Fremden entsprach übrigens der religiösen Ueberlieferung. Der Stifter des Islams war ein viel zu kluger und vorsichtiger Staatsmann; ihm lag die Erhaltung und gedeihliche Entwicklung seines eigenen Volkes und der mit diesem lebenden fremden Glaubensgemeinden zu sehr am Herzen, als daß er gegen Andersgläubige absolute Unduldsamkeit gepredigt hätte.

Dessen eingedenk ließ Sultan Soliman II. (1520 bis 1566) von einem berühmten Schrift- und Rechtsgelehrten einen Generalkodex verfassen, worin sich eine Stelle findet, welche dem Nichtmohammedaner, der mit Erlaubnis des Herrschers aller Gläubigen mohammedanisches Gebiet betritt und sich dort niederläßt, der Schutz des Staates verheißen wird. Es ist auch bekannt, daß die Türken die aus Spanien vertriebenen Juden freundlich aufnahmen, zu einer Zeit, als in Spanien und in Deutschland Religionsverfolgungen und Hexenverbrennungen an der Tagesordnung waren. Sultan Bajasid bedrohte mit Todesstrafe alle, die sich Mißhandlungen von Juden zuschulden kommen lassen sollten. Sultan Soliman dehnte diesen Schutz sogar dem Auslande gegenüber zugunsten der dort ansässigen Juden aus. Allerdings soll nicht geleugnet werden, daß es Zeiten der Reaktion gab, in denen tyrannische Sultane nicht nur Christen und Juden, sondern auch ihre eigenen Glaubensgenossen schlecht genug behandelten.

Die ersten Kapitulationen.

Politische Gründe, das Erstarken der christlichen Mächte und die Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen Okzident und Orient hatten zur Folge, daß anstatt der ursprünglichen, gnadenweise und von den Sultanen erlassenen Freibriefe gegenseitige, in Kapiteln (daher Kapitulationen) eingeteilte Verträge traten. Die erste Kapitulation wurde zwischen Franz I. von Frankreich und Sultan Soliman II. im Jahre 1535 abgeschlossen. Es folgten ihr eine ganze Reihe anderer, neuer oder erneuter Kapitulationen mit Frankreich und den anderen christlichen Staaten bis tief in das XIX. Jahrhundert hinein. Sämtliche Kapitulationen gewährten den Fremden eine bevorzugte Stellung. Sie räumten ihnen Steuerfreiheit, Unverletzlichkeit des Domizils und in vielen Beziehungen eigene Rechtsprechung ein. Sie gaben zudem fremden Staaten das Recht der Einmischung in alle türkischen Prozesse, bei denen einer ihrer Angehörigen beteiligt war.

Die erste deutsche Kapitulation war die preußische vom Jahre 1761. Sie zerfiel nach dem Vorbild der früheren, von der Pforte mit den anderen christlichen Staaten abgeschlossenen, in zwei Teile, wovon der erste handelspolitischen Inhalts war, und der zweite die den Fremden gewährten Freiheiten und Vorrechte behandelte. Der seiner Natur nach und seiner Tarifbestimmung wegen nur kurzfristige und kurzlebige handelspolitische Teil schied bald aus den Kapitulationen aus und bildete den Gegenstand von besonderen, immer wieder erneuerten und veränderten Handelsverträgen. Der zweite Teil dagegen blieb wie mit Deutschland so auch mit anderen Staaten bis zum Beginn des Weltkrieges im wesentlichen unverändert bestehen.

Neben den Kapitulationen gingen Freibriefe einher, die in bezug auf Freiheit der Person, des Kultus und des Handels den im türkischen Reiche ansässigen christlichen und jüdischen Gemeinden eigene Rechtsprechung unter Anwendung des ka-

Digitized by Google

nonischen Rechtes in religiösen Angelegenheiten (Ehe-, Familien- und oft auch Erbrecht) gewährten. So entwickelte sich im osmanischen Reich das Fremdenrecht in der doppelten Gestalt: a) von Satzungen des internationalen Privatrechts den Ausländern (Inhalt der Kapitulationen) und b) in der Form eines Teils des türkischen inländischen Rechtes den nichtmohammedanischen Untertanen der Pforte gegenüber. (Inhalt der Freibriefe.)

Glanzzeit des Fremdenrechts.

Die Glanzzeit dieses doppelgestaltigen Fremdenrechts fiel in das XVII. und XVIII. Jahrhundert. Es entsprach während dieser ganzen Zeit in jeder Beziehung den Sitten, Anschauungen und Bedürfnissen der Mohammedaner und Nichtmohammedaner in der Türkei und bildete in seinen beiden Formen den ersten Schritt zur Verweltlichung des Rechtes, indem in ihm eine Rechtsordnung entstand, die keine islamischen Rechtsnormen enthielt. Dieser Verweltlichungsprozeß nahm mit der Zeit immer größere Ausdehnung an.

Mit den wachsenden Handelsbeziehungen und der Vermehrung des europäischen Einflusses setzte im Jahre 1839 die Reform- oder Tanzimat-Gesetzgebung ein. Das damals feierlich veröffentlichte Staatsgrundgesetz oder Hatticherif von Gulhane verbürgt allen Untertanen der Pforte ohne Unterschied des Glaubens und der Rasse die Gleichheit vor dem Gesetz, und das Hatti-Humaium von 1856 bestätigt nicht nur diese Gleichheit, sondern erklärt auch zum ersten Male die Fremden für fähig, freien Grundbesitz in der Türkei zu erwerben; er kündigt zugleich eine neue liberale Gesetzgebung auf mehreren Gebieten des Rechtes an. Auf Grund dieser Staatsgrundgesetze sind in den Jahren 1850 bis 1872 mit starker Anlehnung an die französische Gesetzgebung eine Reihe von Gesetzbüchern über Handels-, See-, Strafrecht und die Zivilprozeßordnung entstanden. Das türkische Zivilrecht selbst wurde unter dem Namen Medjelle nach den Vorschriften des hanefitischen Ritus kodifiziert und im Jahre 1868 veröffentlicht.

Verfall und Abschaffung des Kapitulationssystems.

Einer weiteren Verweltlichung und Zentralisierung der Gesetzgebung standen jedoch die Kapitulationen im Wege, die als Staatsverträge nicht ohne weiteres von der Türkei einseitig aufgehoben werden konnten. Allmählich hatte sich das Selbstgefühl der Türken dem Auslande gegenüber gehoben, und auf dem Pariser Kongreß von 1856, der den türkischen Staat feierlich in den europäischen Staatenverband aufnahm, verlangte zum erstenmal die Türkei die förmliche Abschaffung des ganzen Kapitulationssystems, dessen Weiterbestand sie als einen mit ihrer Würde und ihrer Staatshoheit nicht zu vereinbarenden Eingriff bezeichnete. Der Kongreß ging über diesen Vorschlag zur Tagesordnung über. Als es der Türkei nach Abdankung des Sultans Abdul im Jahre 1908 gelang, in die Reihe der Verfassungsstaaten einzutreten, wurden unter den Türken immer zahlreichere Stimmen laut, die das im Pariser Kongreß formulierte Verlangen wiederholten.

Nachdem Deutschland sich bereits 1890 grundsätzlich aber nicht vorbehaltlos mit der Abschaffung der Kapitulationen einverstanden erklärt hatte, gelang es der Türkei im bosnischen Vertrage von 1908 und im Lausanner Vertrage von 1911, die Einwilligung Oesterreichs und Italiens zur Aufhebung der Kapitulationen zu erlangen. Was Rußland, Frankreich und England nach Friedensschluß in dieser Beziehung tun werden, ist noch abzuwarten.

Als der Weltkrieg ausbrach, glaubten diese Mächte durch den angebotenen Verzicht auf ihre Vorrechte die Pforte zu einer Neutralitätserklärung für die Dauer des Weltkrieges veranlassen zu können, die Pforte erklärte aber stolz, ihre Neutralität sei ihr nicht feil, und zog die Folgerung aus dem in dem Angebot enthaltenen Zugeständnis der Entbehrlichkeit der Kapitulationen, indem der Sultan in einem noch in demselben Monat (September 1914) erlassenen kaiserlichen Irade und in einer zu gleicher Zeit den Mächten mitgeteilten Note die Kapitulationen mit allen vor- oder nach ihnen erlassenen Immunitätsrechten vom 1. Oktober 1914 an aufhob, und des ferneren erklärte, die Türkei werde für ihre künftigen Beziehungen zu den Mächten die Grundsätze des internationalen Rechtes anwenden.

Was ursprünglich und lange Zeit hindurch eine Wohltat für alle gewesen war, hatte sich immer mehr zur allgemeinen Plage und zum öffentlichen Aergernis, insbesondere für die Türken, gestaltet, die in ihrem eigenen Hause nicht mehr Herren waren. Kaum ein Satz der Kapitulationen, der nicht bestritten gewesen wäre und der nicht zu endlosen und oft unlöslichen Konflikten Anlaß gegeben hätte. So konnte mit Recht der langjährige Dragoman der russischen Botschaft in Konstantinopel, A. Mandelstam, in seinem Werke „La Justice Ottomane dans ses Rapports avec les Puissances Etrangères" das Regime der Kapitulationen als das „règime des conflits" bezeichnen.

Sollten also die Kapitulationen, wie es allen Anschein hat, für immer der Vergangenheit angehören, so kann jeder aufrichtige Freund der Türkei ihr nur einen herzlichen Glückwunsch zurufen.

Digitized by Google

DIE WIEDERGEBURT DER TUERKEI.

Von Dr. Alfred Nossig.

Was sich in der Türkei vollzieht, wird für alle Zeiten eines der denkwürdigsten und lehrreichsten Schauspiele der Weltgeschichte bleiben. Es ist das Schauspiel eines Volkes und eines Staates, die aus dem unversiegten Kräftevorrat eines lebenden Organismus heraus sich verjüngen, ja, ihr politisch-nationales Dasein in modernem Sinne eigentlich erst beginnen.

Gibt man sich die Mühe, mitten in den Wirbeln des Weltbrandes etwas Distanz und Perspektive zu gewinnen, so erkennt man, daß durch die jetzige Wiedergeburt der Türkei tiefere geschichtliche Fragen entschieden werden. Die bewegenden, bauenden Kräfte, die hier am Spiele sind, greifen in entfernte Epochen zurück. Es handelt sich um das große Problem der politischen Rolle des Islams, um das Schicksal des staatlichen Werkes Mohammeds und Osmans.

Mohammed und die Ausgestalter seines Gedankens gingen von dem Grundsatz der Verbindung des Staates mit der Religion aus. Sie schufen ein System, worin die Religion zur eigentlichen Grundlage und zum treibenden Moment politischer Bestrebungen wurde, während der Begriff von Rasse oder Nationalität nicht betont wurde. Als nun eine von modernem Geist durchdrungene türkische Reformpartei zur Macht gelangte, mußte sie vor allem zu dem Grundgedanken der Türkei als mohammedanischen Staatswesens Stellung nehmen. Sich einfach auf den Standpunkt des Indifferentismus zu stellen, wäre bei der lebendigen Kraft, die der Islam für die großen Massen der Türken und Araber andauernd besitzt, eine Sache der Unmöglichkeit gewesen.

Die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung, die militärische Stärkung, die soziale Sanierung, die politische Modernisierung und Konsolidierung der Türkei — das sind die Ziele der Jungtürken. Der große Hebel, den sie zur Erreichung aller dieser Ziele ansetzen, ist die nationale Idee. Der Nationalismus ist das neue Prinzip, das sie in das politische System Mohammeds einführen und durch das sie den früher ausschließlich maßgebenden religiösen Gedanken ergänzen.

In diesen bedeutsamen Vorgängen haben wir nicht nur eine Umgestaltung der Türkei, sondern auch eine neue Orientierung des Islams, die Anpassung der Lehre sowie des politischen Werkes Mohammeds an die moderne Zeit und damit eine Sicherung ihres Fortbestandes zu erblicken. Wer etwa annehmen wollte, daß die vielseitigen kühnen Reformen der Jungtürken zu einem Bruch mit dem Islam oder zu seiner Schwächung führen müßten, würde sich entschieden im Irrtum befinden

Wie jedes Reformwerk, so ist auch das der Jungtürken einer scharfen, vielfach herabmindernden Kritik ausgesetzt. Man darf nicht übersehen, daß diese Männer eine überaus schwierige Aufgabe unter besonders ungünstigen Bedingungen unternommen haben. „Als die Deutschen an den Aufbau ihres Reiches schritten", sagte mir eine der führenden Persönlichkeiten der heutigen Türkei, „hatten ihre einzelnen Bundesstaaten bereits eine moderne Entwicklung hinter sich, stand vor allem Preußen bereits seit langem als eine in jeder Hinsicht vorzüglich organisierte und disziplinierte Macht da. Wir dagegen müssen sozusagen aus dem Nichts alles schaffen. Und dabei befinden wir uns ununterbrochen im Krieg".

Wie groß die Schwierigkeiten der angestrebten Verjüngung der Türkei sind, möchte ich durch einige Streiflichter in Erinnerung bringen. Die erheblichste ist zweifellos jene, die sich aus dem neuen Prinzip des Nationalismus selbst ergibt. Gleichzeitig mit ihrem Rassenbewußtsein hat sich den Türken die Erkenntnis aufgedrängt, daß ihr Volk, das die Türkei aufgebaut hat, auch heute noch die eigentliche politische und militärische Stütze des osmanischen Staatsgedankens, der stärkste Kitt des türkischen Reiches ist. Während der Islam sich ursprünglich auf arabische Stämme stützte, bringt die geschichtliche Entwicklung es mit sich, daß die Türken unter Nationalismus vor allem Türkismus verstehen. Würden sie aus dem Nationalitätsprinzip die vollsten Folgerungen ziehen, so käme durch die partikularistischen Strömungen und die auseinanderstrebenden außerpolitischen Sympathien der verschiedenen Völker der Türkei der Bestand des Reiches aufs neue in Gefahr. Es muß also ein Weg gefunden werden, um wenigstens in der nächsten, für die Türkei noch äußerst schwierigen Periode, der nicht völlig zu umgehenden Dezentralisation eine genügend straffe Zentralisation, den berechtigten Autonomie-Bestrebungen der anderen Völker eine hinlänglich starke Vorherrschaft des türkischen entgegenzustellen. Es liegt auf der Hand, daß keine Reformpartei der Erde imstande gewesen wäre, so gewaltiger Schwierigkeiten mit einem Schlage Herr zu werden und eine staatlich-nationale Verjüngung im Laufe einiger Jahre restlos durchzuführen. Handelt es sich doch hier gewissermaßen um lauter politische

Digitized by Google

Herkulesarbeiten: die Ueberwindung der innerpolitischen Hydra und zehnerlei weitere Aufgaben gleichen Stils.

Auch die Jungtürken können naturgemäß erst an der Schwelle ihrer Bemühungen stehen. Die entscheidende Frage ist also nicht jene, die eine kurzsichtige oder voreingenommene Kritik gerne in den Vordergrund stellt: „Was haben die Jungtürken bereits geleistet?", sondern vielmehr: „Verfügen die Jungtürken über ein genügendes Maß von Kraft, Begabung, Geschick und Arbeitsernst, um das unternommene Reformwerk zu vollenden? Verfügen das türkische Volk und das türkische Reich noch über eine genügende Fülle an Lebensenergie, um beim normalen Gange der Reform fortbestehen zu können?"

Dieses wichtigste aller türkischen Probleme habe ich gelegentlich wiederholten, längeren Verweilens in der Türkei mit besonderer Aufmerksamkeit studiert. Es ist im allgemeinen mißlich, völkerbiologische Diagnosen zu stellen. Dennoch zögere ich nicht, zu bedenken, daß sich mir auf diese Frage der Fragen eine bejahende Antwort aufgedrängt hat. Die positiven, bereits übersehbaren Leistungen der Jungtürken können hier höchstens als Gradmesser ihrer Kraft und ihres Geschicks in Betracht kommen. In erster Linie wirft sich das auf politischem Gebiete von ihnen erreichte der Betrachtung auf. Sie haben den Absolutismus gestürzt und dem freiheitlichen Regime, allen klugen Voraussagungen und allen Fährnissen zu trotz, den Sieg zu sichern gewußt. Sie haben eine neue, eigenartige Verfassungsform geschaffen, welche traditionelle Elemente, wie das Sultanat und das Vezierat, mit einem verfassungsmäßigen Ministerkabinett und dem jungtürkischen Komitee als einem demokratisch-nationalen Organ der Initiative, Vermittlung und Aufsicht verbindet; eine Verfassungsform, die den Bedürfnissen der heutigen Türkei tatsächlich zu entsprechen scheint. Sie haben es verstanden, der Türkei eine völlig neue Orientierung zu verleihen, sie in allen Richtungen auf die Bahn des Fortschritts zu drängen, ohne die Gefühle der altgläubigen Massen zu verletzen, ja, unter der Gefolgschaft dieser Massen. Andererseits haben sie die gegen die Einheit des osmanischen Reiches gerichteten Bestrebungen der nichttürkischen Stämme ebenso zu unterdrücken gewußt, wie die hamidistischen Bewegungen.

Ihre auswärtige Politik hat als entscheidendes Ergebnis das Bündnis mit der Gruppe der Mittelmächte gezeitigt. In dem Entschluß zu diesem Bündnis muß man einen Beweis nicht eben alltäglicher politischer Voraussicht und Energie erblicken. Man vergleiche das Vorgehen der Türken mit dem der neunmal schlauen Italiener oder der Rumänen, die sich auf ihre Durchtriebenheit etwas zu gute tun, und man wird begreifen, daß die Erfolge, die das Bündnis der Türkei brachte, keineswegs einem „glücklichen Zufall" zu verdanken sind.

Schon die angeführten Tatsachen sprechen für alle politisch Einsichtigen eine beredte Sprache. Noch lehrreicher und überzeugender jedoch war für mich ein Einblick in die Tätigkeit der türkischen Ministerien sowie des Komitees „Einheit und Fortschritt" und die persönliche Fühlungnahme mit den leitenden Männern der heutigen Türkei. Was in allen diesen Ressorts ungeachtet des unausgesetzten Kriegszustandes von türkischen Beamten an moderner, methodischer Arbeit geleistet wird, stellt unverkennbar ein sehr bemerkenswertes Vorwärtsstreben des ganzen Staates dar.

Die Suggestion, welche die einst gefeierten Entente-Freunde der Osmanen in die Welt gesetzt hatten, daß die Türkei einer baldigen Auflösung entgegengehe, war durchaus irrig. Vielleicht ist auch hier, wie so oft, der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Jedenfalls hat der französische Barde, der den sterbenden Halbmond so ergreifend besang, es für richtig erachtet, als Kapitän eines Kriegsschiffes vor den Dardanellen die Verwirklichung seines poetischen Traumes zu beschleunigen. Doch auch dies drasterische Mittel hat nicht geholfen. In Paris und Petersburg, in London, in Rom, ja selbst in New York rechnet man ja noch immer mit der Möglichkeit des Zusammenbruchs der Türkei oder mindestens mit der des Sturzes des jungtürkischen Regimes. Man wird sich verrechnen.

Ebenso wie der Boden der Türkei noch völlig unerforschte Schätze und eine unberechenbare Kraft der Hervorbringung in sich birgt, leben im türkischen Volke, als Träger des osmanischen Staatsgedankens, noch ungebrochene, nicht zu unterschätzende Energien. Noch lodert der bauende Trieb der Reichsgründer in den stärksten Söhnen des türkischen Volkes, den bewußten Erben einer großen Ueberlieferung. Noch immer hat der „aufsteigende Halbmond" seine Geltung als Sinnbild der Türkei nicht verloren, er darf auch heute nicht als „luna mendax" bezeichnet werden. In engerem, doch stets noch gewaltigem territorialem Rahmen sehen wir heute eine allseitige türkische Renaissance sich vorbereiten, eine neue Türkei erstehen.

Der Grundpfeiler dieser Wiedergeburt ist der aufgeklärte Nationalismus. Manche levantinischen Kreise bezeichnen ihn als ein Unglück für die Türkei, als eine unliebsame und unnötige Erfindung der Jungtürken. Nein, die Jungtürken haben den Nationalismus nicht erfunden. Die ganze neuzeitliche Entwicklung geht in dieser Richtung, und die Natur wird ihre Gesetze nicht zugunsten der Gegner des türkischen Nationalismus ändern.

Digitized by Google

DAS MOHARRAM-DEKRET UND DER KRIEG.

Von Fritz Zutrauen.

Wenn es noch eines Beweises für die Verblendung bedürfte, mit der die Franzosen in ihrer überwiegenden Mehrheit geschlagen sind, so wird er allein schon durch folgende Tatsache erbracht: die besten Elemente der französischen Finanzpresse finden gegenwärtig offenbar keinen aktuelleren Stoff, als ganz ernsthaft die Frage zu erörtern, ob den „Besitzern osmanischer Wertpapiere das Recht zusteht, nach dem Kriege von denjenigen Mächten, die auf dem Balkan die Gebiete der Türkei unter sich aufteilen werden, die diesen Gebieten entsprechenden Einkünfte als Garantien zu verlangen". Wer jene Mächte sind oder sein werden, wird nicht gesagt, ist aber leicht zu erraten und im übrigen für die Beurteilung der Frage vorerst gleichgültig. Aber die Tatsache an sich ist sehr bezeichnend, weil sie mit den russischen Kriegszielen gegenüber der Türkei, wie sie der neue russische Ministerpräsident kürzlich verkündete, nur allzu sehr übereinstimmt.

In französischen Kreisen wird darauf hingewiesen, daß die Finanzorganisation der türkischen Schuld niemals einen offiziellen und diplomatischen Charakter besessen habe und die mit der Türkei gegenwärtig im Kriege stehenden Mächte daher nicht binden könne. Es gebe aber doch Dinge, die auch nach diesem Kriege Bestand haben würden. Und dazu gehöre die im Jahre 1881 durch das Moharram-Dekret für die Verwaltung der türkischen Schuld getroffene Abmachung, welche die Rechte der Gläubiger mit großer Genauigkeit umschreibt.

Nun ist aber diese Vereinbarung nicht diplomatischer Natur, da die osmanische Regierung, die eifersüchtig über ihre Unabhängigkeit wachte, um jeden Preis eine Bindung durch diplomatische Fesseln vermeiden wollte. Vielmehr handelte es sich in jenem Falle um eine durchaus private Abmachung zwischen der osmanischen Regierung und den damals zu Verhandlungen nach Konstantinopel gekommenen Vertretern der Gläubiger.

Die Ergebnisse der damaligen Aussprache wurden durch das Moharram-Dekret, am 26. Moharram 1299 = 8./20. Dezember 1881, bestätigt und den beteiligten Mächten zur Kenntnisnahme mitgeteilt. So wurde der Vereinbarung allerdings ein offiziöser, nicht aber ein offizieller Charakter gegeben, da ja keine der europäischen diplomatischen Kanzleien an den Verhandlungen beteiligt war oder eine verpflichtende Unterschrift gegeben hat. Es fehlt also jener türkischen Finanzorganisation jeder diplomatische Charakter, und die Mächte sind durch jene Abmachung nicht gebunden. Nach französischer Auffassung aber handelt es sich dabei um ein „natürliches Recht", um das „Völkerrecht", das freilich in diesem Kriege häufig ganz durchlöchert worden ist.

Nun darf man nicht unberücksichtigt lassen, daß in der türkischen Finanzorganisation die sogenannten „konzedierten" und für den Dienst der Schuld bestimmten Einkünfte etwas anderes bedeuten als eine bloße Bereitstellung von Staatseinkünften. Denn die in Frage kommenden Eingänge fließen nicht dem Staate zu, sondern einer autonomen, internationalen Verwaltung, zu deren Gunsten der Staat, auf Grund einer ihr erteilten Konzession, seinen Rechten auf jene Einkünfte entsagt hat. Entsagt freilich mit der Einschränkung, daß ihm selbst die den Dienst der Schuld übersteigenden Beträge zufließen. Es handelte sich hier also, um den offiziellen Ausdruck zu gebrauchen, um ein „dessaisissement" bestimmter Einkünfte, deren Verwaltung den Gläubigern in gemeinsamem Interesse anvertraut worden ist.

Es entsteht nun die Frage: Schließt das Prinzip des „Privatbesitzes", welches die Grundlage des Moharram-Dekrets ist, ohne weiteres die Notwendigkeit ein, dieses Prinzip auf alles auszudehnen, was in dem Augenblicke, wo der durch das Moharram-Dekret bestätigte Vertrag zustande kam, „osmanisches Staatsgebiet" war? Die Frage wird von den Franzosen, aus begreiflichen Gründen, bedingungslos bejaht. Nun befindet sich aber das „Privatgut der Gläubiger", das im Jahre 1881 vollständig auf türkischem Gebiet lag, heute zum Teil auf Territorien, die infolge von Annexionen durch andere Völker nicht mehr zur Türkei gehören. Wenn aber, so argumentiert man in Frankreich weiter, der Privatbesitz dort, wo er begründet wurde, seinem rechtmäßigen Besitzer oder dessen Rechtsnachfolgern nicht entzogen werden kann, so darf er es auch nicht in einem anderen Lande, in

Digitized by Google

welches er infolge von politischen Ereignissen, die nicht vorherzusehen waren, verlegt worden ist.

Die Feinde der Türkei, die ja auch die unseren sind, sind nur logisch, wenn sie es als unerläßlich bezeichnen, daß diejenigen Länder, welche sich Gebietsteile des osmanischen Territoriums im Wege der Annexion angegliedert haben, oder welche „als Ergebnis dieses Krieges" (!) sich weitere Gebietsteile aneignen werden (!), diesen auf den Einkünften des annektierten Gebiets beruhenden Privatbesitz anerkennen. Wobei es als selbstverständlich bezeichnet wird, daß dieser Grundsatz nicht nur auf die in das Moharram-Dekret einbegriffenen alten Anleihen, sondern auch auf die nach dem Dekret abgeschlossenen, mit ähnlichen Sicherheiten ausgestatteten Arbeiten ausgedehnt wird.

Freilich darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Besitzer der alten Anleihen schon zweimal, in den Jahren 1881 und 1903, schwere Opfer hatten bringen müssen. Nur dadurch erklärt es sich ja im Grunde, daß den Besitzern damals eine Art von erster Hypothek auf die konzedierten Einkünfte zugestanden worden war. Zur ihren Gunsten hatte eben die Regierung ihrer Ansprüche auf jene Einkünfte entsagt, als Entschädigung für die gewaltige Herabminderung der früheren Rechte der Gläubiger. Die letzteren hatten also den Verzicht auf die Hälfte ihrer Rechte mit der größeren Sicherheit der Zukunft erkauft.

Ist es nun als feststehende Norm anzusehen, daß ein Land, das infolge eines Krieges eine Provinz annektiert, den der annektierten Provinz entsprechenden Teil der Schuld auf sich zu nehmen hat? Ein Präzedenzfall ist durch den Berliner Vertrag geschaffen, der ausdrücklich den Grundsatz der „parts contributives à la dette ottomane" für die annektierten Gebiete aufstellte und darüber hinaus einen von Bulgarien zu zahlenden Tribut und eine Entschädigung für Ostrumelien vorsah. Freilich wurden diese Bestimmungen nur zum Teil erfüllt, was aber doch nicht hindert, daß der Grundsatz in einem von allen Mächten unterzeichneten Vertrage anerkannt worden war.

Nun hat man auf französischer Seite in diesem Zusammenhang an die Beispiele Serbiens, Kubas und Elsaß-Lothringen erinnert. Serbien hat den Grundsatz der Uebernahme des Teils der osmanischen Schuld, der den von ihm annektierten Provinzen entspricht, allerdings anerkannt. Ueber die Höhe der Leistung hätte die für Oktober 1914 nach Paris berufene Konferenz entscheiden sollen; sie ist infolge des Weltkrieges nicht zustande gekommen. Was andererseits Elsaß-Lothringen und Kuba anbelangt, so scheint ein Vergleich mit dem vorliegenden Falle durchaus unangebracht. Als das siegreiche Deutschland sich im Jahre 1871 Elsaß-Lothringen angliederte, war der Fall besonderer internationalen Gläubigern konzedierter Einkünfte nicht gegeben, denn die französische Schuld war niemals auf bestimmte Unterlagen lokalisiert worden. Frankreich hatte sich hinsichtlich der finanziellen Folgen des Verlustes der beiden Provinzen mit seinen Rentnern direkt ins Einvernehmen zu setzen, was auch geschah. Im Gegenteil spricht der Präzedenzfall Elsaß-Lothringens gerade gegen diejenigen, die ihn zur Stützung ihrer Auffassung anführen. Denn wie selbst die französische Presse, an ihrer Spitze „Temps", anerkennt, hat Deutschland den Besitz in allen Fällen respektiert. Das Blatt erinnert an den Vorfall der Niederlassung der Bank von Frankreich in Reims und stellt gleichzeitig fest, daß Deutschland in bestimmten Fällen den Besitz durch Rückkauf an sich gebracht hat. So wurden z. B. die auf erobertem Gebiet liegenden Linien der französischen Osteisenbahn in einer Länge von 818 Kilometern um den Preis von 325 Millionen angekauft.

Warum, so fragt man sich nun in Frankreich, sollten die ausländischen Gläubiger der Türkei, die eine Hypothek auf besondere Einkünfte besitzen, deren Einhebung einer autonomen Verwaltung anvertraut ist, anders behandelt werden, als die Aktionäre der Bank von Frankreich und der Gesellschaft der Osteisenbahn im Jahre 1871 von Deutschland behandelt wurden?

Auch in dem Falle Kubas scheint ein Vergleich mit dem Beispiel der Türkei unmöglich. Auch dort waren besondere Einkünfte der Insel keinen ausländischen Gläubigern überwiesen worden, vielmehr war der Banco Hispaño Colonial von der spanischen Regierung nur beauftragt worden, von ihren Delegierten auf Kuba die Eingänge der Zölle, die als Deckung für die kubanischen Banknoten dienten, in Empfang zu nehmen. Demgemäß hatten es die Vereinigten Staaten in Kuba im Jahre 1898 nur mit Spanien zu tun, das für die kubanische Schuld gegenüber deren Inhabern allein verantwortlich blieb. Das heißt jedoch nicht, daß die kubanische Republik das Recht hatte, die Gläubiger Spaniens von den Pfändern, die Spanien ihnen auf der Insel eingeräumt hatte, zu expropriieren.

Um aber wieder auf die türkischen Finanzen zurückzukommen, so hat im Jahre 1903, gelegentlich der Unifizierung der türkischen Schuld, ein Meinungsaustausch zwischen den Regierungen, deren Staatsangehörige an den osmanischen Anleihen interessiert waren, stattgefunden. Und neun Jahre später, als sich in London der Council of Foreign Bondholders mit der Wahrnehmung der finanziellen Interessen Englands in der Türkei beschäftigte, überreichte der Präsident der Verwaltung der öffentlichen osmanischen Schuld den Botschaftern der Großmächte ein Exposé der Einkünfte, die in den von den damaligen Balkanverbündeten besetzten Provinzen erhoben wurde. Der französische

Digitized by Google

Ministerpräsident Poincaré hatte schon bei Ausbruch des Balkankrieges die großen Interessen des französischen Kapitals in der Türkei gewahrt, wie sich ja überhaupt die französischen Regierungen der Finanzinteressen ihrer Staatsangehörigen stets aufs eifrigste angenommen haben.

Daß sich die ernsthafte französische Finanzpresse — von der nicht seriösen soll hier überhaupt nicht die Rede sein — um das Schicksal der Inhaber der osmanischen Anleihen sorgt, in einem Augenblicke, wo doch ganz andere und weit schwerer wiegende Sorgen auf Frankreich lasten, ist recht bezeichnend für den Mangel an wirtschaftspolitischem Verständnis der Franzosen. Noch bezeichnender ist es, daß diese Presse ihren Lesern von einer Aufteilung der Gebiete der Türkei auf dem Balkan in Zusammenhang mit dem für die Entente siegreichen Ausgang des Krieges spricht. Zwar werden die „Conquérants de demain" nicht genannt, doch kann es nicht zweifelhaft sein, daß darunter Rußland, Rumänien und Serbien, vielleicht auch das in Frankreich einmütig totgeschwiegene Montenegro zu verstehen sind. Das militärische Verständnis unserer westlichen Feinde scheint demnach noch geringer zu sein, als ihr wirtschaftspolitisches Verständnis, und das will viel sagen. . . . Darüber hinaus aber ist die Sorge der Franzosen um das Schicksal der Besitzer der türkischen Anleihen ein deutliches, unverhohlenes Mißtrauen gegen die russischen und rumänischen Verbündeten, deren finanzielle Ehrlichkeit in Paris offenbar stark angezweifelt wird. Nicht ohne Pikanterie ist es, daß den Russen und Rumänen die Serben als glänzendes Beispiel finanziellen Gentlementums gezeigt werden. . . Es ist noch gar nicht so lange her, daß man in Pariser Finanzkreisen gerade über Serbien ganz anders geurteilt hat.

Wieder einmal muß Frankreich erkennen, wie kurzsichtig und zugleich unheilvoll die bei seinen Staatsmännern so beliebte Verquickung von Politik und Finanzen ist. War es gelungen, den großen russischen Verbündeten zu kaufen, so glaubte man auch den Türken durch Anleihen und Vorschüsse schließlich vor den Wagen der Entente spannen zu können. Die Ereignisse dieses Krieges haben einen dicken Strich durch diese Rechnung der goldenen Ketten und silbernen Kugeln gemacht. Was nach dem Kriege werden soll, entzieht sich einstweilen jedem Urteil. Die Türkei, die sich im Laufe dieses Krieges als wertvoller und ebenbürtiger Bundesgenosse der Zentralmächte erwiesen hat, wird in finanzieller wie in wirtschaftlicher Beziehung neue Wege einschlagen. Welche Wege, steht heute noch nicht fest. Alte, überlebte Methoden werden beseitigt, neue, moderne eingeführt werden müssen. Und der Reorganisierung der türkischen Finanzen, die eine der wichtigsten Aufgaben der aus dem Kriege verjüngt und erstarkt hervorgehenden Türkei sein wird, dürfte wohl auch das Moharram-Dekret in seiner bisherigen Form zum Opfer fallen.

Aber das alles sind im Augenblick nur Hypothesen, deren Verwirklichung der Friedenszeit vorbehalten bleiben mag und muß. Eines aber dürfte heute bereits als feststehend gelten: der Einfluß der französischen „haute finance", wie er sich vor dem Kriege am Bosporus in der Verwaltung der Oeffentlichen Schuld und besonders in der „Banque Impériale Ottomane" oft in zudringlicher und ränkevoller Weise breit gemacht hat, muß ein für alle Mal gebrochen werden. Diesem, einer Macht wie der Türkei unwürdigem Zustande finanzieller Bevormundung ist ein Ende zu machen. Glauben unsere türkischen Bundesgenossen allein fertig werden zu können, so werden wir das Experiment mit Interesse und Wohlwollen verfolgen. Meinen sie hierbei unseres Rates und der Anlehnung an uns zu bedürfen, so dürfen sie auf unsere freudige Mitarbeit rechnen. Was unter allen Umständen nottut, ist die rücksichtslose Ausschaltung feindlicher finanzieller Einflüsse und eine durchgreifende Ottomanisierung aller einschlägigen Betriebe. Vielleicht findet sich Gelegenheit, in einem der nächsten Hefte der „Islamischen Welt" darüber eingehender zu berichten.

Digitized by Google

DER KRIEGSEINFLUSS AUF DIE TUERKISCHE SEIDENINDUSTRIE.

Von P. Max Grempe.

Auch auf dem türkischen Seidenmarkt hat naturgemäß der jahrelange Streit der Völker Europas seinen Einfluß ausgeübt. Es ist daher interessant, die Einwirkungen der verschiedenen Phasen des Krieges auf die Produktions- und Absatzbedingungen der türkischen Seide zu verfolgen.

Bekanntlich setzte bald nach Kriegsausbruch aus begreiflichen Gründen eine allgemeine Sparsamkeit ein. Unter dem Bestreben, alle überflüssigen Aufwendungen möglichst bis zum Frieden zurückzustellen, litt erklärlicherweise in der ersten Kriegszeit der Absatz von Seide ganz besonders. Aber noch bevor eine Knappheit in anderen Textilstoffen bemerkbar war, nahm doch nach und nach der Seidenverbrauch wieder erheblich zu. Für einen Teil dieses Absatzes war die weitverbreitete Annahme günstig, daß seidene Unterwäsche einen guten Schutz gegen Ungeziefer biete. Als dann durch die Länge des Krieges das Ausbleiben der früher gewöhnten Zufuhren, namentlich auch die Abnahme der Vorräte an Baumwolle deutlicher wurde, stieg das Geschäft in Seidenerzeugnissen mannigfacher Art. Die in Deutschland später bewirkte behördliche Regelung des Stoffbezuges ließ bekanntlich die Seide frei und führte so dazu, daß dieses Gespinst für mannigfache Kleidungszwecke den größten Absatz fand, da es ja von der Bezugsscheinpflicht freigeblieben ist.

Das Auf und Ab dieser Entwicklung spiegelt sich auch auf dem türkischen Seidenmarkt wieder. Nach den Mitteilungen des Besitzers einer der größten Spinnereien ist der türkische Seidenmarkt durch die Kriegsverhältnisse so wechselnden Einflüßen ausgesetzt gewesen, wie man sie bisher noch nie beobachtet hat. Im Reiche des Halbmonds wurde bereits im August 1914, also noch bevor das Land selbst in den Krieg eingetreten war, ein Moratorium erlassen. Die infolgedessen auftretende Geldknappheit beeinflußte zunächst den Seidenhandel recht ungünstig, da nicht weniger als 70 Seidenfabriken in Brussa die Arbeit einstellen mußten. Naturgemäß waren auch die Interessenten des türkischen Seidenhandels der allgemeinen Ueberzeugung unterworfen, daß die Seide als Luxusartikel schwerer als die übrigen Fabrikate des täglichen Bedarfs zu leiden haben würde. Jedoch diese schlechten Absatzverhältnisse hielten in der Türkei nur ein Vierteljahr an. Eine unverkennbare Milderung der Geldkrisis brachte es zunächst mit, daß unternehmungslustige Kaufleute und Spekulanten gerade den tiefsten Stand des Seidenpreises ausnutzten, um bedeutende Vorräte in ihre Hand zu bringen. Da eine Ausfuhr durch die Dardanellen nicht möglich war, so machten diese Interessenten über Rumänien mit Mitteleuropa ein sehr gutes Geschäft.

Infolge Geldmangels waren andererseits viele Spinner genötigt, einen Teil ihrer Grègen selbst zu Preisen von 29, ja von 25 Frcs. zu verkaufen. Dieser Preisstand war länger als ¾ Jahre auf dem Markte vorherrschend. Die durch diese Verkäufe erzielten Einnahmen setzten andererseits die Spinner in die Lage, neue Mittel für Kokonseinkäufe aufzuwenden und ihre Unternehmen teilweise wieder in Betrieb zu setzen.

Durch den tiefen Preisstand der Rohseide wurde ein starker Druck auf die Preise des Kokons gezeitigt. Während diese zwischen 3 bis 3,60 Frcs. im Jahre zuvor gehandelt worden waren, fiel ihr Preis infolge der ungünstigen Kriegseinflüße auf 2,50, ja bis auf 2,00 Frcs. Unter diesen Verhältnissen ist es begreiflich, wenn die Züchter ihre Produktion im Jahre 1915 auf etwa 25 Prozent herabsetzten, um ein weiteres Fallen der Preise nach Möglichkeit zu verhüten.

Inzwischen hatte sich aber die Erkenntnis von der erhöhten Bedeutung der Seide gerade wegen der Kriegsverhältnisse so Bahn gebrochen, daß die Ernte des Jahres 1915 guten Absatz fand, namentlich zu spekulativen Zwecken aufgekauft wurde. Neben türkischen Käufern trat auf dem dortigen Seidenmarkt auch besonders die Deutsche Orientalische Handelsgesellschaft als Käufer auf. Es ist begreiflich, daß unter diesen Verhältnissen in Anbetracht der bedeutend verringerten Produktion das Kilo Rohseide bald auf 53 Frcs. ansteigen konnte. Nachdem im Februar 1916 dieser Hochstand erreicht war, brachte dann die bessere Ernte des Jahres 1916 ein Herabgehen der Seidenpreise. Immerhin wurden auch dann noch 46 Frcs. für das Kilo notiert.

Wenn auch der gute Preisstand der Seide einen lebhaften Anreiz für die bessere Ernte des letzterwähnten Jahres war, so blieb doch auch diese Produktion noch um mehr als die Hälfte unter einer Mittelernte. Ein Sachverständiger hat die türkische Seidenernte von Anatolien — ohne Syrien — auf 1500 Ballen für das letzte Jahr, gegen 1000 Ballen für das Jahr 1915 geschätzt. Der bedeutende Rückgang der türkischen Seidenernte ergibt sich daraus, daß man im Jahre 1914 noch 3000 Ballen ge-

Digitized by Google

wonnen hatte, während in friedlichen Zeiten die jährliche Produktion etwa 5000 Ballen ausmachte. Nachdem auch die verhältnismäßig geringe Ernte des letzten Jahres bekannt geworden war, stiegen die Preise für Seide bald weiter, um nunmehr sogar 58 Frcs. für das Kilo zu erreichen.

Für die Türkei haben die großen Aufkäufe an dortiger Rohseide seitens deutscher Interessenten allerdings die Folge gehabt, daß die einheimischen Seidenspinnereien nach Aufarbeitung ihrer Vorräte nur noch geringe Beschäftigung hatten. Unter diesen Verhältnissen muß bis zur nächsten Seidenernte damit gerechnet werden, daß die türkische Seidenindustrie nur geringe Leistungsfähigkeit entwickeln kann. Uebrigens haben auch ähnliche Aufkäufe von Kokons in Syrien und Bulgarien für diese Gegenden gleichartige Wirkungen geäußert. Andererseits steht fest, daß auch noch ein kleiner Vorrat von Rohseide aus früheren Ernten vorhanden ist. Sachverständige Schätzungen gehen dahin, daß Spekulanten in Brussa und Konstantinopel in dieser Weise noch etwa einen Vorrat von 1000 Ballen haben dürften.

Von den allgemeinen Kriegsschwierigkeiten ist die türkische Seide insofern getroffen worden, als sie durch die allgemeinen Transportverhältnisse in Mitleidenschaft gezogen wird. Oesterreich-Ungarn betrachtet Seide als Kriegskonterbande wegen ihrer Verwendung für die Munitionsherstellung und läßt daher z. B. Seide nach der Schweiz, deren erhebliche Seidenindustrie natürlich auch unter dem Mangel an Rohstoffen empfindlich leidet, kaum durch. Die vor einiger Zeit in Krefeld gegründete Levante-Seiden-Gesellschaft hat durch den Zutritt zahlreicher Seidenindustrieller Deutschlands und Oesterreichs auf dem türkischen Markt erhebliche Bedeutung gewonnen. Diese Vereinigung hat sogar in Konstantinopel ein Einkaufsbüro errichtet.

Neuerdings hat sich die türkische Regierung genötigt gesehen, Ausfuhrbeschränkungen auch für Seide anzuordnen. Der Exporthandel muß sich mit diesen Schwierigkeiten abfinden, da die Osmanische Regierung verhindern will, daß Spekulanten mit hohem Nutzen ausführen, während der den Erzeugern gezahlte Aufkaufspreis im Verhältnis hierzu niedrig gehalten wurde.

Im allgemeinen wird somit die Lage des türkischen Seidenmarkts durch geringe Ernte in Verbindung mit erheblich gestiegenem Bedarf bei gleichzeitig hohen Exportangeboten charakterisiert. Andererseits rechtfertigt diese Entwicklung die Ueberzeugung, daß die türkischen Seideninteressenten im neuen Jahr große Anstrengungen machen werden, um die günstigen Absatzverhältnisse nach Möglichkeit durch vergrößerte Erzeugung ausnutzen zu können.

P. Max Grempe.

DIE WELT DES OSTENS.

Von Ali Dschauib.*)

Ich versank in deine Welten traumbeschwert und schlummermatt.
He, du Osten! Bist du noch nicht tausendjähr'gen Schlafes satt?
Und immer noch für Demutsangst der Kuppeln schützend Dach,
Und immer noch in Höhlen tief ein gottergebenes Ach!
Noch immer deine Häuser durchklagt der Eule Schrei,
Noch immer füllt die Straßen der Hunde Heulerei!
Noch immer hinter Gittern morsch wird Leben Stumpfsinns Raub,
Noch immer knarrt die Wiege träg, und jeder Klang voll Staub!

O Osten, diese Sklavenangst bleibt ewig ohne Sinn:
Den Heilsruf singt dein Muezzin: der Himmel hört nicht hin!
Erlösche drum am Himmel dir der träge Morgenschein!
Es wandle sich auf Erden dir Gebet in Racheschrein!
Nicht beuge taubem Himmel mehr dein Beten bang das Knie:
Dein Unglück räche an der Welt: wohlan, versenge sie!
Zum Würgen jeder Tyrannei — ein Tropfen Blut genug!
He, Osten, he, erwache! Wach auf, du schliefst genug!

*) Uebersetzt von Dr. Otto Hachtmann in dessen Buch: »Die türkische Literatur des 20. Jahrhunderts«, Verlag von Amelang in Leipzig.

Digitized by Google

FUENFUHRTEE.

Mit einem festlichen Nachmittagsempfang im Berliner Hotel Esplanade führte sich am 19. November die „Islamische Welt" in die Oeffentlichkeit ein. Anläßlich des Erscheinens der ersten Nummer waren Freunde zu Gast geladen, die alle Plätze des weiten Saales füllten. Die Herausgeber hatten die Ehre, das Mitglied des osmanischen Kaiserhauses, Prinzen Fuad, der bei den Potsdamer Husaren steht, sowie den türkischen Botschafter Hakki Pascha und den persischen Gesandten Hussein Kuli Khan begrüßen zu dürfen, ebenso die anderen Herren der türkischen Botschaft, den Botschaftsrat Edhem, den Militärattaché Schükri Bey, den Generalkonsul Lutfi Bey, dann aber auch eine große Anzahl Herren aus den Reihen der Berliner Gelehrten, Bankherren, Schriftsteller, Journalisten. Anwesend waren ferner, mit dem Oberzeremonienmeister des Sultans, Exzellenz Imail Dschenani Bey an der Spitze, die Herren von der Konstantinopler türkisch-deutschen Vereinigung, die als Ausschußmitglieder des in Konstantinopel zu errichtenden „Hauses der Freundschaft" nach Berlin gekommen waren.

Nachdem der Einzugsmarsch, von der trefflichen Pianistin Frau v. Dubiska-Grabianowska gespielt, verklungen war, nahm Scheich Abdul Aziz Schauisch das Wort zur Begrüßungsansprache. Nicht als Verteidiger einer bestimmten Religion stellte sich der Redner den Anwesenden vor, sondern als Vorkämpfer des heiligen Grundsatzes der Menschen- und Völkerannäherung, als einer, der darnach strebe, völkertrennende Scheidewände zu beseitigen. Gegenseitiges Verstehen, gegenseitiges Erkennen ist seine Parole. Ererbte Vorurteile beklagend, äußerte er Freude und Genugtuung über die neue Zeit der islamisch-mitteleuropäischen Freundschaft und Waffenbrüderschaft. Der unübersteigbar scheinende Wall, den die Literatur des Mittelalters zwischen der muslimischen und der europäischen Welt aufgerichtet hat, ist nun glücklicherweise überwunden. Ruhen aber darf die Feder nicht, ehe nicht die letzten Reste jener unheilvollen Absonderung verschwunden sind. Die Aufgabe der vorliegenden Zeitschrift ist es daher, den Islam in seinem wahren Lichte zu zeigen, damit die Mahnung des Korans sich erfülle, daß man die Wahrheit erforsche, um nicht in irreleitender Unkenntnis der Tatsachen den Menschen Unrecht zu tun.

Das Programm der Zeitschrift setzte hierauf der zweite Herausgeber Abdul Malik Hamsa Bey auseinander. Er ging vom ägyptischen Problem aus und kam sodann auf die allgemeinen islamischen Angelegenheiten zu sprechen, wobei er unter Hinweis auf die robuste Kraft des vermeintlich „kranken Mannes von Stambul" die Frage stellte, ob nicht auch in anderen islamischen Ländern verborgene Lebensquellen und brachliegende Kräfte vorhanden seien, die nutzbar zu machen wären. Wunsch und Sehnsucht der ganzen islamischen Welt ist es, daß das deutsch-islamische Waffenbündnis ein Vorbild werde für alle Mohammedaner, damit die Spuren vernichtet werden, die französische und englische Habgier den muslimischen Ländern aufgedrückt hat. Vorraussetzung ist gegenseitiges Verstehen. Die vorliegende Zeitschrift soll die deutschen Leser bekannt machen mit der Kultur, den Sitten, Bestrebungen, Hoffnungen und Idealen der Islamwelt. So soll auf Hochachtung begründete Sympathie geweckt werden. „Gelingt das," so schloß der Redner, „dann haben auch wir unserseits dazu beigetragen, daß der ersehnte Tag kommt, wo die machtvolle deutsche Hand sich ausstreckt zur wirkungsvollen Hilfsbereitschaft für die islamischen Völker, die nichts weiter verlangen als die Luft der Freiheit."

Der türkische Botschafter Hakki Pascha wünschte den Unternehmern Glück und Erfolg. Als ein Beispiel andauernden Verkennens eines Volkes führte er an, daß ein Ententediplomat, der neun Jahre lang in Berlin geweilt hatte, so wenig Ahnung von Deutschland hatte, daß er, wie sich aus einem feindlichen Aktenstück ergibt, der Ansicht war, ein großer Teil der deutschen Volksstämme würde eine Zertrümmerung des Deutschen Reiches freudig begrüßen. Was die deutsch-türkischen Beziehungen betrifft, so liegt eine Ursache der alten Freundschaft zwischen den beiden Reichen darin, daß von jeher deutsche Gelehrte den Orient gründlicher studiert haben, als Männer anderer Nationen. Daß solches Studium in weiteren

Digitized by Google

Kreisen fortgesetzt werde, sei von Herzen zu wünschen. Deshalb begrüße der Botschafter freudig das Erscheinen der neuen Zeitschrift als eines Mittels der Förderung und Festigung bereits bestehender und sich täglich vertiefender Freundschaft.

lich wies er dabei auf die einer Wiedergeburt gleichkommende Entwicklung des unteren und höheren Schulwesens hin. Hierbei konnte er die mit lebhaftem Beifall aufgenommene Mitteilung machen, daß es gelungen ist, eine wertvolle Ber-

Gesellschaftsbild vom Fünfuhrtee.

Generalleutnant Imhoff Pascha, der bewährte Freund der Türken, der ihnen als Artillerie-Instruktor viele Jahre die dankenswertesten Dienste geleistet hat, hob mit Genugtuung hervor, daß die Türkei in militärischer Hinsicht heute besser dastehe, als jemals in den letzten fünf Jahrhunderten. Aber nicht nur auf militärischem, sondern ebenso sehr auf anderen Gebieten habe die Türkei gerade in letzter Zeit staunenswerte Fortschritte zu verzeichnen. Der Redner belegte diese Aussage mit zahlreichen statistischen Angaben, namentliner Privatbücherei alter Werke über den Orient für die Konstantinopler Hochschule zu erwerben.

Das Fest verlief in der angeregtesten Weise. In den Pausen konzertierte die jugendliche Violinvirtuosin Irene v. Dubiska, die durch hohe Künstlerschaft die Aufmerksamkeit der Anwesenden fesselte. Das erste Heft der „Islamischen Welt", das auf dieser Veranstaltung verteilt wurde, fand allseitige Anerkennung, und die Herausgeber hatten die Freude, manche herzliche Glückwünsche entgegennehmen zu können.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m b. H., Berlin W 57.

Digitized by Google

Digitized by Google

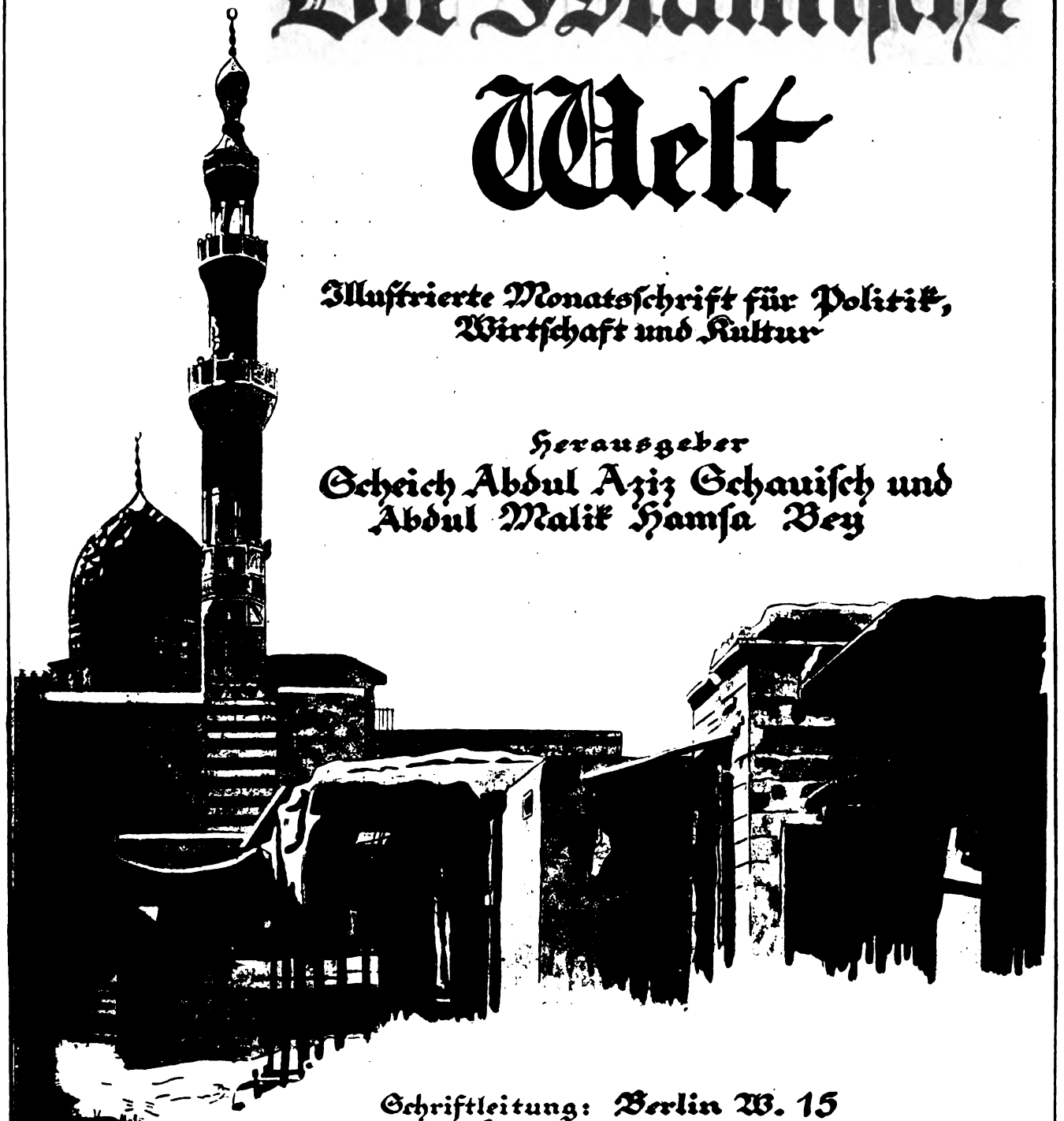
PASS & GARLEB
G. m. b. H.
BERLIN W 57
Bülowstraße 66

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber
Scheich Abdul Aziz Schauisch und
Abdul Malik Hamsa Bey



Schriftleitung: Berlin W. 15
Konstanzerstr. 5

Fernsprecher:
Amt Pfalzburg 2513

Telegramm-Adresse
Islamwelt

Nummer 3 · Preis des Einzelheftes 1 M., jährlich 9 M., halbjährlich 5 M., vierteljährlich 3 M. · Februar 1917

Digitized by Google

INHALT

Islam und Kultur. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch . .	Seite 1— 7
Die islamischen Völker und die Friedensnote. Von Abdul Malik Hamsa Bey	„ 8—11
Traubenhändler. Von Achmed Hikmet Bey	„ 12—14
Die Zukunft der türkischen Kriegsmarine. Von Diplom-Ingenieur Emir I. Ben Ayad	„ 15—17
Die türkische Nationalbank	„ 17
Der versöhnliche Geist des Islams. Von Halil Halid Bey . . .	„ 18—19
Mitteleuropäisch-türkische Eisenbahnen. Von Oberingenieur Franz Huber	„ 20—24
Rußlands Tataren und Turkmenen. Von Dr. Freiherr v. Mackay	„ 25—27
Die neue Türkei und ihre Literatur. Von Professor Dr. Martin Hartmann	„ 28—32
Lord Cromer	„ 32
Was das Meer erzählt. Von Chalide Adib Hanum . . .	„ 33—34
Chaireddin Barbarossa. Von Mehemed Emin	„ 34
Die schimpfenden Engländer. Von Baidaba	„ 35—37
Englands Rachefeldzug in Mesopotamien. Von Major E. Moraht	„ 38—40
Zur Weltlage. Von Rudolf Rotheit	„ 41—42
Das osmanische Reich als Wirtschaftsfaktor vor und nach dem Kriege. Von Davis Trietsch	„ 43—47
Bauernliebe. Von Mehmed Reuf Bey	„ 48—52
Das moderne Aegypten. Von Fritz Zutrauen	„ 53—56
Frankreichs Protektorat über Marokko. Von Oberleutnant Hag Abdullah	„ 57—58
Einzug des türkischen Gesandten in Berlin	„ 59—60
Brunnen in Stambul. Von Dr. Rudolf Kaufmann	„ 61—63
Orientalische Bücherei. Von Dr. A. Droop	„ 63—64

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber:
Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 3 | Berlin, 1. Februar 1917 | Jahrgang I

ISLAM UND KULTUR.

Von Scheich Abdul Aziz Schauisch.

II

Das römische Kaiserreich war ein Vorbild hoher Kultur, seine Geschichte erstrahlt vom Glanze beispielloser Heldentaten seiner Söhne. Sein Aufstieg zur höchsten Entwicklung vollzog sich jedoch langsam; lang andauernde Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern erzwangen gewaltsam Freiheit und Gleichheit.

Anders der Islam. Sobald er irgendwo unter einem Volk Fuß faßte, erfolgte sofort eine soziale Umgestaltung. Der plötzliche Wandel, der sich in Arabien zur Zeit des Propheten vollzog, ist ein wohlbekanntes Beispiel der überraschenden Neugestaltungskraft des Islams. Kaum hatten sich die gottlosen wilden Völker des Hedschas zum Islam bekannt, als Philosophen, Diplomaten, Gesetzgeber und große Herrscher aus ihnen hervorgingen. Nachdem sie ihr Barbarentum abgeschüttelt, widmeten sie sich eifrigst allen Gebieten der Zivilisation. Nicht allein die Araber wurden durch den Islam zu einem Kulturvolk erhoben, sondern auch die Berber, die Zentralafrikaner, Mameluken, die Nomadenstämme, die Tataren und Millionen von Chinesen. Aus zerstreuten Volksstämmen schuf der Islam führende Staaten der Weltgeschichte, er beherrschte Spanien, Afrika, Syrien, Anatolien, Hindustan, Indien, das westliche China, Insulinde, Zentral- und Russisch-Asien. Nackt und hilflos wie Bettler standen diese Staaten vor dem strahlenden Königsthron des Islams, der ihre Blößen mit dem Mantel der Liebe, der Kultur und des Ruhmes bedeckte.

So schlug der Islam die Brücke zwischen gesetzlosem Barbarentum und hoher Kultur.

Im 11. Jahrhundert überfluteten die chinesischen Tataren Asien. Vernichtung folgte ihren Spuren. Sobald das Licht des Islams sie bestrahlte, erwachte auch in ihnen das Bedürfnis nach Fortschritt und kultureller Entwicklung. Der Sohn des Batuchan und Enkel des Dschingischan ließ Krankenhäuser und Schulen errichten und förderte die vom Islam übernommene Kultur auf jede mögliche Weise. Dschobleidan, Bruder des Dscholeitu, bewährte sich als Schutzherr muslimischer Gelehrsamkeit. Er berief den berühmten Astronomen Dschemaleddin an seinen Hof und brachte auf diese Weise das rückständige China in Fühlung mit der Wissenschaft und Kultur des Islams.

Am stärksten spricht der Geist des Islams aus den die nationale Unabhängigkeit und den Militärdienst behandelnden Lehren.

Nach dem Islam darf kein Muslim sich fremder Herrschaft unterwerfen. In seinem heiligen Buch steht geschrieben: „O Gläubige, ihr müßt Gott und dem Propheten und denjenigen Herrschern gehorchen, die eures Stammes sind." Auf dieser Lehre beruht der Freiheitswille, das Unabhängigkeitsgefühl des Muslim.

Jeder waffenfähige Muslim jedweden Alters ist zum Waffendienst verpflichtet. Im Falle eines Angriffs auf ein muslimisches Land erstreckt sich die Dienstpflicht sogar auf die Frauen. Ein Heer von einer gewissen Streiterzahl ist zum äußersten Widerstand bis zum letzten Mann verpflichtet. Diese Vorschriften strenger militärischer Disziplin zeigen, wie stark das Leben der

Digitized by Google

Muslime vom militärischen Geiste beherrscht ist. Dazu kommt als besonders starke Triebfeder die Belohnung, die dem auf dem Schlachtfeld Gefallenen im Jenseits winkt.

Nicht aber rechne Du, die da erschlagen sind
Auf Gottes Weg, für Tote, sondern Lebende,
Bei ihrem Herrn versorgte,
Froh dessen, was Gott ihnen gab von seiner Gnadenfülle*).
Doch nicht sind gleich die Sitzer von den Gläubigen
(Schadhafte ausgenommen) und die Kämpfer
Für Gottes Weg mit ihrem Gut und ihrem Blut.
Gott hat erhöht die Kämpfenden mit Gut und Blut
Ueber die Sitzenden um eine Stufe**).

Seit dem Sonnenaufgang des Islams im 7. Jahrhundert haben sich die Muslime mit Kulturarbeit jedweder Art, mit Kunst und Wissenschaft auf das regste beschäftigt. Mansur, ein Kalif aus dem Hause der Abbassiden, war ein Mann der Wissenschaft. Namentlich befaßte er sich mit der Sternkunde. Er ermutigte das Studium griechischer Werke und ließ Uebersetzungen philosophischer und anderer wissenschaftlicher Schriften anfertigen. Seine Nachfolger, Al Mahdi und Harun al Raschid, folgten seinem Beispiel: den Gelehrten und Männern der Wissenschaft, welchen Glaubens immer, ließen sie hohe Ehren angedeihen. Al Mamun, der Sohn Harun al Raschids, zeichnete sich ebenfalls durch glühende Begeisterung für die Wissenschaften aus. Von allen Kalifen war er der hervorragendste Förderer der Gelehrsamkeit und Bildung. Zur Zeit seiner und seines Hauses Herrschaft war Bagdad der glänzende Mittelpunkt von Kunst, Wissenschaft und Industrie. In Harran und Antiochia erreichte das Studium der Heilkunde die höchste Blüte. Mamun versäumte nicht, die größten Männer seiner Zeit an sich heranzuziehen und sie mit Reichtum und Ehren zu überhäufen. Dem berühmten Philosophen Al Hussein ebn Jachja***) ließ er das Gewicht jedes Buches, das dieser aus dem Griechischen übersetzte, in barem Gold auszahlen. Auch in Indien, Persien, Spanien und den Berberstaaten wurden Kunst und Wissenschaft auf das regste gefördert.

Schamsuddaule, ein gelehrter König von Hamadan, bestellte Ibn Sina (Avicenna) zu seinem Leibarzt und ernannte ihn zugleich zum Großvezier seiner Regierung. Später bekleidete Ibn Sina dieselben Aemter am Hofe des Königs von Isfahan. Ar Razi, der berühmteste Chemiker und Philosoph seiner Zeit (10. Jahrhundert), widmete seine wissenschaftlichen Werke den persischen Königen der Samaniden-Dynastie, die ihm reiche Gunst erwiesen. Mahmud von Tschusna, König von Indien, lud den berühmten arabischen Philosophen Alberoni an seinen Hof, der muslimische Kultur und Bildung in Indien einführte.

Ar Razi und der schon genannte Ibn Sina fanden hohe Würdigung in Europa, wo ihre Werke jahrhundertelang in den Schulen studiert wurden, aber schon ehe die Kunde von ihrer Weisheit nach Europa drang, überhäuften die Kalifen sie mit Ehrbezeugungen und hohen Würden.

Zur Zeit der Fatimiden-Dynastie war Kairo der Mittelpunkt der Künste und Literatur, die sich besonders unter den Königen El Aziz und El Hakem zur höchsten Blüte entfalteten und Gelehrte hervorbrachten, wie den im Jahre 1007 verstorbenen großen Philosophen Ibn Junis, den Erfinder des Pendels. Ueberall unterstützten die Herrscher des Islams die Geistesgrößen des Volkes. Roger, König von Sizilien, berief an seinen Hof den im Jahre 1099 geborenen weltberühmten Geographen und Geschichtsforscher Scherif Edrisi, der in Cordova studiert hatte. Die Geschichte erzählt von einer wunderbaren, 800 Pfund schweren Silberplatte, auf die Edrisi eine Weltkarte mit den Namen aller Staaten eingraviert hat. Drei Jahrhunderte hindurch richteten sich die Landkartenzeichner nach den geographischen Abhandlungen Edrisis. Ein anderer sizilianischer König, der deutsche Kaiser Friedrich II., wurde von den Söhnen des großen muslimischen Philosophen Ibn Arruschd (Averroes) in der Naturgeschichte unterrichtet. Das 8. Jahrhundert brachte die großen Muslimen Dscharar el Kufi und Abubekr Razi hervor. Die Welt verdankt ihnen die Entdeckung des Scheidewassers, des Quecksilbers und des alkoholischen Gährungsprozesses.

Die Liebe muslimischer Herrscher zur Wissenschaft beschränkte sich nicht nur auf ein bloßes Mäzenatentum, sondern kam in selbständiger Betätigung zum Ausdruck.

Kalif Ibn Abbas widmete sich dem Studium der Chirurgie, hielt Vorträge über chirurgische Instrumente und entdeckte die Möglichkeit der Nieren- und Blasensteinoperationen. Deutschen, holländischen, französischen und englischen Orientalisten ist es zu verdanken, daß die wissenschaftlichen Abhandlungen dieser Männer nicht der Vergessenheit anheimfielen, sondern daß ihre Werke gedruckt und übersetzt wurden. Die Uebersetzung wissenschaftlicher arabischer Bücher geht bis in die Zeit arabischer Herrschaft in Spanien zurück.

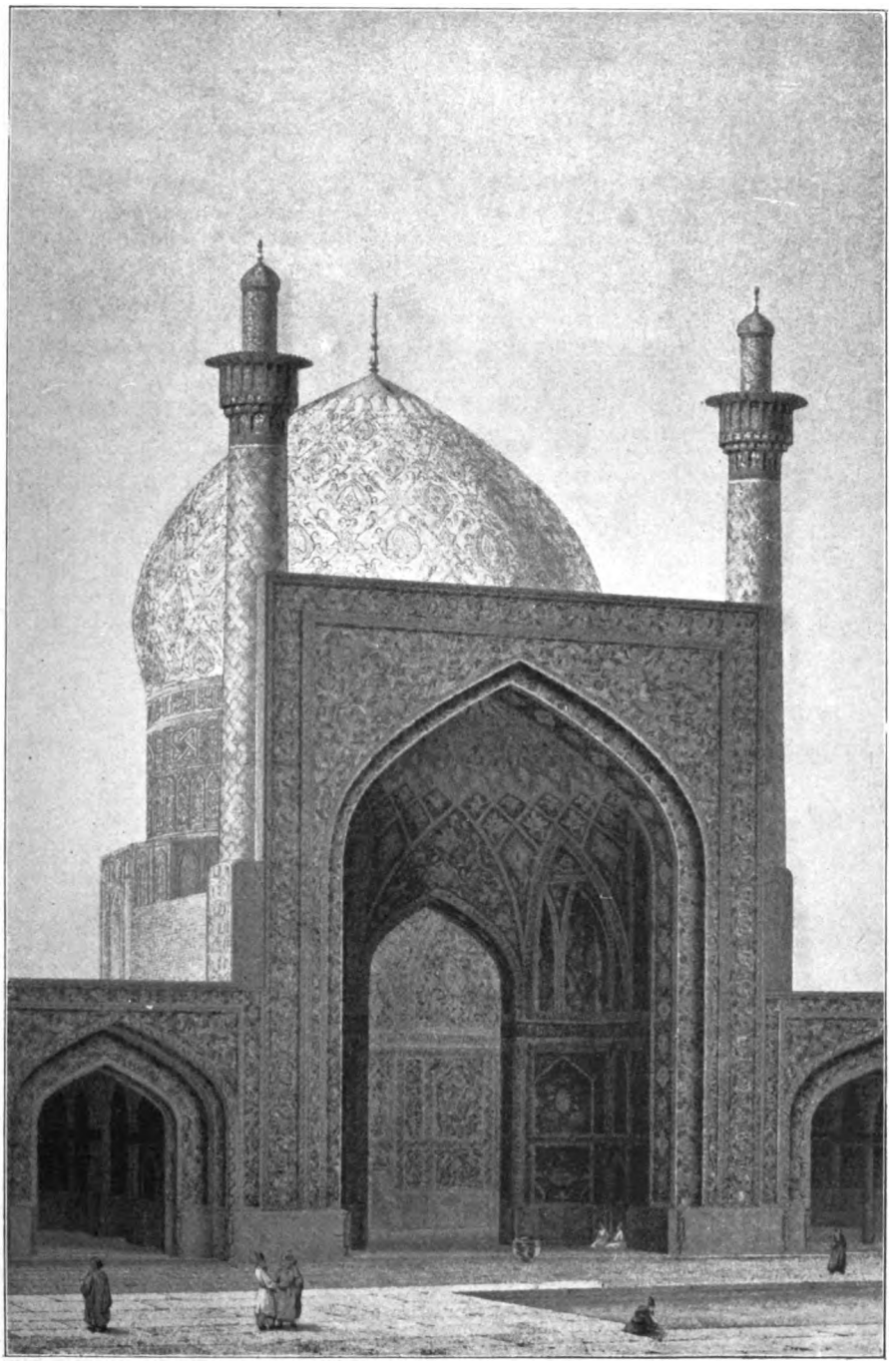
Sevilla, Cordova, Granada, Tanger, Algerien, Tunis, Kairo, Damaskus, sowie die Hauptstädte Mesopotamiens, Persiens, Bucharas, Indiens, Sibiriens etc. hatten hervorragende Schulen und große Bibliotheken. Die Arzneikunde ist eine von

*) 3, 163 (übersetzt von Rückert).
**) 4, 97 (Rückert.).
***) Sohn des Jachja, Leibarztes Harun al Raschids.

Digitized by Google

Muslimen ins Leben gerufene Wissenschaft; sie wurde von Salerno aus in die südlichen Staaten Europas eingeführt.

Das Interesse der Muslime beschränkte sich sich kaum über die Geschichte der Omajaden, Abbassiden, Fatimiden und Osmanen wundern, über die märchenhafte Pracht, den üppigen Luxus ihrer Höfe, über den berauschenden Zauber ihrer Feste.



Große Moschee von Isphahan.

jedoch nicht auf eine bestimmte Wissenschaft, sondern umfaßte Literatur, Politik, Gesetzgebung, Architektur, Kunst und Kunstgewerbe. Der Koran ermutigt zum Genuß weltlicher Freuden und bekämpft die Askese. „Genieße, was Gott dir beschieden, und verschmähe nicht deinen Anteil an den Freuden der Welt." Wer die Lehren des Islams kennt, wird Die strahlende Schönheit, mit der sie sich umgaben, kommt in den Märchen von „Tausend und Eine Nacht" in vollendeter Weise zum Ausdruck.

In den Frühperioden der muslimischen Aera lehnte sich die islamische Kultur an griechische, persische und römische Vorbilder an, in ihrer weiteren Entwicklung jedoch ging sie über die

Digitized by Google

Schranken der Antike hinaus und ersetzte strenge Einfachheit durch Arabeske, Mosaik und Blumenmotiv. Ihre höchste Blüte erreichte die muslimische Kunst im 10., 11. und 12. Jahrhundert, als die Könige der Almoraviden- und der Almohaden-Dynastie Architektur und schöne Künste auf das regste unterstützten und einen eigenen freien Baustil schufen, dessen hervorragendstes Merkmal die Arabeske ist. In Cordova, Sevilla und Granada entstanden die unerreichten Weltwunder dieser Baukunst, und auch in anderen islamischen Machtgebieten, in Asien, Afrika wie in Europa selbst wurde für Moscheen, Paläste und öffentliche Gebäude der neue Baustil eingeführt.

Daneben wurden Industrie und Handel gefördert. Werkmeister und Kaufleute standen in hohem Ansehen. Alle natürlichen Hilfsquellen wurden nutzbar gemacht, Fabriken errichtet, Kunstgewerbe Edelmetallindustrie, die Anfertigung wissenschaftlicher Instrumente von oben her nach Kräften begünstigt. Jener Blütezeit des Islams verdankt die Welt unter anderem den Kompaß. Die Herstellung von Papier aus Baumwolle und Lumpen kannte man in der islamischen Welt schon im 8. Jahrhundert, während in China nur das aus Seide verfertigte Papier bekannt war. Auf solchem Papier, das von griechischen Historikern als „Damaszener Papier" bezeichnet wird, schrieb Jussuf Ebnamar bereits im Jahre 706. Von Castilien wurde es im 13. Jahrhundert nach Frankreich, Italien, Deutschland usw. eingeführt.

Der Gebrauch des Schießpulvers reicht im Islam bis in die frühesten Zeiten zurück. Die Belagerung von Mekka im Jahre 609, von Gibraltar im Jahre 1308, von Baisar durch Ismael, König von Granada 1324, von Tarifa im Jahre 1340 und Algeciras 1324, liefern Beispiele von der Benutzung des Schießpulvers in der islamischen Kriegführung. Der französische Historiker Ferreras bestätigt, daß die Araber bei jenen Belagerungen Schießpulver benutzten, dessen Verwendung dann von den Spaniern übernommen wurde.

Botanische Studien wurden für die Gartenbaukunst, namentlich aber für Zwecke der Heilkunde, mit großem Eifer betrieben. Abdurrahman, der erste König von Cordova, ließ Riesengärten anlegen und entsandte arabische Botaniker nach den Hauptstädten des Ostens, um seltene Samenarten zu sammeln.

Die allgemeine und allseitige Förderung von Arbeit und Fortschritt geschah zu einer Zeit, als die Gesetze des großen römischen Kaiserreichs den Arbeitern und Industriellen wenig Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die römische Geschichte erzählt, daß Kaiser Augustus den Ophonius zum Tode verurteilte, weil dieser seinen Rang durch die Uebernahme der Leitung einer Fabrik schändete. Die Philosophie Platos, die die Betätigung in Handwerk und Industrie verdammte, ist ein Beweis, in welch geringem Ansehen auch in Griechenland Arbeiter und Industrielle standen.

Zur Förderung des Handels und des Karawanenverkehrs zwischen den muslimischen Ländern verwandten die Herrscher große Sorgfalt auf den Bau von Straßen, die reichlich mit Brunnen versehen und durch Wachposten gesichert waren. Auf diese Weise wurden Spanien, Marokko, Algier, Tunis, Aegypten, die Sahara, der Sudan, die arabische Halbinsel, Persien, das muslimische Rußland, Indien, China untereinander und zu gleicher Zeit mit den heiligen Städten Mekka und Medina verbunden.

Im Städtebau, in der Landesorganisation, der Verwaltung, der Ausgestaltung des öffentlichen Sicherheitsdienstes haben muslimische Herrscher Großes geleistet. Die Spuren ihres Wirkens sind in allen islamischen Ländern noch heute erkennbar.

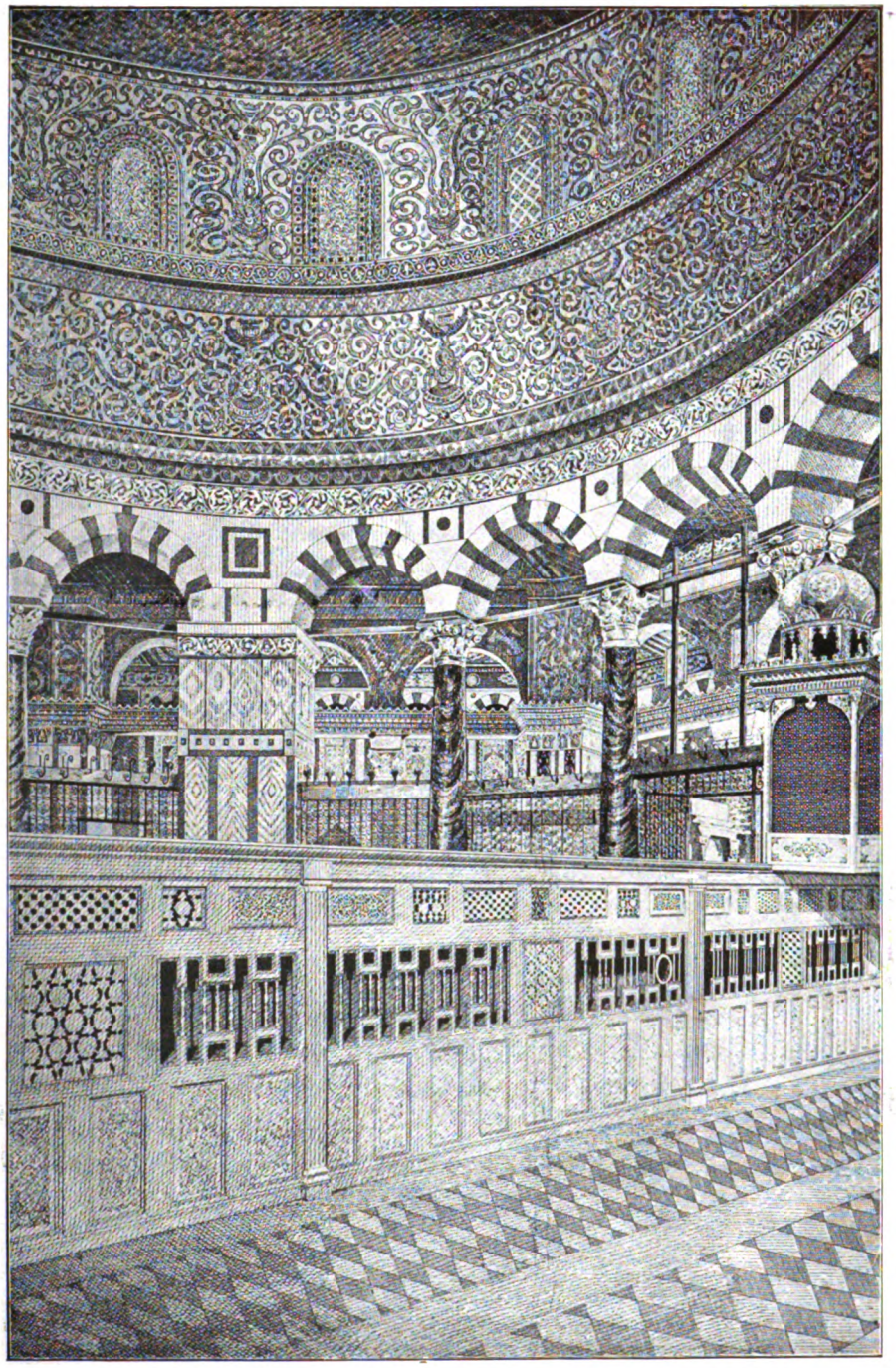
Unter dem Kalifen Abdurrahman al Nasar reifte die Kunst zur höchsten Blüte. In Cordova entstanden damals prächtige Paläste, botanische und zoologische Gärten mit herrlichen Vogelhäusern. Die märchenhafte Schönheit der von Abdurrahman erbauten Schlösser Azzahara, Naura. Arauda, Gusre, Kilafa ist ein beredtes Zeugnis islamischen Kunstsinnes. Um die Kunstschätze dem Volke zugänglich zu machen, wurden sie in besonders dazu errichteten Hallen ausgestellt, die in manchen Städten ein durch Wandelgänge und Zwischengebäude verbundenes Ganzes bildeten.

Während der muslimischen Herrschaft hatte Toledo 200 000 Einwohner, Cordova umfaßte 45 Quadratkilometer und hatte 60 000 große Häuser und Paläste neben 238 000 kleineren Wohngebäuden, die Provinz Salamanca zählte 125 Städte und Dörfer, die blühende Industrie Sevillas beschäftigte 6000 Seidenwebereien. Die Bibliotheken des Staates und der Krone zeichneten sich durch unübertroffene Reichhaltigkeit aus. Einzig in der Weltgeschichte stehen die berühmten Bibliotheken el Hakams, Königs von Andalusien, und des Kalifen Annasar in Bagdad da. Hunderttausende der Bücher dieser Bibliotheken fielen später der Zerstörungswut der Feinde des Islams zum Opfer. 80 000 arabische Bücher allein wurden auf Befehl des Kardinals Ximenez öffentlich zu Granada verbrannt. Der berühmte arabische Reisende Ebnul Kendi erzählt von einer Bibliothek, die er im Jahre 1140 in Kairo sah. Sie enthielt allein über Mathematik und Astronomie 6000 Bücher verschiedener Größe. Es befanden sich dort auch zwei von dem weltbekannten Geographen Abdurrahman Essufi hergestellte Erdgloben.

Die Fortschritte muslimischer Völker beschränkten sich jedoch nicht auf Industrie, Wissenschaft und Technik, sondern dehnten sich auch

Digitized by Google

auf die reinste aller Künste, die Musik, aus. Wie auf anderen künstlerischen Gebieten, so lehnten sich die Araber auch in der Herstellung ihrer Musikinstrumente an persische, indische und römische Vorbilder an, die sie jedoch durch Erfindung neuer Instrumente bald überflügelten. Die Geschichte der Musik erzählt, daß die Araber 61 Arten von Musikinstrumenten besaßen. Die Pflege der Musik erreichte ihren Höhepunkt unter Harun al Raschid, der den Musikern Ibrahim il Mosili und seinem Sohn Ishak sowie Alghárid el Mekki und Theriab die höchsten Ehren erwies. Dem Komponisten Ibn Dahman ließ Harun 20 000 Drachmen für die Vertonung einiger Gedichte auszahlen. Denselben Künstler belohnte er einst mit 15 000 Drachmen für seine künstlerischen Vorträge auf einer Abendunterhaltung im Palaste. Befragt, ob er noch weitere Belohnung wünsche, nannte Ibn ein Landgut in der Nähe von Bagdad, und Harun al Raschid schenkte es ihm. Königliche Ehren wurden den Sängern zuteil. Der große arabische Historiker Ibn Chaldun erzählt uns, daß Abdurrahman II.,



Das Innere der Omar-Moschee in Jerusalem.

Digitized by Google

König von Andalusien, sich von auswärts eigens nach seiner Hauptstadt begab, um den von Bagdad kommenden großen Sänger Theriab zu empfangen. Theriab war der erste, der die Kunstmusik in

Das Innere der Moschee El-Aksa in Jerusalem.

Spanien einführte und sie zur Blüte brachte.

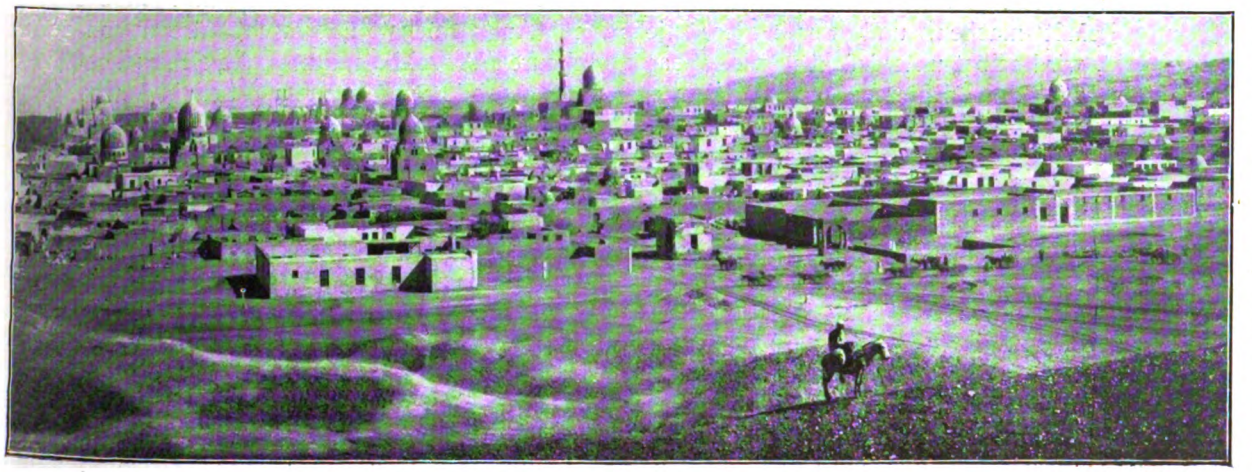
Da die Größe eines Volkes, sein Kulturstand, seine Geisteskraft nach seinen künstlerischen Errungenschaften und Schöpfungen beurteilt zu werden pflegen, so darf der Islam die Forscher getrost auf die künstlerische Hinterlassenschaft der muslimischen Kultur hinweisen. Die überragende Größe dieser Kultur steht im unmittelbaren Zusammenhang mit der Lehre des Propheten, die eine enge Verbindung des Irdischen mit dem Ueberirdischen, des Realen mit dem Idealen, eine im Leben des Muslims zum Ausdruck kommende Hingabe sowohl an das Diesseits wie das Jenseits bedingt. „Wirke und schaffe unermüdlich, als ob du niesterben würdest, und bereite dich auf die nächste Welt vor, als ob du alsbald nicht mehr leben würdest." Diese Worte des Propheten bilden die Grundlage muslimischen Daseins. „Arbeite," sagt

Digitized by Google

der Koran weiter, „auf daß Gott und sein Prophet dein Schaffen sehen können."

In dem Vorhergehenden wurde gezeigt, wie die islamische Welt von den Tiefen des Barbarentums zu den lichten Höhen der Kultur emporschnellte. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser rapide Aufstieg auf die Lehren des Islams zurückzuführen ist und daß der Verfall einiger muslimischer Länder nicht auf Schwächen der Religion, sondern auf dem Weltgesetz des Auf- und Niedergangs der Nationen beruht. Ebenso zweifellos ist es, daß die Vernachlässigung der Lehren des Propheten diesen Niedergang beschleunigte. Auf die Verleugnung des islamischen Geistes, der überall Bildung, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und Fortschritt fördert, ist der Rückgang vieler muslimischer Staaten zurückzuführen. Alle, die behaupten, daß der Islam die Kultur und den Fortschritt hemmt, würde ein Studium der Geschichte vom Gegenteil überzeugen. Nicht allein die Geschichte des Altertums, sondern auch die unmittelbare Vergangenheit und die gegenwärtigen Ereignisse unterstützen diese Behauptung. Wir sehen, wie sich die Türkei bei Kriegsausbruch von ihrem „Krankenlager" erhob, wie sie zu neuem Leben und zu neuer Tatkraft erwachte. Durch die Kapitulationen jahrhundertelang in jeder Entwicklung gehemmt, holt sie jetzt, nachdem sie sich von diesen Fesseln befreit hat, das Versäumte mit Riesenschritten nach. Mit Hilfe deutscher Fachleute begann sie ihre Verwaltung zu organisieren. Die Justiz- und Ackerbauministerien, die Post und verschiedene andere Dienstzweige werden augenblicklich einer Umgestaltung unterzogen. In seiner Eigenschaft als Kalif des Islams bringt der Sultan die Lehren des Korans in Anwendung und gibt ein gutes Beispiel anderen muslimischen Völkern, die allmählich beginnen, zu dem heiligen Buch zurückzukehren und sich den hohen Ueberlieferungen des Islams zuzuwenden.

Der Aufstieg der Türkei unter dem islamischen Kalifen liefert einen untrüglichen und unumstößlichen Beweis, daß das Festhalten am Islam die beste Sicherheit gegen nationalen Niedergang und Verfall bietet. Folgen die anderen muslimischen Länder dem Beispiel ihres Kalifen, indem sie die Lehren und Gesetze des Koran anerkennen, so wird die Zeit nicht fern sein, in der für die islamische Welt ein neues Zeitalter der Wohlfahrt anbricht.



Kalifengräber in Kairo.

Digitized by Google

Türkische Artillerie in Kampfbereitschaft.

DIE ISLAMISCHEN VOELKER UND DIE FRIEDENSNOTE.

Von Abdul Malik Hamsa Bey.

„Wer es versäumt, seine Güter durch das Schwert zu verteidigen, muß sich auf ihre Vernichtung gefaßt machen, und wer andere nicht unterdrückt, wird selbst unterdrückt werden," sagte der blinde arabische Dichter-Philosoph Soher vor 14 Jahrhunderten. Ueber die Bedeutung des ersten Teiles seiner Worte kann kein Zweifel bestehen. Eine soziale Theorie von unwiderlegbarer Wahrheit ist in ihnen enthalten.

Jn seinem nie endenden Kampf ums Dasein, hat der Mensch von jeher seine animalische Natur verraten. Wer nicht stark genug ist seine Rechte zu verteidigen, geht ihrer verlustig oder setzt sich zum mindesten der Gefahr des Verlustes aus.

Was bedeutet jedoch der zweite Teil jenes Ausspruchs? Oberflächlich betrachtet schließt er eine geradezu groteske Auffassung von Recht und Unrecht ein. Der weise alte Dichter scheint jedoch nicht beabsichtigt zu haben, einer sozialen Theorie Ausdruck zu verleihen, sondern eher einer seltsamen psychologischen Erscheinung vergangener Tage dichterische Form zu geben. Möglich, daß ein Araberstamm sich das Recht anmaßte, einen anderen zu unterdrücken, oder daß ein machtvoller persischer Fürst arabische Emire die eiserne Herrscherfaust fühlen ließ und, Macht über Recht setzend, Gehorsam von ihnen erzwang. Zur Sicherung seiner eigenen vermeintlichen Rechte unterdrückte er die Rechte Anderer.

Der Dichter, der diese Entdeckung in dem uralten Buch der Menschheit machte, könnte das Gleiche oder noch Schlimmeres auf den Seiten lesen, in denen die Gegenwart ihre Züge einzeichnet. Auf's Höchste überrascht wäre er von der ungeheuren Vervollkommnung, die sich in der äußeren Kultur seitdem vollzogen hat, doch in der seelischen Entwicklung des Menschen würde er kaum einen Fortschritt bemerken. Die Umrisse des Seelenbildes, das er vor 14 Jahrhunderten entwarf, sind dieselben geblieben, aber die Farben sind womöglich noch düsterer und schreckenerregender.

Der Engländer glaubt ein Recht auf's Dasein zu haben. Niemand will es ihm streitig machen. Andere aber besitzen die gleiche Daseinsberechtigung. Das übersieht der Engländer. Für ihn ist es dringend, daß er Reichtümer erwirbt. Zu diesem Zweck wird Jndien erobert und vergewaltigt. Und um Jndien zu sichern, muß Aegypten annektiert und der Suez-Kanal beherrscht werden.

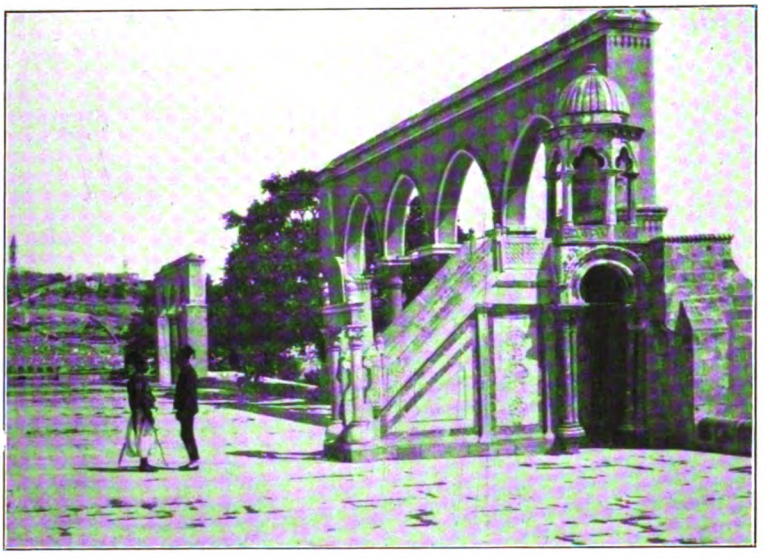
Auf dem Weltmarkte drängt sich der Engländer an die erste Stelle. Ein energischer und tüchtiger Wettbewerber macht ihm der Rang streitig. Er muß beseitigt werden. Das ist großbritannische Logik. Der Engländer vermag sogar logisch zu begründen, daß es sein unbestreitbares Recht ist, Jndien und Aegypten zu unterjochen und den unbequemen Rivalen vom Erdboden zu verdrängen.

Rußland macht seine „Rechte" auf die gleiche Weise geltend. Es will wachsen und gedeihen. Zu Ausbreitungszwecken bedarf es eines Zugangs am Mitteländischen Meer. Diesen Zugang bieten die Meerengen. Rußland muß sich die Meerengen

Digitized by Google

mitsamt dem dazu gehörigen Küstengebiet verschaffen. Die Türkei steht ihm dabei im Wege. Das natürliche Recht der Türkei auf dieses Gebiet scheint nach russischer Logik den Besitz nicht zu begründen.

Finden hier nicht wieder die Worte des alten Dichters Anwendung? Die Psychologie, die darin zum Ausdruck kam, war die eines weniger reifen und weniger fortgeschrittenen Volkes. Sie darf für sich die mildernden Umstände eines primitiven Kulturzustandes und des Einflusses rauherer Sitten geltend machen, und die Menschen, von denen der Dichter jenes Bild entwirft, sind angesichts ihrer Primitivität weniger verdammenwert als die Söhne eines weit späteren Jahrhunderts. An Stelle der Unwissenheit und der die Gewalt verherrlichenden Naivität tritt bei den Entente-Mächten unbegrenzte Habgier und eine bodenlose, von teuflischer Heuchelei verschleierte Gehässigkeit. In keinem Falle besaßen die Menschen früherer Tage die abstoßende Unverfrorenheit, mit der unsere Feinde die Begriffe der Gerechtigkeit und Menschlichkeit mißbrauchen, jene Unverfrorenheit, die sich ausspricht in dem Satze der Entente-Note: „Die alliierten Völker hegen die Ueberzeugung, daß sie nicht für ein selbstsüchtiges Interesse, sondern zum Schutze der Unabhängigkeit der Völker, des Rechtes der Menschheit kämpfen."



Seitenansicht der Kanzel des Kadi Borhan-ed-Din in Jerusalem.

Die Falschheit dieser Erklärung liegt auf der Hand. Den Orientalen und Muslim erfüllt sie mit Verachtung und Abscheu. Obwohl unterdrückt und machtlos, hat er dennoch edle Charaktereigenschaften, zu denen vor allem seine stark ausgeprägte Wahrheitsliebe gehört. Nichts ist ihm verächtlicher, als die Lüge im Munde des Starken und Machtvollen. Wie himmelweit ist der Unterschied, den der Aegypter, der Perser, der Tunese, der Algerier, der Marokkaner zwischen der Erklärung der Entente und den Vorgängen in seinem Lande bemerkt. Wo in aller Welt wird die Unabhängigkeit eines Volkes von den Mächten verteidigt, von denen jenen islamischen Völkern die Unabhängigkeit geraubt wurde? Wo ist die Menschlichkeit der Entente? So fragen die Unterjochten, die diese Entente gut kennen. Welcher Art ist die Gerechtigkeit, die die Ententemächte auf ihr Banner schreiben, wenn doch ihre Herrschaft gleichbedeutendi st mit Ungerechtigkeit und Unterdrückung?

Haben die Franzosen in Tunis und Algier Gerechtigkeit geübt, als ihre grausame Gesetzgebung das Volk enteignete und der Verelendung preisgab? Ist es Gerechtigkeit, daß Indien Hunger leiden muß, damit sich der englische Gentleman mit allem erdenklichem Luxus umgeben kann? Ist es ein rühmenswertes Ergebnis englischen Eintretens für Gerechtigkeit, daß alle Gefängnisse in Aegypten überfüllt sind mit jungen Landeskindern, deren Verbrechen in ihrer Liebe zur Heimat besteht? Vielleicht haben diese erlauchten Zivilisatoren zweierlei Maß von Gerechtigkeit und zweierlei Begriff von Freiheit, vielleicht halten sie die Grenzen der Menschlichkeit für so eng gezogen, daß sie jenen Völkern keinen Einlaß gewähren können.

Was kümmert sie Aegypten, was Persien, was Indien? Ihre Bewohner kommen als Völker nicht in Betracht. Es sind rückständige, dem Niedergang anheimgefallene Rassen, die kein Recht auf Fortschritt besitzen, weil sie nicht gleichwertig sind mit den Völkern der Entente. Belgien, Serbien, Rumänien dagegen werden als gleichberechtigt angesehen.

Es gibt unterdrückte Nationen. Man verweigert ihnen die nationalen Rechte. Sie haben der Menschheit, die einem Land wie Serbien so ungeheuer viel zu verdanken hat, keine Dienste geleistet. Groß ist in der Tat das Verdienst Serbiens um die Menschheit, so groß, daß die Mächte, die sich zur Verteidigung der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zusammengetan haben, nicht eher das Schwert in die Scheide stecken wollen, als bis die Unabhängigkeit dieser verdienstvollen Nation wieder hergestellt ist.

Was aber haben Aegypten, Indien und Persien der Welt gegeben? Nichts. Die drei großen alten Kulturen dieser östlichen Reiche haben keinen Wert in den Augen der Entente. Sie fühlt sich durch keinerlei Bande mit diesen Völkern verknüpft, und schmeichelt sich in dem Irrglauben, daß ihre heutige Kultur der östlichen nichts zu verdanken

Digitized by Google

haben. Welch krasse Undankbarkeit, welch empörende Heuchelei liegt in alledem! Sich selbst schreiben die Ententemächte aber in ihrem Manifest die edelsten Eigenschaften zu. Sie stellen sich der Welt als harmlos und friedfertig. Lügnerische Entschuldigungen und heuchlerische Erklärungen geben ihren herausfordernsten und habgierigsten Handlungen den Anstrich verletzter Unschuld. Anderen Nationen wird jedes Recht abgesprochen. Ihre glorreiche Geschichte, die strahlenden Heldentaten ihrer Vorfahren werden nicht anerkannt. Rußland aber, gerade Rußland spielt die Rolle des Friedensverteidigers, des Beschützers westlicher Zivilisation gegen das deutsche Barbarentum.

Entente sind sich dessen wohl bewußt. Ihre Wut über den Beistand, den die Türkei den Mittelmächten leistet, über die Niederlagen, die die Türkei an verschiedenen osmanischen Fronten den Feinden beigebracht hat, verleitet sie jedoch zu den sinnlosesten Angriffen. Sie wissen ferner, daß die Ueberlegenheit der europäischen Zivilisation nur beruht auf technischen Errungenschaften, die Europa und Amerika den Vorsprung in der äußeren Entwicklung gaben. Stellen wir diesem materiellen Fortschritt die geistigen Werte einer jahrtausendealten, gereiften und geklärten Kultur gegenüber, dann bleibt es fraglich, ob die alten orientalische oder die moderne westliche Kultur die höhere ist.

Truppenlager bei Konstantinopel.

Und zu welch lächerlichen Widersprüchen versteigt sich die Note, wo sie von der „blutigen Tyrannei der Türken" spricht und die Entfernung das Osmanischen Reiches aus Europa verlangt!

Sie verficht das Nationalitätenprinzip und fordert dennoch die Unterdrückung der türkischen Nation, die in diesem Kriege ihre Lebenskraft dargetan und dadurch klar bewiesen hat, daß eine von so starker Vaterlandsliebe, von so großem Opfermut beseelte Nation sich nie fremdem Joche beugen wird. Sie soll aus Europa verdrängt werden, sagt die Entente, weil sie „der europäischen Kultur fremd gegenübersteht". Warum will die Entente die Türken von der europäischen Zivilisation ausschließen? Weil sie asiatischen Ursprungs sind? Die Russen sind gleichfalls asiatisch. Weil sie sich zum Islam bekennen? Ja, das allerdings ist ihr großer Fehler. Die Lehren des Islams jedoch stehen keineswegs im Widerspruch zu der europäischen Zivilisation. Sie wirken im Gegenteil fortschrittsfördernd. Die leitenden Staatsmänner der

Mit der bloßen Vertreibung der Türken aus Europa begnügt sich die Entente jedoch nicht. Daraus würden, wie die Dinge liegen, nur die Russen Vorteil ziehen und die anderen Bundesgenossen würden leer ausgehen. Im Hintergrunde, wenn auch nicht mit klaren Worten ausgesprochen, steht die Aufteilung der ganzen Türkei, damit die arabische Halbinsel der Segnungen der englischen Herrschaft nach aegyptischer Art teilhaftig wird, damit ferner Syrien und Palästina nach marokkanischen, algerischen und tunesischen Methoden verwaltet werden und, damit schließlich der Südteil Kleinasiens das Schicksal Tripolitaniens erleidet.

Der Welt soll durch die Machenschaften der Entente der Glauben beigebracht werden, als ob die nichttürkischen Völker des Osmanischen Reiches nichts sehnlicher wünschen, als von den Mächten, die sich ihnen aufdrängen, von der türkischen Herrschaft befreit zu werden, d. h. aus einem konstitutionellen Staate durch die angeblichen Freiheitsfanatiker der Entente in die Versklavung ge-

Digitized by Google

führt zu werden. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Die Völker der Türkei wollen und brauchen allerdings Schutz, aber nicht von der Entente, sondern gegen die Entente Sie brauchen diesen Schutz nicht nur jetzt, sondern werden ihn auch noch eine ganze Weile später nötig haben, und sie können ihn nicht anderswo finden, als in einer kräftigen Türkei, hinter der das noch machtvollere Mittel-Europa steht.

Das Schicksal nicht bloß Marokkos, Tunesiens und Tripolitaniens, sondern namentlich Aegyptens steht ihnen warnend vor Augen. Einer der ersten Schritte Englands in diesem Weltkriege war der schamlose Bruch aller den Aegyptern von England so oft gegebenen, auf internationalen Abmachungen beruhenden Zusagen, war die Annexion eines Landes, dessen Besetzung von den Engländern selbst als nur vorübergehend erklärt worden war. Die ganze Periode hindurch lauerten sie indessen auf den geeigneten Augenblick, sich auch in aller Form des Landes zu bemächtigen. Es ist begreiflich, daß an manchen Punkten der Wilson'schen Note auch die Engländer einen Haken finden. Besonders wo Wilson von den Beziehungen zwischen Herrschenden und Beherrschten spricht. Hier kommt nicht allein das Völkerrecht, hier kommen allgemeine Menschenrechte in Betracht, die den Aegyptern von den Engländern geraubt worden sind, und das geschah nur, weil die Aegypter leider noch zu schwach sind, sich wirksam dagegen zu wehren, und weil daher für das Verhältnis Aegyptens zum „völkerbefreienden" Großbritannien das bittere Wort des alten arabischen Dichters gilt: „Wer es versäumt, seine Güter durch das Schwert zu verteidigen, muß sich auf ihre Vernichtung gefaßt machen."

Die Omar-Moschee in Jerusalem.

Digitized by Google

TRAUBENHAENDLER.

Von Ahmed Hikmet Bey.

Auf Prinkipö. In den ersten Julitagen. Um die Mittagszeit. An einem Tag, da sengende Sonnenstrahlen auf Erde und Blätter fallen. Die vom Himmel strömende Hitze brennt auf den Wangen, schnürt die Brust zusammen, benimmt den Atem, wie eine lodernde Flamme. Schläfrig blinzeln die Augen in die blendende Helle. Unerträglich ist die Fülle des Lichts. Die Augen wollen die schützende Hülle der Lider nicht mehr entbehren. Erde und Himmel glimmen langsam in dunkler Glut.

Von weit her, aus der Richtung der Dampferstation, schallt eine mächtige Stimme durch das müde Schweigen:

„Me—loo—nen! Me—loo—nen!"

Diese Stimme, unter der die Fensterscheiben erklirren und die Wipfel der Tannen sich beugen, rauscht majestätisch durch die Lüfte, wie der Adler über den Bergen kreist, und treibt eine Taubenschar zu eiliger Flucht in den Wald.

„Me—loo—nen!"

Und wie ein Echo hallt aus dem Nisamviertel eine noch gewaltigere Stimme zurück:

„Trau—ben!"

Sekundenlang bebt die Erde unter der Wucht dieser machtvollen Laute. Das Schweigen der unbewegt verharrenden Berge und Meere wird beherrscht von der Hoheit dieser Stimmen.

„Trau—ben! Trau—ben!"

Wie ein Symbol der Männlichkeit stand er da, die Länge seines Körpers dem Umfang seiner Stimme entsprechend, mit unbedeckter, braungebrannter Brust, die Waden mit dicken Gamaschen umwickelt, das kindlich unschuldvolle Gesicht von einem runden, grauen Bart umrahmt, zwei ineinander geschobene Kiepen auf dem Rücken, in denen er über hundert Kilo schleppte.

„Du preisest deine Weintrauben an, Väterchen, mit dem Tone eines Militärbefehlshabers! Deine Stimme gleicht dem Brüllen eines Löwen!"

„O, ich strenge mich durchaus nicht an, zu schreien!"

Er verkaufte einen Teil seiner Ware und stieg den nächsten Hügel hinan, und von neuem hallte die ganze Gegend von dem Rufen wider: „Trau—ben!"

Mit Entzücken erfüllt mich diese Stimme und das Wesen, aus dem sie entspringt.

An meinem Haus schritt noch ein anderer Verkäufer vorbei: „Spitzen. Spitzen!" Und von weiterher: „Bohnen! Eieräpfel!"

Schmeichlerisch kriechen diese Laute am Boden entlang, aus verbrauchten, geborstenen Kehlen hervorgestoßen, verklingen hilflos und armselig unter den leichtbeschwingten, brausenden Tönen des Traubenverkäufers.

Ich eilte zum Gartenfenster meines Hauses: der Traubenhändler schritt über die Anhöhe, stellte am Wegrand seine Kiepe auf einen Stein und versenkte beide Hände in die breite wollene Schärpe, die um seinen Leib geschlungen war. Wie aus Stein gehauen stand er dort, mit seiner freien Brust und den straffen Waden. Unter den buschigen Brauen sprang der herrische Blick seiner großen Augen hervor, flog über die Wogen des Marmarameeres nach der gegenüberliegenden Küste, bohrte sich tief in die geliebte Erde, sog sich an jedem Stein des Vaterlandes fest, das sich wie ein blauäugiges, blondhaariges Mädchen ausstreckte unter dem blauen Himmel und neben dem mit goldenen Schaumkronen bedeckten saphirfarbenen Meer.

„In Gottes Namen zog ich meinen Dolch
und hab für Dich
vom Blute rot mich färben lassen!"

Die stolze Bedeutung dieses Verses schien sich in dem geheimnisvollen Weh seines Blickes zu offenbaren. Staunend und bewundernd blickte ich aus dem Fenster hinüber zu dieser lebendigen Feste und vor meinem geistigen Auge zog das Bild vorüber, wie jener Mann einst als Rekrut mit troddellosem zerknülltem Fez, um den ein blau-rotes Tüchlein sich wand, mit zerrissenen Sandalen an den

Digitized by Google

Füßen, einem Rucksack aus Hammelfell über der Schulter, gehorsam wie ein Lamm sich bemühte, in Reih und Glied zu bleiben, und vergnügt hüpfend und springend durch das große Tor des Kriegsministeriums zog.

* * *

Aus dieser Pforte, durch die du heute mit bleichem Antlitz und in abgetragenem Rock die Kaserne betrittst, ergeben, dich dem Vaterland zu opfern, wirst du morgen in neuem Gewand und schönem rotem Fez mit Feldherrnmiene hinausschreiten. Der du heute noch so schwach und wertlos erscheinst, morgen bist du ein starker Held, unter dessen Tritten der Boden erbebt. Heute noch ein Bauer, wirst du morgen, wenn du dein Schwert ziehst, das Gewehr über die Schulter wirfst und das Bajonett aufpflanzt, ein kühner Kämpfer sein, ein Schrecken der Feinde, die du besiegst!...

Als du noch deinen Acker pflügtest und dein Vieh betreutest, warst du, selbst wenn man dich kränkte, das sanftmütigste Geschöpf, doch morgen wirst du, wie ein wilder Tiger, jene zerfleischen, die frevelnd deine Heimstätte geplündert haben. Die dich so verwandelt sehen, sind des Glaubens, daß dieser von Gesundheit strotzende Körper nur geschaffen sei, den Soldatenrock zu tragen, diese sehnige Hand, die Waffe zu schwingen, die tönende Stimme, Befehle zu erteilen, und diese breite Brust, dem Vaterlande Schutz und Schild zu sein. Wer dich im Regiment marschieren sieht, wie aus Erz gegossen, ganz Festigkeit und Würde, dessen Herz muß vor Stolz schwellen, es muß dich lieben und bewundern!

Schon als du an deiner starken Mutter Busen gesunde Nahrung saugtest, waren alle Tugenden dein, die Tugenden der Gewissenhaftigkeit, Güte, Ausdauer und Genügsamkeit, des Gehorchens und Befehlens, Tugenden, die einem Volke eigen sind, das zum Herrn geboren ist. Andere Völker lernen die Hauptregeln des Regierens erst in ihren Schulen und Universitäten, du aber wurdest in ihnen unterrichtet durch die großen schwarzen Augen deiner Mutter, die kraftvolle Stimme deines Vaters, den geheimnisvollen Klang des Korans. Auch in zerrissenen Pluderhosen bewahrst du deinen Stolz. Auch im Unterliegen bleibst doch du Sieger. Nicht zu betörenden Schmeichelworten bist du geschaffen, sondern dich befehlend durchzusetzen; unerschütterlich ist dein Ziel, unerschütterlich auch dein Sinn. Unbeugsam bist du, aber niemals schroff und keck, Herrscherwürde und edle Vertraulichkeit adeln stets deine Art.

Im Zorn grollend wie Donner, kannst du mitleidig wie eine Wolke weinen. In Gutmütigkeit ein Engel, bist du im Trotz ein Teufel. Deshalb bist du ein Volk geworden, das auf der Welt seinesgleichen nicht hat. Wenn du mit der königlichen Ruhe des Löwen schwerfällig deinen Gedanken nachhängst, ahnt niemand, welche Wildheit im Zorn aus dir hervorquellen kann. Kaum vermutet jemand die geheimnisvollen Kräfte, die in deiner Seele schlummern, wenn du aber deine Augen, die unter den langen Wimpern verborgen träumen, aufschlägst, wenn deine dichten Brauen sich drohend zusammenziehen, wenn dein innerstes Wesen sich Bahn bricht und hoch aufschäumt, dann leuchtet deine furchtlose Kühnheit in strahlender Hoheit und du wirst zum Bezwinger.

Achtung zollst du denen, die über dir stehen, weil du verlangst, daß man auch dich achte. Du willst Gebieter sein und weißt, daß die vornehmste Pflicht gehorchen heißt. Du hast keine Zeit, dir auf krummen Pfaden ränkevoll etwas zu erschleichen, doch an allem, was in offenem Faustkampf zu erreichen ist, hat dein Herz helle Freude.

Deine schwarze Heimaterde gibt dir dein weißes Brot.

Du kennst keinen Wankelmut, bist in deinen Gedanken, in deiner Liebe und im Krieg von nie erschlaffender Ausdauer. Schwer nur gewöhnst du dich an Neues, doch hast du es dir einmal zu eigen gemacht, so hältst du zäh daran fest. Du bist treuherzig und vertrauend, nichts erreicht man mit Gewalt bei dir. Die dich ausnützen, dir schaden wollen, müssen dich schmeichlerisch überreden. Die langsamen, gemessenen, wohlabgewogenen Bewegungen deiner stiergleichen Glieder sind der Ausdruck unendlicher Ergebung und furchtloser Entschlossenheit. Du gleichst dem Ozean, der nur allmählich in Aufruhr gerät, doch, einmal aufgewühlt, schreckenverbreitend tobt.

Eigennutz ist dir unbekannt, nie bist du auf deinen Vorteil bedacht, achtest nicht jene Metallstücke, die Geld heißen und ein trügerisches Mittel sind, Glück zu erreichen. Doch ist es ein

Digitized by Google

Vergehen, daß du glaubst, Verschwendung sei ein Merkmal von Vornehmheit.

Stets siegt dein Stolz über deine Persönlichkeit, du stellst deine Liebe höher als dein Leben. Fast immer ists dein Schicksal, für andere zu leben, zu arbeiten und zu sterben. Das Bewußtsein deines Wertes fehlt dir, wie sehr auch die anderen dich loben und preisen.

Wann kommt wohl die Zeit, da du die Werkschürze vorbindest und in deinem Dorf an einer Maschine stehst? Wann wirst du mit einem Zirkel in der Hand dich über einen großen Tisch neigen? Oder in deinem Laden vor der Kasse sitzend, die Zinsen deines Kapitals berechnen...

Solches erwartet man von dir, vermißt man an dir...

Aber bleibt dir denn jemals Zeit dazu? Das Eisen deines Pfluges, mit dem du nicht deine Taschen füllen, sondern deinen Hunger stillen möchtest, läßt du auf dem Felde liegen und greifst nach dem Kolben des Gewehrs... Von einer Grenze des Reiches zur andern eilst du. In Ost und West, in Bulgarien, Griechenland, Arabien, Kurdistan, Persien und Serbien weißt du als Soldat zu fallen, in deiner Heimat aber, in deinem Dorfe kannst du weder leben noch in Ruhe sterben. Es ist dir versagt, dich an den Lippen deiner geliebten Aïsche satt zu küssen, dein Söhnchen Mehmed zärtlich aufzuziehen... Stark wie der Stamm einer Eiche bist du, man kann dich fällen, doch nicht beugen; du stirbst, doch niemals wirst du ächzen und stöhnen. Bald rötest du mit deinem Blut den Sand der Wüste, im Schweiße deines Angesichts verzehrst du dein Brot, und eilst dann wieder in alle Winde, dich anderen Feinden entgegenzuwerfen...

Gar grausam siehst du aus und bist doch nur ein armer Unterdrückter. Unbeachtet bleibst du am elterlichen Herd, selbst auf dem Schoß von Vater und Mutter nur eine hilflose Waise. Dieses Anatolien, das erfüllt ist mit verwitweten Müttern, ist dir eine unerbittlich peinigende Stiefmutter.

Du bist das Schwert des Orients, das nie in seiner Scheide ruht, hämmernd wirst du geschmiedet, hämmernd zerbrochen, doch aus jedem Splitter springt noch ein Funke, aus jedem Funken zuckt ein Blitz.

O Türke, dein sind göttliche Kraft und ewige Fruchtbarkeit!...

(Uebersetzt von Habib Bey, Uebersetzer der Aufsätze „Der Held", „Die Waisen der Gefallenen", „Anatolien", „Ich lege Eurer Majestät meine Veilchen zu Füßen", die in der 2. Nummer der „Islamischen Welt" erschienen sind.)

Stimmungsbild vom Friedhof zu Skutari.

Digitized by Google

WIE DIE ZUKUNFT DER OSMANISCHEN KRIEGSMARINE ANGESEHEN WERDEN SOLLTE.

Von Diplom-Ingenieur Emir J. Ben-Ayad.

Aus der bedeutenden Küstenentwicklung des osmanischen Reiches und seiner außergewöhnlichen geographischen Lage zwischen drei Kontinenten erklärt sich das hohe Interesse an der Zukunft der osmanischen Kriegsflotte. Leider hat das Reich bisher aus diesen günstigen Umständen nicht den gebührenden Nutzen ziehen können, vor allem wegen der gefährlichen Nachbarschaft Rußlands und seiner alten Gier nach dem Besitz der Meerengen und damit auch Konstantinopels.

Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges erlauben uns ein bestimmteres Urteil über die Technik der Verteidigung dieser Meerengen. In frischer Erinnerung sind noch die homerischen Kämpfe, die nach der Landung der englisch-französischen Truppen auf Gallipoli entbrannten. Hätte die Türkei bei Beginn der damaligen militärischen Operationen über einige Unterseeboote, selbst von geringem Tonnengehalt, verfügt, so wäre die Landung der Verbündeten bei Sedd ul Bahr und eine unmittelbare Bedrohung der Hauptstadt so gut wie unmöglich gewesen. Die Unterseeboote hätten die Abwehr wirksamer gestaltet, als gewaltige Dreadnoughts oder andere Seekolosse von kostspieliger Ausrüstung es hätten leisten können.

Welches sind nun die notwendigen Maßnahmen, die jede einsichtsvolle türkische Regierung sofort zu ergreifen hätte, um im Hinblick auf die für den Küstenschutz unentbehrlichen Einheiten unserer Kriegsmarine eine rationelle Entwicklung und eine verhältnismäßige Unabhängigkeit zu sichern? Soll man etwa schnell bedeutende Schiffsbauwerften schaffen, wie unser mächtiger deutscher Verbündeter und wie England, Amerika, Frankreich sie haben? Ohne uns durch die verlockende Aussicht blenden zu lassen, die eine solche Unternehmung auf den ersten Blick bietet, wollen wir lieber nicht anstehen, diese Frage ganz entschieden zu verneinen.

In den folgenden Zeilen sollen die hauptsächlichsten Gründe dieser unserer Anschauung dargelegt werden. Sehen wir uns zu diesem Zwecke zunächst die ungeheuren Schiffswerften der Großmächte, z. B. diejenigen Deutschlands an. Man muß da die Staatswerften, die in Friedenszeiten ungefähr 20 000 Arbeiter beschäftigen, unterscheiden von den Privatwerften, in denen ungefähr 70 000 Leute arbeiten. Die Staatswerften bauen nur Kriegsschiffe, die Privatwerften übernehmen alle sowohl den Bau von Handelsschiffen als auch von Kriegsschiffen. Ohne näher auf die Organisation der Staatswerften einzugehen, sei nur erwähnt, daß diese Werften trotz der bedeutenden Geldaufwendungen für ihre Errichtung, ihre schnelle Entwicklung und ihren Betrieb in Friedenszeiten doch nur mit 30 v. H. und in Kriegszeiten bloß mit 20 v. H. an dem Bestande der deutschen Kriegsmarine beteiligt sind. Etwa 75 v. H. der Aufträge gehen an die Privatwerften, deren bedeutendsten folgende sind: Vulkan A.-G. (Stettin, Hamburg, Bremen, gegen 10 000 Arbeiter); F. Schichau (Elbing und Danzig, 7—8000 Arbeiter); Fried. Krupp A.-G. Germania-Werft (Kiel, 3500 Arbeiter); Blohm & Voss A.-G. (Hamburg, ungefähr 5000 Arbeiter); A.-G. Weser (Bremen, 4300 Arbeiter); Howaldtwerke (Kiel, 2300 Arbeiter); Joh. C. Tecklenburg A.-G. (Geestemünde, ungefähr 2000 Arbeiter). Zahlreiche andere Werften zweiten Ranges mit zusammen 20—25 000 Arbeitern tragen weiterhin zu den bemerkenswerten Erzeugnissen der deutschen Schiffbaukunst bei.

Hinsichtlich der Tätigkeit und Einrichtung teilt sich eine moderne Schiffswerft in zwei Gruppen, nämlich den eigentlichen Schiffsbau und den Maschinenbau. Wenn man jedoch die Einzelheiten eines der Riesenschiffe studiert, die den Stolz ihrer Länder bilden, so ersieht man, daß es keinen Bau gibt, der so verschiedenartiger und zahlreicher Vorbereitungen, Gerüste, Apparate, Requisiten bedarf, wie gerade der Schiffbau. Wie der bekannte Professor der Schiffbaukunst W. Laas es so treffend ausspricht: Ein kleines Schiff ist ein Haus, ein großes Schiff eine ganze Stadt. Es geschieht daher höchst selten, daß eine Schiffbaufabrik, wie umfangreich und bedeutend sie sonst sein mag, für sich allein die Anfertigung aller für ein großes Schiff notwendigen Teile übernimmt. Das wäre auch keineswegs zweckentsprechend, denn keine einzelne Werft kann beanspruchen, in bezug auf alle Konstruktionsteile gewisse Spezialfabriken zu übertrumpfen, denen bei ihren Erzeugnissen vieljährige Erfahrung und Uebung zur Seite stehen.

Die wesentlichen Elemente, die von den Werften gewöhnlich im eigenen Wirkungskreise hergestellt werden, sind folgende: Verblendung, Balkenwerk, Vernietung, Röhrenleitung, Kessel- und Dampfmaschinen (selten Turbinen), hydraulische Maschinen, Holzgetäfel. Dagegen werden die eisernen und stählernen Unterteile zur Verfertigung aller dieser Konstruktionen in Deutschland fast vollständig

Digitized by Google

von westfälischen und nordschlesischen Eisenwerken geliefert, was natürlich beträchtliche Transportkosten verursacht. Befänden sich in Deutschland, wie es in England und auch in der Türkei der Fall ist, wichtige Eisenlager in der Nähe der Küste, so würden sich die Frachten, die dann zu Schiff gingen, natürlich verbilligen. Dieser Punkt stellt sich in der Türkei recht günstig, sowohl wegen der reichen Eisenlager nahe der Küste im Wilajet Aidin und am Schwarzen Meere, besonders zwischen Amasia und Trapezunt, als auch wegen des reichen Kohlenbeckens von Zunguldak, das ebenfalls nahe der Küste liegt. Die Firma Schichau ist die einzige in Deutschland, die wegen der großen Entfernung von den Eisenzentren, die Eisenerze unmittelbar in ihren eigenen Anlagen verarbeitet.

Noch ausgeprägter als in Deutschland ist die Dezentralisation des Schiffbaues in England, was sich daraus erklärt, daß die Engländer eine größere Vollkommenheit bei der Herstellung gewisser Einzelteile erreichen. Wie stark immer die Neigung zur Zentralisierung sein mag, sie findet doch stets eine Schranke daran, daß die Schiffswerft, abgesehen von den sehr lästigen Einrichtungskosten, an die Anfertigung mancher nebensächlichen oder auch wesentlichen Konstruktionsteile nicht selbst herangehen kann, ohne den inneren Wert des Gesamtwerks zu schädigen. So werden z. B. in Deutschland die entscheidend wichtigen elektrischen Anlagen der Kriegsschiffe von der A.E.G. oder von Siemens oder anderen Elektrizitätswerken geliefert, die Stahlkabel stammen desgleichen von Spezialfabriken, wie Felten und Guilleaume, die artilleristische Bestückung fast vollständig von Krupp.

Nach alledem leuchtet es ein, daß es illusorisch wäre, anzunehmen, daß in einem Lande mit so embryonalem Zustande der Privatindustrie, wie die Türkei es ist, kostspielige Fabriken errichtet werden könnten, die uns in den Stand setzen würden, große und größte Kriegseinheiten auf Kiel zu legen, und daß die Türkei in naher Zukunft auch nur halbwegs eine Unabhängigkeit in bezug auf den Bau von Kriegsschiffen erlangen könnte. Schon in dem Umstand, daß wir noch auf lange Jahre hinaus für die Lieferung großer Schiffsgeschütze auf die fremde Industrie angewiesen sind, liegt eine Verurteilung aller Pläne, die darauf abzielen, umfangreiche Schiffswerften bei uns zu schaffen. Denn auf welche Unabhängigkeit in der Herstellung von Kriegsschiffen könnten wir uns verlassen, wenn wir auf den ersten internationalen Alarm hin genötigt wären, die mit ungeheuren Geldopfern unternommene Ausführung der großen Kampfeinheiten zu unterbrechen? Hierzu kommt der Mangel an gelerntem Arbeiterpersonal, was an sich schon eine Minderwertigkeit des Erreichten zur Folge haben müßte, und, als besonders erschwerend, der höhere Selbstkostenpreis; wir müßten für Schiffbauten in eigener Regie mindestens 30 v. H. mehr zahlen, als wenn wir sie z. B. in Deutschland bestellen.

Der gesunde Menschenverstand muß sich also auflehnen gegen den Gedanken, die Türkei mit Werften für den Bau von großen Kriegsschiffen zu beglücken. Erst die künftige Entwicklung der Metallindustrie in der Türkei, wo reiche Erzlager noch unausgebeutet ruhen oder noch nicht einmal bekannt sind, wird uns den Augenblick zeigen, wo es uns vergönnt sein wird, uns im Schiffbau unabhängig zu machen. Das Streben danach ist gewiß schön, doch soll man sich dabei nicht von den Trugbildern phantastischer Vorstellungen täuschen lassen.

Wer kann heute übrigens verbürgen, daß die Seeherrschaft in Zukunft denen vorbehalten bleibt, die über eine überragende Zahl von Riesenkampfschiffen verfügen? Scheinen die Erfahrungen des jetzigen Krieges mit den von den deutschen U-Booten vollführten Taten nicht das Gegenteil zu beweisen? Niemand zweifelt daran, daß das Torpedo heutzutage das furchtbarste Werkzeug des Seekrieges ist, und daß das Tauchboot, das sich seiner zu bedienen weiß, ohne selbst bemerkt zu werden, den Feind am gefährlichsten bedroht. Außerdem ist das U-Boot, gleichwie das Torpedoboot, wenig kostspielig, was den bekannten französischen Ingenieur Leboeuf veranlaßte, es die „Waffe des Armen" zu nennen. Der Verlust eines Tauchbootes ist weit weniger folgenschwer, als der von Kampfeinheiten mit gewaltigem Tonnengehalt und vielköpfiger Besatzung. Für uns in der Türkei kommt heute und morgen und noch für längere Zeit in erster Linie die eigene Verteidigung und der Schutz unserer Küsten in Betracht. Liegt es da nicht auf der Hand, daß eine entsprechende Zahl von Tauch- und Unterseebooten mit Beihilfe einiger leichter Kreuzer uns bis auf weiteres die Sicherheit unserer Küsten viel besser verbürgen würden, als eine unzureichende Zahl von Panzerschiffen oder Dreadnoughts?

Aus allen diesen Erwägungen setzen wir uns mit Nachdruck nicht für die Schaffung großer Schiffswerften zum Bau mächtiger Kampfeinheiten, sondern für bescheidene Werften ein, die uns die Herstellung von Tauch- und Torpedobooten und vielleicht noch einiger leichter Kreuzer gestatten würden. Für die ersten Jahre würde die Schaffung von etwa acht Einheiten (Tauch- und Torpedoboote von durchschnittlich tausend Tonnen) und von einem bis zwei leichten Kreuzern (unter 3000 Tonnen) genügen. Die Einrichtungen für den Bau dieser Schiffe müßten durch entsprechende Ausbesserungswerkstätten ergänzt werden, d. h. durch eine Anzahl von Docks mit ziemlich geräumigen Bassins. Für den ersten Anfang würde zu alledem nach unserer Schätzung ein Anlage- und Betriebskapital von ungefähr 12–15 Millionen Mark erforderlich sein.

Digitized by Google

In den ersten Jahren würde für den größten Teil der Maschinen und Präzisionsapparate die fremde Industrie in Anspruch genommen werden, aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Türkei bei guter Leitung schnelle Fortschritte machen und sich in wenigen Jahren von fremder Mitwirkung unabhängig machen könnte, vor allem wegen der fortschreitenden Ausbildung geübter Arbeiter, ohne die eine rationelle Arbeit nicht möglich ist. Dann erst wäre das Kapital staffelweise auf 25 Millionen Mark zu erhöhen, womit die Leistung verdoppelt werden könnte.

Es würde sich sehr empfehlen, eine schiffsbautechnische Kommission unter Vorsitz einer der hervorragenden Fachmänner, über die Deutschland auf diesem Gebiete verfügt, mit dem Studium dieser wichtigen Angelegenheit an Ort und Stelle zu betrauen, damit sie über den Bauort und die Anlage schlüssig werde und die dem türkischen Marineministerium zur Genehmigung vorzulegenden Pläne ausarbeite. Dies allein schon wäre ein tatsächlicher großer Schritt auf dem Wege zur Verwirklichung eines Werkes, das wir in erster Reihe warm begrüßen würden.

DAS PROJEKT EINER TUERKISCHEN NATIONALBANK.

Aus Konstantinopel kommt die Mitteilung, daß nunmehr die Grundlagen für die Errichtung einer türkischen Nationalbank bekannt gegeben worden sind. Das neue Bankinstitut soll mit einem Kapital von 4 Millionen türkischen Pfund ausgestattet werden in Aktien zu 10 Pfund. Dieser Nominalbetrag ist so gering bemessen, um es allen türkischen Bevölkerungsschichten möglich zu machen, sich an diesem rein nationalen Institut durch Aktienankauf zu beteiligen. Hervorzuheben ist, daß nur türkische Untertanen berechtigt sind, derartige Aktien zu erwerben. Es verlautet, daß das Privilegium der Banknotenausgabe auf das neue Nationalinstitut übertragen werden soll. Bisher hatte lediglich die Banque Impériale Ottomane solches Recht. Die neue Bank soll neben dem regulären Bankgeschäfte hauptsächlich ihre Aufmerksamkeit der Erschließung der Länderstrecken zuwenden, die in Anatolien und Syrien usw. noch brachliegen; sie soll sich mit der Trockenmachung von Sumpfgegenden, der Bewässerung von Ebenen, der Eindämmung von Flüssen befassen. Ferner beabsichtigt man, den Personalkredit auf eine erweiterte Grundlage zu bringen. Bisher war es den Firmen und Geschäftsleuten in der Türkei schwer, Kredit bei den Banken zu bekommen, sofern sich das eigene Betriebskapital als zu klein erwies. In dieser Beziehung will die neue türkische Nationalbank weitherzigere Grundsätze zur Anwendung bringen.

Höchst interessant ist aber das Programm der Vermittlerrolle, die die Bank bei dem Einkauf von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten einnehmen will. Sie will die Bezahlung der Fakturen an die europäischen Lieferanten vornehmen und ihrerseits die Einziehung der Forderungen bei den türkischen Käufern im Wege von Ratenzahlungen besorgen. Es soll nur ein geringer Zinsfuß und eine bescheidene Provision für die Bank gerechnet werden. Die europäischen Lieferanten aber, die auf diese Weise eine Sicherheit für die prompte Einlösung ihrer Fakturen erlangen, müssen sich verpflichten, Zweigniederlassungen in der Türkei zu errichten und sie mit Reparaturwerkstätten auszustatten, ferner Niederlagen von Ersatzteilen zu halten und Maschinen und Apparate für landwirtschaftliche Zwecke in genügender Anzahl stets vorrätig zu haben. Außerdem sollen diese Fabriken und Exporteure sich verpflichten, ein Instruktionspersonal zu halten, das die türkischen Bauern mit der Handhabung der modernen Apparate vertraut machen soll. In welcher Weise sich diese Belastung in den Verkaufspreisen ausdrücken soll, ist nicht gesagt, aber man darf auf der anderen Seite nicht übersehen, daß Fabriken, die sich diesen Bedingungen unterziehen, sich damit eine Art Privileg schaffen. Alle diese Pläne sind heute natürlich erst im Keim vorhanden; wie sie sich praktisch ausgestalten werden, wird die Zukunft zeigen.

Digitized by Google

DER VERSOEHNLICHE GEIST DES ISLAMS GEGEN DIE CHRISTENHEIT.

Von Halil Halid Bey.

Der gegenwärtige englische Ministerpräsident stellte in einer Rede, die er in einer früheren Periode des Krieges hielt, Deutschlands Bündnis mit einem Volke, wie das türkische, als eine schändliche Politik hin. Mit der öffentlichen Angabe der Gründe seines Abscheus ging er ziemlich vorsichtig zu Werke. Für diejenigen jedoch, die Englands Methoden der Orientpolitik kennen, war es nicht schwer, seinem absprechenden Urteil auf den Grund zu kommen.

In den Augen des „frommen" englischen Staatsmannes war es für einen christlichen Staat schändlich, mit einer muslimischen Nation gemeinsame Sache zu machen und im Verein mit ihr gegen andere christliche Völker zu kämpfen. Zu einer Zeit, wo der britischen Politik daran gelegen sein mußte, die Muslims Afrikas, Arabiens und Indiens nicht zu reizen, durfte die englische Feindschaft gegen die Türkei natürlicherweise keinen ausgesprochenen antiislamischen Charakter tragen. Augenscheinlich wird nicht erwartet, daß man sich daran erinnert, daß England zur Zeit seiner großen Königin Elisabeth ein Bündnis mit der Türkei gegen das christliche Spanien suchte, daß es ferner in einer späteren Periode seiner Geschichte — zur Zeit, als es seine Herrschaft in Indien weiter ausdehnte — türkische Hilfe in Anspruch nahm, um die Muslime Indiens auf seine Seite zu bringen, und daß es sich türkischen Beistand in den Zerwürfnissen sicherte, die den Krimkrieg nach sich zogen. Lassen wir die englischen Politiker in ihrer alten Weise weiter argumentieren; sie können an der Tatsache nichts ändern, daß die Zeit vorüber ist, wo die Welt ihr Urteil über die Pflichten der Christenheit und die Erfordernisse der Zivilisation dem Standpunkt englischer Staatskunst anpaßte.

Zur Zeit, als der Deutsche Kaiser, als hoher Gast des Islams, den Orient bereiste, hielt ich mich in England auf. Hämisch wurden von den englischen Staatsmännern und der englischen Presse die freundschaftlichen Beziehungen beurteilt, die ein hervorragender christlicher Herrscher mit den Muslimen anzuknüpfen versuchte, die von den Engländern mit geradezu mittelalterlichen Vorurteilen als die Feinde des Christentums hingestellt wurden. Empört über diese Stellungnahme Englands in bezug auf religiös-politische Fragen, schrieb ich eine polemische Arbeit, die hauptsächlich den versöhnlichen Geist des Islams gegenüber dem Christentums behandelte. Diesen meinen Feststellungen legte ich vorzugsweise die Aeußerungen früherer englischer Autoren zugrunde.

Die nachfolgenden Auszüge aus meiner damaligen Polemik dürften gegenwärtig nicht ohne Interesse sein. Ich schrieb:

Im wesentlichen ist der Geist des Islams dem Christentum nicht feindlich, und die Beispiele, die wir anführen werden, sind authentische Beweise des Nichtbestehens einer solchen Feindseligkeit. Die islamische Religion schreibt ihren Bekennern vor, Christus zu verehren, dem, wie man glaubt, die Lehren eines wahren Glaubens offenbart wurden.

Obgleich die islamische Welt nicht an den göttlichen Ursprung der Lesarten der Bibel glaubt, so hat sie dennoch unerschütterlichen Glauben an die göttliche Geburt Christi. „Die Muslime", sagt Luther, „gewähren Jesus Christus die höchsten Ehren" (Luthers Tischgespräche).

Die Muslime, die da glauben, daß ihr eigener Prophet ein Sterblicher war, der wie alle anderen Menschen zur Welt kam und starb, nennen Jesus den „Geist Gottes". In den Zeiten, wo ein religiöses Vergehen als ernstes Verbrechen betrachtet wurde, bestraften die Muslime diejenigen, die die Lehre vom göttlichen Ursprung Christi anzweifelten. Ein englischer Schriftsteller (E. Bosworth-Smith „Muhammed and Muhammedanism", p. 269) erzählt, daß einst ein Christ, der sich zum Islam bekehrt hatte und Christus lästerte, um seinem neuen Glaubensgenossen eine Freude zu bereiten, von seinen muslimischen Zuhörern vor den Richter geschleppt wurde, der ihn zum Tode verurteilte.

Von allem Anfang an stand der Islam dem christlichen Glauben nicht feindselig gegenüber, vielmehr zeigte er sich gegen die Bekenner dieser Konfession freundlich gesinnt. Beweis dessen unter anderem folgende Koranstelle: „Du wirst finden, daß die Gläubigen denjenigen, welche sprechen: Wir sind Nazarener, am

Digitized by Google

freundlichsten gegenüberstehen" (Koran V, 85). Als der Islam sich zu verbreiten begann und Mohammed gegen die heidnischen Araber Mekkas kämpfte, kam die Nachricht eines vernichtenden Sieges der Perser über die byzantischen Christen. Die Heiden Mekkas, die in religiösen Dingen die Perser als sich selbst und die Muslime als den Christen gleich betrachten, frohlockten ob dieses Sieges und erklärten den Anhängern Mohammeds prahlerisch, daß diesen selbst bald das Schicksal ihrer Brüder bevorstehe. Doch wurden Mohammeds Anhänger, denen die Niederlage der Byzantiner schweren Kummer einflößte, (Ahmed-Jevdet Kissass-i-Enbia, p. 361) bald darauf durch die Verkündung des Korans wieder beruhigt. „Besiegt sind die byzantinischen Christen . . . aber sie werden siegen in wenigen Jahren." (Koran XXX, 2.) Die Weissagung Mohammeds ging denn auch in Erfüllung, denn im Jahre 625 wurden die Perser besiegt und über die Grenzen des byzantinischen Kaiserreiches getrieben.

„Noch andere Tatsachen legen von dem versöhnlichen Geist Zeugnis ab, den die Welt des Islams dem Christentum entgegenbrachte. Wir führen hier z. B. an, wie das Heilige Land der Christen von den Muslimen verehrt wird. Nach dem Erscheinen des Islams war Jerusalem viele Jahre hindurch der „Punkt, wohin die Gebete der Gläubigen sich richten sollten" (Bible and Islam, H. P. Smith, p. 39). Diese Tatsache wird auch in der Encyclopaedia Britannica angeführt. (Siehe Artikel „Muhammedanism".) Allerdings lehrte dann Mohammed: „Nicht besteht die Frömmigkeit darin, daß ihr eure Angesichter gen Westen oder Osten kehret." (Koran 2, 172.) Trotzdem blieb die Verehrung für das Heilige Land bestehen und aus diesem frommen Grunde und nicht politischer Motive halber verteidigten in späteren Jahrhunderten die Völker des Halbmonds des Heilige Land mit so glühendem Eifer gegen fremden Einfall.

Wir wagen, zu behaupten, daß selbst heutzutage die Verehrung der Muslime für Jerusalem so aufrichtig ist, wie die der Anhänger des Kreuzes. Die Schlüssel des heiligen Grabmals werden nach allgemeiner Uebereinstimmung den muslimischen Behörden anvertraut, weil die verschiedenen christlichen Sekten gegeneinander tiefwurzelnden Argwohn hegen wegen des Wettbewerbs um politische Oberherrschaft. Ist es nicht eine Tatsache, daß der Krimkrieg zum Teil durch den Streit zwischen einigen christlichen Mächten um die Erlangung des überwiegenden Einflusses im Heiligen Land entstanden ist?

Es gibt aber auch noch andere christliche Wallfahrtsorte, die von den Anhängern des Propheten aufs höchste verehrt wurden, so die Kathedrale von St. Johann in Damaskus. Nach der Eroberung dieser Stadt beteten die Muslime 80 Jahre lang in dieser Kirche, in der sie mit Erlaubnis der Christen ihre Andacht gemeinsam mit diesen verrichteten. (T. W. Arnold, The Preaching of Islam, p. 50.) Sie sahen von der alleinigen Benutzung der Kirche ab, da ein solcher Schritt dem Geiste der den Christen gewährten Uebergabebedingungen nicht entsprochen hätte.

Die Eheschließung mit Christen wurde im Hinblick auf die Idee einer Versöhnung zwischen den beiden Religionen vom Islam immer begünstigt. Christliche Frauen, die sich mit Muslimen verheiraten wollten, wurden nicht überredet, ihrer Religion zu entsagen. Ein muslimischer General ließ für seine christliche Mutter eine Kirche erbauen. (T. W. Arnolds, Preachings of Islam, p. 59.) Eine muslimische Vorschrift besagt: „Wenn deine christliche Mutter gebrechlich ist und nicht gehen kann, trage sie auf deinem Rücken zur Kirche, wenn du es nicht erschwingen kannst, sie hinzufahren."

Einer der bekanntesten Aussprüche des Kalifen lautet: „Die Gelehrsamkeit ist das verlorene Eigentum der Gläubigen, sie müssen es suchen, wo sich ihnen die Möglichkeit dazu bietet." Wer die Geschichte des Abassiden-Kalifats gelesen hat, dem ist bekannt, daß unter der Regierung El-Mar-Muns jüdische und christliche Gelehrte an den Hof geladen wurden, um mit Muslimen über wichtige metaphysische Fragen, besonders über vergleichende Ethik, frei zu debattieren. Sie wurden nicht allein mit der größten Achtung behandelt, sondern auch mit den bedeutendsten staatlichen Aemtern betraut. Es machte keinen Unterschied, wo ein Mann geboren und was seine religiöse Ueberzeugung war. (J. W. Draper, History of the Conflict between Religion and Science, Kapitel 1 V.)

Digitized by Google

MITTELEUROPAEISCH-TUERKISCHE EISENBAHNEN.

Von Oberingenieur Franz Huber, Berlin-Steglitz.

Im Novemberhefte 1916 der „Islamischen Welt" spricht Diplom-Ingenieur Emir Ibrahim Ben Ajad von den „Eisenbahnen im Osmanischen Reiche", er weist in seinen Ausführungen auf zwei mit wenig bedeutenden Opfern zu schaffende schnelle Verkehrswege zwischen der europäischen und asiatischen Türkei hin, die mit 425 km neuer Bahnstrecke zu erreichen wären. Die Kosten für diese Bahnen lassen sich auf rund 90 Millionen Mark schätzen, einschließlich des Aufwandes für Einrichtungen zum kombinierten Eisenbahn-Dampferdienst ohne Umladung der Güter zwischen Haidar-Pascha—Stambul und Mudania und zwischen Lapseki und Gallipoli. Weiter hebt Ben Ajad als strategisch und wirtschaftlich zunächst am unentbehrlichsten den Bau folgender neuer Bahnen hervor: Von der Station Eregli der Bagdadbahn über Nigde, Kaisarieh, Sivas nach Samsun rund 400 km, von Angora über Ersingjan, Erzerum nach Trapezunt rund 925 km und von der Station Ras al Ain der Bagdadbahn über Direk-Diarbekir nach Bitlis rund 300 km. Die Kosten für diese Bahnen mit einer Gesamtlänge von 1625 Kilometern lassen sich auf 325 Millionen Mark schätzen. Diplom-Ingenieur Ben Ajad legte früher schon seiner Regierung den Bau einer dreifachen Verbindung zwischen der europäischen und asiatischen Türkei dar und glaubt annehmen zu sollen, daß die Türkei neuerdings auch die drei anderen notwendigsten Linien in Kleinasien bauen wird. Er meint:

> „daß der Unternehmungsgeist und der gute Wille, der gegenwärtig bei den meisten der führenden Männer in der Türkei herrscht, und ganz besonders die eiserne Tatkraft ihres mutigen Kriegsministers so erhebliche Lücken werden ausfüllen können, ohne vor irgend welchen Opfern für solche Zwecke zurückzuschrecken."

Ohne Opfer! Allein aus der Erschließung neuer Wirtschaftsquellen und der Annäherung der verbündeten Völker können Kräfte frei gemacht werden, die die strategische Bereitschaft nicht nur der Türkei, sondern auch ihrer Verbündeten vermittelst eines, die obigen Vorschläge für Kleinasien an Ausdehnung weit übertreffenden, fast unbegrenzten, für Friedenszeit wirtschaftlich fest gegründeten Bahnnetzes sicherstellen.

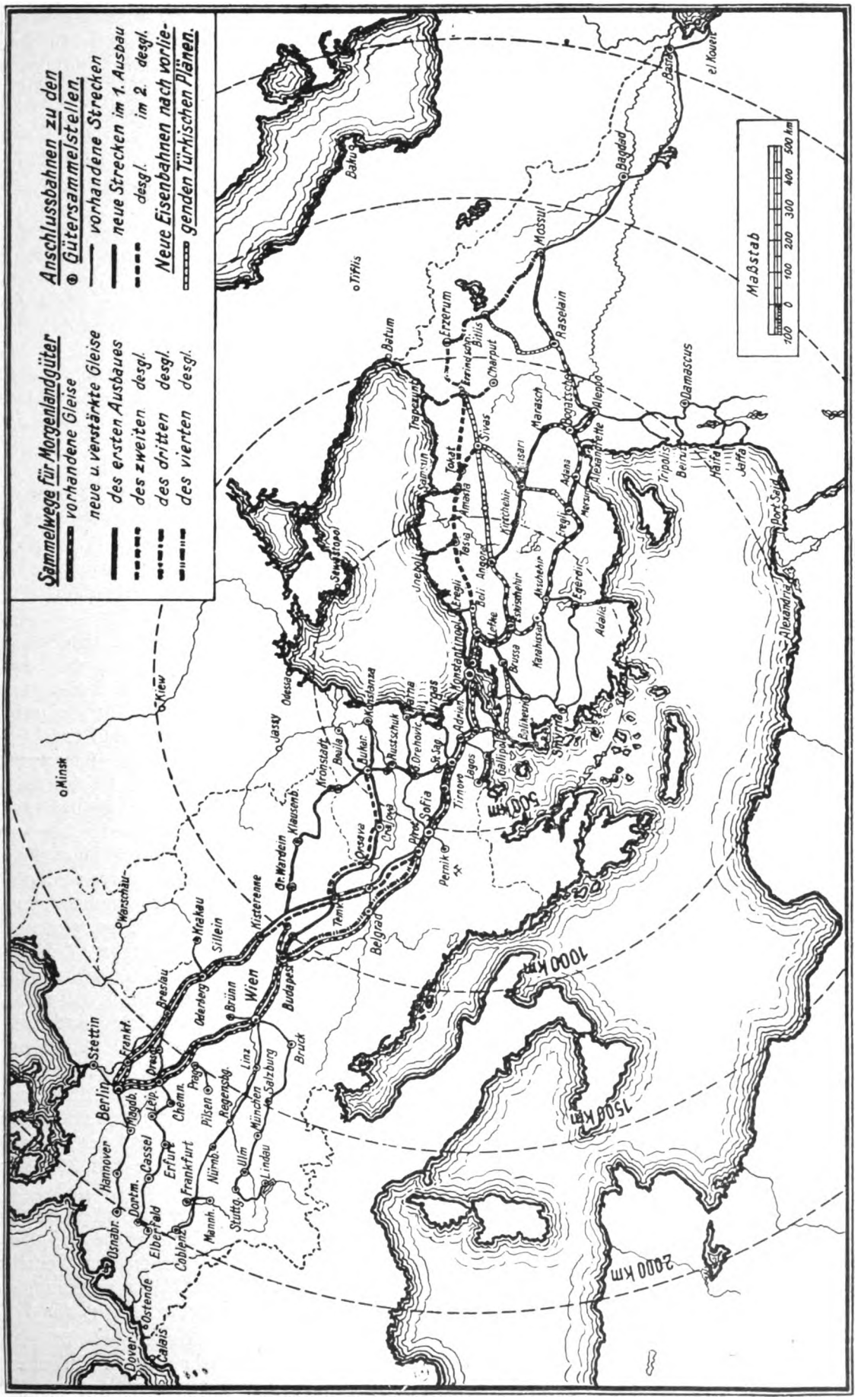
Das Interesse der verbündeten Länder von der Nordsee bis zum Persischen Golf erfordert heute den gemeinschaftlich beschleunigten Bau strategischer Bahnen, deren Wirtschaftlichkeit im Frieden durch Erschließung besonders der asiatischen Türkei gesichert wird. Wie sich dies trotz riesiger Entfernungen zu vollziehen haben wird, sagt Eisenbahndirektor a. D. Albert Sprickerhof, Berlin, in seiner Denkschrift vom Mai 1916: „Der künftige Eisenbahn-Verkehr zwischen den Mitteleuropäischen Staaten und dem Morgenlande" und einem Zusatz: „Rumänien"*).

Der Verfasser behandelt darin ausführlich, was in folgendem kurz zusammengefaßt ist:

Unsere Stärke der „inneren Linie" gegenüber den durch Meere voneinander getrennten Feinden muß dadurch zur vollen Geltung gebracht werden, daß alle verbündeten Mächte im Besitz eines vollkommenen Bahnsystems überall rasch ihre Kräfte einzusetzen vermögen; ohne diese Möglichkeit werden sie auf die Dauer gegen die Uebermacht ihrer Feinde nicht aufkommen. Da es nicht möglich ist, Bahnen ausschließlich für militärische Zwecke von dem erforderlichen Umfange zu bauen, ohne eine wirtschaftliche Grundlage für Finanzierung, Bau, Unterhaltung und Betrieb in Friedenszeiten, muß als einziger Weg zur Erzielung dieser Grundlage ein großer Eisenbahngüterverkehr eingeleitet und dadurch das Wirtschaftsleben der Türkei gegenüber dem feindlichen Auslande sichergestellt werden. Unabhängig von der See, von England und seinen jeweiligen Helfern, müssen die Verbündeten von der Nordsee bis zum Persischen Golf allen Kriegs- und Friedensbedürfnissen genügen, damit sie schlimmsten Falls auf den Seeweg überhaupt verzichten können. Weder durch Krieg aufgezwungene Innenwirtschaft, noch ein Boykott, wie ihn die Pariser Wirtschaftskonferenz plant, kann uns dann jemals mürbe machen; an dem wirtschaftlichen Zusammenschluß der Verbündeten muß jede feindliche Koalition kriegerischer oder wirtschaftlicher Art zerschellen, die Türkei hört dann auf, der Zankapfel der ganzen Welt und der Brennpunkt künftiger Kriege zu sein.

*) Im Auszug erschienen in dem Januarhefte 1917 „Technik und Wirtschaft", der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure.

Digitized by Google



Digitized by Google

Deutschland und Oesterreich brauchen dazu ihre Eisenbahnen nur durch Ladeeinrichtungen, Rangier- und Ueberholungs-Gleisanlagen zu vervollständigen, in allen übrigen beteiligten Staaten sind umfangreiche Verstärkungen und Neubauten von Eisenbahnen erforderlich. Der Verfasser führt näher aus, wie bis zum zehnten Betriebsjahre in vier Bauperioden alle erforderlichen Anlagen, die eine Erweiterung der zurzeit im Betrieb befindlichen mitteleuropäischen und türkischen Gleislängen von 160 000 km um nur 6 % bedeuten, hergestellt werden können, und zwar im Ganzen rund 10 000 Kilometer Gleislänge, von denen 2500 in Ungarn, 2000 in Bulgarien, 1000 in Rumänien und 4500 in der Türkei liegen (siehe Abbildung). Sollen diese Bahnen in ihrer Führung den vorher erwähnten türkischen Plänen nach Diplom-Ingenieur Ben Ajad angepaßt werden, so änderten sich die Längen der in der Türkei neu zu erbauenden Strecken wie folgt:

Nach Ben Ajads Projekt werden erbaut die Strecken:

1)	Uzunköpri—Gallipoli—Tapseki—Lefke mit einer Länge von . .	425 km
2)	Angora—Josgad—Sivas—Ersindjan—Erzerum—Trapezunt	925 „
3)	Eregli—Nigde—Sivas—Samsum .	400 „
4)	Bitlis—Diarbekir—Direk—Ras el 'Ain	300 „
	zusammen:	2050 km

Es erübrigt sich damit der Bau folgender Strecken der Denkschrift des Eisenbahn-Direktors Sprikerhof:

1)	Lefke—Brussa—Balikesri mit einer Länge von	200 km
2)	Tokat—Ersindjan—Erzerum mit einer Länge von	450 „
	Ersindjan—Trapezunt mit einer Länge von	150 „
3)	Samsun—Amasia—Tokat—Sivas mit einer Länge von	300 „
	Angora—Marasch mit einer Länge von	550 „
4)	Bitlis—Mossul mit einer Länge von	400 „
	zusammen:	2050 km

Es bliebe somit die Ausdehnung des gesamten neuen Bahnnetzes bei Führung einzelner Linien nach den vorliegenden türkischen Projekten derjenigen der Linienführung nach der Denkschrift vollkommen gleich, bei günstigerer Durchquerung einzelner Landstriche durch die von Emir Ben Ajad geplanten Bahnen. Wie die Führung der Linien endgültig festzulegen sein wird, wird das nähere Studium der Verhältnisse an Ort und Stelle ergeben müssen. Mit diesen Bauten wird ein hohen strategischen Anforderungen genügendes System von Eisenbahnen zwischen Berlin und Bagdad mit den erforderlichen Anschlüssen des zu erschließenden Neulandes geschaffen. Die Kosten solcher Bahnen berechnen sich auf insgesamt rund 1,5 Milliarden Mark, wovon 0,8 auf Mitteleuropa und 0,7 auf die Türkei entfallen. Da der Umfang der neu zu erbauenden Bahnanlagen nach den türkischen Plänen gleich dem nach der Denkschrift bleibt, können sich auch die Kosten dafür nicht wesentlich ändern. Die Verwaltung der so geschaffenen Bahnen übernehmen sofort die betreffenden Staaten; Personen- und Lokal-Güterverkehr erfolgen darauf nach Bedarf für ihre Rechnung. Dagegen erfährt der Ueberland-Güterverkehr eine ganz neuartige Behandlung. In Sammelstellen werden Güterzüge mit rund 600 t Nutzlast aus großen vier- bis sechsachsigen Güterwagen mit Einheitsverbundbremsen zusammengestellt und diese durch besonders schwere Lokomotiven, etwa wie früher die Luxuszüge der belgischen und internationalen Schlafwagengesellschaft, in 8 bis 10 Tagen durch die (5000 km) Strecke Berlin-Bagdad gefahren. Diese Güterzüge befördern die Bahnverwaltungen zu ihren Selbstkosten, das können sie, weil ja ohne solche niedrige Tarife dieser Verkehr überhaupt nicht in Betracht kommen würde und so oder so an dem sonstigen wirtschaftlichen Ergebnis der Bahnen sich garnichts ändert.

Der Güterverkehr der mitteleuropäischen Staaten unter sich und mit der Türkei wird nach den Ermittlungen der Denkschrift mit 3 Millionen t für Mitteleuropa und 2,4 Millionen für Kleinasien, das ist nach den ersten zehn Bau- und Erschließungsjahren mit zusammen 5,4 Millionen t angegeben, dabei ist weit mehr als die Hälfte des nach dem Kriege zu erwartenden Gesamtwarenaustausches des Balkans und der Türkei mit fremden Ländern dem See- und Flußverkehr überlassen. Für die Beförderung dieser Gütermengen werden in vier Absätzen entsprechend den vier Bahnbauperioden im Ganzen angeschafft: 56 000 Güterwagen für 33 bis 50 t Nutzlast und 1200 schwere Güter-Eilzuglokomotiven mit einem Gesamt-Anschaffungswerte von 0,6 Milliarden Mark, wovon 0,4 auf Mitteleuropa und 0,2 auf die Türkei entfallen. Der gesamte Kapitalaufwand von 1,5 Milliarden Mark für Bahnanlagen und 0,6 Milliarden Mark für rollendes Material mit zusammen 2,1 Milliarden Mark bedeutet eine Erhöhung des Anschaffungswertes aller zur Zeit in Mitteleuropa und der Türkei in Betrieb befindlichen Eisenbahnen mit 35 Milliarden Mark um nur 6 %.

Die Frachtsätze werden in Staffeln den Frachtkosten der Deutschen Levantelinie und den mitteleuropäischen Eisenbahntarifen im Verkehr mit dem Balkan und seinen Häfen angepaßt, sie ergeben einen Mittelpreis von 1,4 Pfg. für 1 Tokm.

Die erheblichen Anlagekosten für schweren Durchgangs-Güterverkehr können Bulgarien und Ungarn nicht zugemutet werden, andererseits dür-

Digitized by Google

Zahlentafel.

Ertragsberechnung für die ersten zehn Betriebsjahre.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22
	Kapital Mill. M.			Güterverkehr			Ergebnisse des Betriebes Angaben Mill. M.								Zinsendienst Mill. M.			Ertrag Mill. M.				
										MTGV-Unkosten												
Betriebsjahr	MTGV	Darlehn	zusammen	1000 t	Reiselänge im Mittel km	Millionen Tonnenkilometer	Einnahmen Mill. M.	Zugförderung	Kilometerzuschlag	Verwaltung Gehälter Löhne	Erneuerung der Betriebsmittel	Versicherung Steuern Abgaben	zusammen	Ueberschuß Mill. M.	MTGV-Dividende	Darlehn-Abschreibung und Verzinsung	zusammen	Fehlbetrag	Ueberschuß	Schwebende Schuld	MTGV-Superdividende	zur weiteren Verfügung
	—	—	Sp. 1 + Sp. 2	—	—	Sp. 4 × Sp. 5	—	Sp. 6 × 0,28 ℳ	—	—	$\frac{\text{Sp. 1} \times 3}{100}$	—	Sp. 8 bis Sp. 12	Sp. 7 — Sp. 13.	$\frac{\text{Sp. 1} \times 5}{100}$	$\frac{\text{Sp. 2} \times 5}{100}$	Sp. 15 + Sp. 16	Sp. 17 — Sp. 14 + Ausgleichposten der Vorjahre mit 4 v. H.	Sp. 14 — Sp. 7	—	$\frac{\text{Sp. 19} \times \text{Sp. 1}}{\text{Sp. 3}}$	Sp. 19 — Sp. 21
1	5,0	—	5,0	500	1788	894	12,715	3,560	1,050	1,000	0,150	0,955	6,715	6,000	0,250	—	0,250	—	5,750	—	—	—
2	10,0	—	10,0	1000	1788	1 788	25 431	7,130	2,100	2,000	0,300	1,911	13,431	12,000	0 500	—	0,500	—	11,500 + 5,980	—	—	—
3	239,3	602	841,3	2000	1850	3 700	50,480	10,360	4,200	4,000	7,179	2,741	28,480	22,000	11,965	30,100	42,065	20,065 −18,180	—	1,885	—	—
4	239,3	602	841,3	3000	1850	5 550	75,720	15,540	6,300	5,000	7,179	4,681	38,720	37,000	11,965	30,100	42,065	5,067 + 1,960	—	7,025	—	—
5	239,3	602	841,3	4200	1850	7 770	105,990	21,756	8,820	6,000	7,179	6,244	49,990	56,000	11,965	30,100	42,065	—	13,935 − 7,306	—	—	—
6	343,0	1183	1526,0	4700	2034	9 560	124,280	26,768	9,870	7,000	10,290	8,352	62,280	62,000	17,150	59,150	76,300	14,300 — 6 894	—	7,406	—	—
7	343,0	1183	1526,0	5300	2034	10 780	140,140	30,164	11,130	8,000	10,290	9,556	69,140	71,000	17,150	59,150	76,300	5,300 + 7,702	—	13,002	—	—
8	343,0	1183	1526,0	5900	2034	12 000	156,720	33,600	12,390	8,000	10,290	10,440	74,720	82,000	17,150	59,150	76,300	—	5,700 −13,522	7,822	—	—
9	594,5	1343	1937,5	8400	2107	17 700	240,780	49,560	17,640	9,000	17,835	10,745	104,780	136,000	29,725	67,150	96,875	—	39,125 − 8,135	—	9,475	21,415
10	634,0	1541	2175,0	10300	2080	21 425	293,523	59,990	21,630	9,000	19.020	11,883	121,523	172,000	37,700	77,050	108,750	—	63,250	—	18,540	44,810

Digitized by Google

fen ihre Hoheitsrechte an den Bahnen nicht angetastet werden. Es ist aber auch nicht möglich, so schnell als dies jetzt wünschenswert ist, Abmachungen zu treffen, die alle Beteiligten sichern. Es müssen daher unabhängige Unternehmen privatrechtlicher Natur geschaffen werden, die bei staatlichen Verwicklungen von Bestand sind. Die mitteleuropäischen Staaten errichten zu dem Ende eine „Mitteleuropäische Güter-Verkehrsgesellschaft" (M G V.), die Türkei eine „Türkische Güter-Verkehrsgesellschaft" (T G V.). Diese Gesellschaften werden von den Staaten selbst oder unter ihrer Kontrolle errichtet. Sie veranlassen im Einvernehmen mit den betreffenden Eisenbahnverwaltungen bei denselben den Bau der für ihre Zwecke erforderlichen Bahnanlagen mit einem durch Vermittelung des Staatskredites zur Verfügung stehenden Darlehen, bringen 4 % Verzinsung und 1 % Abschreibung dieses Darlehens entsprechend einer Vertragsdauer von 40 Jahren auf (nach erfolgter Abschreibung gehen die Anlagen automatisch in den Besitz der betreffenden Staaten über), und beschaffen die erforderliche Anzahl von Lokomotiven und Güterwagen, für deren Erneuerung sie selbst sorgen, aus eigenen Mitteln. Das Gesellschaftskapital setzt sich also nach dem neunten Betriebsjahre zusammen aus 0,6 Milliarden Mark eigenen Mitteln für das rollende Material und 1,5 Milliarden Mark Staatsdarlehen für die Bahnbauten. Den Gesellschaften liegt es ob, die Frachtsätze nach den kaufmännischen Gepflogenheiten eines tüchtigen Spediteurs selbständig zu bilden, das Frachtgeschäft zwischen Mitteleuropa und Kleinasien zu heben und den gesamten Geschäftsverkehr sowohl mit den Versendern und Empfängern als auch mit den Staatsbahnverwaltungen zu pflegen. Die M G V. verrechnet außerdem alle anteiligen Beträge des mitteleuropäischen Betriebes und führt schließlich, wie die T G V. an den türkischen Staat, Ueberschüsse aus ihrem Betriebe nach Leistung an die beteiligten mitteleuropäischen Staaten ab.

Die Betriebsergebnisse der M G V. und T G V. sind naturgemäß völlig ungleich, Mitteleuropa hat zum Teil große Bahnnetze, die Türkei muß sie in Kleinasien fast vollständig schaffen. Es wird daher eine Zentral-Verwaltungsstelle „Mitteleuropäisch-Türkische Güterverkehrs-Vereinigung" (M T G V.) errichtet, der die M G V. und T G V. unterstellt sind. Hier wird unter Mitwirkung der Beteiligten der Ausgleich der Betriebsergebnisse beider Gesellschaften geschaffen, aus dem die gleichmäßige wirtschaftliche Grundlage für alle Bahnen erwächst. Bahnen, die sich in Privatverwaltung befinden, ersetzt der betreffende Staat etwaige Ausfälle aus der Staatskasse.

Die errechneten Erträge der ersten zehn Betriebsjahre (siehe die Zahlentafel) zeigen, daß bereits im neunten, als dem ersten Betriebsjahre nach Fertigstellung aller erforderlichen Bauten, nach Ausgleich aller Fehlbeträge der Vorjahre ein Ueberschuß von rund 40 Millionen Mark verbleibt, der anteilig an die beteiligten Staatsbahnen zur Abgabe gelangt. Er beträgt rund 80% der gezahlten Selbstkosten für reine Zugförderung.

In der Schlußbetrachtung seiner Schriften wendet sich der Verfasser an die entscheidenden Stellen der verschiedenen Länder mit der Bitte, durch Mitarbeit und insbesondere durch Entsendung von Eisenbahnfachmännern in einen Arbeitsausschuß dazu beizutragen, daß mit größtmöglicher Beschleunigung den verbündeten Regierungen sorgfältig ausgearbeitete Vorschläge vorgelegt werden können, die auf die Verwirklichung der mitgeteilten Gedanken hinzielen und auf Grund deren sie in dem mit England und seinen Vasallen schwebenden Wirtschaftskampfe aus ihrer bisherigen Abwehrstellung zum gemeinsamen Angriff übergehen können, folgend dem Beispiele ihrer ruhmreichen Truppen im Felde und würdig der Erfolge ihres Schwertes.

Ist einmal ein ausreichendes Eisenbahnnetz geschaffen, dessen Selbständigkeit sichergestellt ist, und das so den größten Anforderungen wirtschaftlicher und militärischer Art genügt, so können die Verbündeten allen künftigen feindlichen Anstürmen in Krieg und Frieden trotzen, dann wird allen anderen europäischen Mächten die Lust vergehen, England weiter Heeresfolge zu leisten, und das bedeutet die Freiheit der Meere, die England ohne Vasallendienste anderer europäischer Mächte allein niemals mehr beherrschen kann.

Digitized by Google

RUSSLANDS TATAREN UND TURKMENEN.

Von Dr. Freiherrn v. Mackay.

Gewiß nicht mit unberechtigter Sorge ist darauf hingewiesen worden, ein wie kühnes und in seinen Folgen schwer berechenbares Unternehmen die Neuschaffung des Königreichs Polen durch die Mittelmächte für diese selbst sei. Indessen, wenn irgend etwas solche Beklemmung zu erleichtern imstande erscheint, so ist es die schon heute deutlich sichtbare Rückstoßwirkung der staatsmännischen Tat in der Richtung nach Petersburg. Ohne Uebertreibung kann behauptet werden, daß mit dem Zweikaiser-Manifest vom 5. November zugleich eine neue Epoche der Geschichte des russischen Reichs begonnen habe. Herz und Nervenzentrum des zarischen Reichs krampft sich unter täglich zunehmendem Druck der Kriegsnöte immer heftiger zitternd zusammen, halb im Lähmungsschrecken, halb zum Widerstand bis zum äußersten bereit. Aber die Glieder versagen den Dienst. Das alte, fast zum Spottvers gewordene Schlagwort: Polen ist noch nicht verloren! bekommt plötzlich Wirklichkeitsbedeutung, und damit ist notwendig das gesamte Problem Osteuropa und der Kern und die Pfahlwurzel der Fremdvölkerfrage auf eine neue Gleichung gebracht. Sie wird nicht mehr auf die phraseologische allslawisch-russische, sondern auf die reale geschichtlich-europäische Linie eingestellt. Man folgert durchaus logisch, daß die Wendung in der Lage Polens mit der Unerbittlichkeit politischer Naturgesetze in naher Zeit auch eine durchgreifende Wendung des Schicksals der einstweilen noch unter moskowitischem Regiment stehenden anderen Völker nach sich ziehen müsse.

In „Halbasien", im europäisch-asiatischen Zwischengebiet, haben große turktatarische Reiche bestanden, lange bevor es ein Zartum gab. Die damaligen Russen waren den Fürsten dieser Reiche untertan und die Botmäßigkeit begründete sich auf der kulturellen Ueberlegenheit der byzantinischen und später mohammedanischen Staatswesen. Aus der slawisch-lettischen Volksgemeinschaft erwuchs einst das nördliche nowgorodsche Reich in der unübersehbaren Tiefebene von Ladoga, Isborsk, Bjelo-osero, und grenzenlos wie das Land waren die Machtideen, mit denen dessen Begründer, die skandinavisch-warägischen Ruriks, zu immer neuen Beutezügen ausschwärmten. Zunächst nach dem Schwarzen Meer, um sich die Ukraina zu unterwerfen, von deren Bewohnern die Russen alles entlehnten, was als Kultur-Morgengabe sie ihrem Raubstaat darzubringen hatten. Der mongolische Sturm schien das auf Triebsand ruhende Gebäude zerschmettern zu sollen. Da schirmte es der Khan der Krim, der die „Goldene Horde" vernichtete, vor der Todesgefahr. Nun konnten die sämtlichen zersplitterten Teilfürstentümer mit Moskau vereinigt und um diesen großen Kern größere Ringe von unterjochten Fremdvölkern — Letten, Litauern, Polen, Ruthenen, Sirjänen, Kareliern, Wogulen, Baschkiren, Kalmücken, Kirgisen, Turkmenen — gelegt werden. Die Folgen dieser Machtausbreitung zeigten sich in eigentümlichem Licht. Die Krim, die heute etwa ½ Million Tataren zählt, war damals ein blühendes Land mit zahlreichen Dörfern und Städten, mit hochentwickeltem Ackerbau, fruchtbaren Gärten und Weinbergen; heute trifft der Wanderer an deren Stelle Einöden mit zerstörten Wasserleitungen, von Unkraut übersäten Feldern, ausgestorbenen Viehherden, verarmten Bewohnern.

Die Russen und ihre Herrscher, deren gewaltige kolonisatorische Leistungen in Urwaldgebieten und bei der Erschließung Sibiriens zu leugnen ungerecht wäre, bewiesen auf die Dauer keine Fähigkeit, aus dem rohen, spröden, jedoch wertvollen Metall ihrer Völker durch Legierung und verständiges Schmelzverfahren eine hochwertige Münze zu prägen. Im Gegenteil! Mit der ersten Mongolenherrschaft zog jener sarmatisch-skythische Geist despotischer Roheit und Unduldsamkeit in das Moskowitertum ein, der ihm bis heute trotz aller Scheineuropäisierung geblieben ist und der zum Fluch Rußlands wurde: der blöde, gehässige Nationalismus, den die wenigen klugen unter den weißen Zaren abgelehnt, dem alle Finsterlinge unter ihnen gehuldigt haben, und der es bewirkte, daß von den unterjochten Völkern die kulturrückständigen, wie die Tscheremissen, Tschuwaschen, Baschkiren, Kalmücken, dezimiert wurden, die kulturüberlegenen dem russischen Einfluß völlig fremd blieben.

Wenn Rußland trotzdem vermocht hat, auch in seinem müslimischen Hauptlager und tatarischen Kernland, in Turkestan, das einschließlich der halb unabhängigen Chanate Buchara und Chiwa etwa 9 Millionen Einwohner zählt*), räumlich aber größer ist als Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Italien zusammengenommen, seine Macht zu behaupten, so liegen die Gründe dessen hauptsächlich in dem mittelalterlichen Verfall der islamischen Kirchengemeinschaft und dessen Rückstoßwirkun-

*) Hierzu kommen 1 Million Turkmenen in Transkaspien, 3 Millionen Türken im Kaukasus.

Digitized by Google

gen nach Mittelasien, wie es Nawikin in seinen Untersuchungen über die Bevölkerung des Landes kritisch scharf und überaus lehrreich dargestellt hat. Er legte dar, daß noch heute unter diesem Tatarentum die Vorstellung von dem „Schach Wildor", dem Bevollmächtigten Gottes, wie sich Tamerlan nannte, lebendig ist, der die Würde des Sultans und des von Gott eingesetzten geistlichen Oberhirten, des Imam, in einer Person vereinigte, und daß dieser höchste Würdenträger gleich allen seinen beamteten Dienern, den Chanen, Hakims, Kadis, Amilen, nach dem Hukum, dem islamischen Kanon, für Volk und Gemeinde in selbstloser Weise, nur gegen eine ganz geringe Vergütung, zu sorgen verpflichtet war, daß aber aus diesem patriarchalischen Ideal im Lauf der Zeit genau das Gegenteil wurde; daß nach dem Sturz des Bagdader Kalifats die islamischen Einzelherrscher ihre Gemeinden in ein Rajat, eine rechtlose Herde von Sklaven verwandelten, daß sie das Sjakat, die Kirchensteuer, die lediglich Verwaltungs- und Wohltätigkeitszwecken dienen sollte, zu einer persönlichen Zivilliste machten, daß durch ihre Willkür aus dem Volksheer der Glaubenskämpfer eine Leibgarde wurde, die den Spottnamen „Tyrannendiener" erhielt, kurz, daß die Herde der Gläubigen, statt geweidet zu werden, nur immer geschoren und geprügelt wurde. So fand der Zarismus hier einen günstigen Ackerboden für die Sättigung seines imperialistischen Ausdehnungsdranges vor.

Die Petersburger Regierungsgrundsätze, die mehr oder weniger für alle später unterworfenen nachbarlichen Islamgebiete galten, waren: in die Angelegenheiten der Eingeborenen nur soweit einzugreifen, als die Anerkennung der Petersburger Herrschaft es unbedingt verlangte, die verschiedenen Nationalitäten gleichmäßig zu behandeln, aber stets den Ansässigen vor den Nomadisierenden den Vorzug zu geben, alle Stämme ausnahmslos vom Kriegsdienst auszuschließen. Die Nützlichkeit und Klugheit dieser Richtlinien liegt auf der Hand. Durch die zahlreichen und kühnen Eisenbahnbauten Rußlands, die freilich fast ausschließlich aus strategischen Gründen unternommen wurden, ward Mittelasien, das bislang wie eine verzauberte Burg zwischen den Wällen der mongolischen und westasiatischen Kultur dahingedämmert hatte, aus der Starre zu neuem Leben erweckt. Westsibirien strebte mit Riesenschritten modernen Wirtschaftsformen zu, und nach ihm richteten sich mit ständig gesteigerter Flutstärke die Verkehrsströme des islamischen Herzens Asiens, um es mit immer mehr Faserverflechtungen an den zarischen Reichsriesen zu binden.

Wenn trotzdem das Zittern des islamischen Nebengebietes immer mehr auch auf die Vorwerke russischer Macht übergriff, so hat das Petersburg zweifellos vorab eben seinem hetzerischen Nationalismus zu danken, der auch hier wieder als das unheilbringende Hausgespenst Rußlands sich erwies. Nachdem man sich in Petersburg auf die Heilsbotschaft von den echtrussischen Leuten eingeschworen hatte, die allein befähigt und berufen sein sollten, den Staat zu der ihm von der Vorsehung bestimmten Machtgröße emporzuführen, machte man natürlich bei der großen Hetze gegen die „Fremdstämmlinge" und „Mestizen" nicht bei den Deutschen, Polen, Finnländern und anderen europäischen Volkselementen halt, sondern dehnte die fanatische Wühlerei auch auf Asien aus. Man stellte die Propaganda für die Verbrüderung aller Muslims als eine Rußland schwer bedrohende Gefahr hin, unterwarf die mohammedanische Presse einer strengen und willkürlich gehandhabten Zensur und machte das Schulwesen einer engherzigen Verrussungspolitik dienstbar. Ein Ukas verfügte, daß außer dem Religionsunterricht bei keinem Lehrgegenstand die nationale oder arabische Sprache mehr angewandt werden und daß in den Medresen, die meist die Stelle der öffentlichen Lehranstalten vertreten, überhaupt nur noch religiöse Fächer behandelt werden dürften. Die Folge war, daß sich dem Petersburger Nationalismus ein tatarischer entgegenstellte, dessen Bedeutung und Durchschlagkraft um so höher eingeschätzt werden muß, als die Intelligenz dieser islamischen Volksgruppe den Anspruch erheben darf, eine geistige, politische und kulturelle Auslese in der mohammedanischen Glaubenswelt darzustellen. Turkestan gilt seit alters als das Land der „tausend Heiligen", dessen Glaubensstärke einst Weltruf hatte. Die räumliche Entfernung und die politische Entfremdung von den Hochsitzen des Islams hat es zwar mit sich gebracht, daß die Tataren, Turkmenen und Tadschiken, während sie sich mit den Sitten hoher Ahnen auch deren Kämpfergeist bewahrten, sich um die Vorschriften des Korans meist nicht mehr viel kümmerten und an deren Stelle eigene Landessitten setzten; ähnliches gilt von vielen Kirgisen-, Tscheremissen- und Tschuwaschenvölkern, die in gewissem Botmäßigkeitsverhältnis zu dem tatarischen Herrentum stehen und mehr und mehr dessen Lebensgewohnheiten angenommen haben. Aber der Glutkern einstigen Glaubenseifers glost doch unter der Asche nach, ebenso wie die Erinnerungen an die Blut- und Sprachgemeinschaft mit den Türken nicht erloschen ist. Alle diese Beziehungen zum Islam und dessen Vormacht wurden nun von der Aristokratie des Tatarentums der nationalistischen Bewegung dienstbar gemacht; die Sprache von allen Lauten russischer Einfuhr gesäubert, mit Feuereifer an der Entwicklung der schon früher sehr umfangreichen Literatur und Presse im völkischen Sinn gearbeitet und die Freundschaft mit den Jungtürken

Digitized by Google

in Konstantinopel gehegt und gepflegt. Ueberaus charakteristisch ist die Tatsache, daß beim Friedenschluß in Portsmouth allgemein das Gerücht ging und geglaubt wurde, Rußland habe sich zur Duldung der Errichtung eines selbständigen turkestanischen Reiches verpflichten müssen und der neue Sultan habe sich bei der Umgürtung mit dem Schwert des Propheten für die Durchführung dieser Zusage verbürgt.

In der Revolutionszeit setzten die islamischen Fremdvölker genau wie die christlichen ihre Hoffnungen auf die Kadetten, die sich damals als Beschützer aller Nationalitätenrechte aufspielten. Der „Sojus russkisch musulman", der Bund der russischen Mohammedaner, paßte sein Programm durchaus der Dumalinken an und verhandelte mit ihr auf den Kongressen von Nischni Nowgorod und Petersburg über ein einträchtiges Zusammenwirken. Sehr bald aber wurde das gute Einvernehmen gestört. Denn eben der sogenannte russische Liberalismus war es ja, der, nachdem das Schwarze Hundert die alte Macht wiedergewonnen hatte, sich in seltsamer Verkennung seiner Aufgaben dem allslawischen, richtiger gesagt allrussischen Programm verschrieb, um sich als Schrittmacher staatlicher Machtgröße ins politische Schaufenster zu stellen, zugleich aber jedes ehrliche Einstehen für die Fremdvölker unmöglich zu machen. Der finstere moskowitische Geist hatte wieder einmal auf der ganzen Linie gesiegt, und das heutige Ergebnis dieses Triumphes liegt nur zu erschreckend deutlich zutage. Turkestan wird gut genug gehalten, das Abschubgebiet für alle die Untertanen zu sein, welche die fliehenden zarischen Heere aus Polen, Litauen, Weißrußland vor sich hergetrieben haben. Damit ziehen Elend, Hunger, Krankheiten in das Land ein. Das Regiment Kuropatkin ist ebenso schonungslos, wie die Kriegskunst des einst gefeierten Feldherrn. In der Denkschrift des Komitees zum Schutz der mohammedanischen türkisch-tatarischen Völker heißt es:

„Rußland hat seine mohammedanisch-türkische Bevölkerung ihrer elementarsten und heiligsten Rechte beraubt. Diese Völker dürfen mit ihren eigenen Stammesbrüdern und Stammesgenossen keinen gesellschaftlichen oder Handelsverkehr aufrecht erhalten; Türken aus Kasan, aus dem Kaukasus dürfen in Turkestan, auf kirgisischem Boden keinen Grundbesitz erwerben, sie dürfen ihre heiligsten Religionspflichten nicht erfüllen, man benimmt ihnen die Möglichkeit der geistigen Erziehung. Die russische Regierung will alle Kultur- und Lebensfähigkeiten dieser unglücklichen Völker in dem Maß ausrotten, daß das von vielen Millionen bevölkerte Zentralasien, welches einst Universitäten, kulturelle Einrichtungen aller Art und eine hohe Kunstentwicklung besaß, seine alte Gesittung und Blütezeit nimmer wieder zurückerlangen kann."

Die alte Praxis, von den tatarischen Grundeigentümern, die andere Urkunden über ihre Besitzrechte als die Familienüberlieferung nicht haben, gesetzliche Nachweise zu verlangen und, wenn diese nicht erbracht werden, das „herrenlose Land" an Petersburger Günstlinge zu verschenken, wird neuerdings eifrig betrieben. Aber eben unter diesem verdoppelten Druck bäumt sich der Stolz und das Ichbewußtsein der muslimischen Untertanenschaft erst recht auf. Die Saat des turktatarischen Nationalismus, die von einem Schihab ed Din Mardschani, einem Mirsa Fettschali Achumdow, einem Ismail Gasprinski ausgestreut wurde, geht in vollen Aehren auf. Die Ziele, die heute verkündet werden, Wiederaufrichtung der Chanate der Krim und Kasans, Verselbständigung Turkestans, Neutralisierung der Kaspischen Gebiete bedeuten gegenwärtig gewiß nur politische Ideale. Aber ein chinesicher Weltweiser hat gemahnt: „Es gibt in der Welt einen immer sieghaften und einen immer sieglosen Sinn. Der sieghafte Sinn heißt Demut, der sieglose Sinn heißt Gewalt." Ueberträgt man das Wort ins Politische und setzt anstelle von Demut ruhiges Selbstbewußtsein, Billigkeitsgefühl, Gerechtigkeitssinn, so hat man, in Block und Pflock, einen bündigen Hinweis auf den Urquell der Leidensgeschichte Rußlands und der Spannungen zwischen ihm und seinen Fremdvölkern. Das Moskowitertum entbehrt des Bewußtseins der inneren geistigen und moralischen Ebenbürtigkeit mit den Gästen seiner Nationalitätenherberge. Diesen Mangel sucht es notwendig durch rohe Gewalt zu ersetzen. Darum fehlt ihm jeder aufrichtige Wille zur Behandlung der Fremdvölker auf dem Fuß ehrlicher Anerkennung ihrer Gleichberechtigung, darum ist es unersättlich in seinem Macht- und Länderhunger, darum löst es letzten Endes alle Völkerrechtsfragen nach dem plumpen Schlüssel auf: possession is nine points of the law. Darum ist Rußlands rohe Lebensgier ebenso stark, wie sein Lebenssinn schwach, mit anderen Worten sein Daseinsrecht in der heutigen Gestalt zweifelhaft ist. Die Krise nach dem mandschurischen Krieg hat dieses Wurzelproblem des zarischen Staatswesens nur nach der sozialpolitischen Funktionsreihe hin aufgeworfen; die Nachstürme des Weltkriegs werden sie in der ganzen Verkettung der entwicklungsgeschichtlichen nationalen und völkischen Faktoren und Wurzeln aufrollen. Und in dem gewaltigen Zersetzungsprozeß, der alsdann anhebt, wird zweifellos das Turktatarentum eine erste und wichtigste Rolle spielen, als eine Rasse, die an geistigen Beanlagungen, an Arbeitswillen und -fähigkeit, an sittlichem Stahl und religiös fester Lebensverankerung, vorab aber an jugendlich erwachender Tatkraft und -lust durchaus über dem russischen Herrn steht.

Digitized by Google

DIE NEUE TUERKEI UND IHRE LITERATUR.

Von Professor Dr. Martin Hartmann.

In erstaunlicher Weise hat das Osmanische Reich in den letzten Jahren seine Lebens- und Entwicklungsfähigkeit bewiesen. Auf allen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens wurde in intensivster und wahrhaft fördernder Weise gearbeitet. Besonderer Dank gebührt den Feinden: der Vernichtungsplan, der nun in so schamloser Weise offen ausgesprochen wurde, lag klar vor den Augen der Tieferblickenden. Er ist nicht neu, und die ernsten türkischen Staatsmänner haben sich nie über die wahren Absichten ihrer französischen und britischen „Freunde" getäuscht. Ein mannhaftes Auftreten gegen die feindlichen Machenschaften war nicht möglich ohne das Zusammenstehen mit anderen Mächten. Als die von deutscher Staatskunst durchschauten Pläne zum Ausbruche des Weltkrieges führten, war der Anschluß der Türkei nur eine Frage der Zeit. Die Türken konnten den Kampf gegen die gewaltigen Gegner aufnehmen, weil sie imstande gewesen waren, sich aus einer Gefahr zu retten, die verderblich zu werden drohte. Sie hatten bei der an sich lobenswerten Beschäftigung mit der Theologie und der Mystik die Verbindung mit dem Leben verloren. Bei dieser einseitigen Entwicklung wirkte erschwerend ein Moment, das eng mit jener Richtung zusammenhängt: das Ueberwiegen der Geistlichkeit in dem Betrieb der Literatur. Es hatte zur Folge, daß die in dieser Geistlichkeit vorherrschende Neigung, der gemeindlichen Tradition blind zu folgen, sich in allen Lebensbetätigungen äußerte. Man ging dabei von dem Gedanken aus, daß es Gott wohlgefällig sei, wenn der Muslim sich möglichst eng anschließt an das, was als Uebung des Propheten und der durch Gottesfurcht und frommem Wandel hervorragender Männer anerkannt ist. Nun hat leider im Laufe der Jahrhunderte hinsichtlich dieser Momente eine nicht geringe Irreführung stattgefunden, sofern auf Grund gewisser soziologischer Gesetze, die für alle großen Männer der Vergangenheit und Gegenwart gelten, in die Berichte über die Handlungen und Aussagen des Propheten und der Heiligen vieles sich eingeschlichen hat, was in der Wirklichkeit nicht begründet war. Das ist im Islam allezeit von den Männern mit kritischem Urteil zugegeben worden, und selbst Theologen von so großer Frömmigkeit wie die Imame Ghazali und Ibu Taimija haben sich über die Unrichtigkeit einer großen Anzahl von Traditionen nicht getäuscht. Als die Türken den Islam annahmen, waren sie ein kräftiges Volk, aber noch nicht geschult in den Dingen des Studiums und nicht geneigt zur Kritik. So drang eine Anzahl unrichtiger Vorstellungen in ihr Geistesleben ein. Vor allem gerieten sie völlig in den Bann des Tradierten. Die Erhabenheit der Sprache des religiösen Grundbuches machte einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie ihre Sprache und Literatur in reicher Weise mit arabischen Worten schmückten und zugleich Formen der arabischen Literatur in die ihre aufnahmen und in der Poesie einige der von den arabischen Dichtern gebrauchten Versmaße anwandten. Dabei waren sie geleitet durch das Vorbild der Perser, deren Dichtungen ausschließlich in arabischen Versmaßen abgefaßt sind. Während bei den Persern die ursprüngliche Dichtungsart durch diese Annahme von Fremdgut völlig verloren gegangen ist, ist es bei den Türken nicht der Fall. Noch längere Zeit nach der Annahme des Islams dichteten die Türken in ihrer alten nationalen Weise, d. h. mit Anwendung des Silbenzählsystems im Gegensatz zur Silbenmessung. Wir haben Beispiele solcher Zählverse in einem der ältesten Werke der türkischen Literatur: der gelehrten Arbeit des Mahmud Kaschgari, der im Jahre 466 der Hidschra (1074) in seinem türkisch-arabischen Wörterbuche Diwan Cughat atturk eine große Anzahl von Versen mitteilt, die diesen alten Bau zeigen. Fast zu gleicher Zeit verfaßte am gleichen Orte, Kaschgar, der Kämmerer des Sultans Tapgatsch, Jusuf Chass Hadschib, ein langes Lehrgedicht in dem arabischen Versmaß mutaqarib. Man sieht daraus, daß bereits damals die beiden Strömungen miteinander kämpften. Bei den Osmanen hielt sich die Anwendung des Zählverses in der schönen Literatur bis in das fünfzehnte Jahrhundert (so sind z. B. die Verse, die in dem von Aschiqpaschazade um 908/1502 verfaßten Geschichtswerke vorkommen, Elfsilber, die sich in zwei Teile von 5 und 6 Silben gliedern). Es ist bekannt, wie bald nach der Eroberung Konstantinopels sowohl der kaiserliche Hof als die große Schar der Beamten sich dem echten Türkentum entfremdeten und auch in der Literatur das nationale Gewand

Digitized by Google

ablegten, um mit Mischformen zu glänzen, bei denen das Türkische vollkommen zurücktrat. Es ist aber für ein Volkstum unmöglich, sich gesund zu erhalten, wenn nicht beständig das gesellschaftliche Leben aus den starken Quellen der natürlichen Aeußerungen des Volkstums sich immer neu befruchtet. Es ist das große Verdienst einiger neueren türkischen Dichter, diesen Gedanken erfaßt und den Weg auf dieser Bahn gezeigt zu haben, indem sie, jene Mischsprache aufgebend, nach möglichst rein türkischer Ausdrucksweise strebten und zugleich die alten Formen der türkischen Poesie neubelebten. In dieser Richtung wirkten vor allem zwei Männer: Mehmed Emin und Zija Gök Alp, von denen der erste nur Gedichte von silbenzählendem Charakter geschaffen hat, während Zija auch die Formen des 'aruz, d. h. der streng metrischen Dichtart, beherrscht. Sicherlich standen unter dem Einfluß dieser Männer diejenigen Jüngeren, die nach der Revolution vom 10./23. Juli 1324/1908 in Salonik die für die Vereinfachung der Sprache eifrig arbeitende Gruppe der Jenilisandschiler „Neusprachler" bildeten. Unter ihnen zeichnet sich durch Tiefe und Mannigfaltigkeit der Gedanken und durch ergreifende Sprache aus Ali Dschanib, von welchem diese Zeitschrift in Heft 2 eine Probe brachte. Eigentümlich ist ihm, daß er, obwohl durchaus der Vereinfachung der Formen geneigt und von einem glühenden Nationalitätsgefühl beseelt, in den meisten seiner Gedichte an der arabisch-persischen Verskunst festhält. Es liegt hier der Beweis vor, daß das moderne nationale Denken sich sehr gut verträgt mit der Anerkennung älterer Formen. Im allgemeinen gilt, daß diejenigen, die heute noch an den arabisch-persischen Versformen als den einzig zulässigen festhalten und zugleich in ihren Gedichten sich der früher beliebten, mit persischen und arabischen Worten übermäßig vermischten und vom Volke nicht verstandenen Sprache bedienen, als Dichter nicht hoch zu bewerten sind. Einige, wie der bekannte Dschelal Sahir, der neuerdings eine ausgebreitete und verdienstliche Tätigkeit in der Presse übt, haben eine Wandlung durchgemacht und, in den Versformen und in der Sprache den alten Stil verlassend, sich dem neuen zugewandt.

Der Aufschwung der Osmanischen Literatur begann mit den näheren Beziehungen, in die die Türkei zu Europa trat. Es ist nicht möglich, daß ein Volk, wie hoch auch seine sittlichen Eigenschaften und sein religiöses Vorstellungsleben stehen, die engere Berührung mit Völkern anderer Art entbehren kann. Erst durch Reibung entsteht das Feuer. Als im Krimkriege zahlreiche Franzosen die Türkei durchzogen, um mit ihr und den Briten zusammen den russischen Feind zu bekämpfen, wurden die Intellektuellen unter den Osmanen angeregt, diese Berührung zu vertiefen durch das Studium europäischen Wesens in Frankreich. Das gab Anlaß zur näheren Beschäftigung mit der französischen Literatur und zur Herstellung von zahlreichen Uebersetzungen, die, namentlich in Erzählung und Drama, die Osmanische Literatur aufs günstigste befruchteten. Leider kann man dieser neuen Generation den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich auf die französischen Vorbilder beschränkte und nicht auch die an gewaltigen Werken so reiche deutsche Literatur studierte und nachahmte, daß sie ferner innerhalb der französischen nicht mit der nötigen Kritik verfuhr, sondern ohne strengere Auswahl herübernahm.

Ein ernstes Hindernis erwuchs der Entwicklung der Literatur durch das absolutistische Regiment Abdulhamids. Dieser Fürst, von einer gewissenlosen Umgebung in seinen krankhaften Neigungen bestärkt, sah in jeder ernsten selbständigen geistigen Arbeit den Versuch des Umsturzes. So konnten die regeren Geister sich nicht äußern, und die literarische Produktion war beschränkt auf eine kleine Zahl von Zeitungen und Zeitschriften, die nur Wertloses bringen durften, und auf eine Buchpresse von minderwertigem Charakter. Durch die Erhebung im Jahre 1908 wurde diesem Zustand ein Ende gemacht, und es begann eine Zeit der lebhaftesten literarischen Aeußerung. Es wurden bereits einige Namen genannt, die für die neue Richtung von Bedeutung wurden. Der Hauptzug ist die Betonung des Nationalen, das hier nicht selten in Arbeiten von großer Kraft und Schönheit sich auswirkt. Wenn einige Vertreter dieser Richtung in der Abwendung von den alten Ideen etwas weit gehen, so fehlt es nicht an Beispielen, daß auch Nationalgesinnte der Bedeutung des religiösen Lebens sich vollkommen bewußt sind. Man kann vielleicht sagen, daß diese Aeußerungen des religiösen Denkens heute einen reineren, höheren Charakter haben als vordem, wo sie mehr den Eindruck der Wiedergabe theologischer Schönrednerei als den des ernsten inneren Erlebens machten.

Bedeutet der Weltkrieg eine schwere Prüfung auch für die Türkei, so ist doch nicht zu verkennen, daß auch ihre Bewohner, wie die meisten anderen an diesem Kriege teilnehmenden Länder eine Hebung des nationalen, religiösen und sittlichen Lebens erfahren haben. Seit Beginn des Krieges war es auch dem politisch weniger Geschulten klar, daß die feindlichen Mächte neben der Vernichtung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns auch die der Türkei beabsichtigten. Der Versuch, die Dardanellen zu bezwingen und damit die Hauptstadt des Reiches in die Hand zu bekommen, scheiterte, aber es wurde weiter an der Hoffnung festgehalten, die Türken aus Europa zu verjagen und damit auch ihrer Herrschaft in Vorderasien ein Ende zu machen. Das beruht auf einer völligen Verkennung der Tatsachen. Die militärische Lage

Digitized by Google

der Türkei ist heute besser als je. Dabei arbeitet sie an ihrer inneren Erneuerung mit einer Zielbewußtheit und einer Energie, die Bewunderung verdienen. Die gesteigerte Tätigkeit im Dienste des Vaterlandes und des Gemeinwohls hat alle in den Völkern des Landes schlummernden Kräfte aufs günstigste beeinflußt. Dieser Erfolg wird auch den Literaturen dieser Völker zugute kommen. Die Türken hatten in der Zeit vor dem Terror Abdulhamids auf verschiedenen Gebieten von Wissenschaft und Kunst gute Fortschritte gemacht. Nach dem Falle der Hamidischen Herrschaft trat, wie schon bemerkt, ein kräftiger Aufschwung ein. Es ist, als ob der gefährliche Angriff, der bald nach Kriegsbeginn auch auf die Türkei sich erstreckte, in dieser zu einer besonders lebhaften Aeußerung dieses Geistes des Fortschritts geführt hätte. Gegenwärtig empfangen den Hauptteil davon die Wissenschaften, die an der reorganisierten Hochschule von tüchtigen einheimischen Gelehrten und einer Anzahl ausgezeichneter deutscher Forscher gelehrt werden. „Unter den Waffen schweigen die Musen." Sobald der Krieg beendigt ist, wird das rein literarische Leben der Türkei, das übrigens auch jetzt durchaus nicht völlig ruht, eine Entwicklung erfahren, die auf breiterer Grundlage als vordem sowohl den nationalen Eigentümlichkeiten eine ausdrucksvolle Betätigung gewähren wird, als auch aus dem osmanischen Schrifttum Werke hervorgehen lassen wird, die als vollgültige Zeugen die Fähigkeit der türkischen Nation zur Schaffung von Werken der Weltliteratur bekunden werden.

Die Bedingungen eines großzügigen literarischen Schaffens sind den Osmanischen Türken in besonderem Maße gegeben: aus den Anfängen einer großen Vergangenheit stammen die Steindenkmäler vom Orchon, in denen ein Türkenvolk in eigener Schrift ausdrucksvollen Bericht erstattet über seine Kämpfe, seine Züge, seine Vorstellungen. In dieser Vergangenheit saßen Türken als Herrscher auf zahlreichen Thronen Asiens. So besitzen die Osmanischen Türken eine Fülle von Stoffen, die sich zur Bearbeitung in ihrer schmiegsamen, durch den feinsten Bau ausgezeichneten Sprache eignen. Daneben gehören sie dem orientalisch-islamischen Kulturkreise an; sie haben dadurch leichten Zugang zu den Meisterwerken dieses Kreises, sowohl den arabischen, von dem Koran bis zu den seltsamen Gebilden theologisch-mystischer Spekulation im Stile Ibn Arabis, wie den persischen, in deren heitere Sinnlichkeit mit tiefernster Mystik sich paart. Nun sind sie auch in den fränkisch-mittelmeerischen Kreis getreten, gegen den sie sich Jahrhunderte lang verschlossen hielten, und leben sich mit zäher Mühe in seine reichen, immer neuartig sich gestaltenden, ein großes Stück des klassischen Altertums bergenden Schätze ein. Der engere Anschluß an Deutschland, dessen Söhne die Denkmäler hohen Geisteslebens zu durchforschen nicht müde wurden und daneben selbst immerwährend Denkmäler schufen, wird dem Bemühen, in jene Welt einzudringen, noch Steigerung und Förderung bringen.

Im einzelnen lassen sich Ratschläge für das große Werk nicht geben, Vermutungen über die kommende Entwicklung nicht aussprechen. Eine neu sich bauende Nation sucht ihren eigenen Weg, und alles Schulmeistern ist unnütz und könnte nur verstimmend wirken. Aber es sei gestattet, aus der Fülle der Parallelen und aus der Beobachtung sozialer Evolutionen das anzuführen, dessen Beachtung der speziell türkischen Entwicklung nützen könnte.

Es wurde von den beiden Kulturkreisen gesprochen, mit denen die Osmanischen Türken räumlich so nahe sich berühren und mit deren einem sie durch die Religion sehr enge Beziehungen haben, während der andere, jahrhundertelang vernachlässigt, in der neuen Zeit mit Eifer studiert wird. Es ist keine Beleidigung für die Türken, wenn hier ausgesprochen wird, daß sie auf beiden Gebieten noch vieles zu lernen haben. Unter den Türken selbst ist die Meinung verbreitet, daß sie durch die frühe Beschäftigung mit dem Koran und gewissen Stücken der arabischen Literatur sowie durch die Anlehnung an den persischen Wortschatz und die persische Literatur vor den Europäern vieles voraus haben. Das kann in solcher Allgemeinheit nicht zugegeben werden. Bei näherem Zusehen zeigt sich, wie ungenügend die Kenntnis der beiden Sprachen und Literaturen ist, ausgenommen bei ganz wenigen Gelehrten und Schöngeistern von hervorragender sprachlicher Begabung und Zähigkeit des Arbeitens. Es läßt sich etwa vergleichen, wie in Europa im Mittelalter Lateinisch getrieben wurde, und wie man, mit einem sehr bescheidenen peculium der Kenntnis der Sprache Roms versehen, sich als Kenner dieser Sprache fühlte, während für das andere Erbe des klassischen Altertums galt, graeca non leguntur. Wir wissen, mit welchen Schwierigkeiten die Anfänge des Humanistischen Gymnasiums zu kämpfen hatten, und wie erst allmählich, unter dem Einfluß genialer und fleißiger Schulmänner der große Bau entstand, dem wir so viel verdanken, über dessen notwendiges Zurücktreten bei dem Aufkommen anderer Ziele, anderer Bedürfnisse wir uns aber nicht täuschen sollten. Für die Osmanen ist jedenfalls die Schaffung von Lehranstalten, die auf ihrem Gebiete das sind, was uns das Humanistische Gymnasium war und in beschränkterem Maße noch heute ist, ein dringendes Bedürfnis: die beiden großen Schrifttümer der Vergangenheit, die, das darf man mit Sicherheit sagen, zugleich eine große Zukunft haben, das arabische und das persische, sollen von den Türken mit allem Eifer studiert werden, studiert werden nach den Methoden, die allein wissenschaftliche Forschung und wissenschaft-

Digitized by Google

lichen Unterricht sicherstellen, d. h. mit ganz anderen Methoden als dies bisher geschah, denn bisher lag der Unterricht ausschließlich in den Händen von Theologen mit allzu einseitiger Tendenz oder in denen von Schöngeistern und Literaten mit Richtung auf Unterhaltung und spielerische Behandlung. So seltsam es klingt: es wird auch auf diesem Gebiete mit Erfolg der deutsche Lehrer herangezogen werden; denn die monumentalen Arbeiten, die in Deutschland und anderen Ländern zur Kenntnis des islamisch-orientalischen Kulturkreises im allgemeinen und für Erlernung der arabischen und persischen Sprache und Literatur im besonderen geschaffen wurden, lassen sich eben nur vermitteln durch Männer, die die Methoden, auf denen diese Arbeiten beruhen, vollkommen beherrschen; solche gibt es zur Zeit in der Türkei, wenn überhaupt, nur in geringer Zahl. Die Arbeit, die hier zu leisten ist, bedarf aber eines ganzen Stabes arbeitsfreudiger und geschulter Männer.

Neben Anstalten solcher Art, von denen wenigstens eine in der Hauptstadt und je eine an den bedeutendsten Punkten der türkischen Provinzen sich befinden müßten (Smyrna, Konia, Kastamuni, Angora, Siwas, Charput, Malatia, Dijarbekir), sollte wenigstens e i n e Schule in der Hauptstadt bestehen, die unserem Humanistischen Gymnasium voll entspricht. Warum sollen die Türken ewig der Möglichkeit beraubt sein, die großen Dichter und Philosophen des klassischen Altertums in der Ursprache zu lesen? Ist es ein würdiger Zustand, daß die Türken nicht einmal die beiden großen Philosophen in ihrer Sprache besitzen, deren Studium in der Glanzzeit des Islams die eifrige Sorge der besten Geister und auch einiger der Kalifen war? Es ist richtig, daß man damals von Plato und Aristoteles nur wenig besaß, daß man vielfach als Werke beider ansah, was teils eine Verzerrung des Originals darstellte, teils ihnen tendenziös oder aus reinem Irrtum beigelegt war. Ist es würdig, daß die Araber vor dem größten Epos des Altertums, der Iliade, eine ausgezeichnete Uebersetzung aus dem Original besitzen mit vortrefflichen erklärenden Anmerkungen, während den Türken auf diesem Gebiete noch alles fehlt? Jeder Stein in den asiatischen Provinzen der Türkei spricht von der großen Vergangenheit, aber unter den Herren dieser Gebiete ist mit den uns allen bekannten Ausnahmen ihre Kenntnis nur wenig verbreitet. Wir alle kennen die ausgezeichneten Männer, die sich mit Liebe und Verständnis in dieses Gebiet eingearbeitet haben, an ihrer Spitze der Direktor der Kaiserlichen Museen in Stambul, Halil Edhem Bey. Aber sie sind nur zu wenige, und es ist mit möglichster Beschleunigung ein Nachwuchs tüchtiger junger Archäologen heranzuziehen. Es handelt sich um die Länder, in denen der in seinen Wirkungen außerordentliche Hellenismus entstand und jahrhundertelang in fruchtbarer Weise wirkte, der Hellenismus, der, in seiner Geschmeidigkeit den Völkern Asiens das griechische Wesen vermittelte und zugleich dem Griechentum orientalische Werte zuführte, die in ihren Wurzeln bis in die ältesten Zeiten der Menschheitsgeschichte reichen. War einmal das echte Griechentum dem Untergange geweiht, so konnte es sich kaum einen besseren Erben wünschen als den Hellenismus, der der Mutter stets dankbar blieb und ihre Werke herüberrettete in die neue Zeit, der auch bei der Ausbildung der neuen Religionen, die sich in Syrien und Arabien bildeten, einen nicht geringen Anteil hat. Man darf es geradezu als ein nobile officium der Türken bezeichnen, wacker mitzuarbeiten an der Erschließung der Schätze dieser Welt.

Die Hauptstelle in dem gesamten geistigen Arbeitsleben der heutigen Türkei muß aber das Nationale einnehmen. Es versteht sich, daß darunter das religiöse Leben nicht leiden darf. Es ist ein schwerwiegender und gefährlicher Irrtum, daß die Liebe zum eigenen Volkstum sich nicht vertrage mit einer wahrhaft religiösen Gesinnung. Ebensowenig darf ein Hemmnis bilden die Vorstellung, daß die Glaubensgemeinschaft, die die islamischen Völker miteinander verbindet, darunter leide, wenn eines dieser Völker sein nationales Wesen in energischer Weise zur Entwicklung bringt. Gerade im Gegenteil: in einem gesunden Staatskörper finden auch die religiösen und kirchlichen Interessen am besten ihre Auswirkung und das Zusammenstehen für die maslaha, das Interesse des Islams wird gerade begünstigt durch die Kraft, mit welcher die einzelnen islamischen Staaten ihre politische und kulturelle Entwicklung fördern. Wie tief das türkische Volk von dem nationalen Gedanken erfaßt ist, zeigt am besten die nicht mehr abzuleugnende und immer stärker hervortretende Tendenz, türkisch zu sein in allen Lebensäußerungen, namentlich in der Kunst, d. h. in diesem Falle einen eigenen Stil zu haben. Wie sich das in den bildenden Künsten und im Kunsthandwerk äußert, ist mehrfach dargestellt worden. Hier soll nur gesagt werden, daß ein solcher Stil in den r e d e n d e n Künsten sich bereits mit vollkommener Deutlichkeit kund tut und daß in der modernen türkischen Literatur immer mehr jene Fremdländerei zurücktritt, die die Schuld trägt an der verhältnismäßigen Geringfügigkeit des osmanischen Schrifttums in den letzten drei Jahrhunderten.

Es ist ein besonderes Glück für die junge Türkei, daß seit einer Reihe von Jahren diejenige oberste Behörde in den besten Händen ist, die an erster Stelle berufen ist, die Arbeit auf dem Gebiete des literarischen Lebens anzuregen und zu fördern und ein Mittelpunkt für alle fruchtbaren Gedanken zu sein. Seine Exzellenz, Schükri Bej, der

Digitized by Google

Minister des öffentlichen Unterrichts, ist selbst in dieser Richtung tätig und hat ein geneigtes Ohr für alle Anregungen. Es wurde soeben darauf hingewiesen, wie wichtig es wäre, die Meisterwerke der fremden Literaturen der türkischen Nation zu übermitteln. Das Organ dafür ist vorhanden. Bereits seit einigen Jahren erscheint unter dem Schutze des Unterrichtsministers eine „Bibliothek von Originalwerken und Uebersetzungen". Vor kurzem kam als 56. Band dieser Sammlung der erste Teil des Philosophischen Wörterbuches von Riza Tewfik heraus. Daneben steht das rührige Unternehmen, das sich nennt „Bibliothek nützlicher Werke" und das u. a. von älteren Werken der Diwan des Scheich ul Islams Jahja, von neueren das Drama Finton von Abdulhakk Hamid herausgebracht hat. Das sind die günstigsten Auspizien für die Entwicklung des osmanischen Schrifttums, das seinen Hauptaufschwung erfahren wird, sobald nach günstigem Ausgange des Weltkrieges die türkische Nation freier atmen und ihr nationales Leben ausgestalten kann, nicht mehr unter dem Drucke der falschen Freunde, die vor kurzem selbst sich die Maske vom Gesicht rissen und ihre vor den Tieferblickenden längst durchschauten Vernichtungsabsichten offen kund taten.

LORD CROMER.

Am 29. Januar 1917 traf die Nachricht vom Ableben des 76 jährigen Lord Cromer ein, des ungekrönten „Königs von Kasr-el-Debara". Cromers ägyptische Laufbahn begann bald nach der Einnahme Aegyptens durch die Engländer, deren politische Machenschaften die Besetzung schon Jahre zuvor vorbereitet hatten. Mit rastloser Tatkraft machte sich Cromer an die Ausführung der Kolonialpolitik, zu deren Zweck die Besetzung erfolgt war. Die Befestigung der britischen Macht in Aegypten durch Unterbindung der Beziehungen zwischen Aegypten und der Türkei, die gewaltsame Aneignung aller Herrschaftsrechte, das waren die charakteristischen Züge der Diktatur des Lord Cromer. Es störte ihn nicht, daß dieses Verfahren in schreiendem Widerspruch sowohl zu früheren Erklärungen seiner Regierung, als auch seinen eigenen Versicherungen stand. Königin Viktoria hatte den Mächten versprochen, daß die Besetzung Aegyptens durch ihre Truppen keine dauernde sein werde; als einziger Zweck wurde die Sicherung des bedrohten Thrones des Khediven und die Unterdrückung des Araberaufstandes angegeben. Nachdem aber der Thron gesichert und die Revolution niedergeworfen war, hielt Lord Cromer es an der Zeit, einen anderen Vorwand für die Anwesenheit der britischen Truppen in Aegypten zu finden; es handle sich, erklärte er, um die Sicherung europäischer Interessen in Aegypten und die Notwendigkeit, die Aegypter in der Regierungskunst zu unterweisen. Und nach den bewährten Methoden britischer imperialistischer Diplomatie ließ Lord Cromer die Maske erst fallen, als durch die Entente cordiale Frankreich auf die Seite Englands getreten war und ein Widerstand Frankreichs gegen die dauernde Besitzergreifung nicht mehr zu befürchten war.

Es ist nicht Zweck dieses Artikels, näher auf die Einzelheiten der ägyptischen Politik Lord Cromers einzugehen. Es genügt, festzustellen, daß sein Absolutismus eine Verletzung der Rechte des ägyptischen Volkes, der Herrschaft des Khedive und der Suzeränität der hohen Pforte darstellte. Während es der Türkei aus politischen Rücksichten unmöglich war, ihre Stimme gegen Großbritannien laut zu erheben, gerieten sowohl das Volk wie der Khedive in beständigen Konflikt mit der britischen Verwaltung. Englands Begründung der jetzigen Vergewaltigung Griechenlands erinnert stark an die Art, wie Cromer seine eigene Haltung gegen die Türkei in der Akaba-Affäre des Jahres 1906 verteidigte.

Die Führer der ägyptischen Nationalpartei unter Leitung des verstorbenen berühmten Mustafa Kamil Pascha auf der einen und der Khediv auf der anderen Seite waren unermüdlich in ihren Anstrengungen, die Angriffe gegen die Rechte des Volkes und des Thrones abzuweisen. Nach der Danschwai-Affäre, dem unauslöschlichen Schandfleck der Geschichte Englands, sah sich der unumschränkte Herrscher Aegyptens durch den Druck der öffentlichen Meinung Aegyptens zur Abdankung gezwungen. Den Rest seines Lebens verbrachte er als Mitglied des englischen Oberhauses, wo er von Zeit zu Zeit noch seine Stimme hören ließ.

Die Verwaltung Lord Cromers war in den Augen der Aegypter immerhin weniger verdammenswert, als die seiner Nachfolger, die im Gegensatz zu Lord Cromer weder Presse- noch Redefreiheit gewährten. Es ist nicht ganz klar, ob die Beweggründe Lord Cromers in dieser Beziehung nicht auf die Ansicht zurückzuführen waren, daß die öffentliche Meinung zu schwach sei, um ihm gefährlich werden zu können, und ob er nicht schließlich selbst das Opfer dieser Ansicht wurde. Die Besserung der wirtschaftlichen und finanziellen Lage Aegyptens ist zum großen Teile der administrativen und finanziellen Begabung Lord Cromers zuzuschreiben. Den Aegyptern konnten Cromers Reformen jedoch keine Befriedigung bieten, denn nicht ihnen gereichten sie zum Nutzen.

Digitized by Google

Das alte Serai in Stambul.

WAS DAS MEER ERZAEHLT.

Aus der „Charab mabedler" (Zerstörte Heiligtümer) der großen Dichterin Chalide Edib Hanym.

Er kam oft nachts zu dem schmalen Landungsplatz an der Chaireddin-Anlegestelle: er trug dabei sein weißes Leichentuch, und statt des einstigen Kampfzornes drückte sein Haupt jetzt tiefe Trauer aus. Er beugte sich herab und schaute auf meine Wellen. Vor vielen, vielen Jahren, ja, da konnte ich ihm solche Kunde vermelden, daß der Glanz der Freude, den er dann ausstrahlte, in den Häusern der Hafenstraße jedermanns Seele vor Lust und Wonne fast zerspringen ließ. Das geschah in jenen Zeiten, als noch Männer wie Turgud und Pijale auf meinen Wogen kreuzten. Aber nach und nach konnte ich ihm keine Kunde mehr bringen, die ihn froh machte. Gewiß: er lauschte noch, wenn ich ihm erzählte von dem Blute, das auf mir vergossen ward — welchem Volke es auch gehören mochte, — von versenkten Schiffen, von Augenblicken des Todes und des Sieges; aber es war nichts mehr geblieben, was seine Seele wirklich fesselte! Chaireddin Barbarossa*) ist einer meiner liebsten Söhne. Niemals habe ich ihm Schrecken einjagen können, diesem Seehelden, der meine Wogen mit Blut färbte, der die Menschen zu Tausenden in meine Tiefe hinabsandte, der seinen kriegerischen Kampfruf auf des Sturmes Schwingen bis zu den Wolken hinauftrug. Meine Gischt, meine dunklen Todeswogen, meine Abgründe, meine Stürme — Wonne schufen sie ihm. Mit wilder Lust hörte er die in ihnen verborgene Poesie und Urgewalt, ihre ewig bewegte, strömende Majestät. Und er verstand auch, meine Ruhe und meinen Zorn, meine geschmeidige Wandlungsfähigkeit klug zu nützen. Alles wurde ihm ein Mittel zum Siege. Tief war er, wie meine tiefste Tiefe, wandlungsvoll wie meine Wogen, furchtbar wie meine Sturmwolken! Solange er lebte, hörte man auf all den Schiffen, die wie seidene Schmetterlinge auf mir dahinflogen, nichts als blutige Tragödien, Kämpfe von Menschen, die in wilder Streitlust einander in den Tod schickten; da hörte man wirr durcheinander tönende Rufe, und dazu heulte grausig der Sturm und peitschte das Meer zu Dunst. Und dann bedeckte und verschlang ich alles und begrub es unter die Stille meiner Wogen. Wie meine Wellen der Schauplatz seines Ruhmes und seiner Tapferkeit, seiner Siege und Niederlagen gewesen, so zogen sie auch nach dem Tode seine Seele immer noch zu sich hin. Nun kam sein Schatten und lauschte auf alles, was meine Wellen ihm zuströmten. Bei jedem Seekrieg der Osmanen kam er zum Landungsplatz und beugte sich herab und horchte auf die Kunde, die ihm meine Wellen zutrugen, und seiner Seele Sehnsucht sandte er meinen Wogen zu und vertraute sie ihnen an. Lange Jahre hatte ich nichts, was ich ihm hätte erzählen können. Aber er kam jede Nacht und fragte:

„Kämpft denn keiner von den Unsern mehr auf dir?"

— „Nein!" —

Als ich ihm von der furchtbaren Niederlage von Sinope**) erzählte, da fiel in meine Wellen ein bittersalziger Tropfen.

*) Berühmter türkischer Seeheld des 16. Jahrhunderts († 1546). Er brachte 1519 Algier unter türkische Herrschaft, eroberte 1533 Tunis, wurde allerdings am 20. Juli 1535 dortselbst von Kaiser Karl V. geschlagen, blieb aber noch jahrelang durch seine kühnen Kreuzerfahrten der Schrecken des Mittelmeeres. 1536 ernannte ihn Sultan Suleiman II. zum Beylerbey (Großadmiral) der türkischen Flotte. Gerade jetzt, wo die Türkei sich wieder zu einer Seemacht entwickelt, genießt seine Gestalt bei allen Patrioten schwärmerische Verehrung.

**) 30. November 1853. Vernichtung eines Teiles der türkischen Flotte durch den russischen Vizeadmiral Nachimow.

Digitized by Google

Diese Niederlage verwandelte ihn in Grabesmoder — so glaubte ich damals. Jahrelang kam er nicht wieder.

Er hatte sich wohl entschlossen, im Staube seines Grabes in Nichts zu zerfallen!

Seit dem Tage aber, wo die Osmanen auf dem Meere wieder Tätigkeit entfalten, mag sie auch erst gering sein, fühle ich am Chaireddin-Kai eine geheimnisvolle Bewegung. Und nun erst vollends, seit die feindlichen Flottenparaden nach dem Bosporus zu begonnen haben, da konnte er es nicht mehr aushalten, nur ein starrer, wehmütiger Zuschauer zu bleiben. Manchmal — aber ihr dürft es nicht verraten! — schreitet er bis zu den Panzerschiffen, die breit auf meinen Wellen ruhen und deren Bau er erst ein wenig fremdartig finden mag. Ergriffen und aufgeregt betrachtet er sie. Und wenn er sich manchmal an eine Reeling klammert und sich hoch aufreckt, dann wallen in der Seele des wachthabenden Matrosen Ruhm- und Siegesgefühle. Die Matrosen und Deckoffiziere, die er nachts besucht, werden durch ihn die allereifrigsten in unserer Marine.

Konstantinopler Ausflugsort Ejub.

Wenn er dann zum Landungsplatz zurückkommt, dann bohren sich seine Augen bang und kummervoll in meine Tiefe und er fragt mich:

„Verstehen denn die Leute mit diesen Schiffen richtig umzugehen? Beherrschen sie denn wirklich all diese stählernen Festungen? Sind ihnen die kleinsten Einzelheiten genau vertraut, wie mir einst bei meinen Schiffen?"

Als das Panzerschiff „Chaireddin Barbarossa" an Beschiktasch vorbeifuhr, stand er auf dem Landungsplatz, allen außer mir unsichtbar. Er betrachtete es im Scheine des Glanzes, der von seiner ganzen Gestalt ausstrahlte. Vielleicht erwartete er ein Signal oder einen Gruß. Lautlos fuhr das Schiff vorbei. Auf dem Hinterdeck stand ein Matrose. Er kreuzte die Hände über der Brust und sandte ihm aus tiefster Seele einen Gruß, eine Ehrenbezeugung.

Und dies war ein junger Türkensohn aus der heiligen Schaar derer, die nachts tief in Gedanken versinken.

Geschrieben am 15. September 1910.

Uebersetzt von Dr. O. Hachtmann.

CHAIREDDIN BARBABOSSA.

Von Mehmed Emin.

Damals sprachst Du zu Dir selber: „Chaireddin, nun sei behend,
Alle Muslims sind verbrüdert: türkisch wird der Occident.
Vorwärts, Deinen Segeln beugt sich mancher muschelreiche Strand,
Deine sterngeschmückten Fahnen schatten bald in jedem Land!"
Damals waren wir noch Männer, deren Ruhm in Liedern scholl,
Ja, wir waren tapfre Krieger, siegesfroh und kampfestoll;
Schnell durcheilten wir die Länder: so eilt der Gedanke nicht!
Herrlich strahlte unsre Zukunft, unser Ruhm von Pol zu Pol!
Dich bewunderten wir alle, aber eitel ward'st Du nicht,
Willig zu des Sultans Füßen, neigtest Du Dein Angesicht,
Dientest nur dem Kalifate, wolltest niemals einen Lohn:
Fürst warst Du und bliebst in Demut Führer Deiner Gallion!

Uebersetzt von Dr. O. Hachtmann.

Digitized by Google

DIE SCHIMPFENDEN ENGLAENDER.

Von Baidaba.

Verschmähte Liebe schimpft. Englische Schmähworte hallen den Jungtürken nach. Sie können es ertragen und verächtlich die Achseln dazu zucken. Wenn sie nach englischer Aussage „Barbaren" sind, so befinden sie sich dabei in guter Gesellschaft.

Die Antwort der Entente auf Wilsons Note war in allen ihren Teilen eine weltgeschichtliche Unverschämtheit. Die darin enthaltenen Bemerkungen über die Türkei bildeten keine Ausnahme davon. Die Entente setzte sich auf das hohe Roß und verlangte „die Befreiung der Bevölkerungen, welche der blutigen Tyrannei der Türken unterworfen sind, sowie die Entfernung des osmanischen Reiches aus Europa, weil es zweifellos der westlichen Zivilisation fremd ist". Der englische Minister des Aeußern, Mr. Balfour, spann das schöne Thema weiter, indem er in seiner nachträglichen Erklärung zu der Antwort sich den Satz leistete: „Die Türkei der Einheit und des Fortschritts ist mindestens ebenso barbarisch und viel aggressiver, als die Türkei des Sultans Abdul Hamid." Also kam auch er natürlicherweise zu dem Schluß: Turcia esse delendam — die Türkei muß aus Europa vertrieben werden.

Wie mag man in Konstantinopel verständnisvoll dazu gelächelt haben! Nur zu gut begreift man dort diese englische Verärgerung und Verbitterung. Sind doch gerade die Personen und politischen Gruppen, die so sehr den wilden Zorn Albions auf sich gelenkt haben, diejenigen, denen die Engländer in jahrelanger Ausdauer nachgelaufen sind, die von den Engländern am meisten umschmeichelt wurden. Wer Beweise dafür sucht, kann sie in Aussprüchen englischer Staatsmänner zu Dutzenden finden. Wir stellen einige dieser Aeußerungen hier zusammen. Sie zeigen, wie England um die Freundschaft der Männer gebuhlt hat, die heute die Ehre haben, von den Engländern „Barbaren" und „blutige Tyrannen" genannt zu werden.

Englische Gefangene in der Türkei.

Im englischen Unterhause sagte am 7. Oktober 1908 Sir Edward Grey: „Im gegenwärtigen Falle (bosnische Annexion) würde es sehr wünschenswert sein, der Türkei ohne Zeitverlust zu versichern, daß in jeder Revision des Berliner Vertrages die Interessen und der Status der Türkei volle Berücksichtigung finden würden. Wir wünschen mit allem Ernst, die Dinge so fair geleitet zu sehen, daß das Endergebnis aller Aenderungen des Vertrages nicht sein würde, die neue Regierung in der Türkei zu entmutigen, sondern zu unterstützen."

Am 15. Oktober 1908 veröffentlichte die englische Regierung eine Kundgebung zugunsten einer von ihr vorgeschlagenen Konferenz in der bosnischen Frage. Darin hieß es: „Was die Beratungsgegenstände der Konferenz anbetrifft, so muß die erste Sorge die Entschädigung der Türkei sein . . . Ferner wird für eine wirksame Stärkung der jetzigen Verwaltung der Türkei gesorgt werden."

Beim Lordmayorsbankett sagte am 9. November 1908 Ministerpräsident Asquith: „Wir waren Zeugen einer Revolution in der Türkei, die zu den wunderbarsten in den Annalen der Geschichte gehört. Ich freue mich, den türkischen Botschafter hier als Gast zu sehen. Wir beanspruchen als älteste konstitutionelle Regierung der Welt das Privilegium, die Geburt freier Institutionen in der Türkei willkommen zu heißen."

Am 16. Februar 1909 führte Asquith im Unterhause aus: „Welche Ziele die türkische Regierung auch verfolgen

Digitized by Google

möge, die Politik des guten Willens wird auch weiterhin die herzliche Sympathie Großbritanniens für sich haben und wir werden allezeit bereit sein, ihr bei der Vollendung der schwierigen Aufgabe der Verwaltungsreform jede Hilfe angedeihen zu lassen."

Sir Edward Grey nahm sich am 22. Juli 1909 im Unterhause mit folgenden Worten der jungen Türkei an: „Eine Angelegenheit, die uns berührte, war unzweifelhaft die Tatsache, daß die Aenderung des Berliner Vertrages ein ernster Schlag gegen das Ansehen der Türkei ist, die im Begriff war, in eine höchst kritische, aber hoffnungsvolle Lage einzutreten, und daß die Aenderung in einer Zeit geschah, die für die türkische Regierung nachteilig sein mußte."

Nach dem Balkanierkrieg gegen die Türkei beteuerte Grey am 12. August 1913 im Unterhause: „Die britische Politik der Türkei gegenüber besteht darin, die türkische Herrschaft und ihre Unverletzlichkeit in ihrem asiatischen Gebiet und jenseits der Linie Enos-Midia zu befestigen und zu sichern."

Auf dem Marsch durch Jerusalem.

Wir glauben, diese Beispiele genügen. Am schönsten macht sich dabei wohl der letzterwähnte Ausspruch, wenn man ihm die im Eingang angeführten Sätze aus der englischen Antwortnote sowie aus Balfours nachträglicher Stilübung entgegenhält. Damals also war es Aufgabe der britischen Politik, die türkische Herrschaft und ihre Unverletzlichkeit in dem ihr in Europa übriggebliebenen Gebiete (das bald darauf durch Wiedereroberung Adrianopels erweitert wurde) zu befestigen und zu sichern; heute — nach kaum 3½ Jahren — verkünden die Engländer in ohnmächtiger Wut die Notwendigkeit der „Vertreibung der jungtürkischen Barbaren aus Europa."

Aber man braucht bis auf dreieinhalb Jahre zurückzugreifen, man braucht nur daran zu denken, wie dieselben Engländer, die sich im Jahre 1915 dazu erniedrigt haben, Rußlands „Anrecht auf Konstantinopel und die Dardanellen anzuerkennen" — wie diese selben Engländer im Herbst 1914 vor den Jungtürken in Konstantinopel krochen, um sie vom Anschluß an die Mittelmächte abzuhalten, wie sie ihnen damals das Blaue vom Himmel versprachen und dazu noch die Garantie der Unverletzlichkeit und Unversehrtheit des osmanischen Reiches heuchlerisch anboten. Doch in Konstantinopel wußte man nur zu gut, was man von alledem zu halten habe, man erinnerte sich der Unterstützung, die trotz früherer englischer Beteuerungen die Italiener bei England fanden, als sie den Raubzug nach Tripolis unternahmen, und man konnte auch eine Parallele ziehen zwischen den Versicherungen der Engländer und jenen Worten, die der italienische Minister des Auswärtigen, Marquis di San Giuliano, am 2. Dezember 1910 in der italienischen Kammer in der Absicht, die Türkei zu täuschen, gesprochen hatte und die so lauteten: „Wir wünschen, daß das Osmanische Reich in vollem Umfang erhalten bleibe und daß Tripolis für immer türkisch bleibe!" Wenige Monate später erfolgte die Ausfahrt der italienischen Kriegs- und Transportflotte nach Tripolis, und England benutzte die Gelegenheit, um im Golf von Sollum einen kleinen Nebenverdienst für sich dabei herauszuschlagen.

Und wenn die Jungtürken sich weiter in diese Erinnerungen versenken, so wird auch die Gestalt des Herrn Noel Buxton vor ihrem inneren Auge auftauchen, jenes Vorsitzenden des türkenfeindlichen Londoner Balkankomitees, der nach der jungtürkischen Revolution sich als Abgesandter des Sir Edward Grey eiligst in Konstantinopel einfand, um sich den Jungtürken als neubekehrter Freund an den Hals zu werfen, der mit den Jungtürken damals bankettierte und hochtrabende Reden vor ihnen hielt und öffentlich vor ihnen alles abschwor, was er jemals Böses über die Türken gesprochen und in seinem Schmähbuche „Europa und die Türkei" über sie geschrieben hatte. Ja, er ging so weit, daß er, ohne dazu aufgefordert zu sein, so gut wie einen Eid leistete, er wolle das Buch aus dem Verkehr ziehen und dafür sorgen, daß kein Exemplar davon mehr verkauft werde. Das war der Herr Noel Buxton aus dem Jahre 1908. Im Jahre 1912 dagegen gehörte er zu den Hauptmitarbeitern an dem Zustandekommen der antitürkischen balkanischen Koalition.

So sehen die Ehrenmänner aus, denen „die Türkei der Einheit und des Fortschritts mindestens ebenso barbarisch und viel aggressiver erscheint, als

Digitized by Google

die Türkei des Sultans Abdul Hamid." Aus welcher englischen Auffassung, wenn man sonst nicht Bescheid wüßte, man leicht den Schluß ziehen könnte, daß die Engländer sich zur Zeit Sultans Hamids stets mit Abscheu von der Türkei abgewendet hätten. Weit gefehlt! Man braucht nur den Namen Kiamil Fascha zu nennen, um sich zu erinnern, daß die Engländer schon damals keineswegs so zimperlich waren, wie sie sich stellen. Ihnen handelte und handelt es sich nur darum, ob sie einen Mann oder eine Partei für ihre eigensüchtigen Zwecke benutzen können oder nicht; alles andere ist Nebensache.

Wenn aber Herr Balfour in seinem großen Schmerze meint, die heutige Türkei sei „mindestens ebenso barbarisch und viel aggressiver" als die Türkei des Sultans Abdul Hamid, so glauben wir berechtigt zu sein, die Ursache dieses englischen Schmerzes weniger in der „Barbarei" als in der „Aggressivität" der heutigen Türkei zu suchen. Dies ist der springende Punkt. Eine Türkei, die sich nicht gehorsam duckt vor englischer und russischer Knute, ist eben aggressiv und verdient deshalb, aus Europa verjagt zu werden. Eine willenlose Türkei, aus der man in aller Gemütsruhe Stücke herausschneiden könnte, wäre den Herren weit willkommener und in ihren Augen keineswegs barbarisch. Die Türkei darf sich trösten. Es geht ihr in diesem Punkte genau so, wie dem Deutschen Reiche. Das Germanien der Dichter und Denker, so lange seine staatliche und wirtschaftliche Macht unzureichend war, so lange die Engländer es von oben herab behandeln durften, dieses Germanien lenkte keinen englischen Zorn auf sich. Erst mit der steigenden deutschen Kraft stieg Englands Feindschaft gegen Deutschland. Und so ist es für die Türkei ein günstiges Zeichen, daß die Engländer schimpfen. Im Bewußtsein ihres eigenen Wertes und ihrer Leistungen für das Vaterland können und sollen die Jungtürken die englischen Schmähungen und Drohungen als Zeichen ihres eigenen Vorwärtsschreitens befriedigt in den Kauf nehmen.

GELIEBTER KOMM!

Aus der Liedersammlung „Echo" der türkischen Dichterin Nigjarr Hanum.

Im ersten Frühling, ringsum Blumendüfte —
Weißt, Liebster, du den vierten Nissan (April) noch?
Den hellen, schönen Tag voll Freud' und Wonne,
Wo lustdurchglüht wir Seit' an Seit' gewandelt?
An jenem Tage keimte unsre Liebe,
Erwacht' in unsern Herzen Freud' und Lust.
Der süße, reine, flücht'ge Frühlingswind
Rief mahnend: Liebet, liebet! uns entgegen.
Wie glücklich sind wir damals nicht gewesen
Auf den smaragdnen Fluren Seit' an Seit'!
Steh still! rief ich dem Zeitenrade zu,
Als ich mit dir dort Seit' an Seite schritt.
Schön sproßten Baum und Frucht in jungen Trieben,
Wie lieblich war doch anzuschau'n die Welt!
Zu knospen hatte alles frisch begonnen,
Und die Natur hub sich zu schmücken an.
Vom jungen Gras vergoldet lacht die Erde,
Gleich Wellen wogt' der Wind darüber hin,
Wie Dichtermund rief alles mir entgegen,
Wie groß die Lust, mit dir vereint zu sein.
Der Frühling schwand, die Berge sind vergilbt,
Und wieder gingen beide wir selband'.
Und neue Lust entsproß der Zeiten Wechsel,
Der Frühling schwand, doch unsre Liebe blieb.
Wie schön, ach! war der Rosenhain der Welt
Und das smaragdne Gras mit dir zu schaun!
Der Vögelein Gesang, der Murmelbach —
Mir war's, als wenn im Paradies ich schritt.
Ist heut' im Winter unsre Liebe kalt?
Komm, komm, mein Herz, des Frühlings laß uns denken,
Die Herzen stärken uns in Hoffnungslust —
Zur Rosenzeit gehn wieder wir zusammen.

Uebersetzt von Prof. Dr. Paul Horn in seiner „Geschichte der türkischen Moderne". (Verlag von Amelang in Leipzig.)

Digitized by Google

Enver Pascha bei einer Truppenbesichtigung in Galizien.

ENGLANDS RACHEFELDZUG IN MESOPOTANIEN.

Von Major E. Moraht.

So diszipliniert die englische Presse an sich ist, so weiß sie doch auch den Moment zu finden, in welchem das Reden wichtiger ist als das Schweigen. Die ganze Welt erfuhr, wie sehr das Prestige Großbritanniens im Verlaufe des Krieges gelitten hat, und besonders der Orient ist es, der darüber belehrt wurde, daß das Weltreich des britischen Löwen nicht unbesiegbar ist. England ist genötigt, wider seinen Willen seine ganze Kraft zusammenzuraffen, und die kühne Idee ist geschwunden, durch fremder Völker Blut den Triumph zu erstreiten, jede Nebenbuhlerschaft durch diesen Krieg zu erwürgen. In diesem kritischen Stadium des Weltkrieges begegnen wir geheimnisvollen und zugleich die Hoffnung anregenden Andeutungen über den Rachefeldzug in Mesopotamien, den das englische Kabinett in Szene gesetzt hat. Die informierte englische Presse deutet an, es würde offenbar nicht klug sein, mehr über die Vorgänge bei Kut-elAmara zu sagen, als die amtlichen Berichte bekannt gegeben hätten. Aber sie hält sich selbst nicht an diese Norm. Der „Statist" vom 23. 12. v. J. schreibt: „Weshalb wollen wir uns damit begnügen, zu sagen, daß die neue Expedition, wenn sie besser als die erste vorbereitet ist und mit dem erforderlichen Geschick geleitet wird, zu bedeutenden Ergebnissen führen kann?" Und dann wird geheimnisvoll hinzugefügt, man würde binnen kurzem von bedeutungsvollen Ereignissen hören. „The Nation" bemerkt unter demselben Datum: „Der Erfolg unterhalb von Kut hat eine Bedeutung für den Krieg, die man nicht übersehen sollte."

Auf diesen Ton sind die Artikel gestimmt, seit die ersten Ergebnisse des Rachefeldzuges erkennbar wurden.

Was ist nun in Mesopotamien geschehen? Wir müssen einen kurzen Rückblick tun auf jene Zeit des Krieges, in welcher England auf seiner Basis am Persischen Golf den Vormarsch in Mesopotamien organisierte und ihn in der Folge kläglich scheitern sah. Kommerziell und finanziell war das erstrebte Gebiet am Karun-Flusse bereits durchdrungen. Die Besetzung sollte das eigentlich zu Persien gehörige Oelgebiet völlig in englische Hände bringen. Man brauchte aber länger für die Vorbereitung des Vormarsches nach Bagdad, als man vorgesehen hatte. Erst nach einem Jahre erblickte man die Türme von Bagdad aus dem Raume von Kesiphon und träumte sich in den Besitz der Kalifenstadt hinein. Das Schwierige des Unternehmens lag in der ungeheuren Ausdehnung der rückwärtigen Verbindungen. Von Schat-el-Arab am Persischen Golf bis hinauf zu Bagdad beträgt die Entfernung in der Luftlinie gemessen über 600 Kilometer. Der Verbindungsweg längs des Euphrat ist gar 700 Kilometer lang. Die lange Zeit des Anmarsches hatte den Türken Gelegenheit gegeben, sich auf alle Möglichkeiten vorzubereiten und ihre Truppen an den gefährdeten Ort heranzuführen. Mit dem bekannten Hochmut, mit welchem der Engländer auf alle anderen Nationen herabsieht, setzte aber General Townshend mit seiner Division den Vormarsch fort, bis ihn sein Schicksal bei Ktesiphon erreichte, von wo er geschlagen auf Kut-el-Amara zurückweichen mußte.

Digitized by Google

Hier hielt Townshend, umklammert von türkischen Kräften, bis zur letzten Patrone und bis zum letzten Bissen Brot aus, um sich dann mit dem Rest seiner Streitkraft in türkische Gefangenschaft zu begeben.

Es braucht nicht näher erörtert zu werden, wie schwer das englische Prestige gelitten hatte, und da die zähe Politik des Königreichs so leicht ihre Ziele nicht aufgiebt, konnte man auf eine Racheexpedition gefaßt sein. Sie begann im Dezember des vergangenen Jahres, nachdem sie sorgfältig und mit allem Bedacht vorbereitet war. Die englischen Kolonialkriege, namentlich diejenigen in Afrika, gaben Anhalt dafür, was man unter sorgfältiger Vorbereitung zu verstehen hatte. Das schwierige Gelände im Irak-Gebiet erforderte gebieterisch den Bau von Feldbahnen. Man wollte sich bei der Racheexpedition nicht mehr allein der Tigris-Schiffahrt anvertrauen. Wie weit diese Bahnen durchgeführt sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber es wurde wiederholt in der englischen Presse auf das Fortschreiten der Feldbahnstränge hingewiesen. Immerhin bleibt auch jetzt die Tigrisflotte das erste Vermittlungsmittel zwischen Operationsbasis (Persischer Golf) und Operationsgebiet (400 km landeinwärts). Vielleicht hat man auch aus der Verwendbarkeit der österreich-ungarischen Donau-Flottille und unserer Motorboote auf der Donau gelernt. Transportmittel wurden in ausgiebigster Weise bereitgestellt. Die Leitung übernahmen die Generale Murray und Maude. Welcher von beiden das Oberkommando hat, ist nicht klar ersichtlich. Ende Dezember kamen die ersten Meldungen über das Auftreten englischer Kavallerie gegen die Schutzstellungen, welche quer über den Tigris von den Türken gebaut waren. Diese Stellungen lehnten sich beiderseits, nördlich und südlich des Tigris, an unzugängliche Sumpfgebiete an. Benannt werden sie die Felahie-Stellungen. Es scheint ein lebhafter Artilleriekampf vorangegangen zu sein, bis die Türken diese Stellungen räumten. Man kann noch nicht übersehen, aus welchem Grunde es geschah. Der türkische Bericht vom 11. Januar gibt uns dann umfassend Auskunft darüber, daß die Engländer sich bis in den Raum östlich Kut-el-Amara vorgearbeitet hatten, wobei es zweifelhaft bleibt, ob die Felahie-Stellung in einigen Teilen nördlich des Flusses noch weiter verteidigt wurde. Die Engländer berichten, daß sie bis zu dem Knie des Tigris, welches nordöstlich von Kut liegt, vorgedrungen seien, und daß gleichzeitig die türkische Stellung von Kut von Süden und Südwesten angegriffen wurde. Es scheint so, als wenn die englische Heeresleitung den Flußarm Schatt-el-Hai entlang vorgedrungen sei und daß auch die türkische Stellung, welche unter dem Namen Es-Sinn zusammengefaßt wird, angegriffen ist. Dieses Ergebnis des Rachefeldzuges wird aus London unter dem 21. Januar d. J. gemeldet. Der gleichzeitige Bericht aus Konstantinopel spricht nur von dem feindlichen Angriff auf die Stellungen „östlich von Kut-el-Amara".

Feuernde türkische Infanterie.

Dem Anschein nach ist es der neuen englischen Expedition gelungen, die türkische Verteidigung um etwa zwei Tagemärsche zurückzudrücken, und wenn sich ein konzentrischer Angriff von Osten, Süden und Westen bewahrheitet, so würde es sich augenblicklich um eine zweite Belagerung und Verteidigung Kut-el-Amaras handeln, nur mit dem Unterschied, daß jetzt die Türken dort sich zu schlagen haben, wo früher die Engländer sich verzweifelt und vergebens wehrten. Aber ein großer Unterschied besteht doch zwischen der Lage im März und April 1916 und der jetzigen. Die Operationsbasis der Racheexpedition ist für die Engländer 400 km vom Kampfraum entfernt, die Operationsbasis der Türken ein wenig über 150 km, denn immer noch wird in Bagdad eine türkische Armee-Reserve vorhanden sein, welche für den Kampf in den westpersischen Gebieten und in Mesopotamien vorgesehen ist. Da sich nun die Lage in Persien immer günstiger für die Türkei gestaltet, da die Russen immer triftigere Gründe haben, ihre in Persien verwendeten Streitkräfte in dem großen Existenzkampf in Rumänien einzusetzen, so bleibt jene Armee-Reserve im Raume von Bagdad ein kräftiges Gegenmittel für das weitere Vordringen des Generals Maude.

Die englische Presse hat erkennen lassen, daß indische Ersatz-Divisionen für das Prestige Großbritanniens in Mesopotamien eingesetzt sind. Was man von diesen Streitkräften zu erwarten hat, läßt sich schwer vorher sagen, aber aus allen Aeußerungen englischer Zeitungen geht klar hervor, daß man sich von einer gewissen Sorge nicht frei machen kann, die türkischen Truppen würden in

Digitized by Google

Enver Pascha in Galizien nach der Truppenbesichtigung.

Mesopotamien dieselbe Feldtüchtigkeit zeigen wie in der Dobrudscha, Galizien, der Walachei und an der Struma. Neben der Sorge um die Wiederherstellung des Prestiges läßt man sich in London leiten von dem Wunsche, die türkische Streitkraft, welche infolge des neuen Wehrgesetzes im Anwachsen begriffen ist, zu verzetteln. Man möchte sie fort haben aus Ost-Mazedonien, man möchte auch die weitere Tätigkeit der Osmanen gegen den russischen Freund unterbinden. Am dringlichsten aber wünscht man, daß die türkischen Truppen aus Syrien, Arabien und aus der Sinai-Halbinsel fortgezogen würden, einmal um hier aufatmen zu können, dann aber auch, um selbst Kräfte frei zu bekommen für den entscheidenden Kriegsschauplatz im Westen, auf den Kampfstätten Belgiens und Frankreichs. Man kann unter keinen Umständen diese Hoffnungen Großbritanniens für berechtigt ansehen, und es gibt auch unter den englischen Zeitungen solche, welche vor allzu übertriebenen Hoffnungen warnen. So schreibt in der Januar-Nummer der „National Review" ein Kritiker: „Wir können nicht an eine dauernde Besetzung Mesopotamiens denken, denn dieses würde unserem asiatischen Reich die schlechteste und am leichtesten verwundbare Grenze geben. Viel zu viel ist über Prestige gesprochen. Wir wahren unser Prestige nicht dadurch, daß wir Bagdad bekommen, sondern dadurch, daß wir den Krieg gewinnen. Sonst ist jedes Prestige hin... Wir müssen also den Krieg gewinnen! Wo immer wir ihn aber auch gewinnen, am Tigris ist es nicht." Die Wochenschau der „Nation" vom 30. Dezember fügt hinzu: „Es ist töricht, unser Prestige so anzusehen, als ob es letzten Endes von den Operationen in Palästina und Mesopotamien abhinge."

Wenn eine kriegerische Unternehmung nicht mit allen Kräften angefaßt wird, wenn Volk und Heer und Regierung geteilten Herzens über Zweck und Ausgang solcher Unternehmungen sind, so bleiben sie, wie die Kriegsgeschichte lehrt, totgeborene Entwürfe. Auf der anderen Seite ist die türkische Kraft energisch zusammengefaßt. Der Erfolg wird nicht fehlen.

Begegnung türkischer Truppen mit persischer Kavallerie.

Digitized by Google

ZUR WELTLAGE.

Von Rudolf Rotheit.

Die Welt steht im Zeichen philosophischer Erörterungen über Krieg und Frieden auf der einen und der sich vorbereitenden großen Frühjahrskämpfe auf der anderen Seite. Die vom Präsidenten Woodrow Wilson aufgestellten philosophischen Richtlinien zielen auf die Herbeiführung eines ewigen Weltfriedens ab, der kommende gewaltige Waffengang dagegen zunächst auf eine Kriegsentscheidung, aus der sich, wenn auch nicht gerade ein ewiger, so doch ein dauerhafter Friedenszustand entfalten soll.

Für den muslimischen Orient entsteht angesichts der Bestrebungen des Präsidenten Wilson die Frage, ob die Amerikaner jemals Neigung oder Absicht an den Tag gelegt haben, mohammedanische Staaten und Völker zu stützen, zu fördern, zu schützen oder ihnen auch nur das elementarste Wohlwollen zu erweisen. Die Antwort muß notwendigerweise verneinend ausfallen. An allen auf die Auflösung der Türkei gerichteten Umtrieben, namentlich so weit sie unter konfessionellem Deckmantel vor sich gingen, waren die Amerikaner in beträchtlichem Maße beteiligt. Unter der nun beendeten Herrschaft der Kapitulationen war die Uebernahme der amerikanischen Staatsbürgerschaft durch Revolutionäre in der Türkei eines der beliebten Mittel, sich den Verfolgungen durch die türkischen Behörden zu entziehen. Wenn Präsident Wilson in den einleitenden Zeilen seiner Botschaft eine gewisse Zufriedenheit darüber durchleuchten läßt, daß die Antwort der Ententemächte auf seine erste Friedensanregung „in viel bestimmterer Weise" gehalten ist als die der Mittelmächte, so können die Türken sich ungefähr vorstellen, was das für sie bedeutet. In jener „bestimmteren" Antwort ist nichts mehr und nichts weniger enthalten, als der Wunsch, dem osmanischen Reiche das Lebenslicht auszublasen. Und noch an einer anderen Stelle der Wilsonschen Botschaft kommen Sätze vor, die geeignet sind, die Türken nachdenklich zu stimmen. Der Präsident meint: „Ein jedes der großen Völker, die gegenwärtig für die volle Entwicklungsfreiheit ihrer Hilfsquellen und ihrer Macht kämpfen, sollen, wenn immer möglich, direkte Ausgänge nach den direkten Meeresstraßen zugesichert erhalten." Als Mittel hierzu stellt der Präsident in erste Reihe die „Abtretung von Gebieten", dann folgt, wenn die Abtretung nicht erreicht werden kann, die Neutralisation mit Durchfahrtsrechten und schließlich die Einsetzung eines Kontrollkomitees über die betreffenden Ausgänge zum Meer. Es verlautet, Präsident Wilson sei unangenehm davon berührt, daß seine Botschaft nach seiner Ansicht in Europa mißverstanden worden sei. Wir glauben, daß in dem vorliegenden Punkte ein Mißverständnis gar nicht aufkommen kann. Was der Präsident da vorschlägt, wäre, in welcher Form immer durchgeführt, das Ende der türkischen Oberhoheit über die Dardanellen und den Bosporus, es träfe den Lebensnerv des osmanischen Reiches an der empfindlichsten Stelle. Für die Türkei ist und bleibt dieser Punkt überhaupt indiskutabel. Die Türkei hat in diesem Kriege nicht dazu sich so mannhaft erwiesen, um sich nach dem Kriege einfach entmannen zu lassen.

Zu verübeln ist es dem Präsidenten im allgemeinen nicht, daß er in der Stille seines Studierzimmers im Weißen Hause zu Washington ein philosophisches Glaubensbekenntnis zu Papier gebracht hat, um es dann im Senat vorzulesen und in Abschrift an alle kriegführenden Staaten zu senden. Die Amerikaner haben predigende Präsidenten gern. Sie fühlen sich geschmeichelt, wenn ihr Staatsoberhaupt in der Pose eines weltbeglückenden Hohepriesters auftritt. In der Ueberzuckerung des eigenen krassen Materialismus durch rhetorische Hervorkehrung „ewiger Wahrheiten" wetteifern die Amerikaner mit den Engländern. Den amerikanischen Kriegslieferanten tut es wohl, aus dem Munde ihres Präsidenten zu erfahren, ein wie hochgradig ethisch veranlagtes Volk die Amerikaner eigentlich sind, und daß Amerika berufen ist, allen Völkern dieser armen Erde das Heil und die Glückseligkeit zu bringen. Nur aus solcher Geistesverfassung wird der Satz in der Botschaft Wilsons verständlich, daß Amerika jederzeit in allem, was es war und tat, danach gestrebt habe, „der Menschheit den Weg zu zeigen", nur aus solcher Geistesverfassung erklärt sich Wilsons Ausspruch, daß ohne die Einbeziehung der Neuen Welt in den Friedensvertrag keine künftige Sicherung gegen den Krieg erreichbar ist, und daß die Elemente des Friedensschlusses „das Vertrauen der amerikanischen Regierung finden" und sich mit den Ueberzeugungen vertragen müssen, „für die sich die Völker Amerikas seit jeher eingesetzt haben".

Aus diesen Voraussetzungen zieht Präsident Wilson die Folgerung — und das ist das ganze Um und Auf seiner unendlich langen Auseinandersetzung —, daß ein „Friede ohne Sieg" geschlossen werden muß. Was sagen die Türken dazu, was können sie dazu sagen? Für die Türken, auf deren

Digitized by Google

Boden die Feinde noch stehen, wäre ein sogenannter „Friede ohne Sieg" die Vernichtung der ganzen Zukunft, für die sie in diesem Kriege so schwere Opfer gebracht haben. Ein „Friede ohne Sieg" würde sie in neue Fesseln legen, er würde jede Aussicht auf Befreiung auch anderer muslimischer Völker aus der Fremdherrschaft endgültig zunichte machen. Von der „Liga der Nationen", von der Herr Wilson träumt, hätten sie nichts zu erwarten. Zwei Menschenalter sind es her, seit die Türkei auf dem Pariser Kongreß von 1856 in aller Form als völkerrechtlich angeblich gleichberechtigtes Mitglied in die europäische Völkerfamilie aufgenommen, also gewissermaßen damals schon unter den Schutz einer Nationenliga gestellt wurde. Durch bittere Erfahrungen aber wurde sie seitdem belehrt, daß es für einen Staat nur einen wirksamen Schutz gibt: die eigene Kraft.

Wie übrigens ein Friede ohne Sieg aussieht, dafür bietet der Neue Weltteil selbst ein sehr lehrreiches Beispiel. Zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko besteht in der Tat ein Friedenszustand ohne Sieg. Die Vereinigten Staaten gaben sich zwar alle Mühe, einen Sieg über Mexiko zu erringen, aber es gelang ihnen nicht. Infolgedessen haben sich die Amerikaner schließlich im Vertragswege verpflichtet, ihre Truppen aus Mexiko zurückzuziehen und — der Friedenszustand ist da. Herr Wilson tut sich auf diesen amerikanischen Mißerfolg wahrscheinlich noch etwas zugute, im „rückständigen" Europa aber ist damit keine Seide zu spinnen.

Aus seinem Grundsatz vom „Frieden ohne Sieg" folgert Herr Wilson die Notwendigkeit einer „gerechten Regelung der quälenden territorialen Fragen". „Die ausgetauschten Bürgschaften", so fährt er fort, „dürfen keinen Unterschied zwischen großen und kleinen Nationen, keinen zwischen starken und schwachen kennen". Aber auch keinen zwischen christlichen und islamischen, möchten wir hinzusetzen. Darüber schweigt sich Herr Wilson aus, und doch wäre es vom türkischen Standpunkt aus notwendig gewesen, daß er, da er über alles in der Welt sich äußert, diesen Punkt nicht unberührt gelassen hätte, denn das Mißtrauen ist mehr als gerechtfertigt, daß Herr Wilson bei seiner „gerechten Regelung der quälenden territorialen Fragen" es nicht unangebracht finden würde, diese Regelung auf Kosten mohammedanischen Territoriums vornehmen zu lassen. Und auch in diesem Punkte bietet uns die nordamerikanische Union wiederum ein Beispiel für das Bibelwort vom Balken im eigenen und vom Splitter im Auge des Nächsten. Als das starke Nordamerika zur Sicherung des Panamakanals einen mittelamerikanischen Landstrich der schwachen Republik Kolumbien brauchte, nahm es der Republik Kolumbien diesen Landstrich einfach weg; und als das große Nordamerika, ebenfalls zur Sicherung des Panamakanals unter dem Präsidenten Herrn Woodrow Wilson den Entschluß faßte, sich den westindischen Inselbesitz des kleinen Dänemarks anzugliedern, da sagte es zu Dänemark: „Nimm Geld dafür oder ich fahre dir an die Gurgel!"

Mit den Theorien des Präsidenten Wilson ist es also schwach bestellt, wobei zu beachten bleibt, mit welcher Souveränität er sich über natürliche Entwicklungen von Staaten und Völkern hinwegsetzt. Daß Völker und Staaten organische Gebilde sind, die sich nach Naturgesetzen verändern, scheint Herr Wilson nicht einzusehen. Nach seinem Wunsche soll jedes Volk und jeder Staat fortan in den „durch die organisierte Machtmehrheit der ganzen Menschheit" gesteckten Grenzen bleiben, was bedeuten würde, daß die ganze Menschheit durch die „organisierte Machtmehrheit" in ein unorganisches Steingebilde umgewandelt werden soll, dessen einzelnen Teilen weder Wachstum noch Rückbildung beschieden ist.

Sind das alles bloß Hirngespinste eines philosophierenden Gelehrten oder glaubt Herr Wilson, noch vor Beendigung des Weltkrieges ein praktisches Ergebnis insofern damit zu erreichen, daß er amerikanischen Delegierten Sitz und Stimme bei den kommenden Friedensverhandlungen verschafft? Die Art, wie die Friedensfrage bisher von den Mittelmächten behandelt worden ist, zeigt deutlich genug, daß diese Mächte fremde Einmischung in die künftigen Friedensberatungen ablehnen. An der Schwelle des Friedenskongreßsaales wird eine Tafel aufgestellt sein mit der Inschrift: „Fremden ist der Eintritt verboten!" Wer sich dort eindrängen will, wird auf unbeugsamen Widerstand stoßen.

Indessen gehen die Vorbereitungen auf die Frühjahrskämpfe weiter. Nach menschlichem Ermessen werden sie die letzten dieses Krieges sein. Diese äußerste Anspannung aller Kräfte muß die endgültige Entscheidung bringen. Daß sie nicht gegen die Gruppe der Mittelmächte ausfallen wird und kann, dafür bürgen die Erfahrungen von zweieinhalb Kriegsjahren wie nicht minder die Anzeichen schwerer Zerrüttung in mehr als einem der feindlichen Länder, vor allem in Rußland. Man erinnert sich, welch ein Indianerjubel in den Straßen Petersburgs durch demonstrierende Volksmassen angestimmt wurde, als Anfang November 1914 die Türkei in den Krieg eintrat. Schon sahen die Leute in ihrer Phantasie den osmanischen Staat unter den Hufen der Kosakenpferde wehrlos daliegen, so daß die gierige russische Hand sich bloß auszustrecken brauchte, um ihn bis auf den Rest auszuplündern. Heute liegen die Dinge so, daß der kosakische Erbfeind der Türkei sich kaum noch auf seinem Roß aufrecht halten kann und die Türkei die denkbar beste Aussicht auf endliche Erlösung von einem Drucke hat, der seit Jahrhunderten schwer auf ihr lastete.

Digitized by Google

DAS OSMANISCHE REICH ALS WIRTSCHAFTSFAKTOR VOR UND NACH DEM KRIEGE.

Von Davis Trietsch.

Der kommende Frieden stellt die neuen Mächtegruppen auch vor eine völlig neue wirtschaftliche Lage, auf die man alle Veranlassung hat, sich beizeiten einzurichten. Hierzu gibt nicht nur die englische Drohung mit dem nach Friedensschluß fortzuführenden Wirtschaftskriege Veranlassung, sondern selbst wenn dieser nicht in einer so ausgesprochenen Form in die Erscheinung treten würde, so bliebe doch Veranlassung genug — rein aus politischen Rücksichten und im Interesse einer Festigung der neuen bundesgenössischen Beziehungen — auch die wirtschaftlichen Fronten zu verändern.

Nun fehlt es ja auch schon jetzt nicht an Stimmen und Bestrebungen, die eine Neuorientierung der deutschen Wirtschaft in der Richtung der neuen Bundesverhältnisse befürworten, aber merkwürdigerweise ist die Beurteilung dieser wirtschaftlichen Möglichkeiten eine sehr verschiedene, und besonders gilt dies für die türkischen Länder.

Während viele der Ansicht sind, daß die weiten Gebiete des osmanischen Reiches bereits in kurzer Zeit im Wirtschaftsleben Deutschlands und Oesterreich-Ungarns eine sehr bedeutende Rolle spielen können, und daß die Einbeziehung dieser Länder in den neuen Bündnis- und Wirtschaftsbereich die Mittelmächte in sehr weitgehendem Maße von überseeischer oder sonstiger ausländischer Zufuhr unabhängiger machen könne, fehlt es auf der anderen Seite nicht an Warnern, die so weit gehen, das künftige deutsche Geschäft mit der Türkei auch im besten Falle für ziemlich unbedeutend zu halten.

Diese Pessimisten stützen sich mit ihrer Ansicht auf den geringen Umfang des bisherigen deutschen Handels mit der Türkei und auf die ebenfalls nicht sehr schnelle bisherige Wirtschaftsentwicklung der türkischen Länder selbst. Diese Tatsachen sind ohne weiteres zuzugeben, und gegen eine eingewurzelte pessimistische Auffassung ist ohnehin kaum anzukämpfen, am allerwenigsten, wenn die Betreffenden mit ihren Warnungen nur dem vorbeugen wollen, daß etwa sonstige Außenhandels-Möglichkeiten auf Kosten der neuen türkischen Chancen vernachlässigt werden könnten.

Aber andererseits hat es doch etwas für sich, den Pessimismus im Prinzip zu verwerfen. Sicherlich kommt man mit ihm weder politisch noch wirtschaftlich weiter. Auch auf dem Gebiete der Bündnis-Politik hat es ja nicht an Warnern gefehlt, die aus lauter Besorgnis vor einer Ueberschätzung der Türkei oder der Welt des Islam als Bundesgenossen Bedenken trugen wegen der etwaigen Belastung, die Deutschlands politische und militärische Lage durch diesen Zusammenschluß erfahren könnte.

In dieser Hinsicht haben nun die Ereignisse den Optimisten soweit Recht gegeben, daß heute bereits die früheren Zweifler sich nicht mehr gerne ihres Standpunktes von gestern erinnern! In einer Weise, die alles über den Haufen geworfen hat, was jene Vorsichtigen — ebenfalls auf der „sicheren Grundlage" der letzten Tatsachen und Ziffern — sich hatten denken können, bewies die Türkei ein politisches Geschick und eine militärische Leistungsfähigkeit, die sie zu einem außerordentlich wertvollen Bundesgenossen gemacht hat, und wenn der „Heilige Krieg" in seinen sichtbaren Ergebnissen bisher hinter den hochgespannten Erwartungen vieler noch zurückgeblieben ist, so liegt dies daran, daß erstens einmal jene Erwartungen eben zu hoch gespannt waren, und zweitens ist noch lange nicht alles von den tatsächlichen Wirkungen dieses Schrittes in die Erscheinung getreten. Erst einige Zeit nach Kriegsende wird man in der Lage sein, eine „Bilanz" des heiligen Krieges zu ziehen, und auch hierbei wird man wahrscheinlich die durch ihn ausgelösten Entwicklungstendenzen wesentlich höher zu bewerten haben als die abgeschlossenen und bereits „bilanzmäßig" nachweisbaren Ergebnisse.

Betrachtet man den Aufschwung, den in der letzten Vergangenheit eine ganze Anzahl von Ländern und Staaten in politischer und in wirtschaftlicher Hinsicht genommen haben, so kann man dabei sehr erstaunliche Dinge finden, erstaunlich deshalb, weil von den stillen Vorbereitungen so wenig bemerkt wurde, daß man plötzlich vor Tatsachen stand, die man unmittelbar vorher für phantastisch gehalten haben würde. Das auffälligste Beispiel dieser Art bietet Japan, das eigentlich erst seit 1904 angefangen hat, politisch, militärisch und wirtschaftlich eine bedeutendere Rolle zu spielen. Ein näheres Beispiel bietet uns Bulgarien und das allernächste haben wir eigentlich in Deutschland selbst, dessen Fortschritte in den letzten Jahrzehnten und sogar in den letzten Jahren solche waren, daß selbst wohlinformierte Leute in Deutschland und anderen Ländern bis heute noch nicht ihren Augen trauen möchten, wenn ihnen die tatsächlichen Ergebnisse vor Augen geführt werden.

Sind solche Entwicklungen aber möglich, selbst bei Ländern, die schließlich doch schon vor einiger

Digitized by Google

Zeit einen gewissen Hochstand erzielt hatten, so können wir mit noch ganz anderen Ueberraschungen rechnen, wenn es sich um Länder handelt, die bisher — aus inneren oder äußeren Gründen — in ihren Außenbeziehungen soweit zurückgeblieben waren, daß man fast von einem Nullpunkt reden kann. Dies gilt ungefähr für die Türkei von gestern, deren außerordentliche wirtschaftliche Möglichkeiten sowohl in den bisherigen Außenhandelsziffern, wie auch im bisherigen Tempo der Entwicklung in keiner Weise ihren Ausdruck gefunden haben.

Bis zu dem reinigenden Gewitter des Weltkrieges hat besonders die Türkei unter dem Zustand der Bevormundung gelitten, welchen die dem Islam feindlichen Mächte ihr auferlegt hatten. Es ist das große Verdienst der zähen Politik, in der die Türken von jeher Meister waren, daß die Zeit der politischen Schwäche der Türkei von England und Rußland nicht auch in wirtschaftlicher Hinsicht mehr ausgenutzt werden konnte. Die wirtschaftliche Betätigung der Finanzgruppen jener Länder, die die türkischen Staatsmänner mit gutem Bedacht zu hemmen wußten, hätte im anderen Falle zu einer viel weitergehenden „friedlichen Durchdringung" und politischen Knechtung geführt.

Aber nach dem Bilde wirtschaftlicher Entwicklung, das auf diese Weise zustande kam, darf man eben nicht die Möglichkeiten einer nahen Zukunft beurteilen, in der die Türkei zum ersten Male politisch frei sich unter den Mächten betätigen kann, wozu noch kommt, daß der Weltkrieg und seine Folgen ihr alle Veranlassung gibt, das auf diesen Gebieten unter dem Druck der geschilderten Verhältnisse Versäumte unverzüglich nachzuholen.

Man bedenke beispielsweise, von wie großer Wichtigkeit sich eben jetzt das Verkehrswesen des Landes erwiesen hat. Nicht nur die bestehenden Bahnen — und unter diesen vor allen Dingen die mit deutschem Kapital und unter deutscher technischer Leitung erbauten — haben ihre große Bedeutung für die Entwicklung der Kriegshandlungen gezeigt, sondern auch die fehlenden Bahnlinien haben sich in einer Weise bemerkbar gemacht, die dazu zwingt, diese Mängel auf dem allerschnellsten Wege zu beseitigen.

Der Zusammenhang der Hauptstadt mit den entferntesten Reichsteilen in Mesopotamien und Arabien waren die absolute Vorbedingung für die Erfolge im Irak und für die strategisch so ungeheuer wichtige Bedrohung der englischen Position in Aegypten. Andererseits hat das Fehlen jeder Bahnverbindung nach dem Kaukasus zu es den Russen ermöglicht, wenigstens zeitweise hier Erfolge zu erzielen *).

*) Hierbei ist es besonders charakteristisch, daß es ja gerade die Russen waren, die gegen alle türkischen Eisenbahnpläne für Nord- und Nordost-Kleinasien ihr Veto eingelegt hatten. Rußland hat eben unzweifelhaft schon im Frieden und auch nach dieser Richtung den Krieg gegen die Türkei vorbereitet.

Dieselben Bahnen aber, die hier ihre strategische Bedeutung erwiesen haben, sind auch in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht von größter Wichtigkeit, und man braucht nicht zu zweifeln, daß unmittelbar nach Kriegsende eine außerordentliche Bahnbautätigkeit in der Türkei Platz greifen wird. Tausende von Kilometern Eisenbahnen sind hier in kürzester Zeit zu schaffen. Hierin allein liegt für die Industrie der Zentralmächte ein außerordentliches Interesse. Wie die von den bisherigen Bahnen durchschnittenen Landesteile in ihrem Wirtschaftsleben vorangekommen sind, zeigen in auffälligster Weise die Jahresberichte der deutschen Bahngesellschaften. Sowohl das landwirtschaftliche Ergebnis, wie die Steuer-Erträge für die Regierung haben sich rapid gehoben, und wo kaum soviel produziert wurde, um die Ernährung der Bevölkerung sicherzustellen, haben sich Ausfuhrüberschüsse ergeben, die zunächst wohl vorwiegend zum Ausgleich der inneren Wirtschaft gedient haben, die aber nach Erreichung dieses Zieles eine sprunghafte Entwicklung des Außenhandels herbeiführen dürften. Dies galt bisher nur für die wenigen, verkehrsmäßig bevorzugten Provinzen des Reiches, sobald die Verkehrsentwicklung aber auch nur einer größeren Zahl der wichtigeren Landesteile ähnliche Möglichkeiten bietet, wird schon dies allein sehr große Veränderungen in den türkischen Exportziffern hervorrufen.

Hand in Hand mit dem Bahnbau geht die landwirtschaftliche Entwicklung und die Möglichkeit einer Erschließung der türkischen Bodenschätze, die bisher noch so gut wie garnicht ausgebeutet wurden. Die landwirtschaftliche Entwicklung erfordert an Geräten, Maschinen, Kunstdünger und dergleichen außerordentliche Aufwendungen, deren Lieferung für längere Zeit nach Lage der Dinge in erster Linie Deutschland zufallen werden. Daneben dürfte — um nur einen wichtigen Posten herauszugreifen — die Ergänzung der türkischen Rüstung für Jahre hinaus an die Leistungsfähigkeit der Zentralmächte bedeutende Anforderungen stellen.

Haben wir hier im wesentlichen von dem türkischen Bedarf gesprochen, so spielt auch die türkische Produktion in den gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen, wie sie sich nach dem Kriege anbahnen sollen, eine sehr erhebliche Rolle. Weit hinaus über die gegenwärtige Knappheit des deutschen Marktes an einer ganzen Reihe von Produkten, die die Türkei schon in früheren Zeiten zu liefern imstande war, kann man rechnen, daß jene Länder in Zukunft den deutschen Bedarf befriedigen können, besonders wenn das deutsche Unternehmertum es sich angelegen sein lassen wird, bei der Entwicklung der türkischen Produktion be-

Digitized by Google

sonders diejenigen Artikel zu berücksichtigen, die der deutsche Markt nötig hat.

Was das Türkische Reich hier wird leisten können, dafür mag an dieser Stelle der Hinweis genügen, daß die türkischen Gebiete von mehr als der dreifachen Ausdehnung Deutschlands nur zu einem kleineren Teile den Charakter der gemäßigten Zone tragen, während sehr weite Gebiete zu den Subtropen gehören, und einige sogar tropischen Produktionen dienstbar gemacht werden können.

Auf alle Fälle bieten die türkischen Länder schon hinsichtlich des wichtigsten überseeischen Einfuhrpostens sowohl Deutschlands wie Oesterreichs — nämlich der Textilrohstoffe — jede Möglichkeit, den gesamten Bedarf der Zentralmächte (abgesehen allenfalls von kleineren Qualitätsposten) zu decken. Aehnliches gilt von den gleichfalls für den Haushalt Deutschlands und Oesterreich-Ungarns so wichtigen pflanzlichen Oelen (Oliven, Sesam usw.) und von vielen anderen Dingen mehr. Der Verfasser hat an anderer Stelle eine eingehendere Untersuchung darüber angestellt, wie weit die gesamte deutsche Einfuhr sich von der Türkei und ihren Nachbargebieten her decken könne und ist dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß tatsächlich ein in der einen oder anderen Weise „geschlossenes Wirtschaftsgebiet", das die Zentralmächte und die Orientstaaten umfaßt, in solchem Maße sich selbst genügen kann, daß nur eine verhältnismäßig sehr geringe Anzahl von Artikeln übrig bleibt, bei denen man — um der Wiederholung einer Lage wie derjenigen im Weltkriege vorzubeugen — zur Vorratswirtschaft greifen müßte. Zur besseren Veranschaulichung dieser Verhältnisse mögen die beigefügten wirtschaftsstatistischen Nachweise (nach einer Arbeit des Verfassers in der „Wirtschaftszeitung der Zentralmächte") dienen, wobei nur die wichtigeren Artikel berücksichtigt sind.

Bisher bezog Deutschland aus der Türkei:

Rohtabake	im Werte von rund				20	Mill.	M.
Rosinen (auss. Traubros.)	„	„	„	„	10	„	„
Teppiche	„	„	„	„	9	„	„
Haselnüsse	„	„	„	„	3	„	„
Opium	„	„	„	„	2,7	„	„
Gerbeicheln (Valonea)	„	„	„	„	2,5	„	„
Feigen (getrocknet)	„	„	„	„	2,2	„	„
Rohbaumwolle (zuletzt)	„	„	„	„	1,1	„	„

Dagegen betrug Englands Einfuhr aus der Türkei in den Hauptartikeln:

Gerste	im Werte von rund				23	Mill.	M.
Rosinen	„	„	„	„	16	„	„
Angoraziegenhaar	„	„	„	„	13	„	„
Opium	„	„	„	„	5½	„	„
Wolle	„	„	„	„	5	„	„
Wollwaren	„	„	„	„	5	„	„

Hier sieht man übrigens auch, auf welchen Gebieten die deutsche Einfuhr aus der Türkei unter Verdrängung des englischen Handels gefördert werden könnte.

Was die bisherige landwirtschaftliche Produktion der Türkei betrifft, so folgen wir im Nachstehenden dem englischen Statesman's Year-book von 1915. Dort heißt es:

„Die Landwirtschaft ist höchst primitiv. Der Boden ist zum größten Teil sehr fruchtbar; die hauptsächlichsten Produkte sind Tabak, Getreide aller Arten, Baumwolle, Feigen, Nüsse, Mandeln, Weintrauben, Oliven und zahlreiche andere Früchte. Kaffee, Krapo, Opium und Gummi werden in großem Maßstabe exportiert. In der asiatischen Türkei stehen 16 568 000 Acres unter Kultur, und zwar

13 690 000	unter	Getreide
473 000	unter	Obst und Gemüse
780 000	unter	Baumwolle, Flachs usw. und
1 214 000	unter	Weinreben.

Im Jahre 1911 betrug

die Weizenernte	165	Millionen	Bushel
„ Gerstenernte	120	„	„
„ Haferernte	21	„	„
„ Roggenernte	18	„	„
„ Maisernte	33,3	„	„

Hiervon fielen auf die asiatische Reichsstelle:

146	Millionen	Bushel	Weizen
106	„	„	Gerste
14,5	„	„	Hafer
12,1	„	„	Roggen
18,9	„	„	Mais.

Das Mühlenwesen Smyrnas weist Verbesserungen auf und dehnt sich aus. Kaffee wird in der Gegend von Hodeida angebaut; Opium ist eine wichtige Kultur des Koniagebietes.

Tabak wird sowohl in der europäischen wie in der asiatischen Türkei angebaut, und die Ernte von 1911 war die beste des letzten Jahrzehntes. Der innere Verbrauch an Tabak unterliegt einem Monopol, das von einer französischen Gesellschaft gehandhabt wird, deren Konzession gerade im Jahre 1914 um fünfzehn Jahre verlängert worden war. Ein Exportmonopol besitzt diese Gesellschaft nicht. Die Tabakausfuhr betrug im Jahre 1912 über 84 500 000 engl. Gew.-Pfund.

Die Baumwollindustrie lebt wieder auf, nachdem in der Zeitspanne von 1870 bis 1905 in der Türkei keine nennenswerten Mengen an Baumwolle angebaut worden waren. In der Kilikischen Ebene wurden im Jahre 1912 bereits 115 000 Ballen Baumwolle (gegen 80 000 im Vorjahre) erzielt, im Smyrna-Distrikt 35 000 (1911: 40 000); der Aleppo-Distrikt produzierte 15 000 Ballen (1911 12 000) und Armenien 2500 Ballen. Die gesamte Baumwollproduktion der Türkei wurde für das Jahr 1912 auf ungefähr 200 000 Ballen geschätzt.

Die Bedeutung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Osmanischen Reiches scheint mir jedoch für die künftige Gestaltung der deutschen

Digitized by Google

Wirtschafts-Politik so groß, daß ich versuchen möchte, das Thema noch von einigen anderen Gesichtspunkten aus zu behandeln.

Die türkischen Wirtschaftsverhältnisse der letzten Zeit vor dem Kriege geben in ganz großen Zügen das folgende Bild:

Der bisherige türkische Außenhandel erreicht die ungefähre Ziffer von einer Milliarde Mark. Hiervon entfallen zwei Drittel auf die Einfuhr und ein Drittel auf die Ausfuhr. Nehmen wir die Bevölkerung des gesamten Reiches mit etwa 25 Millionen an, so würde dies einer Handelsziffer von 40 Mark pro Kopf und Jahr (rund 27 für die Einfuhr und rund 13 für die Ausfuhr) entsprechen.

Vergleichen wir diese Ziffern beispielsweise mit denen von Aegypten und Algerien, so erhalten wir folgendes Bild:

Aegypten hat — bei nur der Hälfte der türkischen Einwohnerziffern — einen Außenhandel von 1⅓ Milliarde Mark, wobei die Einfuhr um mehr als ein Zehntel kleiner ist als die Ausfuhr.

Algerien mit nur einem Fünftel der türkischen Einwohnerziffern hatte vor dem Kriege einen Gesamthandel von beinahe einer Milliarde Mark, wobei die Einfuhr um etwa ein Viertel größer war als die Ausfuhr.

Nun kann man ganz bestimmt sagen, daß weder Aegypten noch Algerien auf der Höhe ihrer möglichen Entwicklung stehen, und man wird ebenfalls es aussprechen dürfen, daß die von ihren politischen Fesseln befreite Türkei in äußerst kurzer Zeit auch Außenhandelsziffern erreichen kann ähnlich denen der beiden genannten Länder. Dies würde aber heißen, daß der Außenhandel des Türkischen Reiches sehr bald auf das Fünffache des bisherigen wird steigen können und daß die türkische Ausfuhr dabei eine sehr viel bessere Verhältniszahl zeigen wird als bisher.

Dies betraf nur die Außenhandelsziffern, die — je mehr ein Land vorwärtskommt, einen um so kleineren Teil ihrer Produktion ausmachen. Die Produktion wiederum können wir für das Türkische Reich unter Zugrundelegung der Verhältnisse vor dem Kriege in einer ganz ungefähren Ziffer auf etwa zweieinhalb Milliarden schätzen. Immerhin bietet diese Schätzung *) eine brauchbare Basis zur Beurteilung der gegenwärtigen Verhältnisse und der unmittelbar bevorstehenden Möglichkeiten.

Schon nach den oben erwähnten algerischen Ziffern hätten wir für jenes Land eine Ausfuhr von über fünfhundert Millionen Franken oder etwa hundert Franken auf den Kopf der Bevölkerung, und zwar fast ausschließlich für landwirtschaftliche Erzeugnisse.

Wenn wir für das Türkische Reich auch nur diese Ziffern fürs Erste veranschlagen wollen, wobei wir die Erschließung der fraglos außerordentlich großen Erdschätze völlig außer Acht lassen, so würde schon das eine Vermehrung der türkischen Außenhandelsziffern um zwei Milliarden ergeben.

Daneben kommen noch andere Gesichtspunkte in Betracht. Bei aller Unsicherheit der türkischen Statistik*) kann man doch annehmen, daß die bisherige Volksvermehrung eine im Vergleich zu anderen Ländern des Orients verhältnismäßig geringe gewesen ist. Mangelnde hygienische Fürsorge hatte eine sehr große Kindersterblichkeit und ein geringes Durchschnittsalter zur Folge. Dazu kam noch eine gerade in den letzten zwanzig Jahren recht stark zunehmende Auswanderung, der bisher nur eine sehr viel geringere Einwanderung gegenüberstand.

Diese Wanderungsverhältnisse hingen im wesentlichen damit zusammen, daß die nationalistische Entwicklung, die im Orient mehr als anderswo einen konfessionellen Einschlag hat, die christlichen Bevölkerungsteile zur Abwanderung in die benachbarten Staaten ihrer Volksgemeinschaft veranlaßte, während die Moslems der unter christ-

*) Mit Hilfe ziemlich weitgehender Untersuchungen, die sich bis auf die Kosten bäuerlicher und städtischer Haushalte im Türkischen Reiche erstrecken, und vor allem auch die bisherige Betriebsweise in den verschiedenen Berufen in Betracht ziehen, möchte ich — wie gesagt — als sehr ungefähre Schätzung, aber doch als brauchbare Basis — die Produktion des Rürkischen Reiches pro Kopf und Jahr auf etwa hundert Mark schätzen, was der obigen Ziffer von zweieinhalb Milliarden entspricht. — Wer auf Grund einer Befangenheit in mitteleuropäischen Anschauungen diese Ziffer für gewagt halten möchte, sei darauf hingewiesen, daß im Türkischen Reiche eine landesübliche Verpflegung der bäuerlichen Bevölkerung einem Geldwert von einer Mark pro Kopf und Woche als einer Art unterer Grenze gleichgesetzt werden kann. Dabei bleibt ein sehr großer Spielraum, je nachdem ob ein Händlergewinn eingerechnet ist oder nicht, während bei der türkischen Produktionsziffer in dem ziemlich großen Unterschied zwischen lokalen und Weltmarktpreisen ebenfalls ein weiter Spielraum zu erblicken ist.

Vergleichsweise sei noch angeführt, daß die landwirtschaftliche Produktion Deutschlands (über das Landwirtschaftliche hinaus darf man die Parallele nicht ziehen, weil die Türkei ja fast nur Agrarstaat ist) etwa zehn Milliarden beträgt, also etwa die vierfache Produktion bei annähernd der dreifachen Bevölkerungszahl. Selbstverständlich wird man dabei in Betracht ziehen, daß in Deutschland mit sehr viel vollkommneren Methoden gearbeitet wird, wie in der Türkei, und daß im türkischen Klima — durchschnittlich genommen — der Nahrungsbedarf (auch abgesehen von den auf Grund der günstigen wirtschaftlichen Entwicklung gesteigerten deutschen Verbrauchsziffern) ein sehr viel geringerer ist.

Auf der anderen Seite ist aber auch nicht außer Acht zu lassen, daß große Teile des Türkischen Reiches mit ihrem subtropischen Klima, und besonders Ländereien mit künstlicher Bewässerung, in ihrer Produktionsmöglichkeit alles übertreffen, was wir von der gemäßigten Zone her kennen.

*) Hierüber siehe auch den Artikel des Verfassers „Die Welt des Islam" in Heft 1 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

liche Herrschaft oder Verwaltung geratenen früher türkischen Gebiete zu einem beträchtlichen Teil es vorzogen, die ihnen von türkischer Seite gebotenen Erleichterungen zur „Rückwanderung" anzunehmen und sich in den ihnen dort zugewiesenen Ländereien eine neue Existenz zu schaffen.

Immerhin hat die Auswanderung wesentlich überwogen, und abgesehen von der geschilderten „nationalen" Auswanderung gab es auch eine wirtschaftliche, die sich meist den nord- und südamerikanischen Einwanderungsländern zuwandte. Auch diese rekrutierte sich in der Hauptsache aus der christlichen Bevölkerung, doch haben die Erfolge dieser Auswanderer, die sich in der Heimat durch die Geldsendungen von Uebersee sehr deutlich bemerkbar machten, in den letzten Jahren auch eine steigende Anzahl von Moslems veranlaßt, an dieser wirtschaftlichen Auswanderung teilzunehmen. Wenn auch nun gerade im Falle der Moslems diese Auswanderung nur „auf Zeit" ist und, alles in allem genommen, sogar als Vorteil für die Wirtschaft des Heimatlandes betrachtet werden konnte, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die nach dem Kriege zu erwartende aufsteigende wirtschaftliche Entwicklung des Landes eine solche Auswanderung der progressiven Elemente unnötig machen wird. Auch wird die zu erwartende bundesgenössische Betätigung im Wirtschaftsleben der Türkei denjenigen Schichten, die bisher jene Auswanderung gestellt hatten, hinreichend inländische Möglichkeiten bieten, vervollkommnete Arbeitsmethoden kennen zu lernen und auch Löhne zu erzielen, die denjenigen der fortgeschritteneren Länder ähnlich oder gleichkommen. Den Beginn einer solchen Entwicklung haben übrigens die türkischen Arbeiterschaften einer ganzen Anzahl von Gebieten schon vor dem Kriege erlebt.

Auf alle Fälle ist im türkischen Reiche — und zwar dort vielleicht noch mehr als in den anderen in diesen Krieg verwickelten Ländern — eine großzügige Bevölkerungs-Politik am Platze, die ja vielfach sich mit wirtschaftlichen Gesichtspunkten berührt oder von ihnen bedingt ist. Wir haben das allergrößte Interesse — sowohl vom Standpunkte der politischen und militärischen Sicherung, wie auch von dem der Schaffung einer breiteren Basis für die türkische Wirtschaft — zu unserem Teil hierbei mitzutun, und der Türkei, sowohl durch unsere eigene wirtschaftliche Mitbetätigung, wie auch durch unsere Hilfe an der Besserung der hygienischen Verhältnisse des Landes zu einer Kräftigung des osmanischen Volkstums beizutragen.

Selbst ohne über die in manchen Gebieten des Orients in der letzten Zeit bereits erzielten Erfolge auf dem Gebiete einer systematischen Hygiene hinauszugehen, könnten wir dahin wirken, daß das Osmanische Reich in verhältnismäßig kurzer Zeit den ihm zustehenden Bevölkerungszuwachs von mindestens 500 000 jährlich zu verzeichnen hätte, und in diesem kostbarsten Gewinn, den eine politisch gesicherte Türkei mit als Folge dieses Weltkrieges davontragen könnte, würde auch eine gewaltige wirtschaftliche Erstarkung gegeben sein, die allein ein sehr weit reichendes Interesse der Wirtschaftskreise der Zentralmächte rechtfertigen würde.

Im übrigen gibt es eine oben schon angedeutete Art von Bevölkerungszuwachs in der Türkei, dessen wirtschaftliche Wirkung keinen Tag auf sich warten zu lassen braucht. Dies ist die in vielen Hinsichten höchst wichtige Ansässigmachung der muselmanischen Rückwanderer aus den in früherer Zeit verloren gegangenen Gebieten.

Diese Ansiedlungstätigkeit erfordert vielerlei. Es gilt, vielen Hunderttausenden auf den ihnen von der Regierung überlassenen Ländereien neue Heimstätten zu errichten, ihnen Häuser zu bauen, landwirtschaftliche Geräte und Maschinen zu stellen und was sonst noch für eine erfolgreiche Ansiedlungstätigkeit erforderlich ist. Während dieses Problem für die Türkei nicht mehr so neu ist, haben wir in Mitteleuropa erst durch den Krieg und die in seinem Gefolge auftretende Notwendigkeit der Massenansiedlungen von Kriegsverletzten und deren Hinterbliebenen, sowie des Wiederaufbaues kriegsbetroffener Landesteile begonnen, uns systematisch und in allgemeinerem Maße mit diesen Fragen zu beschäftigen. Kein Zweifel, daß unsere eigenen Erfahrungen auch dazu dienen werden, den Türken in ihren ähnlichen Aufgaben Hilfe zu leisten.

Hier ist auch der Punkt gegeben, wo eine von unserer Seite zu leistende hygienische Hilfe am dringendsten erforderlich ist. Gerade bei den Uebersiedlungen größeren Stiles sind bisher in der Türkei die allergrößten Menschenverluste eingetreten, was meistens mit der Mangelhaftigkeit der Wohnungsverhältnisse und sonstigen Entbehrungen zusammenhing.

In den wirtschaftlichen Aufgaben dieser türkischen Innenkolonisation liegt aber auch eines der dringlichsten Betätigungsgebiete für deutsche Wirtschaft, Technik und Wissenschaft, während andererseits der Umstand, daß es sich bei dieser Umsiedlung um wirtschaftlich sehr wertvolle Elemente handelt, auch hinsichtlich der Erstarkung der Türkei zu sehr schnellen Ergebnissen führen wird.

Digitized by Google

BAUERNLIEBE.

Von Mehmed Reuf Bey.

Als er um die Wegbiegung kam, als er in der Ferne, am Abhang des Berges, zwischen dem dichten Laub der Bäume die Türme der Moscheen, die Schornsteine der Häuser und alle Umrisse seines geliebten Dorfes sah, da war Turssun so außer sich vor Freude, daß er fast vom Pferde fiel.

Während der sechsjährigen Dienstzeit war sein glühendster, heiligster Wunsch gewesen: das Dorf wiederzusehen, seinen Duft und seine Luft wieder zu atmen, dort im Kreise aller Nachbarn fröhlich zu leben. Wie endlos aber war die Zeit bis zur Erfüllung!

Sein Traum war es, mit den Feldwebelabzeichen auf dem Aermel in der Heimat einzuziehen. Unermüdlich arbeitete und schaffte er dafür und seine Anstrengungen blieben nicht vergeblich. Nun hatte ihm der Entlassungsschein die Verleihung des ersehnten Titels gebracht!

Er hatte als Matrose gedient, wie sich schon seine Vorfahren bei der Marine ausgezeichnet hatten. Der schwere Dienst aber hatte seine Kräfte ausgepumpt. Einmal war er so schwach und krank geworden, daß seine Vorgesetzten, die ihn gerne mochten, drei Monate Urlaub für ihn erwirkten und ihn zur Luftveränderung in die Heimat schickten. Damals war er nur Unteroffizier! Und wie beifällig und freundlich man ihn im Dorfe aufnahm. Die Leute machten einander auf ihn aufmerksam, wo er sich zeigte, die Gesichter aller jungen Mädchen leuchteten bei seinem Anblick. Jetzt endlich, jetzt war er Feldwebel, er brauchte nicht mehr zum Militär zurück, wie wollte er jetzt sein Glück genießen! Wie würde seine geliebte Nurije sich freuen und stolz sein! Ach, Nurije... Das Ideal seines Lebens war dieses schöne Mädchen. Wie liebte er sie und wie verzehrend verlangte er darnach, sie heimzuführen. Ja für sie, um in ihren Augen Wert zu erlangen, hatte er sich so geplagt, daß er sogar krank geworden war, um sie zu beglücken hatte er so sehr danach gestrebt, Feldwebel zu werden. Und jetzt war sie seine Braut... durch seinen Willen ihm verlobt.

Ach, das war eine ganze Geschichte.

* * *

...Es war bei seinem letzten Besuch. Er war noch sehr schwach; auf seinen Stock gestützt, hatte er einen Spaziergang durch die Felder gemacht, um seine Beine wieder an die Bewegung zu gewöhnen. Langsam schlenderte er gegen Abend zurück. Als er eben um die Holz-Moschee bog, stand er plötzlich vor Nurije, die er seit vier Jahren nicht gesehen hatte. O, wie war sie groß und schön geworden! Ganz schüchtern wich Turssun zur Seite und setzte seinen Weg fort. Eine süße Erregung raubte ihm alle Kraft, er war plötzlich ganz matt. Da hörte er, wie hinter ihm sein Name gerufen wurde.

Sie hatten ihre ganze Kindheit miteinander verlebt und sie mußte es wohl übelnehmen, daß er nun so fremd tat.

Er machte kehrt; Nurije war feuerrot geworden. Aengstlich blickte sie sich um. Weit unten auf der Straße entfernte sich ein Bauer, den Wassertrog auf dem Rücken. Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen aus, tauchte hinter die Berge, übergoß mit ihrem Schein das Tal und warf lange, traurige Schatten über das Land. In den Herzen der beiden jungen Leute aber ging flammend die Morgenröte einer großen Liebe auf.

„Haben Sie mich gerufen?"

„Ja, Sie," sagte Nurije mit vorwurfsvollem Lächeln. Sie lachte, zeigte ihre blitzenden Zähne, purpurne Flecken brannten auf ihren Wangen. „Wie schnell Sie sich mir entfremdet haben, seit Sie Unteroffizier geworden sind!" fuhr sie fort, „Sie sind ja so stolz geworden, am Ende platzen Sie noch vor Hochmut, wenn Sie weiter avancieren! Gott behüte!"

Sie sprudelte das alles mit zitternder, kaum hörbarer Stimme hervor, aber wie Liebkosung klang diese Stimme für sein Herz.

Er widersprach: Nein, niemals würde er so vermessen sein. Niemals, auch wenn er Offizier wäre, würde er hochmütig werden und sich mehr dünken als andere! Er wisse, wohin er gehöre. Nur weil sie nun erwachsen sei und sich vor den Männern verschleiere, war er wortlos vorbeigegangen, die andern sollten keinen Stoff zum Klatschen finden.

Nurije lachte: „Was könnte uns denn geschehen?"

So sahen und sprachen sie sich hin und wieder, bis er wieder fort mußte. Und eines Tages hatten ihre Väter alles vereinbart und die beiden verlobt. Als sein Urlaub zu Ende ging, kam Nurije in sein Haus, gab ihm einen Ring und sagte mit einem Tonfall, den er nicht wieder vergaß:

„Ich gehöre nur Dir allein."

* * *

Digitized by Google

Eine Welle von Glückseligkeit flutete über ihn, als er das alles jetzt von neuem überdachte. Er und die anderen Reiter mit ihm ritten die Höhe hinunter, an den Wiesen vorbei und näherten sich dem Dorf auf dem von Bäumen eingefaßten Weg, den er mit ihr so oft gegangen war.

Ueber die steinerne Brücke ritten sie ins Dorf. Noch wußte niemand von ihrem Kommen. Plötzlich aber brauste stürmisch die Freude auf über die heimgekehrten Söhne, Turssun aber flog durch das Getümmel, das an eine Hochzeitsfeier gemahnte, ins elterliche Haus. Als er die Tür aufstieß, kam ihm zuerst die Mutter entgegen; fast drückte die Ueberraschung der alten Frau die Kehle zu, sie schrie auf „Turssun, Turssun ist zurück", schwankte und fiel um. Aus dem Zimmer fragte die harte Stimme des Vaters: „Was sagst Du, Aische?"

Dann schlürfte der alte Soldat heraus, und beinahe warf auch ihn die Freude um, als er den Sohn erblickte und ihn in die Arme schloß.

„Gott schütze Dich und schenke Dir Freude." Unaufhörlich folgten die Glückwünsche der Nachbarn, die seine neue Würde bewunderten, sich erzählen lassen wollten und ihn umarmten.

Endlich blieben Eltern und Sohn allein. Jetzt holte er die mitgebrachten Geschenke vor, öffnete die Satteltaschen und breitete ihren Inhalt aus. Ein ganzer Haufen schöner Dinge. Für den Vater ein Schafpelz, der ihn im Winter gegen Regen und Kälte schützen sollte, und ein Paar Wasserstiefel; für die Mutter Taschentücher, Kopfschleier, Strümpfe und Kleiderstoff; und zu unterst lag noch ein Anzug.

Als die Mutter fragte: „Für wen ist der, Turssun?" neigte er den Kopf, denn er fürchtete den Vater, wie in seiner Knabenzeit, und flüsterte verschämt: „Für Deinen Sohn Turssun."

Als habe sie ein kalter Luftzug gestreift, erstarrten sie plötzlich in eisigem Schweigen.

Turssun zitterte, sein hilfeheischender Blick suchte die Mutter. Ihre Augen waren zu Boden geschlagen. Kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren, er witterte die Nähe eines Unglücks. Da fühlte er die schwere Hand des Vaters auf seiner Schulter. Er führte ihn in die vom Feuer des Kamins schwach erhellte Ecke und begann zu erzählen:

„Mein Sohn, Du mußt suchen, Nurije zu vergessen, sie ist für Dich verloren. Im vergangenen Jahre hat sie den Sohn des Dorfgeistlichen geheiratet. Sie ist ein ehrloses Mädchen, hat Dich vergessen, vergiß Du sie auch! Es ist ein Glück, daß Du sie nicht geheiratet hast, sie soll eine schlechte Person sein. Voriges Jahr hat sie sich mit dem gelähmten Hüssein eingelassen und war in aller Munde. Alle haben sich darüber aufgehalten. Kann etwa jemand, der auf seine Ehre hält, sie zum Weibe nehmen?"

Als habe er einen Hieb über den Kopf bekommen, sinnlos, wie erschlagen, sank Turssun in sich zusammen.

„Es kommt Dir hart an, aber was ist da zu machen"? fuhr der Vater fort, „Du bist ja ein Held, beiß die Zähne zusammen, niemand soll meinen, Du seist unterlegen. Gibt's denn nicht viele Mädchen, Du kannst Dich tausendmal besser verheiraten!... Verstehst Du? Gibst Du mir Dein Wort? Und nun komm zu Tisch mein tapferer Junge!"

Wieder packte er den Sohn am Arm und setzte ihn vor den Tisch hin. Müde und geistesabwesend antwortete Turssun beim Essen auf des Vaters Fragen. Der Mutter Augen glitten verstohlen, damit der Vater ihren Kummer nicht gewahrte, zu des Sohnes Antlitz, hinter dessen steinerner Ruhe sie den nahenden Sturm wohl fühlte. Endlich war die Mahlzeit beendet und der Vater nahm den Sohn mit ins Kaffeehaus.

* * *

Wie gebrochen sank die alte Frau in einer Ecke zusammen, angstverzerrt stierte sie auf die furchtbare Wunde, die im Herzen des Sohnes blutete. Es war gewiß unmöglich, daß er von dem Mädchen ließ. Was wird also geschehen? Schauerphantome jagten sich in diesem Hirn, das ein langes Leben in ungestörter Ruhe gearbeitet hatte. Sie schlürfte noch im Zimmer umher, um die Betten zu bereiten, als die beiden Männer heimkamen. Griesgrämig und verbissen führte der alte Temel Agha den Sohn in dessen Stube, wünschte ihm eine gesegnete Nacht und zog sich zurück. Er war ein Mann von etwa 60 Jahren, im ganzen Dorf geachtet, aber auch gefürchtet. So streng und hart war er, daß sogar seine Frau in beständiger Scheu vor ihm lebte. Sein Körper war kerngesund und wie aus Stahl. Nie versäumte Temel Agha einen Gottesdienst, mochte der Morgen noch so grimmig kalt und verschneit sein. Die grauhaarige, runzlige Brust entblößt, die Aermel hoch aufgekrempelt, ging er umher. Als er vom Militär entlassen war, sagte er sich, die Reihe sei nun an seinen Sohn, und er zog Turssun auf, daß er ein tüchtiger Soldat werde. Jederman wußte, wie er diesen Sohn liebte, und doch hätte man aus seiner rauhen Art das Gegenteil schließen können. Deshalb wagte auch seine Frau jetzt nicht, ihn etwas von dem Schmerz merken zu lassen, der an ihr nagte, oder gar vor ihm zu weinen.

Er war bereits entkleidet und rauchte die letzte Zigarette, sie kauerte am Fußende des Bettes und schwieg. Plötzlich polterte der Bauer los:

„Es ist ein Jammer. Er hätte lieber kapitulieren und beim Militär bleiben sollen. Wir haben

Digitized by Google

die ganze Sache verpfuscht. Jetzt ist alles umsonst... Ach, die dummen Weiber."

Die Frau wimmerte leise. Temel Agha wandte sich heftig um: „Du bist an allem schuld. Ja, nur Du ganz allein. Du hast dem Jungen die ersten Gedanken an dieses unglückselige Mädchen eingeimpft... Du warst es, die darauf bestand, daß sie zusammen spielten, miteinander in die Schule gingen. Da sie noch so klein waren, konnte ich ein Auge zudrücken. Aber eines schönen Tages waren sie erwachsen, und Du hast trotzdem nichts gemerkt, Dich immer damit getröstet, daß sie „ja noch Kinder seien und es nichts schaden könne"!... Endlich zog Turssun zum Militär —, welcher Vater hätte das mit Freude begrüßt? Ich aber atmete auf und dankte Gott. Aber die Saat war ausgeworfen, sie keimte und jetzt hast Du die Frucht. Bist Du mit Deinem Werke sehr zufrieden, Frau?"

Weinend erwiderte sie: „Wußte ich's denn? Was habe ich dabei getan? Es kommt alles aus Gottes Hand."

Temel Agha streckte den Arm aus, zündete die erloschene Zigarette am Ofen wieder an und fuhr fort: „Gott hat's gelenkt, aber der Mensch ist sein Werkzeug. Begreifst Du nicht, daß Du die Ursache des Unglücks Deines Sohnes warst? Nun sieh nur zu, wie Du die Körner aus diesem zerrissenen Sack Reis wieder aufklaubst!"

Frau Aische suchte ihn zu trösten: „Es ist gewiß nicht so arg, in ein paar Tagen geht's vorüber."

„Ja, es geht vorüber, aber ihm zu Herzen geht's. Weißt Du auch, wie empfindlich Turssun ist? Ich fürchte, es stößt dem Jungen etwas zu," fügte er schluchzend hinzu.

Bis zum Morgen kam kein Tröpflein Schlaf in Aisches Augen. Als der Muezzin zum Gottesdienst rief, erhob sich Temel Agha, wusch sich, und ging zur Moschee; sie aber tat, was sie sich inzwischen tausendmal vorgenommen, doch aus Angst vor dem Mann nicht auszuführen gewagt hatte: leise schlich sie in den Garten, kletterte auf das Dach des Hühnerstalls und blickte in das Zimmer des Sohnes.

Turssun lag völlig bekleidet, mit dem Gesicht nach unten, auf der Bettdecke. Sicher hatte auch er nicht schlafen können! So rasend also liebte er diese elende Nurije! Ach, warum trug sie, die Mutter, die Schuld an dem Unheil! Jetzt würde ihr die Strafe nicht erspart bleiben!

Als der Bauer aus dem Gottesdienst heimkam, fragte er die Frau leise: „Schläft er?"

„Er hat sich nicht einmal ausgekleidet," antwortete sie.

Er zog sie in einen Winkel und flüsterte:

„Paß gut auf, wenn ich nicht hier bin! Wühle seinen Gram nicht unnütz auf. Mit Gottes Hilfe wird sich schon alles zum Guten wenden. Aber die frische Wunde brennt."

Er begab sich aufs Feld, sie aber lief unstät von einer Arbeit zur andern, bis sie's nicht länger ertrug. Unbeweglich, mit starr aufgerissenen Augen, wie ein Toter, lag Turssun auf dem Bett. Furchtsam schlich sie näher.

„Turssun, mein Junge! Turssun, mein Junge, mein Junge..."

Er schien zu schlummern; nach einiger Zeit bewegte er sich und sagte: „Ach, du bist's, Mütterchen!"

„Nun, mein Junge, bist Du gut ausgeruht oder konntest du nicht schlafen?"

„Nein, ich habe mich so hingelegt und bin wohl vor Müdigkeit eingenickt..."

Geräuschlos kam die alte Frau näher, ihre Augen waren tränenverschleiert: „Warum lügst Du, Turssun? Du hast bis in den Morgen hinein keinen Schlaf gefunden! Hast Du immer nur an sie, an diese schlechte Person, gedacht?"

Er runzelte unwillig die Brauen und sein blasses Gesicht erbleichte noch mehr. „Wer hat Dir das gesagt?"

„Mein Herz. Verheimliche mir nichts, verstelle Dich nicht, ich weiß es gut... Nur ihretwegen hast Du nicht geschlafen; ihretwegen bist Du so blaß, alles ihretwegen... Hast Du sie so geliebt, Turssun?"

„Wer hat Dir das alles gesagt?" rief er von neuem. „Warum sollte ich sie lieben? Warum nur?... Selbst wenn ich sie liebte, — es sieht ja so aus, als habe sie mich vergessen! Sie hat einen andern genommen. Sie lieben? Sie, sie?"

In plötzlicher Aufwallung warf er die Arme um der Mutter Nacken, bettete seinen Kopf an ihre Brust und begann zu weinen, leise und still, wie feiner Regen nach einem Gewitter.

„Nein, nein", schluchzte er, „nicht deswegen gräme ich mich. Nicht deswegen. Warum hat sie sich gestellt, als liebe sie mich? Warum hat sie mir diesen Ring gegeben und dann doch einen andern zum Mann gewählt? Habe ich das erste Wort gesprochen, habe ich sie je um etwas gebeten? Hat nicht sie mich gefunden? Warum hat sie mich jetzt verlassen, mich betrogen? Ach, Mütterlein, Du weißt ja nicht, wie glücklich und erwartungsvoll ich heim eilte! Ich wollte heiraten — Nurije heiraten! Ich war so sicher, daß sie auf mich wartet... Warum, warum hat sie mich so schmählich hintergangen!"

Stunden und Stunden sprach und klagte er, weinend wie ein Kind, und auch der Mutter alten Augen entströmte eine Flut von Tränen.

* * *

Digitized by Google

Es wurde zum Nachmittagsgottesdienst gerufen. Temel Agha blickte ins Zimmer und fragte, ob Turssun gekommen sei. Turssun war gegen Mittag fortgegangen und noch nicht heimgekehrt.

„Was ist geschehen?" fragte die Frau mit fliegendem Herzen.

„Ich frage Dich, Frau, ob er gekommen und hier ist," brüllte der Bauer.

„Er ist nicht da," erwiderte Aische zitternd.

Da trat der Alte, was er noch nie getan, mit seinen Straßenstiefeln in die Stube und starrte nach der Wand. Flinte und Patronentasche hingen nicht an ihrem Platz. Er schlug sich mit der Hand gegen die Stirn: „O, Gott, was ich fürchtete, es ist geschehen."

Er setzte sich nieder und berichtete.

Heute Nachmittag traf Turssun Bekir, den Sohn des neuen Geistlichen, auf der Straße. Dieser gaffte ihn an und verhöhnte ihn. Turssun stürzte sich auf ihn und sie rangen miteinander, bis die Dorfjugend sie trennte.

„Er hat die Flinte mitgenommen, wer weiß, was er im Sinn hat! ‚Dir Kerl, Dir werde ich schon beikommen', hat er gerufen. Was wird er nur tun! Ach, was muß ich in meinem Alter noch erleben... Nichts wird unsere Ehre mehr gelten!"

* * *

An jenem Abend wurde im Dorfe von nichts anderem gesprochen. Jeder gab Nurije allein die Schuld an dem Streit der beiden Männer. Mutter Aische hatte von den Nachbarinnen gehört, Nurije sollte geäußert haben: „Das ist mir vollkommen gleich, mögen sie sich doch auffressen, wenn's ihnen Spaß macht." Alle waren darüber einig, daß sie eine nichtswürdige Person sei.

Turssun kam bis zum Morgen nicht heim, ward auch am folgenden Tage nicht gesehen. Am dritten Tage berichtete ein Hirt, er habe, als er in der Frühe auf die Weide ging, Turssun getroffen, über der Schulter das Gewehr, doch habe er ihm auf die Frage: „Wohin des Weges?" keine Antwort gegeben.

Das trug beträchtlich dazu bei, daß die Aufregung im Dorfe stieg. Heimlich tuschelte man, Turssun wolle Bekir erschießen, doch da er den Vater fürchte, sei er ins Gebirge geflohen.

Eine Woche ging das so fort. Dann hieß es, Bekir schleiche nachts, bewaffnet bis an die Zähne, um sein Haus und führe Böses gegen Turssun im Schilde.

Jetzt mischten sich auch die Gendarmen ein, Freunde und Feinde gingen auf die Suche. Auch Temel Agha beteiligte sich daran, doch Turssun blieb unauffindbar. Hin und wieder behauptete irgendein Bauer, er habe ihn von weitem gesehen, sich aber nicht in die Nähe getraut, dann wieder berichtete ein herumziehender Händler, er habe ihn getroffen und Turssun habe gesagt:

„Wenn Bekir Mut hat, soll er kommen und mich suchen, sonst ermorde ich ihn bestimmt."

Eines Tages kam die Botschaft, Bekir solle seine Waffen nehmen, sie würden sich treffen und mit einander messen. „Er oder ich", fügte Turssun hinzu, „diesen Schmerz aber muß ich aus meinem Herzen reißen."

Temel Aghas krummer Rücken straffte sich: „Wir werden uns heute Abend sprechen."

Am selben Abend brachte er ihn seiner Mutter: „Hier hast Du Deinen Sohn, er hat geschworen, nichts mehr zu unternehmen."

* * *

...Einige Monate vergingen, Turssun blieb still, scheu und vernünftig, so daß alle die alte Sicherheit zurückgewannen. Sogar die Mütter der jungen Mädchen begannen wieder zu tuscheln. Es wurde verbreitet, die Tochter des Schultheiß habe gesagt: „Ach, wenn er mich doch nähme."

Auch der Gemeindevorsteher selber sollte geäußert haben: „Ich würde dem Turssun meine Tochter wohl geben, denn er ist ein ehrenwerter Mensch."

Kam Turssun das Gerede zu Ohren, so verdroß es ihn und er blieb eiskalt. Er dachte nicht daran, zu heiraten. Die Andeutungen der Mutter überhörte er oder gab scherzend ausweichende Antworten oder lief einfach davon.

Als eines Tages Mutter Aische betrübt meinte: „Es ist alles umsonst, er wird nicht heiraten," erwiderte der Alte: „Es taugt nicht, daß wir es ihm überlassen, wir müssen ihm eine Frau zuführen." Sehr weitschweifig setzte er hierauf dem Jungen auseinander, er werde ihm die Tochter des Gemeindevorstehers zur Gattin geben, sie sollte der Sonnenschein seines Alters werden, und sehr hübsch sei sie auch.

Turssun überlegte und murmelte dann, als spräche er zu sich selbst: „Es schadet nichts, im Gegenteil, um so besser", und setzte laut hinzu: „Es ist gut."

Der Vater weinte vor Freude, segnete ihn und wünschte ihm alles Glück. Dann ging Turssun fort, schritt langsam in der Mittagsglut auf einem Saumpfad über die Aecker und begann in die Berge zu steigen. Steigend sann er nach. Wie ein vernichtender Orkan war die Enttäuschung in das blühende Blumenbeet seiner Zukunftshoffnung gefahren! Selbstmord, das wäre das beste. Aber konnte er das den armen Eltern antun? Warum nur liebte er Nurije noch immer so närrisch! Warum konnte er diese unselige Liebe nicht ersticken! War es möglich, daß er sie nach der Schmach, die sie ihm angetan, wirklich noch liebte? Doch sein Herz offenbarte ihm, daß er sie nur noch heftiger begehrte. Ach, aber sie wußte es nicht! Sie weiß nichts von diesem Herzen, das sie zertreten hat. Sie ahnt nicht, daß er sie noch

Digitized by Google

anbetet, daß ein einziges Wort von ihr sein Fieber beschwichtigen könnte! Sie glaubt, er sei so leichtsinnig und herzlos wie sie selbst! Was konnte er tun, um in ihrem Herzen Mitleid zu erwecken, sie zu überzeugen, daß er ihretwegen verendete! Wie konnte er sie die unermeßliche Tiefe seiner Liebe fühlen lassen?...

Er blieb stehen. Zu seinen Füßen zog die Fahrstraße den von Geröll und Sträuchern bedeckten Abhang hinauf, weiter unten brauste und schäumte zwischen Felsen der Fluß, und in der Ebene, ganz tief unten, dehnten sich die Felder mit goldenem Getreide. Am Horizont, wo sich die Hügel kulissenartig voreinander schieben, glitzerte ein schmaler Streifen, das Meer.

Er war jetzt so hoch, daß der Vater, der mit neubelebten Kräften den Acker pflügte, ihm nur wie eine geschäftige Ameise vorkam. „Armer alter Vater," murmelte er halb unbewußt.

Plötzlich schallte lustiges Lachen durch die Stämme. Er sah sich um. Dort unten, auf dem breiten Weg, kam ein Wagen mit rotem Dach und roten Vorhängen. Am Pferde erkannte er, daß es der Wagen von Nurijes Vater war. Er hörte singen und kichern. Also... er entfloh ihnen, sie aber verfolgten ihn. Während er in tausend Flammen verschmachtete, taten die anderen als sei nichts geschehen, lachten und freuten sich und fuhren spazieren. Denn dieser Weg führte zu einem Ausflugsort.

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Er begriff, daß er sich nie von dieser Liebe würde retten können, daß er diese Last nicht würde von sich werfen können, was immer er täte, wohin immer er ginge, daß niemand sein zuckendes Herz verstehen würde, daß es nur einen Weg der Erlösung gäbe: von der Kuppe des Berges hinabspringen und sich unter die Hufe der Pferde werfen! Das würde der unwiderlegbarste Beweis seiner Liebe, eine Betätigung seiner Rache, sein!...

Im nächsten Augenblick aber besann er sich eines anderen. Atemlos keuchend, halb erstickt, kletterte er noch ein Stück aufwärts und rutschte auf der andern Seite auf einem schmalen Steg die Böschung hinab, um, auf die Fahrstraße springend, dem Wagen den Weg abzuschneiden. Als das Gefährt sich näherte, warf er sich dem scheuenden Pferd in die Zügel und zwang den Wagen zum Halten.

Das Ehepaar saß allein in der Kutsche. Sie wurden beide leichenblaß. Nurije stieß einen schwachen Angstschrei aus. Wütend brüllte Bekir: „Was willst Du von uns?"

„Ich habe mit der Dame einige Worte zu sprechen," entgegnete Turssun kaltblütig.

Bekir sprang auf: „Was soll das heißen?"

Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, zerrte Turssun den Verlobungsring von der eigenen Hand, als wolle er den Finger mit ausreißen, warf ihn Nurije zu und rief:

„Dieser Ring gehört Ihnen! Nehmen Sie ihn schnell, er vergiftet meinen Finger, versengt meine Haut! Nimm' ihn! Wenn Du auch nur ein bischen Herz hast, so ist das Strafe genug für Dich..."

Wie rasend schrie Bekir dazwischen: „Was soll das alles bedeuten?"

Turssun lachte höhnisch: „Spar' Dir die Mühe, alle Angelegenheiten Deiner Frau verstehen zu wollen! Es ist doch vergebens! Marsch, geh' Deines Weges!"

Bekir knirschte vor Wut, blickte auf die zitternde Frau und schrie: „Turssun, gib den Weg frei! Fort Du Schurke, Du Bandit, sonst sollst Du mal sehen!"

Gleichmütig zuckte Turssun die Achseln und lachte: „Gottvergessener, elender Feigling!"

„Das ist zu viel," brauste Bekir auf und wollte vom Wagen springen, aber Nurije packte seinen Arm, zwang ihn auf seinen Sitz zurück und sagte:

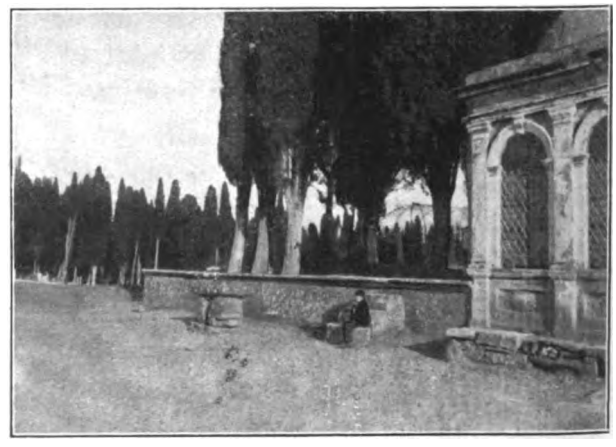
„Du, siehst Du denn nicht, daß der Kerl verrückt ist! Willst Du Dich mit einem Tollen herumprügeln?"

Turssun, Schaum vor dem Mund, die Augen aus den Höhlen quellend, als habe er wirklich den Verstand verloren, tobte los: „Wer trägt die Schuld daran? Weißt Du nicht, daß Du mir heimtückisch den Todesstoß versetzt hast, daß Du mich in den Wahnsinn triebst? Und jetzt lachst Du, ei s'eh, wie Du lachst! Du lachst, statt Dich zu schämen, Du lachst und gehst an diesem Elend nicht zu Grunde. Du lachst, lachst..."

Mit wildem Triumpfschrei drängte er das Pferd an die steile Böschung, das Tier bäumte sich hoch auf, seine Beine griffen ins Leere, dann überschlug sich das Ganze und rollte in die Tiefe.

Ein langgezogener Hilferuf verhallt in dem Getöse der abstürzenden Steine, im gleichmäßigen Brausen eilt der Fluß unbekümmert in seinem Bett durch die stille Ebene dahin...

(Uebersetzt von Habib Edib Bey.)



Ein Sultangrab in Konstantinopel.

Digitized by Google

DAS MODERNE AEGYPTEN.

Von Fritz Zutrauen.

Für die Einschätzung Aegyptens in wirtschaftlicher Beziehung ist nichts so bezeichnend, wie die stolzen Worte, mit denen der damalige Khedive gelegentlich der Eröffnung des Suezkanals dessen Bedeutung für Aegypten feierte: „Mon pays n'est plus en Afrique; nous faisons partie de l'Europe . . ."

Liegt Aegypten, in übertragenem wirtschaftlichen Sinne, wirklich nicht mehr in Afrika? Gehört es tatsächlich zu Europa? Nun — daß anläßlich einer so weltbewegenden Begebenheit, wie es die Eröffnung des Suezkanals war, überschwängliche Worte, zumal aus dem Munde eines prachtliebenden orientalischen Fürsten, gefallen sind, ist begreiflich genug. Indessen, wenn der Ausspruch auch überschwänglich ist, ganz unberechtigt ist er nicht. Denn die Eröffnung des Schifffahrtsweges zwischen Port-Said und Suez war für Aegypten der Beginn einer neuen Epoche, mit deren Bedeutung für das Land sich seither nur noch die 1882 erfolgte englische Okkupation vergleichen läßt. Eine neue Aera setzte ein, die zur Folge hatte, daß Aegypten heutzutage vielleicht das europäischste Land nicht nur des nördlichen Afrika ist, sondern des östlichen und südlichen Mittelmeerbeckens überhaupt.

Welche Umstände wirkten zusammen, um in vergleichsweise kurzer Zeit derartige Ergebnisse zu erzielen? War es das Spiel des Zufalls, welches das älteste Land der Welt innerhalb weniger Dezennien wirtschaftlich in einem Maßstabe modernisierte, den man sonst auf diesem, wie auf anderen Gebieten, an amerikanische Zustände anzulegen pflegt? Oder war es vielleicht das Verdienst der englischen Verwaltung unter Cromer, Gorst und Kitchener, welche die erstaunliche Entwicklung des Landes zuwege brachte und erklärt? Ohne gewisse Verdienste der Engländer schmälern zu wollen, muß doch festgestellt werden, daß sich ihre Verwaltung eine Reihe der größten und für Aegypten verhängnisvollsten Eingriffe zuschulden kommen ließ. Wobei noch erschwerend ins Gewicht fällt, daß diese Fehler zum Teil gewollt wurden — aus eigennützigen Absichten der Engländer, gegen das direkte Interesse Aegyptens, das ihnen die melkende Kuh war, die sie mit Butter zu versorgen hatte. Denn darüber ist kaum ein Zweifel möglich: was die Engländer am Nil geleistet haben, das ist nicht für Aegypten, sondern lediglich für Großbritannien geschehen. Solange die ägyptischen Interessen mit den englischen zusammenfielen, war alles gut. Bei der geringsten Divergenz jedoch wurde das ägyptische Interesse auf dem Altar des englischen „business" geopfert: systematisch, kaltblütig, rücksichtslos. Was die Kurve der Entwicklung trotz gelegentlicher Rückschläge immer wieder nach oben führte, das waren weniger die kolonisatorischen Leistungen der okkupierenden Macht, als die Fruchtbarkeit Aegyptens, die Bodenanhänglichkeit seiner Bewohner und namentlich die geographische Lage des Landes. Daß dessen wirtschaftliche Entfaltung in eine Zeit fiel, in welcher „der schwarze Weltteil" bei den europäischen Kolonialmächten Trumpf war, ist sicherlich kein Zufall. Wie es auch schwerlich ein Zufall war, daß das an der Schwelle anderer Erdteile gelegene Aegypten unter allen afrikanischen Ländern den größten Nutzen aus dieser Entwicklung sog. „Mon pays n'est plus en Egypte; nous faisons partie de l'Europe": die Worte des Khediven gewinnen in diesem Zusammenhange beinahe prophetischen Klang . . .

In einem Lande, das ein Agrikulturstaat par excellence ist und dessen Reichtum fast ausschließlich auf der Fruchtbarkeit seines Bodens beruht, mußte es offenbar die erste Sorge der englischen Verwaltung sein, alle die Entwicklung der Landwirtschaft betreffenden Möglichkeiten zu studieren und das Ergebnis dieses Studiums in die Praxis umzusetzen. Zwar wird die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens durch den Schlamm, den der reißende Nil mit sich führt, wunderbar erhöht. Auch die klimatischen Verhältnisse sind im allgemeinen die denkbar günstigsten. Aber die Bewässerungsfrage! In einem Lande, dessen Niederschläge während des Sommers beinahe Null sind, ist sie nicht mehr und nicht minder als eine Lebensfrage. Je nach der Ausgiebigkeit der Regenfälle, die im Frühjahr auf den abessinischen Bergen niedergehen, sind die Wassermengen des Nils in den einzelnen Jahren höchst ungleich. Und da eine schwache Nilflut für Aegypten eine schwere wirtschaftliche Gefahr bedeutet, weil der nicht hinreichend bewässerte Boden nichts hervorbringt, so galt es, sich gegen atmosphärische Zufälligkeiten ein- für allemal zu

Digitized by Google

sichern. So wurde denn ein Programm aufgestellt, dessen Durchführung in der Praxis gewissermaßen eine Emanzipation vom Himmel bedeutete, den man nur noch für die Mitarbeit der Sonne benötigte. Staudämme wurden errichtet, in denen das kostbare Nilwasser aufgesammelt wird, um im Laufe des Sommers, in regelmäßigen Abständen, den sogenannten „rotations", durch zahllose Kanäle über das Land verteilt zu werden. Nicht nur gewährleistet die Aufspeicherung der ungeheuren Wassermengen die Bewässerung der unter Kultur stehenden Felder, sie ermöglicht auch, in langer, mühevoller Arbeit der Wüste Jahr für Jahr Boden abzuringen und so die Anbaufläche langsam, aber stetig zu vergrößern. „Moja" – Wasser, ist das, was Aegypten wieder und wieder braucht. Nach Wasser dürsten dort Mensch, Tier und Land . . .

Das wertvollste Bodenerzeugnis Aegyptens ist die Baumwolle. Ihre Güte beruht in der Hauptsache auf der Länge ihres Stapels. Sie wird von keinem der Baumwolle produzierenden Länder auch nur annähernd erreicht, was zur Folge hat, daß die ägyptische Ware, die zur Herstellung gewisser Garne unentbehrlich ist, gegenüber den Baumwollsorten anderer Provenienzen die höchsten Notierungen erzielt. Im Durchschnitt der letzten Friedensjahre haben sich die Preise an der Baumwollbörse in Alexandrien um 18 bis 19 Tallari (1 Tallari = etwa 4 Mark) für den Kantar (1 Kantar = etwa 45 kg) bewegt. Da die Ernte vor dem Kriege im Durchschnitt rund 7½ Millionen Kantars betragen hat, so ergab sich, unter Berücksichtigung der höchst wertvollen Baumwollsaat, die ebenfalls in großen Mengen nach Europa ausgeführt wird, ein jährliches Ernteerträgnis im Werte von 28 bis 30 Millionen Pfund Sterling. Nur durch die ständige Vermehrung der Anbaufläche ist es möglich gewesen, die Jahresproduktion der Menge und, dank den hohen Preisen, auch dem Werte nach allmählich zu steigern. Denn der Boden gibt nicht mehr her, was er in früheren Zeiten gegeben hat.

Darin kommen wir bereits zu dem ersten schweren Fehler, den sich die englische Verwaltung hat zuschulden kommen lassen: sie hat es ruhig mit angesehen, daß mit dem Boden Raubbau getrieben wurde. Freilich, Schuld hieran trägt auch der ägyptische Bauer, der Fellache, den man ohne Uebertreibung als den ersten und besten Ackerbauer der Welt bezeichnen kann. Eine gleiche entsagungsvolle Hingebung an die Erde und an die unsagbaren Mühen ihrer Bearbeitung findet man wohl bei keinem anderen Volke der Welt. Und wenn die Engländer in Aegypten große wirtschaftliche, d. h. landwirtschaftliche Erfolge zu erzielen vermochten, so war solches doch nur möglich, weil eben die Fellachen als die Werkzeuge der englischen Kolonisatoren unermüdlich mitwirkten. Aber auch diese idealen Ackerbauer unterlagen der Versuchung des „trop embrasser", um bald genug das „mal éteindre" kennen zu lernen. Die hohen Preise der Baumwolle verführten sie, ihr Land ohne Rücksicht auf die Ertragsfähigkeit des Bodens zu bebauen. Die Folge davon war eine allmähliche Erschöpfung des Bodens und eine Verminderung seiner Ergiebigkeit. Und dieser Prozeß setzte sich fort, ohne daß einer der sonst überall hineinredenden englischen „advisers" auch nur die Hand rührte. Anstatt mit gesetzlichen Maßnahmen rechtzeitig einzugreifen, um dem Prozeß der Bodenerschöpfung und des Raubbaus ein Ende zu machen, ließ die englische Verwaltung die Fellachen, bei denen auch der Appetit mit dem Essen kam, ruhig gewähren. Bis sich schließlich, kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges, die Notwendigkeit der Verwendung künstlichen Düngers, u. a. auch des Kali, ergab: Versuche, deren Erfolge den gehegten Erwartungen bisher nicht entsprochen haben.

Während die besten Qualitäten Baumwolle im Delta erzeugt werden – besonders in der Nähe von Galyub bei Kairo – bringt Oberägypten nur Sorten von geringerer Güte hervor. Der dortige Boden eignet sich wohl mehr zum Anbau von Zuckerrohr, das in großen Mengen angepflanzt wird. Das Zentrum der Zuckerrohrproduktion befindet sich in den Händen der durch ihre Vergangenheit bekannten „Sucreries et Raffineries d'Egypte", die eine Art von Monopolstellung besitzen. Von sonstigen namhaften Exportzweigen wäre noch die Zigarettenindustrie zu erwähnen. Bekanntlich bestanden bis zum Kriege – ob sie jetzt noch bestehen, ist ungewiß und auch unwahrscheinlich – Verträge zwischen Aegypten einerseits und der Türkei und Griechenland andererseits, nach denen Tabak in Aegypten nicht angepflanzt werden durfte. Der aus genannten beiden Ländern nach Aegypten eingeführte Tabak wird hier nur verarbeitet. Demgemäß ist die einen Weltruf genießende „ägyptische Zigarette" in Wirklichkeit ein aus dem Auslande bezogenes, in Aegypten nur manipuliertes Erzeugnis. Die bedeutendsten Firmen dieser für das Land so wichtigen Branche befinden sich in griechischen und armenischen Händen.

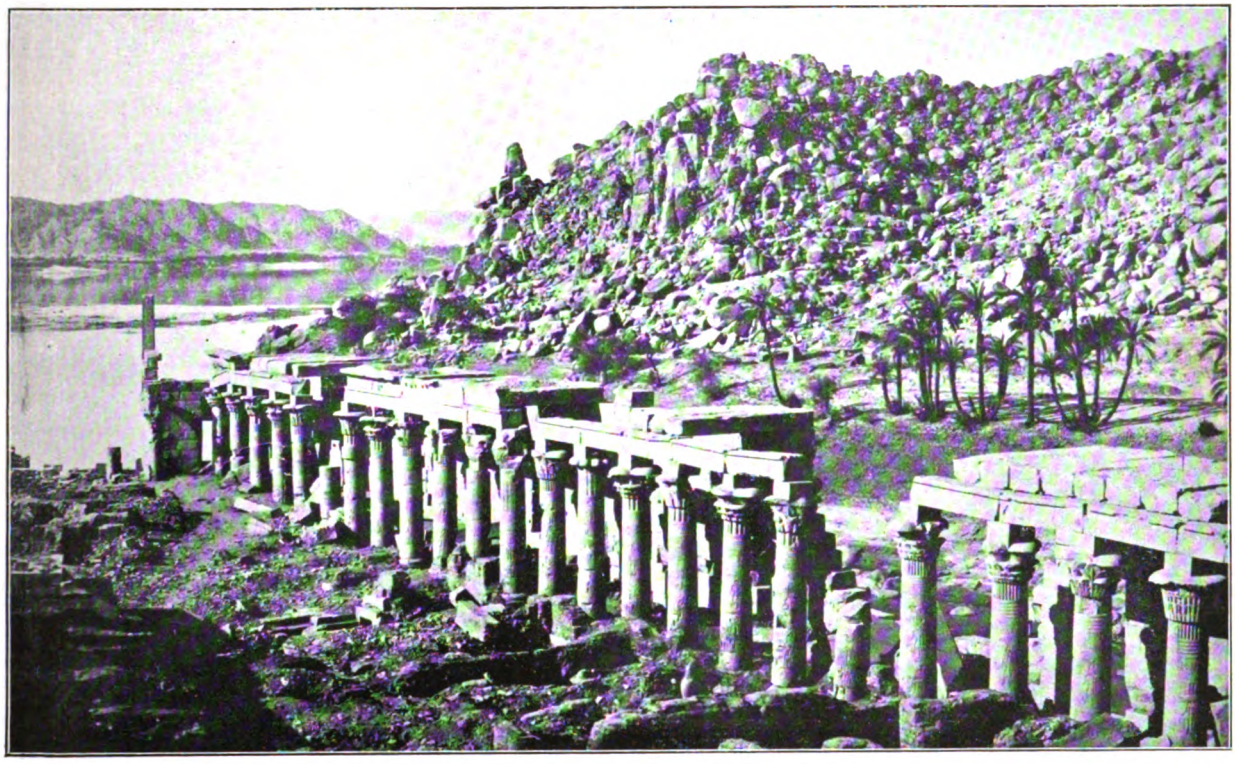
Was auf der anderen Seite die Einfuhr anbelangt, so wird ziemlich alles, aus aller Herren Länder, importiert, und zwar fast ausnahmslos Fertigfabrikate, da bei dem gänzlichen Kohlenmangel in Aegypten eine Industrie im Lande nicht vorhanden ist. Nun gibt es freilich Länder, die, ohne selbst Kohle zu besitzen, dieses Produkt bei sich einführen und es dennoch zu ansehnlichen Leistungen auf dem Gebiete der heimischen Industrie gebracht haben. Nicht so Aegypten. Denn von jeher ist es das Bestreben der englischen Verwaltung gewesen — und das ist einer der großen gewollten Fehler der Engländer —, eine eigene Industrie im Lande nicht aufkommen zu lassen. Galt es doch als das A und

Digitized by Google

O aller britischen Staatsweisheit, sich in Aegypten einen Abnehmer englischer Waren großzuziehen. In der Hauptsache sind es Kohlen, landwirtschaftliche Maschinen, Manufakturwaren, die in großen Mengen von England eingeführt werden. Von jeher wurden englische Firmen bei Submissionen offen bevorzugt, wie ja überhaupt kein Mittel unversucht blieb, um den englischen kommerziellen Einfluß in Aegypten zum vorherrschenden zu machen. Unter den nach Aegypten ausführenden Staaten stand England stets an erster Stelle. Vor seinen Konkurrenten: Frankreich, Oesterreich-Ungarn, der Türkei, Deutschland und Italien hatte es schon im Frieden einen derartigen Vorsprung, daß er kaum jemals eingeholt werden konnte. Was gerade Deutschland anbetrifft, so hat es just in den letzten Friedensjahren seinen Anteil am ägyptischen Geschäft namhaft vergrößert — ein um so bemerkenswerteres Ergebnis, als Deutschland wegen seiner geographischen Lage gegenüber seinen ans Mittelmeer grenzenden Mitbewerbern erheblich im Nachteile war.

Freilich hatten die deutschen Exporteure daheim in den in Aegypten ansässigen deutschen Kaufleuten ebenso rührige wie verständnisvolle Mitarbeiter gefunden. Zwar war die Zahl der deutschen Kaufleute in Aegypten äußerst gering: sie mußten, was ihnen an Quantität abging, durch die Qualität ersetzen, was ihnen auch vortrefflich gelang. Denn sowohl in Alexandrien als in Kairo hat der Name des deutschen Kaufmanns besten Klang gehabt und er hat dort einen Einfluß besessen, welcher der bescheidenen Anzahl seiner Vertreter sicherlich nicht entsprach. Engländer und Franzosen sind stets weit zahlreicher gewesen. Am zahlreichsten aber waren die Italiener und namentlich die Griechen, die der Hafenstadt Alexandrien beinahe das Gepräge gaben.

So bunt wie die Nationalität der Kaufleute ist die der Banken, unter denen sich deutsche wie englische, französische wie italienische, einheimische wie griechische befanden. Die bedeutendsten von diesen Instituten sind die Deutsche Orient-Bank, die National Bank of Egypt (eine rein englische Anstalt mit Notenemissionsrecht!), der Crédit Lyonnais, das Comptoir National d'Escompte de Paris, die Banque Impériale Ottomane und die Anglo-Egyptian Bank. Von sonstigen Banken sind noch eine italienische und mehrere griechische vorhanden, denen man vielleicht einen Liebesdienst erweist, wenn man sich ihrer möglichst wenig erinnert und sogar ihre Namen schamhaft verschweigt . . .



Tempelruinen bei Dandara (Oberägypten).

Im Jahre 1904 wurde plötzlich und unerwartet der Abschluß von Verhandlungen bekannt, nach denen Frankreich, dem dafür in Marokko freie Hand gelassen wurde, auf seine uralten Ansprüche in Aegypten zugunsten Englands verzichtete. Dieser englisch-französische Vertrag hat, durchaus ohne Grund, in Aegypten eine Aufwärtsbewegung zur Folge gehabt, die mit der Zeit in eine wüste, zügellose Spekulation ausartete und im Jahre 1907 zu einem furchtbaren Rückschlage geführt hat. Es ist

Digitized by Google

schwer, sich von dem Umfange jener Krise auch nur annähernd eine Vorstellung zu machen. Die Spekulationswut, der Rausch hatte alle, aber auch alle Kreise erfaßt, Einheimische wie Europäer, Starke wie Schwache, Jung und Alt. Die Krisis war in ihren Wirkungen über alles Beschreiben furchtbar: Aegypten bildete bald einen wirtschaftlichen Trümmerhaufen. Aber dieses herrliche Land, welches allen Stürmen der Jahrtausende siegreich getrotzt hat, es hat auch diese schwere Prüfung überstanden, langsam zwar und nur ganz allmählich, aber doch sichtbar. Und da entsteht nun wieder die Frage, ob es denn zu einer Krise in solchem Umfange kommen mußte, ob nicht die Engländer, dieses Mal sicherlich ungewollt, wieder einmal eine Probe großer Unzulänglichkeit gegeben haben ... Wie dem aber auch sei: mit jedem folgenden Jahre verbesserte sich die allgemeine Lage, und wenn sie auch im Sommer 1914 noch weit entfernt war von der Blüte einer früheren, glücklicheren Zeit, so war sie doch durchaus erträglich und voll von keimenden Verheißungen.

Da kam der Krieg und mit ihm die unselige Verquickung Aegyptens in die Feindseligkeiten. Gewaltsam wurde das Land von der britischen Okkupationsmacht in den Konflikt gezerrt, unter dessen Folgen der mühsam Gesundete schwer zu leiden hatte und noch heute leidet. Ein kluger Kopf hat einmal das Verhältnis zwischen Männern und Frauen dahin definiert, daß die Frauen die Männer zu den höchsten Taten begeistern, sie aber verhindern, sie auszuführen. In gewissem Sinne trifft der Vergleich auf England und Aegypten zu: England hat für das Aufblühen Aegyptens sicherlich Beträchtliches geleistet, aber jedesmal, wenn die ägyptische Knospe sich zur Blüte entfalten wollte, dann kam der englische Frost und tötete sie.

Im vorliegenden Aufsatz habe ich versucht, aus eigener Anschauung die Verhältnisse zu schildern, wie sie bei Ausbruch des Krieges bestanden. Wie haben sie sich seit dem Sommer 1914 geändert? Das zu erörtern, mag der Besprechung in einem der nächsten Hefte der „Islamischen Welt" vorbehalten bleiben.

DER ACKERBAU.

Von Mehmed Emin.

„Gold her, Gold!"
— Mein lieber Bruder, laß dir raten, sei gescheit!
Längst verging die Zeit des Goldes: heute ist die Eisenzeit;
Töricht ist der faule Bursche, welcher nicht das Eisen ehrt
Und im Wachen und im Träumen weiter nichts als Gold begehrt.

„Gold her, Gold!"
Saatkorn, Ochse, Spaten, Sense, deinen Augen so vertraut,
Nur auf diesen Fundamenten wird das wahre Glück erbaut.
Wie vor Zeiten, so noch heute, schaffen sie dem Herd Gedeihn;
Nichts auf dieser Erde soll dir jemals teuerer sein!

„Gold her, Gold!"
Wenn den Pflug in deinen Händen irgend wer von dir begehrt,
Wenn er sagt: „Wirf deinen Pflug hin, hier hast du den Goldeswert!"
Nimmer lasse dich gelüsten, streck' die Hand nicht aus, sei fest!

„Gold her, Gold!"
Bauer sein ist etwas Großes, Feldbau läßt die Heimat blühn;
Edles Werkzeug ist die Pflugschar, schön ist schweiß'ger Stirne Glühn.
Solche Wonne triffst du nirgends, wenn du deinen Pflug verläßt.

Uebersetzt von Dr. Otto Hachtmann.

Digitized by Google

DAS PROTEKTORAT UEBER MAROKKO.

(General Lyautey und seine Islampolitik.)

Von El Hadschi Abdullah.

Die französische Regierung hat sich sehr beeilt, schon im Jahre 1912 das Protektorat über ganz Marokko zu verkünden, obgleich es sich damals, wie auch heute noch immer, nur um ein französisches Expeditionskorps handelt, das unausgesetzt Kriegszüge gegen die Untertanen des Scherifischen Reiches unternehmen muß. Die Tatsache, daß die Franzosen genötigt sind, den marokkanischen Stämmen blutige Gefechte zu liefern und dabei häufig genug nicht weniger blutige Rückschläge erleiden, bildet nicht gerade einen zureichenden Rechtstitel für Frankreich in Marokko. In den auswärtigen Beziehungen Frankreichs zu seinen Bundesgenossen, mag das Protektorat über Marokko vorläufig Geltung haben, das steht auf einem anderen Blatt, im Innern des Landes aber hat Frankreich andauernd mit bewaffnetem Widerstand des größten Teiles der Eingeborenen gegen die französische „Durchdringung" zu rechnen. Die Mitarbeit des Machsen selbst mit den französischen Behörden mag eine gewisse Folie für die Behauptung einer sich angeblich vollziehenden Annäherung abgeben, eine wirksame Beeinflussung der Eingeborenen ist aber davon nicht zu erwarten, da ja die meisten Stämme den von Frankreich eingesetzten und gestützten Sultan Muley Jussuf als solchen überhaupt nicht anerkennen. Welches ist nun der Titel, unter dem der sogenannte „Generalresident" Frankreichs in Marokko sein Amt versieht? Ist er „Protektor" des marokkanischen Volkes, oder hat er nur, als General, sich darauf zu beschränken, seinen Soldaten anzubefehlen, daß sie Blutbäder unter den widerspänstigen Stämmen anrichten? Bis zu seiner jüngst erfolgten Uebernahme eines Truppenführers an der Westfront hat General Lyautey dieses Amt versehen. Bei seiner Abreise von Marokko hat er es für angebracht erachtet, an die Bevölkerung einen Aufruf zu richten, worin es hieß: „Ich kam nach Marokko in einem Augenblick, wo die Zwietracht dem Lande Unheil brachte, und ich habe mich bemüht, Ordnung und Frieden wiederherzustellen. Die marokkanische Bevölkerung hat begriffen, daß sie in erster Linie Nutzen aus diesem Werke der Wiedergeburt und des Fortschritts ziehen wird, einem Werke der Zivilisation, das Frankreich gegenüber den Untertanen des Protektorats mit Wohlgefallen zu betätigen versteht."

Indessen liefern uns die Vorgänge in Marokko keineswegs einen Beweis von der Ordnung und dem Frieden, auf die der General Lyautey sich beruft. Im Gegenteil. Wie es in Wirklichkeit damit bestellt ist, kann niemandem entgehen, der auch nur halbwegs Einblick in die Verhältnisse hat und trotz aller französischer Vertuschungsversuche Kenntnis von den dortigen Kämpfen erhält.

Nur allerdings, das sogenannte Zivilisationswerk Lyauteys ist den weiteren Kreisen noch nicht genauer bekannt, und es lohnte wohl der Mühe, einiges darüber zu sagen. Es sollen nur Tatsachen angeführt werden, die ich selbst an Ort und Stelle d. h. innerhalb der französischen Einflußzone in Marokko, festzustellen in der Lage war.

Nahezu vier Jahre hat General Lyautey, abgesehen von seiner früheren Tätigkeit als Kolonnenführer im Gebiet der Beni-Snassen in Ostmarokko, als Resident Frankreichs in Marokko gewirkt. Um die eigentümliche Eingeborenenpolitik dieses Mannes in großen Zügen, wenigstens zu verstehen, muß man zunächst seine Persönlichkeit selbst etwas genauer ins Auge fassen.

Lyautey ist ein „Kolonialer", d. h. einer jener französischen Offiziere, die den größten Teil ihrer Laufbahn in den westafrikanischen Kolonien, in Madagaskar oder Indochina zugebracht haben. Nordafrika gehörte bisher nicht zu dem Bereich dieser Waffengattung. Die berufliche Denkart Lyauteys ist demnach nicht der Geistesverfassung der Nordafrikaner, sondern der der Senegalesen und Malegassen angepaßt, in deren Mitte er lange Zeiträume zugebracht hat. Bei seiner Amtsübernahme in Marokko ließ er es sich angelegen sein, die französische Zone vor allem mit schwarzen Truppen (Senegalesen, Malegassen, Anamiten) zu „färben" und die Leitung der marokkanischen Verwaltungsangelegenheiten und Kriegsoperationen Offizieren der schwarzen Armee anzuvertrauen. So zog er es vor, in seiner zivilisatorischen Aufgabe lieber von „Marsoins" und „Gris-gris" (Elementen der kolonialen und schwarzen Armee), als von den weißen Truppen Nordafrikas unterstützt zu werden; die weißen Truppen verwandte er lediglich zu den großen militärischen Aufgaben in Marokko. Der Plan war, man kann es nicht leugnen, großzügig entworfen. In vollkommener Uebereinstimmung mit den Ansichten der französischen Regierung glaubte Lyautey, die eingeborenen Elemente Nordafrikas durch die Neger der westlichen Gebiete verdrängen und ersetzen zu sollen, und so bietet Marokko

Digitized by Google

in diesem Augenblick den Ausgangspunkt für eine methodische Anpassung der Schwarzen an das nordafrikanische Klima, nach dem Plan, den die Generäle Lyautey, Mangin, Brulard und Gourand zusammen ausarbeiteten. Es gibt also vier große, französische Kolonialführer, die sich in der Stellung eines Generalresidenten in Marokko ablösen sollen; dem General Lyautey ist bereits der General Gourand gefolgt, und nach diesem wird General Mangin oder General Brulard an die Reihe kommen.

Dies vorausgeschickt, sehen wir uns nun Lyauteys marokkanisches „Zivilisationswerk" an. Lyautey mußte erfahren, daß die nordafrikanischen Moslims auch da, wo es nicht zu blutigen Kämpfen kam, seiner Tätigkeit durchaus ablehnend gegenüberstanden, zumal da er so wenig auf die Eigenliebe des marokkanischen „beschützten Bürgers" achtete, daß er die Marokkaner zu passivem Gehorsam gegenüber den Senegalesen, Malegassen und Anamiten anhalten wollte. In den Mittelpunkten der seinem Einfluß unterworfenen Zone führte er Jahrmärkte und Krammessen nach Art der Malegassen ein, die dazu dienen sollten, die Neugierde der Untertanen Muley Jussufs zu erregen. Es ist dies eine Methode der öffentlichen Vergnügungen, auf denen französische Kolonisten die Rolle von Seiltänzern übernehmen, und, während sie ihren Vorteil dabei einsacken, „Zivilisation!" schreien. Hinsichtlich der eigentlichen intellektuellen Kultur haben General Lyautey und seine Mitarbeiter angeordnet, daß die Medresen und die anderen geistlichen Schulen in Marokko ihren Schulplan zu Gunsten des Elementarunterrichts in der französischen Sprache abändern, was den ersten Schritt zur Abschaffung jener Schulen bedeutet. Dies ist namentlich in den Städten des Küstenstrichs der Fall. Nun ist es allerdings gut, fremde Sprachen kennen zu lernen, aber das Beispiel von Algerien und Tunesien, wo die Muttersprache der Eingeborenen dank den Anordnungen der Franzosen der Entartung anheimfällt, ist doch ein bedenkliches Zeichen der von Frankreich eingeführten „Zivilisation."

Lyautey hat sich auch nicht gescheut, umfangreiche Enteignungen privater, kirchlicher und historisch bedeutsamer Güter der Marokkaner zu Gunsten seiner eigenen Landsleute vornehmen zu lassen. So ist die Bahia von Marrakesch, dieses geschichtlich berühmte Bauwerk feinen marokkanischen Stils, das dem klugen Sultan Muley El Hassan seine Entstehung verdankt, heute mitsamt den wunderbaren Nachbarbauten ein Vergnügungsort für den Gebrauch von Monsieur und Madame Lyautey und anderen amtlichen Persönlichkeiten geworden. Die große Moschee La Kutubija zu Marakesch wurde eine Soldatenkaserne und ihr Turm, das bewundernswerteste aller marokkanischen Bauwerke, dient als Beobachtungsposten für die französischen Telegrafen-Pioniere. Aehnlich verhält es sich mit den ausgedehnten Gärten des Ahdal und anderen ehrwürdigen Besitztümern, die alle in phantastische Wohnungen oder Vergnügungsstätten nur zum Gebrauch derer umgewandelt sind, die sich die Aufgabe zuschreiben, die Erziehung der marokkanischen Untertanen im Namen des französischen Protektorats zu leiten und die Kunstbetätigung in Marokko neu zu beleben.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

MEINE ANTWORT.

Aus der Gedichtsammlung „Strahlen" von Müallym Nadschy.

Wenn sie, was Leid mir macht, mich um die Antwort fragen,
Muß ich: „Mein hoher Sinn, mein hoher Sinn!" stets sagen.
Ich kann nicht kriechen vor den Großen dieser Welt,
Wie mir's, an Fromme mich zu hängen, nicht gefällt.
Nach Eurer Weise nicht ich Ost und Westen trenne,
Da eine andre Welt und andre Sonn' ich kenne.
Ob stille steh' die Welt, Gradheit mein Trank wird sein,
Und nimmt die Zeit ein End', ich habe Himmelswein.
Wer ist der Glückliche? So fragst Du? Nun ich!
Geh' aus dem Auge mir, versperr' mir nicht den Blick!

Uebersetzt von Prof. Dr. Paul Horn in seiner „Geschichte der türkischen Moderne". (Verlag von Amelang in Leipzig.)

Digitized by Google

DER EINZUG DES ERSTEN TUERKISCHEN GESANDTEN IN BERLIN.

Friedrich der Große war der erste preußische Monarch, der zum Osmanischen Reiche in einem aktiven politischen Verhältnis stand, der erste, der sich am Goldenen Horn durch einen Gesandten vertreten ließ. Der König hätte dieses Verhältnis sehr gern zu einem militärischen Bündnis gestaltet. Aber wenn dieser Plan auch nicht zur Ausführung gelangte, so war es doch Friedrichs Verdienst, daß bei seinem Tode Preußen in Stambul als gleichberechtigt unter den alten Großmächten dastand. Als der große König die ersten tastenden Versuche unternommen hatte, zu dem ihm gänzlich fremden Orient in diplomatische Beziehung zu treten, da hatte man in Stambul über den „König von Brandenburg" und seinen Abgesandten Rexin etwas verwundert die Achsel gezuckt. Aber schon 30 Jahre später empfand Abdul Hamid I. den Tod desselben Königs von Preußen als ein Unglück, und als er nach dem Tode Friedrichs am Hause des preußischen Gesandten in Pera vorbeikam, rief er aus: „Welch' ein Unglück! Sein König ist tot! Gott erhalte die, welche zurückbleiben!"

Fuad Pascha,
Großvezier des Sultans Abdul Aziz,
Anwalt Europas gegen die russische Gefahr.

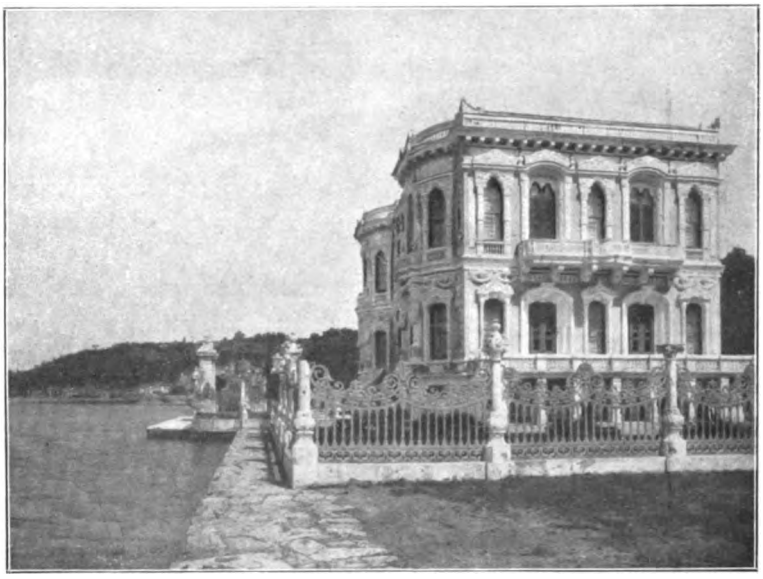
Es ist ein weitverzweigtes Stück diplomatischer Geschichte, das sich unter der Regierung Friedrichs des Großen zwischen Preußen und der Türkei abgespielt hat. Der Schriftsteller C. A. Bratter, ein trefflicher Kenner der Türkei, hat sich in seinem bei Gustav Kiepenheuer in Weimar erschienenen Band 7 der „Deutschen Orientbücherei" über „Die preußisch-türkische Bündnispolitik Friedrichs des Großen" der Aufgabe unterzogen, diesen Spuren nachzugehen. Von besonders aktuellem Interesse ist darin die Beschreibung von der Reise des Resmi Achmet Effendi, der sich im Jahre 1763 im Auftrag des Sultans Mustafa als erster osmanischer Gesandter an den preußischen Hof begab. Ueber den politischen Inhalt und die Tragweite dieser türkischen Gesandschaft herrscht keine völlige Klarheit. Aber man weiß, daß Achmet vor seiner Abreise aus Konstantinopel dem preußischen Gesandten Rexin gesagt hatte, er sei vom Sultan beauftragt, die Freundschaft zwischen beiden Mächten „auf einen noch festeren Fuß zu setzen."

Am 14. Juli 1763 hatte Achmet mit einem Gefolge von 70 Personen die Reise nach Berlin angetreten, und am 20. Oktober berichtete die Berlinische Zeitung aus Breslau: „Gestern hielt der nach Berlin gehende türkische Botschafter, Achmet Effendi, mit seiner zahlreichen Suite seinen Einzug. Er wurde von einigen Escadrons Reitern eingeholt, und eine Menge von Wagen beschlossen den Zug. Der Zulauf des Volkes, um diesen Herrn zu sehen, war außerordentlich. Heute hat selbiger dem dirigierenden Minister, Herrn von Schlabberndorf Exzellenz, die Visite gemacht." Am 9. November zog Remmi Achmet mit Gefolge in die Hauptstadt ein, lesen ist: „Gestern des Vorworüber in der Berlinischen Zeitung vom 10. folgendes zu mittags hielt der türkische Gesandte, Achmet Effendi, welcher sich bisher in Weißensee aufgehalten, durch die Bernauerlandwehre, Königsstraße, über die Langebrücke, dem Königl. Schloß und der Schloßfreyheit vorbey, Unter den Linden durch die Wilhelmstraße bis nach dem ehemaligen Vernezobe:schen Palais, seinen öffentlichen Einzug in folgender Ordnung: 1. Ein Unterstallmeister Sr. Königl. Majestät zu Pferde, Herr Wollner; 2. zwei Handpferde des Majors von Pirch; 3. die Handpferde der drey Churmärkischen Landstände; 4. zwei Stallbediente Sr. Exzellenz des Königl. Wirklichen Geheimen Kriegs-Staats- und ersten Cabinettsministers Herrn Grafen von Finkenstein, zu Fuße; 5. sechs Stallbediente Sr. Majestät des Königs; 6. zwei Landtrompeter . . . ." Schließlich heißt es in der Schilderung: „Ein Unteroffizier mit vier Mann von einem Carabinierregimente beschloß den Zug. Bis nachmittags wurde auf dem hiesigen königl. Schloßschauplatze in Gegenwart Sr. Majestät des Königs, des sämtlichen hier anwesenden königl. Hauses, der Durchl. Braunschweigischen Prinzen und des hohen Adels das Lustspiel: Le Chevalier à la Mode aufgeführt."

Berlin war in festlicher Stimmung. Der Zufall wollte es, daß kurz zuvor ein reicher griechischer Kaufmann namens Manduka mit vier Schiffen auf der Spree angekommen war, die nun in Berlin vor

Digitized by Google

Anker lagen. Auch er ließ zum Empfang der Türken seine Schiffe mit bunten Wimpeln prächtig schmücken und veranstaltete dann zu Ehren der türkischen Gesandschaft ein Fest, bei dem die türkische Janitscharenmusik für die musikalische Unterhaltung sorgte. Es gab Feste, Empfänge und feierliche Audienzen. Am Montag, den 31. November, empfing König Friedrich im Rittersaal des Berliner Schlosses den türkischen Gesandten mit umfangreichem Zeremoniell. Mit großer Feierlichkeit überreichte Achmet dem König das Beglaubigungsschreiben des Sultans, das Friedrich neben sich auf den Tisch legte. Die Ansprache des türkischen Gesandten wurde von Graf Finkenstein beantwortet. Dann erstieg Achmet eilig die Stufen des Thrones, küßte seine faßte des Königs rechten Arm, Schulter und verschwand mit Blitzesschnelle aus dem Saale. Der König trug bei dieser Audienz, wie Achmet in seinem Bericht erzählt, ein „bestaubtes, alltägliches Kleid."



Sultanskjosk an den „Süßen Wassern" auf der asiatischen Bosporus-Seite.

Ganz Berlin stand damals unter dem Eindruck der „Türkenzeit". König Friedrich machte sich darüber lustig, indem er sagte: „Datteln essen gehört zum guten Ton in Berlin; die Gecken pflanzen sich einen Turban aufs Haupt." Fünf und einen halben Monat blieb die türkische Gesandtschaft in Berlin, und man suchte ihr den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Achmet wurde in die Herrlichkeiten Potsdams eingeweiht, er wohnte der Aufführung einer Opéra comique bei, stattete der Zuckersiederei einen Besuch ab und die Königliche Akademie sah ihn bei sich zu Gast. Auch eine Jagd wurde im Grunewald zu seinen Ehren veranstaltet. Man führte ihn ferner in die Jerusalemer Kirche, in die vornehmsten Säle des Königlichen Schlosses, in die „Cattunfabrike" des Kaufmanns Johann Caspar Oehmigke, wo er verschiedene Stücke kaufte. „Er besahe auch," so heißt es in dem Bericht, „den Königlichen Sommerpalast Monbijou, den dabey befindlichen Garten und die Orangerie, demnächst das Königliche Invalidenhauß, woselbst er bey dem Major von Rausendorf abtrat und mit Coffee und Obst bewirthet ward, und den Berlinischen Gesundbrunnen, wo ihm der Doctor Behm das Merkwürdigste zeigte." — Wie die Chronik weiter berichtet, besuchte Achmet des öfteren die „Porcelainfabrique und bestellte verschiedenes Porcelain in chinesischem Geschmack bey derselben, diese Bestellung sowol als verschiedenes anderes schönes Porcellain ward ihm aber auf königlichen Befehl als ein Geschenk überreichet."

Am 20. April 1764 fand beim König die Abschiedsaudienz statt, bei der es ebenso feierlich zuging, wie beim Empfang. Ueber die Abreise des türkischen Gesandten findet sich in einer Berliner Chronik folgende Eintragung: „Am 20. April gab der König dem Achmet Effendi auf hiesigem Schlosse seine Abschiedsaudienz, worauf derselbe am 2. May Berlin verließ. Sein Auszug war ebenso feierlich als seine Ankunft und ward besonders dadurch merkwürdig, indem das Gefolge des Gesandten eine Zahl junger Mädchen aus der Stadt willig gemacht hatte, ihn auf der Reise nach Konstantinopel zu begleiten. Man hatte sie in verdeckte Rüstwagen, auf denen das Gepäcke befindlich war, sorgfältig versteckt; indessen ward die Sache ruchbar, worauf eine Untersuchung folgte, und die gefundenen Flüchtlinge genötigt wurden, ihre Liebhaber zu verlassen und an Ort und Stelle zu bleiben." Bei der Abschiedsaudienz hatte der König nochmals die Erwartung ausgesprochen, daß die Pforte ihm eine seinen Zwecken günstige Freundschaft bewahren werde, eine Hoffnung, die sich anderthalb Jahrhunderte später in so schöner Weise erfüllt hat.

Digitized by Google

BRUNNEN IN STAMBUL.

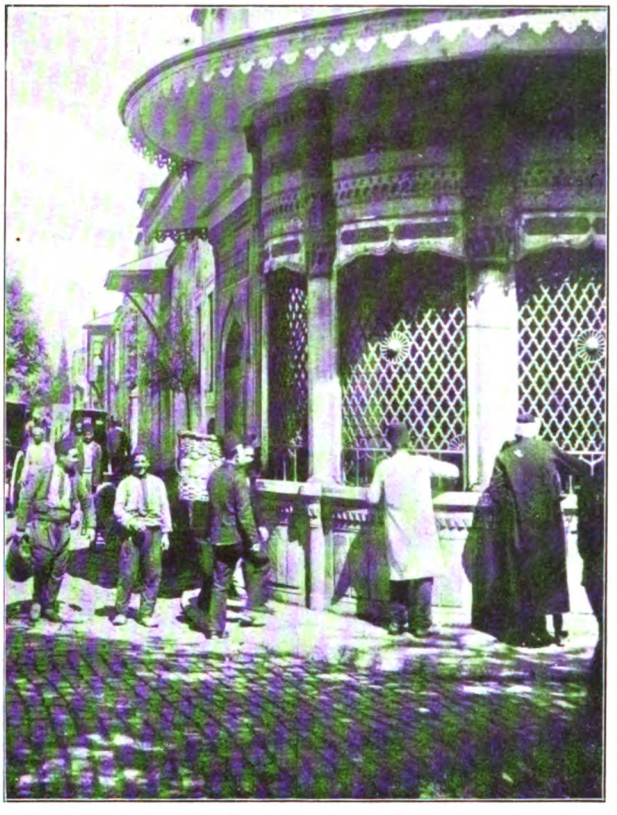
Von Dr. Max Rudolf Kaufmann.

Das Wort des Korans, wonach das Wasser die Quelle des Lebens ist, offenbart sich dem Fremden, der Stambul durchwandert, auf Schritt und Tritt. Er sieht die Wasserträger mit ihren an der Tragstange befestigten Blechbehältern, er kann Zeuge von Massenversammlungen der Wasserträger vor den Brunnen sein, wo sich oft die seltsamsten Szenen abspielen, und er bewundert die Brunnen selbst, von denen mancher im Reiseführer als Sehenswürdigkeit verzeichnet steht. Dazu gehören zum Beispiel der Brunnen von Top Hane und der Ahmedbrunnen hinter der Irenenkirche, und gerade diese beiden hervorragenden Kunstwerke deuten genügend darauf hin, daß die Osmanen, darin eine Ausnahme unter den übrigen mohammedanischen Völkern bildend, den Brunnenkult eifrig betrieben und mit ganz besonderer Vorliebe gepflegt haben. Es gehört zu den altüberlieferten türkischen Gepflogenheiten, daß man, um ein gottgefälliges Werk zu tun oder die Seelenruhe Verstorbener zu sichern, Brunnen stiftet. Selbst auf Grabsteinen läßt man kleine Becken ausmeißeln, damit die Vögel nicht durstig die Stätte des Friedens verlassen. So hat sich die viel verkannte türkische Kunst mit der Brunnenarchitektur ein ureigenes Gebiet geschaffen.

Die öffentlichen Brunnen, die Tscheschme und Sebil, haben im Lauf der Zeit verschiedene

Sultan Ahmed-Brunnen.

Digitized by Google

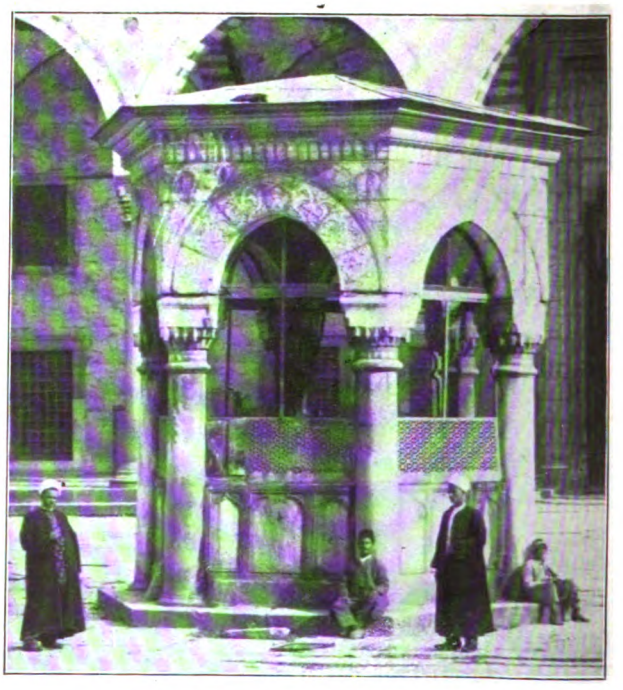


Trinkbrunnen (Sebil).

Formen angenommen. Meist bestehen die Tscheschmen aus einem freistehenden oder an die Mauer eines Gebäudes angelehnten Marmorblock mit einem Becken am Fuße. Oft sind sie von einem vorstehenden Dach, dem Satschak, überdeckt, zum Schutz des Wasserschöpfenden gegen Sonne und Regen. Für manche Tscheschmen wurde das Material ehemaliger byzantinischer Brunnen verwendet, so für den vierfachen Brunnen Kirk Tscheschme im Tschirtschir-Viertel unter dem Aquaedukt des Valens. Dieser Brunnen wurde zwar unter Sultan Suleiman erbaut, doch weisen seine Skulpturen auf byzantinischen Ursprung hin. Großen künstlerischen Wert können die Tscheschmen im allgemeinen nicht beanspruchen. Sie sind einfach gehalten, verzieren sich früh mit Schriftzeichen, mit ganzen Sprüchen und poetischen Inschriften, die an sich schon eine ganze Literaturgattung bilden. Das Entstehungsdatum muß meist in der Summe der Werte gesucht werden, die den Buchstaben des letzten Spruchverses entsprechen. Dieser Brauch hat seinen Ursprung in der arabischen Klassifikation, wonach jeder Buchstabe einer Ordnungszahl entspricht. Außer dem Datum findet man im letzten Halbvers dieser vergoldeten Brunneninschriften noch den Namen des Dichters und Stifters.

Die sogenannten Sebil befinden sich hauptsächlich in der Nähe von Moscheen. An kunstvoll gearbeiteten Bronzegittern sind mit einer Kette Bronzebecher befestigt, auf deren Boden ein Koranvers eingraviert ist. Der Brunnen des Sultans Ahmed III. vereinigt in sich die beiden Brunnenarten; die Sebil befinden sich an den vier Ecken des Brunnens, dazwischen befinden sich die Tscheschmen, zu deren beiden Seiten mit Stalaktiten verzierte Nischen angebracht sind. Sie sind in die Mauer eingemeißelt. Dieser Brunnen des Sultans Ahmed III. (er stammt aus dem Jahre 1728) gibt ein Beispiel aus der Blütezeit der türkischen Brunnenarchitektur. Dem verschwenderischen, aber auch kunstsinnigen Sultan genügten die goldenen Inschriften nicht: Blumensträuße entwachsen dem weißen Marmor. Es war dies die Zeit des leichten und graziösen türkischen Rokoko, das nach dem Zusammenbruch der Regierung Ahmeds einem jämmerlichen Barock Platz machte. Auch den reizenden Sebil der Sophienmoschee mit den goldenen Inschriften auf grünem Grund und dem grünen Fayencenfries verdankt Stambul dem kunstsinnigen Sultan Ahmed. Ein Meisterwerk ist ferner der Brunnen von Top Hane, der den Namen Sultan Mahmuds I. trägt. Das ehemalige Dach ist heute nicht mehr vorhanden, doch bleibt trotzdem die Wirkung der Inschriften und Skulpturen, die den oberen Teil des Bauwerks umziehen, erhalten. An die Bauwerke dieser Epoche reichen keine späteren heran.

Eine andere Kategorie der Stambuler Brunnen sind die Moscheebrunnen, die Schaduwan. Sie bestehen gewöhnlich aus einem runden, oben von einem Gitter umzogenen, unten mit Wasserhähnen versehenen Bassin. Der Wasserbehälter wird von



Schaduwan der Ohmed-Moschee.

Digitized by Google

einem säulengetragenen Dach überdeckt. Die Holzsäulen aus der ersten Zeit wurden nach und nach durch solche aus Marmor ersetzt. Der Wasserbehälter, früher ganz einfach gehalten, weist in späterer Zeit immer reichere Verzierung auf und die Bronzegitter werden immer sorgfältiger gearbeitet. Meisterstücke dessen sind die Brunnen im Hofe der Bajesid- und der Ahmed-Moschee.

Bemerkenswert sind ferner die Hausbrunnen, die Selsebil, wie wir sie noch in den großen Konaks in Stambul oder in den Landhäusern am Bosporus finden. Es befinden sich darunter wahre Kunstwerke. Der Direktor des Stambuler Museums hat erst vor wenigen Jahren wieder ein besonders schönes Exemplar solcher Brunnen aus der Zeit Sultan Ahmeds mit reichen Blumenverzierungen gefunden. Eine andere Art des Hausbrunnens kennen wir noch unter der Bezeichnung Fisquiyeh. Ein Kleinod dieser Gattung steht im Hause Köprülü in Anatoli Hissar am Bosporus, als Springbrunnen inmitten eines Saales. Die beiden außerordentlich fein gearbeiteten Marmorbecken befinden sich übereinander auf einem viereckigen Fußgestell, das seinerseits in einem großen Bassin steht.

Die türkische Brunnenarchitektur gibt ein ziemlich vollständiges Bild von der Entwicklung der türkischen Kunst überhaupt, die das osmanische Volk mit der Zeit in Vergessenheit geraten ließ, auf die es sich aber jetzt, in den Tagen neuerwachenden nationalen Empfindens, wieder mit Stolz besinnt.

BIBLIOGRAPHIE DES ORIENTS.

Von Dr. A. Droop.

Unter dem Titel „Das Wesen des Osmanen" (München, Roland-Verlag) hat Else Marquardsen, die Tochter Kamphövener Paschas, eine Studie herausgegeben, die allen seelischen Beziehungen zwischen Deutschen und Osmanen als Leitfaden voranleuchten soll. Ein wundersames Duften und Blühen geht durch dieses Buch, das auf jeder Seite von einer hohen und edlen Weltbetrachtung Zeugnis gibt. Die Verfasserin führt uns allerdings nicht in jene geistigen Zentren der Türkei, durch die das Flu dum modernsten, tatkräftigsten Lebens strömt, sondern in das Tekké eines Derwischklosters, wo ernste, würdevolle Menschen mit gütigen, träumenden Augen unter schattigen Bäumen um den plätschernden Brunnen wandeln. Es ist dem Werke daher eine gewisse Einseitigkeit nicht abzusprechen, aber die vornehme Lauterkeit einer durch gottinnige Gedanken geweihten Kultstätte sind in den Skizzen wie in einem klaren Spiegel eingefangen, und das Einfühlungsvermögen der Verfasserin in diese Seite orientalischen Lebens ist erstaunlich. Auch die Frauen der Türkei gewinnen in den Schilderungen Else Marquardsens unmittelbares Leben. Indem man diese holden, kindlichen Typen den von Pierre Loti gezeichneten dekadenten und innerlich zerrissenen Gestalten gegenüberstellt, erkennt man erst, welche Zerrbilder die Phantasie des Franzosen ihm selbst und uns vorgegaukelt hat. Sachlich unrichtig sind die Bemerkungen der Verfasserin über Sklaverei. Diese wurde 1876 abgeschafft, und wenn sie praktisch auch noch einige Jahre fortbestand, so ist sie doch heute vollends in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Es gibt wohl noch alte Dienerinnen, die wie zur Familie gehörig gehalten werden, allein diese rührenden Beziehungen zwischen Herrschaft und Dienstpersonal haben mit Leibeigenschaft irgendwelcher Art nicht das mindeste zu tun. Unzutreffend ist auch die Darstellung der Verfasserin von den Zuständen, die Mohammeds vielbesprochene Stellungnahme zur Polygamie beeinflußten. Die Bemerkung, daß die unter den Griechen herrschende Polyandrie Mohammeds Duldung der Vielweiberei als Gegenmittel hervorgerufen hätte, ist ganz neu und harrt noch des Beweises. In Wahrheit war die Vielweiberei eine uralte orientalische Sitte, die auch im Christentum erst viel später überwunden wurde, als man gemeinhin glaubt, und Mohammed, der ihre Beibehaltung damals dulden mußte, hat sehr wesentlich wenigstens auf ihre Einschränkung hingearbeitet. Die Duldung geschah zum großen Teil aus Rücksicht auf die Existenzmöglichkeiten der Frauen selbst und auf die der bäuerlichen Bevölkerung notwendigen Arbeitskräfte. In späterer Zeit und heute erst recht trifft man Vielweiberei nur in seltenen Ausnahmefällen an. Allein diese kleinen Ausstellungen berühren weder die Tiefe, noch die Schönheit des kleinen Buches, das wohl Anspruch darauf hat, von jedem Orientfahrer beachtet zu werden. Warm und bedeutsam klingt es mit den Worten aus: „Lernt auch Ihr es erkennen, dieses Lächeln Gottes, das in der Sonne des Orients leuchtet — stört das Schweigen des Orients nicht, Pioniere der neuen Zeit! Baut hinein in dieses Schweigen mit leichten, ehrfürchtigen Händen, baut aus Licht und aus gütigen Gedanken, nicht aus zerstörender Wucht und niederreißender Gewalt. Baut aus Schönheit und Reichtum der Seele,

Digitized by Google

Brunnen der Moschee Mohamed Alis.

aus Männergüte und Menschenkraft; baut aus Verstehen und aus Langmut — stört das Schweigen des Orients nicht, Pioniere der neuen Zeit!"

Wer sich für die theologische und gedankenbildnerische Seite des Islams interessiert, dem sei M. Hortens „Muhammedanische Glaubenslehre" (Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag) empfohlen. Wie der Verfasser in seinem sehr lesenswerten Vor- und Nachwort zu den Katechismen des Fudali und des Sanussi betont, ist das Studium der fünfzig muhammedanischen Dogmen und ihrer Beweise nächst der Kenntnis des Korans für eine Beurteilungsmöglichkeit des Islams unentbehrlich. Die Uebersetzung Horten ist trotz ihrer engen Anlehnung an das Vorbild so vorzüglich unserem philosophischen Denken angepaßt, daß ihr Verständnis bei keinem in logischem Denken Geschulten auf Schwierigkeiten stoßen wird. Wie Professor Becker (Bonn) in seiner Schrift über „Das türkische Bildungsproblem" und Dr. Georg Rosen in seiner Vorrede zu den Mesnevi des Dschelal ed Din Rûmi, geht auch der Uebersetzer von der Ansicht aus, daß der Islam eng an den Hellenismus anknüpft und noch heutigentags die griechische Philosophie pflegt. Deutlich zeigt sich in dem Katechismus der Unterschied zwischen Christentum und Islam im Verhältnis zu Gott. Während für den frommen Christen die Erkenntnis Gottes nur durch Glauben und Intuition, also auf metaphysischem Wege, zu erreichen und die Theologie zur Erlangung des Heils nicht notwendig nur auf einzelne wenige beschränkt ist, setzt der Islam bei jedem Gläubigen ein ziemlich umfassendes theologisches Wissen voraus, und das Dasein Gottes ist ihm nicht nur eine Glaubenssache, sondern eine Notwendigkeit, d. h. eine in erster Linie durch den Verstand zu ermittelnde logische Folgerung. Fudali stellt den blinden Autoritätsglauben dem Unglauben gleich und macht die Zugehörigkeit zum Islam von der Fähigkeit abhängig, jedes der anerkannten Dogmen durch Beweis zu bekräftigen. Das Verständnis derselben teilt er in drei Begriffe ein, in den des Notwendigen, des Möglichen und des Unmöglichen. Notwendig sind z. B. die zwanzig grundlegenden Eigenschaften Gottes, darunter die seines Seins, seiner Ewigkeit, seiner Unterschiedlichkeit von allen von ihm erschaffenen Geschöpfen, seiner Substanzialität, seiner Allmacht, seines freien Willens, seiner Allwissenheit, seines Wortes (Koranoffenbarung); unmöglich sind die Verneinungen dieser Dogmen; möglich ist sein Entschluß, die Menschen durch himmlische Sendlinge zu sich emporzuziehen. Die übrigen neun Dogmen beziehen sich auf die Propheten. Man ersieht aus diesen Aufzählungen, wie stark auch die einfachste islamische Theologie ein hochentwickeltes Denkvermögen beansprucht, und doch ist dieser Katechismus geistiges Besitztum nicht nur der Gebildeten, sondern der großen Masse des Volkes.

Leitende Schwestern vom Roten Halbmond.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Digitized by Google

Digitized by Google

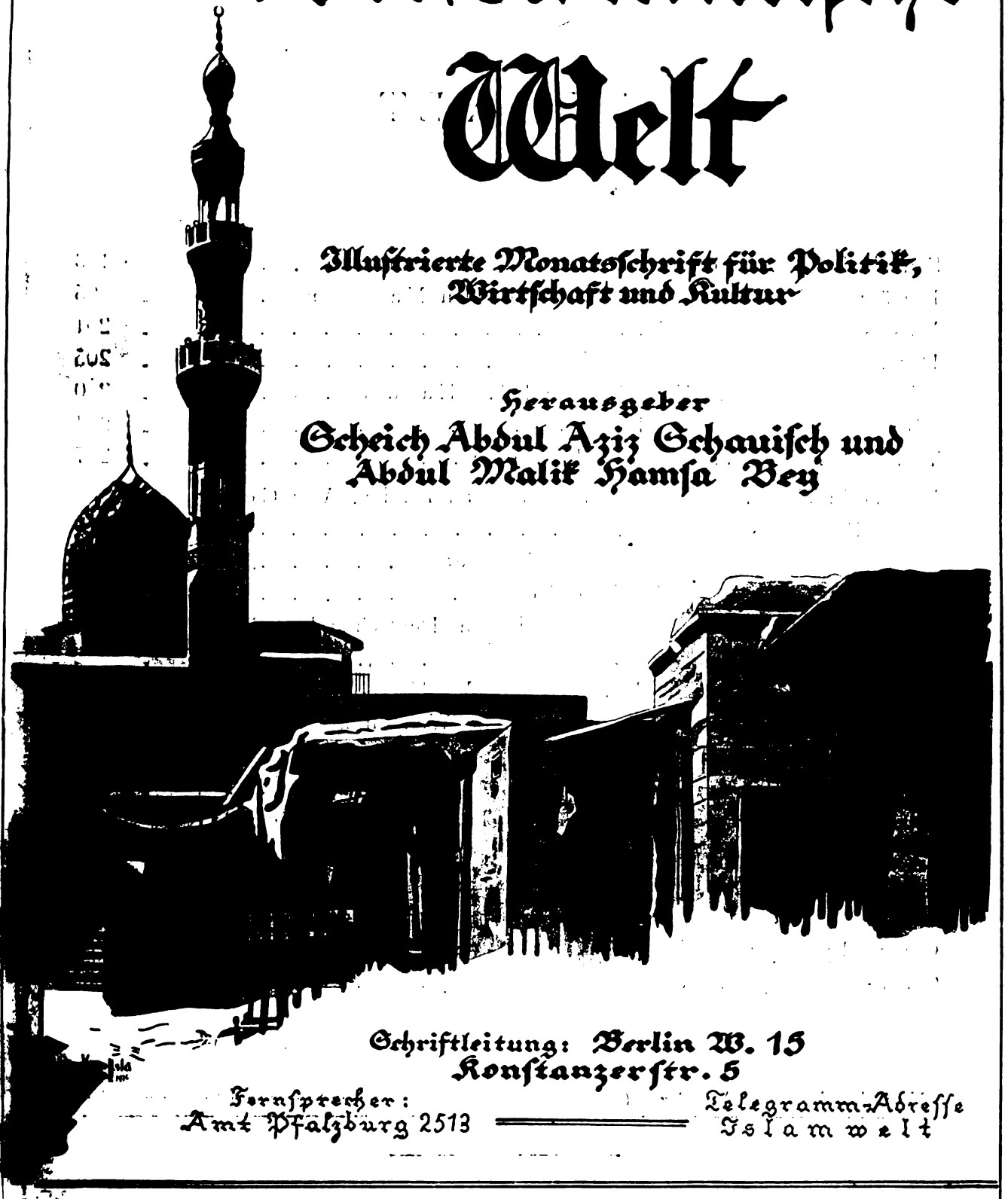
PASS & GARLEB
G. m. b. H.
BERLIN W 57
Bülowstraße 66

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber
Scheich Abdul Aziz Schauisch und
Abdul Malik Hamsa Bey



Schriftleitung: Berlin W. 15
Konstanzerstr. 5

Fernsprecher:
Amt Pfalzburg 2513

Telegramm-Adresse
Islamwelt

Nummer 4 · Preis des Einzelheftes 1 M., jährlich 9 M., halbjährlich 5 M., vierteljährlich 3 M. · März 1917

Digitized by Google

INHALT.

Sanusis Lehren. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch	Seite	193
Die ägyptische Nationalbewegung. Von Ibn Marawan . . .	„	196
Was ist muselmanischer Fanatismus?	„	201
Der Maler Prinz Abdul Medschid	„	205
Prinzessin Gülnüsch. Von Halide Edib Hanum	„	210
Abdul Hakk Hamid über England	„	214
Türkische Zukunftsarbeit. Von Baidoba	„	217
Das Verbrechen Englands und Russlands an Persien. Von Georg Brandes	„	219
Des Türken Stimme. Von Ahmed Hikmet	„	227
Zur Weltlage. Von Rudolf Rotheit	„	230
Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei. Von Fritz Zutrauen.	„	232
Die Notwendigkeit der Türkei. Von Dr. W. Haas	„	236
Die Bedeutung des Islams für die deutsche Weltpolitik. Von Emil Zimmermann	„	239
Bagdad. Von Georg Widenbauer	„	242
Der Weltkrieg und die Literatur in der Türkei. Von Dschelal Nuri	„	245
Die Schaubühne der Perser. Von Hermann Siegfr. Rehm . . .	„	247
Der einfältige Ibrahim. Von Rifat Gozdovic Pascha . . .	„	250
General Lyautey und seine Islampolitik. Von El Hadschi Abdullah	„	253
Orient-Bibliographie. Von Dr. Adolf Droop	„	255

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber:

Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 4 | Berlin, 7. März 1917 | Jahrgang I

SANUSIS LEHREN.

Von Scheich Abdul Aziz Schauisch.

Seit mehr denn 30 Jahren ist der Name Sanusi (Senussi) unter den Kolonialvölkern Europas bekannt. Die fortschreitende Aufteilung Afrikas unter Engländer, Franzosen und Italiener brachte diese Nationen immer mehr mit den Sanusen in Berührung. Am wenigsten kam der Engländer in Konflikt mit dieser Sekte, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß bis zum Fall von Omdurman und der Vernichtung der Derwisch-Regierung der kluge Kolonisator wegen seiner damals ungefestigten Stellung in Aegypten und der Ungeklärtheit seiner Beziehungen zu Frankreich und Italien Reibungen jedweder Art zu vermeiden suchte. Anders Frankreich, das Algier, das Geburtsland des Gründers der mystischen Sekte der Sanusen, fest in der Hand hielt und schon deshalb einer ständigen Berührung mit ihr nicht entgehen konnte. Frankreichs Bestreben, seine Herrschaft in Algier noch fester zu gestalten, und Tunis, Marokko, die Oasen und den jetzt französischen Sudan an sich zu reißen, verdoppelte den Eifer, den es auf das Studium der sozialen und politischen Verhältnisse, der religiösen und ethischen Bewegungen der nordafrikanischen Staaten verwandte. Die französische Literatur enthält somit auch eine beträchtliche Anzahl von Werken, die sich mit den Lehren des Sanusi und anderen ethischen und religiösen Strömungen unter den Völkern Nordafrikas befassen.

Suleiman el Baroni Effendi, Mitglied des osmanischen Senats, auf der Fahrt nach Tripolitanien.
(Das kleine Boot bringt ihn vom Unterseeboot an Land.)

Die meisten dieser Veröffentlichungen stammen aus der Feder angeblicher Kulturforscher, die sich unter dem Deckmantel der Wissenschaft in das religiöse und soziale Leben der Völker Nordafrikas eindrängten. Der Widerstand, den diese Völker der auf die Vergewaltigung ihrer nationalen Eigenart und Unabhängigkeit abzielenden Neugierde entgegensetzten, führte zu vielen blutigen Zusammenstößen zwischen Franzosen und Sanusen. Der tripolitanische Krieg war ein schlagender Beweis der Entschlossenheit der Sanusen, sich gegen Eingriffe in ihre Rechte zu verteidigen. Dieser Krieg rief eine neue Reihe von Veröffentlichungen über die Sanusen hervor. Unter diesen Schriften kommt der von Reginald Wingate Pascha, dem gegenwärtigen Oberstatthalter Aegyptens, verfaßte Bericht der Wahrheit zweifellos am nächsten. Als früherer Generalgouverneur des Sudans und Meister der arabischen Sprache, war er besonders für die Aufgabe einer verläßlichen Berichterstattung geeignet. Aber auch seine Aufzeichnungen entsprechen nicht völlig dem wirklichen Sachverhalt.

Im nachfolgenden beabsichtige ich, einen kurzen Ueberblick der Sanusi-Bewegung zu geben. Meine persönlichen Beziehungen zu vielen führenden Mitgliedern dieser Sekte gewährleisten genaue und verläßliche Mitteilungen.

Der Gründer der Sekte war Scheich Moham-

Digitized by Google

med Ben Ali Sanusi. Im Jahre 1788 in Mista Ganim (Algier) geboren, machte er dort seine ersten Studien. Später begab er sich nach Fez, wo er sich dem Studium der Theologie, der islamischen Rechtswissenschaft, arabischen Literatur usw. widmete. Nach Vollendung seiner Studien begann er, seinen mystischen Glaubensüberzeugungen Ausdruck zu verleihen und seine Dogmen niederzuschreiben. Dieses sein Werk umfaßt zwei Bände. In Mekka, das er in der Folge aufsuchte, begegnete er dem berühmten Verkünder des Mystizismus Achmed Ibn Idris El-Scherif, bekannt unter dem Namen Abdul Araisch. Durch Errichtung vieler Klöster in Medina, Rabeg, Bedr, Jenboa, Hasseineih, Dschedda, Jaef usw. förderte Scheich Sanusi den weiteren Ausbau und die Verbreitung der mystischen Lehre im Hedschas. Nachdem er seine hohe Aufgabe dort erfüllt hatte, begab er sich nach Gebel el Achdar in Tripolitanien, wo zur Bekämpfung der dort herrschenden Unwissenheit, dank seinem Einfluß, Klöster entstanden, in denen der Koran, islamische Rechtswissenschaft, arabische Literatur, Mystizismus, gelehrt wurden. In kurzer Zeit erwarb sich Sanusi dort hohe Verehrung. Seine Dogmen fanden im Norden Afrikas weiteste Verbreitung, und von weither kamen seine Anhänger in Karawanen herbei, um ihm ihre Huldigungen darzubringen. Von Tripolis aus suchte Sanusi die Dscharabub-Oase auf und gründete dort eine Schule für islamische Studien. Den Schwerpunkt des Unterrichtssystems bildeten seine eigenen mystischen Glaubenslehren, die durch die Schüler die weitmöglichste Verbreitung erfahren sollten. Alljährlich kamen die Beduinen nach Dscharabub, um dem Sanusi den Sakat, eine vom Koran vorgeschriebene Taxe, die für die Armen verwendet wird, als Tribut darzubringen. Sanusi übergab die Gelder den verschiedenen Klöstern.

Nach der Verkündung und Verbreitung seiner Lehren in Tripolis wandte sich Sanusi mit seinen beiden Söhnen El Mahdi und Mohammed El Scherif noch einmal nach Mekka, wo er sich sieben Jahre lang auf das eifrigste der Verbreitung seiner Glaubenslehren widmete, die eine Hebung der Volksmoral zur unmittelbaren Folge hatte. Der Ausbruch des Aufstandes des Abdullah Scherif zwang ihn, Mekka zu verlassen und sich nach Gabel el Achdar zurückzuziehen. Auf dem Wege dorthin wurde er von dem damaligen Khediven Abbas I., der ihm ein Kloster erbauen ließ, auf das freundlichste empfangen, und Sanusi unterließ es nicht, auch in Aegypten seine Lehre zu verkünden. In Gabel el Achdar war ihm aber kein langes Verweilen beschieden. Von der Regierung fortwährend bedrängt, richtete er sein Augenmerk auf einen Ort, wo er unbelästigt von der Obrigkeit wirken konnte. Die blühende Oase von Dscharabub, wo er, wie erwähnt, schon früher eine Schule gegründet hatte, bot ihm diese Möglichkeit. Er erwarb von dort aus immer größere Anhängerschaft in Nordwestafrika und dem Sudan. Sein Tod erfolgte im Jahre 1885.

Der seinen Dogmen zugrunde liegende Gedanke ist die politische und sittliche Hebung des islamischen Lebens nach den Lehren des Korans. Sein Buch „Das Erwachen der Schläfer" enthält seine sozialen und ethischen, auf dem Koran beruhenden Gesichtspunkte. Der sittliche Einfluß seiner Lehren zeitigte die tiefgehendsten Wirkungen. Wo immer sie Wurzel faßten, war eine Verminderung, ja fast ein völliges Verschwinden der Kriminalität zu bemerken.

Sein System baut sich auf folgenden Grundsätzen auf:

1. Koranlehre, Theologie, Rechtswissenschaft, Literatur usw.
2. Mystische Gebete am Morgen und Abend zur Erhebung der Seele und Erweckung der Gottesfurcht.
3. Schlichtung von Streitigkeiten nach religiösen Vorschriften.
4. Unterstützung von Armen durch Sammlungen von Sakat und anderen Beiträgen zur Errichtung von Schlafstätten und Herbergen für arme Pilger und Förderung aller anderen Wohlfahrtsbestrebungen der Klöster.

Der auserkorene Nachfolger Sanusis war sein ältester Sohn Sahid Mahdi. Unter dessen Leitung fanden die Lehren Sanusis weiteste Verbreitung. Die Zahl der Klöster stieg nahezu auf das Doppelte. Zu den Anhängern Sahid Mahdis gehörte unter anderen leitenden Persönlichkeiten auch der Sultan von Wadai, der ihm in treuer Freundschaft ergeben war. Der Einfluß Sahid Mahdis nahm später einen politischen Charakter an. Die Araberbevölkerung in der Wüste erblickte in der Tat in ihm eine Art König, dem sie Gehorsam und Verehrung entgegenbrachte. Viele Orte erkannten sogar keinen anderen Herrscher neben ihm an und ließen bloß Sahids Autorität gelten, sodaß die türkischen Beamten sich nur mit seiner Hilfe Achtung verschaffen konnten. Die Gefahr des ungeheuren Einflusses erkennend, dessen sich Mahdi El Sanusi in Tripolis erfreute, versuchte der frühere Sultan Abdul Hamid, ihn zu einem Besuche Konstantinopels zu bewegen, doch hielt er es für ratsam, dieser Einladung keine Folge zu leisten. Um aber des Sultans Befürchtungen zu beschwichtigen, suchte er das inmitten der Wüste gelegene Kufra auf, wo er ein Kloster baute, in welchem er seine Tage beschloß.

Sahids Bruder ist der ruhmgekrönte Vaterlandsverteidiger Sahid Ahmed Scherif, der im tripolitanischen Kriege gegen die Italiener kämpfte und im jetzigen Kriege der englischen und italienischen Uebermacht Widerstand leistet.

Digitized by Google

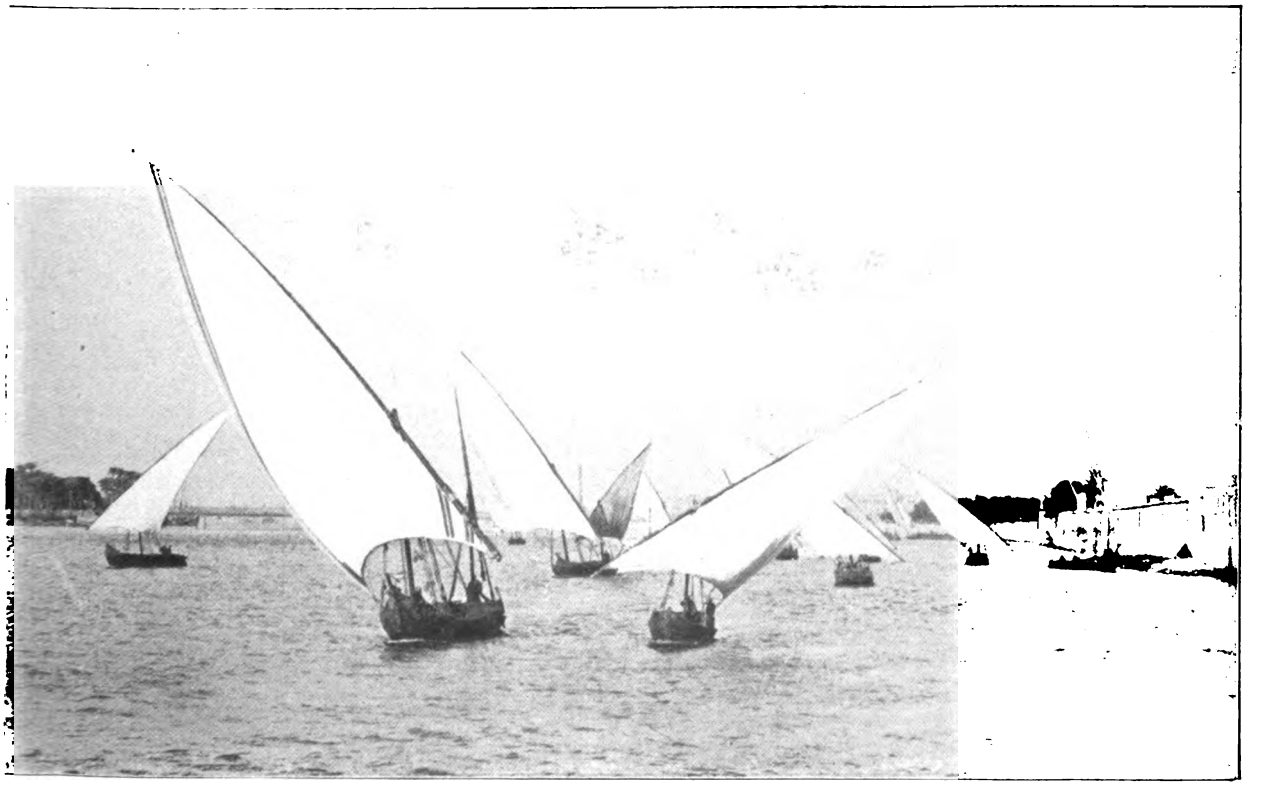
Zum Schluß eine kurze Uebersicht der Sanusi-Kriege. Die Feindseligkeiten zwischen Sanusi und Franzosen begannen im Jahre 1899 und zogen sich bis zum Jahre 1912 hin. Die Notwendigkeit der Verteidigung gegen den italienischen Einfall in Tripolis machte den Kriegszügen gegen die Franzosen ein vorläufiges Ende. Dem Befehle des Kalifen gehorchend, der ihm von Enver Bey (dem jetzigen Enver Pascha) übermittelt wurde, ließ Sahid Ahmed el Scherif an seine Landsleute und Glaubensgenossen den Ruf zur Verteidigung von Tripolitanien ergehen. Die bloße Tatsache, daß die europäische Großmacht Italien, die das Tripolis-Unternehmen als ein kleines, erfolgverheißendes Abenteuer ansah, bis jetzt nur wenige Meilen hat vordringen können, genügt, um die Größe der Leistungen anzudeuten, deren sich die Verteidiger rühmen dürfen. Die Italiener waren nicht imstande, sich in den von ihnen eroberten Städten zu behaupten, sondern genötigt, sich unter Zurücklassung großer Munitions- und Lebensmittelvorräte, die dann den Sanusis gut zu statten kamen, zurückzuziehen.

Der Verteidigungskrieg in Tripolitanien bildet ein Ruhmesblatt in der Geschichte der nordafrikanischen Völker. Mit flammendem Heldenmut und unwiderstehlicher Tapferkeit kämpften die Araber gegen die überwältigende Uebermacht der Eindringlinge. Es kam vor, daß 5000 Italiener von 300 Arabern geschlagen wurden. In keinem Gefecht konnten sich die Italiener länger als 5—6 Stunden gegen die tapferen Vaterlandsverteidiger behaupten. „Die italienischen Geschichtsschreiber werden eines Tages das Wunderbare anerkennen müssen, das wir gegen sie vollbracht haben", sagte ein Senusi.

Im gegenwärtigen Weltkrieg griffen die Sanusis, nachdem der Aufruf zum heiligen Krieg erfolgt war, die Engländer an und eroberten unter Führung von Sahid Ahmed Scherif die Oasen von Liwa, Zeitun, Dachla, Chargha, Farafra, die sie fest in der Hand halten.

Sanusis Einfluß erstreckt sich auf ein weites Landgebiet. Er umfaßt Marokko, wo sich die wichtigen Klöster von Sidi Abdullah und ElKatrani befinden, ganz Tripolis, die Distrikte von Tunis, Kalib und Gherida, Algier mit den Klöstern von Ahmed Ben Takuk, die Sahara, den Sudan, Tabo, Kanim, Towarik, Ober- und Unter-Yanga, Sender, Wadai und Darfur. Auch in den Grenzdistrikten Aegyptens befinden sich viele Sanusiklöster.

Sahid Ahmed Scherif, der jetzige Führer der Sanusis, ist eine faszinierende Persönlichkeit. Er verbindet tiefes Wissen und hohe Bildung mit hervorragender Intelligenz und gesundem, klarem Menschenverstand. Von glühender Vaterlandsliebe und flammender Begeisterung für die islamische Sache beseelt, wies er alle Versuche der Engländer, ihn auf ihre Seite zu ziehen, und alle ihre Verführungskünste, denen ein Mann von weniger edler Gesinnung leicht unterlegen wäre, auf das entschiedenste zurück. Mit Sicherheit darf vorausgesagt werden, daß der Sanusi in der Geschichte Aegyptens noch eine hervorragende Rolle spielen wird.



Segelboote auf dem Nil in der Nähe der Kassrenil-Brücke.

Digitized by Google

DIE ÄGYPTISCHE NATIONALBEWEGUNG.

Von Ibn Marawan.*)

Die Stürme waren vorüber, die erregten Gemüter beruhigt. Das Straßenbild Kairos und Alexandriens zeigte keine Spuren des vergangenen Gewitters mehr. Das war ganz natürlich. Der aus der schlechten Führerschaft Arabis herrührende Mißerfolg der Nationalbewegung, die unerwartete entsetzliche Wirkung, die er im Gefolge hatte, versetzten die Menschen in einen Zustand grenzenloser Abspannung und Betäubung. Die Verhältnisse hatten sich vollständig verändert. Anstatt auf die überall mit lautem Jubel begrüßten ägyptischen Soldaten, blickte die Bevölkerung stumm und lautlos auf die roten Jacken von Tommy Atkins, die sich plötzlich in den Straßen zeigten. Sami el Barudi Pascha und Arabi Pascha tauschten den Luxus ihrer Paläste in Kairo mit einer Zelle im Gefängnis zu Ceylon ein. Die hellerleuchteten Selamliks, die Schauplätze glänzender Versammlungen, politischer Unterredungen von schwerwiegender Bedeutung, standen verlassen und öde. Dunkel und einsam schienen sie sich nach den Menschen zu sehnen, die noch kurze Zeit zuvor ihre Räume bevölkert hatten. Regungslose Stille herrschte in ganz Aegypten, wie es immer nach dem Fehlschlag einer Revolution, nach dem Verschwinden der Führer zu geschehen pflegt. Der Schlag war zu gewaltig. Wer die Seele des Volkes kannte, war sich darüber klar, daß es Jahre dauern würde, ehe sich die Aegypter von der Erschütterung zu erholen vermöchten. Und so war es in der Tat: die ägyptische Bewegung brauchte eine Anzahl von Jahren, ehe sie von neuem ihr Haupt erheben konnte.

Mustafa Kamel Pascha,
Gründer der ägyptischen Nationalpartei (gestorben 1907).

Die erste Frage, die sich der Bevölkerung aufdrängte war: „Was beabsichtigt England? Wird es Aegypten in wenigen Jahren wieder verlassen oder war der Königsschwur, mit dem sich Königin Victoria bei der Ehre ihrer Krone verpflichtete, daß die englischen Truppen aus Aegypten zurückgezogen werden würden, sobald der Thron des Khediven gesichert sei, nur ein Diplomatenkniff zur Erreichung eines dreifachen Zweckes, nämlich, die Aegypter zu veranlassen, daß sie die englische Besetzung in Anbetracht ihres angeblich bloß zeitweiligen Charakters duldeten, ferner die erregten französischen Gemüter zu beruhigen und schließlich den Widerstand der Hohen Pforte gegen die englische Einmischung in Aegypten zu überwinden?"

Die erlauchte Stelle, von der das feierliche Versprechen ausging, täuschte Viele, nicht allein in Aegypten, sondern auch in Frankreich und in der Türkei. Gamal el Din el Afghani und einige seiner ägyptischen Freunde, wie Latif Selim Pascha, gehörten zu den Wenigen, die die wahren Ziele der britischen Politik in Aegypten sofort durchschauten. Mit seinem Schüler Scheich Mohammed Abduh gab Gamal el Din in Paris damals die arabische Zeitschrift „El Urwatu ala Wothka" heraus, worin die Aegypter vor den Netzen gewarnt wurden, mit denen England sie umgarnen wollte. Das Beispiel Indiens hielt das Blatt ihnen vor. Bald aber verschloß das vorsichtige England dieser Zeitschrift die Tore Aegyptens, das es natürlich von Anfang an zu behalten gedachte.

Die nationale Bewegung fand jedoch andere Quellen, aus denen sie schöpfte. In den Selamliks von Latif Selim Pascha und anderen wurde die neue Saat gesät. Die Zeitung „El Ahram", die

*) Pseudonym eines führenden Mitgliedes der Nationalpartei.

Digitized by Google

schon vor der englischen Besitzergreifung bestanden hatte, veröffentlichte nun von Zeit zu Zeit nationale Aufsätze. Das Blatt stand unter dem Schutze Frankreichs, und es war klar, daß es damals französisches Interesse war, den Engländern in Aegypten entgegenzutreten. England fand es nunmehr an der Zeit, ein eigenes, seinen Zwecken dienendes Blatt ins Leben zu rufen: „Al Mokattam", eine von Syrern in englischem Solde geschriebene und geleitete Zeitung, entstand. Kräftig trat ihr das ägyptische Nationalorgan „Al Moaijad" entgegen, das sich der Unterstützung Riad Paschas erfreute. Die nationale Bewegung wuchs und entwickelte sich. Verschiedene Umstände förderten ihr Wachstum. Der Anblick aegyptischer Truppen unter englischer Führung bei den Manövern, wobei der Mangel an militärischer Tüchtigkeit der Truppen offenkundig zutage trat, schürte das Nationalgefühl und den Ehrgeiz des jungen Khediven Abbas Hilmi Pascha zur hellen Flamme. Die bekannte Krise zwischen England und dem Khediven hatte ihren Ursprung in dessen offener Mißbilligung dieses Zustandes. Die Sympathie der Jungaegypter für den Khediven fand Ausdruck in einer Kundgebung zu seinen Ehren. Studenten und andere junge Leute spannten ihm die Pferde aus und zogen den Wagen von der Moschee, wo der Khedive seine Gebete verrichtete, nach dem Palast. Die Abneigung gegen England machte sich an demselben Tage in der Zertrümmerung der Redaktion des „Al Mokattam" Luft.

Die Nationalbewegung ergriff immer weitere Kreise. Dem jungen Mustapha Kamel Effendi, späteren Gründer der ägyptischen Nationalpartei, wurde der Rahmen des Blattes „El-Moaijad" bald zu eng für seine weitherzigen patriotischen Bestrebungen, seinen flammenden Patriotismus; er rief eine andere Zeitung, „El Liwa", ins Leben.

Dieses Blatt war berufen, eine große Rolle in Aegypten zu spielen. Sein Einfluß dehnte sich auf alle islamischen Völker aus. Neben ägyptischen Fragen befaßte es sich mit der allgemeinen Politik des Islams. Sein Hauptzweck aber bestand in der Aufklärung der öffentlichen Meinung, besonders der intelligenten Jugend, über die wahre Bedeutung und die verhängnisvollen Folgen der englischen Besitznahme Aegyptens. Die unlauteren Mittel, deren sich die englische Regierung zur Erreichung ihrer Absichten bediente, wurden von dem Blatt erbarmungslos ans Licht gezogen und gegeißelt. Unermüdlich legte das Blatt den Finger auf die englische Wunde Aegyptens, unaufhörlich mahnte es die ägyptische Regierung und die Nation an die vaterländische Pflicht, den verhaßten Eindringling aus dem Lande zu treiben. So erfüllte diese Zeitung auf das Getreueste ihre Sendung.

Mustapha Kamel stellte seine hinreißende Rednergabe mit Erfolg in den Dienst der Sache. Seine Bestrebungen trugen goldene Früchte. Einer sturmgeschwellten Woge gleich, ergoß sich die nationale Begeisterung über das Land. Dem klugen Politiker war aber außerdem viel daran gelegen, Europa, besonders Frankreich, das bis zum Jahre 1894 eine englandfeindliche Politik verfolgte, den wahren Stand der Dinge in Aegypten zu enthüllen. Als Meister der französischen Sprache benutzte er bei seinen häufigen Besuchen in Frankreich das Feuer seiner Beredsamkeit und die Gewandheit seiner Feder zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Mit Vorliebe bediente er sich dabei des „Figaro", in dessen Spalten er dem entsetzten Europa zuerst die Schrecken der berüchtigten englischen Schandtat von Denschwai enthüllte.

Zur weiteren Aufklärung der Oeffentlichkeit gab Mustapha Kamel zwei Zeitungen in europäischen Sprachen heraus: die französische „L'Etandard Egyptien" und den englisch geschriebenen „Standard". Bis zu jenem Zeitpunkt hatte die nationale Bewegung zwar schon viele Anhänger gewonnen, aber eine feste Parteiorganisation fehlte ihr. Mustapha Kamel Pascha und seine Freunde, unter denen Fuad Selim Bey, Mohammed Fuad Bey und Schimi Bey besonders hervorragen, beschlossen, das Parteigefüge zu schaffen. Sie entwarfen ein festes Parteiprogramm, auf dessen Grundlage sie für die Partei warben. Kaum einen gebildeter junger Aegypter, der nicht freudig dem Rufe gefolgt wäre, gab es. Selbst Regierungsbeamte, denen die Beteiligung an der Politik gesetzlich verboten war, schlossen sich heimlich der Partei an, deren schnelles Wachstum von der Tiefe des nationalen Gefühls im Herzen des Volkes zeugte.

Mit elementarer Gewalt hatte sich die vaterländische Begeisterung schon vor der Gründung der Nationalpartei aus zwei Anlässen Bahn gebrochen. Der erste war der englisch-türkische Akaba-Streit, wobei die ganze ägyptische Bevölkerung sich gegen England auf die Seite der Türkei stellte, von der man die Befreiung erhoffte. Diese Haltung entfachte die Wut Englands, die in der Denschwai-Affäre, dem zweiten der beiden erwähnten Vorfälle, zum Ausdruck kam und auf der anderen Seite, bei den Aegyptern, erst recht die Woge nationalen Empfindens emporpeitschte.

Fassen wir in kurzen Worten diesen blutriefenden Rekord englischer Grausamkeit, der die Denschwai-Affäre heißt, zusammen. Die Eingeborenen eines ägyptischen Dorfes hatten die „Vermessenheit", sich gegen die in Mord ausartende Sportlust englischer Offiziere zu verteidigen, und machten dabei die Erfahrung, daß englische Gerechtigkeit ein solches Vergehen mit Peitschenhieben, mit lebenslänglichem Zuchthaus und mit dem Tode bestraft. Ein Gerichtshof mit unbeschränkter Machtbefugnis, an kein Gesetz gebunden,

Digitized by Google

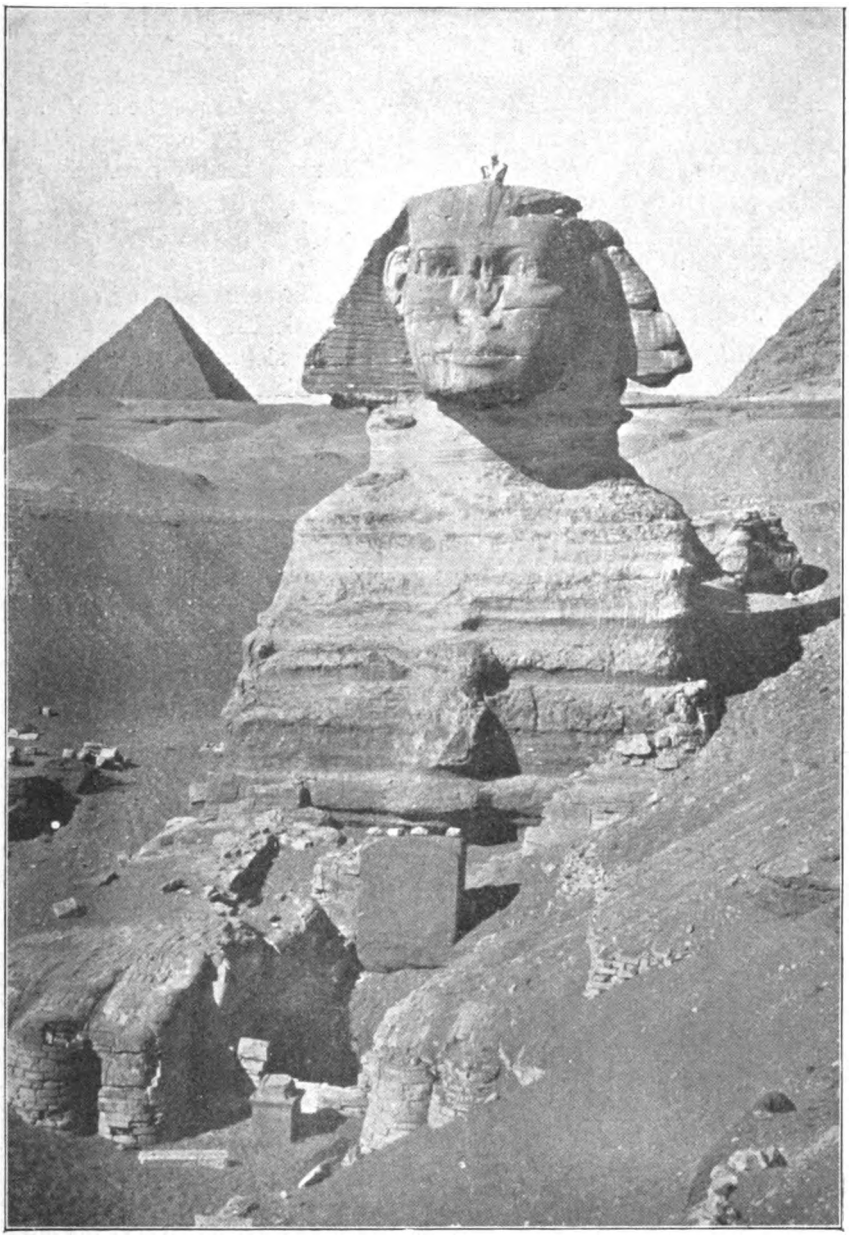
Die Opfer von Denschwai.

(Dies Bild erschien zuerst in englischen Zeitschriften.)

Digitized by Google

wurde von den Engländern eingesetzt. Voch vor Beginn der Verhandlungen stellte man vor dem Gerichtsgebäude die Galgen auf. Mit teuflischer Grausamkeit wurde das Urteil vollstreckt. Vor den Galgen, an denen man die Väter aufhängte, wurden die Söhne bis aufs Blut gepeitscht. Alle Einwohner des Dorfes, vom ältesten bis zum jüngsten, von einem Ring englischer Soldaten umgeben, waren gezwungen, der Urteilsvollstrekkung beizuwohnen.

Die Verzweiflungsschreie der Frauen, der Mütter und Kinder, das Schluchzen der Männer sollten den Eindruck von der Macht des stolzen Englands über die armen Märtyrer erhöhen. Kaum hatte sich die Kunde des grauenvollen Blutbades von Denschwai im Lande verbreitet, als die Flammen nationaler Empörung himmelhoch aufloderten. Ein Zittern ging durch ganz Aegypten. Die steinerne Ruhe der Sphinx, die unerschütterliche Größe der Pyramiden schienen zu wanken.



Die große Sphinx in Gizeh.

Bis in die innerste Seele litt das Land unter den Schimpf, den man ihm angetan hatte. Aegyptens Herz blutete, und aus leidzerrissener Seele ertönten die Klagen der Dichter in trauervollen Liedern, in Liedern, die kein Aegypter je ohne Tränen singen oder hören wird.

Selbst in England fühlte man, daß ein schweres Verbrechen begangen war, und man suchte die Schuld dadurch wieder gut zu machen, daß Lord Cromer, der dafür verantwortlich war, abberufen und die zu Kerkerstrafen verurteilten Aegypter in Freiheit gesetzt wurden. Die Schuld aber, die England an den armen Hingerichteten und Gemarterten begangen hatte, konnte nicht gesühnt werden.

Die Kraft des Nationalgefühls zeigte sich dann wieder beim Tode Mustapha Kamel Paschas. Das Volk trauerte um ihn, wie um einen heißgeliebten König. Alle Schulen, alle Läden, alle Kaffeehäuser und Geschäfte im Lande waren, entgegen den Wünschen der englischen Regierung, geschlossen. Eine Viertelmillion Menschen aller Stände versammelte sich vor dem Hause des geliebten Toten, um ihm das letzte Geleit zu geben. Unübersehbar war der Zug der Leidtragenden. Das ganze Land hatte Vertreter entsandt, dem Liebling des Volkes die letzten Ehren zu erweisen. Alle Klassen der Bevölkerung Studenten, Arbeiter, Künstler, Doktoren, Ingenieure, hohe Würdenträger bildeten den Leichenzug. Den Sarg trugen jene Männer von Denschwai, die Mustapha Kamel die Befreiung aus englischer Gefangenschaft zu verdanken hatten. Die Zeitungen erschienen schwarz umrändert und selbst die von den Engländern beeinflußten gegnerischen Blätter, die Mustapha Kamel beständig angegriffen hatten, widmeten ihm ehrenvollste Nachrufe. Der Eindruck dieser Trauerfeier war so gewaltig, daß sie ein

Digitized by Google

Ereignis von tiefgehender Wirkung wurde. „Du warst groß im Leben, Mustapha", sang ein Dichter, „aber wahrlich, größer noch bist Du im Tode!!"

Mohammed Ferid Bey übernahm nun die Führeschaft der Nationalpartei, um im Sinne Mustapha Kamels weiter zu wirken. Eine starke Gegnerschaft zwischen dem Khediven und der Partei kennzeichnete die Parteipolitik unter seiner Leitung. Diese Gegnerschaft hatte schon zur Zeit Mustapha Kamel Paschas nach der Ernennung Sir Elden Gorstszum britischen Vertreter in Aegypten begonnen und sie erreichte ihren Höhepunkt, als der Khedive in London Anleihen unter Bedingungen aufnahm, die eine Schädigung der nationalen Zukunft, eine Vernachlässigung der Landesinteressen verrieten. Auf diese Angelegenheit beziehen sich Ferid Beys bekannte Artikel: „Was erzählen sich die Leute?" Diese Artikel, sowie die über das arabische Kalifat, worin Ferid den Khediven und den Scherif Hussein von Mekka beschuldigte, mit Hilfe der Engländer ein arabisches Kalifat errichten zu wollen, bildeten Hauptmerkmale der Parteipolitik des neuen Führers. Er lenkte in diesen Artikeln die im Pariser „Siècle" erschienen, die Aufmerksamkeit auf die Machenschaften der Obengenannten und wies auf die Gefahren hin, die der islamischen Welt und besonders dem Lande Aegypten, das — um ein Wort Ferids zu verwenden — „Konstantinopel als sein politisches Kaba ansah", aus solcher Verschwörung erwachsen konnten. Eine tiefe Entfremdung zwischen der Nation und dem Khediven war die Folge.

In dieser Zeit konzentrierte sich das Leben der Partei auf die Zeitungen, die die Quelle der nationalen Strömungen darstellten.

Unmittelbar nach dem Tode Mustapha Kamel Paschas war Scheich Abdul Aziz Schauisch zum Chefredakteur der Parteiorgane ernannt worden. Mit glühendem Eifer und hervorragender Tüchtigkeit erfüllte er in dieser Eigenschaft seine patriotischen Pflichten. Die Meisterschaft seiner Feder entzündete die patriotischen Gefühle seiner Landsleute und zog ihm den Haß der Engländer zu, die ihn durch Gefangensetzung unschädlich zu machen suchten. Seine Freilassung war der Anlaß zu einer großen nationalen Kundgebung. Die Bevölkerung verlieh ihm den juwelengeschmückten Volksorden.

Zu jener Zeit gab die Nationalpartei zahlreiche Zeitungen heraus. Da aber die englische Regierung in der Freiheit der Presse eine große Gefahr sah, so grub sie ein altes, längst überlebtes Gesetz heraus, dem sie neue Geltung verlieh, und mit dem sie ein Blatt nach dem andern lahmzulegen versuchte. Auch bekämpfte sie auf jede Weise alle von der Nationalpartei geförderten Organisationen der Arbeiter, Handwerker, Kaufleute, Landarbeiter, Künstler usw. Ebenso wurde mit aller Kraft den Fortbildungsklassen sowie den von der Nationalpartei gegründeten Volksschulen und Gymnasien entgegengearbeitet. Wie sich trotzdem die Nationalbewegung, besonders kurz vor dem Kriege und während des Krieges, weiter entwickelte, soll in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift dargelegt werden.

AN EINEN JÜNGLING.

Von Mehmed Emin.

Freilich, du bist jung und feurig, alte Welten tilgst du aus,
Jeden Tag an neue Küsten steigst du aus des Meeres Braus.
Ja, die Nächte auen, die dunklen, leuchten dir wie Tageslicht,
Lilien streut dir selbst der Winter, und an Beifall fehlt's dir nicht.

Freilich, du bist jung und feurig, baust dir neu das Weltenhaus,
Schmeichelst dir mit Geisteskindern; trägst du sie auch wirklich aus?
Häßlich scheinet deinem Herzen auch die allerschönste Maid,
Nur ein Engel soll dich küssen, willst im Himmel sein zu zweit.

Aber, magst du dich auch rühmen: „In den Abgrund stürz' ich nie!"
Schwebe nieder von dem Himmel, den dir schuf die Phantasie.
Deine Seele laß nicht schlafen, droben auf dem Wolkenthron;

Wisse, weit ist wohl der Weltraum — schilt die Erde drum nicht klein,
Bau ein Nestchen deiner Liebsten, laß die Engelsehnsucht sein:
Eines darfst du nie vergessen: du bist nur ein Erdensohn.

Digitized by Google

Beiram-Andacht an der kaukasischen Front.

WAS IST MUSELMANISCHER FANATISMUS?

Der nachstehende Aufsatz gibt die Gedanken eines sozial hochstehenden Mohammedaners über abendländische Unterdrückung muslimischer Völker wieder. Man wird unschwer erkennen, gegen welche bestimmten Mächte — sofern nicht von weit zurückliegenden Jahrhunderten die Rede ist — die Anklagen des Verfassers gemünzt sind.

Von einer unwiderstehlichen und geheimnisvollen Macht getrieben, folgt die Menschheit unbewußt, doch unaufhaltsam dem Laufe ihrer Entwicklung, und kraft der ihr eigenen unerschöpflichen Energie erfüllt sie die rätselhafte Bestimmung, die ihr in dem unermeßlichen Zusammenwirken der weltbeherrschenden umschaffenden Kräfte zugeteilt ist.

Die menschliche Vernunft vermag diesen wild stürmenden Lauf ins Unbekannte nicht zu fassen. In ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit überschreiten diese unbeirrbaren Gesetze die Grenzen des menschlichen Verstehens, und alles Wissen konzentriert sich bloß auf das Erfassen der Tatsache, daß die ganze Menschheit einem Geschick unterworfen ist, dessen Gewalt sich sowohl auf die Einzelmenschen, als auch auf die Völker erstreckt.

Was ist die Geschichte anderes, als eine durch das Zusammenwirken zahlloser komplizierter Faktoren hervorgebrachte Folge von Umständen, die sich diesen ewigen Gesetzen fügen? Ist sie für den Menschen etwas anderes als eine ununterbrochene Kette von Bestimmungen, deren Bedeutung er erst erfaßt, nachdem sie über ihn hereingebrochen, und die er sich erst dann zu erklären sucht, um seine triebhafte Neugierde zu befriedigen? Wer hätte den unversöhnlichen Zwiespalt voraussehen konnen, der den Orient vom Okzident trennte, diese haßerfüllte Feindschaft, deren Folge der normalen Entwicklung des Menschengeschlechtes verhängnisvoll entgegenwirkte und sie jahrhundertelang hemmte?

Menschlicher Berechnung nach hätte der äußerst wohltätige Einfluß des Orients zahlreiche Berührungspunkte, Gedankengemeinschaften und unlösbare Bande zwischen diesen beiden Teilen der Menschheit schaffen und so die beiderseitige Kultur endgiltig zu einheitlicher Form zerschmelzen sollen. Doch das Schicksal wollte es anders, es bestimmte, daß eine scharfe und sinnlose konfessionelle Nebenbuhlerschaft Zank und Haß dort säte, wo Brüderschaft und Einigkeit hätte aufblühen sollen.

Weit über die Grenzen der islamischen Welt dehnte Europa seine Angriffe aus, seine weltweite Unterdrückungspolitik umfaßte den fernen buddhistischen Orient wie den entlegensten götzenanbetenden Teil des Morgenlandes und störte so

Digitized by Google

den Frieden und die Ruhe Europas selbst und besonders das politische und soziale Gleichgewicht, das viele frühere Kulturen in jahrhundertelanger Anstrengung und Arbeit hergestellt hatten. Gerade der Orient war wegen seiner Nähe am meisten abendländischen Angriffen ausgesetzt. Islamisch und zugleich Schatzkammer ungezählter Reichtümer, die eine blühende Kultur geschaffen hatte, war er dazu verdammt, die Donnerschläge kirchlicher Fanatiker und die Beutegier der Ritter und kriegerischen Horden des Abendlandes fortwährend auf sich zu ziehen. Die durch die Kreuzzüge in ihrem Dasein bedrohte muslimische Welt sah sich gezwungen, ihre ganze Tatkraft der Vertreibung der Eindringlinge zu widmen. Sie mußte alle anderen Interessen preisgeben, um der dringenden Notwendigkeit endloser Kriege, die ihre Länder verwüsteten, gerecht zu werden. Dadurch wurde ihr eine absolute Unterwerfung unter ihre Herrscher aufgezwungen, deren Macht bald in Willkür und blinden Despotismus ausartete. So wurde der Orient vom Abendlande an der Wiedererringung jener sozialen und politischen Höhe verhindert, zu der er sich früher emporgeschwungen hatte. Sein intellektueller und kultureller Aufstieg verlangsamte sich und endete mit einem vollständigen Stillstand.

Die von den Abendländern angerichteten zahllosen Verheerungen machten sie natürlich verhaßt, und als später die abendländische Kultur sich entfaltete, stand ihr der Orient feindlich gegenüber und wollte von ihr und von allem, was von ihr herrührte, nichts wissen.

Gerade wie der Orient den Okzident nur nach den Männern der Kreuzzüge beurteilte, so kannte der Okzident den Orient nur aus den Darstellungen derer, die er ausgesandt hatte, den Orient zu vernichten. Die europäischen Vorstellungen vom Orient waren ganze Generationen hindurch von irrigen oder bewußt falschen Schilderungen beherrscht. Der Muslim wurde für die Europäer das Urbild eines verächtlichen und bösartigen Geschöpfes, dessen Religion als eine ihrer Bekenner würdige schädliche Erfindung gebrandmarkt wurde, und das ging so weit, daß vielfach selbst noch heutzutage Europäer guter Herkunft jedweden Muslim als untergeordnetes Wesen betrachten und die erhabensten Offenbarungen seiner Seele öffentlich in der empörendsten Weise mißdeuten.

Was im Laufe der Zeit der religiöse Haß an Intensität einbüßte, wurde reichlich durch Herrschsucht und Beutegier ersetzt, den Folgeerscheinungen eines übermäßigen Realismus, der sich der Geister bemächtigt hatte, um sie schließlich vollständig zu unterjochen. Und als dann die Kolonisatoren den Platz der ehemaligen Raubritter einnahmen, waren diese fortgesetzten Wandlungen nur die neue Form der alten, die beiden Welten trennenden Feindschaft.

Es ist wahr, daß der Orient jetzt nicht mehr im Namen des Kreuzes, sondern in dem der Zivilisation und des menschlichen Fortschrittes angegriffen wird. Der Muselman wird nicht mehr seiner Konfession halber an den Pranger gestellt. Trotzdem geschieht es noch immer, daß im aufgeklärten Europa das Festhalten der Mohammedaner an ihrer Religion als ein unumstößlicher Beweis ihrer Unfähigkeit gilt, sich in dem gleichen Maße wie die christlichen Völker zu entwickeln, und im großen Ganzen behandelt man den Mohammedaner etwa nur wie eine notwendiger Weise der europäischen Ausbeutung verfallene Kreatur.

Vom islamischen Standpunkt aus betrachtet, ist die Religion keine bloße Einbildung oder Ueberlieferung, die man nach Belieben vernachlässigen oder beachten kann. Sie ist keineswegs das Ergebnis einer gefährlichen Spekulation einer in dem kalten Bereich der Metaphysik erstarrten Phantasie, die sie vergebens abmüht, Leiden zu mildern oder durch haltlose Vertröstungen, leere Versprechungen oder unbestimmte Hoffnungen ein imaginäres Glück zu schaffen. In ihrer islamischen Bedeutung ist die Religion die Achtung vor den ewigen Grundsätzen und Gesetzen, von denen das physische, moralische und geistige Gleichgewicht des Menschen abhängt und dank deren das Glück aus einer bloßen Vorstellung zur Wirklichkeit wird. Sie ist die beständige Erforschung und Anwendung der natürlichen und praktischen Ursachen und Wirkungen, die unaufhörlich die bestimmungsgemäße Entwicklung der Menschheit regeln, auf daß sie ihr zum Ziel erreiche. Sie hat den Zweck, den Menschen auf die Bahn des Guten und Wahren zu leiten und es ihm zur gleichen Zeit zu ermöglichen, den metaphysischen Vermutungen seines Geistes gerecht zu werden, den das unergründliche Unendliche bis in alle Ewigkeit beschäftigen wird. Sie hat folglich das Recht und die Pflicht, den Menschen in allen Wirkungen seiner Tätigkeit zu überwachen und ihm die Größe seiner, in der unaufhörlichen Entwicklung der Menschheit bestehenden Aufgabe mit ihrer ganzen Macht darzutun.

So kam es, daß die Macht des Islams zu jeder Zeit unbegrenzt, sein Einfluß auf die Entwicklung unseres sittlichen Seins absolut war und daß unsere Konfession das Grundelement unserer geistigen Veranlagung wurde. Solange also die Erfordernisse des Daseins dem Menschen eine Richtlinie vorschreiben, solange sein Streben nach Vervollkommnung ihm das Bedürfnis nach einem allumfassenden Glauben auferlegt, wird der Islam die Konfession bleiben, an der wir auf das getreueste festhalten. Der Zustand der Unterdrückung, in dem sich die muslimischen Völker augenblicklich befinden, ist der Grund, warum der wesentliche Charakter der muslimischen Re-

Digitized by Google

ligion mißverstanden wird, und das geht so weit, daß man die Religion selbst als die Hauptursache der muslimischen „Minderwertigkeit" ansieht. Aber diese Auffassung ist irrig, unbegründet und unhaltbar, sie ist nichts als ein Aberglaube krassester Art. Der Niedergang der Völker war immer die Folge einer langen Reihe oft ganz verschiedenartiger Umstände, er war das Ergebnis unzähliger Ursachen, welche die allgemeine Entwicklung der Menschheit sowohl innerhalb wie außerhalb des Rahmens der betreffenden Gemeinschaften erzeugte. Es bedurfte Jahre harter Arbeit der Historiker aller Länder und Zeiten, um nur einigermaßen die Ursachen des Verfalls des römischen Kaiserreiches festzustellen, und weit davon entfernt, erschöpft zu sein, bildet dieses Thema noch heute eine nie versiegende Quelle von Forschungen. Welche Riesenanstrengungen müßten also geleistet werden, ehe man zu einem richtigen Urteil über die Ursachen des Niedergangs der muslimischen Welt gelangen könnte, handelt es sich doch hier nicht bloß um ein Reich, sondern um eine ganze Welt, von der jeder Teil ein Reich für sich ist. Bedauerlicher weise aber hat man überhaupt noch keinen Versuch in dieser Richtung gemacht, nicht die geringste nennenswerte Forschung unternommen, um auch nur ein schwaches Licht auf dieses Problem zu werfen, obgleich seine Lösung von elementarer Wichtigkeit ist. Vielleicht ist diese Frage dazu verdammt, ewig unbeantwortet zu bleiben. Fassen wir aber das Problem wenigstens in seiner gegenwärtigen Form ins Auge, so geben uns die befähigtesten und befugtesten Persönlichkeiten der islamischen Welt ohne Zögern die Auskunft, unser Tiefstand sei darauf zurückzuführen, daß wir in zu unvollkommener Weise die Gebote unserer Religion befolgen. Wenn also unsere gegenwärtige Minderwertigkeit durch die Nichtbeachtung der islamischen Lehren herbeigeführt wurde, so ist es logisch unmöglich, daß die Befolgung eben dieser Lehren in vergangenen Zeiten unseren Verfall verursachen konnte. Uns eines barbarischen Fanatismus anzuklagen, weil wir an unserer Religion festhalten, ist eine grundlose Beleidigung, und sie ist um so unerträglicher, als sie die teuflische Macht besitzt, die empfindlichsten Gewissen, die aufgeklärtesten Geister der Abendländer so zu verwirren, daß sie überzeugt sind, die 300 Millionen Muslimen seien mit sehr wenigen Ausnahmen unwürdige Geschöpfe, die Haß, Verachtung und schlimmste Behandlung verdienen.

Es ist klar, daß solche Irrtümer nur bösen Willen und Feindseligkeiten erzeugen können. Wenn die systematische Gegnerschaft, die das kulturverbreitende Abendland uns in dieser Beziehung bezeugt, durchaus ungerechtfertigt ist, so sind andererseits die unfreundlichen Gefühle, die in uns entstehen, nur die natürliche Folge solcher irrigen Einschätzung der muslimischen Welt. Die Abneigung, die wir im allgemeinen gegen die Abendländer hegen und die man gern unserem unduldsamen und rückständigen Fanatismus zuschreibt, rührt keineswegs von Unwissenheit oder Aberglaube her, sondern im Gegenteil von der bestimmten Kenntnis und unparteiischen Beurteilung des Verfahrens und der Zwecke, die man inbezug auf uns verfolgt. Diejenigen, die uns so heftig der Unduldsamkeit und des Aberglaubens beschuldigen, wissen ebenso gut wie wir selbst, daß wir von einer großzügigen Duldsamkeit sind, und den Glauben anderer ohne Zweifel weit mehr achten, als sie selbst es tun. Sie wissen sehr wohl, daß sie diese Duldsamkeit ausnützen und bedeutenden Vorteils daraus ziehen. Wenn unsere Angreifer dies trotzdem nicht offen anerkennen, so nur deshalb, weil sie fürchten, daß eine solche Anerkennung, ein solches Eingeständnis ihren Interessen, wie sie ihnen augenblicklich vorschweben, abträglich sein könnte. Naiv also ist der, der da glaubt, daß die beständige Feindschaft, die uns Europa unter so verschiedenen Formen bezeugt, diesem Europa durch humanitäre Gefühle oder durch den Wunsch eingegeben sei, daß wir vorwärts schreiten und uns einen Platz an der Sonne erringen möchten. Denn diese naive Auffassung begeht den größten aller Fehler, weil sie außer Acht läßt, daß die Beherrschung und Ausbeutung des Orients durch den Okzident einzig und allein auf unseren gegenwärtigen Schwächen beruht.

Wären wir in der Tat so fanatisch, wie unsere abendländischen Nachbarn es behaupten, so wären nicht sie, sondern wir selbst zu beklagen, denn wir sind es, die darunter leiden würden, und nicht sie. Die Entrüstung, die Europa so sichtbar über unseren Fanatismus zur Schau trägt, kann nicht aufrichtig sein, und muß notwendigerweise einer anderen Ursache entspringen, die man sich bloß einzugestehen scheut. Es wäre in Wirklichkeit ein Beweis kindlicher Vertrauensseligkeit, wollte man glauben, daß es die Mängel unserer politischen und sozialen Einrichtungen oder gar die „Ungereimtheiten" unseres Glaubens seien, die Europa derart erzürnen. Langjährige traurige Erfahrung hat uns gelehrt, daß gerade bei unseren anerkennenswertesten Bestrebungen, bei den lobenswertesten Kundgebungen unserer orientalischen Individualität Europa den muselmanischen Fanatismus am lautesten verdammte. Wir dürfen sogar behaupten, daß es den Grad unseres angeblichen Fanatismus nur nach der Stärke des Widerstandes mißt, den wir seinen selbstsüchtigen Plänen entgegensetzen.

Ohne befürchten zu müssen, eine große Ungerechtigkeit zu begehen, möchten wir also feststellen, daß die Feindschaft des Abendlandes gegen das Morgenland in Wirklichkeit nichts Anderes ist, als eine verhüllte Aeußerung des dumpfen Grolls,

Digitized by Google

den Europa angesichts seiner Ohnmacht, jemals unsere islamische Individualität vernichten zu können, empfindet, diese islamische Individualität, die Europas Kreuzzüge ohne merkliche Nachwirkungen über sich ergehen ließ, die den europäischen Bekehrungsversuchen und zuguterletzt seiner sogenannten humanitären und zivilisatorischen Politik trotzte.

Was Europa zu allen Arten von Gewaltsamkeit gegen uns verleitet, ist seine tiefe Abneigung gegen unsere sittliche Eigenart, die, unter dem Einfluß des Islams erstanden, von dem Geiste der Brüderschaft und Selbstverleugnung erfüllt ist. Was Europa bei uns nicht ertragen kann, ist unsere, in ihrem geistigen Ausblick und ihrem Ideal so verschiedene Eigenart, diese ganz orientalische Eigenart, die trotz ihrer anscheinenden Ruhe tatkräftig und kampfbereit und der natürliche Feind abendländischer Herrschaft im Orient ist, ein Feind, der augenblicklich zwar wenig glücklich, aber trotzdem unerschütterlich dasteht, der ohne Unterlaß seine Kraft selbst aus seinem Ungemach schöpft, der trotz allem von dem glühenden Glauben an den vollen und entgültigen Triumph seiner Sache erfüllt ist: des wahren Fortschritts im Orient und der Befreiung des Orients vom abendländischen Joch.

Es ist nicht Zweck dieses Artikels, Haß und Rachsucht zu erwecken, sondern nur, die gefährlichen Irrtümer zu bekämpfen, die das Zustandekommen normaler Beziehungen zwischen zwei bedeutenden Teilen der Menschheit hemmen, die die Natur dazu bestimmt hat, nebeneinander zu leben, und die folglich das gleiche Interesse daran haben, sich zu kennen und zu verstehen. Es wäre ungerecht, wollte man die ganze Verantwortung für so viele Fehler auf das Abendland allein laden. Ein großer Teil der Verantwortung muß im Gegenteil vom Orient getragen werden, denn wenn Europa in bezug auf uns die Wahrheit nicht erfaßt, so war es unsere Sache, Europa besser darüber zu belehren.

Nur wenn der Mensch es sich angelegen sein läßt, Irrtümern und Mißverständnissen zu steuern, kann er zum Heile der Gesamtheit beitragen, denn das Glück, das sich auf einen Irrtum oder auf ein Unglück des Nächsten aufbaut, ist nur ein verhülltes Unglück. Der wahre und dauernde Glückszustand, den wir erstreben sollen, ist der, der jedem das Seine gewährt, der auf der Wahrheit aufgebaut ist, die einzig und allein durch eine freie und rückhaltlose Aussprache zum Vorschein kommt.

Eine zeitgemäße Bestätigung der in obigem Aufsatze vorgetragenen Ansichten ist im Pariser „Gaulois" vom 21. Februar d. J. zu finden, wo ein Brief des in Südalgerien ermordeten französischen Missionars und Forschungsreisenden Charles de I. Foucauld vom 29. Juli 1916 veröffentlicht wird.

In diesem Briefe wird zunächst als Aufgabe der Missionare bezeichnet, in das Seelenleben der Mohammedaner schonend und taktvoll einzudringen. Dann fährt Foucauld fort: „Ich denke, daß, wenn sich nicht ganz langsam die Mohammedaner des nordafrikanischen französischen Kolonialreiches bekehren, eine Bewegung wie die türkische, entstehen wird. Das Nationalbewußtsein der Barbaresken wird in der gebildeteren Schicht erstarken, und sobald sich eine Gelegenheit bietet, bei inneren oder äußeren Schwierigkeiten Frankreichs, wird es den Islam wie einen Hebel benutzen, um die Massen zur Erhebung zu bringen und ein unabhängiges mohammedanisches Reich in Afrika zu schaffen. Der gesamte französische Besitz in Nordafrika hat 30 Millionen Einwohner; im Frieden wird er in 50 Jahren das doppelte haben. Er wird dann in voller Blüte stehen, viele Eisenbahnen haben, die Bewohner werden im Waffendienst erzogen und die obere Schicht auf französischen Schulen gebildet sein. Wenn wir sie bis dahin nicht zu Franzosen gemacht haben, werden sie uns fortjagen, aber Franzosen werden sie nur dann, wenn sie Christen werden. Eine gewaltsame, plötzliche Bekehrung kommt nicht in Frage, wohl aber eine solche, die langsam durch gutes Beispiel und Erziehung erzielt wird. Können Mohammedaner Franzosen sein? Ja; aber nur in Ausnahmefällen, im allgemeinen: nein! Mehrere der grundlegenden Dogmen des Islams stehen dem entgegen." Weiterhin behandelt Foucauld die Möglichkeit einer polnischen Auswanderung nach Nordafrika und befürwortet die Verwendung nordafrikanischer Arbeiter in Frankreich, weil sie dort mit Christen zusammenkommen. Aus diesem Grunde bezeichnet er auch die Ansiedelung zahlreicher Christen in den afrikanischen Gebieten als erwünscht. Ebenso müßten die Heiraten mit Französinnen erleichtert werden. Für die Reinheit der französischen Rasse entsteht dadurch keine Gefahr, denn die Bewohner Nordafrikas kehren doch immer wieder in ihr Land zurück.

Digitized by Google

DER MALER PRINZ ABDUL MEDSCHID.

Wo am herrlichen Bosporusufer die Schlösser osmanischer Prinzen stehen, dort hat im Heim des drittältesten Mitgliedes der kaiserlichen Familie, des Prinzen Abdul Medschid, die Kunst eine Pflege- und Weihestätte gefunden. Es gehört mit zu den unschätzbaren Errungenschaften der neuen Türkei, daß, wie in anderen Herrscherhäusern, so auch bei den Nachkommen Osmans die Kräfte und Fähigkeiten der nichtregierenden Mitglieder nicht mehr verurteilt sind, im Verborgenen zu verkümmern, sondern, daß sie, indem sie sich regen und betätigen, auch für die Allgemeinheit fruchttragend werden. So darf heute Prinz Abdul Medschid, der neben seiner Liebe für Musik und Schrifttum sich in erster Reihe der Malerei zugewendet hat, als hochstehender Schutzherr dieser Kunst in der Türkei angesprochen werden. Selbst schaffend, ist er Förderer und Anreger für gleichstrebende Begabungen seines Vaterlandes.

Sultan Abdul Aziz, Vater des Prinzen Medschid.

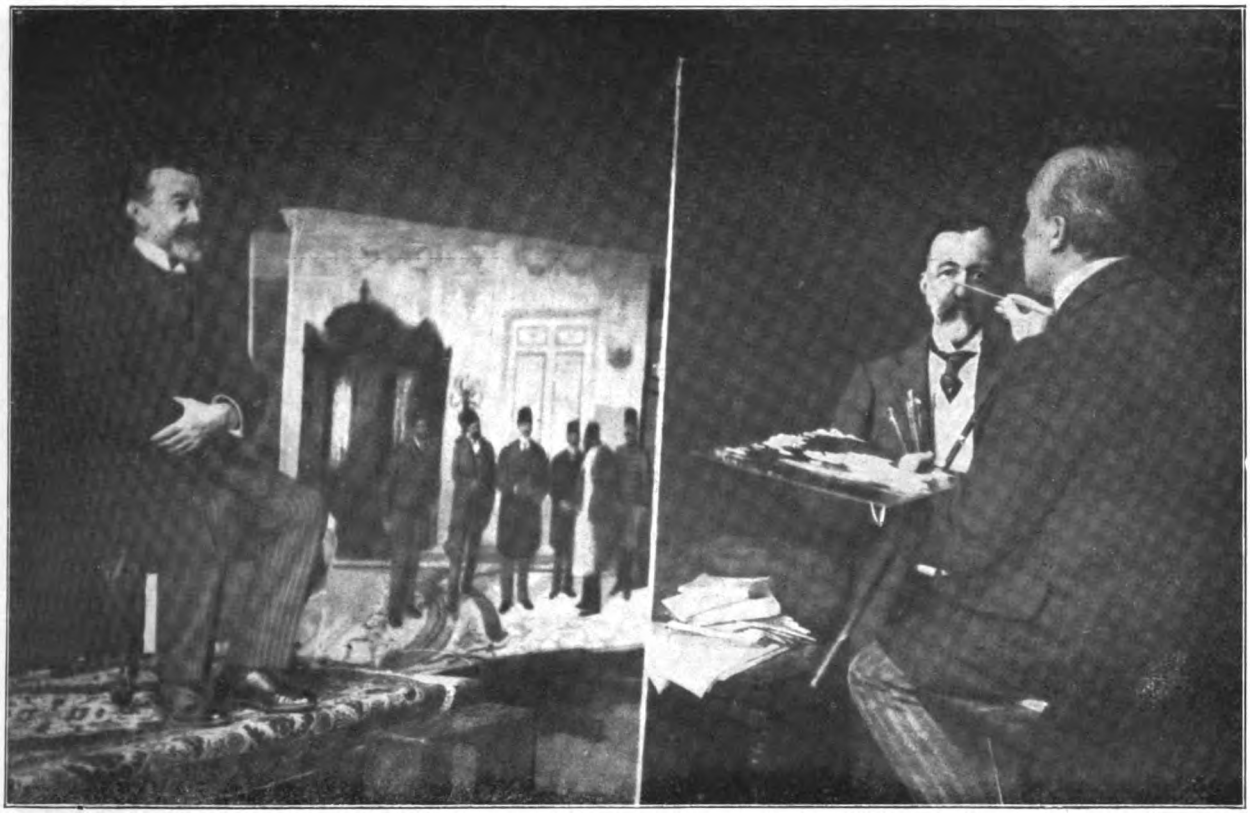
Auf eine unfrohe Jugend, die manche Erinnerungsstunde des reifen Mannes noch beschattet, blickt der jetzt 48jährige Prinz zurück. Als Sohn des Sultans Abdul Asis im prächtigen Beglerbeg-Palaste am Bosporus geboren, war er kaum acht Jahre alt, als sein Vater, eine Woche nach der Entthronung, in einem Schlosse der Vorstadt Top Kapu, wohin die Familie zwangsweise gebracht worden war, unter traurigen Umständen die Augen für immer schloß. Für die Tiefe und Nachhaltigkeit des Schmerzes, der die Seele des Knaben zerwühlte, ist es ein beredtes Zeugnis, daß viele Jahre darnach der Künstler Abdul Medschid in einem seiner besten, weil aus innerstem Fühlen geschaffenen Bilde, dem unvergeßlichen Vater ein Denkmal gesetzt hat, um in seinem Heim die geliebten Züge jederzeit vor Augen zu haben.

Des Sultans Abdul Asis Nachfolger, Murad V., der dann, wie man weiß, ebenfalls vom Throne gestoßen wurde, ließ den Knaben von der Außenwelt abschließen. Es begann damit die düstere Leidenszeit, wie für viele andere Prinzen des kaiserlichen Hauses, so auch für Abdul Medschid, die Zeit der Gefangenschaft, der Zermürbung, der Unterdrückung des Eigenlebens — jene Zeit des auf unausrottbarem Mißtrauen beruhenden Systems der Prinzenerziehung, das sich bis in die letzten Regierungstage Abdul Hamids fortsetzte. Nur eine kurze Unterbrechung dieser trüben Zeit war dem jungen Prinzen Abdul Medschid, der völlig abgetrennt von seinen nächsten Anverwandten

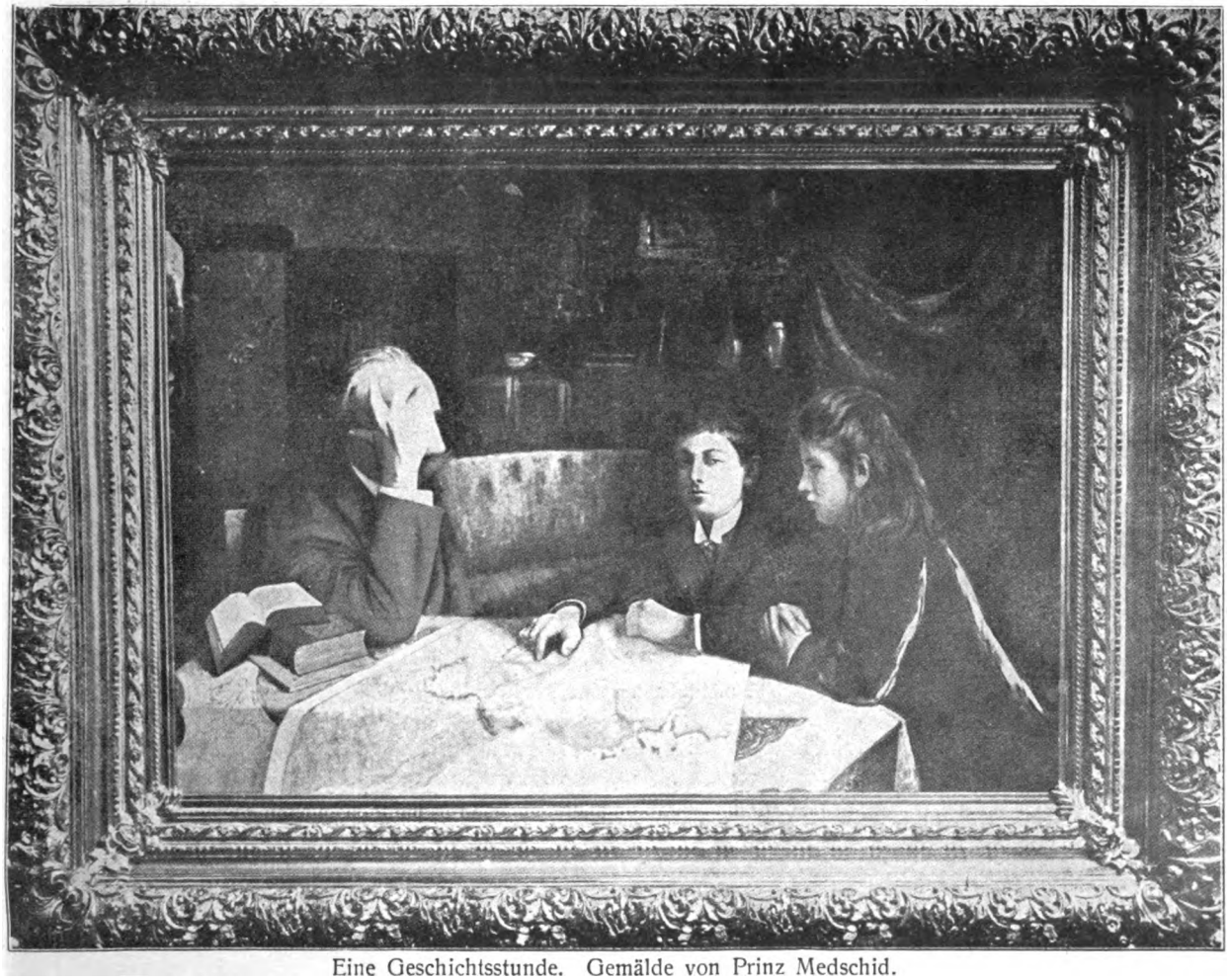
Digitized by Google

Se. Kaiserl. Hoheit Prinz Abdul Medschid.

Digitized by Google



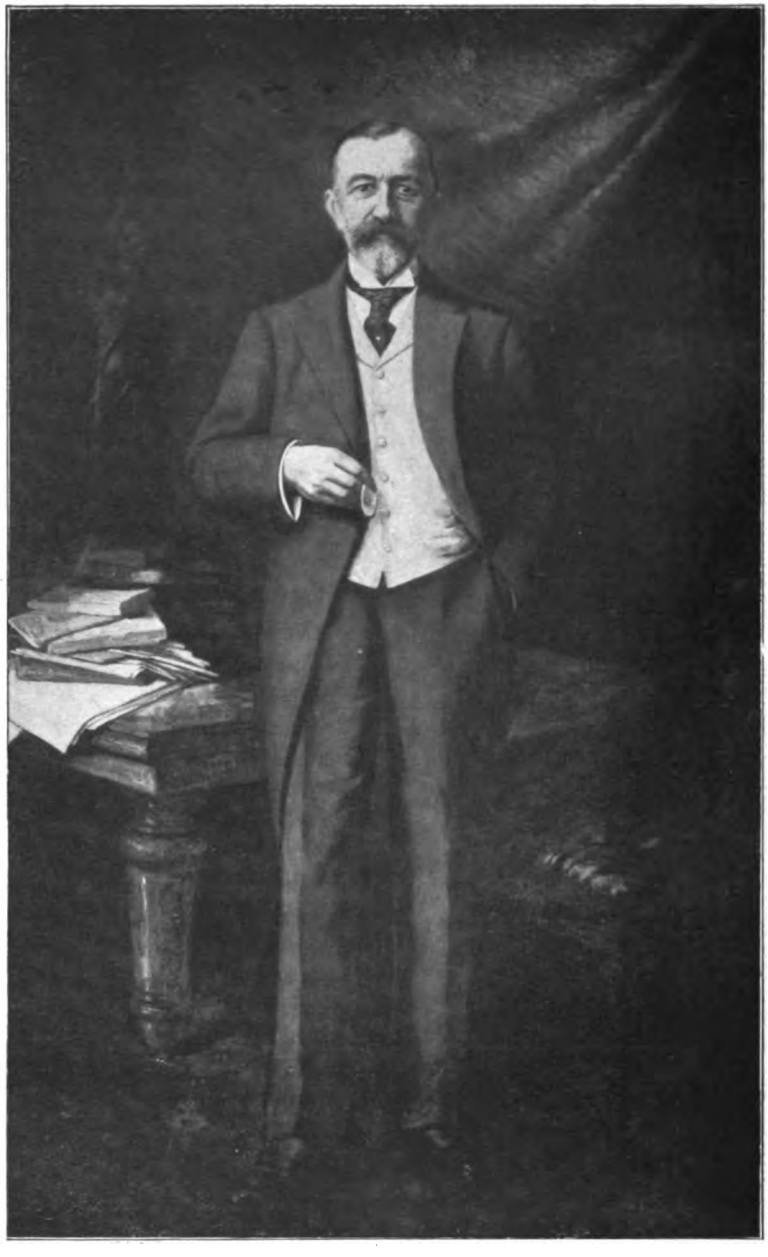
Prinz Medschid bei der Arbeit an dem Gemälde Abdul Hakk Hamids.



Eine Geschichtsstunde. Gemälde von Prinz Medschid.

Digitized by Google

in einem der Schlösser untergebracht war, vergönnt, als nach dem russisch-türkischen Kriege in einem nur zu bald wieder gehemmten Reformanlauf eine Art Adelsschule für Mitglieder des Kaiserhauses und führender Türkenfamilien in Konstantinopel gegründet wurde. Prinz Abdul Medschid war einer der Zöglinge dieser Anstalt, zu deren Lehrern hervorragende Männer, wie der damalige Unterrichtsminister Munif Pascha, wie Kemal Pascha, Munir Pascha, Zeki Pascha und v. d. Goltz Pascha gehörten. Doch nur drei Jahre des Bestehens waren dieser Schule beschieden. Trotz oder vielleicht wegen ihrer Erfolge mußte sie, vom Gespenst der „Staatsgefährlichkeit" überwältigt, ihre Pforten schließen, obwohl Abdul Hamid ihr eine Zeitlang so große Gunst zugewandt hatte, daß er sogar persönlich bei den Prüfungen erschien. Prinz Abdul Medschid selbst bestand sein Examen in Gegenwart des Sultans.



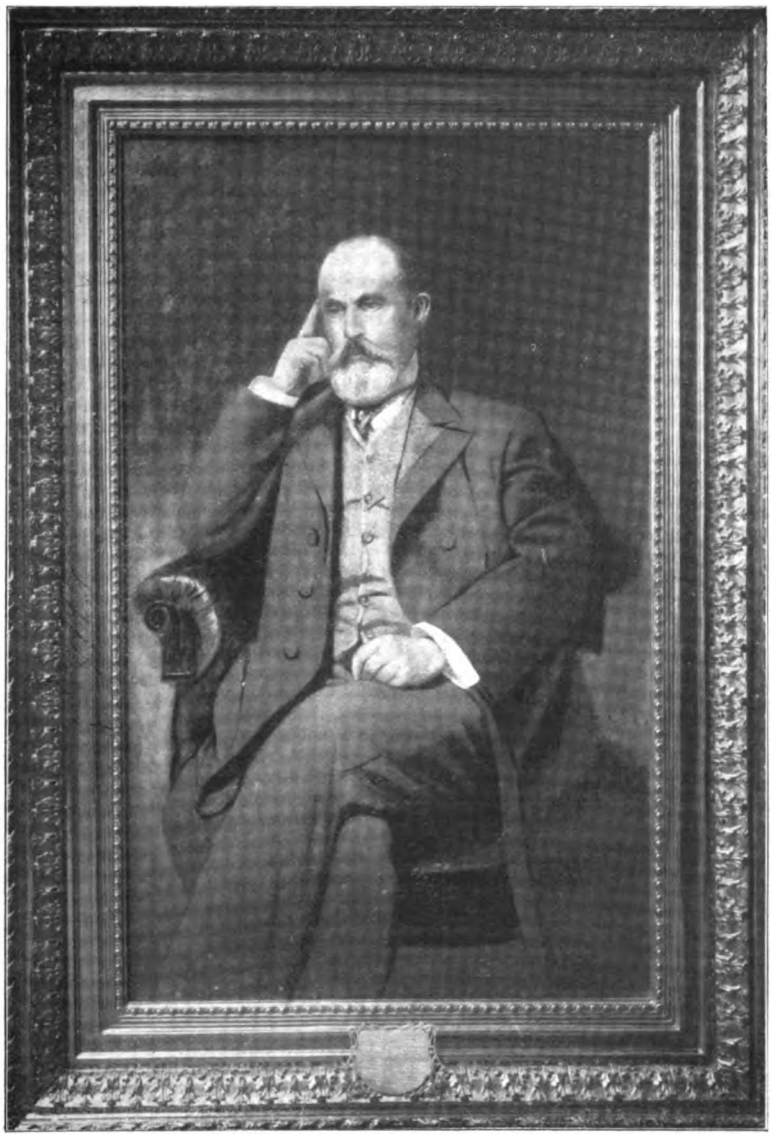
Abdul Hakk Hamid.
Gemälde von Prinz Medschid.

Nach Schließung der Schule wurde, wie andere Schüler aus der kaiserlichen Familie, auch Prinz Abdul Medschid in den goldenen Käfig zurückgeschickt. Doch den Zugang zu den Bildungsmöglichkeiten vermochten die Ränkeschmiede, denen die Schule zum Opfer gefallen war, ihm trotzdem nicht zu verschließen. Sein Gefängnis wurde ihm zur Schule. Unaufhörlich bemüht, auch in der Abgeschlossenheit sein Wissen zu bereichern, wandte er sich zunächst dem Studium der orientalischen Literatur und Kultur sowie der islamischen Theologie zu. Um hierin bis auf die Quellen zurückgehen zu können, eignete er sich die arabische Sprache an, deren literarische und philosophische Erzeugnisse er auf das Höchste bewertet. Gründlich lernte er nebenher deutsch und französisch, und so erschloß sich ihm in der stillen Studierstube seines Zwangsaufenthalts ein voller Einblick in westliches Wissen und westliche Kultur. Zu seinem ganz besonderen Lieblingsstudium erkor er die deutsche Geschichte, und man darf von ihm sagen, daß er mit scharfem Verstande aus den Büchern die Vorzüge des deutschen Wesens und die führende Rolle des deutschen Geisteslebens erkannte. Eine Folge davon ist, daß sein 19jähriger Sohn Prinz Oemer Faruk gegenwärtig seine militärische Ausbildung in Deutschland erhält.

Ueberwand auf diese Weise Abdul Medschids Bildungsdrang alle Hindernisse, die das alte Regime, gleichwie dem äußeren, auch dem geistigen Fortschritt entgegentürmte, so machte sich bei

Digitized by Google

ihm mindestens in gleicher Stärke die Liebe zur Kunst geltend. Nicht bloßes Spielen zum Zeitvertreib, sondern ernstes Streben wurde ihm die Beschäftigung mit der Malerei. Eines seiner Gemälde, das nach dem Balkankriege entstanden ist, war im Pariser Salon von 1913 zu sehen. Wir bringen es hier neben anderen Bildnissen von der Hand des Prinzen Abdul Medschid zum Abdruck. Es stellt eine Geschichtsstunde dar. Der Lehrer, dessen Antlitz zum größten Teil von der stützenden Hand verdeckt ist, hat seinen beiden Schülern, einem Knaben und einem Mädchen (Kinder Abdul Medschids), die traurige Mär von den grausamen Schicksalsschlägen erzählt, die das osmanische Reich im Balkankriege erduldet hat. Die geballte Faust des Knaben ruht auf der Landkarte. Er zeigt der Schwester die Landstrecken, die das Reich eingebüßt hat, und mit gefalteten Händen starrt die junge Patriotin bekümmert hin. Unter dem Bilde stehen die Worte: „Vergib denen, die dir Unrecht angetan, nie aber denen, die das Vaterland herabgewürdigt haben". Ein Ruf an die heranwachsende Generation will dieses Bild sein, ein Aufruf zur Vaterlandsliebe, eine Anspornung aller Kräfte für des Vaterlandes Verteidigung und Wohlfahrt.



Professor Mahmud Ekrem Bey.
Gemälde von Prinz Medschid.

Wie schon aus der „Geschichtsstunde" ersichtlich, bevorzugt der Künstler Abdul Medschid im allgemeinen die Porträtmalerei. Außer dem bereits erwähnten Bildnis seines Vaters veröffentlichen wir hier noch das im Museum zu Konstantinopel befindliche Porträt des berühmten Dichters Abdul Hakk Hamid und das des Professors Ekrem Bey. Allen, die mit dem Prinzen Abdul Medschid in Berührung kamen, ist seine Ordnungsliebe, seine methodische Arbeitsweise, sein starker und konsequenter Wille bekannt. Zeugnis davon gibt die Art seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung. Nichtminder aber schmücken ihn die Güte seines Herzens, seine Hilfsbereitschaft und eine jedem eitlen Hochmut abgeneigte Schlichtheit, für die es bezeichnend ist, daß er seine Gebete inmitten des einfachen Volkes zu verrichten pflegt. Botanische Studien in seinen Gärten sind ihm Arbeitserholung. Daneben verfolgt er mit großer Aufmerksamkeit die türkische, deutsche und französische Presse sowie die hervorragenderen literarischen Erscheinungen in diesen Sprachen. Es ist ein Leben voll Arbeitsfreude und Arbeitserfolg, das dieser geistig hochstehende Sproß des Hauses Osman führt, ein Leben, das der Kunst und Wissenschaft und damit zugleich dem Vaterlande geweiht ist. R. Rt.

Digitized by Google

PRINZESSIN GÜLNÜSCH.

Von Halide Edib Hanum.

Ein großes Wohngemach. Um drei Seiten läuft ein Diwan aus rotem Atlas, an den Fenstern hängen schwere Vorhänge mit langen Fransen der gleichen Farbe. Ein dicker blaugrundiger Teppich ist über den Fußboden gebreitet, von der Decke, blau-gold gemalt, hängt eine riesige Ampel. Die blau und gold durchwirkten Wände sind mit Gemälden geschmückt, die die Vorfahren Rüstem Paschas darstellen, von großen italienischen Künstlern gemalt; im Turban, mit drei Federn geziert, in pelzverbrämten Gewändern, zeigen sie ernste, scharf geschnittene, herrische Gesichter. In der Mitte der einen Wand ist ein Kamin aus rosafarbenem Marmor eingelassen, daneben führt eine aus Nußbaumholz geschnitzte Schiebetür in das anstoßende Gemach.

Die Essenszeit im Schlosse war schon vorüber, und noch war Rüstem Pascha von einem Festmahl, das der Sultan seinen Wesiren gab, nicht wiedergekehrt. Es sollte musiziert werden; die Sängerinnen der Prinzessin wollten an diesem Abend ein großes Konzert für den Pascha und seine Gemahlin geben.

Die Oberhofmeisterin, die erschienen war, um die Erlaubnis einzuholen, die kleinen Sitzkissen für die Künstlerinnen vor dem Kamin auszubreiten, sah an den hochgezogenen Augenbrauen der Prinzessin, daß sie in Gedanken versunken war, und wartete ehrfurchtsvoll, die Hände über die Brust gekreuzt, die Blicke zu Boden gesenkt. Aber mit den tief in den Höhlen sitzenden kleinen scharfen Augen sah die alte Tscherkessin alles, auch ohne hinzublicken.

In dem von fünfzig Kerzen in eine leuchtende Farbensymphonie getauchten Raum wandelte die schlanke Prinzessin auf und nieder und sann. Auf der goldenen Krone ihrer Haare funkelten kostbare Smaragden. Elfenbeinweiß war ihre hohe Stirn, die Brauen hochgewölbt, wie eine gespannte Armbrust, lang und weiß der Hals, schmal und fein die Gelenke, und heller noch als die Edelsteine auf dem Haupte und auf ihren Samtpantöffelchen blitzten ihre Augen. Leise knisternd folgte die Schleppe getreulich den kleinen Füßen. Die beiden Seitenteile des Gewandes, die die Prinzessin über den Pluderhosen bis zur Taille gerafft hatte, wallten hinab und schlängelten sich, wie durch eine Zauberschnur, mit der Schleppe verbunden, auf dem Boden.

Gülnüsch war die Lieblingstochter des Sultans. Schon als junge Prinzessin wurde sie vom ganzen kaiserlichen Haus, auch von allen Prinzen, wegen ihres Verstandes und unbeugsamen Stolzes ehrerbietig bewundert. Seit sie ihren kleinen Finger heben konnte, um Befehle zu erteilen, war ihre ganze Umgebung willenlos ihren Wünschen untertan.

Jetzt eben überlegte sie, wie sie ihren Mann, den Gefährten ihres Lebens, den Einzigen, dem sie Gehorsam schuldete, für einen ganz bestimmten Plan gewinnen konnte.

Rüstem Pascha war der letzte Sproß einer Familie, die Jahrhunderte hindurch am Hof des Herrschers Ruhm und Reichtum erworben hatte; er selbst fügte dem Ererbten geistige Fähigkeiten hinzu, wie sie nur wenigen auserlesenen Geistern beschieden sind.

Die Neigung zur Kultur des Abendlandes, die nach Sultan Selim III. bei einer Reihe angesehener Persönlichkeiten Wurzel faßte, hatte sich in seiner Seele selbständig entwickelt; er war der für europäische Kultur Zugänglichste und darin Bewandertste seiner Zeit. Vor den Schunderzeugnissen des Abendlandes aber behütete ihn sein unbeirrbarer vornehmer Geschmack. In seinem Aeußern wie in seinem Wesen blieb er immer Türke. Am tiefsten von allen westlichen Einrichtungen hatte ihn die dortige Stellung der Frau beeinflußt. Fanatisch bekämpfte er mit seiner ganzen Persönlichkeit die Vielweiberei, das Odaliskentum und die Ansicht, daß Frauen nur ein Spielzeug in Männerhand seien. Seit er selbständig denken konnte, hatte er mit derselben Leidenschaft, mit der seine Vorfahren, die so hochmütig von den Wänden herabsahen, am Odaliskentum und an der Vielweiberei hingen, nur eine einzige Gattin zu lieben und zu besitzen gewünscht. Den Sklavinnen seines Vaters und dem weiblichen Gefolge seiner Mutter hatte er nicht mehr Beachtung geschenkt als dem Mobiliar des Hauses.

Seine Vermählung mit der schönsten und einflußreichsten Prinzessin erleichterte ihm seinen Entschluß. Die Prinzessin, die Gefährtin seiner Gedanken, war so vollendet schön, daß sie seinem edlen Geschmack höchste Befriedigung gewährte. Nur eigensinnig war sie, herrisch und machtbewußt.

Digitized by Google

Wenn auf ihrer weißen Stirn zwei blonde Linien sich in die Höhe wölbten, erfaßte ihn ein Bangen, wie es seine Ahnen nie vor einer Frau gefühlt hatten. Nach zehnjähriger Ehe waren sie immer noch das einander in innigster Liebe zugetane vornehme Paar. Nur eine Lücke, die ihnen von Jahr zu Jahr mehr Kummer verursachte, klaffte in ihrem sonst so harmonischen Dasein.

Wie diese Lücke auszufüllen wäre, erwog Gülnüsch, als sie so versonnen auf und nieder schritt, daß sie den Eintritt der Oberhofmeisterin überhört hatte. Gülnüsch und Rüstem waren kinderlos. Seit es feststand, daß sie keinem Kinde das Leben schenken würde, stachelte jedermann ihren Gatten Rüstem auf, für einen Erben seines Ruhmes, seines Namens und seines Reichtums zu sorgen. Allen Vorschlägen, selbst denen seiner Frau, hatte er energisch widerstanden. Die Prinzessin aber, die innerlich über die Entscheidung des Paschas gejubelt hatte, sah sich jetzt zu dem Versuch genötigt, diese umzustoßen. Erstens spielte sie in ihrer eigenen Familie beinahe eine lächerliche Figur, denn in allen Schlössern spottete man darüber, daß es etwas gab, wozu sie ihren Gatten nicht bestimmen konnte; ihre Nichte, Prinzessin Nurbanu, hatte sie ganz öffentlich deswegen ausgelacht. Außerdem hatte der Padischah sie zu sich gerufen und ihr befohlen, Rüstem Pascha eine ihrer Sklavinnen zu überlassen. Heute nun sollte sie dem Gatten diesen Beschluß mitteilen. Sie empfand wütenden Groll, daß der Befehl nicht zu umgehen war, und sah gespannt mit den zärtlichen Regungen der ersten Liebe dem Verhalten Rüstem Paschas entgegen. Wenn er sich nicht fügte, würde er in Ungnade fallen! Ihr Herz, das nur selten stürmisch in ihrem weißen Busen schlug, hämmerte jetzt mit rasender Gewalt. Wenn er sich fügt? Nervös wiegte sie sich hin und her, während sie fast wie geistesabwesend auf dem blauen Teppich auf und niederschritt.

Erst als kleine Schweißperlen an den Wurzeln ihrer blonden Haare zitterten, setzte sie sich auf den rotseidenen Diwan nieder. Noch war ihre Stirn gerunzelt, die Brauen in die Höhe gezogen, noch bebten eigenwillig die Nasenflügel, nur um ihre Lippen schwebte ein feines, wundersames Lächeln und ihre grünen Augen funkelten im Schein der fünfzig Kerzen.

Die Hofmeisterin faßte Mut: „Gebieterin . . ."

„Ah, du bist's! Dein Begehr?"

„Darf man die Kissen für die Sängerinnen bringen? Der Pascha kommt bald."

„Man bringe sie! Auch des Paschas Thronsessel!"

Den Saum der vierteiligen Gewänder um die Taillen geknotet, huschten auf spitzen Pantöffelchen die Dienerinnen in flinkem Elfenreigen durch den Saal, breiteten die Kissen vor dem Kamin aus und trugen den Thron des Paschas herbei. Sodann schlüpften die Musikantinnen herein, in rosa Pluderhosen, weißen Tüllhemden und rosa Peplons, blitzende Edelsteine im Kopfputz, perlmuttereingelegte Tamburins, Mandolinen und Geigen in den Händen.

Nachdem sie die Prinzessin ehrfurchtsvoll begrüßt hatten, kauerten sie sich auf ihre Kissen, stimmten ihre Instrumente und begannen auf ein Zeichen der Herrin ihr Spiel. In feurigen Klängen wogte bereits die Musik, als der Obereunuche die Flügeltüren öffnete und des Paschas Ankunft meldete. Während er noch sprach, erhob sich die Prinzessin, um ihre Dienerinnen nicht merken zu lassen, daß sie eigens für den Pascha aufstand. Als er dann hinter dem Eunuchen eintrat, rauschten die Seidenkleider der Mädchen, die aufsprangen, ihn zu begrüßen. Er verneigte sich bis zur Erde vor der Prinzessin, führte grüßend die Hand an Stirn und Lippen und ließ sich auf seinem Thron nieder. Die Prinzessin gab ein Zeichen und die Musik setzte von neuem ein. Die beiden aber saßen fern von dem Raum, den Klängen, von der Fülle des Lichts, von der ganzen Welt, sie saßen einander gegenüber, ganz allein.

Rüstem Paschas hohe Stirn, auf die die breite lange Feztroddel fiel, hatte schwere Sorgenfalten. Seine tiefen schwarzen Augen waren bewölkt, sein scharfgeschnittener Mund mit den blitzenden Zähnen unter dem gestutzten Schnurrbart traurig verzogen, blaß und schmal seine Wangen. Seine Haltung aber war trotzdem so stolz und herrisch, wie die seiner Ahnen auf den Wandgemälden. Künstlerisch und sorgsam wie stets war der breite, weiche, schwarze Krawattenknoten um seinen Hals geschlungen.

Während er sich höflich und zeremoniell, wie üblich, nach dem Befinden der Prinzessin erkundigte, forschten seine dunklen Augen gespannt und furchtsam in ihrem Gesicht. Er legte seine edelgeformten Hände auf die Knie und begann herzlich und vertraulich, wie sie es von ihm gewöhnt war:

„Seine Majestät hat mich heute rufen lassen und mir einen seltsamen Befehl erteilt . . ."

Er stockte.

„Warum schweigen Sie, Pascha?"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Seine Majestät sich für so persönliche Angelegenheiten interessieren!"

„Was haben Sie geantwortet?"

„Ich habe um die Erlaubnis gebeten, mit Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Prinzessin darüber Rücksprache nehmen zu dürfen."

„Was sagte Seine Majestät hierzu!"

„Er erwiderte, daß an die Prinzessin bereits derselbe Befehl ergangen und die Sache somit erledigt sei. Ich küßte seine Füße und zog mich

Digitized by Google

zurück. Was kann ihn zu diesem Befehl veranlaßt haben?"

„Die Ursache? Kennen Sie sie nicht, Pascha? Der letzte Sproß einer ruhmreichen Familie und eine Frau aus königlichem Geblüt, dürfen die ohne Erben bleiben?"

„Ew. Hoheit werden vielleicht begreifen, daß das Kind einer Sklavin nicht Ihr Kind werden kann . . ."

Langsam stieg das Blut in Rüstems bleiche Wangen. Er wußte, daß trotz des Zustroms neuer Ideen aus dem Abendland die Köpfe der Wesire vor dem Beil des Henkers noch nicht sicher waren. Er hatte sich dem Befehl des Sultans zu fügen, so widerwärtig ihm auch der Gedanke war. Aber seine Gemahlin! Wie konnte diese wunderschöne Frau, mit der er seit zehn Jahren mit der ganzen Einheit seines Wesens verbunden war, ihn in den Schoß einer Fremden werfen, bloß damit er nach seiner Verwesung anderes noch als Gold und Edelsteine hinterließe! Hatte die Odaliskenunsitte, die seit Jahrhunderten im Schlosse herrschte, auch in diese auserwählte Seele Eingang gefunden?

Wie roter Wein in den Kelchen des Herrschertisches, so erglühte der Prinzessin zarte Haut, mit zauberischem Glanz blickten ihre Augen auf den Gemahl, sie ließ alles Zeremonielle fallen und sprach ganz als Frau und Mensch.

„Höre, Pascha. Diese Unfruchtbarkeit vergiftet mein Leben. Der Hof verspottet mich täglich, Prinzessin Nurbanu verbreitet es überall herum. Auf den Festen bei meinen Geschwistern und Onkeln stecken sie die gekrönten Häupter zusammen und tuscheln, und jede Silbe brennt und tötet mich. Der Gedanke, den Sie mir oft aus Büchern vorgelesen, von dem Sie mir erzählt haben, daß weder Prinzessinnen noch andere Frauen Nebenbuhlerinnen haben sollen, ist schön. Ich liebe ihn. Ich liebe auch Sie. Aber ganz unbedingt, auf jeden Fall möchte ich Mutter werden!"

„Aber ist denn das möglich in bezug auf das Kind ihrer Sklavin?"

„Ja, Pascha. Ich habe etwas gefunden, das den ganzen Hof in Erstaunen setzen, meine Frauenwürde heben wird . . ."

Atemlos fuhr sie fort: „Ich werde Ihnen meine Sklavin Taranidil schenken! . . . Aber warten Sie! Niemand darf es wissen, außer Ihnen, mir selbst und der Oberhofmeisterin. Mit Taranidil zu gleicher Zeit werde ich Mutterfreuden entgegensehen."

„Wie das? Ich verstehe nicht?"

„Hören Sie! Sobald Taranidil in Erwartung ist, schicken wir sie in ein für sie allein gemietetes Haus. Gleichzeitig teilen wir im Schlosse mit, daß ich ein Kind erwarte. Taranidils Kind wird dann heimlich zu uns gebracht. Ich werde es geboren haben. Seien Sie unbesorgt, wir werden geschickt zu Werke gehen!"

Mit bitterem Lachen nahm Rüstem diesen Plan eines geheimen namenlosen Verbrechens auf, zu dem das Hofleben den Keim in Gülnüschs Seele gepflanzt hatte.

„Was wird Taranidil sagen?" fragte er langsam.

„Sie? Sie wird gar nichts sagen. Ich habe sie wegen ihrer Verschlossenheit und ihres Gehorsams gewählt. Seien Sie überzeugt, selbst wenn ich sie töte, wird sie ihre großen Kinderaugen ohne Träne und ohne Vorwurf schließen. Sind Sie noch immer nicht einverstanden? Warum? Ihre Grundsätze werden davon nicht berührt. Sie werden die kleine schwache Taranidil nicht lieben. Ich aber werde mein Haupt bei Hofe um so höher tragen. Nurbanu soll sehen, daß ich ein Kind zur Welt bringen kann. Wir werden Taranidil beschenken, ihr einen schönen, reichen Gatten geben."

Noch war das bittere Staunen in Rüstems Zügen nicht verschwunden. Eine Abneigung gegen Gülnüsch stieg in ihm auf, die ganz im Banne der Vergangenheit lebte und nicht begriff, daß sie ein Verbrechen begehen wollte. Plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, daß die Mädchen, die da vor ihm sangen und spielten, die er stets nur eine Schar „hirnloser Vögelchen" genannt hatte, bemitleidenswerte Geschöpfe waren, die ihre Schicksale und Rätsel und geheimen Tragödien hatten.

Während er tief und versonnen brütete, sagte Gülnüsch: „Taranidil wird uns jetzt einen selbsterfundenen Tanz vorführen, über das Gedicht:

„Des Frühlingswindes süßer, linder Kuß
Im Morgentau erschließt der Rosen Pracht."

Zum Klange von zwanzig Saiteninstrumenten und zehn Tamburinen erhoben sich dreißig kristallklare Stimmen, und im Rythmus des Liedes wiegte sich die kleine Taranidil unter der Ampel. Mit einem Schlage ward diese zierliche, schweigsame Tscherkessin zu einem beseelten Wesen. Sie trug ein Gewand aus durchsichtiger Seide, ihre schmalen Füßchen steckten in weißseidenen Pantoffeln, von ihrem welligen Haar wallte ein Schleier in der Farbe der Abendglut bis zur Erde. Langsam wiegenden Schrittes trat sie vor. Aus ihrem feinen, lieblichen Kindergesicht schauten zwei kastanienbraune, süße, verträumte Augen, über ihrem leicht gebogenen Kinn blühte ein Mund wie dunkelroter Sammet, flammend und lockend wie eine Blume des afrikanischen Urwalds, die Spitzen ihrer blonden Haare schimmerten im Schein der Kerzen, goldig flimmerte der Flaum ihrer zarten Schultern, wie aufbrechende Knospen sproßte ihr Busen unter dem Tüll.

Nesis Frühlingsgedicht gewann unter ihren Bewegungen Leben, allen Glanz, alle Lust und Wonne des Lenzes zauberte sie hervor, so daß Rüstem bis ins Innerste auf einmal von einem Mitgefühl, wie es ihn noch niemals gepackt hatte, mit dem Schicksal der kleinen Künstlerin ergriffen wurde.

Digitized by Google

Sein Herz blutete um dieses hilflose Geschöpf. Als Taranidil, in ihre Schleier gehüllt, verschwand, wie Sterne beim Morgentau verblassen, sagte er:

„Prinzessin, wenn ich nun nicht tue, was Sie begehren?"

Gülnüsch, in ihrer Weiblichkeit geschmeichelt, in ihrem Fürstenstolz beleidigt, erwiderte mit deutungsreichem Tonfall:

„Ich glaube mich zu erinnern, daß Seine Majestät den Seifullah Pascha für ein geringeres Vergehen hat hängen lassen. Gott sei uns gnädig!" . . .

Rüstems schwarze Augen brannten auf seiner Frau schönem Antlitz: „Es ist das Recht der Herrscher und Herrschertöchter Befehle zu erteilen. . . . . Ich bitte Ew. Hoheit, mich beurlauben zu wollen, noch bevor der Tanz beendet ist. Ich werde ausführen, was Prinzessin mir geboten haben . . ."

Ein Operationssaal der V. türkischen Armee.

In tiefer Ehrfurcht verneigte er sich und verließ den Saal.

Gülnüsch verglich ihn in Gedanken mit ihrem Schwager, dem Gatten der Prinzessin Nurbanu, und fand zum erstenmal eine Aehnlichkeit zwischen den beiden heraus. Der große Rüstem Pascha! Der unbeugsame Rüstem Pascha! Die Grundsätze, die er zehn Jahre lang hartnäckig verteidigte, hatte er der Furcht vor dem Tode oder dem Willen der Prinzessin geopfert . . .

Eine Stunde vor Mitternacht öffnete sich geräuschlos die Tür zu des Paschas Schlafgemach und hinter der Oberhofmeisterin huschte Taranidil mit glühenden Wangen und geröteten Augen herein und küßte den Saum seines Gewandes. Als sich die Tür hinter der Alten geschlossen hatte, erhob sich der Pascha, nahm Taranidils kleines Gesicht in seine Hand, blickte unendlich mitleidsvoll in ihre sanften Augen und sagte mit einer Stimme, die ihr die Tränen über die Wangen trieb:

„Mein Kind, die Prinzessin hat mir erzählt, du seist ihr so treu ergeben, daß du ihr des Nachts, wenn sie keinen Schlaf findet, schöne Wiegenlieder vorsingst oder aus den Märchen von Tausend und eine Nacht vorliest. Auch ich kranke an Schlaflosigkeit, aber Fabeln mag ich nicht, ich liebe nur Musik. Ich bitte dich, singe mir mit deiner weichen Stimme ein paar Lieder vor, willst du? Sei nicht furchtsam, mein Kind. Du sollst sehen, die Farbe der Schüchternheit wird ganz von selbst von deinen Wangen weichen. Bald wirst du mir vertrauen und wirst in mir einen älteren Bruder, vielleicht auch deinen Vater finden, den du nie gesehen. Du weinst, Taranidil? Warum? . . . Schön, weine, weine . . . Nur erfülle mir eine Bitte. Willst du mir schwören? . . . Gut. Außer der Prinzessin und der Oberhofmeisterin wird niemand erfahren, daß du in diesem Zimmer warst. Wenn sie dich auch noch so sehr ausfragen, wirst du kein Wort von dem über die Lippen bringen, was hier geschehen ist, nicht wahr? Du schwörst es mir, mein Kind. . . Ich danke dir. Mein Tod erst entbindet dich von diesem Schwur; dann erst darfst du der Prinzessin alles erzählen . . . Nun singe heute abend nicht mehr. Ich werde lesen, schleiche du leise auf dem unbewachten Gang davon . . ."

Während Taranidil, noch bebend über die Ereignisse dieser ungewöhnlichen Nacht, in ihr Bett schlüpfte, ließ sich Gülnüsch ihre Haare von der Hofmeisterin flechten. Alles Leben war aus ihren zarten Wangen gewichen, ihr weißer Körper war wie erstarrt. Mit erstickter Stimme, die aus der Tiefe eines Brunnens zu kommen schien, sagte sie:

„Du berichtetest mir einmal, daß die Kammerfrau aus einer verborgenen Schachtel Morphium zu sich nimmt. Geh und bring' mir rasch eine Pille davon."

„Schön, Herrin."

Als Gülnüsch allein war, stürzten Tränen aus ihren Augen . . .

Drei Monate nach jener Nacht fiel Rüstem Pascha im Kriege.

Und eines abends, als Gülnüsch für des Paschas Seelenheil eine Totenfeier halten ließ, erfuhr sie aus Taranidils Munde, daß ihr Gemahl in seinem ganzen Leben nur sie allein geliebt hatte.

Uebersetzt von Habib Edib.

Digitized by Google

Englische Offiziere in türkischer Gefangenschaft.

ABDUL HAKK HAMID ÜBER ENGLAND.

Vorrede zu seinem Drama „Finton".

Abdul Hakk Hamid, der von den meisten Türken als ihr größter Dichter, sozusagen als ihr Goethe, angesehen wird, ist jetzt 66 Jahre alt. Er hat ein äußerlich und innerlich reichbewegtes Leben hinter sich und hat auch — was dieser Vorrede ihren besonderen Wert verleiht — sehr vielseitige politische Erfahrungen gesammelt: er war u. a. türkischer Gesandter in Paris, Bombay, London und Brüssel. Seine literarische Bedeutung beruht auf seinen großangelegten Dramen, die fast alle einen historischen Einschlag haben, und auf seinen kunstvollen, edel empfundenen, wenn auch oft schwer verständlichen Gedichten. Bei der nachfolgenden Uebersetzung der Vorrede ist nur ein für das Verständnis unwesentlicher Exkurs über London fortgelassen. Der Uebersetzer, Dr. Otto Hachtmann, hofft, das ganze Drama demnächst in deutscher Sprache veröffentlichen zu können.

In „Finton" habe ich unter anderem auch die englische Nation zeichnen wollen. Sie gehört gewiß zu den hervorragendsten Nationen. Bei jedem ihrer Angehörigen tritt irgend ein vortrefflicher Zug in die Erscheinung, freilich meist mit irgend einer Wunderlichkeit gemischt. In ihrer Art, sich zu geben, haben die Engländer ein gewisses Etwas, das so aussieht wie Stolz und Einbildung: in Wirklichkeit ist es weiter nichts als Zurückhaltung und Schüchternheit. So sind die Engländer, wenn man sie vom Standpunkte der Moral und des persönlichen Verkehrs betrachtet. Aber einen großen Mangel haben sie dabei: sie blicken mit Verachtung auf die anderen Nationen herab. So sagen sie zum Beispiel: „Ein vortrefflicher Mann — aber was hat das für Zweck: er ist ja kein Engländer!" oder: „Er soll außerordentlich reich sein: wie schade, daß er nicht als Engländer auf die Welt gekommen ist!" oder „Diese Dame ist außerordentlich schön, aber sie ist eben doch keine Engländerin!" Und nun zur Politik: Die Politik dieser „Gentlemen" hat etwas geradezu Brutales. Der englische Löwe — British Lion, wie sie sagen — ist weiter nichts als eine Katze, die auf dem Felde der Politik groß geworden ist. Der Gunst der anderen verdankt sie ihr Großwerden, aber sie ist undankbar. Doch gerade mit ihrer Undankbarkeit hat sie sich überall eingedrängt und ist durch ihre Selbstsucht immer stärker geworden.

Ein echtes Löwenjunges dagegen ist nicht etwa anmaßender als eine große Katze, sondern es verdient ohne weiteres mehr Respekt.

Die englische Politik hat keines einzigen Volkes Herz erobert, wohl aber vieler Völker Lungen bedroht und geschädigt. Wenn sie sich je einmal Mühe gegeben hat, irgend einem Volke Wohltaten zu erweisen, so geschah es doch nur dazu, um später dessen Land zu verbrennen und mit dem Feuerschein das englische Inselreich zu beleuchten.

Digitized by Google

Englands Politik begnügt sich nicht mit der Sättigung. Wenn sie auch längst satt ist, will sie immer weiter fressen. Selbst wenn sie ihre hungrigen Augen schon geschlossen hat, blickt sie immer noch gierig nach Nahrung aus!

Englands politische Geschichte ist ein Ueberquellen, ein Anschwellen, aber kein eigentliches Großwerden. In seiner Politik findet man auch weniger Heldentum als Niedertracht. Dementsprechend ist England nicht groß, sondern höchstens dick.

Es gibt ja unendlich viele Arten der Größe bei den Völkern: einige Arten sind gemein wie Dirnen und darum verächtlich; andere sind erfreulich und ehrwürdig. Wenn ein Volk fett wird und überschwillt, in seinen Grenzen keinen Raum mehr findet und deshalb seine Nachbarn verdrängt, wenn es groß und breit wird, wenn es hoch und stattlich wird: sind das alles sozusagen auch Arten der Größe?

Ist Englands politische Größe — nennen wir es einmal so! — bewundernswert? Vielleicht. Ist sie verehrungswürdig? Nun und nimmer!

Wenn es etwa Ueberlegenheit bedeutet, daß man die Fremden im eigenen Lande mit Verachtung behandelt, dann ist England allerdings wohl jedem Lande überlegen. Wenn es ein Zeichen von Kraft ist, schwache Völker zu erdrücken und farbige Untertanen mit blutiger Strenge zu regieren, dann ist England sehr stark. Wenn es ein kultureller Erfolg ist, die von der englischen Flotte zerschossenen Plätze für blühende Orte zu erklären, dann ist England der größte Kulturfaktor aller Zeiten. Wenn es Größe bedeutet, den englischen Paß gleichsam wie eine Weltkarte bei sich tragen zu können, dann ist England groß.

Niemand wird leugnen wollen, daß die Engländer schöne und nützliche Eigenschaften haben, die ihnen allein eigen sind, und Tugenden, die anderen abgehen. Aber wenn man zugibt, daß alle diese noch keine kulturelle, ja überhaupt keine echte und wahre Größe bedeuten, welche Vortrefflichkeit soll dann England eigentlich noch haben, um auf die Achtung und Verehrung der Welt Anspruch zu erheben?

Nachdem ich so dargestellt habe, wie ich Englands Größe auffasse, kann ich sagen, daß das Tintenfaß, das ich gebraucht, um „Finton" zu schreiben, sozusagen der ganze Ozean war; ich schrieb das Drama nämlich in der Riesenstadt London. „Finton" habe ich zwei Jahre nach meiner Ankunft in London, d. h. in den Jahren 1886/87 geschrieben. Ich schickte es damals dem (türkischen) Unterrichtsminister ein, bekam aber nicht die Druckerlaubnis.

Das damalige London war zwar noch nicht wie das heutige im Besitz der angeblichen Kulturerrungenschaften, aber es erschien auch noch nicht wie das heutige zu geistigem Niedergang verurteilt. Damals sah man noch keine Fahrräder und Autos auf den Straßen, kein elektrisches Licht und kein Telefon in den Häusern, keine kolossalen Hotels und Kinopaläste auf den Plätzen, keine Flieger in den Wolken; aber dafür auch noch nicht Männer wie Carson, Asquith und Grey in den höchsten politischen Stellungen.

Schon damals gab es allerdings einen großen englischen „Pastor" namens Gladstone, der auch heute noch viele Erben seiner törichten Ideen hat, Dieser lebte eigentlich beständig mit der Welt des Islams auf Kriegsfuß. Aber damals regierte andererseits über England noch eine gütige und friedliebende Frau, die Großmutter des Deutschen Kaisers. Eine gewisse Feindseligkeit gegen Deutschland war zwar schon vorhanden, trat aber noch nicht öffentlich hervor. Rußlands Politik wurde verabscheut und verworfen. Damals war von einem englisch-französischen Bündnis noch nicht die Rede, sondern es herrschte gereizte Stimmung wegen Aegypten und anderer Fragen. Zu jener Zeit stand inbezug auf Rußland die Besorgnis wegen Indiens im Vordergrund des politischen Interesses. Die Möglichkeit eines englisch-türkischen Krieges wäre niemandem im Traume eingefallen. Ich selbst war allerdings schon damals überzeugt, daß auch in der Politik die Gefühle ausschlaggebend sind, und wenn ich auch natürlich den genauen Zeitpunkt nicht angeben konnte, so fühlte ich doch vorahnend voraus, daß sich notwendigerweise aus dem englisch-türkischen Gegensatz in der ägyptischen Frage ein Krieg entwickeln müsse, und daß dieser Krieg nur ein allgemeiner Weltkrieg sein könne. Wenn dieses mein Gefühl in „Finton" auch nicht gerade sehr deutlich hervortritt, so ist es doch vorhanden. Wenn ich den geheimen Sinn des Dramas hätte deutlich machen dürfen, so wäre dieses kleine Buch (der Autor ist hier gar zu bescheiden: es sind 496 Seiten! Anm. des Uebers.) vielleicht eine wuchtige Anklageschrift geworden. Schon ehe ich nach England kam, hatte ich in Indien „Duhtar-i-Hindu"*) (Das Hindumädchen) geschrieben;

*) Gleichfalls ein Drama (1875 erschienen). In doppelter Weise wird hier die Gefühlsroheit der Engländer an den Pranger gestellt: ein englischer Offizier läßt ein Hindumädchen treulos im Stich, und ein englischer Gouverneur quält die arme Bevölkerung seines Distrikts durch übermäßige Steuern und tyrannische Behandlung. Besonders ergreifend ist eine Szene, wo zu Skeletten abgemagerte Greise ihm die Hungersnot in ihren Dörfern schildern und Hohn und grausame Strafen dafür ernten. Er sieht in ihnen nicht bejammernswerte Unglückliche, sondern verlogene Rebellen. Indien hat es übrigens dem Dichter besonders angetan: auch in „Finton" ist neben der kanadischen Titelheldin ihr indischer Diener Dawaladschiro die Hauptperson.

Digitized by Google

auch in diesem Buche erhob ich heftige Anklagen gegen die englische Gewaltherrschaft in Indien. Die schrecklichen Zustände, die ich im „Hindumädchen" dargestellt habe, entnahm ich der Geschichte Indiens. Bei „Finton" dagegen war meine Quelle mein eigener Aufenthalt in London, und meine eigenen Erlebnisse bezeugen die Richtigkeit seines Inhalts. Da ja bekanntlich manche Historiker mißgünstig gesinnt sind, so könnte es immerhin möglich sein, daß im „Hindumädchen", für das ich eine französische Darstellung als Quelle benutzte, sich manche wahrheitswidrige Phantasterien oder ungeschichtliche Märchen befinden. Hier in „Finton" dagegen wird man viele Wahrheiten aller Art finden — gehende, stehende und fliegende Wahrheiten, wie der verstorbene Dichter Tewfik Fikret**) es ausdrückte.

**) Berühmter Lyriker, gest. 1915.

ARABISCHE LIEBESZEILEN.

Nach dem Tunesischen bearbeitet
von F. E. Köhler-Haußen.

Mädchen, in der Wüste weiß ich
Einen altvergessenen Brunnen,
Und sie sagen: „Hunderttausend
Liegen dort verschüttet".

Grausig ist der Ort. Kein Palmbaum
Steht mehr an der trocknen Stätte.
Aber wenn du lächelst, Mädchen,
Geh ich hin und grabe.

* * *

Laß mich, Heiliger Abu Hamda, deine Füße küssen,
Meine Lippen sind noch feucht von meines Mädchens Kuß.
Daß du huldreich unsre Liebe segnest,
Bring ich dir als meine einzige Habe:
Ihren Kuß.

* * *

Für die Liebe hilft kein Doktor,
Für die Liebe hilft kein Pillenbrei,
Für die Liebe hilft nur eines:
Liebe ist der Liebe Arzenei.

* * *

Ich grollte einmal auf, wie die Kamele grollen,
Wenn sie zu schwer geladen sind.
Dann geh'n sie schweigend weiter ihren Weg
Und tragen ihre Last bis an das Ziel.

Wie manches hübsche Mädchen sah ich sonst
In den Schänken an der Türe steh'n.
Seit ich dich geseh'n,
Seh' ich nur dich.

* * *

„Wer dürstend dir naht, dem gib einen Trunk!",
So sagt die Schrift.
Dürstend kam ich zu dir,
Aber deines Herzens Brunnen hast du zugedeckt.

* * *

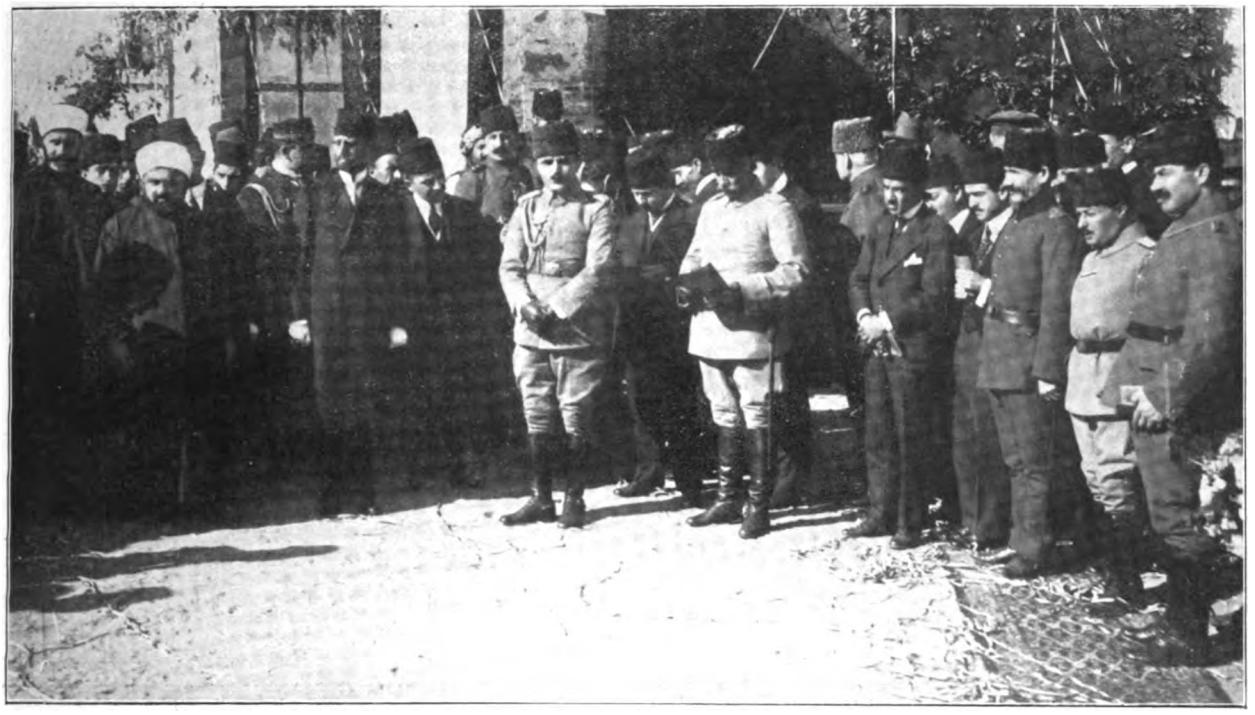
Wie der Trank im Nashornbecher aufschäumt,
Wenn der Feind ein Gift hineingeschüttet,
So wird all mein Sinnen trüb und ruhlos,
Wenn ich dein gedenke.

* * *

Rauch erschien am Abend zwischen Dscherla und Gabes.
Meiner Brüder Hab und Gut verbrannte.
Klagend schrien sie. Eine Flamme, die nicht leuchtet,
Hat mein ganzes Leben mir verbrannt.

* * *

Digitized by Google



Enver Pascha und Essad Pascha, Führer der I. Armee, bei der Eröffnung einer Fabrik für Heeresbedarf.

TÜRKISCHE ZUKUNFTSARBEIT.

Von Baidoba.

Auf nichtmilitärischem Gebiete in der Türkei heben sich aus den letzten Wochen drei Ereignisse kräftiger hervor: der Abschluß der deutsch-türkischen Rechts- und Konsularverträge, die Rede des von neuem zum Finanzminister ernannten Dschavid Bey über Vorschußgeschäfte und Anleihen und der Einzug der Abgeordneten des Libanons in das Parlament. Diese Vorgänge haben hohe symptomatische Bedeutung. Sie tragen den Stempel einer planmäßigen Arbeit zur Kräftigung des Staates für die Zukunft. Man lebt nicht mehr bloß für den Augenblick, sondern legt Fundamente für kommende Zeiten. Mit Freuden hätten die Jungtürken das staatliche Gesundungswerk gleich damals, als sie vor zehn Jahren zur Herrschaft gelangten, in Angriff genommen. An gutem Willen dazu fehlte es ebensowenig wie an tüchtigen Begabungen. Aber außer durch die Feldzüge wurden sie daran durch die Fußangeln gehindert, in denen mißgünstige und erbschleicherische Großmächte sie festhielten. Erst nach Abschüttelung der eigensüchtigen fremden Vormundschaft erlangte das türkische Reich die Möglichkeit, die Bahn aus der Zerrüttung zu hoffnungsvollem neuen Dasein zu beschreiten. Aus einem bloßen Ausbeutungsobjekt wurde das osmanische Reich auf diese Weise ein Staatswesen mit kräftig betontem Selbstgefühl. Mag sich dieses Selbstbewußtsein manchmal noch etwas drastisch äußern, seine Berechtigung wird von den Bundesgenossen der Türkei trotzdem voll anerkannt, und die leitenden Männer in Konstantinopel haben in diesen Kriegsjahren zu ihrer Genugtuung den Unterschied kennen gelernt zwischen der früheren Abhängigkeit, in der auch die elementarsten Interessen der Türkei unbeachtet blieben, und der mitteleuropäisch-türkischen Interessengemeinschaft, die auf dem Gedanken beruht, daß der Nutzen des Freundes zugleich der eigene Nutzen ist.

Als Minister Halil Bey in der türkischen Kammer von dem Abschluß der Rechtsverträge mit Deutschland Mitteilung machte, erklärte er, es sei zum ersten Male geschehen, daß die Türkei einen Vertrag mit einem anderen Staate auf Grundlage der Gleichheit der Bedingungen unterzeichnete, und somit habe die Türkei ihren Platz als Gleichberechtigte unter den Mächten eingenommen und ihre ganze innere wie äußere Souveränität wieder erlangt. Stellen wir dieser Aeußerung den Satz an die Seite, den der Finanzminister Dschavid Bey bei Befürwortung der Vorlage über die Vorschußgeschäfte mit deutschen Banken im Senat gesprochen hat. Er sagte: „Keiner der Vorschüsse ist durch irgendwelche Einkünfte gedeckt." Das bedeutet nichts weniger, als daß es das erstemal seit Menschengedenken ist, daß die Türkei Geld bekommen hat, ohne ein Pfand dafür hergeben oder sonst irgendwelche drückende Be-

Digitized by Google

dingungen auf sich nehmen zu müssen. Bedeutsamere Beweise dafür, daß die Türkei sich in jedem Belange zu voller Unabhängigkeit durchgerungen hat, kann man sich kaum denken. Daran vermögen die hämischen, verlogenen und neidvollen Aeußerungen feindlicher Staatsmänner und Zeitungen nichts zu ändern. Das in diesen Zeiten so oft in Deutschland vernommene Wort: „Es gibt kein Zurück!" gilt auch für das osmanische Reich. Es gibt für die Türkei kein Zurück in die frühere Versklavung. Vier Jahrhunderte lang stand die Türkei unter der Herrschaft der Kapitulationen. Der erste der Kapitulationsverträge, den die Türkei zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts mit Frankreich abschloß, wurde Vorbild und Schema für die vielen, vielen anderen Kapitulationen, die jenem ersten Vertrage folgten. Von jetzt an gibt es ein neues Vorbild, ein neues Schema: wer fortan mit der Türkei zu Vereinbarungen gelangen will, wird sich an das Formular der deutsch-türkischen Verträge zu halten haben, die frei sind von politischer Bedrückung wie von wucherischer Ausbeutung.

Wichtige Etappen auf dem Wege zu dem so erreichten großen Ziele waren die im April des vorigen Jahres in Angriff genommene türkische Münzreform und der im September vorigen Jahres eingeführte selbständige türkische Zolltarif. Erinnert man sich, welche unüberwindlichen Hindernisse diesen beiden vitalen Reformen bereitet wurden, so lange die Türkei auf die Zustimmung des Auslandes angewiesen war, so kann man auch an diesen beiden Beispielen den enormen Vorteil ermessen, der dem osmanischen Reiche aus dem Anschluß an die Mittelmächte erwachsen ist. Aus Dschavid Beys Senatsrede erfuhr man aber weiter, daß er die begründete Hoffnung hegt, durch deutsches Entgegenkommen 100 bis 150 Millionen Pfund zu fruchtbringenden Anlagen für die Türkei zu erhalten, wodurch sich die Aussicht eröffnet, daß die Türkei zehn Jahre später imstande sein wird, ihre ordentlichen Ausgaben sowie die Zinsen und Amortisation aller Staatsschulden zu decken. Eine in jeder Hinsicht geordnete und geregelte Finanzwirtschaft ergibt sich also als weitere segensreiche Folge deutsch-türkischen Zusammenarbeitens. Voraussetzung dazu ist, wie auch Dschavid Bey bemerkte, daß das Geld für Ackerbau, Eisenbahnen, Straßenbau, Fabriken usw. Verwendung finde. Es handelt sich um Entwicklung der Landwirtschaft, Erweiterung des Verkehrswesens, Hebung der Bodenschätze, ausgedehnte Bewässerungsanlagen und dergleichen mehr. Zu alledem brauchen die Türken den freundschaftlichen Rat und die Mitwirkung deutscher Fachmänner und sie wissen, daß sie sich auch in dieser Hinsicht niemals vergebens an die Bundesfreunde wenden werden. Für die Stärkung der Türkei steht deutsches fachmännisches Können jederzeit zur Verfügung.

In den einleitenden Zeilen wurde auch des Einzugs der Abgeordneten des Libanons in die türkische Kammer Erwähnung getan. Man kann diese Tatsache geradezu als ein Kennzeichen eines territorialen Gewinns der Türkei auffassen. Denn das Libanongebiet war seit 1860 der Souveränität der Türkei entzogen. Als vor einem Jahrzehnt nach Wiederherstellung der Verfassung das Parlament zusammentrat, fehlten darin die Vertreter des Libanons. Die „demokratischen" Westmächte, die sich so stellten, als ob sie das neue Regime in der Türkei mit Begeisterung begrüßten, verhinderten, als „Schutzmächte" des Libanons, die Teilnahme dieses Gebiets am Verfassungsleben der Türkei. Die Ursache dieses Verhaltens war klar genug. Frankreich, dem England nach früherer Nebenbuhlerschaft schließlich den Vorrang wie in ganz Syrien so auch in der autonomen Libanon-Provinz überlassen hatte, hatte nichts weniger als ein Interesse an einer Eingliederung des Libanons in das türkische Reich. Das Gegenteil war der Fall. Vom ehemaligen französischen Ministerpräsidenten und jetzigen Präsidenten der Republik Herrn Poincaré stammt das Wort (aus den Kammerverhandlungen vom 21. Dezember 1912): „Ich brauche nicht erst zu sagen, daß wir im Libanon wie bekanntermaßen in Syrien überlieferte Interessen haben, und daß wir beabsichtigen, ihnen Achtung zu verschaffen." Die türkenfeindlichen französischen Umtriebe im Libanon und in Syrien aus der jüngeren Zeit sind allgemein bekannt. Man schätzt in Konstantinopel die Verdienste des Ministers und Armeeführers Dschemal Bey, der ihnen mit starker Hand einen Riegel vorschob. Und so konnte der Konstantinopler Abgeordnete Selem Bey die Eidesleistung der Abgeordneten des Libanons am 8. Februar in der Kammer als einen Beweis der Wiederherstellung der vollen osmanischen Souveränität über den Libanon und als den ersten territorialen Vorteil des gegenwärtigen Krieges für die Türkei bezeichnen.

Es gibt kein Zurück und es geht vorwärts. Das ist die Signatur des öffentlichen Lebens in der Türkei auf allen Linien. Große Opfer bringt, wie jeder Kriegführende, auch die Türkei in diesen Jahren. Aber sie sind nicht vergebens gebracht. Bei einem Vergleich zwischen dem Zustande der Türkei vor kaum drei Jahren und der seitdem im Vorwärtsschreiten bewältigten bedeutenden Wegstrecke muß jedem türkischen Patrioten das Herz höher schlagen, und dies um so mehr, als sich aus diesem Szenenwechsel nach menschlichem Ermessen die Sicherheit für künftige volle Blüte ergibt.

Digitized by Google

DAS VERBRECHEN ENGLANDS UND RUSSLANDS AN PERSIEN.

Von Georg Brandes.

Deutsch von Werner Peter Larsen.

Zu keiner Zeit in Englands langer Geschichte hat die englische Außenpolitik sich so schwächlich und untüchtig erwiesen, wie Persien gegenüber unter der Amtszeit des Viscount Edward Grey.

Der unabhängige Pufferstaat zwischen dem Kaukasus und der südwestlichen indischen Grenze hat zu existieren aufgehört; der Landweg nach Indien ist gegen Rußland nicht mehr gesichert und die 72 Millionen Mohammedaner in Indien, die bisher zwischen der britischen Regierung und den Hindus gewissermaßen ein neutralisierendes Zwischenglied bildeten, haben angesichts des Bündnisses Englands mit verschiedenen sogenannten christlichen Staaten, welche mohammedanische Länder (Marokko, Tripolis, Persien) angegriffen haben, ein gut Teil ihrer bislang für die Regierung in London gehegten Sympathien eingebüßt und in diesem Kriege zum ersten Male Vertreter zu einem Hindu-Kongreß abgeordnet, was sie sich bisher hartnäckig zu tun weigerten.

Nisam el Sultaneh, Führer der persischen Freiwilligen im Heiligen Kriege. Rechts sein Sohn, links der türkische Militärattaché in Persien.

Von nebensächlicherer Bedeutung ist es in den Augen unserer Zeit, daß England, als es Rußland half, die Unabhängigkeit Persiens zu vernichten, eine schlechte und unwürdige Tat beging, — mit derartigen Begriffen operiert die europäische Politik bekanntlich seit geraumer Zeit nicht mehr. Wenn eine politische Tat aber auch nicht moralisch ist, so muß sie zum mindesten doch erfolgreich sein; weder das eine noch das andere aber wird die persische Politik Edward Greys von sich behaupten können.

Lord Curzon, einer derjenigen britischen Staatsmänner, die Asien am besten kennen, sagte im Verlauf der Debatte über Persien im Oberhause am 22. März 1911: „Ich bin überzeugt, daß die Unabhängigkeit und Unteilbarkeit Persiens, die in der Einleitung zu dem englisch-persischen Abkommen vom Jahre 1907 garantiert worden ist, keinen eifrigeren Verfechter hat, als die Regierung Seiner Majestät selbst."

Der edle Lord bekundete bei dieser Gelegenheit eine Naivität, wie man sie schließlich einem fünfjährigen Kinde, nicht aber einem erwachsenen Menschen verzeihen kann, der obendrein auch noch an einer der sichtbarsten Stellen des englischen öffentlichen Lebens steht.

Morgan Shuster hat irgendwo einmal über den damaligen englischen Außenminister Grey die folgenden treffenden Worte geprägt: „Sir Edward Grey ist ein Mann mit einer guten Auffassungsgabe, guten Manieren und einer ausgezeichneten klassischen Erziehung. Er wäre ein ausgezeichneter Außenminister für ein Land, wie etwa die Schweiz. Das britische Reich aber ist eine Sache für sich, und liegt außerhalb des Gesichtskreises, den ein ausgesprochener provinzieller Gentleman zu überschauen vermag, dessen längste Seereise ihn über den Kanal geführt hat, und dessen bemerkenswerteste Tat während einer langen öffentlichen Laufbahn es war, eine vielbeachtete Abhandlung darüber zu schreiben, wie man am besten Forellen mit Fliegen fängt. Mehr als die Hälfte des britischen Reiches liegt in Asien, aber selbst von seinen eifrigsten Anhängern ist gegen Sir Edward Grey noch niemals die Beschuldigung erhoben worden, daß er mit orientalischer Einbildungskraft oder über-

Digitized by Google

haupt mit einem Sinn für die Besonderheiten des Orients belastet sei."

So erfreulich es einerseits sein mag, bewundern zu können, so peinlich ist es andererseits, einen Staatsmann nicht bewundern zu können, der an der Spitze einer Großmacht steht und — sollte man annehmen, — täglich und stündlich die Blicke der ganzen Welt auf sich gerichtet fühlt. — Nicht, weil ich etwa glaube, daß meiner Bewunderung so große Bedeutung zukommt, sondern ganz einfach aus Wahrheitsliebe und aus dem Drang heraus, mein Zeugnis demjenigen von Tausenden von Zeitungen entgegenzustellen, sage ich es ganz offen, daß meiner Anschauung nach kein Mann im ganzen 20. Jahrhundert bedeutendere Herrscherfähigkeiten gezeigt hat, als der amerikanische Privatmann W. Morgan Shuster; gewissenlosen Diplomaten aber ist es mit Hilfe schwächlicher, kurzsichtiger Minister geglückt, diesen Mann aus seinem Wirkungskreis zu entfernen und in das Privatleben zurückzuverweisen. Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, wie die Mächte beschaffen sind, die heutzutage die Welt regieren, so wäre der Fall Shuster einer der überzeugendsten: Sir Edward Grey hat die Macht besessen, mit Hilfe der russischen Faust einen Mann wie Morgan Shuster zu verdrängen. . . .

* * *

Im Jahre 1907 schlossen die beiden sogenannten Schutzmächte Persiens, England und Rußland, einen Vertrag über die „persische Frage", ohne Persien selbst nach seiner Meinung zu fragen oder ihm auch nur eine Mitteilung zukommen zu lassen. Sie bedienten sich bei ihrem Vorhaben, Persien zu schwächen, des praktischsten und wirksamsten Mittels, das man in der Diplomatensprache mit dem schönen Ausdruck „pénétration pacifique" bezeichnet; sie begannen damit, Persiens Finanzen zu ruinieren. Sie waren in jeder nur erdenklichen Weise bemüht, Persiens finanzielle Situation zu untergraben und zu verwirren und die Regierung dahin zu bringen, daß sie von der Hand in den Mund leben mußte. Es dauerte auch garnicht sehr lange, so war die persische Regierung an dem Punkt angelangt, wo sie die Mächte kniefällig um Geld zur Begleichung der dringendsten Ausgaben bitten mußte, häufig um Summen, die nicht einmal 25 000 Pfund Sterling überstiegen. Wenn die Not wieder einmal vor der Tür stand und die persische Regierung sich wieder einmal vor den Mächten demütigen mußte, so erhielt sie allerdings die Summen, welche sie benötigte, aber sie erhielt sie um einen teuren Preis: die beiden Mächte, die mit allen Kräften bemüht waren, aus Persiens Zwangslage Kapital zu schlagen, verlangten bei jeder neuen Gelegenheit neue Zugeständnisse von der Regierung, verlangten wirtschaftliche, politische und strategische Begünstigungen, kurzum, alles das, was man gewohnt ist, in dem Wort Konzessionen zusammenzufassen, gleichzeitig verabsäumten sie jedoch nicht, dem Lande die härtesten finanziellen Bedingungen bezüglich der Garantien, der Verzinsung und der Rückzahlungstermine aufzuerlegen. Sie verlangten und erhielten auf diese Weise angesichts des drohenden Zusammenbruchs der ganzen Regierungsmaschinerie eine Kapitalverzinsung von 7,9, 12, 15, 18, ja sogar 24 Prozent, häufig bei einer Rückzahlungsfrist von nur einem Jahr, häufig ohne eine Frist überhaupt festzusetzen. Die laufende Schuld der letzteren Art wurde in den Händen der beiden Mächte zu einem der vornehmsten Erpressungswerkzeuge, denn da sie jederzeit die Rückzahlung der Schuld verlangen konnten, so konnten sie damit ihr Opfer selbstverständlich auch zwingen, zu allen Forderungen, die sie an es stellten, Ja und Amen zu sagen.

Es ist traurig, sehen zu müssen, wie dieselben Staaten, welche sich rühmen, in Aegypten und anderenorts dem Wucher ein Ende bereitet und die Bevölkerung mit Kredit zu erträglichen Bedingungen versehen zu haben, mit Hilfe von zwei einfachen Institutionen, der Russischen Bank und der Britischen Bank, der sogenannten Persischen Kaiserlichen Bank, sämtliche persischen Bankgeschäfte in ihre Hände gebracht haben. Sie haben damit Persien finanziell unterjocht und es dahin gebracht, daß es in erniedrigender Weise, nur um von einem Tag zum anderen leben zu können, seinen natürlichen Reichtümern, seinen Rechten und seiner Unabhängigkeit entsagte.

Man wird hier vermutlich die Einwendung machen, daß Persien sich ohne große Mühe auch von anderer Seite, an den europäischen oder amerikanischen Börsen, hätte Geld beschaffen können, und das stimmt durchaus: Persien hätte sich sogar sehr bedeutende Summen sowohl für die Zwecke der Verwaltung wie für die produktive öffentliche Arbeit beschaffen können, denn Persien ist ein großes Land, ist drei Mal so groß wie Frankreich und verfügt über eine große Anzahl von reichen, wenn auch einstweilen noch unerschlossenen. Hilfsquellen. Die beiden zivilisierten Nachbarn Persiens hatten eine solche Möglichkeit jedoch schon von Anfang an in ihre Berechnung gestellt und deshalb alles getan, was sie nur konnten, um das Land politisch sowohl wie wirtschaftlich zu einem Gefangenen zu machen, der mit tausend feinen, starken Banden gefesselt war, so daß ihm kaum soviel Bewegungsmöglichkeit blieb, um gerade noch Atem schöpfen zu können; sie hatten sich aller Mittel bedient, und sie waren nicht einmal vor der offenen Drohung mit Krieg zurückgeschreckt, wenn es galt, Persien mehr und mehr seiner Freiheit zu berauben und es ihrem Willen gefügig zu machen. . . .

Digitized by Google

Im Jahre 1890 hatte der russische Gesandte in Teheran, Fürst Dolgoruki, von der persischen Regierung unter Drohungen das Versprechen erpreßt, keine Eisenbahn in Persien zu bauen und im Laufe der nächsten vier Jahre auch keinem Fremden die Konzession zu einem so verbrecherischen, Zivilisation und Fortschritt gefährdenden Unternehmen, wie der Bau einer Eisenbahn es ist, zu erteilen. Als die ersten vier Jahre verstrichen waren, wurde der Vertrag erneuert und zwar diesmal gleich mit Gültigkeit bis zum Jahre 1910. Zu diesem Zeitpunkt, da Persien gerade die Revolution erlebt und ein Parlament erhalten hatte, war es, wie sich unschwer denken läßt, nur wenig geneigt, den neuerlichen Drohungen seiner Nachbarn nachzugeben; deshalb überreichten England und Rußland am 7. April 1910 der persischen Regierung eine gemeinsame Note, in welcher sie das Verlangen stellten, Persien dürfe niemals an Fremde, weder an Einzelpersonen noch an Korporationen, Konzessionen erteilen, „die ein Hindernis für die politischen und strategischen Interessen einer der beiden Mächte bedeuten könnten."

Als Antwort auf die Gegenfrage der persischen Regierung, welcher Art die erwähnten unerwünschten Konzessionen seien, überreichten die Mächte am 4. Mai der Regierung eine zweite Note, die ihre Forderungen schon genauer formulierte; nach dieser Note erstreckten sich die verbotenen Konzessionen über alles, was Seehäfen, Telegraphenwesen und Verkehrsmittel jeglicher Art (Eisenbahnen, Landstraßen, Segelschiffe, Automobilomnibusse usw.) betraf. Gleichzeitig erklärte die Presse der beiden „Schutzmächte" zur Rechtfertigung des Erpressertums ihrer Regierungen feierlich, Persien sei „ein halbwildes Land", das noch nicht einmal eine Eisenbahnlinie oder einen Seehafen besitze, (!!) und selbst ein so bekannter englischer Schriftsteller, wie William Archer, hat es nicht unter seiner Würde befunden, diese Behauptung, die wahrscheinlich die Grenze der Niedertracht bedeutet, noch im Jahre 1915 öffentlich zu wiederholen.

Als Rußland im Jahre 1900 Persien die erste Anleihe im Betrage von 22,5 Millionen Rubel gewährte, stellte es dabei als hauptsächlichste Bedingung, Persien dürfe in Zukunft, bevor es diese Anleihe voll zurückbezahlt habe, ohne die Zustimmung Rußlands keine Anleihe bei irgend einer fremden Macht aufnehmen; — damit wurde Rußland zum Hauptgläubiger Persiens für die Dauer der nächsten 75 Jahre. Eine weitere Bedingung, die sich an diese Anleihe knüpfte, war, daß sie vor Ablauf von 10 Jahren nicht kündbar sei; die Anleihe selbst lief auf 75 Jahre mit einer Verzinsung von 5% und einer Prämie von 15%.

Damit waren die Bedingungen Rußlands für diesmal natürlich noch keineswegs erschöpft, sondern es verlangte überdies, daß Persien für die Sicherstellung der Anleihe mit seinen sämtlichen Zöllen — ausgenommen diejenigen vom Persischen Golf — einzustehen habe; die Zolleinnahmen sollten deshalb, „der Einfachheit halber", direkt an die russische „Banque d'escompte", eine Filiale der russischen Reichsbank in Persien, geleitet werden, diese Bank sollte die fälligen Terminzahlungen für die Anleihe (ein Drittel der gesamten Zolleinnahmen) abziehen und den verbleibenden Rest entweder direkt an die persische Regierung zurückzahlen oder aber ihn zu deren Verfügung halten. Selbstverständlich zog die Bank von den Zolleinnahmen jedoch eine jede Summe ab, welche die russische Regierung als Schadenersatz für verloren gegangene Postsachen, für den Unterhalt der Kosakenbrigade usw. usw. verlangte.

Nachdem Rußland auf diese Weise Persien die erste politische Schlinge um den Hals gelegt hatte, folgte im Jahre 1902 die zweite mit einer Anleihe von 10 Millionen Rubeln zu den nämlichen Bedingungen, bei welcher Gelegenheit, ganz wie bei der ersten, in Wirklichkeit die Hälfte des Betrages schon bei Abschluß der Anleihe in den Händen Rußlands verblieb.

In den Jahren 1904/05 folgte England den russischen Spuren und schloß mit der persischen Regierung zwei Anleihen im Gesamtbetrage von 200 000 Pfund Sterling ab; es verlangte bei dieser Gelegenheit als Sicherheit für die Zinsen das persische Fischereigebiet an den Ufern des Kaspischen Meeres, sämtliche Telegrapheneinnahmen von ganz Persien sowie sämtliche Zolleinnahmen vom persischen Golf, — alles das nur, um Persien politisch zu knechten, denn die aus diesen drei Einnahmequellen fließenden Beträge beliefen sich, was England genau wußte, auf über das Zehnfache der kleinen Rente von 23 000 Pfund, die alljährlich für die gewährten englischen Anleihen zu entrichten war. . . .

Nachdem die Dinge soweit gediehen waren, setzte das System der „kleinen Anleihen" ein, das in der Praxis darin bestand, daß die beiden herrschenden Banken, die russische und die englische, der persischen Regierung eine laufende Rechnung eröffneten und ihr von Zeit zu Zeit nach voraufgegangener politischer Folterung kleine Summen von 50 000, 20 000 oder auch nur 10 000 Pfund Sterling zu Wucherzinsen verstreckten. Als Persien dann im Jahre 1906 nach der Revolution seine Verfassung bekam, stellte es sich heraus, daß sich auf diese Weise bei der britischen Bank eine Schuldenlast von über einer halben Million Pfund und bei der russischen Bank gar das Doppelte dieses Betrages angehäuft hatte.

Es würde zu weit führen, hier in allen Einzelheiten zu schildern, wie die beiden genannten

Digitized by Google

Banken nach Persien kamen und den gesamten persischen Geldmarkt in ihre Gewalt brachten. So erhielt beispielsweise die britische Bank das ausschließliche Recht, Papiergeld in Umlauf zu setzen, wofür sie sich als Gegenleistung verpflichtete, der persischen Regierung im Bedarfsfalle gegen neunprozentige Verzinsung Darlehen bis zu einem Fünftel ihres Gesamtkapitals zu gewähren. Die russische Bank ihrerseits kam nach Persien mit einem Kapital von 30 Millionen Rubeln zu dem ausgesprochenen Zweck, den sogenannten „politischen Kredit" zu eröffnen, und es war ihr deshalb völlig gleichgültig, welche finanziellen Sicherheiten die Darlehnsnehmer ihr zu bieten vermochten; sie verwendete 16 Millionen ihres Kapitals in Teheran und etwa 10 Millionen in den Provinzen dazu, einflußreiche Reaktionäre, einige Gutsbesitzer, nichtsnutzige Priester und das übelste Hofgeschmeiß des Schahs für ihre Zwecke zu gewinnen. Auf einen Wink von der russischen Gesandschaft hin war die russische Bank jederzeit bereit und in der Lage, den oder jenen Schuldner, der im Verdacht stand, mit den neuesten russischen Erpressungen nicht ohne weiteres einverstanden zu sein, solange zu peinigen und zu plagen, bis er mürbe wurde und tat, wie ihm befohlen wurde. Zugleich arbeiteten die beiden Banken systematisch darauf hin, die persischen Banken und führenden Großfirmen zu ruinieren; dabei scheuten sie vor keinem, delbst nicht vor dem niederträchtigsten Mittel zurück, und als Persien schließlich, an den Rand der Verzweiflung getrieben, den Versuch machte, seine Kronjuwelen zu veräußern, verstanden sie sogar, dies rechtzeitig durch alle möglichen Kniffe und Schliche zu verhindern.

Rußland und England hatten schließlich Konzessionen auf alles nur Erdenkliche; auf das persische Telegraphenwesen, die wertvollsten Bergwerke und Petroleumquellen, die Fischereien im Kaspischen Meer, das Schlagrecht in den großen kaspischen Wäldern, auf Straßenbahnen und Dampfschiffverbindungen, auf Landstraßen und sonstige Wege und zuguterletzt sogar zur Stationierung einer Brigade persischer Kosaken unter russischem Oberbefehl in Teheran. Unter diesen Konzessionen befand sich auch nicht eine einzige, die im Einklang mit den Bestimmungen der persischen Gesetze erlangt worden wäre.

Als Persien dann endlich seine Verfassung bekam, wurde allgemein die Hoffnung wach, daß das Parlament, in dessen Händen nun die oberste Gewalt lag, alles daran setzen werde, um die Regierung nicht mehr vor den russisch-englischen Drohungen zurückweichen zu lassen. In Wirklichkeit aber tat das Parlament noch weit mehr, und es gab Proben von einer so erstaunlichen Kraft, daß ein jeder Unbefangene sehen mußte, daß es imstande sei, Persien zu retten, zum mindesten aber zu verhindern, daß sich zu den alten Fesseln auch noch neue gesellten.

Es liegt auf der Hand, daß die persische Volksvertretung der russischen Regierung ein Dorn im Auge sein mußte, und daß diese deshalb mit allen Mitteln nach ihrer Beseitigung trachtete, indem sie unermüdlich daran arbeitete, von der persischen Verfassung keinen Stein auf dem anderen zu lassen. Als sie jedoch sah, daß das persische Volk geschlossen hinter dem Parlament stand und auf keine Weise zu entmutigen oder aufzustacheln war, steckte sich Rußland kurzerhand hinter den Schah und überredete ihn, das Parlament aufzulösen. Die Auflösung des persischen Parlaments geschah unter Mitwirkung der von russischen Offizieren befehligten Kosakenbrigade und der Tresors der russischen Bank. Diese Parlamentsauflösung war es, die zur Revolution führte, und nach einjährigem Kampf mit der von Rußland unterstützten reaktionären Truppenmacht des Schahs blieb die Revolution siegreich, der Schah wurde verjagt und eine neue Volksregierung eingesetzt. Der neue Reichstag (der zweite) konnte in Wahrheit von sich sagen, daß die gesamte Nation, daß alle führenden Männer des Volkes und die ganze mohamedanische Geistlichkeit hinter ihm stehe, und er begann denn auch seine Tätigkeit mit der Einführung der verschiedensten Reformen und einer energischen Reorganisation des Verwaltungswesens, in Sonderheit jedoch der Finanzen.

Angesichts dieser neuen Wendung der Dinge bemächtigte sich der russischen Regierung sowohl wie auch der englischen eine zunehmende Nervosität. Rußland stiftete eine ganze Reihe von Unruhen, Verschwörungen und Gegenrevolutionen an und tat alles, was in seinen Kräften stand, um die politische Lage des persischen Opfers so viel, wie nur irgend möglich, zu verwirren. Russische Offiziere und Agenten waren unausgesetzt am Werke, um die Autorität der neuen Regierung zu untergraben und den hartnäckigen Widerstand des Volkes gegen ihre Bestrebungen zu besiegen, die Regierung jedoch überwand alle ihr in den Weg gelegten Schwierigkeiten und tat ihren klügsten Schachzug, als sie sich an die Vereinigten Staaten von Amerika mit der Bitte wandte, ihr einen Mann zu überlassen, der die persischen Finanzen zu ordnen vermöchte. Die Wahl fiel bekanntlich auf W. Morgan Shuster, und was dieser Mann in einem fremden Land unter ihm vorerst fremden Verhältnissen geleistet hat, gehört mit zu dem Bewundernswertesten an Organisation und Energie, was das Jahrhundert von einem Einzelnen gesehen hat.

Es erübrigt sich, die nun folgenden russischen Ränke in Persien näher zu schildern, denn es gibt darüber nicht wenige Schriften, die von dem persischen Komitée in London herausgegeben

Digitized by Google

worden sind, welches aus liberalen Mitgliedern beider Häuser und anderen hervorragenden Männern besteht.

Als Rußland dem Ex-Schah, einem der verworfensten Subjekte, die der Orient jemals hervorgebracht hat, schließlich dazu verhalf, neuerdings persischen Boden zu betreten, tat es dies in der Absicht, den Reichstag zu stürzen und die Reorganisationsarbeit Morgan Shusters zunichte zu machen, und es war eine böse Zeit für Persien und die Reformpartei, als das drohende Gespenst der Reaktion wiederum von Westen her auftauchte. Aber die Geschlossenheit des Volkes und die Energie der Führer machten auch diesen schmählichen Anschlag zuschanden, die Truppen des Ex-Schahs wurden in alle Winde getrieben, und Rußland sah nur zu gut ein, daß nun der Augenblick gekommen sei, in dem es rücksichtsloseste Energie zeigen müsse, wenn anders es nicht die Herrschaft über Persien aufgeben wollte. Es überreichte Persien im Dezember 1911 sein Ultimatum, ließ seine Truppen bis Kaswin in der Nähe von Teheran vorrücken, vertrieb Morgan Shuster, schickte den Reichstag nach Hause und unterdrückte jede Spur von einer nationalen Bewegung, wo es ihrer nur habhaft wurde.

Auf diesen Staatsstreich folgte die Schreckensherrschaft in Täbris, Resht, Meschhed und in anderen Städten. Allein in Täbris wurden weit über hundert angesehene Patrioten, darunter der höchste mohammedanische Geistliche, nationale Führer, Landtagsabgeordnete usw. den grausamsten Foltern unterworfen und darauf gehenkt. In der Provinz Aserbeidschan ernannten die Russen zum Gouverneur einen berüchtigten Räuberhauptmann, der dort mit ihrer Zustimmung drei Jahre hindurch die entsetzlichsten Barbareien beging; so ließ er einen persischen Freiwilligen kaltblütig mitten durchschneiden und je eine Hälfte der Leiche an zwei verschiedenen Enden der Stadt öffentlich aushängen, ein anderes Opfer, einen Geistlichen, ließ er zu Tode martern, nachdem er ihm vorher die Augen ausgestochen hatte. Professor Edward Brown in Cambridge, wohl der beste europäische Kenner des modernen Persiens, hat allein über die russischen Schandtaten des Jahres 1912 in Täbris ein ganzes Buch veröffentlicht, in dem sich die russische Kultur, mit der wir nun auch in Europa bedacht werden sollten, an Hand eines reichen photographischen Materials in ihrer wahren Gestalt studieren läßt. . .

II.

Als Rußland und England den persischen Reichstag und Morgan Shuster losgeworden waren und eine neue Regierung eingesetzt hatten, die ganz unter ihrer Fuchtel stand, begannen sie von ihr alles zu fordern, wonach ihr Sinn stand, zum Teil durch schwersten finanziellen Druck, zum Teil auch durch kriegerische Drohungen, denn die in Kaswin stehenden russischen Truppen hatten es in ihrer Hand, auf den leisesten Wink mühelos die Hauptstadt Teheran zu besetzen. Die beiden „Schutzmächte" erhielten auf diese Weise die Konzessionen auf die Eisenbahnen von Dschulfa an der kaukasischen Grenze bis Täbris und darüber hinaus und von Mohammara am persischen Golf bis Khurram-Abad in Zentralpersien, ja sie zwangen die persische Regierung schließlich, das englisch-russische Abkommen betreffend Persien vom Jahre 1907 anzuerkennen, was bis dahin noch jedes persische Ministerium zu tun sich geweigert hatte.

Die „Schutzmächte" erpreßten Persien das Versprechen, daß es kein nationales Heer ausbilden werde, ohne vorher sie um Rat zu befragen; sie beraubten Persien nach einander aller einem souveränen Staat zukommenden Rechte und brachten die persischen Finanzen in eine derartige Unordnung, daß sie mit der bloßen Drohung, ihre Hand auch nur für einen Monat von Persien zurückzuziehen, die Regierung zur Bewilligung aller ihrer Forderungen zwingen konnten.

So stellte Rußland beispielsweise das Verlangen, daß die immer zahlreicher werdenden russischen Staatsangehörigen wie auch alle unter russischem Schutz stehenden Personen Steuerfreiheit genießen sollten, und erst nach langen Verhandlungen machte Rußland das Zugeständnis, daß die Steuern allerdings entrichtet werden sollten, jedoch nur an die russischen Konsuln, die sie durch Vermittlung der russischen Bank der persischen Regierung zuführen sollten. Auf diese Weise brachten die Russen ein Drittel aller persischen Grundsteuern, welche die wichtigste Einnahmequelle des Landes bildeten, in ihre Hand und zogen von diesem Geld nach Belieben eine jede Summe ab, die Persien, wie sie behaupteten, an die oder jene russische Staatsangehörige in Form von Pensionen, Schadenersatz usw. usw. zu zahlen habe.

Bei Ausbruch des europäischen Krieges befand sich Persien also, wie ich mich zu zeigen bemüht habe, in der denkbar kläglichsten Lage. Die persische Volksseele war von einem so glühenden Haß gegen die Tyrannen der Nation, vor allem gegen Rußland, erfüllt, daß ein unterdrückter Freudenschrei durch das ganze Land ging, als es bekannt wurde, daß der Shia-Oberpriester in Mesopotamien beschlossen hatte, im Einverständnis mit dem Sultan den heiligen Krieg zu erklären.

Nichtsdestoweniger hütete sich die persische Regierung einstweilen, sich den Anschein zu geben, als beabsichtige sie die Schwierigkeiten Rußlands zu ihrem Vorteil auszunützen; im Gegenteil, Persien betonte ausdrücklich seine Neutralität, und die Regierung tat alles, was in ihrer Macht stand,

Digitized by Google

um die Bevölkerung zur Ruhe zu ermahnen. Dagegen verletzte Rußland schon in den ersten Monaten des Krieges Persiens Neutralität, indem es den türkischen und österreichischen Konsul in Täbris verhaftete, und England folgte diesem Beispiel mit der Verhaftung des deutschen Konsuls in Buschir am persischen Golf. Diesen Gewaltakten folgte dann, ohne Rücksicht auf die Proteste der persischen Regierung, eine ganze Reihe anderer Neutralitätsverletzungen, bis endlich im November 1915 die russischen Truppen sich in der Richtung auf Teheran in Bewegung setzten, unter dem Vorwande, sie fühlten sich in ihrer Sicherheit durch die dortige deutsche Agitation bedroht. (!) Dieser Vormarsch der Russen hatte zur unmittelbaren Folge die Auswanderung aller Nationalisten, aller Mitglieder des vorigen Reichstages, aller persischen Journalisten und – selbstverständlich — der Gesandschaften und Staatsangehörigen der mit Rußland im Kriege befindlichen Mächte. Die Führer der persischen nationalen Bewegung flohen, eingedenk der Schreckenstage von Täbris, nach Zentralpersien, die Staatsangehörigen der Mittelmächte suchten, soweit irgend möglich, die türkische Grenze zu erreichen. Auch die persische Regierung und mit ihr der junge Schah hatten die Absicht, aus Teheran zu fliehen, als der Schah sich im letzten Augenblick noch vom britischen und russischen Gesandten zum Verbleiben überreden ließ. Sie versicherten ihm einerseits, daß die russischen Truppen vor den Toren von Teheran Halt machen würden und drohten ihm andererseits, für den Fall, daß er die Hauptstadt verlasse, mit Verlust seines Thrones. Beide Gesandten gaben im Namen ihrer Regierungen ihr Ehrenwort, daß die russischen Truppen unter keinen Umständen Teheran betreten würden, und sie hielten dieses Versprechen in der Tat, wenn man davon absehen will, daß die russischen Truppen bald darauf begannen, in kleinen Trupps und durchaus friedfertig in Teheran zu erscheinen, wo es heutzutage von ihnen geradezu wimmelt. Offiziell ist natürlich kein russischer Soldat jemals nach Teheran hineingekommen. . . .

Erst späterhin, als der unausbleibliche Konflikt zwischen den Russen und den persischen Freiwilligen in den Provinzen ausbrach, überschwemmten die Russen, unter dem Vorwand, die Nationalisten bekämpfen zu müssen, das ganze Land bis nach Zentralpersien und nach Isphahan hinein, so daß sie schließlich die Hälfte ganz Persiens in der Hand hatten, zu dem deutlich erkennbaren Zweck, den Türken von persischem Territorium aus in die Flanke zu fallen. Nun, in diesem Augenblick, liegt das Schicksal Persiens in der Hand des Kriegsgottes, und es bleibt nur zu hoffen, daß er es gerechter wägen möge, als all die anderen, in deren Händen es vordem lag. . . .

Europäische Regierungen haben es fertig gebracht, ohne auf einen Widerspruch von Seiten ihrer Völker zu stoßen, der persischen Nation, nur weil sie dem Orient angehört, kurzerhand die Existenzberechtigung abzusprechen. Die moderne europäische Barbarei hat seit langem vergessen, wieviel Europa der uralten persischen Zivilisation schuldet, angefangen von dem Augenblick, da die gehetzten Denker von Rom und Byzanz bei Chosru dem Großen Zuflucht fanden, und endend mit der Zeit, da Goethe sich bei Hafis und Sadi verjüngte, da Nietzsche seinen Zarathustra schrieb, da die englische Literatur durch Fitzgerald neue Lebensfreude bei Omar Chajjam suchte. . . .

Welch ein unermeßlicher Schatz von unverbrauchter Kraft noch heute im persischen Volke schlummert, das bewies es nicht allein durch die Energie, mit der es seinerzeit seine Revolution zum siegreichen Ende führte, sondern zugleich auch durch die Einigkeit, mit der es sich bis auf den letzten Mann um seinen Reichstag scharte und durch den genialen Blick, der es Morgan Shuster auf den verantwortungsvollsten Posten im ganzen Reiche berufen ließ, denselben Morgan Shuster, in Vergleich zu dem phrasendreschende Außenminister wie Edward Grey oder Aristide Briand eine sehr klägliche Figur abgeben. . . . .

Ein solches Volk, wie das persische, hätte wahrlich Anspruch darauf gehabt, eine bessere Behandlung und größeres Interesse vorzufinden, als das, welches ihm von Seiten des halbzivilisierten Europas zuteil geworden ist, das, hartnäckig bemüht, sich selbst zu ruinieren, seine mongolische Zivilisation auch einem rein arischen Volk, wie den Persern, hat aufdrängen wollen. Oder gibt es etwa jemanden, der da wagte bestreiten zu wollen, daß die sogenannte europäische Kultur, an der uralten, ererbten persischen gemessen, sich wie vom vorgestrigen Tage ausnimmt —?

Welch eine blutige Ironie des Schicksals, daß die Völker Europas, die sich zurzeit — angeblich um irgendwelcher Ideale willen — zerfleischen, ein halbes Jahrhundert hindurch untätig zugesehen haben, wie Persien seinem Unglück entgegengetrieben wurde! Persien schmachtete die ganze Zeit über unter dem Joch despotischer Schahs von nichtpersischer Rasse, die weiter kein Interesse am Lande hatten, als sich auf dessen Kosten zu bereichern und zu amüsieren und es deshalb in immer tieferen Verfall brachten. Wurde aber den Nachbarn Persiens die Erlaubnis, das persische Volk, und sei es auch bis zum letzten Blutstropfen, auszubeuten und auszusaugen, so drückten sie aller Tyrannei und Niedertracht gegenüber beide Augen zu und fanden es durchaus selbstverständlich, daß das Land mehr und mehr verfiel, und daß die Korruption sich von Tag zu Tag breiter machte.

Digitized by Google

Sobald aber das persische Volk sich zu dem Versuch aufraffte, teilzunehmen an dem Vorrecht der europäischen Völker, sich Eisenbahnen und Häfen zu bauen, sich eine Verfassung und eine moderne Regierung, ein Parlament und Volksfreiheit zu schaffen, die berufen sein sollte, dem Plünderungssystem unter dem Deckmantel von Konzessionen und der wucherischen Ausbeutung und Versklavung Persiens ein Ende zu bereiten, — sobald das persische Volk diesen Versuch machte, stieß es auf unüberwindliche Hindernisse, war die Langmut der „Schutzmächte" zu Ende, mußte Rußland als Handlanger des Viscount Edward Grey sich ins Mittel legen, die Verfassung zunichte machen, und alles, was den Plänen der Mächte hätte unbequem werden können, unbarmherzig zu Boden trampeln. Solange die persischen Finanzen sich in völlig chaotischem Zustande befanden, war alles gut. Als Persien sich jedoch auf sich selbst besann, als es Morgan Shuster mit der Durchführung einer streng rechtschaffenen und geordneten Verwaltung beauftragte, mit anderen Worten, als die Nation daran ging, die Blutsauger auszutreiben, die an ihrem Mark fraßen und die Reichtümer des Landes verschacherten, — da griffen die Mächte mit brutaler Faust ein, verjagten die Reformatoren und brachten an deren Stelle dem „halbwilden Land" die Segnungen der europäischen Freiheit, Gerechtigkeit und Zivilisation in Gestalt von Folterwerkzeugen und Galgen. . . . .

Die hohe Zivilisationsstufe, auf der Persien stand, zeigte sich am besten im Verlauf der persischen Revolution, während der auch nicht einem einzigen Fremden nur ein Haar gekrümmt wurde; ein jeder Fremde wurde während dieser blutigen Zeit mit der gleichen Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft behandelt, wie der einzelne Perser sie einem jeden gegenüber bekundet, der als Gast über seine Schwelle tritt. Gibt es wohl so leicht wieder ein Land auf der Welt, von dem sich behaupten ließe, daß dort während eines blutigen Bürgerkrieges nicht ein einziger Fremder oder Andersgläubiger verfolgt, geschädigt oder belästigt worden wäre? —

In ferner Vorzeit war Persien in den Tagen seiner Weltmachtstellung ein mächtiges Reich (558—330), dessen Geschicke eng mit derjenigen Griechenlands verknüpft war. In allen Schulen lesen die Kinder heute noch die Geschichte des großen Cyrus, des Kambyses, des klugen und mächtigen Darius; ein jedes Kind kennt die Niederlage des Xerxes, und ein jedes weiß, daß Alexander der Große davon träumte, Perser und Griechen zu einem Volk zu verschmelzen. Zu jener fernen Zeit, als im Orient schon alles dieses vor sich ging, gab es weder europäische West- noch Ostmächte; sie waren zu jener Zeit am Horizont der Zivilisation noch nicht emporgestiegen. Und wie seltsam verschlungen die Wege des Schicksals doch sind! Einige tausend Jahre verstrichen, während derer Persien und Griechenland gesonderte Wege gingen, die ihresgleichen nicht in der Geschichte der Menschheit haben, — das Jahr 1916 aber, das so reich an Ueberraschungen gewesen ist, führte die beiden Länder in einem gemeinsamen Schicksal wieder zusammen. Beide waren von der stolzen Höhe herabgesunken, auf der sie einstmals gethront hatten, und wir erleben es nun, wie die Westmächte und die Ostmacht Europas beiden, Persien sowohl wie Griechenland, die kräftigende Arznei der europäischen Zivilisation einzuflößen trachten. Beide, Persien sowohl wie Griechenland, weigern sich unter Hinweis auf ihre Neutralität solange wie möglich, den bitteren Kelch zu leeren, ganz wie Kinder sich in ihrem Unverstand weigern, die Arznei zu trinken, welche die Mutter ihnen reicht. Alsbald aber hält man ihnen, um sie zu zwingen, die Hände fest, und ganz so ist es auch Persien und Griechenland geschehen: nun genießen sie widerwillig, in vollen Zügen, von dem üblen Gebräu der europäischen Zivilisation. . . .

III.

Es ist nicht übertrieben, wenn man Persien das Belgien Asiens nennt.

Persien hatte sich lange in Verfall befunden, und da sein Herrscherhaus und der höhere Adel zu den verderbtesten des Orients gehörten, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Unabhängigkeit des Landes auf schwachen Füßen stand. Der alte Wettstreit zwischen Rußland und England, der lange unentschieden blieb, richtete ungeheuren Schaden im Lande an, bis die Engländer schließlich um die Jahrhundertwende so stark vom Burenkrieg in Anspruch genommen waren, daß die Russen daran gehen konnten, ihre Position in Persien auszubauen und zu stärken.

Kurz nach der Niederlage Rußlands im Kriege mit Japan trat in Persien, wie bereits erwähnt, im Jahre 1906 eine kräftige Reformbewegung zu Tage. Es gärte damals allerorten im Orient: die Türkei erhielt ihren Reichstag, China wurde Republik, und in Persien richtete sich die Bewegung in erster Linie gegen die Tyrannei des Schahs und die sklavische Abhängigkeit des Hofes von Rußland.

Den äußeren Anstoß zu der Bewegung gab ein allgemeiner Arbeiterausstand um die Hochsommerzeit, demzufolge über 12 000 Perser im englischen Konsulat in Teheran Zuflucht suchten. Der Schah gab angesichts der drohenden Lage nach, ließ sich eine Verfassung abzwingen, und das Volk, dem über Englands Haltung damals noch nicht die Augen aufgegangen waren, schrieb an diesem Siege der Haltung Englands einen kaum geringeren Anteil zu, als den Bestrebungen des persischen Volkes selbst.

Digitized by Google

Und dann schloß Sir Edward Grey, ohne sich auch nur um die Meinung Persiens zu kümmern, seinen obenerwähnten Vertrag mit Rußland, und das persische Volk wurde zu seiner peinlichsten Ueberraschung gewahr, daß Persien für die beiden Großmächte nichts Anderes als ein Ausbeutungsobjekt, dem man Konzessionen und Wucherzinsen abpressen konnte. . . .

Zu jenem Zeitpunkt, da der englisch-russische Vertrag zustande kam, war Rußland eine geschlagene und verarmte Macht, deren Heer sich im Zustande der Auflösung, deren Bevölkerung sich in Aufruhr befand. Wenn England also Rußland in Persien unter die Arme griff, so konnte das nichts Anderes bedeuten, als daß es sich schon damals, mit einem kommenden Krieg gegen Deutschland vor Augen, die Freundschaft und den Beistand Rußlands zu erkaufen trachtete.

Sir Edward Grey kaufte teuer. Engländer wie Lord Curzon (der frühere Vizekönig von Indien), die die Verhältnisse von Grund auf kannten, wollten ihren Ohren nicht trauen, als sie erstmalig von dem englisch-russischen Vertrag hörten, war es doch eine alte Grundregel englischer Außenpolitik, daß die persische Unabhängigkeit unter allen Umständen aufrecht erhalten werden müsse, da England den Pufferstaat Persien zwischen Rußland und Indien selbst am Notwendigsten brauchte. Anscheinend rechnete Sir Edward Grey damit, daß die freundschaftlichen Beziehungen Englands zu Rußland in alle Ewigkeit andauern würden, sonst hätte er den Russen den Weg nach Indien wohl doch kaum in so entgegenkommender Weise abgekürzt, was er sich möglicherweise selbst gesagt haben wird, als er die erste Frucht des abgeschlossenen Vertrages, das Projekt einer russischen Bahn Baku—Teheran—Bombay, heranreifen sah.

Der englisch-russische Vertrag wurde am 31. August 1907 unterzeichnet, und da es England nicht entging, daß es damit den Unwillen, ja den Haß der persischen Bevölkerung herausgefordert hatte, so veröffentlichte der englische Gesandte kurz darauf zur Beschwichtigung eine Note, die im Namen der beiden „Schutzmächte" abgefaßt war und etwa Folgendes besagte:

Beide Mächte, England sowohl wie Rußland, verpflichten sich feierlich, die Unabhängigkeit und Unteilbarkeit Persiens zu respektieren, wie sie sich auch verpflichten, von einer jeden Einmischung in persische Angelegenheiten Abstand zu nehmen, es sei denn, um Leben und Eigentum ihrer Staatsangehörigen zu schützen. Der zwischen den beiden Mächten abgeschlossene Vertrag wird für Persien insofern von Nutzen sein, als es nun seine ganzen Kräfte auf die innere Reorganisation wird konzentrieren können; alle sonstigen Gerüchte über Englands und Rußlands Pläne in Persien sind aus der Luft gegriffen; keine der beiden Großmächte würde es der anderen gestatten, sich unter dem Vorwand, berechtigte Interessen wahrnehmen zu müssen, in innere persische Angelegenheiten einzumischen."

Wie die beiden Großmächte diese ihre feierlichen Versprechungen gehalten haben, haben wir in Vorstehendem mit genügender Deutlichkeit gesehen. Seit dieser Zeit hat sich Persien nie wieder richtig aufzurichten vermögen. Die britische Regierung kontrolliert die englische Gesellschaft, die die Konzessionen für die wertvollsten Oelquellen Persiens hat: Persien soll in Zukunft den größten Teil des Oeles liefern, dessen die britische Flotte bedarf. Rußland nahm einerseits weite, fruchtbare Gebiete Persiens in Besitz, in denen es seine Kolonisten ansiedeln konnte, andererseits bemächtigte es sich eines Landstreifens an der Nordwestecke Persiens, der sich zu Rußland und der Türkei genau in der gleichen Weise verhält, wie Belgien zu Deutschland und Frankreich. . .

Was sagen alle diejenigen, die viele Jahre hindurch in England den „Hort der Freiheit" bewundert haben, dazu, daß England in schmachvoller Weise in Gemeinschaft mit Rußland ein schwaches Volk gerade in dem Augenblick überfiel, da es seine besten Kräfte an sein Befreiungswerk setzte, ganz wie Polen, nachdem es sich am 3. Mai 1791 seine ausgezeichnete Verfassung gegeben hatte? Ist das das gleiche England, welches der Welt einreden möchte, es habe die Gerechtigkeit in Erbpacht genommen und verfechte die Freiheit den Tyrannen gegenüber —?

Was aber sind in unserer Zeit überhaupt schließlich Recht und Gerechtigkeit? Materielle Begriffe sind nur zu häufig an ihre Stelle getreten.

Wie lautet doch ein Goethesches Epigramm?

Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter,
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu erhoffen; dann sagt er:
Seid, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt!

* * *

Digitized by Google

DES TÜRKEN STIMME.

Von Ahmed Hikmet.

Trotz ihrer fremden Weise und wundersamen Melodie habe ich diese Stimme gleich erkannt. Mit einer Vertrautheit, die bis zum Urgrund meines Wesens hinabsteigt, mit dem Erkennen, das durch die unendlichen Reihen der Jahrhunderte und Geschlechter bis zum fernsten Horizont der Geschichte hinauf reicht, habe ich die Blutsverwandtschaft zwischen dem ersten zitternden Laut dieser Stimme und meinem ins Mark getroffenen Türkentum empfunden. Dieser Augenblick wob die Verbindung zwischen meinem weinenden Herzen und dem klagenden Ton jener Stimme, die beide vor Zeiten zusammen geboren waren, aus gleichem Blut gezeugt, an derselben Brust genährt, dann im unendlichen Raum verloren gegangen und die in dieser unheilschweren Stunde einander wieder fanden. Das Schluchzen meiner gemarterten Seele umfing seine in die Finsternis hinausgesandte Klage, vereinte sich mit ihr, küßte sie und flog mit ihr gen Himmel.

Generalmajor Dschavid Pascha,
Kommandant der Dardanellen-Festungen.

Hilmi Pascha,
Führer der 6. ottomanischen Armee.

Zug auf Zug, in schauerlicher Folge wankten sie dahin nach allen Niederlagen, herzzerreißende Bilder von Blut und Tod, Tränen und Wehklagen. Das gesamte Türkentum ward Zeuge, wie aus schwarzen Wolken Unglück und Elend gleich Regen und Blitzen niederprasselten. Ohne die hohe Stirn zu beugen, die geduldigen Augen zu schließen, in stahlharter Seele zu erbeben, haben die Türken erduldet, daß ihre Ideale zertrümmert, ihre Illusionen zu Staub zermalmt wurden.

Auf der Eisenbahn hinter meinem Haus, die einst unzählige Soldaten der Hoffnung entgegen getragen hatte, kehrten sie jetzt heim in unendlichen Scharen, alle jene Gebrochenen, die jede Erinnerung an das, wofür sie gekämpft, an ihr Heim, ihr Feld, die Gräber ihrer Vorfahren, ihr ganzes Wesen, ihre Vergangenheit und Zukunft, wie einen Alpdruck von sich geworfen haben, alle die Erinnerungen, die in Wahrheit nichts mehr sind als bloße Schemen, alle jene Mütter, deren Augen von Tränen überströmten, jene Väter, denen das unterdrückte Schluchzen die Kehle zusammenschnürte, die Kinder, die auf den bleichen Gesichtern eine Maske staunenden, starren Entsetzens trugen, und schließlich die Verwundeten, die Kranken und die Toten.

Ungezählte Züge donnerten über den zuckenden Boden dieses Erdenwinkels, kamen und gingen wie Flut und Ebbe, Wogen von Hoffnungen und Illusionen türmten sich auf und wollten das Land überschwemmen, um von einem erbarmungslosen Schicksal zurückgeschleudert zu werden in ein Meer von Trauer und Schmerz. Auf diesen Tausenden von Menschen, die in eine vom Schicksal unerhört bedrängte Zeit gestellt waren, lag furchtbares Erleben wie der Schatten eines grauenvollen Traumes. Alles Unglück und allen Jammer ertrugen sie ohne Klagen und Tränen, in stolzem, ungebeugtem Schweigen. Die türkische Seele, die durchtränkt war von Kummer, Elend und Schmerz, verharrte, ohne ein Atom ihres Vertrauens in Gottes Macht und Willen einzubüßen, in der Hülle ihres Stolzes, der stärker ist, als selbst der Tod, sie fand ihre Stütze in ihrer Philosophie der Ge-

Digitized by Google

duld, die hinaufreicht bis zur Gottergebung, mit aufeinandergebissenen Zähnen, zusammengepreßten Lippen in ungebrochener Stille.

Eines Tages trat ein Stillstand des Verkehrs ein, die Züge kamen und gingen nicht mehr. Das innerste Wesen des ganzen Landes schien zwischen Leben und Sterben zu schweben. Und dann, als sich das Dorf mit den Trümmern des Krieges gefüllt hatte, kamen, einer nach dem anderen, die Wagen des Roten Halbmondes. Zwischen meinem Hause und dem Schienenstrang türmte sich eine Mauer von blutrot gefärbten Halbmonden auf. Sie zeigte die Wendung an, die der Krieg für uns genommen hatte.

* * *

Unter den Soldaten, die auf die Wagen des Roten Halbmondes warteten, zog einer meinen Blick besonders auf sich. Bei meinen abenteuerlichen Spaziergängen durch die Dorfstraßen und die vom Wintersturm durchbrausten Felder sah ich ihn oft. In seinen träumerisch schimmernden Augen, auf seiner breiten Stirn und seinen vollen Wangen lag ein Glanz, der auch in der Nacht leuchten mußte. Eines Tages begegnete ich ihm, wie er einherschritt, die Hände auf dem Rücken, zwischen den Lippen ein Zweiglein Lorbeer bewegend, den festen Blick geradeaus gerichtet.

War er ein Dichter? Vielleicht . . .

Aber vor allem war er ein Sohn türkischer Erde. So voller Stolz war sein Wesen, daß er unter dem Rock des gemeinen Soldaten wie ein Feldherr erschien. Ganz offenbar war das Blut dieses Türken dem Wasser vergleichbar, das in seinem Dorfe rein und klar zwischen zwei Felsblöcken sich ergoß; auch nicht ein Tröpflein Schmutz war ihm beigemengt. Ein Instinkt, der nicht trügen konnte, sagte mir, daß die Stimme, die durch das Dunkel der Nacht mein Trauern gefunden hatte und mit ihm vereint in ferne Himmelsräume geflogen war, die Stimme dieses Mannes gewesen sein müsse.

Mit schlimmer Botschaft endete der Tag. Wiederum hingen die Schatten des sternenlosen Himmels wie sorgenvolle Fragen, was der Morgen bringen würde, drohend und unheilkündend über den leeren Häusern des Dorfes, den Zelten der Soldaten, deren weiße Fahnen sich im Winde blähten, den morastbedeckten Feldern und den Bäumen, die ihre nackten Arme zitternd und hilflos von sich streckten.

Ich öffnete die Glastür meines Zimmers und durchschritt den Wintergarten. Meine Schläfen, meine Brust, meine Augen, die in unlöschbarem Feuer brannten, vergingen vor Sehnsucht nach der kühlenden Berührung mit frischer Luft. Vergeblich mühten sich meine Blicke, das Dunkel der mich umfangenden Nacht zu durchdringen, das alle Dinge aufsaugte, überdeckte, begrub. Meine Seele lauschte dem erregten Atem der Nacht und suchte ihr Geheimnis zu ergründen.

Das Dorf ruhte wie in erstorbener Luft, in Schweigen erfroren, in starrer Grabesstille. Nur die Strahlen des Leuchtturms glitten über die feuchte Erde, strichen über die Außenwände der Häuser, an den Mauern entlang, zerstreuten sich über dem Meer, verflatterten, tauchten unter, verlöschten, um wenige Sekunden später flammend wieder aufzublitzen.

Plötzlich, wie mit einem Dolchstoß, durchschnitt eine Stimme das unbewegliche Schweigen. Bis ins Innerste erzitternd, so fremdartig und doch vertraut war der Klang, fühlte ich wie in einem Krampf, aus der Tiefe meines Wesens ein neues Ich emporsteigen. Diese Stimme war jeder Harmonie und Melodie bar, wie eine ungeheure Fläche, ohne Hebung oder Senkung zog sie dahin. Was sang er? Es war unmöglich, zu unterscheiden. Ich verstand nicht ein einziges Wort, aber ich fühlte mich hingezogen zu jener Stimme, ich fühlte mich davon erwärmt, wie jemand, der den Gesang eines Landes hört, in dem er viel gereist, mit dessen Volk er lange gelebt, und dem mit dem Klang der Lieder süße Erinnerungen erwachen. Raum und Zeit überfliegend, sah ich, wie in einem phantastischen Prisma die türkischen Länder, die immer klarer vor mir aufstiegen, mit ihren Bergen, deren Haupt gebeugt war, den verlassenen Aeckern, verwaisten Dörfern, mit der Not und Bedrängnis ihrer ganzen Geschichte. Tiefer Sinn sprach aus der Eintönigkeit dieser Stimme, die fern war von jeder Heiterkeit, jeder einschmeichelnden Weise. Es sprach daraus die Würde eines Volkes, das Jahrhunderte hindurch erobernd, siegend, herrschend in der Welt gestanden hatte, dann vom Unglück wohl niedergeworfen wurde, aber nicht vernichtet werden kann, sondern in alter Pracht neu erstehen muß. Es war eine jener Stimmen, die geschaffen wurden, um zu Völkern, Bergen und unbegrenzten Fernen zu sprechen. Heute abend brach sie sich mit einer Gewalt Bahn, deren Schwingung eine Zelle der Finsternis verdrängt, ihr Weinen galt dem Volke, ihr Gruß den Bergen, ihr Fluch der Ferne hinter dem Horizont.

Woher stammte dieses Lied? Dieser Klageruf, der jenseits aller Regeln stand, alle Musik mißachtete, aber in seiner erhabenen Wildheit wie ein Wunder mit jedem Ton die Seele erbeben, die Nerven schwingen ließ. Ich weiß es nicht, aus welchem Dorf und welches Lied es war. Doch trotz seiner Eintönigkeit, trotz der kunstlos aneinandergereihten Kehrreime, von rauhen Kehllauten begleitet, nach jeder Silbe von einem tief aufstöhnenden Atemzug unterbrochen, war es so eindringlich, modellierte es so plastisch die Empfindungen, daß jedes unverständliche Wort die Bedeutung einer Trauerode gewann.

Digitized by Google

Ich sah ihn in meiner Phantasie. Auch ihm hatten die giftigen Einflüsse des Tages den Schlaf geraubt. Er hatte die Tür seines Krankenwagens geöffnet, um die kühle Luft einzulassen, und jetzt lehnte er den Kopf gegen den Pfosten, ließ die Beine baumeln und bohrte die Augen in das Dunkel. In seinem reinen Herzen aber brannte eine Wunde, deren unbegreifliche Bedeutung und hohe Gefahr über sein Fassungsvermögen ging. Um ihn herum, traurig und gebrochen, elend und verlassen, krank und verstümmelt, die endlosen Reihen der Kameraden, dahinter die brennenden Dörfer, rauchende, zerstörte Häuser, zerstampfte Felder, und dann, dann mußten sich vor seiner Phantasie die weinenden Mütter und jammernden Kinder aufrichten, die kummer- und sorgenbeladenen Witwen und Bräute.

Ali Munif Bey,
Minister für öffentliche Arbeiten.

Alle Gefühle, die in seinem Herzen wühlten, sein Wehklagen, seine Teilnahme, seine Grüße drückte er in seinem einfachen Liede aus. Von Zeit zu Zeit hob der Rhythmus, der aus seinem Herzen flutete, dies Lied in die Sphäre einer höheren Sprache empor. Manchmal breitete sich sein Stöhnen aus wie der Saum eines Trauergewandes über die furchtbare Nacht, bedeckte sie mit einer breiten, schweren Schleppe, manchmal stieß er einen schrillen, herzzerreißenden Klagelaut hervor, oder die Stimme irrte zitternd umher, wie um ein Zweiglein Hoffnung zu suchen, auf dem sie sich niederlassen könnte. Aber jeder Hoffnungsschimmer war geflohen und nirgends fand die Stimme Halt. Sekundenlang schwebte das Wehklagen zum Greifen nahe in der Luft, dann flog es zum Turm der Moschee, der aus tiefster Finsternis emporragte, umkreiste ihn und verschmolz sich mit ihm.

Wie eine Frage zitterte das Lied in seiner melodielosen Eintönigkeit durch die erbarmungslose Finsternis, unter dem mitleidlosen Himmel hin, an dem alle Sterne verlöscht waren und nur Nebel und Wolken sich türmten. Aller Jammer und alle Bitternis seines zerrissenen Herzens drängte sich in dieser Frage zusammen. Dann schwoll der Ton von Minute zu Minute mächtiger an, bis zu einem elementaren Wutausbruch, der die Luftwellen vor sich her peitschte, und sank wieder herab, wurde von strömendem Schluchzen erstickt und erstarrte schließlich in eisigem Schweigen.

Mir aber war es, als habe dieser Ton alles Blut mir aus dem Körper gesaugt. Die Stimme des gesamten Türkentums war es gewesen, dieses Türkentums, das durch Jahrhunderte in seiner Geschichte und seinen Geschicken in endloser Kette grausam heimgesucht ward, dessen Leben von einem erbarmungslosen Schicksal unaufhörlich zernagt wurde. Der Klageschrei drang hinaus in die Nacht, in weite Fernen, zum Firmament, erzählte von Not und Bedrängnis, Kümmernis und Elend in nie unterbrochener Folge. Aus der Kehle dieses Mannes strömte alle erlittene Schmach, aller Abscheu seiner Rasse in die Weite. Am Ende seines Liedes aber erklang die Verheißung eines Trostes. Inmitten der Bilder des Entsetzens mußte er eine Zuflucht gefunden haben, der er sanft und lautlos, wie ein Schiff einer windgeschützten Bucht entgegensteuerte. Ich suchte mir vorzustellen, wo dieser Trost, diese Zuflucht ihm winken mag, und sah ein fernes Dorf, Vater und Mutter und die junge Schwiegertochter; vielleicht schlafen auch sie in diesem Augenblick noch nicht und hören in dem zärtlichen Beben ihres Herzens das Zittern dieser Stimme.

Plötzlich war er verstummt. Ob er weinte? Und jene Anderen, die in der fernen Heimat warteten, weinten auch sie?

Ich preßte meinen Kopf zwischen beide Hände und weinte, weinte Tränen, die hervorquollen aus dem tiefsten Born meines Lebens.

Digitized by Google

ZUR WELTLAGE.

AMERIKA UND DIE TÜRKEI.

Von Rudolf Rotheit.

Die arithmetische Rechnung lautet: Erklärt Präsident Woodrow Wilson dem Deutschen Reiche den Krieg, so hat er in demselben Augenblick nicht bloß mit einem, sondern mit vier Feinden zu rechnen, während auf der anderen Seite den vier verbündeten Staaten der europäischen Mittelgruppe zu den zehn Feinden, gegen die sie gemeinsam im Kampfe stehen, noch ein elfter hinzuwächst. Präsident Wilson möchte es aber doch gern anders haben. In seiner Ueberschlauheit wandte er sich zuerst an die Neutralen, damit sie ihm die Kastanien aus dem deutschen Feuer holen, und blitzte bei ihnen ab. Hierauf setzte er, wie jeder, der seine Schliche aufmerksam verfolgt, klar erkennen muß, den Bohrer bei den Bundesgenossen des Deutschen Reiches an. Wahrhaft jammern kann es einen, wenn man sieht, mit welch steigender Kenntnislosigkeit manche Staatsmänner im feindlichen Lager, denen sich nunmehr Herr Wilson als ebensolcher politischer Knownothing zugesellt, an die Bearbeitung von Weltschicksalsfragen herangehen. Grey, Asquith und selbst Lloyd George, der sich früher vernünftiger gegeben hat und erst seit etwa einem halben Jahr ebenfalls in öde Schimpfereien und wilde Hirngespinste verfallen ist, ließen in ihren Reden häufig genug durchblicken, daß sie dem Wahn huldigen, deutsche Bundesstaaten gegen die deutsche Vormacht Preußen ausspielen zu können. Auf nichts Geringeres spekulierten sie, als auf die Möglichkeit, durch die Kraft ihrer Worte Deutschland von innen zu sprengen, nachdem sie allgemach eingesehen, daß es mit der Zertrümmerung des Reiches von außen her doch gute Wege hat. Daher die Ersetzung von „Deutschtum" durch „Preußentum", von deutsch" durch „preußisch" in ihren mannigfachen Kundgebungen. In ihrer hochgradigen Naivität stellten sie sich vor, daß, wenn sie nicht mehr gegen den deutschen, sondern „nur" gegen den preußischen Militarismus wettern würden, das ganze außerpreußische Deutschland ihnen begeistert Beifall zollen werde.

Herr Wilson ist ein gelehriger Schüler der Herren Grey, Asquith und Lloyd George. Er schlägt in Bezug auf den Vierbund dasselbe Verfahren ein. In Wien scharwenzelt, nachdem die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika durch Wilsons Spruch abgebrochen sind, der amerikanische Botschafter Penfield um die dortigen leitenden Staatsmänner herum in der Yankee-Idee, eine Bresche in den mitteleuropäischen Steinwall legen zu können. In Konstantinopel widmet sich der Botschafter Elkus der Aufgabe, den Türken vorzurechnen, welche Gnaden ihrer warten, wenn sie sich bestimmen ließen, Amerika auch nach der etwaigen Kriegserklärung Wilsons an Deutschland als guten Freund zu betrachten und zu behandeln.

Man erinnert sich, daß vor wenigen Monaten, im Sommer vorigen Jahres, die selbstbewußte Antwort durch die Blätter ging, die Enver Pascha dem amerikanischen Botschafter gegeben hat, als dieser in Verkennung der Tatsache, daß die Zeiten in der Türkei sich gründlich geändert haben, den Versuch einer Einmischung in innertürkische Angelegenheiten sich erlaubte:

> „Herr Gesandter", sagte Enver, „jene Zeit ist vorbei, da Sie uns einige Schiffe nach Beirut oder Smyrna schickten, um uns Respekt einzuflößen, und wir gezwungen waren, aus Furcht Ihre Wünsche zu erfüllen. Jetzt haben unsere Feinde unser Land mit einigen Dutzend Kriegsschiffen umstellt, wir aber setzen ihnen Widerstand entgegen. Ihre paar Schiffe sind uns also von keiner Bedeutung. Und wenn Amerika seine Truppen hierherschicken würde, so werden sie im Vergleich mit der halben Million Feinde, die uns umzingelt haben, doch nur unbedeutend sein, da ihre Zahl nicht über 100 000 betragen könnte. Darum sind Ihre Reden und Vorstellungen in diesem Falle zwecklos, schauen Sie nach Ihrer Arbeit und gestatten Sie uns, nach der unseren sehen zu können."

An der Richtigkeit dieser Worte Envers ist nicht zu zweifeln und es kann in der Tat von einer Einschüchterung der Türkei durch Amerika heutzutage ebensowenig die Rede sein, wie von einer Einschüchterung des Deutschen Reiches, das an allem Geschrei und allen Bluffversuchen der Amerikaner vorbei in fester Entschlossenheit seines Weges zieht. So wußte denn auch schon die Londoner „Daily News" aus Washington zu melden, der Botschafter Elkus habe dorthin aus Konstantinopel berichtet, daß sich die Türkei in Sachen des U-Bootkrieges unbedingt der Entscheidung Deutschlands anschließe und daß die Haltung der Türkei beweise, daß die Politik Deutschlands auch diejenige aller Verbündeten des Deutschen Reiches ist. Zu ungefähr derselben Zeit, Mitte Februar,

Digitized by Google

konnte man in der Londoner „Times" eine recht lehrreiche Aeußerung lesen. Das Blatt erzählte, Präsident Wilson sei sehr besorgt wegen der „mißlichen Lage", in welche die amerikanischen Bürger in der Türkei und Bulgarien geraten könnten. Die Nachrichten aus der Türkei oder vielmehr das Fehlen solcher Nachrichten sei ein „besonders düsteres Zeichen"; die amerikanischen Missionare in Kleinasien „sollen bereits interniert sein und das amerikanische Hilfswerk seit einiger Zeit stark behindert".

Wir sehen davon ab, daß in dieser Angstäußerung von ungefähr die Annahme steckt, als ob in der Türkei und in Bulgarien Mexikaner oder Menschenfresser wohnen. Wohl aber ist Präsident Woodrow Wilson zu der Erwägung berechtigt, daß er, wenn er sich zur Kriegserklärung an Deutschland entschließt, sehr beträchtliche materielle Werte in der Türkei auf's Spiel setzt. Was die Amerikaner in der Türkei geschaffen haben, gehörte bisher mit zu den Einrichtungen, die das osmanische Reich schwächten, indem dadurch eine Art Staat im Staate gebildet wurde. Unter den jetzigen Umständen aber haben sich diese amerikanischen Gründungen in ein wertvolles Pfand in den Händen der Türkei verwandelt.

Es sind im wesentlichen Missionsgründungen, um die es sich da handelt. Vor fast genau hundert Jahren, nämlich 1819, zogen die ersten amerikanischen Missionare nach Kleinasien und Palästina. Dauernd ließen sie sich 1833 in Beirut nieder, das seitdem der Mittelpunkt der amerikanisch-syrischen Mission geblieben ist. Dort befindet sich die größte amerikanische Missionsdruckerei und das im Jahre 1862 gegründete große Syrian Protestant College. Es ist allgemein bekannt, daß von einer Uebertrittsbewegung unter den Mohammedanern nicht die Rede sein kann. Das geht auch klar und deutlich aus den Jahresberichten der amerikanischen Missionäre hervor. Zugestanden mag ihnen werden, daß sie in Wohlfahrtseinrichtungen manches Ersprießliche geleistet haben. Aber nicht darauf, sondern auf das Schulwesen legen sie das Hauptgewicht, und die zahlreichen Schulen, die sie errichtet haben, sind geradezu politisch verseucht. Kein Zufall, sondern durchaus folgerichtig ist es, daß die Redakteure der radikal türkenfeindlichen Blätter, die in türkischer und arabischer Sprache in den Vereinigten Staaten erscheinen, im Syrian Protestant College zu Beirut herangebildet wurden, wie es ebensowenig ein Zufall ist, daß die Zöglinge der Missionsschulen und die von ihnen beeinflußten Kreise einen hohen Prozentsatz für die Auswanderung aus Kleinasien nach den Vereinigten Staaten stellen.

Im Jahre 1830 begannen die Amerikaner mit ihrer Missionstätigkeit auch in Konstantinopel. In welchem Geiste sie wirkten, dafür haben wir ein unvergeßliches Beispiel in dem Falle der Miß Stone, jener amerikanischen Kongregationalistin, die sich im Herbst 1901 absichtlich und nach vorangegangener Vereinbarung von einer mazedonischen Bande fortschleppen ließ, um die türkische Regierung zu belasten und ein Lösegeld von ihr zu erpressen.

Weitere bekannte Schulanstalten amerikanischer Missionare in der Türkei sind — neben zahlreichen anderen — das Anatolia College in Mersifon, das International College in Smyrna, das Central Turkey College in Aintab, das Euphrat College in Charput, und hierher ist auch das große, 1862 gegründete Robert College in Konstantinopel zu rechnen, das in enger Fühlung mit der Mission des Bostoner American Board of Commissioners for Foreign Missions steht.

Abgesehen von kommerziellen und finanziellen Unternehmungen, in denen amerikanisches Kapital angelegt ist, abgesehen ferner von dem jetzt allerdings unterbrochenen amerikanischen Ausfuhrhandel nach der Türkei (landwirtschaftliche Maschinen, Nähmaschinen, Schuhwaren, Automobile), stecken Millionenwerte in den amerikanischen Missionsanstalten mit ihren ausgedehnten Baulichkeiten und bedeutenden Ländereien. Ueber die Tatsache, daß an den Dardanellen amerikanische Munition gegen die Türken verschossen wurde, hat man sich in der Türkei stillschweigend hinweggesetzt, doch wohl nicht unterlassen, sich den Vorgang fest ins Gedächtnis einzuprägen. Sollte aber das jederzeit türkenfeindliche Amerika durch eine Kriegserklärung an Deutschland neue Herausforderungen an die Türkei richten, so hat die Türkei Mittel und Wege, Vergeltung zu üben. Auf die honigsüßen Worte der amerikanischen Botschafter in Konstantinopel, so des früheren Botschafters Morgenthau und des jetzigen Botschafters Elkus, ist nicht der geringste Wert zu legen. Es ist nicht einzusehen, weshalb diese Herren weniger hinterhältig sein sollten, als ihr bisheriger Berliner Kollege Herr Gerard. Eben in den jetzigen Bemühungen der Konstantinopeler amerikanischen Botschaft, den Türken das gelobte Land der amerikanischen Gnadensonne vorzugaukeln, um sie auf politische Abwege zu leiten, offenbart sich außer grandioser Unkenntnis der Verhältnisse der unverschämte Versuch, durch amerikanischen Betrug an den Türken die Türken selbst zu Betrügern zu machen. Die türkische Antwort darauf, wenn der Augenblick gekommen sein wird, steht schon heute unverrückbar fest. Das Schema dazu hat Enver in seiner obenerwähnten Erwiderung an Elkus gegeben.

Digitized by Google

DIE WIRTSCHAFTLICHEN BEZIEHUNGEN ZWISCHEN DEUTSCHLAND UND DER TÜRKEI.

Von Fritz Zutrauen.

Der Aufforderung der Herausgeber der „Islamischen Welt", mich zu obigem Thema zu äußern, komme ich mit Vergnügen nach, obwohl ich mir der Schwierigkeiten der Aufgabe voll bewußt bin. Kann in der gegenwärtigen Zeit der Versuch schon als verwegen gelten, mit einigem Anspruch auf Zuverlässigkeit vorauszusagen, was uns der Morgen bringt, um wieviel aussichtsloser erscheint es da, sich über die Entwicklung der Dinge, wie sie nach Beendigung der Feindseligkeiten Wirklichkeit werden dürften, äußern zu wollen. Alle derartigen Betrachtungen fallen notgedrungen in das Reich der Spekulation. Und doch liegt es in der Natur der Sache begründet, schon jetzt Erwägungen darüber anzustellen, welche Verschiebungen die Verhältnisse nach dem Kriege voraussichtlich erfahren werden, zumal wenn es sich um rein wirtschaftliche Fragen handelt. Liegt es doch in dem Wesen der Wirtschaft, in gewissem Sinne die Rolle der Vorsehung zu übernehmun, insofern, als ihr die Aufgabe zufällt, die Möglichkeiten der Zukunft im voraus zu prüfen auf ihre Verwandlungsfähigkeit in die Forderungen der Gegenwart hin.

Talaat Pascha, Großvesier.

Mit dem durch diese Feststellung bedingten Vorbehalt darf erklärt werden, daß sich als eine der für jedermann klar erkennbaren Erscheinungen dieses Krieges die Uebereinstimmung vitaler Interessen Deutschlands und der Türkei ergeben hat — eine Interessengemeinschaft, die sich auch nach Beendigung der Feindseligkeiten erhalten und verstärken und ihren markantesten Ausdruck außer auf militärischem auch auf wirtschaftlichem Gebiete finden wird. Da entsteht nun die Frage, wie sich die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und der Türkei voraussichtlich gestalten werden, was im Interesse ihrer Entwicklung zu geschehen hat, und was von ihnen zu erhoffen ist.

Wenn, was nach Lage der Dinge gewiß nicht überraschend ist, nicht nur über Einzelheiten dieser Fragen noch Unklärheit und zum Teil sogar helle Verwirrung herrscht: das eine jedenfalls ist sicher, daß das wirtschaftliche Interesse der Türkei mit dem wirtschaftlichen Interesse Deutschlands durchaus zusammenfällt. Nicht nur muß Deutschland eine wirtschaftliche Erstarkung der Türkei willkommen heißen: Deutschlands eigenstes Interesse gebietet ihm, zu diesem Prozesse der Kräftigung durch tätige

Digitized by Google

Mitarbeit das Seinige beizutragen. Darin unterscheidet sich ja gerade Deutschlands Interesse an der Türkei von demjenigen seiner Feinde, daß letztere es im Grunde stets nur auf eine militärische und wirtschaftliche Schwächung der Türkei abgesehen, und daß sie zu diesem Zwecke ein raffiniertes System ersonnen hatten, welches eine sinnreiche Mischung von politischer und kommerzieller Betätigung und Perfidie war. Das A und O dieser Politik, die mit klammernden Organen alle Glieder des türkischen Körpers umfangen hielt, war wieder und wieder die Schwächung der Türkei in militärischer, finanzieller, wirtschaftlicher, mit einem Wort: in jeder Hinsicht. Den diese Politik betreibenden Mächten — Rußland, England, Frankreich e tutti quanti — war eine starke Türkei ein Greuel, mehr noch: eine Gefahr; eine schwache Türkei dagegen ein willkommenes Objekt systematischer Ausbeutung.

Worin besteht nun Deutschlands wirtschaftliches Interesse an der Türkei? Zunächst darin, daß wir versuchen, in bezug auf die Rohstoffversorgung von uns feindlichen Mächten möglichst unabhängig zu werden. In zweiter Linie darin, in der verbündeten Türkei ein neues Absatzgebiet für einen Teil gewisser industrieller Erzeugnisse zu gewinnen. Schließlich darin, in dem Lande des osmanischen Bundesgenossen ein neues Feld für die Betätigung unseres Kapitals und unserer Arbeit zu finden.

Zunächst die Frage der Rohstoffversorgung, die für uns in dem Maße an Wichtigkeit gewinnt, in welchem sich die Aussichten unserer Feinde in bezug auf den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege bessern — in Paranthese: seit der mit großem Tamtam in Szene gesetzten Pariser Wirtschaftskonferenz ist es in den Ententeländern in dieser Beziehung recht still geworden. — Was also zunächst die Frage der Rohstoffversorgung anbelangt, so ist es offenbar, daß die Türkei als Agrarstaat par excellence für unsere Bezüge sehr ernstlich in Betracht kommt, und daß ihr mit der Zeit in dieser Hinsicht eine Rolle vorbehalten bleiben kann, deren Bedeutung heute noch gar nicht zu übersehen ist. Zwar sind ja jetzt schon gewisse Industrien in der Türkei vorhanden. Aber das Agrarland, das sie heute im wesentlichen ist, wird sie auch noch in Zukunft bleiben. Immerhin wäre es nun grundfalsch, daraus zu schließen, daß wir, sobald wir uns erst einmal auf die Türkei stützen können, von anderen Ländern, die uns bis zum Kriege mit Rohstoffen versorgten, unabhängig sind. Denn die türkische Wirtschaft befindet sich noch in einem rudimentären Zustande, dessen Entwicklung die Aufgabe von Jahrzehnten sein wird. Auch die in einigen Artikeln schon gegenwärtig recht ansehnliche türkische Ausfuhr ist doch gegenüber den gewaltigen Bedürfnissen Deutschlands vergleichsweise so winzig, daß deren Befriedigung zu einem nennenswerten Teile bestenfalls von der Arbeit vieler Jahre zu erhoffen ist. Wobei immer noch die Frage offen bleibt, ob es je möglich sein wird, Deutschlands Rohstoffbedürfnisse, die ja mit der Zeit auch weiter wachsen werden, voll zu decken. Aber gleichviel, gelänge es nur, einen namhaften Teil des Bedarfs zu befriedigen, so wäre schon ein großes Ziel erreicht. Und dieses Ziel zu erreichen, muß gelingen. Neben einer Reihe von Mineralien, wie Kupfer, Chrom usw., werden wir aus der Türkei Lebensmittel wie Eier und Gewürze, ferner Tabak, Oele, Leder, Seide, Wolle und Baumwolle beziehen können, von letzterer freilich nur, was nach Deckung der großen Bedürfnisse einer heimischen Textilindustrie für den Export verfügbar bleibt. Ob es andererseits in absehbarer Zeit möglich sein wird, Brotgetreide in großem Maßstabe aus der Türkei bei uns einzuführen, steht dahin. Die Aussichten dieses Exports werden recht verschieden beurteilt, am skeptischsten wohl von denjenigen, die in dem Mangel an Arbeitskräften einen in der Tat ernstlichen Hinderungsgrund erblicken. Daß diesem Mangel etwa durch Abwandern deutscher Bauern nach der Türkei abgeholfen werden könne, ist ausgeschlossen. Ueberhaupt ist die Frage einer Ansiedelung deutscher Bauern in der Türkei so phantastisch, nein: so absurd, daß sie gar nicht verdient, ernsthaft behandelt zu werden. Sie sei hier auch nur erwähnt, weil von gewisser Seite, deren Betätigungsdrang nur noch von ihrer Unwissenheit übertroffen wird, derartige Pläne tatsächlich ins Auge gefaßt und mit tiefsinnigen Argumenten erörtert worden sind. Gedanken sind bekanntlich zollfrei, auch wenn sie so unsinnig wie möglich sind. . . .

Was oben inbezug auf die Rohstoffversorgung gesagt wurde, das trifft mit noch größerem Rechte auf die Frage zu, ob und in welchem Maße die Türkei als neues Absatzgebiet für ganz bestimmte deutsche Industrieprodukte in Betracht kommt; auch hier kann eine einigermaßen befriedigende Entwicklung erst von einer späteren Zukunft erhofft werden. Wer sich etwa der Erwartung hingibt, für uns verloren gegangene wichtige Absatzgebiete in der Türkei einen auch nur nennenswerten Ausgleich zu finden, der wird und muß durch den Lauf der Ereignisse schmerzlich enttäuscht werden. Unsere deutschen Begriffe von Exporttätigkeit und deren Umfang bewegen sich in Bahnen, die gegenüber einem Lande wie die Türkei, niemals Wirklichkeit werden können, auch in Jahrzehnten nicht, geschweige denn in der nächsten Zukunft, da die Türkei infolge der Schwäche der türkischen Wirtschaft für eine Aufnahmefähigkeit deutscher Produkte in großem Stil zunächst gar nicht kaufkräftig genug erscheint. Gewiß — in manchen

Digitized by Google

Artikeln werden schon an sich erhebliche Mengen deutscher Erzeugnisse nach der Türkei exportiert. Aber was bedeuten deren Beträge gegenüber den Riesenziffern, an welche uns unsere Exporttätigkeit während der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege gewöhnt hat? Gehen uns infolge von Umständen, die sich einstweilen nicht übersehen lassen, und deren Erörterung auch nicht hierher gehört, wichtige Absatzgebiete verloren, so wäre es demnach töricht, von der Türkei und ihrer Aufnahmefähigkeit in absehbarer Zeit einen irgendwie gleichwertigen Ersatz zu erhoffen. Im besten Falle kann, nach einer Reihe von Jahren, ein teilweiser Ausgleich erwartet werden. Teilweise nur, weil es einem wirtschaftlichen Lebensinteresse der Türkei entspricht, auf den Ausbau bereits bestehender und die Schaffung gewisser neuer eigener Industrien bedacht zu sein. Soll unser osmanischer Bundesgenosse militärisch stark bleiben, woran kein anderer Staat mehr Interesse hat als Deutschland, so ergibt sich die Notwendigkeit der Aufziehung der damit zusammenhängenden Industrien, in erster Linie der Waffen- und Bekleidungsindustrie, ferner der Lebensmittelindustrie ganz von selbst. Zum Teil brauchen diese Spezialindustrien nicht erst geschaffen zu werden, weil sie bereits bestehen und gerade im gegenwärtigen Kriege eine ungewöhnliche, teilweise glänzende Entwicklung erfahren haben. Hier wird es sich also im wesentlichen darum handeln, das Vorhandene auszubauen. Im übrigen arbeiten die bestehenden Fabriken der genannten Industrien wohl ausschließlich im Staatsbetriebe, sodaß der kommerziellen Betätigung für private Rechnung, wo sie nicht bereits unterbunden ist, doch recht enge Schranken gesetzt sind. Andere Industrien, die noch gar nicht oder in ganz unzureichendem Maße vorhanden sind, müssen im wirtschaftlichen Interesse der Türkei alsbald geschaffen werden. Dazu gehören die Leder- und Schuhindustrie, namentlich aber die Textil- und Zuckerindustrie. Die Textilindustrie, insoweit sie die dem orientalischen Geschmack entsprechenden buntbedruckten Baumwollwaren herstellt. Die Vorliebe des Orientalen für diese Artikel ist zu bekannt, als daß es dafür besonderer Beweise bedürfte. Andererseits wäre es offenbar umso leichter, den angegebenen Bedarf des Orients an diesen Artikeln durch eine heimische Industrie zu decken, als die dafür notwendigen Voraussetzungen in idealer Konkurrenz vorhanden sind; die erforderlichen Rohstoffe sind im Lande, und die Bewohner sind, wie kaum ein zweites Volk, für die Eigenart der Textilarbeit wie geschaffen. So sind denn die Aussichten einer in großem Stile aufzurichtenden türkischen Textilindustrie als denkbar günstig zu bezeichnen. Was andererseits den Zucker anbelangt, so weiß jeder, der mit Orientalen je zu tun hatte, welche Bedeutung für ihre Ernährung der Zucker hat. Wie den alten Römern „panis et circenses" als das zum Leben dringend Notwendige erschien, so erblickt der Orientale, soweit die große Masse in Frage kommt, im Zucker und in bunter Kleidung, beides in möglichst reichlichen Mengen bemessen, die Voraussetzung eines glücklichen Erdendaseins. Dieser sich seit Jahrtausenden von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzenden leidenschaftlichen Vorliebe muß in wirtschaftlicher Beziehung Rechnung getragen werden. Und wer es mit der Türkei und ihrer wirtschaftlichen Erstarkung gut meint, der muß darauf dringen, sie zum mindesten in puncto Textil- und Zuckerindustrie vom Auslande unabhängig zu machen. Bleibt diese Forderung aus irgend welchen Gründen unerfüllt, so ist die Folge davon, daß die Türkei dem Auslande für dessen Lieferungen in diesen beiden Artikeln tributpflichtig bleibt, was natürlich gleichbedeutend wäre mit einer Bereicherung des Auslandes auf Kosten der Türkei und mit einer entsprechenden Schwächung ihrer Kapitalkraft.

Also: die vorhandenen türkischen Industrien müssen ausgebaut, neue Industrien müssen geschaffen werden, wenn die Türkei den Rang, den sie einzunehmen hofft, und auch einzunehmen verdient, erobern und behaupten will. Daß eine solche Entwicklung nur auf Kosten der jetzt nach der Türkei exportierenden Industrien, namentlich der deutschen Industrie, möglich ist, bedarf keines besonderen Beweises. Auch hier zeigt sich demnach wieder, daß von dem großen Ziele der wirtschaftlichen Erstarkung der Türkei das unmittelbare deutsche Exportinteresse zurückstehen muß. Daß es auch zurückstehen will, kann nicht zweifelhaft sein. In jedem Falle ergibt sich aus Vorstehendem, daß es eine völlige Verkennung der Lage wäre, an die Möglichkeit zu glauben, in absehbarer Zeit in der Türkei ein Ausgleichsfeld für uns etwa verloren gehende oder bereits verloren gegangenen Absatzgebiete zu gewinnen.

Was im übrigen für unseren Export nach der Türkei von großer Bedeutung ist, das ist die Frage der Regulierung der von uns zu liefernden Waren. Unsere Kaufleute sind im Exportgeschäft daran gewöhnt, Kredite zu gewähren — eine Uebung, die der Entwicklung des Verkehrs mit der Türkei sicherlich höchst förderlich ist. Das Prinzip der Kreditgewährung kann, sofern die sonstigen Umstände sie ratsam erscheinen lassen, auch gegenüber der Türkei unbedingt bejaht werden. Die Frage wird jedoch sofort dornenvoll, sobald es sich darum handelt, zu präzisieren, wie solche Kredite beschaffen sein müssen. Daß derartige Probleme individuell und von Fall zu Fall zu entscheiden sind, liegt auf der Hand. Ganz allgemein kann indessen gesagt werden, daß gegen Kredite bis zu sechs Monaten

Digitized by Google

Dauer kaum etwas einzuwenden sein wird. Längere Kredite zu gewähren, sollte aber jedes Mal reiflich erwogen werden, weil der Exporteur damit nicht nur sich selbst, sondern auch seinen orientalischen Abnehmer in Gefahr bringt. Meine eigenen, langjährigen Erfahrungen im Orient haben mich gelehrt, daß man mit der Einräumung langsichtiger Kredite nicht nur sich selbst festlegt, sondern auch den Kunden verdirbt, der bei ungewöhnlicher Hinausschiebung der Fälligkeiten angesichts der dem Orientalen eigenen Sorglosigkeit leicht die Uebersicht und alsdann — — den Kopf verliert. Es steht fest, daß man dem Orientalen durchaus keinen Dienst erweist, wenn man ihm ohne Not lange Kredite einräumt. Ich möchte die Anschauungsweise der Orientalen in gewisser Hinsicht mit der Mentalität unserer kleinen Leute vergleichen, die durch die Abzahlungsgeschäfte leicht zu Ankäufen verführt werden, deren Höhe ihren Etat weit übersteigt, und deren Last sie dann notwendigerweise erdrücken muß. Das fälschlicherweise befreiende Gefühl, für sofort empfangene Waren erst später zahlen zu müssen, wirkt nun einmal demoralisierend, weshalb von Seiten des Verkäufers gegenüber dem Käufer, auch im eigensten Interesse des letzteren, größte Zurückhaltung am Platze ist.

Besondere Schwierigkeiten bietet die Frage, in welcher Weise sich die Anbahnung geschäftlicher Beziehungen mit der Türkei und deren Pflege und Entfaltung am zweckmäßigsten vollzieht. Um es mit einem Wort zu sagen: es ist dies im wesentlichen eine Personenfrage. Für den Besuch des Orients im allgemeinen und der Türkei im besonderen ist der beste Reisende gerade gut genug. Wer in der Türkei Geschäfte machen und Erfolge erzielen will, darf nicht erwarten, dort unten türkisch oder französisch sprechende Europäer vorzufinden, darf auch nicht hoffen, die Bewohner des Landes in mehr oder minder kontinuierlicher Berührung mit sich zu seiner europäischen bzw. deutschen Mentalität zu erziehen. Die Bewohner sind und bleiben Türken und sollen es bleiben. Sie erwarten, daß sich der vom Norden kommende Besucher ihrer orientalischen Auffassung anbequemt. Mit Recht. Je schneller und je vollständiger solches geschieht, desto größer werden die Erfolge sein. Freilich — um sich dem uns Deutschen gänzlich fremden Niveau, der von der unserigen durchaus verschiedenen türkischen Denkart anzupassen, dazu gehören besondere Fähigkeiten, die zu erwerben nichts weniger als leicht ist. Daß zu diesem Behufe Sprachkenntnisse erforderlich sind, namentlich die Beherrschung des Französischen und möglichst auch des Türkischen, sei hier an erster Stelle erwähnt, obwohl die Aneignung derartiger Kenntnisse nicht gar so schwer ist. Weit schwieriger ist schon die Fähigkeit, sich in die Anschauungsweise des Türken zu versetzen und zu versuchen, die Dinge nicht nur stets mit deutschen, sondern gelegentlich auch mit türkischen Augen zu sehen. Diese Art von geschäftlicher Akklimatisation erfordert viel Verständnis, viel Geduld, viel Takt. Sie ist im Grunde die erste Voraussetzung für einen dauernden Erfolg. Nur wer die Gabe eines solchen Anpassungsvermögens besitzt oder zu besitzen glaubt, der kann für die Anknüpfung geschäftlicher Beziehungen mit der Türkei und deren sukzessiven Ausbau ernstlich in Frage kommen. Wer dagegen glaubt, den Türken die deutsche Mentalität beibringen zu können, der lasse lieber seine Hände davon. Er wird nie etwas erreichen.

Summa summarum: die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und der Türkei werden bei verständnisvoller Pflege im Laufe der Zeit zu größter Bedeutung anwachsen, ohne uns Deutsche jedoch für unsere Bezüge von Rohstoffen bzw. für unsere Exporttätigkeit vom Auslande in absehbarer Zeit unabhängig machen zu können. Alle Erwartungen, die darauf abzielen, gehören einstweilen in das Reich der Utopie. Was für die Entwicklung der deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen wesentlich ist, das ist erstens die Zeit — „time is fighting for us" — und zweitens die Männer. Gelingt es, wie zuversichtlich zu erwarten steht, die richtigen Männer an die richtigen Stellen zu setzen, so wird der Baum des deutsch-türkischen Wirtschaftsverkehrs, der jetzt im Kriege so kräftige Wurzeln getrieben hat, in absehbarer Zeit duftende Blüten und köstliche Früchte tragen. . . .

Digitized by Google

DIE NOTWENDIGKEIT DER TÜRKEI.

Von Dr. W. Haas.

Das Nationalitätenprinzip hat die Völker weiter auseinandergerissen als es jemals vorher der Fall war. Selbst in den Zeiten der Religionskriege, als Fanatismus und Haß die Völker gegeneinanderhetzte, bildete doch gerade das religiöse Moment auch wieder ein gemeinsames Band zwischen verschiedenartigen Elementen. Das Nationalitätenprinzip aber setzt jede Nation im Grund als ein Einzelnes für sich, selbst wenn sie sich zu gewissen Zwecken vorübergehend mit anderen zusammentut, es trennt und vereinsamt. Je stärker diese trennende Kraft ist, desto notwendiger wird es sein, daß zwischen den Nationen, die sich besonders scharf voneinander abgesetzt haben, solche existieren oder entstehen, die ein unwillkürliches und natürliches Bindeglied zwischen den ersteren bilden, ein Bildeglied weniger für den wirtschaftlichen Verkehr als für die kulturelle Annäherung. Diese Rolle wird z. B. besonders Polen zwischen Deutschland und Rußland zu spielen haben.

Se. Kaiserl. Hoheit Prinz Fuad.

Eine analoge Aufgabe, nur in noch umfassenderem und prinzipiellem Sinn, nämlich die Vermittlung zwischen Occident und Orient, hat die Türkei durch diesen Krieg zugewiesen erhalten. Bisher hat der Balkan als Ueberleitung und natürliche Vermittlung von Europa zum Orient gegolten. Das kam daher, daß die Balkanstaaten aus ihrer Vergangenheit noch bis in die neuere Zeit hinein sich einen orientalischen Anstrich bewahrt haben. Darin hat sich eine entschiedene Wandlung vollzogen. Kaum war das Losungswort des Nationalitätenprinzips gefallen, so begannen sie ihre Emanzipationsbestrebungen und erwiesen sich schließlich europäischer, als man vermutet hatte. Insbesondere hat sich Bulgarien jetzt durch seinen Anschluß an Deutschland energisch europäisiert und wird das noch Fehlende bald nachgeholt haben. Und wenn Serbien durch sein Hinneigen zu Rußland noch manches außereuropäische Element an sich hatte, so wird es künftig unter den Augen von Oesterreich-Ungarn nicht mehr in die alten Bahnen zurückgleiten können. Ebenso wird Griechenland, was ihm etwa noch an „Balkanischem" anhaftet, verlieren, sei es, daß es ganz unter den Einfluß der Entente gerät, und somit auf jede Selbständigkeit verzichten muß, sei es, daß es einen Weg zur Befreiung und Freiheit findet. Der Begriff Europa hat sich somit ohne Zweifel ausgedehnt, indem er den Balkan einbegreift, soweit er ungefähr von rasseverwandten Völkern bewohnt ist.

Die Türkei dagegen wird niemals in gleichem Sinne europäisiert werden, und sie hat auch gar nicht die Absicht. Im Gegenteil ist es ihr Wunsch, wie die leitenden Stellen häufig ausgesprochen haben, ihr orientalisches Wesen und ihren Charakter zu bewahren, aber die

Digitized by Google

Formen, in denen sich das politische und soziale Leben vollzieht, nach Möglichkeit denen des modernen Europa anzupassen. Anders kann es nicht sein, schon nach der völkischen Zusammensetzung des türkischen Staates, und eben wegen dieser Doppelheit ist die Türkei zur Rolle des Mittlers berufen. Das hat wohl Byron im Auge gehabt, wenn er in den Anmerkungen zu Childe Harold an einer Stelle sagt: „Würden die Türken morgen aus der Aja Sofia vertrieben werden und die Franzosen und Russen setzten sich an ihrer statt fest, so wäre es fraglich, ob Europa durch diesen Wechsel gewinnen würde."

Se. Kaiserl. Hoheit Prinz Burhaneddin.

Se. Kaiserl. Hoheit Prinz Abdulrahim.

Es ist ein symbolischer Ausdruck für diese Aufgabe der Türkei, daß sie sich über einen asiatischen und einen europäischen Teil erstreckt. Der Versuch der türkischen Sultane, das Schwergewicht des Reiches auf europäischen Boden zu verlegen, ist unter den Mauern von Wien gescheitert. Aber ebensowenig hat es die Geschichte zugelassen, daß die Türkei im zweiten Balkankrieg gänzlich aus Europa verdrängt und zu einem rein asiatischen Reich wurde.

Indessen ist die Festsetzung der Türkei auf beiden Ufern des Marmara-Meeres auch wieder mehr als ein bloßes Symbol. Denn nur der Besitz beider Küsten sichert ihren Bestand und insbesondere ihr asiatisches Reich. Es hat zwar, namentlich als im zweiten Balkankrieg Konstantinopel bedroht schien, manche Stimmen gegeben, die behaupteten, nur die völlige Abstoßung ihres europäischen Besitzes und gerade die Beschränkung auf Asien könne der Türkei den inneren und äußeren Wiederaufbau ermöglichen, allein eine kurze Ueberlegung zeigt das Haltlose dieser Auffassung; es hat sich immer und überall erwiesen, daß der Besitz des einen Meergestades wie nach einem inneren Gesetz den Zug zum Gegenüberliegenden auslöste. Wie die jonischen Griechen nach Kleinasien zogen, so setzten die Araber nach Spanien über, richteten die Franzosen und Italiener ihr Auge auf die gegenüberliegende afrikanische Küste usw. Und so wie die türkischen Sultane an den Toren Europas nicht Halt machten, so würde jede Macht, die sich im Besitz Konstantinopels sähe, sogleich auf der asiatischen Seite des Marmara-Meeres Fuß zu fassen suchen, insbesondere die Macht, die mit hartnäckiger Begehrlichkeit sich ein Anrecht auf Konstantinopel und den europäischen Teil der Türkei zuschreibt: Rußland. Und einer Umklammerung vom Kaukasus her und zugleich von Westen aus müßte die auf Asien beschränkte Türkei allerdings rettungslos erliegen.

Es entbehrt aber nicht des Interesses, sich an dieser Stelle eine kleine Abschweifung zu erlauben und daran zu denken, daß bei einer solchen Entwicklung der Dinge, wie sie eben angenommen wurde und wie sie ja das offen ausgesprochene Programm der Entente voraussieht, doch nicht nur die Türkei der leidtragende Teil wäre, sondern auch England. Auch Byron spielt in dem erwähnten Zitat darauf an, denn dessen Fortsetzung lautet: „England würde sicherlich dabei verlieren." Es kann kein Zweifel sein, daß damit auf die Bedeutung des Besitzes

Digitized by Google

von Konstantinopel und seines asiatischen Hinterlandes für den Landweg nach Indien hingedeutet ist. Je weniger der berühmte Einfall von Nordwesten aussichtsvoll und durchführbar ist, desto näher liegt für Rußland der Gedanke, unter Umgehung von Afghanistan den Vorstoß durch Südpersien zu versuchen. Die russischen Pläne zeichnen sich alle durch Großzügigkeit aus; der Richtung auf das Mittelmeer in die Gegend von Alexandrette — das angebene Ziel eines Teils der kaukasischen Armee — würde sich eine zweite, sie kreuzende südöstliche entgegensetzen, die ihren Endpunkt schließlich in Indien haben müßte. England hat deutlich genug gezeigt, daß es die großen Absichten seines Bundesgenossen erkannt hat, indem es sich ihnen beizeiten entgegenstellte. So wie der Besitz von Cypern Englands Stellung im östlichen Becken des Mittelmeeres sichert, so hat England mit der Besetzung der dem Dardanellenausgang vorgelagerten Inseln den Austritt Rußlands ins Mittelmeer, den die Eroberung der Dardanellen den Russen gesichert hätte, von seinem Gutdünken abhängig und damit so gut wie wertlos gemacht. Und ebenso scheint es, als ob die energische Festsetzung Englands in Südpersien und der immer wiederholte Versuch, bis Bagdad vorzudringen, nicht nur wirtschaftlichen Interessen dient, sondern als reales Bollwerk gegen etwaige Diversionen Rußlands in der Richtung auf Indien gedacht war, falls ihm doch Konstantinopel zufallen sollte. Es erweist sich auch hier wieder, daß England eine starke Türkei wünschen muß, und daß es durch seine europäische Politik der Türkei gegenüber in eine Lage gezwungen wurde, die seinen Interessen durchaus widerspricht.

Mittlerweile ist die Türkei im Begriff, ihrem eigenen Berufe entgegenzureifen.

DER DICHTER.

Von Kemal Bey.

Was ist ein Dichter? Die Natur hat ihn
Gebildet unter trauervollem Lächeln
In Augenblicken ihrer Leidenschaft.

Das Lächeln der Natur fängt wie im Spiegel
Der Dichter nun in seinen Tränen auf.
Der Dichter ist, mehr noch als alle anderen

Geschöpfe, nur ein Sklave der Natur
Und müht sich dennoch über sie zu herrschen.
Unfähig, über seinen eigenen Körper

Frei zu gebieten, strengt er heiß sich an,
Trotz seiner magern Arme schwacher Kräfte,
Das Universum mit sich fortzureißen

Bis zu den höchsten Höhen, zu den Fluren
Der herrlichsten Vollkommenheit! Dann aber,
Wenn die Ermattung ihn zu Boden schlägt,

Hebt er mit bittrer Stimme an zu singen,
Wie eine Nachtigall in ihrem Käfig,
Den man mit einem schwarzen Tuch verhing.

Oder er schreit aus tiefster Angst, so wie
Ein Falke, der zu hoch im Himmelsraume
Hinanstieg, wo die Luft zum Atmen fehlt.

Und der verstört nun rückkehrt auf die Erde . . .
So sind die Dichter, — glücklos und bestimmt
Zu Klagesang und Schreien und Verzweiflung.

(Aus dem „Türkischen Liederbuch" von Hans Bethge. Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin)

Digitized by Google

DIE BEDEUTUNG DES ISLAMS FÜR DIE DEUTSCHE WELTPOLITIK.

Von Emil Zimmermann.

Zu den bedeutendsten Tagen in der neueren Geschichte gehören die von Damaskus (7.—9. November 1898) mit dem Besuche des deutschen Kaiserpaares in der Stadt und den großen Festlichkeiten, wobei Kaiser Wilhelm auf die Anrede des Scheichs Abdullah die Versicherung gab, daß die dreihundert Millionen Bekenner des Islams auf der Erde ihn zu allen Zeiten als ihren Freund finden würden. Damals regte sich laut die Kritik in Deutschland; heute freilich wissen oder ahnen wir, daß mit jenen Tagen die große Weltwende ihren Anfang nahm, die zum Sturze englischer und russischer Weltmachtpläne führen wird.

Zunächst freilich nahm der Druck noch zu, der auf dem Türken- und Arabertum und Mitteleuropa lastete. Die deutsche Politik hatte zwar die Bedeutung der Türkei und Vorderasiens insbesondere erkannt, aber sie sah bis etwa 1908 Vorderasien mehr als Brücke zum fernen Orient an und ließ Afrika und den afrikanischen Islam links liegen. Grund dieser Politik waren die schlechten Erfahrungen Deutschlands mit seinen afrikanischen Kolonien, und sie veranlaßten den Versuch der deutschen Politik, eine Kombination Deutschland-Türkei-Ostasien unter freundlicher Zustimmung Englands zu finden. Deutschland hatte kurz vor der Orientreise des deutschen Kaiserpaares Kiautschou erworben; es gewann bald darauf die Karolinen und Marianen und Samoa. Ausdehnung im fernen Osten war das Ziel deutscher Weltpolitik. Damit war zunächst nötig geworden, England in Afrika Raum zu geben. Eine völlige Klarheit über die Gedanken und Ziele deutscher Politik in den Jahren 1898 bis 1906 ist heute noch nicht zu erlangen; aber aus den Handlungen der damals leitenden Staatsmänner ist doch so viel zu entnehmen, daß ein deutsch-englisches Abkommen oder eine Verabredung dahin bestanden haben muß, daß England in Afrika freie Hand haben sollte und völlige Kontrolle über den Schiffahrtsweg durch das Rote Meer, wohingegen Deutschland Ausbreitung in China und in der Südsee zugestanden war auf dem Wege über Konstantinopel und Bagdad. Die Linie Berlin-Bagdad sollte Stammstrecke einer großen deutschen Weltlinie Berlin-Basra-Südsee und Ostasien werden.

Diese Politik ließ sich nicht durchführen, weil England sehr bald, nachdem es seine vorläufigen Ziele in Afrika erreicht hatte, Deutschland vom persisch-arabischen Meerbusen abzuschneiden trachtete, während es selber nach Arabien zu langen begann. Deutschland sollte nicht in die Lage kommen, einen Weg nach dem fernen Osten zu besitzen, der nicht von England kontrolliert war. Die Weltlinie Berlin-Bagdad, welche auch Anschluß nach Persien suchte, und die in der Richtung auf Indien verlief, war England auch als Konkurrenz gegen seinen bereits vor 1898 gefaßten großen Plan einer Verbindung Alexandrien-Basra-Karachi-Kalkutta äußerst zuwider.

Die Schwenkung der englischen Politik wurde von Deutschland folgerichtig mit einem aktiven Vorgehen in Nordafrika beantwortet. Wollte England nicht einen deutsch-türkischen Weg über Bagdad und Basra zum Indischen Ozean zugestehen, dann hatte auch Deutschland keine Veranlassung mehr, das Streben Englands nach alleiniger Kontrolle über den Weg durch das Rote Meer zu unterstützen, und folgerichtig war der nordafrikanische Islam gegen Englands Pläne zu mobilisieren. Es war weiter ganz richtig, daß Deutschland in Marokko eingriff. Deutschland mußte auch den Schatten des Verdachts vermeiden, als strebe es nach früherem türkischem Besitz; außerdem war und ist Deutschland keine Mittelmeermacht. Also griffen wir in Marokko ein, das mit seiner westlichen Küste außerhalb des Mittelländischen Meeres liegt. Man muß sich die politischen Vorgänge, welche nun hinter uns liegen, in folgender Weise vorstellen:

Die deutsche Politik erstrebte eine ehrliche deutsch-türkisch-englische Verständigung. Die Türkei sollte in der englischen sowohl wie in der deutschen Politik eine Rolle spielen als verbindende Brücke zwischen England und Indien einerseits und Deutschland und seinem Besitz im fernen Osten und in der Südsee andererseits. England sollte seinen von Deutschland gegen europäische Feinde, wie Frankreich und Rußland, garantierten und durch türkisch-arabisches Gebiet führenden Weg durch das Rote Meer nach Indien haben, Deutschland seinen von der Türkei genehmigten Weg über Bagdad zum persisch-arabischen Meerbusen. Ein ehrliches Halten dieser Verabredungen hätte für Deutschland und England günstige Folgen gehabt und für die Türkei eine große Blüte herbeigeführt; es hätte

Digitized by Google

Indien dauernd dem englischen Weltreiche gesichert und den Frieden der Welt begründet.

Aber die englische Politik zeigte sehr bald, daß sie nicht ehrlich war. Die deutsche Regierung sah 1900 von einem Eingreifen in den Burenkrieg ab und erleichterte England das Erreichen seiner afrikanischen Ziele. Kaum aber hatte diese Macht den Sudan und die Burenstaaten unterjocht, als sie vom Weltherrschafts-Teufel ergriffen wurde, alle Verabredungen mit Deutschland über den Haufen warf und den Plan faßte, sich mit Frankreich und Rußland zur Zertrümmerung der Türkei zu verbinden; Italien aber übernahm die Rolle der leichenräuberischen Hyäne. England wollte keine den Frieden der Welt sichernde Stärkung der Türkei und des Arabertums, es wollte kein Aufblühen dieser Völker und keine deutsch-türkisch-arabische Handels- und Verkehrs-Zusammenarbeit bis nach dem fernen Osten nach dem Muster des mitteleuropäisch-arabisch-türkischen Verkehrs des Mittelalters, der dem damaligen Mitteleuropa und Arabertum eine große, heute noch nicht erreichte Blüte gebracht hatte. England wollte sich damit nicht begnügen, daß es mit der Türkei zusammen den Schiffahrtsweg durch den Suezkanal und das Rote Meer beherrschte, es wollte diesen Weg allein und ausschließlich in Händen haben und deshalb die Türkei zertrümmern, um ihr Arabien und Mesopotamien zu entreißen. Damit sollte auch zugleich der Gedanke deutscher Ausbreitung in Ostasien totgemacht werden.

Wenn man die politischen Vorgänge der letzten Jahre so ansieht, dann erkennt man leicht, daß die verhängnisvolle Entwickelung der englischen Politik von Afrika her ihren Anfang nahm. Daß es dahin kommen würde, hatte kein geringerer als König Leopold II. von Belgien schon 1896 erkannt, und er war der Vater der kombinierten französisch-belgisch-abessynischen Expedition nach dem Sudan, die 1898 mit Faschoda ihr Ende fand. Nach Wauters „Histoire politique du Congo belge" erstrebte Leopold II. nichts geringeres als die Vertreibung der Engländer aus Aegypten und die Internationalisierung des Landes. Er fürchtete, daß England, einmal im Besitze Aegyptens und des Sudans, nach Vorderasien greifen würde.

Was gegen diese tatsächlich bestehende Gefahr, die der Weltkrieg klar enthüllt hat, zu tun ist, hat das deutsche Vorgehen in Marokko gezeigt; das Selbstbewußtsein des nordafrikanischen Arabertums ist zu stärken. Wie das im einzelnen geschehen soll, das ist Sache der praktischen Politik und muß die Zukunft lehren. Indirekt wirken auf auf das nordafrikanische Arabertum der Glanz der türkischen Siege und die gehobene internationale Stellung des türkischen Reiches; einen sehr starken Einfluß würde auch vermehrte deutsche Kolonialbetätigung in Afrika ausüben; der Entschluß dazu wird erleichtert durch die schnelle Entwickelung gerade der afrikanischen Kolonien in den letzten Jahren vor dem Kriege und durch die überraschend zu Tage getretene Tatsache, daß die mittelafrikanischen Besitzungen Deutschlands die militärisch stärksten und für seine Weltpolitik weitaus wichtigsten sind.

Was Kamerun mit seinen wenigen Leuten und seinem Mangel an Gewehren und Munition gegen 25 000 Feinde geleistet hat, ist noch lebhaft in Erinnerung. Was aber Deutschostafrika betrifft, so muß man sich das Folgende ins Gedächtnis zurückrufen:

Am 19. September 1914 hatte der Kreuzer „Königsberg" vor Zanzibar den englischen Kreuzer „Pegasus" zusammengeschossen; am 20. September stieß eine deutsche Truppe von Tanga aus gegen Mombassa vor. Sie stürmte am 24. das englische Lager Majorini. Anfang Oktober wurde die englische Macht, welche Mombassa decken sollte, bei Gaza, 40 Kilometer südlich jenes Hafenplatzes, geschlagen. Mombassa war in Gefahr, in die Hände der Deutschen zu fallen. Gleichzeitig stießen deutsche Truppen immer wieder vom Kilimandscharo aus gegen die Ugandabahn vor, und zur selben Zeit marschierte eine deutsche Truppe am Ostufer des Victoriasees auf Port Florence, den Endpunkt der Ugandabahn. Die Lage war für die englische Verteidigung mehr als kritisch; sie wurde nur durch die Ankunft starker indischer Truppentransporte gerettet. Gesetzt den Fall, an Stelle von Tsingtau wäre Daressalem deutscher Flottenstützpunkt gewesen; ob dann wohl Oktober 1914 indische Truppen in Mombassa hätten landen können? Unmöglich wäre auch die Ankunft einer starken Burenarmee in Ostafrika gewesen, die England Ende 1915 dorthin warf, als die deutschen Truppen auch die Indermassen zusammengehauen hatte, Ende 1915 hatte die ostafrikanische Schutztruppe Teile der Ugandabahn besetzt; erst die Ankunft der Buren brachte den Umschwung der Lage.

Wäre Deutschostafrika schon 1914 militärisch stärker und besser gerüstet gewesen, hätte es einige schnelle Kreuzer und Unterseeboote gehabt, dann wären den Engländern ihre ostafrikanische Kolonie und Uganda verloren gegangen. Und das hätte die tiefgreifendsten Wirkungen auf ganz Afrika geübt. Die Bändigung des Sudans ist, wie der Aufstand des Imam von Darfur und der Kampf der Senussi beweisen, England und Frankreich nur sehr schwer gelungen; französisch Zentralafrika und große Teile des französischen Sudans sind, wie Meldungen in der französischen Presse erkennen lassen, noch Anfang 1917 im Aufstand gewesen. Welche Wirkung würde die Kunde ausgelöst haben: die Deutschen haben die Ugandabahn erobert, Mombassa und Nairobi besetzt, sie stehen im Verkehr mit Abessynien?

Digitized by Google

Die Einwirkung deutschen Kolonialgebiets im gegenwärtigen Kriege auf den Islam ist nicht stark genug gewesen, weil Deutschland dafür nichts vorbereitet hatte. Noch Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts galten die afrikanischen Kolonien Deutschlands als wertlos; wir hatten Aerger über Aerger damit, und deshalb faßte damals Fürst Bülow den Plan, das Hauptgewicht kolonialer deutscher Ausdehnung nach dem Fernen Osten zu verlegen. Dieser Plan darf heute, nach den Erfahrungen des Krieges, als abgetan gelten. Sagt doch selbst der Vorstand des Deutschen Flottenvereins in seiner Denkschrift, die er dem Reichskanzler und dem Bundesrat unterbreitet hat:

„Dagegen scheint aus den Kriegserfahrungen hervorzugehen, daß von allen unseren Kolonien die west- und ostafrikanischen die wichtigsten und militärisch auch am leichtesten zu verteidigen sein werden."

In der Tat, was hat der Ferne Osten gegen Afrika zu bieten mit seinem starken Arabertum, das Deutschland treu zur Seite stehen wird, weil seine Interessen mit denen Deutschlands konform gehen? An ein starkes Deutschmittelafrika lehnen sich alle islamischen Hoffnungen und Bestrebungen in Nordafrika an, und dann hat, auch wenn England vorläufig in Aegypten bleiben sollte, die Türkei mit einem Schlage die notwendige Freiheit der Entwickelung und hat Deutschland die freie Ausfahrt in den Indischen Ozean auch durch den Suezkanal. Denn starke deutsche Flottenstützpunkte in Daressalam oder Kilwa Kissiwani und in Duala (Kamerun) oder an der Kongomündung werden künftig an die Lebensadern des englischen Weltreiches zu greifen vermögen, an seine Verbindungen nach Indien, Australien und Südafrika.

Ebenso stark würden von Arabien und dem Sudan her die islamischen Kräfte auf das Rote Meer drücken. Es entsteht ein Doppeldruck, dem England nachgeben muß, indem es von einer aggressiven Politik gegen die Türkei und Deutschland abläßt. Ein deutsch-islamisches Zusammenwirken kann England sehr wohl zwingen, zu seiner alten antirussischen Politik zurückzukehren.

Nachdem England den Sueskanal in seine Gewalt gebracht und damit Fuß in Aegypten gefaßt hatte, wurde es Schritt für Schritt auf seinem orientalischen Eroberungswege weitergedrängt, bis es dahin kam, sich mit Rußland, Frankreich und Italien zur völligen Zertrümmerung der Türkei zu verbünden. Von dieser Politik muß England abgebracht werden. Da der Suezkanal nicht mehr zu schließen ist, muß er entweder unter internationaler Kontrolle gestellt, oder es muß eine politische Gestaltung herbeigeführt werden, welche England in ständiger Furcht hält, daß es Aegypten und den Suezkanal ganz verliert. Das letztere können Deutschland und die islamische Welt erreichen.

Die Türkei wird als islamische Vormacht aus dem Kriege gekräftigt hervorgehen, das wird zu einer bedeutenden Stärkung des nordafrikanischen und sudanischen Islams führen. Und Deutschland hat die Mittel in der Hand, sich ein mittelafrikanisches großes Kolonialreich zu erzwingen, das an den arabischen Sudan grenzt.

Dazu kommt, daß der deutsch-islamische Bund starke Fernwirkungen üben wird. Er erst ermöglicht der Türkei und auch Griechenland und Bulgarien die Schaffung einer starken Kriegsmarine, und das führt zur Brechung der englischen Tyrannis im östlichen Mittelmeerbecken, deren Wirkungen Griechenland so stark zu kosten bekommen hat.

Von höchstem Wert für die Türkei wie nicht minder für Deutschland wird es sein, wenn durch deutsch-islamisches Zusammenarbeiten England, was wohl zu erwarten ist, zur Aenderung seiner bisherigen Politik gezwungen wird. Das Ziel des Feldherrn ist Niederwerfung des Feindes; wenn dies erreicht ist, muß aber der Staatsmann eingreifen, und sein Ziel muß sein, den Feind in eine neue Richtung zu drängen, ihn zu zwingen, die Methoden zu lassen, welche zum Kriege führten. Nach der großen Entscheidung soll der Staatsmann eine jahrhundertlange friedliche Entwicklung mit der Entfaltung aller Kräfte seines Landes ins Auge fassen. Das macht seine Größe aus. Die künftige deutsche Weltpolitik so zu fundieren, daß sie ohne neue schwere Zusammenstöße durchgeführt werden kann, muß das Streben und Ziel hoher Geister sein; das starke gesunde Fundament hierzu liegt aber in Afrika und im Zusammenwirken mit dem Islam.

Digitized by Google

BAGDAD.

Ein Brennpunkt islamischer Kultur.

Von Georg Widenbauer.

Die Anschläge der Engländer auf das wegen seiner wirtschaftlichen und Verkehrsbedeutung so unendlich wichtige Zwischenstromland lenken unsere Aufmerksamkeit von selbst auf dessen vom englichen Vorstoße unmittelbar bedroht gewesene Hauptstadt. Die Besitzergreifung der den Herzen aller Mohammedaner sunnitischen und schiitischen Bekenntnisses gleich ehrwürdigen einstigen Kalifenresidenz hätte den Engländern, welche die Hauptmasse der Mosleme unter ihrem Zepter vereinigen, einen ganz beträchtlichen Nimbus verliehen und auf alle Mohammedaner des Orients, wo der Erfolg ja von so ausschlaggebendem Einfluß ist, einen gewaltigen Eindruck gemacht. Denn nächst den beiden Prophetenstädten wetteifert Bagdad mit Damaskus und Konstantinopel um den Vorrang unter den jedem Moslemen besonders ans Herz gewachsenen Städten.

Bagdad (persisch = „Geschenk Gottes"), von den Abendländern im Mittelalter Baldach genannt (daher Baldachin!), ist eine Gründung des großen Abbasiden Al Mansur, der in der Nähe der in Trümmer gesunkenen Sassanidenresidenz Ktesiphon des ehemaligen neupersischen Reiches in nur vierjähriger Bauperiode — 763 bis 767 — die „gottergebene" Stadt als Residenz der Kalifen erstehen ließ. Er hatte dazu eine äußerst bevorzugte Lage gewählt. Im Herzen Mesopotamiens gelegen, an der Stelle, wo die beiden Zwillingsströme Euphrat und Tigris einander auf 18 km nähern, an einem Platze, der schon durch reichhaltige geschichtliche Erinnerungen geheiligt war, war Bagdad von Natur aus zur künftigen Weltgröße bestimmt, schien von vornherein das Erbe der in Schutt und Asche gesunkenen Weltmetropolen Babylon-Ninive und Ktesiphon-Seleukia in sich vereinigen zu sollen. Glorreiche Waffenerinnerungen machten den Platz den Arabern besonders ehrwürdig. Hatten sie doch in unmittelbarer Nähe davon, bei Kadesin, am rechten Ufer des Euphrat, 630 in einer dreitägigen blutigen Schlacht — noch in der vierten Nacht, „der Nacht des Geheuls", rangen arabische und persische Haufen erbittert miteinander — einen glänzenden Sieg über die Perser davongetragen. Diese entscheidende Niederlage, welche dem persischen Feldherrn Rustam das Leben kostete und bei der die Araber das persische Reichsbanner erbeuteten, hatte den Perserkönig Jezdegerd III. gezwungen, seine bedrohte Residenz Ktesiphon zu räumen.

Ursprünglich hatte Al Mansur hier lediglich ein großartiges Militärlager zur Beherrschung des stets aufrührerischen Irak zu errichten vorgehabt, eine Art Potsdam, von dem aus er seine Militärherrschaft über die mannigfachen unterworfenen Volksstämme ausüben wollte. Rasch aber wuchs die Stadt, welche anfänglich nach ihrem Schöpfer „Mansurijeh" hieß, über die ihr von ihrem Schöpfer zugemessene Bedeutung hinaus und nahm einen fabelhaften Aufschwung, wurde im wahrsten Sinne des Wortes „Hauptstadt der Welt", deren märchenhafte Pracht und Ueppigkeit weithin gerühmt ward. Sie erreichte ihren Höhepunkt unter dem Zeitgenossen Karls des Großen, dem aufgeklärten Kalifen Harun al Raschid (786—809), mit dessen ruhmvollem Namen die Glanzzeit Bagdads auf immerdar verknüpft ist. Bagdad war der Hauptstapelplatz des indisch-persisch-arabischen Handels. In den Basaren der rührigen Handelsstadt lagerten die kostbarsten Waren des Orients. Von hier brachen riesige Karawanen auf, die wertvollen Güter des Morgenlandes den europäischen Völkern zu übermitteln. In der Blütezeit des Kalifats konzentrierte sich hier der Handelsverkehr der gesamten Welt. Bagdad lieferte die herrlichsten mit Gold und Seide durchwirkten Prachtstoffe, Sammet und

Namik Kemal Bey,
bekannter türkischer Dichter.

Exzellenz Halil Halid Bey,
hervorragender Schriftsteller, früherer kaiserl. osmanischer Generalkonsul.

Digitized by Google

Damaste, prachtvolle Teppiche. Es war aber zugleich ein Brennpunkt des mohammedanischen Geistes- ein Brennpunkt des mohammedanischen Geisteslebens der arabischen Kultur, wie es sich für eine Stadt, welche 500 Jahre lang die Hauptstadt des mächtigsten und ausgedehntesten der damaligen Weltreiche gewesen, von selbst versteht. Der aus den romantischen Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht", deren Mittelpunkt Bagdad war, weltbekannte Kalif Harun al Raschid wetteiferte mit seinem Sohn und Nachfolger in der Förderung der Künste und Wissenschaften. Beide waren so eifrige Schirmherren der Gelehrten und Künstler, daß ihre Zeit geradezu als das augusteische Zeitalter der arabisch-persischen Kultur gepriesen wird. Harun errichtete hier prächtige Moscheen und Paläste, die im erlesensten orientalischen Geschmack aufs üppigste ausgestattet waren und seltene Kunstschätze in ihren Gemächern bargen. Den Thron der Kalifen überschattete ein Baum mit 18 goldenen und silbernen Aesten. Er erbaute hier auch seiner Lieblingsgemahlin Zobeide ein imposantes Mausoleum, dessen Domkuppel noch heute zu sehen ist. „Großartige Paläste, Brücken und Moscheen, kunstvoll angelegte Gärten, Wasserleitungen und öffentliche Brunnen erregten nicht minder das Staunen des Volkes, wie die Pracht der Waffen und Kleider, die der Kalif und sein Gefolge an festlichen Tagen entfalteten, oder die Fülle der Schätze, die sich im Palaste des Herrschers ansammelten, und die überreichen Spenden, die den Bettlern und Müßigen freigebig ausgeteilt wurden. Ein üppiges Wohlleben herrschte in der ganzen Stadt. Wie einst in Rom in der Kaiserzeit strömte nicht nur das Gold der Provinzen in ihr zusammen, sondern der Handel brachte auch die eigentümlichen Produkte der verschiedenen Himmelsstriche in Ueberfülle nach den Märkten Bagdads, wo die Seide Chinas und das Pelzwerk Sibiriens mit den Gewürzen Indiens und Arabiens und den farbigen Lederwaren Cordovas zusammentrafen, wo der Stapelplatz jener Welthandelsstraßen war, die von China nach der westlichen Welt, von Indien nach Byzanz und weiterhin nach dem Norden und Westen Europas führten." So charakterisiert Helmolts Weltgeschichte trefflich die Bedeutung des mittelalterlichen Bagdad.

Lange Zeit hindurch blieb die Kalifenresidenz der Hauptsitz der mohammedanischen Gesittung, die damals der abendländischen Kultur weit überlegen war. Es besaß eine große Bibliothek von über 100 000 Bänden. Hier, in der Euphratebene, wird auch zum ersten Male wieder seit dem Altertum eine Gradmessung vorgenommen. Der hochsinnige Kalif Mustansir 1233 gründete eine Akademie für Heilkunde, Alchimie und Pharmazie, die einst in der ganzen islamischen Welt großes Ansehen genoß und Muster und Vorbild für zahlreiche Neugründungen wurde.

Unter den letzten Kalifen geriet Bagdad langsam in Verfall. Dieser ging noch rascher vor sich, als die Stadt unter die Mongolenherrschaft kam. 1258 ward sie von Hulagu, dem Enkel Dschingis Kahns, eingenommen. Dabei ward der Stadt ein grausames Geschick zuteil. Ihre Bewohner wurden scharenweise niedergemetzelt. Dann folgte vierzig Tage lang eine Plünderung. Zuletzt ward sie ein Raub der Flammen, wobei die unschätzbarsten Kunst- und Bücherschätze mitverbrannten. So gründlich ward das grausame Zerstörungswerk auch auf dem flachen Lande vorgenommen, daß der Sawad, das babylonische Schwemmland, infolge Vernichtung aller Bewässerungsanlagen zur Wüste ward und größtenteils bis heute auch geblieben ist. „Der mörderische Stoß des rohen Mongolen hatte mit der Verwüstung Bagdads die Kultur des Orients ins Herz getroffen."

Die Nachfolger Dschingis Kahns wurden 1398 von dem nicht minder schrecklichen Timur aus Bagdad vertrieben, der wieder blutige Greuelzenen über die unglückliche Stadt heraufbeschwor. Aus den abgeschlagenen Köpfen der Gefallenen und der getöteten Einwohner — es sollen über 90 000 gewesen sein — wurden vor den Toren Schädelpyramiden als Siegesmale errichtet.

Während der Mongolenzeit von verschiedenen einheimischen Dynasten beherrscht, fiel Bagdad zu Beginn des 16. Jahrhunderts dem Begründer des nationalpersischen Reiches der Sufi, Schah Ismael, zur Beute und bildete lange Zeit einen Zankapfel zwischen Persern und Türken. 1638 endlich ward es nach langwieriger Belagerung von Sultan Murad IV. erobert. Vergebens versuchte im 18. Jahrhundert der Turkmene Nadir es seinem persischen Reiche einzuverleiben. Es ist seitdem unbestritten im Besitze der Türkei geblieben.

Das heutige Bagdad, unter 30° 20' n. Br. inmitten üppiger Palmenhaine gelegen, dehnt sich zu beiden Seiten des Tigris aus. Der Hauptteil, etwa zwei Drittel, liegt auf der Ostseite, während die alte abbasidische Residenz auf der Westseite sich ausbreitet. Der Tigris ist hier 180 m breit.

Die Stadt bietet vom Flusse aus, in dessen Nähe auch die Zitadelle liegt, einen malerischen Anblick, um so mehr wird man von dem Inneren enttäuscht. Die meist nur einstöckigen, nach der Straße zu fensterlosen Häuser, aus Backsteinen erbaut und mit flachen Dächern versehen, die in den kühlen Abendstunden einen angenehmen Aufenthalt gewähren, verleihen der Stadt ein nüchternes Aussehen. Aus dem Altertum ist nur eine Kaimauer erhalten, aus der Kalifenzeit sind ebenfalls nur wenige Gebäude übrig geblieben, die Medresse des Mustansir, das Minarett Suk el Razl und der Han el Oetman

Digitized by Google

sowie einige Mausoleen, besonders die Grabmoschee des Imam Musa el Razim von 801, mit herrlichen farbigen Fayencen. Neuere Moscheen sind zahlreich, geben der Stadt den Charakter kirchlichen Glanzes und beherrschen mit ihren bunten Kuppeln das Stadtbild, doch gibt es auch sechs christliche Kirchen. Von den öffentlichen Gebäuden sind außer der halbverfallenen Zitadelle nur der Konak des türkischen Statthalters und das Haus des englischen Generalkonsuls inmitten schöner Parkanlagen erwähnenswert. Die zahlreichen geräumigen Basare, die man überall antrifft, sind noch Ueberreste des früheren wirtschaftlichen Glanzes. Große Verdienste hat sich um die Stadt Midhat Pascha erworben, der 1868—72 Statthalter war und die alten Festungswerke schleifen, die Straßen erweitern und die Landungsplätze am Tigris verbessern ließ.

Die Stadt, von dem Muslemin mit dem Ehrennamen „Dar-es-Salam", d. i. Stadt des Heils, ausgezeichnet, hat auch als Wallfahrtsort nicht geringen Ruf. Hierher pilgern alljährlich insbesondere persische und indische Muselmannen, um an den Gräbern großer Heiliger zu beten. So befindet sich in der Vorstadt Muaddam die Grabmoschee des den Türken heiligen Imam Abu Hanife, in dem durch eine Pferdebahn mit Bagdad verbundenen Vororte Kasmije die Grabstätte der von den schiitischen Persern verehrten Imame Mohammed Kazim und Mohammed Taki. Außerdem birgt die Stadt das Grab des allen gleich ehrwürdigen Scheich Abd-el-Kader Ghelani.

Die Bevölkerung, etwa 150 000 Seelen, bildet ein buntes Gemisch aus Arabern, Türken, Kurden, Juden (30 000), Armeniern, Griechen, Syrern, Persern und Hindus. Auch enthält die Stadt eine kleine europäische Kolonie, meist Familien der Konsuln oder von Angestellten der „Frankenfirmen". Die meisten europäischen Mächte sind durch Konsulate vertreten, so auch das Deutsche Reich; England unterhielt dort sogar einen Generalkonsul, der unmittelbar dem Vizekönig von Indien unterstand.

In der neuesten Zeit blüht der Handel Bagdads, der durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen in seinem Lebensnerv getroffen worden war, langsam wieder auf. Die Eröffnung des Suezkanals hat Bagdads Verkehr günstig beeinflußt.

Eine wichtige Einnahmequelle für die Bewohner bilden auch die zahlreichen Pilgerzüge aus Persien, die entweder Kerbela mit dem Grabe Huseins oder Mekka zum Ziele haben. Für die Tausende von Pilgern bietet die Stadt mit ihren etwa dreißig Karawansereien eine willkommene Rast- und Erholungsstation.

Welch seltsame Interessen manche Geschäftsleute der Stadt an der künftigen Bahnstrecke haben, davon weiß Paul Rohrbach, der 1901 hier weilte, ein Stückchen zu erzählen. Er ward von einem in Bagdad ansässigen persischen Kaufmann gefragt, ob die Bahn auch Wagen für die Leichen mitführen werde, die man jetzt, immer zu vier Särgen auf einem Maultiere, in großen Karawanen aus Persien nach den heiligen Begräbnisplätzen der Schiiten in Kerbela und Nedschef bringe.

Im Verkehrsleben der Stadt spielte bisher der Tigris, der gleichsam die nordwestliche Verlängerung des Persischen Meerbusens darstellt, die Hauptrolle. Die Schiffahrt auf dem Tigris ist freilich durch den häufigen Wechsel zwischen Hoch- und Niederwasser, der bei Bagdad z. B. 10:5 m beträgt, sehr beeinträchtigt. Die Tigrisdampfer, meist Raddampfer, sind ziemlich flach gebaut, um den Verkehr auch bei Niederwasser aufrecht erhalten zu können. Es bestehen in Friedenszeit regelmäßige Verbindungen mit Basra am Schat el Arab, bis wohin Seeschiffe gelangen können. Der Eingeborenenverkehr spielt sich zu Wasser auf dem Kelek ab, einem eigentümlichen Floß von aufgeblasenen Ziegenfellen.

Wenn auch die Stadt, deren Name auf alle einen bestrickenden Zauber ausübt, weil sie in der alten Geschichte, Poesie und Sagenwelt des Orients so viel genannt wird, augenblicklich nur mehr ein Schatten ihrer früheren Größe ist, so geht sie doch in naher Zukunft neuem Aufschwung entgegen. Deckt doch gerade ihr Name eines der Hauptziele der deutschen Orientpolitik, spricht sich in den Schlagwörtern „Berlin—Bagdad" oder „Hamburg—Bagdad" doch der Triumph des deutschen Weltgedankens über die ränkevolle englische Einkreisungspolitik aus. Hoffen wir, daß es unseren wackeren türkischen Bundesgenossen bald gelingt, die frechen Eindringlinge gänzlich aus ihrem Gebiet hinauszutreiben, dann wird die alte Kalifenstadt sich wieder verjüngen. Fortan aber wird ihr ehrwürdiger Name gleichsam das Unterpfand bilden der aufrichtigen Freundschaft zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Sultan, wie sie einst vor über 1000 Jahren schon zwischen dem großen Karl, dem „Sultan des Westens" und dem erlauchten Bagdadfürsten Harun al Raschid, dem „Kaiser des Ostens", bestanden hat.

Digitized by Google

DER WELTKRIEG UND DIE LITERATUR IN DER TÜRKEI.

Von Dschelal Nuri.

Wir stehen vor einer widerspruchsvollen Tatsache. In diesem Augenblick der angespanntesten Kampftätigkeit und der allgemeinen Krise erleben wir in der Türkei eine neue Blüte der Literatur. Ungerecht aber wäre es, wollte man von einer Wiedergeburt bloß des Schrifttums sprechen; denn in Wirklichkeit ist gegenwärtig alles in der Türkei im Vorwärtsschreiten begriffen, der ganze türkische Geist ist wiedererwacht. Versuchen wir, die Ursachen davon zu ergründen.

Bis zum Ausbruch offener Feindseligkeiten war sich der Türke unglücklicherweise der ihm vom Ausland drohenden Gefahren nur halb bewußt. Auf allen Seiten von fremden Mächten eingeengt, war er diesen sozusagen schon verfallen. Im Schutze internationaler Verträge sich gesichert wähnend, führte er ein inhaltloses Leben. Die ganze lange, ein Drittel Jahrhundert umfassende Regierungszeit Abdul Hamids war ein traum- und tatenloses Dahindämmern.

Doch die Nation besaß trotzdem ihre guten Eigenschaften, die nicht gänzlich verloren gehen konnten. Vor allem blickte dies Volk, dem der Gedanke des Systems der stehenden Heere entsprungen war, auf eine glorreiche Geschichte zurück. Es bedurfte eines Anlasses, auf daß der Türke erwache. Diesen Antrieb gab der Krieg. Kraftvoll begann der Nationalismus sich zu regen, und dieses nationale Erwachen hatte das Wiederaufblühen der Literatur im Gefolge.

Prüfen wir diese Literatur und ihren Charakter. Zunächst die offizielle Literatur. Der Staat fördert die Literatur und macht Geldaufwendungen für sie. Alle Augenblicke veröffentlicht das Unterrichtsministerium nützliche Bücher, die zu billigen Preisen verkauft werden. Zu den Gründern der unter dem Schutze des Unterrichtsministers Schükri Bey stehenden „Bibliothek nützlicher Bücher" zählen die beiden auserlesenen Schriftsteller Dschenab Schehabeddin und Suleiman Nazif. Dies gemeinnützige Unternehmen gibt unter anderem in sehr handlicher Form die Gesamtwerke Abdul Hakk Hamids und die Diwane von Dichtern ältester Perioden heraus.

Die Fakultäten der Hochschulen sowie gewisse, teilweise vom Staat unterhaltene Erziehungsanstalten haben regelmäßige Berichte eingeführt, an denen die in der Türkei wirkenden deutschen Professoren mitarbeiteten. Man darf mit gutem Grunde hoffen, daß diese Berichte in der nächsten Zukunft die gleiche Höhe erreichen werden, wie ähnliche Veröffentlichungen im Auslande. Außerdem erblickt eine große Anzahl von Fachblättern und pädagogischen Zeitschriften in dieser „papierlosen" Zeit das Licht des Tages. Ehrenvolle Erwähnung gebührt der „Rundschau für allgemeine Literatur". Sie steht ruhmvoll an der Spitze. Keine der Zeitschriften, die vor dem Kriege erschien, erreichte eine so hohe Auflage, wie jetzt diese Rundschau. Beinahe alle Schriftsteller Konstantinopels gehören zu ihren Mitarbeitern. Unter den Ehrenmitgliedern des Komités befinden sich viele hervorragende Persönlichkeiten. Weiterhin entfaltet „die Gesellschaft für Ottomanische Geschichte" eine nutzbringende Tätigkeit. Ahmed Refik Bey, eines der namhaftesten Mitglieder dieser Gesellschaft, ist unermüdlich an der Arbeit, alte Dokumente aus den Staatsarchiven hervorzuholen, so über die alten Beziehungen zwischen der Türkei und Preußen, über den König Karl XII. von Schweden usw.

Kehren wir nun zur schönen Literatur zurück. Hier geht es allerdings noch etwas langsam vorwärts. Erwähnenswert sind immerhin die Gaben Faïk Ralis, eines wahrhaft empfindsamen Dichters. Von Zeit zu Zeit übt auch der berühmte Stilist und ausgezeichnete Dichter Schenab Schehabeddin noch die Reimkunst, um darin nicht ganz aus der Uebung zu kommen. Abdul Hakk Hamid, ein genialer Romantiker reinsten Wassers, läßt es sich trotz seines vorgerückten Alters nicht nehmen, uns im Jahre ein bis zwei Werke zu schenken. Man könnte ihn den erlauchtesten Dichtern anderer Länder würdig an die Seite stellen.

Widmen wir in dieser Zusammenfassung unsere Aufmerksamkeit ein wenig auch den „Turkisten". Der deutsche Leser weiß sicher nicht viel von dieser Bewegung. Sie ist Nationalismus im Ueberschwang, der in der Sprachreinigung seinen Ausdruck sucht. Die Anhänger dieser Richtung greifen impressionistisch bis auf die turenischen Quellen der Sprache zurück, doch scheint ihnen kein bedeutender Erfolg beschieden zu sein. Ihre Zeitschrift „Turk Jurdu" bricht sich nur langsam Bahn. Vor ungefähr zwei oder drei Jahren machte die neue Schule ziemlich viel von sich reden, doch war ihr künstliches Gedeihen nur von kurzer Dauer. Ich kann feststellen, daß sie im Niedergang begriffen ist, und daß ihre Gründer die frühere Einheit ihrer

Digitized by Google

Ansichten nicht zu wahren verstanden haben. Ihre Namen sind: Zia Gök Alp, Emin Bey, Jussuf Aktschura, Hamdullah Subhi.

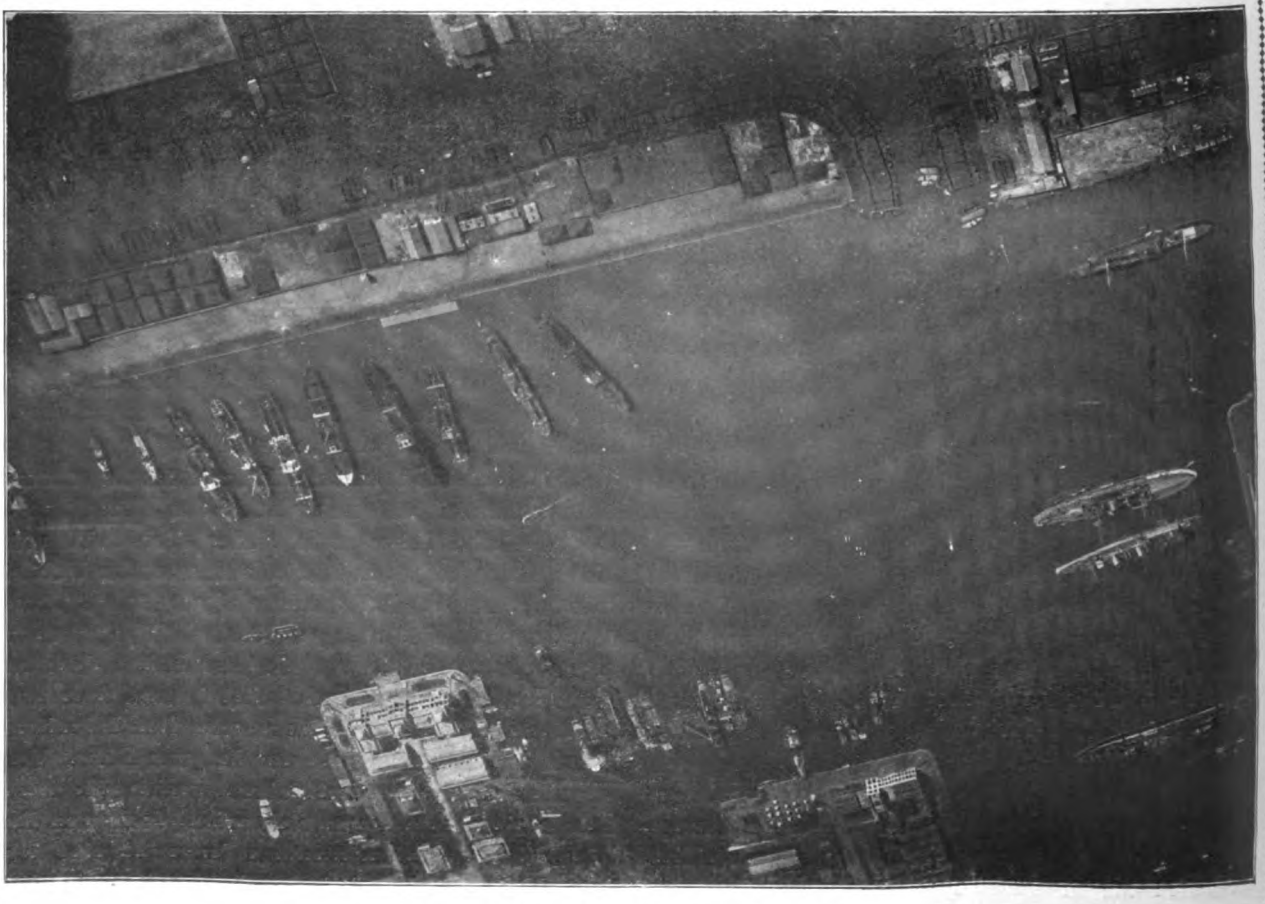
Das Theater macht nur sehr zweifelhafte Fortschritte. Die Ursache ist nicht schwer zu finden. Die Bühne ist ein Kunsterzeugnis griechischen und europäischen Lebens. Das türkische Leben spielt sich in der Zurückgezogenheit ab. Es vollzieht sich nicht unter „freiem Himmel". Aus diesem Grunde eignet es sich wenig für die Bühne. Abdul Hakk Hamids dramatische Schöpfung „Finton" hatte in Konstantinopel keinen Erfolg.

Eine Art Konservatorium für Musik wurde unter dem Titel „Dâr ul Bedâï" gegründet. Die Ergebnisse fordern die Kritik stark heraus.

Nun noch einige Worte über das Zeitungswesen. Trotz des verminderten Umfanges seiner Tagesausgaben hält der „Ikdam" an seiner Ueberlieferung fest, beinahe täglich literarische Aufsätze verschiedener Art aus der Feder der beliebtesten Schriftsteller zu bringen. Die Leitartikel unserer Zeitungen befassen sich fast alle mit der Politik. Man darf wohl behaupten, daß in der Kriegszeit die Leitartikel in der Türkei sich kaum von denen anderer Länder unterscheiden. Ein tüchtiger politischer Redakteur, Ismael Hami, schreibt eine Wochenchronik in der Rundschau der allgemeinen Literatur.

Die türkischen Damen beginnen sich ebenfalls für die heimische Literatur zu interessieren, und die Beschäftigung damit gewinnt in ihren Kreisen stark an Boden.

Vor dem Kriege spielte die französische Literatur die führende Rolle in der Türkei. Sie war es, die das türkische Schrifttum des nationalen Charakters beraubte. Das Wiedererwachen des Nationalismus ist gleichbedeutend mit dem Aufgeben der Pariser Belletristik. Früher bekümmerte man sich herzlich wenig um eine nationale Literatur und nahm leicht und beinahe wie selbstverständlich die literarischen Erzeugnisse Frankreichs an. Dieser Standpunkt ist überwunden!



Fliegeraufnahme des Hafens von Port Said.

Digitized by Google

DIE SCHAUBÜHNE DER PERSER.

Von Hermann Siegfr. Rehm.

Das Bild, das die persische Literatur insbesondere nach der Seite der Lyrik und Epik hin darbietet, ist so glänzend und vielgestaltig, daß die abendländische Forschung diesem weiten Gebiet schon frühzeitig ihre volle Aufmerksamkeit zuwandte, und je tiefer sie in jenen Gegenstand eindrang, desto höher stieg die Bewunderung vor einer Poesie, die mit reichstem Ideengehalt eine außerordentliche Formschönheit verbindet und in dieser Gestalt ein helles Licht auf das Volk zurückstrahlt, aus dessen Geist und Wesen sie hervorgegangen. Diejenige Kunstform aber, die wir als den zuverlässigsten Maßstab für die Geisteshöhe einer Nation zu betrachten uns gewöhnt haben, das Drama, ist in der Heimat des Hafis und Firdusi über gewisse schüchterne Anfänge nicht hinausgekommen.

Man nimmt an, daß die Begründung der persischen Schaubühne nach dem Sturze der Sassaniden, also im siebenten Jahrhundert, erfolgte, als mit dem Islam eine neue Kultur einzog, die gleichzeitig mit der religiös politischen Umwälzung bei dem reich veranlagten Perservolke einen geistigen Umgestaltungsprozeß zur Folge hatte. Seit jenen ersten Zeiten bis auf den heutigen Tag hat aber die persische Bühne nicht die geringste Wandlung zu verzeichnen; weder ist sie im Laufe der Jahrhunderte jemals fremden Einflüssen unterworfen gewesen, noch hat sie aus sich heraus Anläufe zu einer höheren künstlerischen Entwicklung genommen.

Stehende Schauhäuser kennt man im Iran nicht. Theatralische Aufführungen sind dort Gelegenheitssache, und als Versammlungsort dienen die Palasthöfe oder andere umfriedete Räume, während in den kleineren Städten meist Karawansereien oder die Arkaden einer Moschee zu solchen Darbietungen benutzt werden. Die Veranstaltung einer Theateraufführung ist dort mit so außerordentlichen Kosten verbunden, daß nur die Großen und Reichen des Landes sich den Luxus einer „Teazié", wie diese Spiele genannt werden, erlauben können.

Nach Auffassung des orthodoxen Schiitismus wird die öffentliche, jedermann zugängliche Veranstaltung einer solchen Teazié einer verdienstvollen, dem Seelenheil des Spenders förderlichen Handlung gleichgeachtet; und wer sich ein ganz besonders Verdienst erwerben will, der möge jenem Mirza Abdul Hassan nacheifern, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Teheran Schauspiele dieser Art in Szene setzte, die vierzehn Tage lang währten und deren Ausstattungsgegenstände, bestehend in Teppichen, anderen kostbaren Stoffen, Gold- und Silbergeräten, an Wert nicht weniger als drei Millionen Franken darstellten.

Wenn sich ein reicher Perser zur Abhaltung einer Teazié entschlossen hat, so läßt er durch öffentliche Ausrufer den betreffenden Tag bekanntmachen. Dann beginnt die Ausschmückung des Palasthofes mit Teppichen, Schals, bunten Tüchern und anderen Luxusgegenständen, die man bei solchen Gelegenheiten zur Schau zu stellen liebt, um damit den Reichtum des Hauses kundzutun. In dem zu einem Theatersaale oft von mächtigem Umfang verwandelten Hofe, der zum Schutze gegen die Sonne mit einem verschiebbaren Zeltdach überspannt wird, bilden die Fenster- und Säulengänge die Bogen, in denen der Festgeber mit seinen meist nach Hunderten zählenden Gästen Platz nimmt, während der übrige Teil des Publikums sich auf den Boden kauert, die Frauen getrennt von den Männern.

Vor Beginn der Vorstellung werden Erfrischungen der mannigfachsten Art herumgereicht. Zuerst erscheinen die sogenannten Sekkas, zierliche Knaben in reicher Kleidung und sorgfältiger Lockenfrisur, die den Versammelten aus kupfernen Gefäßen in Eis gekühltes Wasser oder Scherbet anbieten. Es ist dies ein einleitender Weiheakt von symbolischer Bedeutung, der die Leiden der Anhänger des Imam in Erinnerung bringen soll, die von den Ufern des Euphrat vertrieben, in die Wüste flohen, wo sie von heftigem Durste gepeinigt wurden, bis sie endlich rettende Quellen fanden.

Nach den Sekkas kommen Leute, die parfümierte, mit geweihter Erde von Kerbela vermischte Pastillen verteilen, die die Männer und Frauen zuerst gegen die Stirn drücken, bevor sie sie genießen. Es folgen die Baklavas, Diener mit Backwerk und süßen Näschereien, hierauf die Nukhutis, die das im Geschmack dem türkischen Nugat ähnliche beliebte Zuckerwerk, eine persische Spezialität, reichen, wie auch Rauchpfeifen, wohlriechende Essenzen, Tee und Fruchtwässer angeboten werden. Zwischen dem Gewimmel von Dienern, Sklaven, Aufwärtern, Boten schreiten ernst und gemessen in ihren langen Tuniken und mit geschulterten Hellebarden die sogenannten Ferraches einher, eigens zu diesem Zwecke angestellte Be-

Digitized by Google

amte, die den Polizeidienst zu versehen haben, während im Hintergrunde in einer besonderen Loge in dunkle Kaftane gekleidete kirchliche Würdenträger sichtbar werden, die den Darbietungen, ähnlich wie die Auguren den römischen Circenses, eine Art geistlicher Weihe geben.

Die Bühne besteht einzig in einer in der Mitte des Raumes errichteten, teppichbelegten Estrade von vier bis fünf Fuß Höhe, die als alleinigen Ausstattungsgegenstand einen Sessel zeigt. Sobald nach stundenlangem Harren das Zeichen zum Anfang der Vorstellung gegeben wird, betritt in Begleitung von einem halben Dutzend jugendlicher Tänzer in feierlichem Schritt mit auf der Brust verschränkten Armen eine Hauptperson des Festes, der Ruzekhan, die Bühne. Er ist nach Art der Mollahs gekleidet, trägt je nach seinem Rang einen grünen oder schwarzen Turban, einen ebensolchen Gürtel und hat die Aufgabe, durch geeignete Betrachtungen die Zuschauer auf das Schauspiel vorzubereiten. Er ist also, um es mit einem modernen Ausdruck zu bezeichnen, der Konferenzier des persischen Theaters. Sobald dieser würdige Mann, der für seine wenig mühevolle Arbeit eine glänzende Besoldung empfängt, sich auf den für ihn bestimmten Sitz niedergelassen, bedeckt er sein Antlitz mit den Händen, als müsse er sich sammeln, richtet hierauf einen schmerzlichen Blick gen Himmel, stößt einen tiefen Seufzer aus und beginnt dann in einer Weise, die sich von der europäischen Kunstauffassung völlig unterscheidet, die tragischen Szenen auszumalen, von denen die Zuschauer Zeugen werden sollen.

Nachdem der Ruzekhan seine tränenreichen Ergüsse beendet, tritt eine Pause ein, worauf die Schauspieler auf dem Podium erscheinen, alle prächtig, dem Charakter ihrer Rolle entsprechend gekleidet. Sie verbeugen sich respektvoll vor der vornehmen Gesellschaft in den Logen und kauern sich dann im Hintergrunde der Bühne nieder. Diejenigen unter ihnen, die in den einzelnen Szenen mitzuwirken haben, werden von dem Spielleiter aufgerufen, treten vor, um nach Beendigung ihrer Rolle wieder auf ihren früheren Platz zurückzukehren. Die weiblichen Fächer werden wie auf dem altindischen Theater von jungen Männern dargestellt, ähnlich wie bei Hochzeitsfesten der Landessitte gemäß der fröhliche Mädchenreigen von verkleideten Knaben ausgeführt wird.

Von einer innerlichen Vertiefung der dargestellten Charaktere kann nicht die Rede sein, da für die Wiedergabe der Stücke ein gewisser traditioneller Stil vorgeschrieben ist. Die Theaterkräfte werden in besonderen Schulen herangebildet und von den Unternehmern im allgemeinen gut besoldet. Der Hof zu Teheran unterhält eine eigene, unter Aufsicht eines hohen Beamten stehende Theatertruppe, die, mit reichen Mitteln ausgestattet, die besten Rezitatoren aufweist, die den Herrscher bei seinen Reisen zu begleiten pflegen.

Die Motive der zur Aufführung gelangenden Dramen sind ausschließlich dem Leben des Propheten und seiner Nachfolger entnommen. Sämtliche Stücke sind von anonymen Verfassern in arabischen Versmaßen abgefaßt und am ehesten mit unseren mittelalterlichen Mysterien zu vergleichen.

Es ist eine von großen Leidenschaften erfüllte Welt, die diese aus ungefähr dreißig Stücken sich zusammensetzende Dramenreihe der persischen Nationalbühne wiederzuspiegeln sucht, eine Welt, deren tragische Konflikte durch den Kampf sittlich umgestaltender Ideen mit dem grob Materiellen herbeigeführt werden. Künstlerische Gestaltung dieses an und für sich dankbaren, reich mit mystischen Elementen versetzten Stoffes im Sinne abendländischer Kunstauffassung fehlt jedoch. Die Dialoge sind endlos lang, und für den Mangel an lebendiger Handlung und spannenden Verwickelungen vermag die poetisch blühende, aber auch oft mit leerem Phrasenschwulst überladene Sprache nicht zu entschädigen.

Der Vollständigkeit halber haben wir noch zwei volkstümliche Anhängsel des persischen Theaters zu würdigen, nämlich die sogenannten Temacha, sowie die Marionettenbühne. Mit dem Namen Temacha bezeichnet man die Pantomimen, die von wandernden Künstlern, den Lutys, unter freiem Himmel aufgeführt werden. Sie erfreuen sich beim niederen Volke ziemlicher Beliebtheit. Es sind meist Improvisationen nach Art der italienischen Commedia del' arte, nur von weit gröberem Zuschnitt, was schon daraus hervorgeht, daß diese herumziehenden Truppen der eigentlich mimischen Künstler entbehren, sich vielmehr aus Seiltänzern, Spaßmachern, Gauklern, Bajaderen und ähnlichen dem grotesken Genre angehörenden Saltimbanques zusammensetzen und so an den Thespiskarren der Alten erinnern.

Sittengeschichtlich interessanter als diese in das Gebiet der Variétékunst fallenden Schaustellungen sind die Darbietungen der persischen Marionettenbühne, die dort bei Hoch und Niedrig sehr in Ansehen steht und zweifellos älteren Ursprungs ist als das nationale Schauspiel. Der Hauptheld dieses kleinen Theaters heißt „Ketchel Pehlévan", d. i. der Kahlköpfige, weil das ihn kennzeichnende komische Attribut in einem nackten Schädel besteht. Obgleich ein Vertreter des Volkshumors wie der europäische Polichinell, hat er mit letzterem insofern wenig Gemeinschaft, als er in seinem Witz, seiner Beredsamkeit sowie in seinem ganzen Auftreten entschieden weltmännischen Schliff an den Tag legt und sich überhaupt in einem Zustand fortgeschrittener Bildung darbietet, die dem Selbstgefühl der schöngeistig veranlagten Bewohner Irans schmeichelt. Vor allem ist er auf dem Gebiete

Digitized by Google

der Theologie zu Hause, und das Publikum gerät außer sich vor Entzücken, wenn dieser Schalk im Gewande eines Mollah im Heim des Akhond, des Pfarrverwalters, erscheint und den frommen Mann durch eine Schilderung des Paradieses und seiner Freuden derart in Taumel zu versetzen weiß, daß dieser, seine priesterliche Würde vergessend, seine sämtlichen Wein- und Speisevorräte herbeiholt, um mit dem famosen Ketchel ein ausgelassenes Bankett zu feiern, bei dem beide unter Gesang und Tanz sich lebhaft in die Wonnen der Seligen versetzen. Ein recht munteres Bildchen des muselmanischen Tartüffs, das von dem größten Teile der Zuschauer mit schmunzelndem Verständnis aufgenommen wird.

Vielleicht darf der hinreichend mit komischem Genie ausgestattete Ketchel, der den ernsten Persern das Lachen lehrte, sich auch das Verdienst zumessen, dem Lustspiele die Wege geebnet zu haben, das die persische Bühne als neueste Errungenschaft zu verzeichnen hat. Allerdings ist zu bemerken, daß diese Lustspielbühne vorläufig nur in der Idee der Autoren vorhanden ist, da die Ueberlieferung des iranischen Theaters, wie wir gesehen haben, das heitere Genre völlig ausschließt und die Kräfte zur Verkörperung des letzteren auf öffentlicher Szene erst herangebildet werden müßten. Indeß, die ersten Anfänge einer Lustspielliteratur sind vorhanden und es bleibt abzuwarten, ob sich diese zu einer Blüte entwickeln wird, die die szenische Wiedergabe solcher Schöpfungen der lachenden Muse mit unabweisbarer Notwendigkeit fordert.

In den drei uns vorliegenden, von L. Passarge verdeutschten Stücken: „Der Bär", „Der Vezir" und „Die Advokaten" aus der Feder Ali Derbendis finden sich moderne persische Sittenzustände mit großer Freimütigkeit und teilweise mit wirksamem Humor wiederspiegelt. Die in jedem Stücke auftretenden zahlreichen Personen, Vertreter der verschiedenen sozialen Schichten des Landes, sind vom Autor meist nur skizzenhaft behandelt, auch in der Lösung des Knotens ist er nicht sehr glücklich, da er hierbei vielfach zu rein äußerlichen Mitteln seine Zuflucht nimmt. Doch steckt in den einzelnen Arbeiten viel gute Beobachtung und vor allem macht sich darin ein starker dramatischer Pulsschlag bemerkbar, der ihnen auf der Bühne vor einem nicht zu anspruchsvollen Publikum die Wirkung sichern dürfte.

Originell ist die dem Lustspiel „Die Advokaten" zugrunde liegende Idee. Hadschi Chafur, ein reicher Kaufmann, hatte, als er sein Ende nahen fühlte, beim Gericht eine Summe von 60 000 Tomans niedergelegt mit der Bestimmung, daß sie nach seinem Tode seiner Schwester Sekine zufallen soll. Die nicht rechtmäßige Frau des Verstorbenen, Seineb mit Namen, glaubt sich durch eine Verfügung in ihren Rechten und Ansprüchen geschmälert, und versucht, das Geld in ihren Besitz zu bringen. Bei diesen Bemühungen findet sie in dem spitzbübischen Makler Kerim einen willigen Helfer, der sie zu dem Advokaten Merdan, einem geriebenen Gauner, führt, während Sekine auf Anraten ebendesselben. Kerim ihre Angelegenheit dem Advokaten Salman anvertraut. Beide Ehrenmänner, Merdan und Salman, führen nun nichts anderes im Schilde, als die streitenden Parteien hinters Licht zu führen und die 60 000 Tomans für ihren eigenen Säckel zu ergaunern. Zu diesem Zwecke beschafft Merdan ein sieben Monate altes Kind, das als der nachgelassene Sohn des Hadschi Chafur von der Seineb gelten soll. Letztere sträubt sich anfangs, zu diesem Betruge die Hand zu bieten, als ihr Sachwalter sie jedoch von der Notwendigkeit zu überzeugen weiß, willigt sie endlich ein, sich als Mutter des Kindes zu bekennen. Nun werden gegen Geld und Versprechungen Zeugen gewonnen, die auf ihren Eid bekunden sollen, daß Chafur sich vor seinem Ende als Vater des Knaben der Seineb bezeichnet habe, wodurch letzterer nach persischem Recht Erbe des hinterlassenen Vermögens sei. Bei der Gerichtsverhandlung aber sagen die Zeugen zu großer Ueberraschung der Advokaten das Gegenteil aus; auch der Polizeimeister, der den Betrügern anscheinend die Stange gehalten, kehrt zum Schluß den Spieß um und überliefert sie dem Statthalter zur Bestrafung. Sekine wird nun die alleinige Erbin von ihres Bruders Vermögen und heiratet ihren geliebten Asis, während Seineb und deren Helfershelfer mit Schande und Verachtung das Feld räumen müssen.

Das ganze ist eine scharfe Satire auf persische Rechtszustände, die hier schonungslos gegeißelt werden. Reich an komischen Einzelzügen, auch in der Charakterzeichnung der schurkischen Rechtsbeflissenen wohl gelungen, würde die Komödie vorzüglich wirken, wenn der Schluß nicht zu unmotiviert erschiene. Immerhin wäre der Anfang zu einer persischen Lustspielliteratur gemacht, und es bliebe zu wünschen, daß der talentvolle Derbendi Nachfolger fände, die mit der Fackel der Satire in die Abgründe staatlicher und gesellschaftlicher Verderbnis hineinleuchtete, die die gesunden Kräfte im Reiche des Schahs verzehrt. Freilich bedürfte es hierzu auch einer völligen Umgestaltung des Theaters und des Schauspielwesens. Aber was für Indien und Japan möglich ist, sollte wohl auch einem großen Kulturreiche, dem die Pflege der Wissenschaften und Künste seit altersher zur edlen Gewohnheit geworden, erreichbar sein.

Digitized by Google

DER EINFALTIGE IBRAHIM.

Eine Geschichte aus der Herzegowina.

Von Rifat Gozdović Pascha.

Als der alte Meho sein Ende herannahen fühlte, machte er in Ruhe und Gleichmut Ordnung in seinem Hause. Viel zu tun gabs dabei nicht, denn er war ein armer Mann, der nichts sein Eigen nannte, als eine baufällige Kutscha*), ein kleines, kleines Grundstück und zwei Ziegen, die sein einziger Sohn Ibrahim hütete. Die Tür stand weit offen, die Junisonne und der Geruch der blühenden Feigenbäume drangen in das finstere Gelaß, in dem der Alte auf der Ziegenhaardecke liegend, seiner Abreise in den siebenten Himmel entgegensah. Vierundachtzig Sommer hatte er kommen und gehen sehen, neun Kinder und seine Hanuma waren ihm vorausgegangen und viel hatte er im Wandel der Zeiten erlebt und erlitten.

Omer Paschas Herrschaft, die Gräuel- und Beutezeit der serbischen Hajduken, seine Heimat als rauchende Brandstätte und den Einmarsch der Kaiserlichen hinter dem flatternden schwarz-gelben Feldzeichen.

Aber kein Wandel hatte ihm was Besseres gebracht. So sah er dem Tode mit dem Gleichmut seines Glaubens gefaßt ins Auge — er war für ihn nur der Vermittler eines ewigen glückseligen Lebens. Aber sein Sohn Ibro bereitete ihm noch eine Sorge. Ibro war einfältig, ja sogar sehr einfältig, und heiraten wollte er auch. Namira, die Tochter eines Komschijas**), der ein ebenso armer Teufel war, wie Mehmed selbst. Und erst vor kurzer Zeit hatte er einen merkwürdigen Traum gehabt. Er sah eine goldig schillernde Schlange mit dem Kopfe Namiras, die Ibro umschlang und Ibro liebkoste die Schlange und die Schlange den Ibro. Was hatte dieses Traumbild zu bedeuten? Das goldene Glück oder Falschheit fürs ganze Leben? Und dieser Traum fiel Meho ein, als er auf seiner Ziegenhaardecke die irdische Rechnung abschloß. In seinem langen Leben hatte er mehr Hinterlist und Tücke erlebt als Rechtsinn und Lauterkeit und Namira war arm, wie Ibro. Ibro aber war beschränkt und so sah er mit Bangen in die Zukunft seines einzigen Sohnes.

Meho richtete sich auf und rief mit erlöschender Stimme nach Ibro.

Ibro kam und der Alte sprach:

„Höre, Ibrahim, mein Sohn! Was du bisher gemeinsam mit mir besessen hast, gehört nun dir allein. Die Kutscha, der Grund und die zwei Ziegen. Bleibe allein. Für dich langt es, für Mann und Weib ist es zu wenig. Bleibe allein, Ibro! Hüte dich vor dem Weibe und achte auf die Schlangen. . ." Da kehrte sich das Weiße von Mehos Augen nach außen, ein langer Atemzug hob seine langsam zurücksinkende Brust und er war eingegangen in die Himmel des Propheten. Da schrie Ibro auf und verkündete den Tod seines Vaters im Orte.

Dann kamen die Freunde und Nachbarn, streckten der Leiche Füße und Hände aus, drückten ihr die Augen zu und banden die beiden Fußzehen mit einer Schnur aneinander. Den Bauch beschwerten sie, damit er sich nicht aufbläh, mit einer großen Schüssel. Nun kam der Imam und nahm auf dem Tenesir die Leichenwäsche vor, nachdem er und sein Gehilfe an sich selbst die Abdest verrichtet hatten. Und als er mit allem fertig war, gab er dem Toten nach des Propheten Gebot in beide Hände je ein Stück Kampfer und kleidete ihn an. Er tat ihm das ärmellose Totenhemd um, dessen Nahtfäden nirgends verknüpft und verknotet sein dürfen, und deckte ihn mit der Leichendecke zu. Am Kopfende der Bahre hing er Mehos Turban auf.

Als alles so vorgerichtet war, trug man den Alten in der Moschee und dann, als der Imam das Totengebet über ihm verrichtet hatte, zum Grabe. Dort betete der Hodscha die Hatma und alle Anwesenden riefen „Amin!".

Nun war Ibros Vater der Erde übergeben. Am selben Abend erschien Ibro zum Aschiklik bei bei Namira, um sie zu befragen, ob sie sein Weib werden wolle. Da Ibro nach dem Tode seines Vaters ganz allein auf der Welt stand, so entfiel für ihn die Verpflichtung, den Starjeschina*) um die Ehebewilligung zu bitten, und er hoffte daher auf eine kurze Abwickelung seiner Ehestandsangelegenheiten.

So klopfte Ibro frohgemut ans Fenstergitter, seinen Blumenstrauß in Bereitschaft, um ihn Namira als Einleitung seines Anliegens darreichen zu können.

*) Südslawisch: kleines Haus.

**) Nachbar.

*) Südslawisch: Familienältester.

Digitized by Google

Und Namira erschien, wie üblich, nach mehrmaligem Pochen an der Türspalte, den halbgelüfteten Schleier vor dem Gesichte.

„Guten Abend, Namira!"

„Guten Abend, Ibro!"

„Wie geht es dir?"

„Gottlob, mir geht es gut und wie geht es dir?"

„Gottlob, mir geht es gut."

„Und wie geht es deiner Mutter?"

„Gottlob, gut."

„Und wie geht es deinen Hühnern?"

„Gottlob gut."

„Und wie geht es deinen Ziegen?"

„Gottlob gut."

So waren die ersten Höflichkeitsphrasen zwischen den Liebenden in gebräuchlicher Weise gewechselt worden und Ibro ging mutig zur eigentlichen Sache.

„Höre, Namira", sprach er und überreichte ihr die Blumen, die er bisher ganz vergessen hatte. „Du weißt, mein Vater, der alte Meho, ist gestorben, und heute begraben worden. Ich stehe nun allein als eigener Herr da, besitze Grund, Ziegen und ein Haus. Willst du meine Hanuma werden, willst du in Bescheidenheit, Folgsamkeit und Verschwiegenheit mir dienen und mein Haus besorgen, dann sprich und sage ja!"

Da lachte Namira hell und antwortete: „Du besitzest einen Grund, doch ist er so groß wie der Teller meiner Hand. Du besitzest Ziegen, doch nur zwei an der Zahl. Du besitzest ein Haus, welches eine Hütte ist, dem das Dach halb und die Seitenwand ganz fehlt. Gehe heim und bis du mit blanken hundert Kronen wiederkehrst, will ich dein Weib sein und dir in Bescheidenheit, Folgsamkeit und Verschwiegenheit dienen."

Damit schlug sie dem verdutzten Ibro die Tür vor der Nase zu.

Sinnend kehrte dieser heim.

Beim Propheten, hundert Kronen zu beschaffen war eine schwere Sache, denn sie lagen nicht auf der Straße! Und wenn er Hütte, Grund und Ziegen verkaufte, hatte er immer noch keine hundert Kronen, aber auch weder Kutscha, Grund und Ziegen mehr. Und verkaufte er dieses alles nicht, so hatte er auch keine hundert Kronen, vielmehr nicht einmal eine.

Ibro warf sich aufs Sterbelager seines Vaters und entschlief. Die Sonne brannte hell und grell vom stahlblauen Himmel der Herzegowina, als er nach träumeschwerer Nacht erwachte. Mißmutig und mit schwerem Kopf erhob er sich, trank einen Schluck frischen Wassers aus dem Hausbrunnen und zog mit seinen zwei Ziegen ins Karstgestein. Dort legte er sich bäuchlings, den struppigen Kopf in die schmutzigen Fäuste gestützt, auf die heißbeschienenen Steine und ließ seine Ziegen Salbei und Steinbrech suchen.

Als Ibro so vor sich hingrübelte, wand sich etwas Schlankes, Geschmeidiges züngelnd unter der Steinplatte hervor, richtete sich zornig auf und bog den hornbewehrten Kopf zischend zurück.

Eine Hornviper, der südlichen Schlangen giftigsten eine. Ibro sprang empor und zurück. Als er die Fassung wieder erlangt hatte, zog er eine seiner nägelbeschlagenen Opanken**) vom Fuße und schleuderte sie mit glücklichem Wurfe nach dem Reptil, ihm das Rückgrat zerschmetternd. Noch lange wand sich der hilflose Schlangenkörper in ohnmächtiger Wut vor seinen Füßen und der Rachen biß um sich, bis endlich das Tier in immer matter werdenden Zuckungen verendete.

Lange stand Ibro vor dem Giftwurm. Fünfzig Heller zahlte der staatliche Waldhüter für den Kopf einer Viper und zweihundert solcher Köpfe wären hundert Kronen und Namira wäre die seine. Ehe er aber zweihundert Vipernköpfe zusammenbrachte, hatte wohl Namira ihr Versprechen längst vergessen.

Und wieder zog er heim mit seinen zwei Ziegen und wieder verträumte er eine schwere Nacht. Anderen Tages trottete er durchs Dorf zu Huseins Dutschan***), um Maismehl zu holen.

„Guten Tag, Huso, wie geht es dir?"

„Guten Tag, Ibro. Gottlob es geht mir gut. Und wie geht es dir?"

„Gottlob, Huso, es geht mir gut. Und wie geht es deiner Kuh?"

„Gottlob, Ibro, es geht ihr gut. Und wie geht es deinen Ziegen?"

„Gottlob, es geht ihnen gut. Und wie geht es deinen Hühnern?"

„Gottlob, Ibro, es geht ihnen gut. Sieh dort die Legehenne. Sie hat gestern fünfzehn Küchlein ausgebrütet und diese fünfzehn Küchlein werden groß werden und jedes wieder fünfzehn Küchlein ausbrüten. Alle diese vielen Hühner werden Eier legen und diese Eier werde ich dann nach Mostar zu Markte tragen und, wenn Gott will, viel Geld dafür heimbringen. — Da hast du dein Maismehl, Ibro. Mit Gott!"

„Mit Gott!", gab Ibro hastig zurück und rannte mit dem Mehl in seine Kutscha.

„Achte der Schlangen, achte der Schlangen!" ging ihm die Mahnung seines sterbenden Vaters durch den Kopf. Und als er in der Hütte angelangt war, machte er rasch mit Wasser einen Teig aus dem Mehle, tat ihn in eine flache Zinnschüssel und stellte ihn übers Reisigfeuer. Dann ging er hinter die Hütte, suchte sich das sonnigste Plätz-

---

**) Aus Schweine- oder Ziegenleder verfertigten Bundschuh der Südslawen.

***) Kaufladen.

Digitized by Google

chen auf seinem Grunde aus, trug Feldsteine zusammen und erbaute aus ihnen eine kreisförmige niedere Mauer, die in sich selbst zusammenschloß. Als er damit zu Ende und mit seinem Werk zufrieden war, schnitt er sich einen Stock aus der nächsten Hecke, der in zwei gabelförmig auslaufenden Zweigen endete. Diese beschnitt er kurz, zog das fertige Brot vom Feuer, pfiff seinen Ziegen und zog in den Karst. Dort überließ er die beiden Tiere sich selbst und wanderte im glühenden Gestein kreuz und quer, auf und nieder.

Und wo er einen losen Stein fand, kehrte er ihn mit vorsichtig weggestrecktem Arme um. Es dauerte nicht lange, da zischte unter einem der Steine eine Viper hervor. Ibro fuhr mit seiner Stockgabel geschickt hinzu, faßte das Reptil hinter dem Kopfe und drückte es an die Erde. Ohne sich um ihr zorniges Fauchen zu kümmern, faßte er die Schlange beim Genick, sodaß sie nicht stechen konnte und warf sie in seine Torba. Auf diese Art fing er am selben Tag ihrer drei, trug sie nach Hause und tat sie heil und gesund in seinen Zwinger.

Nun zog Ibro alltäglich zur Zeit der Mittagshitze in die Felsen und es waren erst drei Wochen vergangen, als er bereits sechzehn Vipern eingebracht hatte, lauter schöne und kräftige Tiere. Wenn er dann am Abend heimkehrte, setzte er sich vor den Zwinger und sah dem Spiel der Schlangen zu. Der ihnen entströmende ekle Moschusgeruch war ihm die reine Wonne. Und siehe da, in den folgenden dreizehn Tagen waren aus den sechzehn Schlangen bereits einunddreißig, binnen weiterer kurzer Zeit bereits vierundvierzig geworden. Sie hatten Junge bekommen. Und so wimmelten und wanden sich große und kleine Schlangenleiber durcheinander und es wurden ihrer immer mehr.

Ibro gedachte des fruchtbaren Leghuhnes Husos. Seine Schlangen waren seine Hühner. Als im ganzen sechsundsechzig Schlangen da waren, sonderte er die Alten von den Jungen, tötete die letzteren, schnitt ihnen die Köpfe ab und brachte Ciraj, dem Waldhüter, wohlgezählte fünfzig Stück.

„Boga ti, Ibro, woher hast du so viele Köpfe?!" fragte Ciraj erstaunt den Burschen.

„Boga mi, Ciraj, alle hab' ich sie dort oben auf der Svinska Glava gefangen und nun gib mir das Geld für sie!"

Kopfschüttelnd öffnete der Waldhüter die Lade und zählte Ibro blanke fünfundzwanzig Kronen auf. Der zählte sie bedächtig nach, dankte dem Waldhüter schön dafür und verschwand schleunigst mit seinem Schatze.

Zu Hause verwahrte er ihn unter dem Herdstein.

Im Laufe des Sommers lieferte Ibro noch weitere einundvierzig Schlangenköpfe ab und tat den Gewinn zu dem übrigen. Dann kam der Herbst und die rauhe Zeit der Winterbora und die Vipern verkrochen sich. Die ganze lange Zeit sprach Ibro mit Namira nicht, er sah sie wohl hie und da verhüllt über die Straße eilen, gedachte aber, erst als reicher Mann vor sie hinzutreten.

Als der Sommer des nächsten Jahres seine Hitze über die Hochgebirgswelt der Herzegowina ausstrahlte, wurde es in Ibros Schlangengestüt wieder lebendig. Und als die heiße Zeit zur Rüste ging, lagen blinkende hundert Kronen unter dem Herde und Ibro und Namira wurden Mann und Weib. Ibro besaß nun eine blitzblank hergerichtete Hütte mit einem schwertragenden Kukuruzfelde dahinter. Die Ziegen bekamen zwei neue Genossinnen.

Eines schönen Abends aber erschien Ciraj, der Waldhüter, vor Ibros Kutscha und rief ihm zu:

„Höre, Ibro, du Schuft! Wenn du mir noch einmal mit Schlangenköpfen kommst, so führe ich dich zum Bezirksamt und du wirst wegen Betrugs eingesperrt. Hast du verstanden?!"

Machte mit grimmer Dienstmiene Kehrt, ging heim und betrieb im nächsten Sommer das Schlangengeschäft selbst.

Digitized by Google

GENERAL LYAUTEY UND SEINE ISLAMPOLITIK.

Von El Hadschi Abdullah.

(Schluß.)

Die französische Schutzherrschaft verkündet mit großem Getöse die „Eroberung Marokkos" und das gelungene Werk des „Eindringens in die Seele der Marokkaner". Nach den Reden der Bewunderer des Generals Lyautey möchte man fast glauben, das ganze Scherifenreich sei beruhigt, die französische Zivilisation gedeihe unter allen Stämmen, eingeborene Kunst und heimische Bildungsanstalten blühen auf und bald würden die Untertanen Muley Jusufs französisch erzogene würdige Staatsbürger werden.

Nichts, oder fast nichts steckt hinter all diesem Lärm, hinter all den angeblichen Wohltaten, die man der marokkanischen Bevölkerung aufdrängt. Auf Einzelheiten aus den französisch-marokkanischen Feldzügen möchten wir hier nicht eingehen, in diesem Punkte haben die Berber das Wort, die der französischen Durchdringung so erbitterten Widerstand leisten; vielmehr wollen wir uns, wie im Eingang dieses Aufsatzes gesagt, auf die Schilderung der Rolle beschränken, die General Lyautey im Hinblick auf die Eingeborenenpolitik gespielt hat.

Wir haben schon die paar Elementarschulen erwähnt, die die Schutzherrschaft in den größeren Städten an der marokkanischen Küste gegründet hat, um die Söhne der Paschas und Kaids einzufangen und ihnen die ersten Buchstaben des französischen Alphabets einzutrichtern. In Wahrheit beschäftigten sich General Lyautey und seine Mitarbeiter gar nicht mit der Zukunft und den Interessen Marokkos, sondern ihre Tätigkeit zielte einzig und allein auf die Ansiedlung französischer Kolonisten und auf die Anlage von Verkehrswegen ab, die die Zukunft und die Interessen eben dieser Kolonisten sichern sollen. Seinen Landsleuten hat Lyautey große territoriale und moralische Konzessionen gemacht. Die besten marokkanischen Ländereien in der französischen Einflußzone sind bereits aufgekauft, und die Untertanen Muley Jusufs, die alle Kosten zu tragen haben, ergehen sich in Klagen, die man jedoch höheren Orts unterdrückt. Und noch ein anderer Krebsschaden für das muslimische Eigentum sucht das Land heim, nämlich die zahlreichen Territorialbataillone, die Frankreich nach Marokko entsandt hat, um die „Sicherheit des Landes" zu gewährleisten, und die jetzt zum größten Unheil der eingeborenen Grundbesitzer in Arbeiter-Soldaten umgewandelt werden. Es handelt sich dabei in Wirklichkeit um eine Ueberflutung mit französischen Geschäftsjägern aller Art, die Marokko überschwemmen, und sie allein fanden auf Kosten der marokkanischen Bevölkerung Schutz und Förderung bei General Lyautey. Nach den Ergebnissen der französischen Kolonisation in Algerien und Tunesien eröffnen sich für unsere marokkanischen Brüder die traurigsten Aussichten.

General Lyautey lebte als Resident inmitten seiner Landsleute im Dunst volltönender und trügerischer Reden. Ihm lag daran, die falsche Legende zu verbreiten, daß er ein guter Verwalter sei, dem die Sorge für Marokko, die Achtung vor marokkanischer Eigenart am Herzen liege. Als Reiter von Beruf ließ Lyautey gern die marokkanischen Häuptlinge in staubaufwirbelnden Kavalkaden hinter sich hergaloppieren, auch unterhielt er eine Agentur marokkanischer Häuptlinge, die als Gegenleistung für bare oder politische Zuwendungen die „Wohltaten" Lyauteys in einigen Versammlungsstätten der Eingeborenen zu preisen hatten.

Doch so leichtgläubig und naiv sind die Marokkaner nicht, daß sie nicht bemerken sollten, was bei denjenigen ihrer Glaubensgenossen, die sich den Franzosen bereits unterworfen haben, vorgeht. Warum weigern sich denn die größten Stämme Marokkos, sich der französischen Schutzherrschaft zu unterwerfen, die doch nach der Aussage der Bewunderer des Generals Lyautey nur das Glück der Marokkaner im Auge hat? Die französisch-marokkanischen Zwischenfälle dauern nun schon zehn Jahre, und man könnte nicht begreifen, weshalb es einem Befehlshaber wie General Lyautey, dem von seinen Landsleuten soviel Lob zuteil wird, nicht gelungen ist, die „Durchdringungszone" bis in das Herz Marokkos auszudehnen, d. h. bis zu jenen alten Berberstämmen des Atlas, die recht eigentlich die Seele der marokkanischen Bevölkerung sind. Wir glauben, einige Erklärungen dafür geben zu können.

Die Aufmerksamkeit der Marokkaner wendet sich hauptsächlich der französischen Rechtspflege und ihren Mißbräuchen zu. Vor der französischen „Durchdringung" hatte es der Marokkaner nur mit

Digitized by Google

zwei Hauptorganen der Rechtspflege in seinem Lande zu tun:

1. mit dem Kadi für die auf das koranisch-islamische Recht bezüglichen Fragen (Heirat, Ehescheidung, Nachfolge, Erbschaft und Vermögensteilung),

2. mit dem Kaid oder dem Pascha des Stammes in bezug auf Strafgewalt vom einfachen Vergehen bis zum Verbrechen. In letzter Instanz entschied die Regierung des Machsen Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit.

Gut oder schlecht, legte die marokkanische Rechtspflege den Untertanen wenigstens nicht die schrecklichen Formalitäten und unendlichen Laufereien auf, die heutzutage bei den vielen verschiedenen Instanzen der französischen Rechtspflege zu erledigen sind. Die französische Rechtspflege hat neben der marokkanischen noch eine Art beaufsichtigender Rechtspflege geschaffen, zu welchem Zwecke sie eine sehr verwickelte Mannigfaltigkeit von Organen eingeführt hat, an deren Spitze französische bürgerliche Richter und Offiziere stehen. Es sind dies der sogenannte Munizipaldienst, die Friedensgerichte, die Nachrichtenstellen, die arabischen Bureaus und die Schikaja-Aemter. Das in diese französische Rechtspflege eingeführte Wort „Aufsicht" ist in Wahrheit eine grobe Täuschung. Die Leiter der französischen Bureaus, denen diese Aufsicht anvertraut ist, setzen sich einfach an Stelle der marokkanischen Gerichtsbeamten, sprechen unmittelbar Verurteilungen marokkanischer Untertanen aus und belegen sie mit schweren Geldstrafen. Um dies Geschäft mit einer gewissen Sicherheit besorgen zu können, schreiben sie den marokkanischen Angeklagten vor, zuerst vor den marokkanischen Richtern zu erscheinen, dann aber zwingen sie sie, sich ein zweites Mal auf den französischen Bureaus zu melden, wodurch man diesen Leuten unendliche Laufereien und große Kosten verursacht und ihnen oft noch in derselben Strafsache zu der ihnen von den Kaids, Paschas oder Kadis diktierten Sühne noch eine Zusatzstrafe auferlegt. Die unter Lyauteys Herrschaft eingeführte französische Rechtspflege versetzt also den marokkanischen Angeklagten in die Zwangslage, die Wirkungen jedes beliebigen Prozesses zweifach zu erleiden, und dazu kommt, daß die französischen Urteile dem Geist der marokkanischen Rechtspflege widersprechen und von großer Härte sind. Den französischen Behörden kommt es eben unter allen Umständen darauf an, daß ihnen das letzte Wort bleibt, und zwar zum Zweck der Festigung ihres eigenen Ansehens und zum großen Nachteil des Ansehens der scherifischen Beamten.

Außerhalb dieses Betriebes gibt es düstere Stätten, wo man marokkanische Untertanen, die den französischen Behörden nicht gefallen, auf Lebenszeit einsperrt. Diese Stätten heißen trügerisch „Präventivgefängnisse". Die sich um die Mühseligen und Beladenen kümmern, täten wohl daran, die französische Schutzherrschaft um Aufklärungen über das Vorhandensein unterirdischer Kerker zu befragen, wo „verdächtige Personen" grausamen Martern ausgesetzt sind. In diesen Gräbern befinden sich Lebende, die langsam dem sicheren Tode entgegengehen, arme, fast nackte Wesen, die an schwere Ketten angeschmiedet sind, die Hände auf dem Rücken und den Hals in Eisenringe eingezwängt.

Diese Art Rechtspflege hat der General Lyautey während seiner Amtszeit stets geduldet, auch hat er es nur zu gut verstanden, die Streitigkeiten und Prozesse unter Marokkanern zu vervielfachen. Das Amtsblatt der Schutzherrschaft erzählt im Rechenschaftsbericht vom dritten Vierteljahr 1916, in einem einzigen Hauptort (Bezirk Marrakesch) seien in einem Jahre 5655 Prozesse geführt worden, d. h. das Doppelte der Prozesse, die im Jahre 1915 zur Verhandlung kamen.

So hinterläßt denn die Eingeborenenpolitik des Generals Lyautey unter den marokkanischen Fellachen ein trauriges Andenken. Bei den einfachen Untertanen muß man sich danach erkundigen, nicht aber bei den „Bewunderern", wie Ben Ghabrit und Genossen, die von der Schutzherrschaft unter großen Kosten gefördert und gestützt wurden. Die Masse der einfachen marokkanischen Untertanen ist von dieser Sachlage unterrichtet und sie meint, das alte Regiment — welches auch immer seine Mißstände sein mochten — sei der von den Franzosen eingeführten Politik und Rechtspflege immer noch vorzuziehen. Und so kommt es, daß die Berber, die Schluch, die großen Stämme des mittleren Atlas und die Kabylen des Südens und von Sus der französischen „Durchdringung" andauernd blutigen Widerstand leisten.

Digitized by Google

ORIENT-BIBLIOGRAPHIE.

Von Dr. Adolf Droop.

Unter dem Titel „Die Welt des Islam" von Dr. Walter Philipp Schulz bringt der Roland-Verlag in München, dessen orientalische Veröffentlichungen besonderer Aufmerksamkeit wert sind, eine Bildersammlung heraus, die den Beschauer durch weite Länderstrecken führt und den ganzen märchenhaften Glanz islamischer Kultur seinem Auge erschließt. Wir sehen Kairuan, die heilige Stadt Tunesiens, mit ihren schimmernden Kuppeln und weißen Dächern im Mondschein, wir wandern unter dem Schatten weitwipfliger Palmen durch die mauereingefaßten Straßen der Oase Biskra, schauen in die jähen Abstürze und tiefen Talsohlen des wilden Taurusgebirges und über die bewaldeten Terrassen des Libanon. Wir sind in den Zelten der Beduinen, in den Häusern der Berber und den Palästen persischer Großen zu Gaste. Stimmungsvolle Straßenbilder wechseln ab mit Volkstypen und Gruppenbildern, landschaftliche Aufnahmen mit herrlichen Panoramen anatolischer und iranischer Städte. Wenn an der Sammlung etwas bemängelt werden könnte, so ist es eine gewisse Einseitigkeit, da eigentlich nur die fremdartige Seite des Orients durch die Auswahl der Abbildungen betont wird, während alle jene Momente, welche die Gleichartigkeit abendländischer und morgenländischer Kultur in ihren Grundelementen darlegen könnten, unberücksichtigt bleiben. Es ist ein Irrtum, im Islam nur eine unserem Denken gänzlich entlegene geistige Domäne erblicken zu wollen, vielmehr gehen seit altersher unzählige Brücken hinüber und herüber, und wer die Welt des Orients als Ganzes schildern will, hat sie noch nicht erschöpft, wenn er jener Berührungspunkte nicht gedenkt. Zu den Bildern hat der Herausgeber einen verbindenden Text geschrieben, der die geographischen, etymologischen und religiös-kulturellen Verhältnisse des islamischen Orients zum Teil zusammenhängend, zum Teil in Randbemerkungen auseinandersetzt. Der gedrängte Raum hat ihn zu einer lapidaren Kürze gezwungen, die an das Verständnis des Lesers nicht immer leichte Anforderungen stellt. Weniger Material oder mehr Papier wäre mitunter entschieden von Vorteil gewesen. Die Bildunterschriften sind nicht immer genau. So heißt der Begründer des Mewlewi-Ordens nicht Rumi Din, sondern Dschelal ed Din Rumi. Rumi ist kein Eigenname, sondern lediglich eine Ortsbezeichnung, zu deutsch der Römer, d. h. der Bewohner Konias, das im Mittelalter Rum genannt wurde. Der schwarze Umhang, den die türkische Frau auf der Straße trägt, ist kein Jaschmak, sondern ein Feredsche. Unter Jaschmak versteht man den weißen Gesichtsschleier, der lediglich von den Damen des kaiserlichen Palastes getragen wird. Doch das sind Irrtümer, die in späteren Auflagen abgestellt werden können. Darüber hinaus verdient die fleißige, gründliche und ernste Arbeit des Herausgebers vollste Anerkennung.

Bei E. S. Mittler & Sohn ließ Hans Rhode ein Buch „Deutschland in Vorderasien" erscheinen. Der Verfasser, ein deutscher Offizier, hat an dem militärischen Reformwerk der Türkei praktisch mitgearbeitet und schöpft aus einem reichen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen, die ihn als einen helläugigen, scharfsinnigen und vielseitig bewanderten Beobachter zeigen. Seine in flüssigem Stil geschriebene Studie zeichnet sich durch übersichtlichen, logisch entwickelten Aufbau, sowie durch Gediegenheit und sicheren Ernst der vorgetragenen Urteile aus. Als Grundlage der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung des Landes und der deutschen Pionierarbeit in der Türkei behandelt er im ersten Kapitel seines Buches das im Ausbau begriffene Eisenbahnnetz Vorderasiens. Die politischen Wirren, Kämpfe und Ränke, die diesem Kulturwerk hemmend in den Weg traten, erfahren eine scharfe Beleuchtung. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Entente dabei eine klägliche Rolle spielt, und es ist für den Kenner ihrer Orientpolitik nicht weiter verwunderlich, daß sie auch dort, wo sie doch angeblich nur zivilisatorisch interessiert war, ihre auf Landerwerb gerichteten Ziele zum Schaden der Reform und des wirtschaftlich sozialen Aufblühens der Türkei geltend machte. Wie in vielem anderen hat auch hier der Weltkrieg eine Klärung bewirkt. Heute, nach Abschaffung der Kapitulationen, befindet sich die türkische Regierung in der Lage, Eisenbahnbau und Tarifpolitik in ihrem Sinne zu entscheiden, unabhängig von der eigensüchtigen Finanzkontrolle und der diplomatischen Einmischung feindlicher Mächte. Im Anschluß an die Bagdadbahn gibt Rhode eine sehr anschauliche Schilderung des Deutschtums in den großen Städten Vorderasiens und Palästinas. Eine eingehende Würdigung wird den christlichen Tempelgemeinden und den Kolonien der aus Osteuropa eingewanderten

Digitized by Google

jiddisch sprechenden Israeliten zuteil, die nach dem sehr aufschlußreichen Bericht des früheren Kaiserlich Deutschen Vizekonsuls in Jaffa, Dr. Heinrich Brode, nicht unwesentlich zur Stärkung des deutschen Einflusses in Syrien und Palästina beitragen. Trotz dieser nicht gering einzuschätzenden deutschfreundlichen Strömung in den Heiligen Landen trat der deutsche Handel bis zum Ausbruch des Krieges hinter dem anderer Großmächte zurück. Selbst in Kleinasien spielte er nicht die dominierende Rolle, die mit der deutschen Weltmachtstellung im Einklang gewesen wäre. Die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse werden, wie man hoffen darf, auch hier zu einer einschneidenden Aenderung führen und dem deutschen Kapital ganz neue Möglichkeiten der Betätigung eröffnen. Zum Schluß berichtet der Verfasser über die kulturellen Bemühungen der Deutschen, die in der Gründung von Schulen und Hospitälern, sowie in der Entsendung wissenschaftlicher Expeditionen gipfelten. Die Erwartungen, die Rhode in dieser Hinsicht an das Deutsch-Türkische Bündnis knüpft, werden allerdings in wesentlich anderer Gestalt Leben gewinnen. Ein Land, dessen eigenes Bildungs- und Sanitätswesen auf der Höhe steht — und nach diesem Ziel trachtet die junge Türkei mit gesammelter Kraft — wird vermutlich weder gezwungen, noch geneigt sein, sich auf fremdnationale Schulen und Wohlfahrtseinrichtungen zu stützen.

Das Buch von Ernst Jäckh, „Der aufsteigende Halbmond", das bereits 1908 geschrieben wurde, erschien im Kriegsjahr 1915 zum drittenmal in erneuerter und ergänzter Auflage (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Professor Dr. Jäckh, der bekannte Begründer der Deutsch-Türkischen Vereinigung, gehört zu den besten Kennern der Türkei und zu den überzeugtesten Bejahern ihrer wirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit und ihrer heute noch unübersehbaren politischen Bedeutung. Seine Stellungnahme ist um so wertvoller, als sie nicht erst wie bei vielen anderen eine Folge der gemeinsamen Waffenbrüderschaft darstellt; vielmehr war Jäckh schon vor Jahren ein eifriger, unerschrockener und unermüdlicher Verfechter der Bündnisidee und des deutsch-türkischen Zusammengehens auch auf handelspolitischen Gebieten, und er hat auf Grund seiner umfassenden Studien und seiner im Lande selbst gesammelten reichen Erfahrungen vieles von dem vorausgesehen, was später eingetroffen ist. Diese eminente Fähigkeit unbeirrten und vorausschauenden Urteilens spiegelt sich auf jeder Seite seines alle Strömungen der Türkei erschöpfenden Buches, wird in einer ungeheuren Fülle gehaltvollster Anregungen und Hinweise lebendig. Um dem Leser einen ungefähren Eindruck seiner merkwürdigen politischen Prophetie zu vermitteln, greifen wir aus den einzelnen Essays, die in Form loser Tagebuchblätter aneinandergereiht sind, nur einige heraus. Jäckh schreibt 1908, unmittelbar nach Ausbruch der Revolution: „Ein neuer Mann taucht auf: Enver Bey — „der Retter des Vaterlandes!" So wird sein Bild an allen Straßenecken ausgerufen. Enver Bey — ein junger Offizier mit schmalem, schmächtigem Gesicht und mit entschlossenen tapferen Zügen. Man wird sich den Namen und den Mann merken müssen. Ob er Napoleon wird? . . . „Selbst die Revolutionsversammlungen klingen in den Ruf aus: „Lang lebe der Padischah!" Fragt sich nur, ob er Abdul Hamid heißt oder vielleicht einmal Reschad — sein Bruder." . . . „Die neue Türkei wird so panislamisch wirken, wie der alte Sultan das schon gewollt hat — nur wird die verjüngte Türkei mehr Erfolg haben als der ‚kranke Mann'." . . . „Die jungtürkische Revolution kann wohl die deutsch-türkischen Beziehungen eine Zeitlang erschüttern und gefährden, sie wird sie aber schließlich gründlicher befestigen und tiefer verankern müssen, als das selbst beim alten Regime der Fall sein konnte." . . . 1911 — man beachte, bei Ausbruch des Tripoliskrieges! — äußert er: „Im bewußten Gegensatz dazu (nämlich zur französischen Auffassung) vertrete ich die Ueberzeugung, daß eine neue Welle mohammedanischer Größe heraufkommt." Die gleiche Klarheit und Prägnanz der Darstellung zeichnet auch die übrigen Ausführungen des Verfassers aus. In kurzen, kräftigen Strichen wird die deutsche Politik umrissen, die sich leider nicht immer durch ruhige Stetigkeit hervortat, aber schließlich doch zu dem Ziel führte, das ihre Besten niemals aus dem Auge verloren haben. Die letzten Kapitel des Buches, die diese aufsteigende Kurve nachzeichnen, klingen daher in die berechtigte Freude und Genugtuung eines geistigen Kämpfers aus, der sein Wirken endlich gekrönt sieht.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Digitized by Google

Digitized by Google

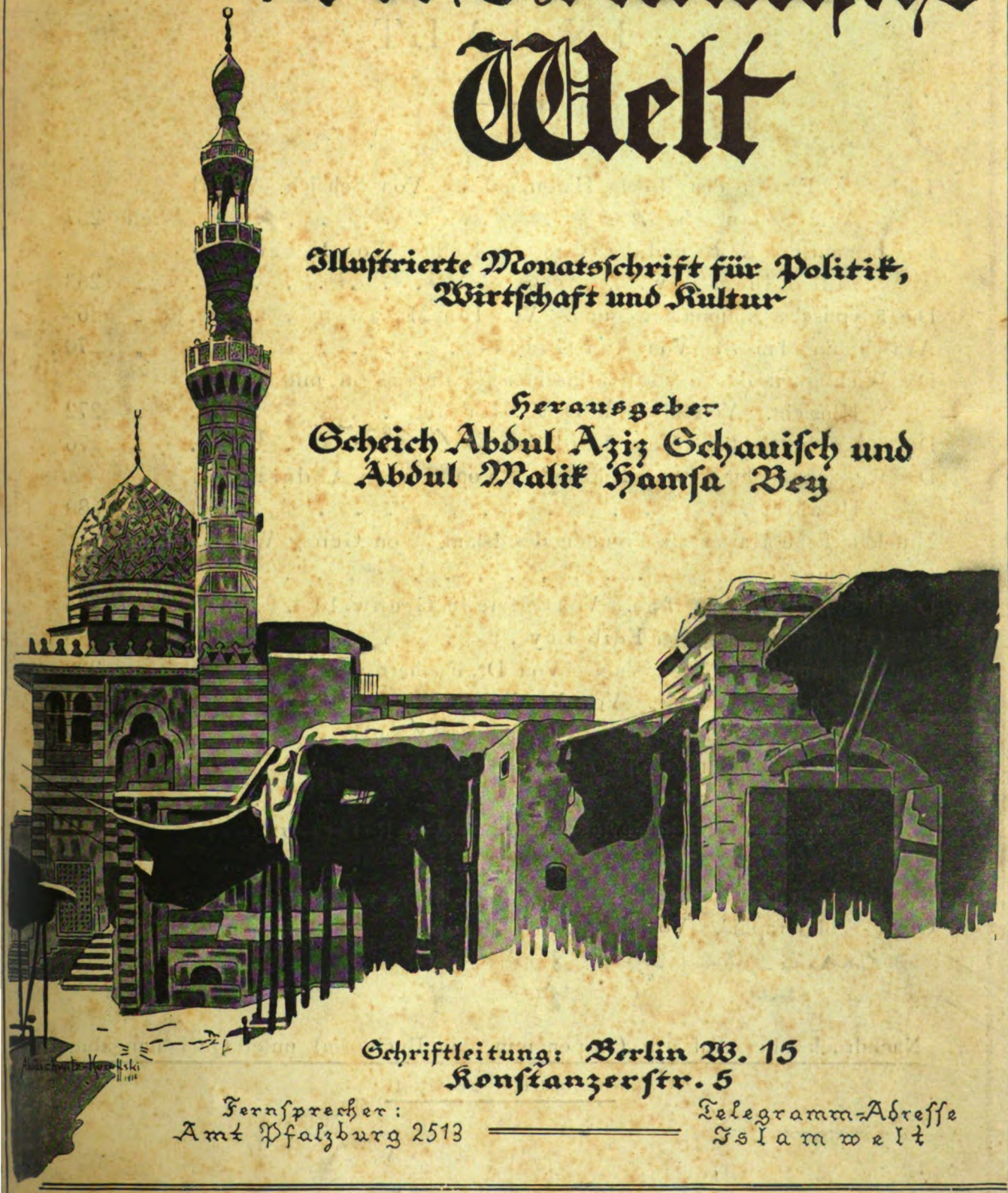
PASS & GARLEB
G. m. b. H.
BERLIN W 57
Bülowstraße 66

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber
Scheich Abdul Aziz Schauisch und
Abdul Malik Hamsa Bey



Schriftleitung: Berlin W. 15
Konstanzerstr. 5

Fernsprecher:
Amt Pfalzburg 2513

Telegramm-Adresse
Islamwelt

Nummer 5 · Preis des Einzelheftes 1 M., jährlich 9 M., halbjährlich 5 M., vierteljährlich 3 M. · April 1917

Digitized by Google

INHALT

Türkische Frauen des Roten Halbmondes. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch . . . Seite 257

Das osmanische Reich und die islamische Kultur. Von Menemenlizade Edhem Bey . . . . „ 263

Die ägyptische Nationalbewegung. Von Ibn Marawan . . . . „ 265

Akasch bin Mansur. Von Aka Gündüs . . . . . „ 270

Die Wichtigkeit des deutsch-türkischen Bündnisses in militärischer Hinsicht. Von Major a. D E. Moraht . . . . . „ 272

Der türkische Soldat. Von Halid Sia . . . . . „ 276

Die Aussichten der Tataren Rußlands. Von Scheich Abduraschid Ibrahim . . . . . „ 280

Mittelalterliche Kaiser als Freunde des Islam. Von Georg Widenbauer . . . . . „ 282

Die muslimische Musterfrau. Von Elfriede Grunwald . . . . „ 285

Der Orden. Von Habib Edib Bey . . . . . „ 288

Frankreich und der Negerislam. Von Dr. Freiherr v. Mackay . . „ 292

West-östliche Annäherung. Von Dr. Erich Schairer . . . . . „ 295

Dampf, Kohle, Rauch, Benzin. Von Dschelal Nuri . . . . . „ 297

Die Arbeit der Araber in Ost- und Mittelafrika. Von Emil Zimmermann . . . . . „ 299

Bosniens kunstgewerbliches Erbe der Türken. Von Rifat Gozdovic Pascha . . . . . „ 302

Die Finanzen der Türkei im Kriege. Von Fritz Zutrauen . . „ 305

Orient-Bibliographie. Von Dr. Adolf Droop . . . . . „ 309

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für
Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber:
Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 5 | Berlin, 1. April 1917 | Jahrgang I

TÜRKISCHE FRAUEN DES ROTEN HALBMONDES.

Von Scheich Abdul Aziz Schauisch.

„Es hieße die Vaterlandspflicht versäumen, wollte man in diesen Tagen Tränen vergießen und nur an sein eigenes Dasein denken . . . Sei nicht untätig mit den Händen, das ist das Gebot des Korans."

Diese hochgemuten, zur Kriegsfürsorge anfeifernden Worte stehen in einem Aufruf, den der türkische Frauenverein vom Roten Halbmond an alle Mitschwestern des osmanischen Reiches im März 1915 gerichtet hat. Frauen wandten sich an Frauen zur Linderung der Nöte und Schrecken des männermordenden Krieges.

Europa horchte auf. Hatte man sich doch von altersher gewöhnt, die mohammedanische Frau als ein in engste Fesseln geschlagenes, von allem öffentlichen Wirken ausgeschlossenes, jeder Tatkraft entbehrendes Wesen zu betrachten. Hier klang auf einmal ein neuer Ton. Zwar hatte man schon zur Zeit des tripolitanischen Krieges von der in Konstantinopel vollzogenen Gründung eines Frauenvereins vom Roten Halbmond vernommen, doch war man damals noch allgemein geneigt, den Fall als eine Kuriosität, als eine bloße Gedankenspielerei ohne ernsthaften Hintergrund aufzufassen. Indessen, der tripolitanischen Prüfung folgte die balkanische, der

Ein Saal des Lazaretts der Damen vom Roten Halbmond.

Digitized by Google

balkanischen die des jetzigen, nun bald dreijährigen Weltkrieges, und mit jedem folgenden Jahre mehr erwies sich so der Hilfsdienst, den ursprünglich ein kleiner Kreis erlesener Frauen zu Konstantinopel im Jahre 1911 dem Vaterlande dargeboten hatte, als eine unumgängliche Notwendigkeit. Und mit jedem Jahre mehr wuchsen die Frauen in ihre segensreiche Tätigkeit hinein.

Tripolitanien war die Feuertaufe des Frauenvereins vom Roten Halbmond. In den bitteren Tagen des Balkankrieges, als die türkischen Helden nicht bloß auf dem Schlachtfeld, sondern auch von schreck-

Lazarettkleidung der Damen vom Roten Halbmond.

lichen Seuchen dahingerafft wurden, haben sich Pflegerinnen und Samariterinnen mohammedanischen Glaubens hingebungsvoll bewährt. Die Höhe seiner Leistungen jedoch erreichte der Verein im jetzigen Kriege.

Ein weitverzweigter Wohlfahrtsdienst liegt in seinen Händen. Die Operationsschürze im Hospital und auf Lazarettschiffen ist ein Ehrenkleid türkischer Frauen geworden. Der verwundete Krieger auf dem Schmerzenslager wird von Schwestern des Roten Halbmondes behütet und gepflegt. Nicht etwa als bloße Dilettantinnen dieses schweren opfervollen Berufes erscheinen sie dort. Ehe sie hinausgeschickt werden, haben sie einen ernsten Lehrgang durchgemacht.

Der stellvertretende Vorsitzende des Roten Halbmondes, Dr. Besim Pascha, hält im Vereinsgebäude ständig Vorträge über Pflege, Verband, erste Hilfe und alles, was sonst zur Ausübung der Schwesterntätigkeit notwendig ist, und es werden bei Ablauf der Kurse Prüfungen abgehalten und entsprechende Zeugnisse ausgestellt.

Damit ist der Wirkungskreis des Vereins noch lange nicht abgeschlossen. Von Haus und Hof vertriebene Flüchtlinge müssen untergebracht, Witwen und Waisen Gefallener versorgt werden. Betten, Kleider, Wäsche und alles zum Leben Nötige muß herbeigeschafft werden. Hierin geht der Frauenverein vom Roten Halbmond Hand in Hand mit einem zweiten Frauenvereine, der sich die Unterstützung armer Soldatenfamilien zur Aufgabe macht. Die Damen kaufen Lebensmittel ein — Reis, Oliven, Hülsenfrüchte — und besorgen auch selbst deren Verteilung, eine Tätigkeit, die gewöhnlich im Hofe einer großen Moschee von statten geht und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang die Kräfte der sich ihr Widmenden in Anspruch nimmt.

Arbeit aber, vor allem Arbeit muß für die Darbenden gefunden werden. Der Verein vom Roten Halbmond errichtete deshalb eine Handarbeitswerkstätte für Frauen und Mädchen. Die Arbeiterinnen, für deren physisches und seelisches Wohl mit größtem Bedacht gesorgt wird, erhalten bei freier Verpflegung sehr gute Löhnung. Täglich beschäftigt diese seit zwei Jahren bestehende Arbeitsstube zweihundert Frauen; andere dreihundert kommen

Digitized by Google

zweimal wöchentlich zur Arbeit. Erzeugt werden Handschuhe, Strümpfe, Halstücher und andere Be-

Ehrendamen des Roten Halbmondes im Straßenanzug.

kleidungsstücke für die Soldaten im Felde. Nebenher werden besonders geschickte Frauen und Mädchen in feinen und feinsten Handarbeiten unterwiesen, und darin ist in kurzer Frist eine so hohe Stufe erreicht worden — was ja altüberlieferter orientalischer Handarbeitskunst entspricht — daß man sich nicht zu scheuen brauchte, eine Ausstellung der Erzeugnisse dieser Werkstatt zu veranstalten. Und alle Besucher sowie namentlich alle sachkundigen Besucherinnen dieser Ausstellung stimmen überein in dem Ruhm der Meisterschaft und des durchgebildeten Geschmacks der dort zur Schau und zum Kauf ausgestellten Gegenstände.

Damen des Roten Halbmondes an der Nähmaschine.

Soll man nun diese Betätigung der mohamme-

Digitized by Google

danischen Frau im Kriegshilfsdienst als eine vollkommen neue Erscheinung, als etwas noch nie Dagewesenes anstaunen? Soll man etwa den Schluß daraus ziehen, daß die Frauen des Islams sich auf einmal in der Nachahmung europäischer, dem Islam fremder Einrichtungen gefallen? Eine solche Ansicht wäre begreiflich. Denn es ist in der Tat nicht zu leugnen, daß seit Jahrhunderten zum ersten Mal den kämpfenden Kriegern in der Türkei der

Omar Bassim Pascha im Kreise von Damen des Roten Halbmondes.

Beistand der Frauen wieder zuteil wird. Ohne Zweifel darf man dies der neuen Zeit zuschreiben, die durch die jungtürkische Umwälzung in der Türkei herbeigeführt wurde. Aber der Ursprung, die Quellen dieses weiblichen Wirkens, reichen doch weit zurück bis auf die Zeit des Propheten. Der islamische Brauch, der lange geschlummert hat, wacht wieder auf.

Glaubwürdig wird berichtet, daß in den Kriegen des Propheten die Frauen mit ins Feld zogen. Wir haben Zeugnisse dafür, von Ibn Abbas, dem Neffen des Propheten, dem es der alte mohammedanische Geschichtsschreiber Muslim nacherzählte. Desgleichen besagt eine andere Ueberlieferung (Fattel Bari, Band VI, Seite 58), daß Frauen an Feldzügen teilgenommen, die Krieger geschützt und die Verwundeten gepflegt haben. Arrabia, Tochter des Moawad, (Bacheri, B. VI, S. 60) berichtet: „Wir halfen dem Propheten, indem wir Wasser trugen, die Kranken pflegten und die Toten bargen". Derselben Frau legt die Ueberlieferung die Worte in den Mund: „Wir haben mit dem Propheten an den Feldzügen teilgenommen, den Kriegern Wasser gebracht, ihnen Dienste geleistet und die Verwundeten nach Medina geschafft". Als der Prophet die Frauen fragte, welche Kriegsdienste sie denn leisten könnten, antworteten sie: „Wir kommen, um Wolle zu spinnen und auf Gottes Weg zu helfen. Wir kommen, um Verwundete zu pflegen, die Häupter der Gefallenen zu bergen und die Krieger mit Sauermilch zu erfrischen."

Sogar von Aischa, der geliebten Frau des Propheten, wird berichtet, man habe sie und die Krankenschwester Umm Suleim in einer der Schlachten „mit aufgestülpten Aermeln und ge-

Digitized by Google

schürzten Gewändern, die ihre Füße frei ließen", gesehen; auf dem Rücken trugen sie Wasserschläuche, aus denen sie den Kämpfenden zu trinken gaben.

Die soeben genannte Umm Suleim ist die hervorragendste und berühmteste unter den Krankenschwestern aus des Propheten Zeit. Sie muß nach allem, was von ihr erzählt wird, eine überaus beherzte Frau gewesen sein. Gehörte sie doch zu den Kriegsteilnehmerinnen, denen der unter dem Schutz der Männer ausgeübte Kriegshilfsdienst nicht genügte, sondern die selbst ihre eigene Verteidigung übernahmen. In Muslim steht geschrieben, daß Umm Suleim während der Schlacht einen Dolch ergriff und den Männern zurief: „Wenn ein Ungläubiger mir nahe kommt, stoße ich ihm diesen Dolch in den Leib!" Als Beweis der Achtung und Verehrung, die der Umm Suleim von ihren Glaubensgenossen entgegengebracht wurde, wird angeführt, daß, als der Kalif Omar einst unter den Frauen von Medina Gewänder austeilte und ein besonders prächtiges Gewand übrig blieb, der Kalif den Vorschlag einer der Anwesenden, das Kleidungsstück seiner Gattin Koldun zu schenken, mit den Worten ablehnte: „Nein, es gebührt der Umm Suleim!"

Von einer anderen Frau in den Reihen der Kämpfer namens Umm Imara sagte der Prophet: „Ob ich in der Schlacht von Uhud zur Linken oder zur Rechten blickte, überall sah ich die kämpfende Umm Imara."

Damen des Roten Halbmondes fertigen Gegenstände für die verwundeten Soldaten an.

Frauen, die ihr Gut und Blut dem Vaterlande hingaben und ihm ihre ganze Arbeitskraft widmeten, sind also keine neue Erscheinung in der muslimischen Geschichte, die zahlreiche Beispiele weiblichen Opfer- und Heldenmuts aufweist. Auch die heutigen Frauen des Roten Halbmondes und des Vereins zur Unterstützung armer Soldatenfamilien sind, wenn auch in anderer Form, Kämpferinnen für das Vaterland, jene Frauen, die in dem eingangs erwähnten Aufruf die Worte sprachen: „Es hieße die Vaterlandspflicht versäumen, wollte man in diesen Tagen Tränen vergießen und nur an sein eigenes Dasein denken."

Digitized by Google

An der Spitze des Frauenvereins vom Roten Halbmond steht Prinzessin Ifhet, Ehrenvorsitzende des Vereins zur Unterstützung armer Soldatenfamilien ist Prinzessin Nadschieh, Gemahlin Enver Paschas. Zu den Damen, die in dem einen oder dem anderen Verein leitende Stellungen einnehmen, gehören Frau Talaat Bey, Gattin des Großwesirs, Frau Nurieh Hanum, Gattin des Unterstaatssekretärs im Ministerium des Innern, Ismail Dschambulat Bejuad, Tochter des ehemaligen Stadtpräfekten Bedran Pascha, Frau Halil Bey, Gattin des früheren Ministers des Auswärtigen, Frau Bedri Bey, Gattin des Stadtpräfekten, Subieh Harrum, Tochter des verstorbenen Großwesirs Kütschük Said Pascha, Dschelilah Hanum, Gattin Hikmet Beys, Generaldirektors der Presseabteilung im Ministerium des Auswärtigen, Frau Hamdi Bey, Gattin des Generaldirektors der Kaiserlichen Museen, und eine größere Anzahl gesellschaftlich ebenso hochgestellter Damen. Ihre Verdienste würdigte Kaiser Wilhelm im Juli vorigen Jahres durch Verleihung einer Anzahl von Rotekreuzmedaillen.

Nach alledem ist man zu der frohen Zuversicht berechtigt, daß die muslimische Frau, wenn ihr Gelegenheit geboten wird, sich weiter zu entwickeln, alles Gute ans Licht bringen wird, das schlummernd im Islam ruht, daß sie, die durch die unglückliche Lage des Islams so lange zu einem müßigen Leben verurteilt war, wieder die große Rolle von ehedem innerhalb der muslimischen Menschheit übernehmen und dazu beitragen wird, die Islamgläubigen zu lichten Höhen emporzuheben.

GEBETRUF AM MORGEN.

Von Tewfik Fikret.

„Allahu ekber! Allah ist groß!"
Die Welt versinkt in feierliches Schweigen,
Als wollt' in Andacht sie vor Gott sich neigen.

„Allahu ekber! Allah ist groß!"
Wie leise Klage der Gebetruf klingt,
Bis in geheimer Welten Schoß er dringt.
Von allen Lippen das Gebet sich ringt:
„Allah ist groß! Allah ist groß!"

Und wieder schweigt's. Das Herz der Natur
Hört man durch heil'ge Stille klopfen nur.
Der Geist, der durch die Welten webt und weint,
Verehrt den ew'gen Gott mit brünstigem Gebet,
Und betend er vor seinem Throne steht:
„Allah ist groß! Allah ist groß!"

Uebersetzt von Fr. Schrader.

Digitized by Google

DAS OSMANISCHE REICH UND DIE ISLAMISCHE KULTUR.

Von Menemenli-zade Edhem Bey.

Vor etwa 15 Jahren hatte ich mit einem bedeutenden französischen Gelehrten, dessen inzwischen erfolgter Tod für die gesamte Kulturwelt einen herben Verlust bedeutete, eine lebhafte Auseinandersetzung über die Möglichkeit des kulturellen Aufstieges der mohammedanischen Völker. Unsere Ansichten stützten sich auf völlig verschiedenen Voraussetzungen und gingen daher weit auseinander. Der Franzose zweifelte daran, daß die Türken und überhaupt die Gesamtheit der Mohammedaner je als tatkräftige Mitglieder der zivilisierten Welt wirken und sich in diesem Sinne entwickeln könnten. Er verschloß sich nicht den hohen Kulturwerten, die die Völker der islamischen Welt in ferner Vergangenheit geschaffen haben; die Gegenwart aber zeigte sie ihm nur als Träger einer gewiß nachahmungswerten Tugend, denen jedoch jeder Erneuerungsgeist fehle. Die Allgemeinheit der europäischen Intellektuellen teilte diese Meinung. Auch hielt sie damals die Tätigkeit einiger Jungtürken und Mitglieder der ägyptischen Nationalpartei (hisb-ül-watani) in Frankreich und der Schweiz für ein aussichtsloses Unternehmen.

Ich aber war bis in die Tiefe meines Seins von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die osmanischen Türken und durch sie die muselmanischen Völker und Stämme überhaupt imstande wären, sich zu erneuern und sich — in der soziologischen Bedeutung des Wortes — aufsteigend zu entwickeln. Mein Gegner und mit ihm die allgemeine öffentliche Meinung Europas hatten Recht in einem Punkte: eine ernsthafte Bewegung für Fortschritt und Erhebung machte sich damals weder im osmanischen Reiche noch in einem der anderen moslimischen Länder bemerkbar. Aber auch ich war zu meiner Auffassung berechtigt, kannte ich doch sehr wohl die Fähigkeit und Entschlossenheit der neuen türkischen Generation zum Fortschritt und zur Weiterentwicklung; außerdem war es unzweifelhaft, daß Völker wie die Araber, Perser und die muselmanischen Hindus, deren erfinderische Intelligenz sie einst zu Kulturbringern für die ganze Welt gemacht hatte, einen gleichen Aufstieg erreichen könnten, wenn ihnen eine vernünftige, ihrem Geist, ihrer Ueberlieferung und ihren Gebräuchen angepaßte Methode den Weg weisen würde. Die Aufgabe bestand darin, auf dieses Ziel hinzuarbeiten und mit erprobter wissenschaftlicher Konsequenz den Weg zu bahnen.

Die Türkei ist es, die, als einziges unabhängiges moslimisches Land, durch den Sitz des Kalifats von vornherein zu maßgebender Bedeutung erhoben, den entscheidensten Einfluß auf die fortschrittliche Bewegung aller islamischen Völker ausübt. Alle für mohammedanische Länder geplanten Reformen sind nur anwendbar, wenn sie sich auf den durch den Koran festgesetzten Grundlagen aufbauen; sie müssen sich außerdem — wie im übrigen überall — den Ueberlieferungen und Sitten der betreffenden Völker anpassen, um nicht von vornherein zu einem frühzeitigen Ende verurteilt zu sein.

Europa ist die Wiege des geistigen und sozialen Fortschritts. Jeder für die islamische Welt ernsthaft arbeitende Muselmane hat die moralische Verpflichtung, sich diese auf wissenschaftlicher Methode beruhenden Errungenschaften zu eigen zu machen. Mit starkem Willen, der seit 40 Jahren angesichts der inneren und äußeren Hemmnisse nur noch hartnäckiger geworden ist, wenden sich die osmanischen Türken diesem Ziele zu. Die letzten zehn Jahre weisen einen entschiedenen Erfolg ihrer Bestrebungen auf, der eine aussichtsreiche Zukunft erhoffen läßt. Die Notwendigkeit, alle sozialen Reformen auf die Grundlage der mohammedanischen Religion zu stellen, vereinfacht ihre Anwendbarkeit auf die anderen moslimischen Gemeinschaften, wenn auch an sich ihre Einführung keine leichte Aufgabe bedeutet. Selbstverständlich kann sich dieser Fortschritt nicht wie ein Wunder von einem Tag zum andern vollziehen. Es muß unermüdlich dafür gearbeitet und gewirkt werden. Und den osmanischen Türken fällt die ehrenvolle Pflicht zu, den anderen auf diesem Wege als verständnisvolle Führer zu dienen.

Viele unter den europäischen Intellektuellen, die von Aegypten nichts weiter als Kairo, Alexandrien und den Kanal, von Algier und Tunis nur eine oder die andere Stadt kennen, behaupten, daß die Aegypter unter dem englischen Protektorat und die Algerier und Tunesier unter französischer Verwaltung in kultureller Beziehung wesentlichere Fortschritte gemacht hätten, als die osmanischen Türken. Bei genauer Betrachtung jedoch erweist sich diese Behauptung als irrig. Wohl trägt das Land Aegypten die Spuren einer unter europäi-

Digitized by Google

schem Einfluß entstandenen Kultur, der Bevölkerung aber kommt diese Entwicklung nicht zugute. Unter den tätigen, dem Gedanken nationaler Befreiung hingegebenen Aegyptern gibt es allerdings eine nicht geringe Anzahl, die sich die geistigen Errungenschaften der europäischen Welt angeeignet haben, aber sie sind nicht das Produkt englischer Bemühungen, sondern im Gegenteil Persönlichkeiten, die ihre nationale Eigenart am stärksten behaupten und sich trotz der ihnen von englischer Seite entgegengestellten Hindernisse frei entwickelt haben. Wenn wir heute einige Fortschritte unter den Aegyptern bemerken, so dürfen wir sie der unermüdlichen Arbeit jener kleinen Schar von geistig wachen Männern zuschreiben, die mit leidenschaftlicher Hingebung seit 15 Jahren ihre Landesbrüder unbeirrbar mit den sozialen Ideen der modernen europäischen Welt vertraut zu machen suchen.

Dieselbe Beobachtung können wir in Algier und Tunis machen. Die Wirkung zivilisatorischer europäischer Arbeit ist auch in diesen mohammedanischen Ländern zu spüren, den Nutzen davon aber haben allein die französischen Kolonisatoren; die Eingeborenen sind auch hier von den Wohltaten europäischer Kulturarbeit ausgeschlossen. Das ist die selbstverständliche Folge der ganz von eigensüchtigen Gesichtspunkten geleiteten Methode der französischen Kulturbringer. Anders ist es im osmanischen Reich. Hier sind wenig äußere Merkmale europäischen Fortschritts zu finden, wenig moderne Kulturwerke geschaffen worden; die geistige Entwicklung der osmanischen Türken aber ist weit stärker, umfassender und fruchtbarer, als die äußeren Anzeichen vermuten lassen. Durch dieses intellektuelle Erwachen wird ein sozialer und wirtschaftlicher Aufschwung vorbereitet, der das Land befähigen wird, sich nach Beendigung dieses Krieges von der wirtschaftlichen und politischen Knechtschaft Europas endgültig zu befreien. Die steigende Entwicklung des osmanischen Reiches bedeutet zugleich ein Aufstreben der gesamten islamischen Welt.

Viele meiner Glaubensbrüder ersehnen den von unseren Feinden gefürchteten Zusammenschluß aller mohammedanischen Völker zu einem Einheitsstaate. Ich glaube nicht, daß die Errichtung eines derartigen Staatsgebildes für die Durchführung sozialer, geistiger und wirtschaftlicher Neuerungen notwendig ist. Es kann heute darüber nicht geurteilt werden; die Zeit, die fortschreitende Entwicklung der Ideen, der Wechsel politischer Konstellationen werden diese Frage entscheiden.

Voraussetzung jeden geistigen Aufwärtsstrebens ist das Zugehörigkeitsgefühl, das die mohammedanischen Völker, mögen noch so weite Länderstrecken sie räumlich trennen, mit einander verbindet. Die Ausschreitungen und Verbrechen, deren sich die Franzosen bedienten, um Marokko unter ihre Herrschaft zu bringen, erzeugten die gleiche starke Empörung unter den Muselmanen der Türkei, Aegyptens oder Indiens. Stark und unlösbar ist das Band, das alle islamischen Völker, die unter europäischer Fremdherrschaft schmachten, verbindet, die Religion hat es gewoben und die Schicksale der Jahrhunderte haben es zu einem unzerreißbaren gemacht.

Was die osmanischen Intellektuellen erstreben, ist die freie Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Kräfte der islamischen Völker. Alle Fäden vereinen sich in dem fest und unverrückbar stehenden Mittelpunkt der islamischen Geister: dem Kalifat, dessen Bedeutung für die mohammedanische Welt uns beweist, welche Vorteile ein solches gemeinsames geistiges Zentrum den Völkern eines Glaubens gewährt. Wir Türken sind uns unserer hohen Aufgabe, unserer geistigen Verpflichtung bewußt. Wenn wir heute im gemeinsamen Ringen unser Blut vergießen, so tun wir es für die Erreichung dieses uns stets bewußten Zieles. Es ist ein hohes Ideal, das uns erfüllt, und unser Wille ist ihm fest und unbezwingbar zugewandt. Wir streben ihm zu in der Erkenntnis: Gott hilft nur den Gerechten.

Digitized by Google

DIE AEGYPTISCHE NATIONALBEWEGUNG.

II.

Von Ibn Marawan.

Es war im Februar 1910. Besorgnis erfüllte alle Herzen in Aegypten und eine Unruhe, die in den Straßen der größeren Städte deutlich zum Ausdruck kam, hatte sich des ganzen Landes bemächtigt. Selbst Uneingeweihte konnten erkennen, daß Fragen von schwerwiegender, alles andere in den Hintergrund drängender Bedeutung die Oeffentlichkeit beschäftigten.

In allen Kreisen, unter den Intellektuellen sowie unter den breiten Volksmassen, wurde die von den Engländern beabsichtigte Verlängerung der Suez-Kanal-Konzession nach Ablauf der verbleibenden 50 Jahre auf weitere 50 Jahre mit dem tiefen Interesse erörtert, das ein Volk einer seiner Lebensfragen entgegenbringt. Sämtliche Blätter und Zeitschriften widmeten sich der Sache auf das eingehendste. Bedeutende Finanzleute wurden von den Blättern der Nationalpartei aufgefordert, das Problem von der rein finanziellen Seite zu beleuchten. Sonnenklar trat die Gefahr zu tage, die eine Verlängerung der Konzession der Suez-Kanal-Gesellschaft oder vielmehr der englischen Regierung für Aegypten bedeutete. Eine solche Flut von Protesttelegrammen ergoß sich über die Regierung, daß in den Telegraphenämtern die Angestellten die Arbeit nicht zu bewältigen vermochten. Große Menschenströme durchwogten die Straßen von Alexandrien, Kairo, Tanta und der anderen Städte. Man veranstaltete Kundgebungen vor den Regierungsämtern und anderen öffentlichen Gebäuden, um die Regierung zu zwingen, die endgültige Entscheidung dem el Gameit el Omomiat*) zu überlassen. Die Regierung sah sich demzufolge genötigt, dem Druck nachzugeben und das el Gameit einzuberufen. Im Hintergrunde dieses, dem Volkswillen notgedrungen gemachten Zugeständnisses, lauerte die bestimmte Absicht, das versammelte Haus dem Willen der Regierung gefügig zu machen.

Der Ministerpräsident Butros Pascha Gali und der Präsident des Gameit, Hussein Kamel Pascha, der jetzt von Englands Gnaden Sultan von Aegypten ist, ließen kein Mittel unversucht, die Einwilligung des el Gemeit zu der Konzessionsverlängerung zu erzwingen, mußten aber schließlich erkennen, daß ihre Machenschaften an dem felsenfesten Widerstand des Hauses zu scheitern bestimmt waren. In ohnmächtiger Wut über den Fehlschlag seiner Bemühungen machte sich Butros Pascha einer schweren Beleidigung eines Mitgliedes der Opposition schuldig, einer Beleidigung, die sich zugleich auf die ganze Versammlung und das ägyptische Volk bezog. Es konnte nun kein Zweifel mehr bestehen, daß die Regierung sich mit der Absicht trug, dem Volkswillen entgegenzuhandeln und dem verhaßten Projekt freie Bahn zu sichern.

Der junge Aegypter Ibrahim el Wardani, ein Mann von flammender Liebe für sein Vaterland und glühendem Eifer für die nationale Sache, wohnte jener verhängnisvollen Sitzung bei. Die der Nation zugefügte Beleidigung, das hartnäckige Verharren der Regierung auf dem verhaßten Projekt, die Habgier des Ministerpräsidenten, den der materielle Vorteil blind und taub gegen die Wünsche Aegyptens gemacht hatte, weckten in Ibrahim el Wardani die Ueberzeugung, daß bloße Kundgebungen nicht genügten, den wirtschaftlichen Untergang von dem heißgeliebten Vaterland abzuwenden.

Am 21. Februar 1910 ertönten im Hofe des Ministerialgebäudes rasch hintereinander 5—6 Schüsse. Jeder Aegypter wußte, daß durch die Kugel, die den Ministerpräsidenten Butros tötete, das gefahrbringende Projekt aus der Welt geschafft war.

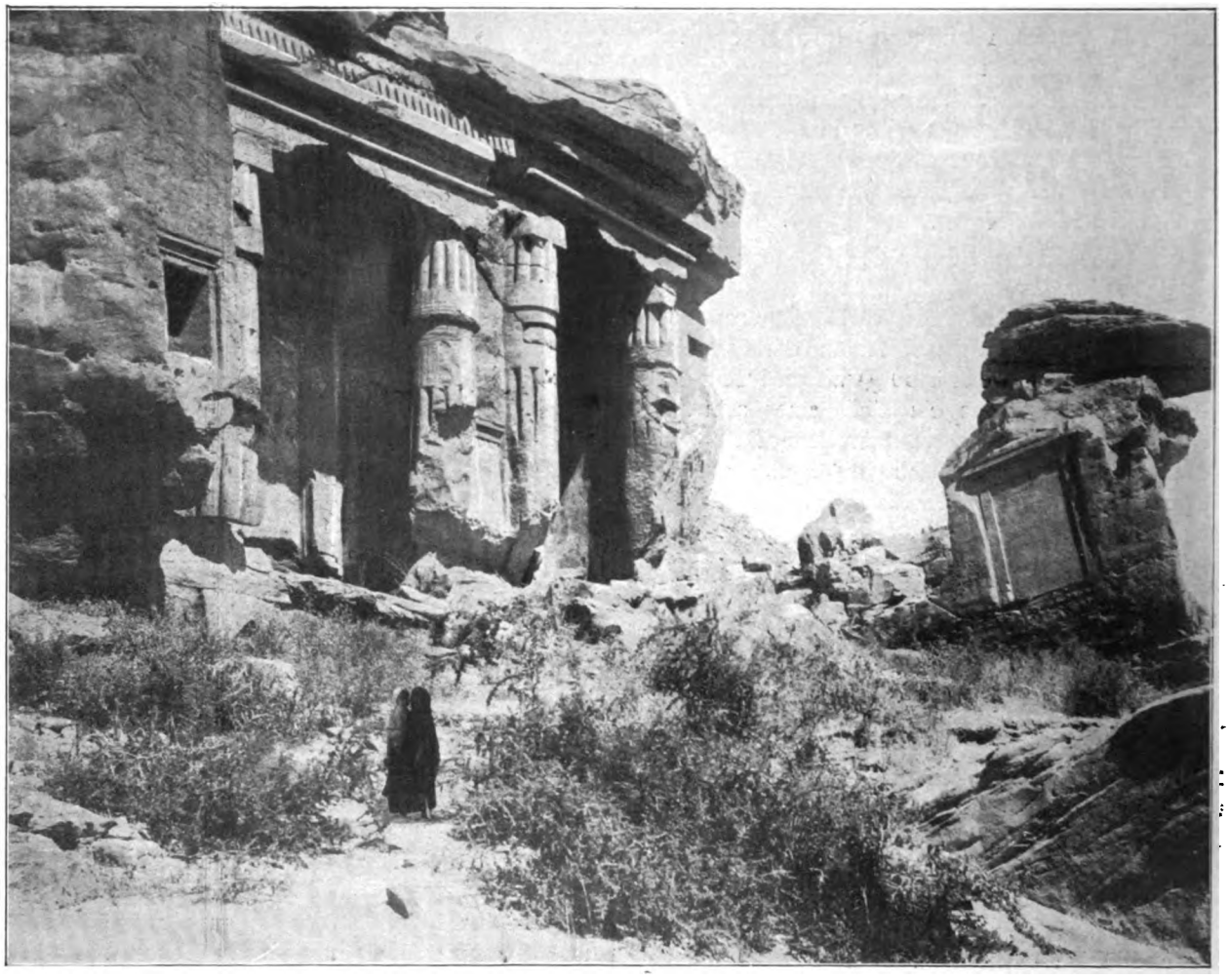
Die anderen Minister zogen sich verängstigt zurück, der el Gameitpräsident, Hussein Kamel, dankte ab und wagte nicht, sein Haus zu verlassen. Der mit der Bildung des neuen Kabinetts betraute Said Pascha fand nicht eher den Mut, sein Amt anzutreten, als bis er eine öffentliche Erklärung in den Blättern erscheinen ließ, daß er ein Freund der Freiheit und ein Feind der Unterdrückung und Gewalt sei. In der ersten Sitzung des el Gameit nach dem Kabinettswechsel erklärte er, daß die Entscheidung über die Suezfrage nicht bei der Regierung, sondern beim el Gameit ruhe. So brach der Plan einer Verlängerung der Suez-Kanal-Konzession gegen den Willen Englands zusammen. Ein Gefühl erhöhten Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens faßte in Aegypten Wurzel.

*) Delegiertenversammlung, die alle zwei Jahre zusammentritt.

Digitized by Google

Zu jener Zeit stand die Nationalpartei auf der Höhe ihrer Kraft und ihres Einflusses. Die von ihr gepflanzte Saat trug reiche Frucht. Die Interessen der Nation wurden mit einer Einmütigkeit vertreten und verfochten, die alle Klassen umfaßte und eine sich überall durchsetzende öffentliche Meinung schuf.

Die gedemütigte englische Regierung aber war entschlossen, den Tod ihres ägyptischen Helfershelfers zu rächen. Kairo stand bald im Zeichen eines Kriegszustandes. Hunderte junger Aegypter



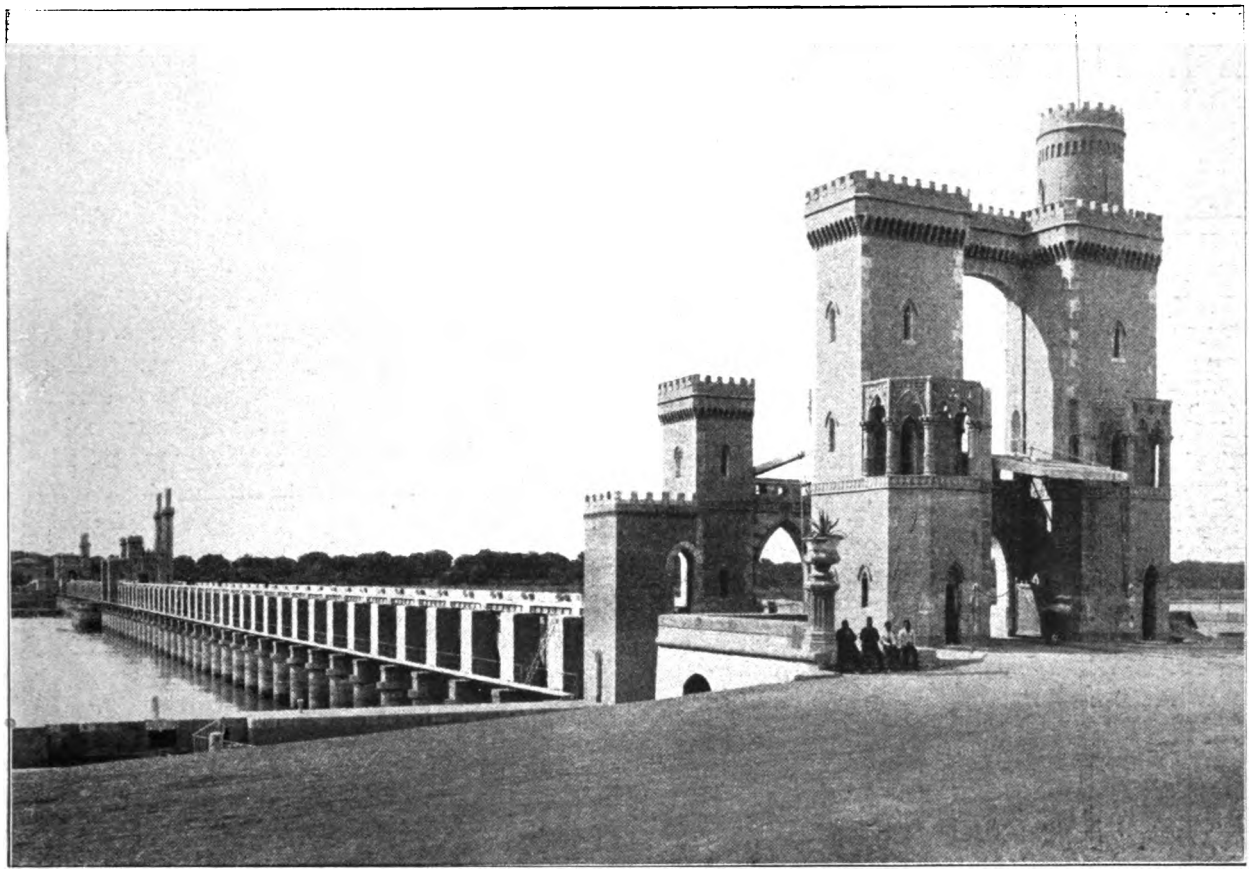
Tempelruinen bei Gebel el Silsileh.

wurden verhaftet, die Privatwohnungen aller führenden Mitglieder der Nationalpartei sowie die Büros ihrer Blätter durchstöbert. Nur der Gerechtigkeit eines von England unbeeinflußten eingeborenen Richters war es zu verdanken, daß viele junge Aegypter dem Schicksal Ibrahims, hingerichtet zu werden, entgingen. Sein Tod, obwohl unter diesen Umständen als unabwendbar vorausgesehen, erregte alle Klassen auf das tiefste, besonders die Arbeiterschaft, deren Organisierung er gefördert hatte. Zu den Mitteln, deren sich nach diesen Vorfällen England gegen die sich immer stärker entwickelnde Nationalpartei bediente, gehörte neben den Verhaftungen und einer erhöhten Verfolgung der Presse die Einführung von Gesetzen, die die Hingabe an das nationale Ideal verboten und die bloße Absicht unter Todesstrafe stellten. Unter allen Umständen sollte das Nationalgefühl entwurzelt oder wenigstens seine Wirkungen gehemmt werden. Zu diesem Zwecke wurde die Redefreiheit völlig eingeschränkt; es war nicht einmal mehr erlaubt, eine Ansicht über irgendeine Regierungshandlung zu äußern. Das Spionenunwesen gelangte zu höchster Blüte. Kein Mitglied der Nationalpartei war seines Daseins mehr sicher. Viele von ihnen sahen sich zum Verlassen der Heimat gezwungen und suchten Zufluchtsstätten auf, wo sie unbehindert für ihre Ideale zu wirken vermochten.

Der damalige Vertreter Großbritanniens, Sir Eldon Gorst, glaubte zudem noch, einen neuen Weg gefunden zu haben, um die starke nationale Strömung in andere Bahnen zu lenken. Er benutzte die von ihm als unpatriotisch bezeichnete Erschießung Butros Paschas zum Entfachen von Streitigkeiten zwischen Muslimen und Kopten (christliche Bewohner Aegyptens). Unter seinem

Digitized by Google

Einfluß veranstalteten die Kopten zum ersten Male einen Kongreß zu Assuit und stellten das Verlangen nach gewissen Vorrechten auf. Sir E. Gorst suchte den Konflikt dadurch noch zu fördern, daß er den Ministerpräsidenten Mohammed Said Pascha veranlaßte, einen gegnerischen islamischen Kongreß einzuberufen. Dieser fand in Heliopolis statt und bereitete dem Plane Gorsts eine schwere Niederlage, indem er die koptische Frage als Nebensache behandelte und sich der Erörterung nationaler Probleme: Unterricht, Gründungs- und Bankwesen usw. widmete. Der Mißerfolg der Gorstschen Politik bestimmte die englische Regierung zu dem Entschluß, ihren Vertreter in Aegypten zu wechseln. Ehe es aber dazu kam, zog sich Gorst krankheitshalber zurück und Lord Kitchener, der frühere Sirdar, wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Kitchener verfolgte eine zwiefache Politik: auf der einen Seite ergriff er die stärksten Maßnahmen gegen die Nationalpartei und alles, was mit ihr zusammenhing, auf der anderen warb er durch anscheinendes Eingehen auf nationale Forderungen um das Vertrauen des Volkes. So schaffte er das el Gameit el Omomiat und das Maglis Shura el Kawanin ab und ersetzte es durch das el Gameit el Taschriyeh. Von den englischen und den im englischen Solde stehenden arabischen Blättern wurde diese Anordnung als ein die Selbstregierung vorbereitender Schritt geschildert. Der Weihrauch des Lobes konnte aber die Wahrheit nicht ersticken, daß eine Besserung der Verhältnisse überhaupt nicht in Betracht kam. Ungeachtet dessen widmete die immer wachsame Nationalpartei den Wahlen die größte Aufmerksamkeit und sah in vielen Fällen ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt. Wenn auch die neue Kammer keine entscheidende Stimme besaß, so gelang es ihr, dank ihrer Entschlossenheit und der Unterstützung der ganzen Nation, manchen englischen Plan zu durchkreuzen. Nachdem Mohammed Saids Kabinett verschiedene Niederlagen erlebt und der Ministerpräsident dadurch das Vertrauen Kitcheners verloren hatte, sah er sich zur Abdankung gezwungen.



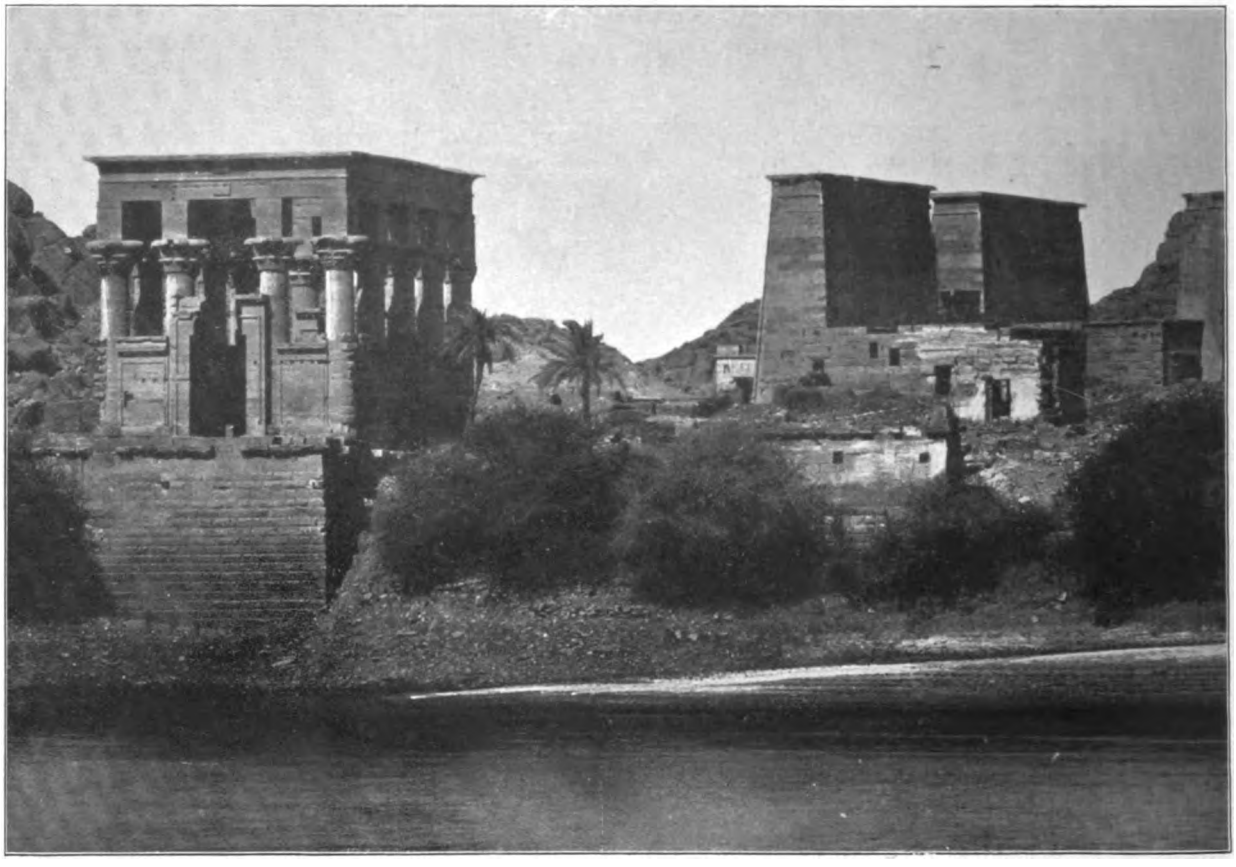
Das Stauwerk an der Nilgabelung bei Kairo.

In der Zwischenzeit vollzog sich ruhig und sicher das Wirken der Nationalpartei. Ereignisse, die einige Zeit zurücklagen, verursachten die Erweiterung ihrer Beziehungen und eine Aenderung in der Leitung.

Der oberflächliche Beobachter mag diesen Wechsel wohl als eine Schwächung der nationalen Bewegung, als ein Nachgeben unter dem Druck Englands gedeutet haben. In Wirklichkeit aber bedeutete er eine Erstarkung der Partei. Ruhig und unauffällig arbeitete sie auf die Ziele hin, die sie sich gesteckt hatte, bis völlig uner-

Digitized by Google

wartet der Krieg über sie hereinbrach. Man war darauf nicht vorbereitet gewesen. Das Aktions-Gebiet der Partei ward plötzlich außerordentlich beschränkt. Dringender nationaler Notwendigkeit gehorchend, verließen viele Führer Aegypten, um an anderen Stätten im Interesse ihres Vaterlandes zu wirken. Es war sonnenklar, daß das Heil der Türkei in einem Bündnis mit den Mittelmächten lag, und daß die Türkei an deren Seite in den Krieg ziehen würde. Führende Mitglieder der Nationalpartei wandten sich an die türkische Regierung mit dem



Der Tempel von Philea

Ersuchen um Bestätigung der Annahme, daß die Türkei England in Aegypten bekämpfen würde. Ihre Erwartungen wurden in Konstantinopel weit übertroffen. Mit einstimmiger Entschlossenheit war die Regierung bereit, gegen die englische Herrschaft in Aegypten vorzugehen.

Alle Anstrengungen, die man in Aegypten selbst unternommen hatte, um die englische Macht zu brechen, scheiterten an den starken Vorkehrungen, die die englische Regierung getroffen hatte. Alle Intellektuellen mit patriotischen Tendenzen wurden nach Malta, Gibraltar und dem Sudan verbannt oder in die ägyptischen Gefängnisse gesteckt. Selbst die lächerlich kleine, von den Engländern auf 6000 Mann herabgesetzte ägyptische Armee wurde über ganz Aegypten und den Sudan verstreut. Alle Waffen, sogar die zum Vogelschießen benutzten kleinen Büchsen, wurden eingesammelt. Von jeder äußeren Hilfe abgeschnitten, war das Land vollständig von der Gnade Englands abhängig. Die Bodenbeschaffenheit des Landes, die ausgezeichneten Verkehrs- und Transportmöglichkeiten erlaubten den Engländern, ihre Truppen schnell von einem Ort zum anderen zu werfen, was einen organisierten Aufstand unmöglich machte. Dennoch gaben die Aegypter von Zeit zu Zeit ihrem tiefwurzelnden Haß gegen den englischen Eindringling deutlich genug Ausdruck. Gegen Hussein Kamel, den sogenannten Sultan, sowie den Minister Fathi Pascha wurden Mordanschläge unternommen. Die ägyptischen Soldaten, die mit den Engländern an der Front standen, gingen bald nach Beginn der Krieges zu ihren türkischen Brüdern über. Beim ersten Angriff auf den Suez-Kanal kämpften diese Soldaten gegen die Engländer. An der westlichen Front vereinten sich mehr denn 600 ägyptische Kavalleristen samt ihren Offizieren mit den Sanussi-Freiwilligen zum gemeinsamen Vorgehen gegen die Engländer. Der Versuch der Engländer, die ägyptischen Reservetruppen im Felde zu verwenden, darf als glänzender Mißerfolg bezeichnet werden.

Der Leser deutscher Blätter mag sich erinnern, daß die Nachricht über einen Zusammenstoß zwischen englischen und ägyptischen Soldaten, wo-

Digitized by Google

bei 35 der letzteren getötet oder verwundet wurden, über Italien nach Deutschland gelangte. Hussein Kamel, der um sein Leben fürchtete, bestand darauf, daß man die ägyptische Armee in Frieden lasse, und General Maxwell, der englische Oberbefehlshaber in Aegypten, sah sich in der Folge genötigt, um seine Entlassung einzukommen. Der Versuch der Engländer, (nach den in der Ernennung Scherif Husseins zum König des Hedschas gipfelnden Machenschaften), ägyptische Soldaten in Arabien zu verwenden, ist gleichfalls durchaus als Fehlschlag zu bezeichnen. Wie der syrische Scheich Raschid Risa in dem Blatte „El Ehram" auseinandersetzte, waren die Aegypter überzeugt, daß die von Scherif Hussein unterstützte Bewegung in eine englische Schutzherrschaft über Arabien auslaufen wird, weshalb sie ihr ziemlich feindlich gegenüberstanden.

Die folgenden Auszüge aus einem aus Barka kommenden Briefe, den ein ägyptischer Patriot an einen Freund in Konstantinopel richtete, geben Aufschluß über die gegenwärtigen ägyptischen Verhältnisse.

„. . . . Du wirst erstaunt sein, zu hören, daß die Saat, die Du gesäet, so reiche Frucht getragen hat. Hunderte und aber Hunderte junger Aegypter kennen nichts Höheres, als den Tod für das Vaterland. Solltest Du je das Gegenteil hören, dann sei versichert, daß dies nur von einem Feind oder einem Uneingeweihten herrühren kann. Die ägyptische Nation hat in diesem Kriege geleistet, was keiner anderen Nation in gleicher Lage gelungen wäre. Vollständig abgeschnitten und ohne Führer, konnten die Aegypter den Engländern nur einen passiven Widerstand entgegensetzen. Die Reservetruppen wurden eingezogen. Obwohl sie nur aus Fellahs bestanden, ließen sie sich eher von den Engländern niederschießen, als daß sie gegen ihre Brüder, die Türken, kämpften, oder ihr nationales Empfinden vergewaltigten . . . Hier in Barka allein sind außer den geflüchteten Beamten 15 Offiziere, die die ägyptische Armee verlassen haben, um den Senussi-Freiwilligen beizutreten . . . 12 Tage bin ich im Auftrage von. . . . . in der Wüste gewandert. Ich habe zwei Schlachten mitgemacht, in denen alle Aegypter, zwar gering an Zahl, ihre Pflicht gegen ihr Vaterland erfüllten . . . Als ich Aegypten verließ, waren nur 3 von den 11 Mann unserer Gruppe nicht im Gefängnis. Ich kenne verschiedene Gruppen, deren sämtliche Mitglieder verhaftet wurden . . . Hätten die Aegypter Kampfmittel besessen, dann wäre es ihnen möglich gewesen, ihr Land zu befreien, denn das Märtyrertum, zu dem sie verurteilt sind, hätte ihnen die nötige Stärke verliehen. Ich bin kein Phantast, sondern erzähle nur, was ich begeistert mit eigenen Augen gesehen habe."

Wir hegen die volle Hoffnung, daß die unglückliche Nation, die durch Umstände, die sich ihrer Gewalt entzogen, verhindert wurde, die Freiheit zu erlangen, in der Türkei und bei den Zentralmächten Freunde finden wird, die, wenn der ersehnte Sieg errungen und der entscheidende Moment gekommen ist, die ägyptische Sache nach Möglichkeit fördern werden.

DIE KINDER.

Von Mehmed Emin.

Einstmals sprachen meine Kinder: „Hör den Sang der Nachtigall,
„Sieh die Rose, hundertblättrig: solche wächst nicht überall:
„Wähle eine von den beiden: was ist schöner von den zwei'n?
„Sichst du Nachtigall und Rose: welche wird dir teurer sein?"

Ach, ihr Kinder, viel viel lieber seid ihr mir als diese zwei.
Immer schaun euch meine Augen, werden niemals satt dabei.
Nichts auf Erden find' ich lieb'res, suchte ich auch noch so sehr.
Ach, und was ich euch verdanke, dank' ich andren nimmermehr!

Was sind jene zwei Geschöpfe? Eine Blume und ein Tier
Unsrer Erde schönste Schöpfung: Menschenwesen, das seid ihr!
Ihre Söhne seid ihr alle: neu Gedeihn schenkt ihr dem Land.

Ihr sollt seine Augen trocknen, die des Kummers Träne netzt,
Ihr sollt eure Seele geben, sollt ihm dienen bis zuletzt,
Ihr seid Liebe ihm und Leben, ihr seid seiner Hoffnung Pfand!

Digitized by Google

AKASCH BIN MANSUR.

Von Aka Gündüs.

Er war der ärmste und zugleich kinderreichste Kameltreiber in Tripolis. Seit 10 Jahren beförderte er Lasten hin und her auf seinem einzigen Kamel, und plagte sich redlich, seine Familie zu ernähren. Außerhalb der Stadtmauer, inmitten eines Dattelhains stand seine aus nur zwei Räumen bestehende Hütte, worin neun Menschen ihre Zuflucht hatten und ihr Dasein in dem Glauben fristeten, wirklich zu leben.

Es war Abend. Zwischen Sand und Felsen an der Küste tauchte die Sonne, die wieder einen Tag im Verein mit der Erde verlebt hatte, ins Mittelmeer, das seit Jahrtausenden sein altes Lied sang. Jeden Abend wusch sie sich so in den Fluten und ruhte dann aus, um am nächsten Morgen leuchtender denn zuvor aus dem Schoße einer anderen Welt zu den sehnend Wartenden zurückzukehren.

Auch heute badete sie, um den Schmutz, mit dem der Tag sie befleckte, von ihrem Leib zu tilgen, aber sie entbehrte der Leuchtkraft, der Seelenfreude, in denen sie noch gestern erglüht war. Gestern noch hatte sie den ganzen Horizont in einen gewaltigen Flammenbrand gesteckt, heute war sie nur ein winziges Lämpchen gewesen und hatte ein bleiches, verhärmtes Gesicht.

Akasch bin Mansur schob die Mütze aus der schweißfeuchten Stirn, öffnete den dünnen Burnus über der grauen, behaarten Brust, hob die Arme aus den weiten Aermeln und streckte die großen Hände, die an schmalen Gelenken saßen, aus; unbeweglich, wie eine steinerne Sphinx, verharrte er, gen Sonnenuntergang gewandt, in tiefem Sinnen.

Vor der Hütte, unter der Türwölbung, drängten sich um seine Frau in dem himmelblauen weiten Mantel seine barfüßigen Kinder, bunte Glasperlen in den dunklen Haaren, und seine dicke, geschminkte Schwägerin, sahen zu ihm hinüber und schwiegen.

Wie stets an jenen Abenden, da er traurig und hoffnungslos war, so starrte auch heute, am Tage da die Italiener nach heftiger Beschießung die Landung an der Küste erzwungen hatten, Akasch bin Mansur, bis an die Knöchel im Sande versunken, in die sinkende Sonne, lauschte dem rollenden Rauschen des Meeres und sann und grübelte. Bis plötzlich eine Stimme hinter ihm aufsprang, wie Windessäuseln in hohen Wipfeln; seine Familie dort unter der Tür, hatte unter Leitung seiner Frau ein Lied angestimmt:

„Allmächtiger! Schöpfer! Ewiger! Dir strecken sich unsere geöffneten Hände im Angesicht Deiner versinkenden Sonne entgegen, Dir weihen wir unsere Herzen, die Tränen unsres verborgensten Innern. Der zauberhafte Sang dieses Landes ist schwermütiger noch, als die Klagen Deiner gemarterten Geschöpfe. Der Sand der Sahara schweigt, wer aber erhebt seine Stimme? Ewiger, allerbarmender Gott, zu Dir kommen wir, auf unserem Haupt den Koran, in unserer Brust Deinen Glauben, in unserem Sinn Deinen Lieblingspropheten! Soll unser Haupt zur Erde sinken, unsere Brust aufgerissen, unser Sinn irregeleitet werden? Die leuchtende Sonne dieser Welt geht unter. Es wird Nacht. Soll Finsternis über uns kommen? Von der Wüste her erhebt sich ein Wind. Wird der von Norden hereinbrechende Dämon vor ihm erzittern? Im Süden, über dem unabsehbaren Sande, steigt ein Laut empor — ist es das Lied der Beduinen von Krieg und Kampf? Das Wiehern der Pferde dringt bis zu uns, das Klirren der Schwerter schwingt sich über die Aeste der Dattelpalmen, himmelwärts. . . . Allewiger Schöpfer, im Glanze Deiner Sonne öffnen wir unsere Hände, weihen wir Dir unsere Herzen und flehen: Gnade, Allegerechter! . . ."

* * *

In diesem Augenblick bog eine italienische Patrouille um die Ecke des Friedhofes. Frauen und Kinder unter der Tür verstummten jäh, Akasch ließ die Arme sinken, wandte sich um und tat einen Schritt dem Hause zu.

„Halt!"

Akasch blieb stehen.

Wie ein Dolch fuhr diese harte, befehlende Stimme ihm ins Ohr.

Wortlos wartete er. Die Patrouille kam heran, hielt dicht vor ihm. Der Offizier hatte einen Dolmetsch bei sich, der ihn ansprach: „Sie haben erfahren, daß du Treiber bist und ein Kamel besitzt, das möchten sie haben."

Akasch fuhr zusammen, drehte den Kopf nach der Hütte. Still und angstvoll harrte seine Familie. Fast unmerklich bewegten sich seine Lippen:

Digitized by Google

„Mein Kamel ist mein Brot, wenn ich es fortgebe. . . ." mit zitternden Fingern wies er nach der Tür, „werden sie verhungern".

Der Offizier zuckte die Achseln.

„Du bekommst Geld dafür," betonte der Dolmetsch, „sie werden es dir reichlich bezahlen."

Akasch schwieg, überlegte, sah noch einmal nach der Tür.

„Was wollen sie mit dem Kamel tun?"

„Sie brauchen es zum Transport."

„Wohin?"

„Ins Innere."

„Gegen wen?"

Der Dolmetsch blieb stumm. Statt aller Antwort rollten zwei klare Tropfen aus seinen kleinen Augen über seine lederbraunen Wangen. . . . .

Akasch bin Mansur zitterte:

„Ich gebe mein Kamel. . . . sie werden Waffen und Munition befördern und uns damit töten. Ich gebe mein Kamel. . . . sie werden Lebensmittel für ihre Soldaten heranschleppen, uns noch mehr zu quälen und zu foltern, noch mehr. . ."

Seine Stimme erstickte, seine Kehle war wie eine ausgedörrte Holzröhre. Er ballte seine rechte Faust und schrie: „Ich gebe mein Kamel nicht her!"

„Warum?"

„Weil es nicht mir gehört."

„Wem sonst?"

„Dem Kalifen Sultan Mehmed."

Wieder zuckte der Offizier die Achseln und lachte, und der Dolmetsch übersetzte.

„Sie werden es dir gewaltsam fortnehmen."

„Ich gebe es nicht her."

„Sie werden dich töten."

„Gott sei uns Mohammedanern gnädig."

Der Offizier gab dem Sergeanten ein Zeichen. Ein Schrei, ein Schrei aus Frauenherzen gellte auf: „Halt ein! Verräter!"

Unter dem himmelblauen Umhang blitzte ein Gewehrlauf auf.

Der Dolmetsch wandte sich zum Offizier:

„Sie ist das Weib dieses Mannes, und sagt, wenn Sie noch einen Schritt vorwärts tun, wird sie Sie töten."

Der Italiener erbleichte. Sein aufgezwirbelter Schnurrbart fiel über die Mundwinkel. Akasch schwieg immer noch, sah von der Seite nach seiner Frau, der Gewehrlauf blitzte, die Kinder klammerten sich an die Mutter und schrieen: „Schieße, töte ihn!"

Akasch bin Mansur aber machte eine jähe Bewegung und sagte zum Dolmetsch:

„Sage dem Offizier, daß ich das Kamel sofort bringe."

„Sie werden es dir nicht mehr bezahlen, sie wollen es dir fortnehmen!"

„Aber der Hunger? Und meine Kinder?"

„Ich weiß nicht."

„Schön, ich bringe es sofort."

Akasch ging in den Stall hinter der Hütte, band das Kamel los, legte den Sattel zurecht und sprang auf, klammerte sich mit den Beinen um den Hals des Tieres und rief höhnisch: „Lebt wohl! Lebt wohl!"

Bis sich der Offizier von seiner Ueberraschung erholt hatte, war Akasch schon gut 300 Meter entfernt und flog von dannen wie ein Vogel.

Die Italiener feuerten in Salven. . .

Plötzlich sprang ein Schatten vor dem Kamel über den Weg und stürzte in den Sand, während das Tier eilenden Laufes entfloh. Zwei Soldaten eilten herbei und wenige Minuten später führten sie den lächelnden Akasch bin Mansur zu seiner Hütte zurück. Sein weißer Burnus war dunkelrot, ein dünner Faden Blut schlängelte sich über seinen Rücken. Unter der Tür erscholl ein Jammerschrei, der Offizier jedoch verschränkte die Arme und lachte laut: „Sieh einmal an!"

Akasch lächelte noch, streckte den Finger aus und erwiderte: „Das Kamel ist fort, — ist weit, weit fortgegangen".

Zornig und erregt fragte der andere: „Wohin?"

Akasch schloß die Augen, blutiger Schaum trat auf seine Lippen, er hustete, schluckte, streckte wieder den Finger aus und sagte leise lachend: „Dorthin, dorthin. . . zum osmanischen Heer, zu den Soldaten des Kalifen!"

Seine Augen erloschen, er taumelte und stürzte hart auf den Sand.

Das Kamel gelangte glücklich zum osmanischen Heere und Akasch bin Mansur zum lieben Gott. —

Uebersetzt von Habib Edib Bey.

Digitized by Google

DIE WICHTIGKEIT DES DEUTSCH-TÜRKISCHEN BÜNDNISSES IN MILITÄRISCHER HINSICHT.

Von Major a. D. E. Moraht.

„Wir werden in diesem riesigen Kampfe in enger und aufrichtiger Waffenbrüderschaft mit unseren tapferen und siegreichen Verbündeten verharren und, ohne vor einem noch so großen Opfer zurückzuschrecken, aushalten, bis wir unsere Feinde zwingen, unsere Daseinsberechtigung anzuerkennen." Diese Worte hat um die Mitte des Monats Februar der Großwesir Talaat Pascha in der türkischen Kammer als Programm des neuen Kabinetts verlesen. Sie weisen mit klarer Sicherheit auf den Weg, den die Türkei bis zur Beendigung des Weltkrieges und nachher zu gehen hat. Der Großwesir fuhr fort: „Wir sind davon überzeugt, daß Ihre ehrenwerte Versammlung uns ihren Beistand bei unseren Bemühungen leihen wird, die darauf abzielen, den Bestand und die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu sichern. Wir sind davon überzeugt, daß unsere Nation, die in enge Berührung mit der westlichen Zivilisation getreten ist und ein Bündnis auf Leben und Tod mit den Zentralmächten geschlossen hat, den Anforderungen und Bedingungen der modernen Gesittung nicht gleichgültig gegenüber stehen kann." Und dann ging der Leiter der osmanischen auswärtigen Politik dazu über, auf die Reformen hinzuweisen und auf die Reorganisationen, welche zur Befestigung der Türkei notwendig seien, und er bezeichnete es als Ziel seiner Politik, jedem Osmanen die Wohltat aller Rechte zu gewährleisten, die ihm die Verfassungsurkunde gewährt, und so die Herrschaft des Gesetzes im Lande zu sichern.

Se. Kaiserl. Hoheit Prinz Oemer Faruk

Das sind in Wahrheit sehr wichtige Worte, und da die Gesinnung des türkischen Großwesirs seinen Worten entspricht, so können die Mittelmächte und besonders Deutschland sie nur mit Freude vernehmen. In wenigen Worten wird die Hauptaufgabe der Türkei skizziert: die Waffenbrüderschaft mit den jetzigen Kampfgenossen soll fortbestehen als Bündnis auf Leben und Tod. Die osmanische Nation ist in enge Berührung mit der westlichen Zivilisation getreten, hat sie kennen und schätzen gelernt; die Reformen sind notwendig, um die Wohltat der Gesetze des Reiches in friedlichen Zeiten jedem Osmanen zu sichern.

Nun gibt es aber feindliche Gewalten, welche diesem Programm des Großwesirs noch jetzt während des Krieges entgegentreten und später nach dem Frieden entgegentreten werden. Diese feindlichen Gewalten gewinnen Leben in der Politik und Kriegführung Rußlands, Englands und Frankreichs. Es handelt sich um die Existenz der Türkei, und die drei genannten feindlichen Mächte haben kein anderes Programm als diese Existenz zu untergraben und dann zu vernichten. Noch vor kurzem wurde im Pariser „Paris Midi" von Albert Milhaud klar ausgesprochen, daß Vereinbarungen über die militärischen Streitkräfte der Entente nicht nur für jetzt, sondern auch für die Zukunft zu treffen wären, und daß, wenn es nicht gelänge, die diplomatische, militärische, finanzielle und wirtschaftliche Struktur der Mittelmächte und ihrer Verbündeten zu zerstören, es eine absolute Pflicht sei, dieser Struktur die Rache im Frieden

Digitized by Google

unmöglich zu machen. „Mitteleuropa darf nicht im unklaren darüber gelassen werden, daß unsere Friedensliga unsere Kriegsliga überdauern wird."

Theodor Schiemann hat in seinem geistreichen Vorwort zu der Uebersetzung einer englischen Abhandlung über „Die Achillesferse Englands" bemerkt: „Wer hat noch an dem Niedergang der Türkei gezweifelt, nachdem die von Rußland, England und Frankreich ins Leben gerufene Koalition der Balkanvölker (1912) bis hart an die Tore Konstantinopels vorgedrungen war, und, wie alle Welt glaubte, es nur noch eines energischen Vorstoßes bedurfte, um Bosnien und die Dardanellen der vordringenden Macht Rußlands zu überliefern?" So hat auch wohl die ganze Welt überlegt, als 1915 die vereinte Kraft der Engländer und Franzosen von Süden und die der Russen von Norden das Herz des osmanischen Reiches in diesem Weltkriege bestürmte. „Und trotz alledem ist die Türkei wieder lebendig geworden und im Begriff, sich die verlorene Großmachtstellung zurückzuerobern." Diese Worte Schiemanns sind 1914 geschrieben und haben noch immer volle Gültigkeit. Man könnte sie höchstens dahin ergänzen, daß die osmanische Welt einen Teil ihrer verlorenen Großmachtstellung bereits zurückerobert hat.

Wenn wir nun die Wichtigkeit des deutsch-türkischen Bündnisses in militärischer Hinsicht richtig verstehen wollen, so muß uns ein kurzer historischer Rückblick gestattet sein, der uns mit den Schwierigkeiten des schon lange währenden Existenzkampfes der Türkei bekannt macht. Ich will nicht weiter zurückgreifen, als bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Damals trat Rußland an die Spitze der Gegner der Türkei und entriß dem Sultan die Gebiete nördlich vom Kaukasus und Schwarzen Meer. Auch das europäische Gebiet der Moldau und Walachei wurde teilweise zerbröckelt. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wagten Montenegriner, Serben und Griechen den Kampf gegen ihre Beherrscher. Die Großmächte griffen in der Schlacht bei Navarin im Jahre 1827 ein und ein neuer Krieg Rußlands gegen die Türkei entbrannte im Jahre 1828. Griechenland gewann seine Unabhängigkeit, Serbien und die Moldau-Fürstentümer erhielten beschränkte Selbständigkeit. Seither beschäftigte die „orientalische Frage" die Politik aller Großmächte. Sie war in Wahrheit ein Problem. Nicht die kriegerische Leistungsfähigkeit der Türkei verhinderte die schnelle Lösung, sondern der Widerstreit der Interessen der europäischen Großmächte, der im Krimkriege 1853/56 in die Erscheinung trat. Auf den Fahnen aller Türkenfeinde stand das Wort „Reform". Die Serben erreichten 1867 den Abzug der türkischen Besatzungen aus ihrem Lande und Rußland versuchte eine endgiltige Abrechnung im Kriege 1877/78. Bis vor die Tore Konstantinopels wurde die Fahne des Zaren geführt und wieder waren es die Großmächte, deren Eifersucht das Bestehen der Türkei durchsetzte. Aber Bosnien und die Herzegowina, Bulgarien und Ostrumelien wurden nach und nach losgelöst. Dann kam die Zeit, in welcher der Sultan Abdul Hamid mit eiserner Faust alle Kräfte der Türkei zusammenfaßte, und doch bröckelte Tunis ab, kam Aegypten unter englische Oberhoheit. Noch einmal war es der Türkei vergönnt, im griechisch-türkischen Kriege 1897 im überraschenden Siege zu triumphieren. Dann kamen innere Schwierigkeiten und die jungtürkische Bewegung im Jahre 1908 und dann der Aufstand 1909, die der neuen Zeit ihren Stempel aufdrückten. Aber Parteikämpfe folgten und das Heer beteiligte sich an der Politik. Das unterwühlte seine Stärke. Endgültig gingen 1908 Bosnien und die Herzegowina verloren, und das schwache Italien entriß dem Großherrn im Jahre 1911 Tripolis. Zähen Widerstand leistete die Türkei und in Europa bildete sich die Meinung, daß jeder weitere Versuch, sie zu zerstören, an der erwachten Kraft scheitern müsse. Da erreichte die russische Politik den Zusammenschluß der Balkanstaaten zu einem Endkampf um Konstantinopel. Der Zwist entbrannte im Herbst 1912 und fand die Türkei — ungerüstet.

Woher kam das? Der Wert der türkischen Armee war unter Abdul Hamid zurückgegangen. Abdul Hamids Mißtrauen hatte die Ausbildung verhindert, und der Einfluß der deutschen Reformer war nur gering. Auch als die Verfassung eingeführt war, beschäftigten sich die Offiziere mehr mit der Politik als mit der Wehrkraft des Reiches. Das blieb nicht ohne zersetzende Wirkung, und der Sinn für Ordnung und Disziplin schwand. Dazu kam, daß die Zahl der Offiziere nur gering war und es Offiziere des Beurlaubtenstandes kaum gab. Die aus dem Mannschaftsstande hervorgegangenen Offiziere waren aus dem Dienst entfernt worden. So fehlte ihre praktische Erfahrung. Das Mannschaftsmaterial war nach wie vor vorzüglich, aber seine Erziehung zu brauchbaren Feldsoldaten lag im Argen. Ausrüstung und Bewaffnung des Heeres waren zufriedenstellend. In gutem Zustand befand sich die Artillerie, und wenn die Bedienungsmannschaft in dem Grade ausgebildet gewesen wäre, wie die Güte des Materials hervorragte, so wäre nicht das Märchen aufgekommen, daß die französischen Geschütze der Serben die deutschen Geschütze geschlagen hätten. Der Generalstab war dem Truppendienst entfremdet und wenig vertraut mit den Bedürfnissen des Heeres. Die Organisation der einzelnen Waffen zeigte an allen Ecken und Enden Mängel und auch das Ersatzwesen besaß tiefbegründete Schwächen. Alle diese schweren Mängel mußten

Digitized by Google

von der türkischen Armee getragen werden, als sie in den furchtbaren Balkankrieg eintrat. Der Aufmarsch war ungünstig. Weite Strecken waren zu durchqueren und für den Ausbau der Straßen war fast nichts geschehen. Selbst die von Konstantinopel nach Westen führenden Bahnen waren nur eingleisig, und da die Verstärkungen hauptsächlich aus Asien herangezogen wurden, war eine Folge des weitmaschigen Bahnnetzes ihre nur langsame Annäherung. Die Landesbefestigung war infolge der Geringfügigkeit der Mittel nicht auf der Höhe. Adrianopels Schutz war veraltet. Anlagen für Infanterieverteidigung mußten erst während der Armierung hergestellt werden. Nur wenig moderne Batterien waren zur Abwehr vorhanden. Ebenso besaß Kirkilisse nur zwei ganz veraltete Werke und schließlich war es die Tschataldscha-Stellung, auf deren veraltete Anlagen sich die Reste des tapferen osmanischen Heeres zurückziehen mußten. Hier erwachte die alte Energie, die solange vorhielt, bis die Eifersucht der Mächte und der innere Zerfall des Balkanbundes wieder eingriffen, um den Restbestand des osmanischen Reiches in Europa zu retten.

Dieser kurze Rückblick wird erweisen, daß ein großes Reich einer solchen Häufung von Schwierigkeiten nicht mehr ausgesetzt werden darf, wenn es einer ruhigen Entwicklung entgegengehen will. Darum betonte Talaat Pascha: „Unsere auswärtige Politik wird darin bestehen, unserem Vertrage mit unseren Verbündeten völlig treu zu bleiben, daran zu arbeiten, dieses Bündnis zu sichern und aus ihm größtmöglichen Nutzen für beide Parteien entspringen zu lassen." Wenn die Türkei ebenbürtig an der Seite der Mittelmächte nach glücklichem Abschluß des Krieges stehen will, so muß sie die Wichtigkeit des deutsch-türkischen Bündnisses immer im Auge behalten. Der jetzige Krieg ist der beste Lehrmeister dafür gewesen. Unsere Waffenbrüderschaft an den Dardanellen, in Arabien, in Mesopotamien und in Syrien, sowie in der Dobrudscha und in Galizien ist ein Kitt geworden, der die besten Köpfe der Osmanen zu der unvermeidlichen Erkenntnis führen muß, daß zunächst die Anlehnung an die Mittelmächte, speziell an Deutschland, dann der innere und äußere Ausbau der Wehrmacht das Gebot der Stunde ist. Daß unsere Feinde die Gefahr unseres festen Zusammenschlusses erkannt haben, wurde schon durch den Widerstand offenbar, den Rußland der Berufung der deutschen Militärmission kurz vor dem Kriege entgegensetzte. Die englische Orientpolitik ist ebenso wie die französische voll von haßerfüllten Auslassungen, daß unter allen Umständen ein Keil zwischen uns und die osmanische Wehrkraft getrieben werden müsse. Das Gefühl der Gefahr, ähnlichen Umtrieben ausgesetzt zu werden, wie der britische Admiral Limpus sie anzettelte, wird die Türkei vor falschen Schritten bewahren. Bekanntlich war es beim Eintritt der Türkei in den Krieg die erste Tat jenes Admirals, der im türkischen Solde das Oberhaupt der osmanischen Flotte war, mit den englischen Instruktoren nach Sewastopol zu reisen, um den Russen die schwachen Punkte in der Befestigung der Meerenge zu verraten.

Was gewannen nun die Türken durch unser Waffenbündnis? Ihr europäischer Besitz wurde durch die Freundschaft mit Bulgarien und durch die Niederwerfung Rumäniens gesichert. Griechenlands eifersüchtige Absichten können als endgültig gestorben betrachtet werden. Die furchtbaren Erfahrungen Griechenlands werden nach dem Kriege seinen Anschluß an das osmanische Reich fördern. Die Türkei gewann weiter die nötige Widerstandskraft, um in Armenien die russische Flut im Vorstürmen gegen die türkische Kraftquelle Kleinasien aufzuhalten. Unseren gemeinsamen Bemühungen gelang es, die große ägyptische Armee Englands in der Wüste der Sinai-Halbinsel festzuhalten und auch in Mesopotamien erkennen wir, — bis zum bedauerlichen Fall von Bagdad — eine Wirkung unserer Waffenbrüderschaft in Führung und Truppe. England und Rußland haben an den Dardanellen die vereinten Kräfte kennen gelernt und werden sich scheuen, jemals wieder die mit Kriegsmitteln jetzt richtig versorgte Türkei an dieser gefährlichen Stelle zu belästigen. Die Türkei gewann aber auch im Innern durch die Organisation ihrer Wehrkraft und hat durch Aufhebung der Kapitulationen ihre Selbständigkeit als Staat kräftig unterstrichen.

Und was gewannen wir, die Mittelmächte? Wir sahen in unserer gefährdeten östlichen Flanke ein tapferes Heer seine ganze Kraft einsetzen, um den für die Zukunft so wichtigen Weg von Deutschland an die Grenzen Persiens zu behaupten. Wir gewannen Bundesgenossen, welche der feindlichen Armee in Mazedonien die Flanke bedrohen und die mit uns zusammen die rumänische Gefahr besiegten. Aber noch sind nicht alle Aufgaben für die Existenz einer freien Türkei gelöst. Noch immer gleicht das osmanische Reich einer im Süden, Osten und Norden belagerten Festung. Noch immer gilt es, den Einfluß auf Persien, Arabien und Aegypten wiederzugewinnen und auszudehnen. Diese größte aller Kraftentwicklungen muß noch kommen, und sie ist nur möglich in Anlehnung an die westliche kriegerische Kraft der beiden großen Mittelstaaten, Deutschland und Oesterreich-Ungarn.

Welcher Weg soll dazu gewählt werden? Es ist zunächst nötig, auf der beschrittenen Bahn zur inneren Reorganisation des Heeres nach deutschem Muster weiter fortzuschreiten. Wehrpflicht, Ausbildung der Truppe, Schaffung eines Offizier-

Digitized by Google

korps, können, unbeschadet der nationalen Eigenart, dem deutschen Muster folgen. Die Waffenversorgung würden die in artilleristischen und Munitionsfragen äußerst leistungsfähigen Mittelmächte solange übernehmen, bis die Türkei die Kraft gewinnt, zur selbständigen Herstellung von Kriegsmaterialien. Auch dies wird sie nur in Anlehnung an die reichen Erfahrungen unserer beiden großen Industriestaaten vollbringen können. Vor allem aber sind die Bahnverbindungen innerhalb des osmanischen Reiches von Wichtigkeit. Die geographische Gestaltung des Landes und Lage seiner Kraftquellen inbezug auf seine Angriffsflächen machen den Ausbau der Bahnen zur unbedingten Notwendigkeit. Alles, was die Türken an Rückschlägen in diesem Kriege erlebten, läßt sich nur erklären durch die noch dem Bahnnetz anhaftenden Mängel. Die weiten Entfernungen, das spärliche Wegenetz kommen hinzu, um die Schlagfertigkeit immer mehr auf die Basis eines günstigen Eisenbahnnetzes zu stellen. Max Apt schreibt in seiner Betrachtung „Der Krieg und die Weltmachtstellung des deutschen Reiches", welche er im Jahre 1914 verfaßte: „Durch die Bahnbauten, die strategischen Gesichtspunkten der Türkei angepaßt waren, sollte die Türkei militärisch und wirtschaftlich erstarken." Es hat sich gezeigt, daß der Krieg für dieses Ziel zu früh ausbrach. Der Bahnbau wird weiter der Drehpunkt aller Machtbestrebungen der Türkei sein müssen.

Und was werden wir gewinnen, die wir ein großes Interesse an der Erhaltung und Stärkung der Türkei besitzen? Werden wir nicht einen kraftvollen Bundesgenossen an unserer Seite sich entwickeln sehen, der imstande ist, selbständig den wichtigen östlichen Endpunkt des gemeinsamen großen Wirtschaftsgebietes zu schützen? Werden wir nicht das Schwarze Meer, diesen einflußreichen Verkehrsweg der Zukunft, hoffentlich unter der Herrschaft einer türkischen Flotte sehen und werden wir nicht die Gefahr des Eindringens der türkenfeindlichen Mächte durch die Dardanellen ein für alle mal beseitigt wissen? Wir wollen beide geben und nehmen. Damit dieser Austausch unserer Gaben nicht an kleinlicher Eifersucht scheitert, brauchen wir nur den Richtlinien zu folgen, welche unsere Herrscher und Staatsmänner klar vorgezeichnet haben.

AM GRABE SEINES KINDES.

Von Mehned Emin.

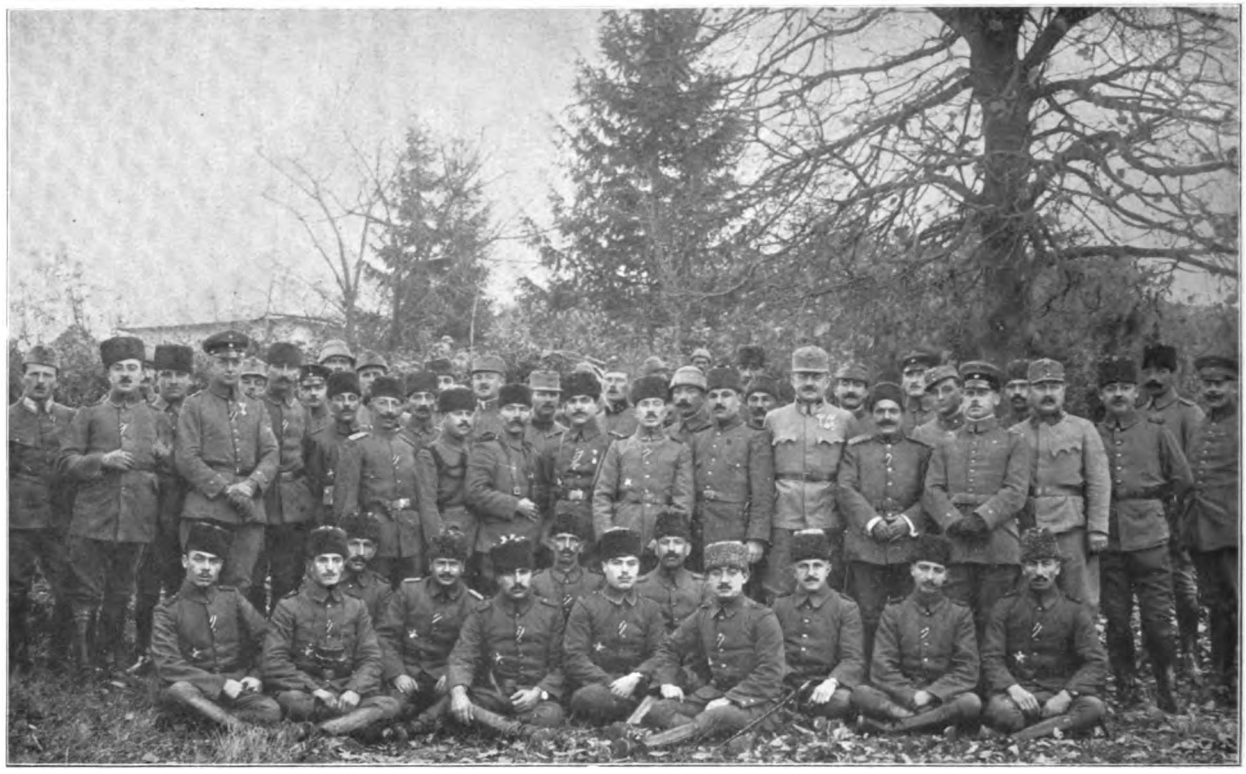
Wenn im Herbst der Sturmwind brauste weithin übers flache Land,
Meint' ich immer, er entwurzle dieses Pflänzchen zart und fein;
Wenn das himmelblaue Auge voller Demanttränen stand,
Meint' ich immer, sie ertränkten seiner Wangen Rosenschein.

Mir schien auch das längste Leben für den Liebling nicht genug,
Nun als flügellahmes Vöglein stürzt' er todeswund herab;
Von der Brust, an die den Kleinen innig angepreßt ich trug,
Riß man ihn und senkte tief ihn in ein enges, kaltes Grab!

Grimmer Tod! Ach, viel zu frühe raubtest du mir dieses Kind,
Nahmst mir alle Lebensfreude, nahmst mir jeden Hoffnungstrieb
Bittres, bittres Seingedenken: das ist alles, was mir blieb.

Einsam ist mein Haus geworden, einsam, wie die Gräber sind,
Und der Marmor seines Grabes lastet auch auf meinem Haupt,
Auch an mir nagt schon die Erde, die so gierig ihn geraubt.

Digitized by Google



Türkisches Hauptpquartier in Galizien.

DER TÜRKISCHE SOLDAT.

Von Halid Sia.

Jeden Tag, wenn noch die Dämmerung über der Erde hängt, gingen sie ihrer Arbeit nach. Ueberhaupt schmolzen an diesen traurig-dunklen Tagen, da der Himmel nur ein Meer von Wolken und Regen ist, Nacht und Morgen trennungslos ineinander. Die Bäume auf den schmutzigen Wegen um das Dorf herum strecken klagend ihre entblätterten Aeste über die Tümpel. Vom Leuchtturm aber bis nach Makri hinauf drängen sich die weißen Soldatenzelte in heldenhaft-stummer Ergebung, ohne daß auch nur der blasseste Sonnenstrahl ein Lächeln der Freude aus dem Nebel gezaubert hätte. Lautlos glitten diese sternenlosen Nächte und morgenlosen Tage dahin, als rolle sich ein endloses Leichentuch an geheimnisvollem Webstuhl ab.

Als meine Nachtlampe eben die letzten Oeltropfen sog, um dem Flämmchen Nahrung zuzuführen, das der erstorbenen Luft meines Zimmers den einzigen Lebensodem einhauchte, erwachte ich durch das Getrappel vieler Pferde; die Augen auf die Decke gerichtet, über die seltsam verschlungene Schattenbilder in unendlicher Folge huschten, lauschte ich.

In unregelmäßigen Zwischenräumen, in Gruppen aneinander gekoppelt, manchmal in scharfem Trab, manchmal in müdem Schritt, ziehen die Pferde vorüber. Wie oft hatte ich dies Bild gesehen! Jede Einzelheit war mir so bekannt, daß das Geräusch allein mir den Gesichtssinn vollkommen ersetzte.

Wir alle sind jetzt an der Ueberzeugung erstarkt, daß ein treues Herz für uns sorgt; die Soldaten haben Feuer unter ihrem Kochgestell, Brot in der Satteltasche, ein schützendes Dach über ihrem Haupt. Diese Armen, die in den ersten Monaten des Balkankrieges nicht einmal vor den Toren der Hauptstadt ernährt werden konnten, sehen jetzt die Fuhrparkkolonnen regelmäßig verkehren und ihnen Proviant zuführen. Die Klaue, die uns andern das Herz zugeschnürt hatte, lockerte ihren Griff.

Digitized by Google

Auf dem schmalen Steig vor meinem Hause ziehen sie vorbei. Wenn die Pferdehufe auf dem Pflaster dröhnen, tönt es hinauf bis in mein Zimmer, in mein Bett.

In langen Reihen, wie Perlen auf einer Schnur, folgen sie einander, je 4 bis 6 Tiere zusammengekoppelt, einige die Verbindungsleinen fest anziehend, das nachfolgende Tier heftig zerrend, um das vorangehende einzuholen. An der Spitze, in grauem Mantel eingewickelt, die Mütze dicht um die Ohren gezogen, die Beine baumelnd, allen Hindernissen und Schwierigkeiten, der beißenden Luft des Winters, dem über die Felder pfeifenden, atemraubenden Wind, den Steinen und dem Morast ruhig trotzend, reitet schicksalergeben, wie aus Erz gegossen: ein türkischer Soldat.

Lange Zeit verstrich. Ich hörte die Pferde durch die Pfützen stampfen, wenn ein Zug versuchte, den Weg querfeldein abzukürzen. Kein einziges Wort fällt. Teils scheinen die Leute den unterbrochenen Schlaf nachzuholen, teils, an Einsamkeit gewöhnt, in undurchdringliche Wolken von Grübelei versunken zu sein. Einmal folgt ein lustiger, lachender Trupp. Ganz gemächlich reiten sie, als kämen sie immer noch zeitig genug und wollten sich eine vergnügliche Unterhaltung nicht verkürzen lassen. Wie das Plätschern eines Baches nur dringen die Laute zu mir, und doch kann ich mir aus dem undeutlichen Gemurmel den Sinn der Worte wohl zurechtlegen.

Zweifellos ist es trotz des Schmutzes, der ihnen bis an die Knie spritzt, trotz des Regens, der sie bis auf die Knochen durchweicht, des Sturmes, der ihnen die Silben von den Lippen reißt, irgendein fröhlicher, harmloser Scherz, ein tolles Abenteuer, eine schnurrige Dorferinnerung, ein Erlebnis der vergangenen Nacht im Biwak. Ich weiß genau, wenn der türkische Soldat spricht, so ists nur, um dem Glück seines Herzens Luft zu machen; die Sprache der Klage in seinem Munde ist Schweigen.

In kurzen Zurufen, abgerissenen Worten, fliegt die Unterhaltung von Gruppe zu Gruppe, der Wind zerpflückt die Sätze und zerstreut sie nach allen Richtungen. Zwischen einem Zug, der morgen verladen wird, und einem, der vor ein paar Tagen ankam, zwischen einem Trupp, der die Straße entlang zieht, und einem, der etwa 50 Schritt entfernt über die Wiesen reitet, schwirren Grüße hin und her, empfangene und erteilte Botschaften, Bemerkungen wegen eines verrutschten Sattels, einer drohenden Pfütze. Es sind immer nur nackte, kahle Worte, ohne Beiwerk, aber sie spalten für einen Augenblick das finstere unheimliche Gesicht des Winterhimmels und entlocken ihm ein helleuchtendes Lächeln.

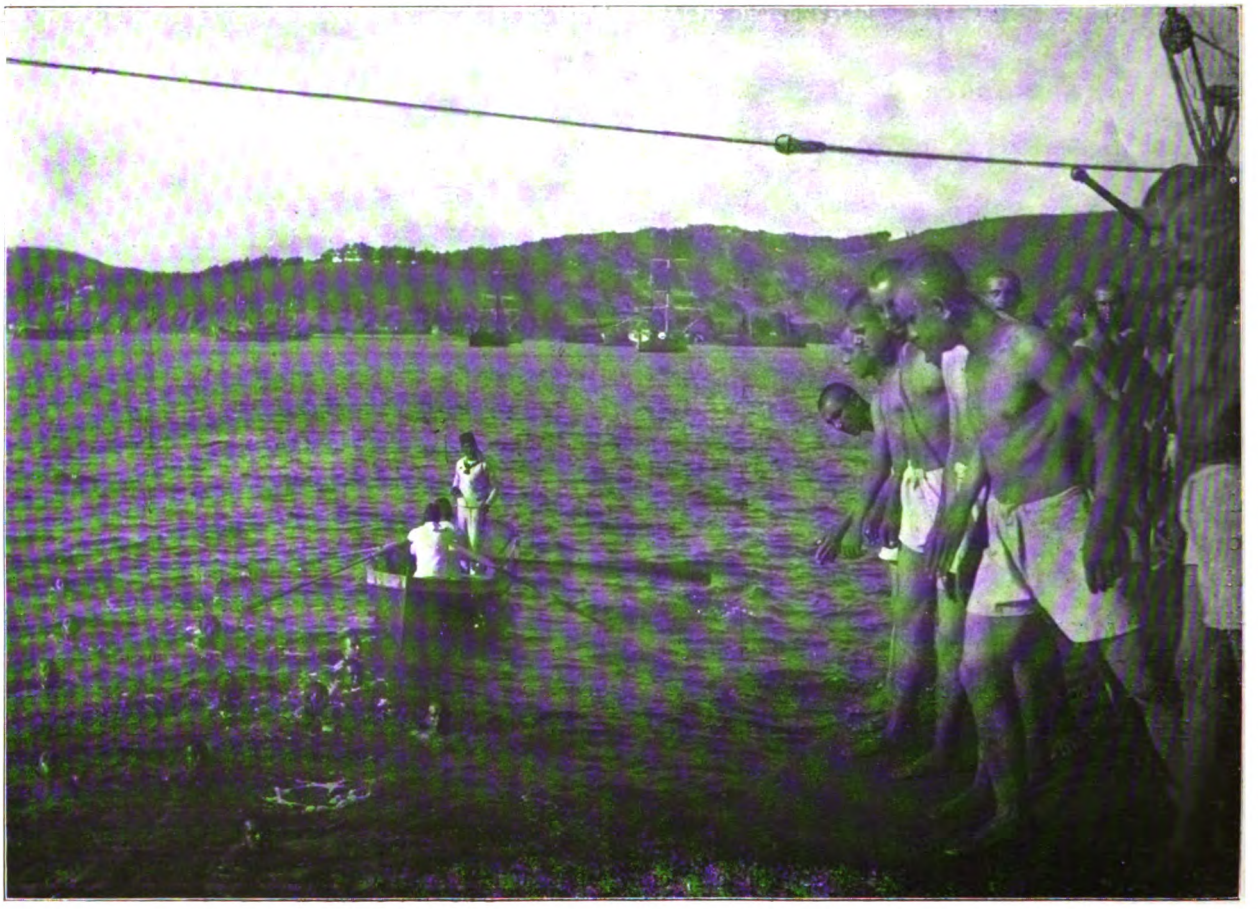
Mein Nachtlicht knisterte in seinen letzten Atemzügen, schickte mir einen freundlichen Abschiedsblick und verlosch.

Ich stehe auf, gehe zum Fenster, schlage die Vorhänge zurück. Zug nach Zug reiten sie noch immer. Manchmal machen sie gerade unter meinem Fenster Halt. Neben der Haustür ist ein Mauervorsprung, der Ermüdeten ruheverheißend winkt. Gelegentlich widersteht einer der Einladung nicht, schlägt die Zügel des Pferdes über den Arm, rollt eine Zigarette und schöpft Luft. Viele habe ich gesehen, die ein paar Minuten ruhten, mit ihren nassen erstarrten Fingern eine Zigarette zu drehen suchten, und vom Erfolg belohnt, lange Züge daraus taten, dichten Qualm in die Luft blasend. Jedesmal findet eine Unterhaltung zwischen dem ruhegenießenden Soldaten und dem harrenden Pferd statt, von der einen Seite in warmen, herzlichen Tönen geführt, von der anderen Seite mit liebevollem, dankbarem Blick angehört. Dicht um den sitzenden Mann scharen sich die Tiere, sich aneinander scheuernd und reibend, bilden sie einen Halbkreis, zärtliche Neigung in den großen, guten Augen, die Ohren gespitzt und leise zitternd, als strengten sie sich an, alles zu begreifen — ein unsichtbarer Strom von Freundschaft und Treue geht von den Tieren zu dem Menschen. Die Worte kann ich nicht verstehen, er redet immer leise weiter, und wenn die Tiere die Nüstern schnuppernd nach dem Rauch vorstrecken, erhebt sich seine Stimme ein wenig, als bäte er sie schmeichelnd um Verzeihung für das lange Warten.

Kein Mißverständnis, keine Böswilligkeit ist zwischen ihnen, seine Freundlichkeit ruft in ihnen nur ein Gefühl des Gehorsams wach. Die Notwendigkeit, sich zusammenzuschließen, war für Mensch und Tier unentrinnbar, nur gemeinsam konnten sie die Müdigkeit des endlosen Weges, die Drangsale des Krieges, die erdrückende Bürde des Unglücks tragen. In wunderbarer Erleuchtung haben sie diese Lösung des unentwirrbaren Lebensrätsels ge-

Digitized by Google

funden. Warf der Soldat die ausgebrannte Zigarette fort, so befahl er „Vorwärts, Marsch". Ich verstand den Befehl mit den Augen und die Pferde desgleichen. Sofort rührten sie sich, ohne Zuruf kam das Führertier, streckte den Hals weit vor, bereit, ihn auf den Rücken zu nehmen. Etwas ängstlich sahen sich die andern an, bemüht, die alte Reihenfolge zu finden. Inzwischen schwang er sich in den Sattel und augenblicklich setzte sich sein Tier in Bewegung. Die anderen aber ge-



Schwimmübungen türkischer Marineschüler.

rieten mit ihren Leinen um einen Baum und rannten aufgeregt herum. Als das Leittier sich in Trab setzte, spannten sich die Stränge, die übrigen bäumten sich. Entweder mußten die Stricke reißen oder das Bäumchen mußte umstürzen. Sichtlich waren die Tiere in marternder Angst. Im Nu sprang der Soldat ab. Ich erwartete, er würde die Tiere, die diese heillose Verwirrung angestiftet hatten, mit der er jetzt seine liebe Not hatte, seinen Aerger entgelten lassen. Möglich, daß er ihnen einen leisen Vorwurf machte, aber, ohne seine verständige Ruhe einen Augenblick zu verlieren, lockerte er die Leine, knotete sie auf; ab und zu lachte er oder machte einen kleinen Scherz, denn er war weise genug, zu wissen, daß bei so einem Unfall Humor der beste Trost ist. Zuerst rettete er den Baum, dann band er die Tiere auseinander und bestieg schließlich mit der Gebärde: „Nun aber los!" sein Pferd.

Eines Tages wanderte ich die Allee zur Dampferstation entlang. Es war kalt und feucht. Ohne daß es regnete, schien die Luft, die man einsog, wie unter bleiernen Wolken gefrorenes Wasser. Plötzlich sah ich auf der leeren Straße von weitem eine Gruppe: ein stehender Soldat und ein im Kot umgefallenes Pferd. Ich trat näher, Ungewöhnliches schien vorzugehen. Es war ein prachtvolles Luxuspferd, wahrscheinlich vom Militär eingezogen. Die Stunden eines sorglosen, glücklichen Daseins, da es eine Equipage zog, gehörten unwiderruflich der Vergangenheit. Es war als Opfer auf dem steilen, steinigen Pfad der Pflicht ge-

Digitized by Google

fallen. Der Soldat war zweifellos der Sprößling irgendeines armseligen Dorfes in Anatolien, schlecht genährt, krummbeinig, schwächlich, mit ausdruckslosen, glanzlosen Augen, trockener, grauer Haut, die dem Samen jeder Krankheit einen vorzüglichen Boden bot, zurückgeblieben in der Entwicklung. Trotz des eisigen Winterwindes zog dieser Mensch, der einem Kranken ähnlicher war, als einem Gesunden, seinen Rock aus und warf ihn über das große Tier, das zu seinen Füßen sich in den letzten Zuckungen des Todeskampfes wand. Die spitzen Schulterknochen starrten aus dem zerrissenen Hemd, die Arme hingen schlaff herab, unfähig, zu helfen; um Beistand bettelnd suchten seine Augen die Straße ab.

Als er meiner gewahr wurde, belebte sich sein umflorter Blick. In den schon halb gebrochenen Augen des Pferdes, das sich vergebens mühte, den Kopf zu erheben, las ich ein stummes Flehen um Trost und den zitternden Schimmer der Hoffnung auf Genesung. Aber nach dieser letzten Anstrengung, die über seine Kraft ging, sank es zurück in den Schmutz der Straße und unter dem nassen, abgenutzten Soldatenrock wogte der Leib des verendenden Tieres in keuchenden Atemzügen wie ein ungeheurer Blasebalg.

Meine Blicke aber suchten die schwache Brust des Mannes, der sich selber, um dem Tier etwas Wärme zu verschaffen, unbedenklich dem erbarmungslosen Frost preisgab.

„Mein Sohn, du solltest deinen Rock nicht ausziehen!"

Er schüttelte den Kopf:: „Was sollte ich machen, Herr? Es war nicht zu ertragen — sieh doch selbst!". . . .

Ich schwieg, wortlos sahen wir uns lange, lange in die Augen. In den wenigen Minuten nach diesem Satz haben wir zusammen Jahrhunderte einer entbehrungsreichen, schicksalverfolgten Vergangenheit durchlebt. Irrlichtgleich flackerten die Erlebnisse des ganzen Volkes, alle Prüfungen, aller Jammer seiner Geschichte in unseren überschatteten Augen auf. Dieser Blick umfaßte alle Stadien eines an Leid und Gram übervollen Lebens, er war erregt und anklagend, wie die Gebärden der Verurteilten am Tage des letzten Gerichts. Sekundenlang schlang sich ein Band um unsere weinenden Seelen. Oh du unseliger, unbekannter, unerkannter, unverstandener, du armer türkischer Soldat!

Uebersetzt von Habib Edib Bey.

Türkischer Schützengraben in der Walachei.

Digitized by Google

DIE AUSSICHTEN DER TATAREN RUSSLANDS.

Von Scheich Abduraschid Ibrahim.
(Vor der russischen Revolution geschrieben.)

Seit fünf Jahrhunderten sind die russischen Mohammedaner an der Wolga und im Ural der Menschenrechte beraubt, und vielfach hört man außerhalb Rußlands die Ansicht äußern, daß sie für immer der Finsternis anheimgefallen sind. Zur Bekräftigung dieser Ansicht wird vor allem darauf hingewiesen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse im hoffnungslosesten Niedergang begriffen seien. Als Beispiel führt man vorzugsweise Kasan an, die ehemalige Hauptstadt der Tataren, d. h. der Wolga- und Ural-Mohammedaner, die ehedem ein Brennpunkt des Handels mit Mittelasien war und heute keine Beziehungen mehr zu Asien hat, so daß sie kommerziell so gut wie ausgeschaltet sei. Vom geschäftlichen Standpunkte betrachtet, so wird weiter gesagt, seien die Tataren von Kasan eben nur noch Verkäufer moskowitischer Waren, nachdem Moskau mit seinem kapitalistischen und industriellen Aufschwung dem Kasaner Platz den Rang abgelaufen hat. Weiter wird von europäischen Beobachtern erklärt, die Tataren könnten schon deshalb nicht gleichen Schritt mit den Russen halten, weil sie aus konfessionellen Gründen auf den Besuch russischer Schulen verzichten, weshalb sie u. a. dem russischen Staate keine Beamten stellen können. Schließlich wird erklärt, daß, wenn Kasan zugrunde geht, auch die Tataren von Russisch-Turkestan wirtschaftlich und kulturell zusammenbrechen müssen, da sie aufs Engste mit Kasan verbunden und auf Kasan angewiesen sind.

Solchem Urteil ist eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen. Man kann begreifen, daß europäische Beobachter zu keinen anderen Schlüssen gelangen konnten. Wir Mohammedaner sehen die Dinge aber doch mit anderen Augen an. So lange noch ein einziges „Glaubenskörnchen" im Herzen der Tataren keimt, werden sie trotz der russischen Unterdrückung, die auf ihnen lastet, nie ohne Hoffnung auf bessere Zeiten bleiben.

Obgleich die Zahl der Mohammedaner an der Wolga und am Ural vier Millionen nicht übersteigt, und obwohl sie seit fünf Jahrhunderten unter der Tyrannei Rußlands schmachten, haben sie ungeachtet der Verfolgungen eines Iwan des Grausamen, eines Peter des Großen, eines Nikolai I. und Alexander III., ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche sich bewahrt. Nehmen wir die Ereignisse bloß des letzten halben Jahrhunderts. Selbst wenn wir über die blutigen Vorkommnisse schweigen, die sich in Gaina, in Menger, in Sulei und Tschita abgespielt haben, so wollen wir hier wenigstens Tatsachen aus eigener Erfahrung anführen.

Ein unverstümmelter Koran wird in Rußland nicht zugelassen. Aus den in Rußland erlaubten Koranbüchern sind manche Verse ausgemerzt, desgleichen das ganze Kapitel über den Heiligen Krieg. Durch Soldatenaufgebote werden die Mohammedaner gewaltsam zum Besuche russischer Kirchen gezwungen, auch Zwangstaufen stehen auf der Tagesordnung. Die Zwangsgetauften bleiben aber ihrem Glauben treu, und wenn sie auch auf dem amtlichen Papier als Orthodoxe figurieren, sind und bleiben sie in ihrem Herzen und im Familienkreise daheim Mohammedaner, die ihren Glauben, ihre Nationalität, ihre Sprache und selbst ihre Tracht beibehalten. In manchen Gegenden steigern die Verfolgungen geradezu den konfessionellen und nationalen Eifer der Tataren, namentlich in Sibirien, wo die Russen, wenn sie mit Tataren Handel treiben oder sonst mit ihnen verkehren wollen, genötigt sind, tatarisch zu sprechen und sich tatarische Sitten und Trachten anzueignen. Mit einem Wort: nicht die Tataren werden russifiziert, wie beabsichtigt war, sondern die Russen werden tatarisiert und die Tataren bleiben obenauf.

Es ist wahr, daß nur wenige Tataren russische Hochschulen besuchen. Die Volksbildung unter ihnen steht aber weit höher, als bei den Russen. Bei uns können 50 v. H. lesen und schreiben, bei den Russen nur 13 v. H., und in diese 13 v. H. sind auch noch die Fremdvölker mit einbegriffen. Zudem bleibt es bei den Tataren nicht beim bloßen Lesen und Schreiben, sie haben auch stets Neigung für die Wissenschaften an den Tag gelegt. Hunderte, ja Tausende von Studenten sind nach Buchara, nach Indien und der Türkei gewandert, um dort unter Entbehrungen ihrem Wissensdrange nachzugehen und dadurch ihrem Volke Nutzen zu bringen. In dieser Hinsicht haben sich hervorgetan: Mussa, Sia, Sakyr Kadyri, Risaed-Din, Alimdschan Barudi, Schihab, Feischanow, Khan Timurow. Die Tatsache, daß unter den russischen Beamten wenige Tataren anzutreffen sind, hat nichts mit der Bildung zu tun, sondern

Digitized by Google

ist auf die russischen Gesetze zurückzuführen. Auch haben die Tataren die Jagd auf Beamtenposten nicht nötig. Ehemals waren sie meist Landwirte. Aus diesem Berufe hat die russische Regierung sie verdrängt, indem sie mit Enteignungen vorging und das Land den Russen gab. Selbst Minister und sogar der Zar wurden mit Ländereien bedacht, die man den Tataren abgenommen hatte. Die Tataren, weit davon entfernt, den Mut sinken zu lassen, wandten sich darauf dem Handel zu, und mit welchem Erfolg, ergibt sich daraus, daß sie heute einen beherrschenden Platz im Handelsleben Rußlands einnehmen.

Großkapitalisten gibt es unter den Tataren allerdings nicht viele, die wenigen Millionäre, wie Iauschew, Husseinow, Aktschurin, Ramajew, Agafurow, sind an den Fingern abzuzählen. In jedem Tatarendorf findet man aber Leute mit Ersparnissen von 10—20 000 Rubel und auch Leute mit einem Kapital von 50—60 000 Rubel sind in jedem Gouvernement häufig anzutreffen, seltener schon Leute mit 200—300 000 Rubel.

Es ist 30 bis 40 Jahre her, daß die Tataren Handel zu treiben begannen. Sie strömten aus den Dörfern in die Städte. Folgende großen Städte beherbergten vor etwa 50 Jahren überhaupt noch keinen Mohammedaner: Charkow, Kiew, Moskau, Twer, Saratow, Samara, Perm, Wjatka, Omsk, Tomsk, Irkutsk, Jeniseisk, Archangelsk, Petersburg. Die Stadt Ufa war zwar die Gouvernementsstadt eines mohammedanischen Gouvernements mit dem Sitz eines mohammedanischen Konsistoriums, doch gab es dort nur 5 bis 6 mohammedanische Häuser. Heute gibt es in Ufa fünf Moscheen, einige höhere tatarische Schulen und mehrere Mittelschulen mit Tausenden von tatarischen Zöglingen. Ein ähnliches Bild bieten die anderen genannten Städte. In jeder von ihnen findet man heute Hunderte und Tausende mohammedanischer Familien mit der entsprechenden Anzahl von Moscheen und von Volks- und Mittelschulen.

Das Wichtigste bei alledem ist, daß die Tataren in den letzten Jahrzehnten zur Genüge ihr geschäftliche Befähigung an den Tag gelegt und den Beweis geliefert haben, daß sie sich nicht im Rückgange befinden. Sie werden es auch zu verhindern verstehen, daß Moskau der Mittelpunkt russischen Handels wird; sie waren schon so vorsichtig, sich dagegen zu sichern. So liegt heute die Getreidebörse in den großen Städten wie Petersburg, Moskau, Rybinsk, vollständig in tatarischen Händen. Und die letzten fünfzig Jahre zeigen deutlich, was nach weiteren fünfzig Jahren zu erwarten ist.

Mit berechtigtem Stolz darf man sagen, daß jeder mohammedanische Kaufmann, der halbwegs zu Wohlhabenheit gelangt ist, als Gründer einer neuen Elementarschule seinem Volke einen wertvollen Dienst leistet. Russische Millionäre pflegen Waisenhäuser zu errichten, aber in russischen Dörfern mit bis zu tausend Familien gibt es, von den seltenen Ausnahmefällen abgesehen, wo die Regierung zur Hilfe kommt, keine Volksschulen. Der mohammedanische Kaufmann errichtet eine Dorfschule auch dann, wenn nicht mehr als 20 bis 30 Kinder zu unterrichten sind.

Als Beispiel für die starke Konkurrenzkraft der Mohammedaner sei angeführt, daß die Zweigniederlassung der russisch-chinesischen Bank in Andischan, die eine große Handelszentrale in Turkestan bildet, sich genötigt gesehen hat, alle ihre Fabrikunternehmungen in Turkestan an Tataren zu verkaufen. Als zweites Beispiel diene, daß vor etwa acht Jahren ein Moskauer Großfabrikant unter der Firma „Twerskaja Manufaktura" das Verkaufsmonopol für alle seine Erzeugnisse dem tatarischen Mollah Ali Jauschen übergab. Desgleichen traf die große Zigarettenfabrik „Katyk" eine ebensolche Abmachung mit dem Tataren Agafurow. Vor fünfzehn Jahren war der berühmte russische Großkaufmann Astachijew genötigt, sein ganzes großes Unternehmen in Tschally an den Tataren Seidbatalow zu verkaufen. Damals gehörte die Hälfte der Stadt dem Astachijew, heute ist sie Eigentum Seidbatalows. Erwähnt seien ferner die Fabriken von Aktschurin, Diberdijew, Musa Pajew, die mit russischen Fabriken in starkem Wettbewerb stehen.

Alles das sind wichtige Tatsachen. Sie sind die Früchte einer vorläufig bloß dreißigjährigen Arbeit. Von Hoffnungslosigkeit in bezug auf die Tataren Rußlands kann man also nicht gut sprechen. Sie bieten der russischen Unterdrückung die Stirn und finden aus eigener Kraft, den Russen zum Trotze, ihren Weg.

Digitized by Google

MITTELALTERLICHE KAISER ALS FREUNDE DES ISLAM.

Von Georg Widenbauer.

Die Pflege enger diplomatischer Beziehungen zur Hauptmacht des Islams schon früh in Aussicht genommen und mit zäher Beharrlichkeit gefördert zu haben, ist ein ureigenstes Verdienst Kaiser Wilhelms II. Doch ist Wilhelm II. nicht der erste deutsche Kaiser, der mit dem Hofe von Stambul sich verbündet hat. Vor allem taucht da die ehrwürdige Gestalt Karls des Großen auf. Im Orient hatte damals Harun al Raschid den Thron des Kalifen inne, der „Gerechte", der Beschützer der Kunst und Wissenschaften, der Pfleger mohammedanischer Gelehrsamkeit und orientalischen Prachtaufwandes, der mächtige Herrscher, der sich Asien, Afrika und Byzanz tributpflichtig gemacht hatte.

Menemenlizade Edhem Bey
Kaiserl. osmanischer Botschaftsrat in Berlin.

Karl der Große und Harun al Raschid, damals die bedeutendsten Herrscher des Erdkreises, traten in Freundschaftsverhandlungen miteinander ein. Zog doch nicht bloß der Ruhm, der von ihnen über die ganze damals bekannte Welt ausstrahlte, jeden der beiden erlauchten Herrscher an, auch die Gemeinsamkeit ihrer politischen Interessen, vor allem der Gegensatz beider zum Hofe von Byzanz, brachte sie einander näher. Bei Karl lag noch ein anderer politischer Grund vor, nämlich der Gegensatz zu den omejadischen Maurenfürsten von Spanien, die hinwiederum Todfeinde der abbasidischen Kalifen waren.

Aus diesem letzteren Grunde hatte schon Karls Vater Pippin eine Gesandtschaft an Almansor, den Erbauer Bagdads, geschickt. Bekannt sind die Züge Karls des Großen und seines Sohnes Ludwig nach Spanien, wo er jenseits der Pyrenäen nach mancherlei wechselvollen Kämpfen, in denen auch sein getreuester Paladin, der sagenverklärte Held Roland, seinen Untergang — allerdings nicht im Kampf mit den Mauren, sondern mit den treulosen Basken — fand, die spanische Mark gründete und auch von islamischen Großen den Lehnseid entgegennahm. Zu diesen Feldzügen war Karl der Große durch eine mohammedanische Gesandtschaft veranlaßt worden, die von dem Statthalter von Saragossa zum Maifeld von 877 nach Paderborn geschickt worden war.

Aber weniger die Bedrohung der Südwestgrenze seines ausgedehnten Reiches war die Ursache, daß Karl die Freundschaft des Kalifen anstrebte, als die hohe Auffassung von seinem erhabenen Beruf als oberster Schutzherr der Christenheit. Der Patriarch von Jerusalem hatte ihm die Schlüssel zum heiligen Grabe zugeschickt, und Karl sah darin die Aufforderung, das ehrenvolle Wächteramt an der geheiligten Stätte der Christenheit und den Schutz der zahlreichen Pilger zu übernehmen, die schon damals in Scharen das Heilige Land aufsuchten, und deshalb lag ihm viel daran, die Gunst des mächtigen Kalifen zu gewinnen. Aus diesem Grunde hatte er schon 796 eine Gesandtschaft nach Bagdad geschickt, die von Harun al Raschid ebenso ehrenvoll erwidert wurde. Die Reise der Gesandten des Kalifen nach Aachen an das Hoflager Karls des Großen, das sie anfänglich in Rom vermuteten, dauerte über ein Jahr.

Im Jahre 799 schickte Karl abermals eine Gesandtschaft unter Führung des Juden Isaak nach Bagdad, die Gesandten starben aber unterwegs, nur Isaak selbst kehrte zu Karl zurück und brachte ihm die Kunde, daß ihm Harun al Raschid die Schutzherrschaft über die heiligen Stätten der Christenheit einräume.

Der treibende Beweggrund zu dieser wiederholten Kundgebung von Freundschaftsbeweisen war bei beiden Herrschern die gemeinsame Feindschaft gegen Byzanz. Der eitle Hof von Byzanz bestritt aufs heftigste Karls Berechtigung zum Schutze des Heiligen Landes und versagte ihm auch lange Zeit eifersüchtig die Anerkennung seiner Kaiserwürde, was Karls Stellung in Italien immerhin beeinträchtigte. Andererseits lagen die Kalifen fast fortwährend im Kampf mit den entarteten Byzantinern. Eben damals führte Harun al Raschid Krieg mit Kaiser Nikyphoros I., der die Zahlung des mit seiner Vorgängerin auf dem Throne, der Kaiserin Irene, vereinbarten Tributs verweigerte.

Mit dem Tode der beiden Herrscher erlitten die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Häuptern des Islams und des Christentums für längere Zeit eine Unterbrechung. Erst unter

Digitized by Google

Otto I. lebten sie wieder auf, diesmal freilich nicht mit den Abbasiden, sondern mit den Omejaden. Der glanzvolle Abderrahmann III. war es, der zuerst wieder dem deutschen Kaiser die Hand zur Freundschaft entgegenstreckte. Es war eine Ehre für Otto, daß der tapferste, weiseste und kunstliebendste aller damaligen islamischen Fürsten das Verlangen hegte, mit dem kaiserlichen Oberherrn der Christenheit auf gutem Fuße zu stehen. Er ließ ihn durch eine Ehrengesandtschaft begrüßen und überwies ihm fürstliche Geschenke. Freilich enthielt sein Brief auch eine Stelle, die den christlichen Sinn des Kaisers verletzte. Otto überlegte, wie er sich zu verhalten habe und hielt deshalb die Gesandtschaft längere Zeit zurück. Schließlich kam er zu der Ansicht, es wäre das beste, in die Freundschaftshand einzuschlagen, weil er die Unterstützung des allmächtigen Kalifen gegen das Unwesen arabischer Seeräuber im westlichen Becken des Mittelmeeres brauchte. Deshalb ließ er durch eine Gegengesandtschaft unter Führung des Abtes Johann von Gorze die Grüße und Geschenke erwidern, konnte es sich jedoch nicht versagen, in seinem Handschreiben einige Sätze der Verteidigung des Christenglaubens zu widmen. Das brachte die Gesandtschaft anfänglich in Schwierigkeiten, und sie wurde so lange nicht vorgelassen, bis ein neues kaiserliches Handschreiben aus der Heimat anlangte. Dann allerdings wurde sie aufs ehrenvollste empfangen, und der Kalif staunte über den kühnen Freimut des schlagfertigen Mönchs, dessen Reden und Antworten einem Diener des Kalifen wohl den Kopf gekostet hätten. Mit der Abwicklung dieser höfischen Freundschaftsbeweise nahmen die Beziehungen beider Herrscher ein Ende; praktische politische Früchte hat dieser diplomatische Verkehr nicht gebracht.

Oberst Schükri Bey
Kaiserl. osmanischer Militärattaché in Berlin.

Jahrhunderte vergingen, bis wieder ein Kaiser sich Freund und Bundesgenosse eines Sultans nennen konnte. Dem glanzvollen hohenstaufischen Geschlechte war es vorbehalten, mit dem romantischen Schimmer orientalischer Beziehungen seine Krone zu schmücken. Es war der geniale Friedrich II., der Enkel Barbarossas, der Sohn des gewaltigen Heinrich VI., der ein Freundschaftsbündnis mit dem Sultan in seine weitausgreifenden politischen Berechnungen einstellte. Wie kein mittelalterlicher christlicher Fürst vor und nach ihm hat Friedrich II. nicht bloß politische, sondern auch persönliche Freundschaft mit dem islamischen Staatsoberhaupt gepflegt. Kein anderer christlicher Fürst des Mittelalters war aber in so hohem Grade befähigt, aus vollstem Verständnis des islamischen Wesens und aus innerster Ueberzeugung heraus enge Freundschaftsbande mit dem Kalifen anzuknüpfen.

Friedrich II. war eine höchst eigenartige Persönlichkeit. In ihm, dem Sohne eines deutschen Vaters und einer normannisch-sizilischen Mutter, hatten sich deutsches und romanisches Wesen vermählt; ein Kind seiner vielsprachigen südlichen Heimat, beherrschte er das italienische Idiom der Mutter, und sprach gewandt Lateinisch, Französisch, Griechisch und sogar auch Arabisch. In seinem Wesen verbanden sich christliche und muselmanische Weltanschauung. Er hatte eben alle Kulturelemente in sich aufgenommen, die in seinem an der Grenze zwischen Orient und Okzident, zwischen Christentum und Islam gelegenen Heimatland zusammenflossen. Dem Christentum stand er kühl gegenüber, obwohl ein Papst sein Vormund gewesen war, aber gerade die Machtansprüche der Päpste ließen ihn um so stärker auf seine kaiserliche Macht pochen und trieben ihn ins Lager des Islams. Die mohammedanische Welt fesselte ihn. Seine getreuesten Diener, seine Leibwache, seine Vertrauten erwählte er aus Bekennern der Lehre Mohammeds. Moslimische Gelehrte unterrichteten ihn in Philosophie und Naturwissenschaft. Seine ganze Hofhaltung trug südliches, arabisch-islamisches Gepräge. Insbesondere in dem unweit von Palermo gelegenen Lustschlosse Favarra, das mit verschwenderischer Pracht ausgestattet war und wo er die glücklichsten Jahre seines Lebens von 1225—35 verbrachte, gab er sich ganz und gar den Einflüssen des Orients hin. Hier träumte er von einer großzügigen, das Abend- und Morgenland umfassenden Weltpolitik, überließ sich den Freuden der Kunst und Wissenschaft, der Jagd und einer überschäumenden Lebenslust. Dabei stützte er sich hauptsächlich auf seine mohammedanische Leibwache, die ihm blindlings ergeben war und gegen die päpstlichen Schlüsselsoldaten vorging, wenn die christlichen Ritter dem gebannten Kaiser die Gefolgschaft versagten. Er unterwarf die auf den Bergen Siziliens noch selbständig hausenden Sarazenen und verpflanzte sie nach Luceria in Apulien, wo sie eine große Militärkolonie bildeten, die Pflanzstätte seiner sarazenischen Leibwache von 20 000 Mann, die das zuverlässigste Element seines Heeres bildeten.

Es ist leicht begreiflich, daß der islamfreundliche christliche Kaiser bei den Moslemin fast größeres Ansehen genoß, als bei seinen Glaubensgenossen, und als „Sultan des Westens" fast überschwänglich gepriesen wurde. Ebenso erklärlich'

Digitized by Google

ist, daß solche Hinneigung zum Islam auch praktische Früchte zeitigte in dem Bündnis, das der ebenfalls aufgeklärte Sultan al Kamil von Aegypten mit Friedrich II. anbahnte. Al Kamil war ebenso wenig ein mohammedanischer Fanatiker als Friedrich ein christlicher Glaubenseiferer. Beide Herrscher, auf einem freieren konfessionellen Standpunkt stehend, als die meisten ihrer Zeitgenossen, und von weitgehender Duldsamkeit gegen Andersgläubige erfüllt, namentlich, wo politische Rücksichten in Frage kamen, waren wesensverwandte Naturen, und so bedurfte es nur eines geringfügegen politischen Anlasses, um sie einander näher zu bringen.

Im Sommer 1227 schickte Sultan al Kamil, der mit seinem Bruder Muattam von Syrien im Kriege lag und noch von anderen Verwandten bedroht war, eine Gesandtschaft nach Palermo, die dem Kaiser ein Bündnis antrug und ihm im Falle der Unterstützung gegen seinen Bruder die Abtretung des Königreichs Jerusalem anbot. Mit Freuden ging Friedrich auf den Vorschlag ein, der seinen eigenen Wünschen entgegenkam. Hatte er doch von seiner zweiten Gemahlin Jolanthe her, einer Tochter des Königs Johann von Brienne, des Titularkönigs von Jerusalem, schon Ansprüche auf die Krone des Heiligen Landes, und bei seiner Kaiserkrönung hatte er die Verpflichtung übernommen, einen Kreuzzug auszuführen, zu dem er dann mehrmals umfassende Vorbereitungen traf, den er aber immer wieder hatte verschieben müssen. „Friedrich war nicht gewillt, den harten Kampf um Jerusalem im Dienste der Kirche auf sich zu nehmen; er wollte den Orient vielmehr für sich selbst in Besitz nehmen und einen friedlichen Ausgleich der arabischen und christlichen Kultur anbahnen." (Dr. O. E. Schmidt). Indem er die dargebotene Freundeshand des Sultans ergriff, hoffte er, viel eher seine Wünsche verwirklichen zu können, als mit Waffengewalt, und sich so vom Banne zu lösen, den er wegen der Verschiebung des Kreuzzuges sich zugezogen hatte.

Lutfi Bey,
Kaiserl. osmanischer Generalkonsul in Berlin.

Im August 1228 stach er in See und landete Anfang September in Akka. Inzwischen hatte aber Al Kamil seine Stellung zu ihm unter dem Druck der allgemeinen islamischen Mißstimmung gegen den Bund mit dem Christenkaiser etwas geändert. Vielleicht mochte hierzu der Tod seines Bruders beigetragen haben und der Umstand, daß dessen Verbündeter, der Sultan der Chewares, von den Mongolen bedroht, ihm nicht mehr gefährlich werden konnte. Wohl ließ er Friedrich durch eine Gesandtschaft begrüßen, allein er konnte sich anfänglich nicht zur vollen Erfüllung seiner Vertragsverpflichtungen verstehen, wenn er es auch mit Friedrich, den er persönlich hoch verehrte, nicht ganz verderben wollte. Denn dieser, ebenso ausgezeichnet als Feldherr wie als Staatsmann, gab seiner Stellung in Palästina durch Befestigung von Akka einen starken Rückhalt und nahm eine solche Haltung zwischen den feindlichen moslimischen Parteien ein, daß sein Uebertritt in das Lager des einen wie des anderen eine ausschlaggebende Wendung herbeiführen mußte. Deshalb suchte Al Kamil, um dem Widerwillen der Mohammedaner gegen den christlichen Bundesgenossen Rechnung zu tragen, seinen Abzug zu erwirken und schloß mit ihm einen Vertrag, der den Christen den Besitz von Jerusalem, Bethlehem und Nazareth und einen schmalen Küstenstreifen von Joppe bis Sidon einräumte. Friedrich gab dagegen die Festung Akka auf und entsagte dem Plane einer Eroberung der übrigen Teile des Heiligen Landes und räumte den Mohammedanern den ferneren Besitz und ungehinderten Besuch der Aksa- und Omar-Moschee ein, ein Entgegenkommen, das ihm einen neuen Bannfluch des Papstes einbrachte. Bis Mai 1229 blieb Friedrich in Palästina und trat mit den Mohammedanern in so innigen Verkehr, daß es unter den Christen allgemeines Aufsehen erregte. Nach Ablauf des mit Al Kamil auf 10 Jahre abgeschlossenen Waffenstillstandes unternahmen französische Ritter unter Führung des Königs Thibaut von Navarra einen Kreuzzug, fielen aber in Gefangenschaft. Friedrich nahm sich ihrer ritterlich an und vermochte durch die bloße Kraft seines Ansehens im Orient nicht bloß ihr Gefangenenlos zu mildern, sondern erwirkte für die meisten die Freiheit.

Wenn auch der ehrgeizige Plan des hochgemuten deutschen Fürstensohnes, eine innigere geistige, wirtschaftliche und politische Verbindung zwischen Abend- und Morgenland, zwischen Islam und Christenheit anzubahnen, unter den damaligen Verhältnissen scheitern mußte, sein ideales Streben ist trotzdem nicht vergeblich gewesen und er teilt mit seinen großen Vorgängern Karl und Otto das Verdienst, die Freundschaft mit islamischen Fürsten schon zu einer Zeit gepflegt zu haben, deren unduldsamer Geist solches nahezu auszuschließen schien. Um so mehr ehren wir heute das Andenken jener kraftvollen Männer.

Digitized by Google

DIE MUSLIMISCHE MUSTERFRAU.

Von Elfriede Grunwald.

„Die Pflichten der türkischen Frau" betitelt sich ein Lesebuch für türkische Mädchenschulen, das dem Fremden einen Einblick in orientalische Denkungsart und in die Stellung der orientalischen Frau gewährt. Das Buch, von Mehmed Said Bey aus dem Arabischen ins Türkische übertragen, ist für den dritten Jahrgang der Mädchenschulen bestimmt. Nach unseren Begriffen allerdings scheint es mir für Mädchen von 10—13 Jahren nicht gerade geeignet. Man vergegenwärtige sich jedoch den Unterschied zwischen Orient und Okzident: die Frühreife des orientalischen Kindes, dessen Verständnis für Dinge, die man unseren Kleinen so lange wie möglich fernzuhalten pflegt, frühzeitig geweckt wird, sowie ferner die Tatsache, daß die Orientalin vielfach in einem Alter verheiratet wird, in dem unsere Mädchen noch lange mit Puppen spielen.

Dem Buche liegen die in mehrere Gebote gegliederten Lehren und Ratschläge zugrunde, welche einst die Frau eines arabischen Kabylenhäuptlings ihrer bräutlichen Tochter mit in das neue Leben gab. Aussprüche des Propheten, anderer heiliger Männer, sowie reizende Erzählungen erläutern und veranschaulichen die Lebensregeln. Klug muß diese Jmamé Hanum gewesen sein. Die Schwächen ihrer Mitmenschen kannte sie besser denn eine, und mit den lieben Männern wußte sie so gut umzugehen, daß wir anderen Frauen einige ihrer Lehren auch ganz gut befolgen könnten.

Ihrer Tochter prägt sie in erster Reihe ein: „Sei genügsam, gehorsam und liebevoll gegen deinen Mann, pflichttreu gegen deine eigenen Kinder und barmherzig gegen deine Stiefkinder und gegen arme Waisen. Mit deinen Nachbarn vertrage dich. Sei nachsichtig gegen dein Gesinde. Sei sauber, ordentlich und keusch. Diene deinem Gatten als Sklavin, aber so, daß er dir Sklavendienste Leistet."

Welcher Mann, sei er Morgen- oder Abendländer, wird sich eine solche Jmamé Hanum, die ihm eine derartige Musterfrau vorbereitet, nicht zur Schwiegermutter wünschen! Und wo wäre die Frau, die nicht verständnisvoll folgende Mahnungen Imamés vernähme: „Achte darauf, daß dein Gatte zu seiner gewohnten Stunde sein Essen bereit finde, und daß er in seinem Schlaf nicht gestört werde. Denn Hunger reizt den Menschen und Schlaflosigkeit macht zornig." Und welche geplagte Ehefrau wird nicht mit frischer Kraft ihr Hauskreuz von neuem aufnehmen, wenn ihr Mutter Imamé verspricht, daß diejenige von Gott belohnt werden wird, die ihres Mannes Nörgeleien mit Langmut und Geduld erträgt? Die Mahnung: „Gehe deinem Manne aus dem Wege, wenn er schlechter Laune ist. Zeige ihm nicht, daß du vergnügt bist, wenn er ärgerlich ist, aber sei froh, wenn er es will", hat sich gewiß auch noch nicht überlebt. Wie zeitgemäß ist weiterhin folgendes: „In deinem Hause darf weder Schmutz noch Unordnung sein. Weder das eine noch das andere heißt aber, daß man seine Wäsche täglich wäscht und den Fußboden täglich scheuert, sondern daß man sich bemüht, alles sauber zu erhalten, damit Seife gespart und Wasser und Holz nicht vergeudet werde."

Oder die nette Geschichte von dem Mann mit der Kaffeetüte: Ein junger Mann wollte heiraten. Er beauftragte deshalb eine „Görndsche", d. h. eine Brautschauerin oder Heiratsvermittlerin, ihm eine passende Frau zu besorgen. Dieselbe fand ein, wie sie glaubte, durchaus passendes Mädchen. Sie benachrichtigte den jungen Mann, der den Heiratsvertrag abschloß und das Brautgemach betrat. Als er tags darauf ausging, brachte er gemahlenen Kaffee mit, der in ein Papier gewickelt war, und übergab der Hausfrau die Tüte. Diese schüttete den Kaffee in eine Dose, zerknitterte die Tüte und warf sie zum Fenster hinaus. Am nächsten Tage berief der Mann die Vermittlerin wieder zu sich, übergab ihr die für den Scheidungsfall im Ehevertrag ausbedungene Summe, verstieß die Frau und verlangte von der Vermittlerin, ihm sogleich eine andere Gattin zu verschaffen. Dieser selbe Vorgang wiederholte sich nun nicht weniger als zwanzigmal, erst beim einundzwanzigsten Mal löst die junge Frau sorgfältig den Bindfaden von der Tüte, schüttet den Kaffee in die Dose, glättet, nachdem sie auch das kleinste Kaffeestäubchen zu dem übrigen getan, das Papier, legt es sauber zusammen und hängt den Bindfaden sorgfältig an einem Nagel auf. „Was machst du da?", fragt der ihr aufmerksam zuschauende Ehemann. „Hebe das Stroh auf, denn es kommt seine Zeit",

Digitized by Google

erwidert die Frau, auf das Papier zeigend, und fährt fort: „In einer Wirtschaft kann alles mögliche vorkommen. Vielleicht brauche ich auch einmal den Bindfaden, wenn ich eine Naht zunähen soll und ich gerade keinen anderen Faden habe." Mit dieser Frau lebte der Mann glücklich und in Frieden und bedauerte es nie, für die anderen soviel Geld ausgegeben zu haben.

Ein umfangreiches Kapitel ist der Kindererziehung gewidmet. „Das Kind ist den Eltern als Pfand anvertraut. Sein Herz ist ein kostbarer, wenngleich ungeschliffener Edelstein. Ob es sich zum Schlechten oder Bösen wendet, wird davon abhängen, wie es von den Eltern und Lehrern geleitet wird." — Nach diesem Ausspruch läßt der Autor den weisen Mehmed Ebu Hamid, der vor achthundert Jahren gelebt hat, zu Worte kommen. Dieser stellte in einer Schrift über Kindererziehung folgende Thesen auf: „Das Säugen des Kindes muß einer frommen und rechtgläubigen Frau übertragen werden. Denn die Milch einer Ungläubigen bringt weder Glück noch Segen. Wer sich mit ihr nährt, saugt die Neigung zum Schlechten und Bösen mit ein".

Wohin es führt, wenn den Kindern nicht von früh an die Achtung vor den Eltern beigebracht wird, illustriert folgende Erzählung: „Ein ungezogener Junge weckt einst in der Nacht seinen Vater, damit dieser ihm ein Glas Wasser reiche. „Hole dir dein Wasser doch selbst", sagt der Vater. Da läßt sich das zweite Söhnchen vernehmen: „Weißt du nicht, Vater, wie unverschämt der Bruder immer ist? Aber bringe für mich doch auch gleich ein Glas mit!" — Den Eltern werden die weitgehendsten Rechte über die erwachsenen Kinder eingeräumt. Diese sind zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Nach den Ueberlieferungen soll der Prophet einem Mann, der sich ihm zum Heiligen Krieg anbot, gefragt haben, ob er die Erlaubnis seiner Eltern dazu habe. Als dieser verneinte, befahl der Prophet: „Gehe zuerst und hole dir die Zustimmung deiner Eltern. Erlangst du sie nicht, dann bleibe bei ihnen, denn Achtung und Gehorsam gegen Vater und Mutter sind in den Augen Gottes wertvoller als sonstige Taten."

Schulmädchen beim Empfang Enver Paschas in Anatolien.

Nachsicht und Milde für übernommene Stiefkinder und Waisen wird der Frau in dem Maße zur Pflicht gemacht, daß sie sich sogar dem Manne widersetzen und es nicht dulden soll, wenn dieser ein solches Kind im Zorn für begangene Ungezogenheiten schlagen will. „Der rächende Gott wird diejenigen, die Waisen zu Tränen bringen, ihres Lebens nicht froh werden lassen und die Leiden der Kinder den Peinigern doppelt heimzahlen."

Hinsichtlich des Verhaltens gegen das Gesinde weist Frau Imamé ihre Tochter auf eine der letzten Lehren des Propheten hin: „Gebet euren

Digitized by Google

Knechten und Mägden zu essen, was ihr selbst esset, und kleidet sie, wie ihr gekleidet seid."

Wie sich der Gute und Gerechte gegen seine Diener benimmt, wenn diese ihm durch Unachtsamkeit Schaden zufügen, lehrt das Beispiel etlicher weiser und großer Männer. Meistens schenken diese ihren Sklaven gerade dann die Freiheit, wenn die Sklaven am bestimmtesten schwere Strafen erwarten. So tat es ein berühmter Heiliger, dessen Kind von einem Bratenspieß durchbohrt wurde, den eine Sklavin fallen ließ, und ein berühmter Vali von Medina schenkte seiner zitternden Sklavin lachend die Freiheit, nachdem sie bei einem Gastmal ausgeglitten war und den Inhalt einer großen Schüssel dem Hausherrn über den Kopf ausgeschüttet hatte.

Den Nachbarn zu ehren und sich mit ihm gutzustellen, hat der Prophet gleichfalls befohlen und zwar so nachdrücklich und oft, daß, nach Aussage seiner Lieblingsfrau, der Aische, man sogar fürchtete, er werde noch verlangen, daß ein Nachbar den anderen beerbe. Trotzdem scheint das nachbarliche Verhältnis oft genug viel zu wünschen übrig gelassen haben. Darauf läßt das Sprichwort schließen: „Kaufe nicht zuerst das Haus, sondern den Nachbarn." An einer anderen Stelle heißt es: „Fast überall nimmt man auf den Nachbarn nicht die erforderliche Rücksicht. In manchen Stadtteilen bildet die üble Nachrede und der Klatsch Tag und Nacht die Unterhaltung der Frauen". Wie man es wenigstens versuchen soll, mit seiner Umgebung in gutem Einvernehmen zu bleiben, zeigen folgende Beispiele:

Ein ganz vorzüglicher Mann hatte eine Milchkuh. Jeden Morgen gab er, nachdem er sie gemolken hatte, einer armen alten Nachbarin etwas Milch ab. Nur einmal dachte er nicht daran. Da hörte er, wie die Alte des Abends ihr Gebet mit erhöhter Stimme hersagte. Neugierig tritt er an den Zaun, um zu erlauschen, was sie so inbrünstig erflehte. Was vernimmt er da? „O Gott, erhöre mich", so ruft die Frau, „lasse die Kuh meines Nachbarn krepieren. Verflucht sei sie!" — „Mein Seelchen", fragte nachher der Mann, „was hat dir denn meine Kuh getan, daß du sie verfluchst?" — „Die Kuh hat mir gar nichts getan, mein Bruder", erwiderte die Alte, „aber ich kann nicht mehr hören, wie sie gemolken wird".

Umfangreich sind die Lehren über das Kapitel, was die Frau zu tun hat, um sich ihres Mannes Liebe zu erhalten. Man kann in dem Buche lesen, daß sich auch die persischen Ulemas und die indischen Gelehrten mit diesem Problem beschäftigt haben. Sie sind übereinstimmend zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frau nichts Besseres tun kann, als dem Manne den ihm gebührenden Gehorsam zu erweisen, ihm nicht zu widersprechen und sich allen seinen Wünschen demutsvoll und einwandsfrei zu beugen. „Wenn eine Frau des Gatten Recht verletzt, verletzt sie mein Recht", hat der Prophet einer Frau einst gesagt.

Uebrigens, einige Pflichten hat der Mann, wie die Schulkinder in der Einleitung bereits erfahren, auch gegen die Frau. Der Mann soll die Frauen kleiden und ernähren, er soll sie nicht unnütz quälen und plagen, er soll sie unterweisen und belehren und mit ihnen, falls eine Frau, was ja menschlich ist, einmal ärgerlich und nervös wird, Nachsicht üben.

Von diesen weisen Sittenlehren der Mädchenschulen alten Systems wird gewiß ein Teil mit übernommen sein in die neuen höheren Schulen für Mädchen. Ueber den Bosporus, im lieblichen Candili, erhebt sich schon seit Jahren der fertige schmucke Bau des ersten türkischen Mädchen-Lyzeums. Trotz der langen, schweren Prüfungen, die die Türkei seit jener Grundsteinlegung durchzumachen hatte, hat die türkische Regierung ihre Reformideen auf dem Gebiete der Mädchenerziehung nicht außer acht gelassen. Dieser ersten Anstalt sind noch einige ähnliche gefolgt, die unter der Leitung tüchtiger Pädagoginnen stehen, und wenn sie auch schon ihre Krisen durchzumachen hatten, so weiß man doch, daß ein gut Teil ihrer Kinderkrankheiten bereits glücklich überwunden ist.

Digitized by Google

DER ORDEN.

Von Habib Edib Bey.

Sie kauerte auf dem Boden neben dem Kamin und mühte sich bei dem flackernden, schwachen Feuerschein den von der langen Reise arg zerknüllten Brief zu entziffern, während die Großmutter sich in gespannter Aufmerksamkeit vorneigte, um keines der Worte zu verlieren, die aus den ihr unenträtselbaren Zeichen gebildet wurden. Seit sechs Jahren bedeutete das Lesen von Hassans Briefen die glücklichsten Stunden ihres einförmigen Lebens. Mit einer ganzen Schaar von Altersgenossen war Hassan damals zu den Fahnen einberufen worden, hatte mit ihnen auf dem großen Platz gestanden, andächtig dem Gebet des Geistlichen gelauscht, die geöffneten Hände zum Himmel erhoben und aus tiefstem Herzen „Amen" gesagt. Erregt durch die freudige Erwartung, unbekannte Länder zu sehen, gleichzeitig die Möglichkeit vor Augen, nie wiederzukehren, hatte sich jeder Bursch unter den wohlgefälligen Blicken der Alten seiner Liebsten genähert, war die Fröhlichkeit gestiegen, bis man schließlich gegen Abend auf der Wiese neben dem Brunnen zu tanzen begann. Wie aber die Nacht herabsank, sonderten sich die Paare von einander, wanderten Hand in Hand in den Schutz lauschiger Winkel und gelobten sich ewige Treue. Freilich flößte den Dorfschönen die Vorstellung, daß die Verlobten in den fernen großen Städten viel schöne Kleider und feine Gesichter sehen würden, beträchtliche Sorge ein. So konnten sie am Abschiedstage der Beteuerungen gar nicht genug bekommen, und häuften mit Frauenschlauheit alle Zärtlichkeit und Hingebung auf die Davonziehenden.

Sechs Jahre waren seither verstrichen, jeder Brief Hassans mit klopfendem Herzen empfangen worden, die Hoffnung, er würde endlich seine Heimkehr melden, nie erlahmt. Doch Ereignis reihte sich an Ereignis, schob Hassans Rückkehr und damit die Hochzeit, die Fatme so leidenschaftlich ersehnte, immer wieder hinaus.

Eben jetzt schrieb Hassan, er werde in den Kaukasus geschickt, und größer noch als die Enttäuschung war die Freude, die diese Nachricht in Fatmes Seele erweckte — er würde gegen die Russen kämpfen, die sie zur Waise gemacht, würde die Voreltern rächen, die dort ihr Blut in Strömen vergossen! Er würde auf den Kamm jener hohen Berge steigen und nicht dulden, daß die feindlichen Rosse die blumenübersäten, duftenden Wiesen des Kaukasus zerstampften!

Sie rückte noch näher an die Großmutter heran, als sie mit dem Vorlesen des Briefes fertig war, und vor den Augen der beiden Frauen, die nur durch diese Briefe mit der Welt und den Geschehnissen draußen in Verbindung standen, wuchsen neue, ungeahnte Bilder empor. Daß draußen unaufhörlich Kriege wüteten, hatten sie gewußt, noch ehe Hassan Soldat ward, aber das war so weit fort, in Ländern, deren Namen sie nicht einmal kannten. Doch jetzt begriffen sie plötzlich, daß ein Feind in ihrer nächsten Nähe lebte. Sturzwellen gleich stürmten die Erinnerungen aus der Kinderzeit an Erzählungen von Grausamkeiten und Schandtaten auf Fatme ein, die keine andere Rettung davor wußte, als den Kopf in der Großmutter Schoß zu pressen. Tapfer mühte sich die alte Frau, die in ihrer Jugend Schreckliches mit angesehen, den übermächtigen Gedanken Halt zu gebieten. In ihrer Verstörtheit und Bangigkeit klammerte sie sich an den Glauben, daß durch Gottes Beistand und die Tapferkeit der vielen tausend Soldaten, die so beherzt und kühn wie Hassan waren, die Heimaterde verschont bleiben würde.

„Still, Fatme", beschwichtigte die Greisin, „Gottes Macht und Gnade sind unermeßlich. Der Geistliche hat erst kürzlich gesagt, daß eines Tages die islamischen Völker das Joch von sich schütteln und wieder zu glänzender Höhe aufsteigen werden! Kann sein, diese Zeit ist jetzt gekommen. Komm', komm' und laß uns beten! Ich bin stolz, die Witwe eines Gefallenen zu sein. Mit dem Kolben des Gewehrs, das du dort an der Wand siehst, hat dein Großvater dort, wo jetzt Hassan kämpft, den Feind erschlagen. Keinen anderen Weg ist dein Vater gegangen, nun ist's an Hassan, von Sieg zu Sieg zu schreiten! Verstehst du nicht, wie beneidenswert das ist, und wie viele Mädchen im Dorf darum trauern, daß nicht sie die Braut des Sergeanten Hassan geworden sind? Komm', komm', wir wollen Gott danken! Wir wollen zu ihm flehen, daß er die Fülle seines Segens über unser Land schütte. Oh Allbarmherziger! . . ."

Mit geöffneten Händen kauerten sie neben einander, richteten die ganze Inbrunst ihrer reinen

Digitized by Google

Herzen in aller Demut und Ehrfurcht auf ihr Gebet. Von fern her klang die Stimme der Muezzins, der vom Minaret der kleinen Moschee zum Abendgottesdienst rief. Sein „Gott ist groß" schwang sich zum Himmel, drang in die stille Stube, die wie ein geweihter Altar war, und riß die Herzen der beiden Frauen in glühender Begeisterung mit sich hoch. Die würgende Bangigkeit um die Zukunft löste sich, fiel von ihnen. Getröstet und überzeugt erhört zu werden, erhoben sie sich. Bedingungslos vertrauten sie auf Gott, den Helfer der Verlassenen. Sie fühlten sich aller Sorge ledig, und, wie Libellen sich im Sonnenschein auf Gräsern wiegen, so ergötzt sie sich an lustigen Begebenheiten der Vergangenheit. War ihnen im Leben jemals Glück beschieden worden? Hatten sie nicht immer ihre Bürde an Kummer und Sorge geschleppt? Doch da sie keine Vergleiche ziehen konnten, auch kaum andere Schicksale in ihrer Umgebung gesehen hatten, so bewahrten sie sich in ihren Kinderherzen die Fähigkeit, ungeheure Freude bei geringfügigem Anlaß zu empfinden. Eine Hochzeit im Dorf, die Aussicht auf gesegnete Ernte, ein Lämmchen im Haus konnten sie für Tage in glückliche Träume wiegen.

Großmutter Aische, das eigene schmerzdurchfurchte Leben vergessend, hielt Fatmes Herz lilienrein, versäumte keine Möglichkeit, jedes Wölkchen vom Sommerhimmel ihrer Phantasie zu verscheuchen. Ihr selber hatte in der Jugendblüte der Krieg den Gatten geraubt. Sie hatte das Kind an ihrer Brust, das den Vater nie gesehen, ernährt und großgezogen, und als es heranwuchs und zum Jüngling reifte, alles Leid vergessen. Eines Tages aber wurde auch er zum Militär ausgehoben. Sie konnte es nicht fassen, sich nicht von ihm trennen. Sie beschwor ihn, sie wenigstens nicht ganz allein zu lassen, und er führte ihr vor dem Abschied die Schwiegertochter ins Haus. Die erste Nachricht, die man ihr von ihm brachte, war, daß er nicht im Kampf gefallen, sondern im glühenden Sand der Wüste verendet sei. Ihr aber blieb nichts, als die schwere Pflicht, der Schwiegertochter, die ein Stück ihres Sohnes in sich beschlossen trug, die schlimme Kunde zu verbergen. Sie wurde ganz erfinderisch, das junge Geschöpf über das Ausbleiben der Briefe hinwegzutäuschen. Um sie zu trösten und zu zerstreuen, lud sie junge Mädchen ein, nahm selber mit ihren vorzeitig ergrauten Haaren teil beim Erzählen fröhlicher Geschichten, wenn ihr das Herz in unterdrückten Tränen auch manchmal zu ersticken drohte.

Die zarte Mutter überwand die Geburt der kleinen Fatme nicht, die Alte aber überwand allen Kummer. Das Kind war ihr der Bote, der vom Himmel Nachricht von dem geliebten Sohne brachte und ihre Tränen in Lachen verwandelte. Sie war unermüdlich, in Fatmes Augen ein Lächeln zu zaubern, ihr die Not des Lebens fern zu halten. Opfer um Opfer brachte sie, sie leistete jeden Verzicht, nur, um die Kleine heiter und sorglos zu sehen. So wuchs Fatme heran, wurde ein schönes Mädchen und verlobte sich, als sie noch ein halbes Kind war, mit dem jungen Bauern Hassan. Nun nährte die Alte nur noch einen letzten Wunsch: Fatmes Hochzeit zu erleben und im Schmucke ihrer mit Henna gefärbten Haare, die unter dem moosgrünen Kopftuch hervorfielen, ihre Urenkel in der alten Wiege zu schaukeln. Niemals wurde sie müde, Gott zu bitten, ihr dieses letzte Glück zu bescheren. Aufgeregter als Fatme erwartete sie Hassans Briefe und zerbrach sich den Kopf, um seine Gedanken und Redewendungen, die sich im Verkehr mit den Soldaten und Offizieren kompliziert und verfeinert hatten, zu begreifen.

Eines Tages aber begann im Dorfe, das seine gesamte Jugend an die Grenze geworfen hatte, schlimme Kunde umzugehen. Der Gemeindevorsteher teilte den Daheimgebliebenen, Frauen, Kindern und Greisen unter Tränen, die in seinen weißen Bart rollten, mit, daß die eigenen Truppen dem Feinde ausweichen müßten, daß die Russen für einige Zeit das Dorf besetzen würden, und da die Feinde ehedem oft genug ihre Grausamkeit und Roheit bewiesen hatten, so gab er allen Gemeindemitgliedern den Rat, die Heimat zu verlassen. Erbarmungslos rissen diese Worte die Großmutter Aische vor die Erkenntnis des grenzenlosen Jammers ihrer Hilflosigkeit. Was sollte sie tun, wohin ihren Liebling bringen, jetzt, da der Schnee in unendlichen Massen zur Erde rieselte? Für sich selbst war sie unbesorgt, wenn sie nicht Fatme hätte, würde sie sich freudig in die Arme ihres Mannes und ihres Sohnes werfen, die lange genug schon auf sie warteten. Aber Fatme? Durfte eine verräterische Hand das süße Lächeln auf ihren Lippen ertöten, die sich wie Knospen im Lenztau öffneten? Sie selbst würde sich losreißen von der Stätte, mit der sie in siebenzig leidensreichen Jahren verwachsen war. Wohin aber sollte sie ziehen? Sie kannte ja keine Menschenseele! Wäre Fatme noch so klein wie vor 20 Jahren oder wäre sie selbst stark genug, sie auf ihren Armen zu tragen! Nein, es war gewiß unmöglich, die nächste Stadt, die viele Tagesreisen entfernt war, zu erreichen. Es schneite ohne Unterlaß, der Sturm heulte und peitschte den Schnee vor sich her. Ihr Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken, in diesem grausigen Wetter ins Unbekannte hinauszuwandern, sich in der unendlichen Weite zu verlieren. Nein, nein, sie würde in der Heimat bleiben und auf ihren Knien und durch ihre Tränen die wilden Feinde von ihrer Schwelle bannen. Kein Mensch, und wäre er noch so blutdürstig, würde den Mut haben, ihrem Flehen zu widerstehen und ihr Heim zu entweihen.

Digitized by Google

Gleich der Alten, so zogen alle andern im Dorf vor, sich nicht ins Ungewisse hinauszuwagen, sondern daheim zu bleiben und geduldig abzuwarten, was das Schicksal ihnen bescheiden würde. Großmutter Aische aber bereute bitter, Fatme früher so viele Schauergeschichten erzählt zu haben, am liebsten hätte sie ihr jetzt gesagt, es seien alles nur Märchen gewesen; doch ein Schluchzen, das ihr in die Kehle stieg, erstickte jedes Wort.

* * *

Gegen Abend desselben Tages war es, langsam sank die Dämmerung herab und hüllte die Häuser, in denen kein Lichtchen sich hervorwagte, in den undurchdringlichen Mantel der Finsternis. Noch waren die Umrisse einer Kavalleriepatrouille, die rasch nähertrabte, kaum zu unterscheiden. Laut und lustig lachten Offiziere und Mannschaften, als wären sie auf einem Spazierritt. Vielleicht ahnten sie nicht, wie viele Herzen in diesem Augenblick vor ihnen zitterten, vielleicht auch waren sie stolz darauf. Vor dem Hause des Schultheißen hielten sie an und verkündeten, daß sie Befehl hätten, das Dorf zu besetzen. Ohne Antwort abzuwarten, ließen sich einige von ihnen gleich häuslich nieder. Sie schienen nichts davon zu wissen, daß die Mohammedanerinnen sich vor allen Männern, besonders vor fremden, nach Vorschrift ihrer Religion, dicht verschleiern. Erst als der Schultheiß sich mutig dem Vorhaben widersetzte, daß sie auf Häuser verteilt wurden, die von Frauen allein bewohnt waren, verstanden sie und fügten sich. Sie überboten sich gegenseitig in sinnlosen Befehlen, legten alle Lebensquellen des Dorfes brach, arbeiteten nur an der Befriedigung der eigenen Bedürfnisse und des persönlichen Vorteils. Nach und nach gewöhnten sich indessen die Bauern an ihre Bedrücker. Wohl stiegen noch Gebete um Erlösung zum Himmel, die Hände aber schickten sich darein, die ihnen von den Unersättlichen zugewiesene Arbeit zu verrichten.

Eines Tages, als Fatme von einer Nachbarin nach Hause ging, begegnete ihr ein junger Leutnant, das leidenschaftdurchwühlte Gesicht von einem verwegenen, dämonischen Lachen zerrissen. Fatme versuchte, sich von ihrer Angst nicht überwältigen zu lassen, preßte die Hand fest auf ihr hämmerndes Herz und eilte heimwärts. Er folgte ihr auf den Fersen und lachte unheimlich, als ihm die Tür vor der Nase zuschlug. Umsonst trachtete Fatme der Großmutter ihre Verwirrung zu verbergen. Die erfahrenen Augen der alten Frau, die jeden Tag auf eine neue Prüfung vorbereitet war, bemerkten sofort, daß Unheimliches vorgefallen war. Fatme erzählte, wie sie sich vor den tückischen Wolfsaugen gefürchtet, und brach in Tränen aus, den einzigen Trost der Unterdrückten. Doch mit der wiederkehrenden Ruhe kam die Reue, die alte Frau beunruhigt zu haben, und die Scham, so furchtsam und eingebildet zu sein.

An diesem Abend konnten sie kaum das Essen zu sich nehmen, still sahen sie einander in die Augen, als besorgten sie, das unschuldigste Wort könne die Vorahnung eines Unheils heraufbeschwören. Das trübselige Oellämpchen an der Decke vermochte die Totenstille nicht zu beleben, es trieb nur gespenstische Schatten längs der Wände. Die Alte griff nach ihrem Rosenkranz, um aus seinen Perlen die Zukunft zu weissagen, während Fatme, die Gedanken bei dem fernen Liebsten, unbeweglich in die schwache Glut starrte. Draußen schlug die Kuckucksuhr, mit ihrer heiteren Stimme die traurigen Grübeleien verspottend. Der Sturm heulte, fing sich stöhnend im Kamin, wirbelte ins Zimmer und gellte den Beiden in die Ohren. Es wurde Schlafenszeit. Mit kindlicher Frömmigkeit flehten sie vor dem Zubettegehen um einen sonnigen Traum, der sie für eine kurze Spanne dem bedrängten Dasein entrücken sollte.

Aengstlich schloß die Greisin die Fensterläden, besorgt, ein plötzlicher Windstoß könne ihr die Enkelin entführen. Fatme aber kniete vor dem Kamin und schichtete die Feuerung für den kommenden Tag. Jäh schlugen die abgerissenen Laute wilden Gelächters an ihr Ohr, fremde Worte, von einer durch Schnaps heiseren Kehle hervorgestoßen folgten, und näherten sich dem Hause. Da sie seit geraumer Zeit an das Umherstreifen betrunkener Soldaten gewöhnt waren, löschten sie eilig das Licht und öffneten behutsam einen Spalt des Fensterladens, dann warteten sie angstvoll, daß die Horde sich entferne. Das Echo dieser Sprache, die sie nicht verstanden, dröhnte in ihren Ohren wieder. Bleich und zitternd wußten sie keinen anderen Rat, als ihre Zuflucht bei Gott zu suchen. Schattengleich glitten die draußen vorüber und trennten sich unter wüstem Gelächter von einem der Kameraden. Was konnte der hier wollen? Keiner der Russen wohnte in der Nähe. War er nicht mehr im Stande, weiter zu gehen? Torkelnd bewegte er sich vorwärts auf ihr Haus zu. Plötzlich begriff Fatme, verstand den Sinn der begierdetollen Augen, die sie verfolgt hatten. Ein paar Gläser Schnaps mochten die letzten Hemmungen in dieser lasterhaften Seele beseitigt, ihm Mut gemacht haben, sein Vorhaben auszuführen. Dann aber fiel dem Mädchen die alte Spruchweisheit ein, daß man auch von dem Schlechtesten nur Gutes denken soll; sie hoffte, er habe ein anderes Ziel und war bereit, ihr Leben hinzugeben, auf daß sich dieser Glaube bewahrheite.

Ungestüm wurde gegen die Tür gepocht und lallend etwas hervorgestoßen. Die alte Frau zog das Kopftuch tiefer in die Stirn, öffnete den Fensterladen ein klein wenig mehr und wollte dem Klopfenden sagen, daß er sich in der Tür geirrt

Digitized by Google

habe. Aber er verstand nicht, hieb mit dem Säbel auf die morsche Tür ein und machte im Rausch gemeine Bewegungen. Wenn Fatme auch nur die Möglichkeit erwog, daß er eindringen könnte, schien es ihr, als zerstöbe ihr Verstand in alle Winde. Es war keine Aussicht, daß ihr Rettung kam, Hilferufe konnten höchstens russische Soldaten herbeilocken, die ihm, der sich an der Tür zu schaffen machte, nur Beistand geleistet hätten. Plötzlich stand Hassan vor ihrem Geist, Hassan, dessen ganzes Sehnen und Hoffen sich um Fatme rankte und der unentwegt die heilige Fahne hochhielt und sich in Gefahr und Tod stürzte. Sie meinte, ihn blutbedeckt im Pulverrauch zu sehen, während seine Seele himmelwärts schwebte. Sollte sie hier zurückbleiben? Ihre Augen suchten das Gewehr, das sich im matten Feuerschein kaum von der Wand abhob. Da es ein Andenken des Großvaters war, hatte sie es stets gereinigt und geladen gelassen, wie sie es gefunden. Weshalb hatte sie es bis heute bewahrt? Sie riß es vom Haken, ohne Bedenken und ohne Besinnen, stieß das Fenster auf, ohne der Großmutter zu achten, die sie mit ihren vertrockneten Händen zurückhalten wollte, zielte auf den Schatten, der, als er den aufspringenden Laden knarren hörte, sich mit triumphierendem Lachen umdrehte, — und schoß. Er schlug mit den Armen um sich, taumelte und stürzte in den Schnee. Fatme ergriff die Hand der alten Frau, die sich schutzbedürftig wie ein Kind an sie schmiegte, zog sie vor die Tür und vorbei an dem grauenerregenden Schatten, die Finger fest um das Gewehr gespannt, verschwanden sie im Dunkel der sturmgepeitschten Nacht.

* * *

Jubel herrschte in der ganzen Stadt, besonders aber in Offizierskreisen. Jeder, der in den Vernichtungskrieg gegen die verhaßten Türken zog, wurde als Held verehrt, und den Verwundeten, die von jener Front kamen, wurde besonders warme Teilnahme gespendet. Alexander Iwanowitsch, Sohn des pensionierten Obersten Iwan Nikolaijewitsch, war nach Saratow gebracht worden, wo ihm durch operativen Eingriff die Kugel aus der rechten Brust entfernt werden sollte. Alle seine Bekannten und Verwandten waren in hellem Entzücken über seinen Heldenmut und seine glänzenden Erfolge. Hatte er doch in wildem Schneetreiben ein türkisches Dorf im Sturm genommen, die Spionin entlarvt, und obgleich im Kampf schwer verwundet, mit übermenschlicher Kraft das Bewußtsein nicht verloren und harte Strafe über die Verräterin verhängt. Nun lag er im Lazarett, wurde mit besonderer Liebe gepflegt, und Sonia, seine Braut, die Tochter eines väterlichen Kameraden, kam täglich mit einem großen Blumenstrauß und umgab ihn mit dem Strahlenkranz eines großen Helden. Und eines Tages wurde ihm im Namen seines Kommandeurs für seine hervorragende Tapferkeit und sonstigen militärischen Verdienste ein Orden überreicht.

Stimmungsbild aus Anatolien.

Digitized by Google

FRANKREICH UND DER NEGERISLAM.

Von Dr. Freiherr v. Mackay.

Daß Frankreichs Verfügung über die gewaltigen farbigen Eingeborenenmassen des riesenhaften afrikanischen Kolonialbesitzes von jeher ein Glutherd der Entzündung der Pariser Chauvinismus war, ist allbekannt. Mittels der schwarzen Armee hoffte man an der Seine unschwer die durch den nationalen Geburtenrückgang und Rekrutenschwund bedingten Schwächen in der militärischen Rüstung beseitigen und rund 500 000 Mann „forces auxiliaires" gegen die deutsche Grenze werfen zu können. Tatsächlich sollen denn auch allein aus dem Senegal, dem Hauptrekrutierungsgebiet von Französisch-Westafrika, 170 000 Mann nach den europäischen Kriegsschauplätzen gebracht worden sein. Selbst wenn aber die Angeben, die den jedenfalls zuverlässigeren kolonialen Berichten widersprechen, wahr wären, so erscheint der Erfolg, näher besehen, dennoch sehr zweifelhafter Natur. Denn die Gemeinden stellen, worüber amtlich ständig geklagt wird, gewohnheitsmäßig nur mit allen möglichen Gebrechen und Gebresten behaftete Schwächlinge, Verbrecher und andernorts bereits Zurückgewiesene zur Verfügung oder aber überhaupt nur Statisten, das heißt irgendwoher geliehene Leute, die am Tage nach der Listeneintragung auf Nimmerwiedersehen verduften. Wo jedoch die französischen Behörden nach solchen Erfahrungen mit Zwang vorgingen, gerieten sie erst recht in die Nesseln. Empörung und Meuterei wurde ihnen nur zu oft entgegengesetzt; die Ausgehobenen flüchteten sich, soweit sie konnten, über die englische Grenze oder rotteten sich zu gewaltsamem Widerstand zusammen wie beispielsweise im Distrikts-Hauptort Bobo Diulasso, wo 100 Mann der französischen Besatzung niedergemacht wurden. Mehr noch! Die amtlichen Berichte selbst geben die Abwanderung ganzer Gemeinden, angeblich wegen Arbeits- und Militärscheu, zu; zwischen den Zeilen ist aber zu lesen, daß noch andere Gründe tiefer liegender Art bei dieser Flucht maßgeblich sind. Vorab der Einfluß des Islams. Die Tatsache, daß die unter die Trikolore getriebenen Eingeborenen gegen die Verbündeten des Kalifen und Padischah zu kämpfen gezwungen werden, dringt auf den Schleichwegen der Bazarnachrichten und mittels der Heimatberichte der Ausgehobenen durch den ganzen schwarzen Erdteil und hat ihre natürlichen unausbleiblichen Folgen. Ein guter Kenner Westafrikas, Louis Sonolet meint in seinem Werk: L'Afrique Occidentale Française, der islamisierte Neger sei nicht fanatisch, der afrikanische Islam harmlos; man solle ihn dulden, wenn auch nicht begünstigen. Das trifft dem Wesen der Dinge nach zu; man sieht aber schon heute klar, daß die französische Praxis auf das Gegenteil hinausläuft: auf die Fanatisierung der mohammedanischen Massen.

Damit verbindet sich deren Erregung von einem anderen Reizpunkt aus, dessen Wesen und Bedeutung der europäische Westen gemeinhin viel zu wenig würdigt und der doch erst Ausblicke in die Zusammenhänge der Frage mit der gesamten islamisch-afrikanischen Bewegung ermöglicht. Im Jahrgang 83 des Correspondant (S. 1143 ff.) hat Louis le Barbier eine sehr lehrreiche Untersuchung „Les sociétés secrètes et d'assistance mutuelle en Afrique occidentale" veröffentlicht, die sich ihrerseits auf reichen, von Ch. Montreil, dem ehemaligen Verweser des Bezirkes Dschenne (am mittleren Bani) gesammelten Stoff stützt. Der Gegenstand der Untersuchung ist das ganze obere Senegal- und Nigergebiet, vorab jedoch der zu beiden Seiten des Dscholiba gelegene Distrikt der Bambara, eines sehr kriegerischen, aber auch durch geistige Entwicklung ausgezeichneten Negerstamms, dessen Kopfzahl fast die Hälfte der Bevölkerung des französischen Sudans ausmacht und der ein selbständiges, kraftvolles Staatswesen bis 1861, also bis zum Auftreten des durch seine Kämpfe mit den Franzosen bekannt gewordenen El Hadsch Omar unter eigenen Königen mit dem Sitz in Sogu-Sikoro bildete. Nach Barbier-Montreil bestehen hier seit alters Geheimgesellschaften, die ihrer Form nach auf einer Mittelstufe zwischen unseren Freimaurerlogen und sozialistischen Wechselseitigkeits-Genossenschaften stehen und in rein wirtschaftliche und mehr politisch gefärbte Verbände geteilt werden können. Zu jenen sind in erster Linie die Ntomo zu rechnen, die im Sudan gemeinhin unter dem Namen Ntori Khefengo bekannt sind. Die Vereine, die es auch in gesonderten weiblichen Gliederungen gibt, nehmen ihre Mitglieder meist schon in der Jugend gegen eine Gebühr von etwa 20 Kauris auf und haben vor allem den Zweck, die Genossen mit reichlichen und billigen Lebensmitteln zu versorgen; zu dem Ende werden, meist am Ramadan, sogenannte Ntomos oder Tiegos abgehalten, das heißt festliche Sammlungen entweder am Tag oder in der Nacht, wobei verkleidete Personen als Anreißer ihre Possen treiben; die erbettelte Beute wird darauf verteilt oder auch sofort bei gemeinschaftlichen Schmausereien im Schatten einer als Vereinsheiligtum geweihten Akazie verehrt. Für die gereifteren Männer, manch-

Digitized by Google

mal ausschließlich für Junggesellen, bestehen „Flantons", Altersvereine, mit dem erweiterten Programm, den Mitgliedern nicht nur einen gesicherten Unterhalt zu verbürgen, sondern auch ihrer sonstigen häuslichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten sich anzunehmen, beispielsweise vorteilhafte Heiraten zu vermitteln; sie stehen unter Leitung eines Totingi und — gleichsam dessen Ordonnanz — eines Dialitigi, dem es insbesondere obliegt, die Aufrechterhaltung der heiligen Gebräuche, Ueberlieferungen, Statuten zu bewachen, welche die mystisch-religiöse Grundlage dieser sämtlichen Verbindungen bilden. Sie alle besitzen ihre besonderen Abzeichen und ihr Vereinssinnbild, den Ntomo-Wulu, ein fetischartig zugeschnittenes hohles Holzbild, daneben aber noch das Tonden, eine Sammlung von Geheimzeichen und -Worten, mittels deren die Verständigung zwischen den Mitgliedern erfolgt. Dieses Ritual ist nun besonders bei den politischen Verbänden, den Komos und Namas ausgebildet, die sich dem Schutz irgendeiner Gottheit unterstellen. Ihr Vorstand setzt sich meist aus den Notabeln des Orts oder des Kantons zusammen, den sie umfassen; ihr Zweck war ursprünglich scheinbar lediglich die Abwehr der den Sudan durchziehenden Räuberbanden, hat sich aber in der Gegenwart dahin erweitert, daß die Führer, findige, ehrgeizige und den Aberglauben der Neger ausnutzende Köpfe, den in ihre Hände gegebenen Einfluß dazu benutzen, um ihre Macht über die Eingeborenen immer weiter auszudehnen, Abgaben von ihnen zu erpressen und sich die Gerichtsbarkeit nach einer Art Fehme anzumaßen, deren Rückendeckung wiederum der organisierte Zusammenhang der Vereine durch planmäßig ausgebauten und auf kabalistische Zeichen begründeten Nachrichtendienst sowie gegenseitige Unterstützung bei allen Maßregeln zur Behauptung ihres Ansehens ist.

Le Barbier schließt seine Betrachtungen mit einem Ausblick auf die Bedeutung dieser Ringe von Geheimgesellschaften für die Machtstellung Frankreichs. Er meint, man könnte sie, im richtigen vergleichenden Gesichtswinkel geprüft, ohne weiteres den europäischen Syndikaten oder Trusts zur Seite stellen, da sie in Rücksicht auf die niedere Entwicklungsstufe der Negerstämme und deren geringe Bedürfnisse tatsächlich über die gleiche absolute Macht, und zwar nicht nur wirtschaftlich, sondern vor allem auch politisch verfügen. Dazu komme der offenbare Zusammenhang der ganzen Organisation mit der islamischen Bewegung. Montreil ist der Auffassung, viele der seltsamen exorzistischen Gebräuche, denen sich die Ntomos, Komos periodisch um der „Reinigung" willen unterwerfen, ebenso die Beschneidungssitten und das Possenspiel an den Sammeltagen wiesen unmittelbar auf mohammedanische Sitten hin und erschienen manchmal wie Parodien auf diese, jedenfalls hätten viele der Vereine durchaus muslimisch-kirchlichen Charakter und seien nichts als Werkzeuge der islamischen Propaganda, deren Umtriebe und Ränke den weißen Herren schon so viel zu schaffen gemacht hätten. Die Einseitigkeit und Unzulänglichkeit dieser Betrachtungsform des Problems fällt jedem, der es im Blickfeld nicht nur der westlichen, sondern der gesamten nordafrikanischen Verhältnisse betrachtet, sofort in die Augen.

Dem Europäer, der bemüht ist, das ägyptische Volksleben in den vom gewöhnlichen Fremdenherdstrom gemiedenen Eingeborenenvierteln Kairos kennen zu lernen, kann es an jedem Feiertag widerfahren, daß er urplötzlich in den engen Gassen von einem Haufen Bauern, Handwerkern, Krämern, Fabrikarbeitern, Bettlern überrannt wird, die in trunkener Begeisterung hinter einer Fahne herziehen und tanzend, springend, gestikulierend mit Trommeln, Handpauken, Pfeifen, Gongs jenen ohrbetäubenden Lärm vollführen, der im Orient das unveräußerliche Zubehör aller festlichen Erregungen und Massenkundgebungen ist. Man denkt an den Aufzug irgend einer Zunft, eines Vereins; in Wirklichkeit handelt es sich um eine „fromme Bruderschaft", die von der Moschee kommt und nach der geistlichen Erbauung weltlich-vergnüglichen Unterhaltungen zustrebt. Die ganze Schaustellung könnte man sich aber, mit dem nötigen Szenen-, Kulissen- und Kleiderwechsel, ohne weiteres nach Westafrika versetzt denken. Möglich, daß die „Ntomos", „Flantons", „Komos", „Namas", der Wurzel nach auf alte Negerbräuche zurückzuführen sind: in ihrer heutigen Gestalt erscheinen sie jedenfalls lediglich als Nachbildungen jener mohammedanischen halb weltlichen, halb geistlichen Bruderschaften mit ihrem Dhikr, ihrem mit Musik, Tanz, Selbstverwundung, Geißelungen, Wundertätereien verbundene Frömmigkeitsschaustellungen. Aber diese niederen Formen der islamischen Kirchenmacht im schwarzen Erdteil sind doch wiederum gleichsam nur der Sinterabsatz eines Stromes höherer geschichtlicher und noch heute sehr wirksamer Eroberungs- und Kulturkraft. Das arabisch-maurische Element, das seit dem elften Jahrhundert unter der Fahne des Propheten in auf- und abflutenden Vorstößen über die südlichen Randländer des Mittelmeeres sich ausbreitete, hat längst, bevor dort der Franzmann erschien, auf Grund seiner überlegenen körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte eine Aristokratie gebildet, der sich die minderwertigen Neger- und Mischvölker wie die Somalis, Tibbus, Haussas, Peuhls willig oder unwillig beugen mußten. Es hat aus dem wilden Gestein des urzuständlichen Horden- und Stammeslebens, das es in Afrika vorfand, die Fundamente großer Reiche unter der Herrschaft seines Priester- und Kriegeradels geschaffen. Gleichsam

Digitized by Google

als Turm- und Burgwall dieser einst stattlichen Feste ragt heute noch der Einfluß der islamischen Orden, deren Organisationsmittelpunkt Kairo und das Lager der Senussi ist und deren Einfluß von diesen Zentren aus sich über ganz Nord- und Mittelafrika bis zur Goldküste und Kongomündung ausbreitet. Die alte Ueberlieferung der Senegalesen nun, wie der afrikanischen Eingeborenen überhaupt, nach Art aller Naturvölker, Frau und Kinder mit sich auf den Kriegszug zu nehmen, bedingt im Zusammenhang mit der Flucht ganzer Stämme vor den Werbern unweigerlich die Zerrüttung der wirtschaftlichen Zustände, von Handel und Wandel in den ganzen schwarzen Rekrutierungsgebieten: meilenweit veröden Dörfer und Siedelungen, in Ländern, deren Gedeihen durchaus von sorgsamer Pflege der Arbeitskräfte abhängt, werden diese willkürlich vertrieben, entwurzelt, fremden Zwecken dienstbar gemacht; heute muß man im Pariser Kolonialministerium bereits selbst zugestehen, daß Jahre darüber vergehen würden, um wiederherzustellen, was die „Fernwirkungen der europäischen Geschütze" in Afrika zerstört haben. Es zeigt sich mit aller Schärfe, daß die ganze Praxis der französischen Regierung, ihre Schutzgebiete als Soldatenlieferanten zu betrachten, mit jeder gesunden Kolonialpolitik völlig unvereinbar ist. Sie erscheint nicht nur wirtschaftlich verderblich, sie streut auch allenthalben die Keime der Empörung gegen das Ansehen der Weißen unter die farbigen Massen, ballt sie gemeinbürgschaftlich zusammen, treibt sie auf unruhige Völkerwanderschaft, kurz, ist der Feind jedes stetigen Kulturfortschrittes und arbeitet im übrigen für immer weitere Erhöhung der Macht des Islams. Natürlich wird heute in der Pariser Presse sehr viel darüber geredet, wie das Mohammedanertum zu versöhnen sei und wie die schweren Fehler, die man sich in der ganzen Behandlung der koranglaubigen Untertanenschaft hat zuschulden kommen lassen, auszugleichen wären. Wer aber die erbeigentümliche Willkür der französischen Machthaber und Kolonisten kennt, wird auch hier sehr wenig Hoffnung auf Besserung der verfahrenen Zustände haben. Das Wesen der ganzen eigentümlichen Wetterbildung liegt vielmehr darin, daß, wenn vor fünfzig Jahren das Erwachen der ostasiatischen Nationen begann, zu den vielen Begleiterscheinungen der Weltkriegkrise zweifellos auch ein Körperschütteln, Aufbäumen und Gliederrecken der nordafrikanischen Völker gehören wird. Und dann mag die Zeit kommen, da sich in scharfem Licht und politisch wirksamer Form der natürliche Zusammenhang jener westafrikanischen „Negerlogen" mit der gesamten mohammedanischen Bewegung und Gährung im schwarzen Erdteil zeigt, da kraft des Gemeinbürgschaftsbewußtseins aller Bekenner des Propheten eine neue Flut jenes mittelalterlichen Wogengangs aufbrandet, als der Islam von Arabien über das Meer der Sahara bis zum Golf von Benin sich gebieterisch ausbreitet, und da Paris wie London und Rom es bitter bereuen werden, auf den Irrwegen der Ententediplomatie eine Politik getrieben zu haben, die sich gewissenlos über beschworene Verträge hinwegsetzte und willkürlich über muslimisches Ländergut ohne Rücksicht auf die Rechte des Kalifen und der eingeborenen Fürsten, verfügte und, nach Art des sinkenden Roms, Weltmacht-Herrentum mit den Söldlingen verachteter Barbarenvölker glaubte aufrecht erhalten zu können.

Tränkstelle in der Wüste.

Digitized by Google

WEST-ÖSTLICHE ANNÄHERUNG.

Von Dr. Erich Schairer.

Wohl sind die geistigen Fäden zwischen Abend- und Morgenland nie ganz abgerissen, seit die großen Völkerwanderungen verebbt sind und das Antlitz von Europa und Vorderasien feste Züge angenommen hat; es sind Einflüsse herüber- und hinübergeströmt, geistige und materielle Güter ausgetauscht, Einrichtungen und Anschauungen gegenseitig übernommen worden. Aber diese Wechselwirkungen sind nie übers Zufällige, Vereinzelte, Episodische hinausgekommen; sie haben nie zu einer Einheitlichkeit, zu einem wirklichen und tief wurzelnden Verstehen geführt. Was Europa und Orient einander im Laufe der Zeiten gegeben haben, ist Geschenk geblieben, aber nicht Eigengut geworden.

Das Denken des westlichen Geistes ist extensiv gerichtet. Es drängt nach außen, es kennt kein Beharren, es möchte die Welt gestalten: sein Ideal ist die Bewegung, die Tätigkeit. Anders der Geist des Ostens. Er ist intentiv geartet. Er sucht die Versenkung ins Innere, ihn fesselt das Beharrende, das Ewige, ihn beschäftigt die Gestaltung des Selbst. Der Orient schuf sich das Ideal der Ruhe und das des Leidens. Darum ist er die Wiege der Religionen.

Nun hat es die weltgeschichtliche Fügung und der Zwang geopolitischer Notwendigkeiten bewirkt, daß Deutschland und die Türkei, die Vormächte und staatlichen Repräsentanten des Abend- und Morgenlandes, sich in politischer und militärischer Bundesgenossenschaft aneinander geschlossen haben. Und es sieht so aus, als ob auf beiden Seiten auf Grund dieser zunächst rein äußerlichen und für den besonderen Zweck geschaffenen Verbindung der Wille entsteht, sich in der gegenseitigen Wesensverschiedenheit auch innerlich zu suchen, zu verstehen und, wenn möglich, aneinander anzugleichen. Ohne Zweifel würde eine Ueberbrückung des Gegensatzes zwischen abendländischem und morgenländischem Geist, wenn sie erfolgen könnte, auch ihrerseits wieder zur Festigung und Vertiefung der politischen Beziehungen führen. Aber nicht diese gewissermaßen automatische Folgeerscheinung einer derartigen Annäherung, sondern ihre Möglichkeit, Notwendigkeit und unmittelbare Wirkung an sich soll uns hier beschäftigen.

Hierbei soll von vornherein der Irrtum ausgeschieden werden, daß der Osten lediglich der Nehmende und Lernende, der Westen dagegen der aus der Fülle seiner „Errungenschaften" Spendende sei. Nicht um solch einseitiges Verhältnis kann es sich handeln. Wenn eine Annäherung zwischen Abend- und Morgenland kommen soll, die beiden Teilen zum Segen bestimmt ist, so müssen beide geben und nehmen. Denn beide leiden an einer Unausgeglichenheit im Innern; beide haben ein Zuwenig und ein Zuviel. Europa hat bei der Rationalisierung und Mechanisierung des Daseins die Ausbildung der inneren Kräfte des Menschen vernachlässigt, es hat das Wachstum der Seele verkümmern lassen. Der Orient aber hat zu viel in sich hineingeträumt und den äußeren Bedingungen des Lebens zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, woraus sich bei all seinem inneren Reichtum eine gefährliche Schwäche seiner politischen und wirtschaftlichen Existenz ergeben hat.

Die Staatsmänner der neuen Türkei haben einen klaren Blick für den Mangel, unter dem der Orient leidet. Sie wissen, daß es gilt, den gewaltigen Vorsprung einzuholen, der die westlichen Staaten reich, stark und mächtig gemacht hat; sonst wird der Orient sich auf die Dauer im politischen Daseinskampf nicht behaupten können. Mit einem ungeheuren Enthusiasmus greifen sie nach den wissenschaftlichen und technischen Methoden, aus denen die wirtschaftliche Blüte des Abendlandes entsprossen ist. Fast keine Woche vergeht, ohne daß man von durchgreifenden Reformen, neuen Gesetzen, jungen Wirtschaftsgründungen erfährt. Ein gewaltiger Zug nüchternen Arbeitens scheint durch die Gefilde des Orients zu brausen und seine Völker aus ihrer Beschaulichkeit aufzurütteln. Ueberall sind dabei die deutschen Vorbilder wirksam, sind die deutschen Lehrmeister am Werke, die man entschlossen und vertrauensvoll gerufen hat, damit sie Verfallenes aufbauen, Vernachlässigtes erneuern, schlummernde Kräfte wecken. Nichts steht offenbar so fest wie die Ueberzeugung des neuen Orients von der Notwenkeit, das westliche Ideal der Tätigkeit zu erfassen und ihm eine Stätte zu geben.

Man wird nicht daran zweifeln dürfen, daß den Führern der Türkei auch die Schwierigkeiten des Werkes bekannt sind. Wo bis heute nicht gesät ist, kann nicht morgen schon geerntet werden. Ein schwacher und blutarmer Körper kann nicht

Digitized by Google

über Nacht dasselbe leisten, wie ein von Gesundheit strotzender, und ein ungeübter Geist ist nicht fähig, plötzlich verwickelte Exempel zu lösen. Mit anderen Worten: die Menschenarmut und die Kapitalarmut des Orients auf der einen, die vernachlässigte Schulbildung seiner Bewohner auf der anderen Seite sind ungeheure Hindernisse einer raschen Entwicklung zu staatlicher Macht und Größe nach europäischem Muster. Ihre Beseitigung ist die wichtigste und dringendste Aufgabe. Bevölkerungspolitik, Wirtschaftspolitik, Schulpolitik sind die drei Forderungen, die noch auf lange über dem Wege der neuen Türkei geschrieben stehen. Man kann das Problem des Orients in gedrängter Kürze vielleicht in dem Satz zusammenfassen: Der Orient braucht Menschen, die arbeiten. Um diesen Pol dreht sich alles, von diesem Muß und seiner Verwirklichung hängt alles ab.

Aus diesem Grundgedanken leitet sich für die praktische türkische Wirtschaftspolitik die wichtige einschränkende Regel ab: daß es nicht angeht, westliche Vorbilder ohne weiteres herüberzunehmen und nachzuahmen. Eine Verpflanzung namentlich industriepolitischer Erscheinungen aus Deutschland nach der Türkei ist vorläufig ganz ausgeschlossen. Ein gewisser Enthusiasmus in der Türkei scheint gerade die bewunderte industrielle Entwicklung Deutschlands möglichst rasch auch daheim züchten zu wollen. Es wäre grundverkehrt, auf diese Weise den Bau beim Dache anzufangen. Selbst bei uns hat der Krieg die Gefahren der Industrialisierung auf Kosten der Landwirtschaft deutlich werden lassen; wie viel mehr gilt dies für die Türkei, deren Wirtschaft noch auf lange hinaus vorwiegend Landwirtschaft bleiben muß, wenn sie gesund werden und bleiben will.

Güter der Seele sind es gewesen, die wir im Westen für unsere Entwicklung zu wirtschaftlicher Macht daran gegeben haben. Während wir reich und klug zu allem äußeren Werk geworden sind, ist es in unserem Innern kalt geworden. Das ist unser Mangel. Und doppelt schmerzlich wäre es, nämlich auch für uns, das Abendland, wenn die neue Zeit nun auch im Orient all das zerbrechen würde, was sich so deutlich fühlen und erleben und so schwer in Worte kleiden läßt. Heißen wir es Glauben oder Leben in Gott. Das ist der Vorsprung des Orients vor dem „kultivierten" Westen, den Else Marquardsen in ihrem Büchlein „die Seele des Osmanen" so trefflich geschildert hat. Das ist das Gebiet, wo wir Europäer die Nehmenden, die dankbar Lernenden werden müssen; auf dem der Orient uns zehnfach vergelten könnte, was wir ihm zu geben haben. Und dann erst werden wir den Orient und den Orientalen verstehen lernen und wird der Orientale uns innerlich näher kommen können, wenn es uns gelungen ist, ihm über diese Kluft hinüber die Hand zu reichen. Denn, um mit Else Marquardsen zu reden, dies ist der „fundamentale Unterschied zwischen Orient und Okzident: im Orient lebt man mit Gott und für Gott den ganzen Alltag lang, den das Leben bringt, und kennt darum überhaupt den grauen Alltagsbegriff nicht; im Okzident setzt man den Sonntag für den Verkehr mit Gott fest und zerstört sich dadurch den Begriff des Feiertags überhaupt. . . . Der Mohammedaner vermag nicht, wie es dem Christen so leicht gelingt, seine Religion von seinem täglichen Leben zu trennen." Sie spricht von der Gottesnähe oder Himmelsnähe des Orientalen und leitet daraus alle die großen und guten Eigenschaften seines Wesens ab, alle die Fähigkeiten, die es ihm ermöglichen, glücklich, zufrieden und ruhig-stolz auch inmitten der widrigsten und peinlichsten äußeren Umstände zu leben.

Es wäre vielleicht das Größte und Schönste, unausdenkbar in seinen Folgen für die Zukunft unseres abendländischen Daseins, wenn der Westen durch die jetzige engere Berührung mit den Ländern des Sonnenaufganges seine Seele wiederfinden würde, die er verloren hat und die ihm nach einem Bibelwort der Gewinn der ganzen Welt nicht ersetzen kann.

Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß das Licht aus dem Osten von neuem hereinleuchten wird in den Westen, hinweg über alle Ueberhebung und Verstocktheit, hinweg über die Verschiedenheiten der Bekenntnisse. Oestliches und westliches Lebensideal, Geist der Tätigkeit und des ruhenden Schauens, Arbeit und Glaube sind keine Gegensätze, die sich ausschließen müssen, sondern die einander zur Harmonie zu ergänzen bestimmt sind. Entweder geht der Weg für beide Teile brüderlich aufwärts, einer wirklichen Erneuerung entgegen, — oder wird auch der Orient hineingerissen werden in den tosenden Strudel, in die eintönige Wüste der Mechanisierung, deren Lärm bei uns alle zarten und edlen Melodien der Seele übertönt.

Digitized by Google

DAMPF, KOHLE, RAUCH, BENZIN.

Von Dschelal Nuri*).

Wie ich sie liebe, diese Gerüche! In welches Entzücken gerate ich sogar über den Benzingestank, der den Autos entströmt! Ich ziehe solche Düfte allen erlesenen Wohlgerüchen vor, mit denen sich eine Schöne einreibt, und allen köstlichen Parfüms, die einst die byzantinische Kaiserin Theodora herzustellen wußte. Auch der Geruch von Dampferrauch, Kohlenstaub und Maschinen, der den Neubauten entströmende Geruch von Kalk und Zement machen mich überglücklich. Wenn ich diese alle den duftenden Locken einer entzückenden Geliebten vorziehe, so habe ich dazu ein unbedingtes Recht.

Sie alle nämlich verraten große Energie und Lebenskraft, sie erschüttern die Welt und erwecken die Menschheit zum Leben. Es ist der Geruch der Arbeit und der Tat, es ist der wohltuende Duft der Zivilisation!

Stundenlang bin ich im Hamburger Hafen herumgewandert und habe alle diese Gerüche eingesogen. Ein Hafen, groß wie die Welt! Und dabei ist es nicht einmal ein Seehafen, vielmehr ist dieser mächtige Hafen durch Menschenhand mit nie ermattendem Arbeitsfleiß durch die Verbreiterung des Elbstromes geschaffen worden. Es ist Europas größter Hafen. So viel es Soldaten in einer Armee gibt, so viel findet man in diesem Hafen an Dampfern, Ueberseeschiffen, Segelschiffen, Booten, Schleppdampfern und Prähmen. Jeder der fünf Erdteile hat Beziehungen hierher; Menschen und Schiffe von überall findet man in diesem majestätischen Hafen. Auf einer Seite werden auf den Werften Dampfer ausgebessert und neu gebaut. Welch arbeitsfreudiges Treiben, welch ein wimmelndes Leben im Dienste der Kultur! Man denkt an das Gedränge am Auferstehungstage! Vier- und fünfmastige gewaltige Segelschiffe voll Salpeter bringen Bodenerzeugnisse aus Südamerika und von den Gestaden des großen Ozeans. Sie vermehren damit die Fruchtbarkeit Europas. Kleine Schlepper drängen sich im Hafen, als ob sie mit einander um die Wette führen. Die Luft ist frisch, für uns Orientalen sogar recht kalt. Trotzdem arbeiten die Arbeiter hier halbnackt wie die Rasenden. Unaufhörlich sind sie beschäftigt. In der Hand halten sie irgend eine Kleinigkeit zum Essen und arbeiten dabei immer mit rüstigem Eifer darauf los. Der Hamburger Hafen gleicht einer Weltkarte. Dort wehen die Flaggen aller nur denkbaren Länder. Die Schwimmdocks, die Trockendocks, und in beiden Welten berühmte und hochgeachtete Betriebe wie die Vulkanwerfte arbeiten in aller Stille.

Ach, du köstlicher Kohlenstaub und Dampfgeruch! Wann wird mir das Glück beschieden sein, dich in Stambul und den anderen altgeheiligten Gebieten meines Vaterlandes zu genießen! Werden wir es in unserem armen Vaterlande wenigstens einmal so weit bringen, daß wir ein Schiff selbst ausbessern können? Wenn ich im Dock die nach den orientalischen Gewässern fahrenden Dampfer der deutschen Levante-Linie sehe, deren türkische Namen Leuten vom Bosporus, wie mir, so wohlvertraut sind, dann klopft laut mein Herz. Da lese ich: Haidar Pascha, Derindsche, Istambul! Diese Dampfer sind voll besetzt von Jeniköj abgefahren. Nachdem sie dann ein Weilchen am Kai des Konstantinopler Residenzschlosses sich von den Wellen haben bespülen lassen, zogen sie durch das Marmarameer, durch das Mittelmeer und an Gibraltar vorbei durch den Kanal und die Nordsee, um endlich hier in den Hafen einzulaufen. Heil euch, ihr zuverlässigsten Förderer der Beziehungen zwischen den Nationen und des Weltfriedens! Heil euch, ihr unermüdlichen und tapferen Seeleute der nördlichen Meere!

Der Hafen zieht sich stundenweit hin. Die bloße Beschreibung dieses wundervollen Hafens ist eine wahre Arbeit. Die Masten bilden einen richtigen herrlichen Wald. Das sechsmastige Ueberseeschiff „Präsident Lincoln" liegt bereit, um auf das Weltmeer hinauszufahren und nimmt gerade Kohlen ein. Ebenso versieht sich der Schiffskoloß „Viktoria Luise", auf dem ich morgen abfahren werde, mit dem nötigen Proviant. Es ist tatsächlich wie am Auferstehungstag, ein fabelhaftes Leben und Treiben im Dienste der Kultur. Die Dampferpfeifen klingen mir in die Ohren wie eine Stimme, die die Welt zu neuem Leben weckt.

Was ist das für ein herzerfreuender Geruch! Ich wiederhole es noch einmal: ich ziehe diesen

*) Aus der 1913 verfaßten Reisebeschreibung „Kutb musabibleri" (Die Nordpolfahrer) dieses hervorragenden türkischen Schriftstellers und Publizisten.

Digitized by Google

mineralischen Duft, diesen köstlichen Geruch und Dampf den auserlesensten Wohlgerüchen Indiens und Persiens, den berühmtesten Salben vor, die man im Rosenlande herstellt. Ja, ich gehe noch weiter: tausendmal höher schätze ich ihn als den Duft einer Geliebten mit dem zärtlichsten Vollmondantlitz, die sich in Sehnsucht verzehrt. Und ich möchte, daß auch mein Volk sich etwas mit diesem Geruch von Kohle, Dampf, Oel und Petroleum anfreunde und wie dieses deutsche Volk im Vertrauen auf die Kraft seines Armes die ihm gebührende Rolle in der Welt spiele!

* * *

Der Deutsche hat Charakter. Er geht nicht ab von seiner verständigen, derben, allem Extremen abholden Lebensführung. Sein Charakter und sein Naturell haben nur einen einzigen Gesichtspunkt. Von diesem Gesichtspunkte, der wie ein nie irrender Kompaß immer nach einer und derselben Richtung weist, blickt jeder Deutsche in die Welt. Meine Ansicht ist: wenn Deutschland im selben Maßstabe wie jetzt sich weiterentwickelt, wird dann nach zehn oder fünfzehn Jahren (ich wiederhole es in Ziffern: 10—15 Jahren) für irgendeine andere Rasse, als die germanische, noch Platz zu Uebergewicht und Vorherrschaft übrig sein? Mit Frankreich geht es von Tag zu Tag weiter abwärts, England steht vor dem Verfall, da es stillsteht, Rußland kann noch nicht das Barbarenfell abstreifen: Deutschland dagegen, in stolzem Vertrauen auf die seiner Rasse eigene Fähigkeit, ist im Aufsteigen begriffen: immer rascher vermehrt es sich, immer höher steigt es empor!

Uebersetzt von Dr. O. Hachtmann.

Konstantinopel und der Bosporus.

Digitized by Google

DIE ARBEIT DER ARABER IN OST- UND MITTELAFRIKA.

Von Emil Zimmermann.

Es war etwa um 1800, daß Swetu I., Sultan von Uniamwezi, zwei Elefantenjäger namens Mparongombe und Ngogome zu den Küstenarabern sandte und sie einlud, wieder in das Reich der Wanyamwezi zu kommen. Uniamwezi (Mondland) ist die große Hochebene in Deutschostafrika südlich des Viktoriasees mit der heutigen Hauptstadt Tabora; die Sagen der Bewohner dieses Landes, der Wanyamwezi, wissen zu erzählen, daß Uniamwezi um 1700 herum oder noch früher ein mächtiges Reich gewesen sei, das einem gewaltigen Herrscher gehorcht und sich bis zum Viktoriasee und nahezu zum Tanganjikasee erstreckt hätte. Große Karawanen gingen zur Küste. Die Wanyamwezi waren damals schon sehr wanderlustig und besorgten den Güteraustausch zwischen den Kongoländern und den Häfen des Indischen Ozeans. Nach dem Tode des großen Königs, der sich der Sage nach in einen Mangobaum verwandelte, um seinem Volke dauernd Segen zu bringen (die Hochebene bei Tabora ist besonders reich mit den schönen, rundkronigen Mangobäumen gesegnet), verfiel das Reich in zahlreiche Häuptlingschaften. Damit hörte der Karawanenverkehr zur Küste auf. Erst dem Sultan Swetu I. gelang es Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wieder einen größeren Teil des Uniamwezi-Landes in seiner Hand zu vereinigen, und von diesem Zeitpunkt ab beginnt eine über acht Jahrzehnte sich erstreckende Zusammenarbeit der Araber mit den Wanyamwezi, welche zur Ausdehnung der Araberherrschaft bis weit ins Kongobecken führte.

Was die Araber in dieser Zeit geleistet haben, ist in Europa nie recht zur Würdigung gekommen. Ihre Arbeit für die wirtschaftliche und Verkehrsentwicklung in Afrika und die Kenntnis davon wurde durch die Agitation gegen den Sklavenhandel völlig in den Hintergrund gedrängt.

Die Ausbreitung der weißen Nation in Afrika erfolgte unter der Flagge der Sentimentalität. Besonders in Brüssel und in England wurde ganz gewaltig gegen den Sklavenhandel gedonnert. Und da die Europäer beim Eindringen in das mittlere Stück des schwarzen Erdteils überall auf Araber stießen, war es nur natürlich, daß sie vorzugsweise die schlechten Seiten ihrer Gegner sahen, weniger ihre guten. Auch die deutsche Kolonialbewegung stand zu Anfang unter dem Zeichen der Araberfeindschaft, auch wir hatten unser Antisklaverei-Komitee. Aber von allen in Afrika kolonisierenden europäischen Nationen waren wir Deutschen doch die ersten, welche die großen Vorzüge der arabischen Erziehung der afrikanischen Eingeborenen anerkannt haben und die Bedeutung der arabischen Einflüsse auf Wirtschafts- und Geistesleben in Mittel- und Ostafrika.

Sklaverei und Sklavenhandel sowie Sklavenjagden sind freilich mit der arabischen Herrschaft in Afrika verbunden gewesen, aber daß dies System neben argen Auswüchsen auch seine guten Seiten gehabt hat, beweist die Tatsache, daß die deutsche Verwaltung in Ostafrika sich bis in die jüngste Zeit nicht hatte entschließen können, die Sklaverei mit einem Schlage aufzuheben. Den Sklaven war damit gar nicht gedient, daß sie frei wurden. Ihr Herr ernährte sie, sorgte für sie in Krankheit; dem freien Neger ging es in Ostafrika im allgemeinen schlechter als dem Sklaven.

Die Sklaverei zur Araberzeit entsprang ähnlichen wirtschaftlichen Ursachen wie der von deutschen Pflanzern geforderte Arbeitszwang der Neger. Die ostafrikanische Küste ist wohl immer verhältnismäßig schwach bevölkert gewesen. Wie unter deutscher Verwaltung, entstanden aber auch zur Araberzeit gerade an der Küste die meisten Pflanzungen, und ihr Arbeiterbedarf wurde durch Zwangsanwerbung im Innern gedeckt. Wie der deutsche Pflanzer seine Arbeiteranwerber ausschickte, welche die Neger durch Ueberredung veranlaßten, auf zwei Jahre als Arbeiter zur Küste zu gehen, so kannte auch das Arabertum diese Art der Gewinnung von Plantagenarbeitern. Nur daß die arabischen Werber Gewalt anwandten, wenn die Neger nicht gutwillig mitgingen und wer einmal an der Küste war, kehrte nicht mehr in die Heimat zurück. Das Zusammentreiben der Sklaven geschah oft auf grausame Art, waren die Sklaven aber erst einmal an der Küste, und bei ihrem Herrn, dann hatten sie gute Behandlung und Verpflegung und waren mit ihrem Los zufrieden.

An der Küste entstanden Pflanzungen von Zuckerrohr, Kokospalmen, Reis. Diese Kulturen und andere breiteten sich mit den Arabern weit

Digitized by Google

ins Innere des afrikanischen Weltteils aus. Der starke Reisanbau im Lomami-Gebiet im belgischen Kongo ist durch die Araber ins Land gekommen. Sie haben die Kultur der Oelpalme im belgischen Kongo (im Manyemagebiet) verbreitet und diese Pflanze von da nach Udjidji und dem Nordende des Tanganjikasees gebracht. Die Baumwolle ist vor dem 14. Jahrhundert durch persische Kolonisten (die Schirasi) nach Ostafrika gebracht worden. Von dort hat sie sich mit der Kunst des Webens ins Innere verbreitet. Aus Arabien (Maskat) stammt der Maskatesel.

Wir wollen nun zunächst die Geschichte der arabischen Ausdehnung in Ostafrika nach 1800 verfolgen. Etwa 1820 siedelten sich auf Einladung des Sultans Swetu I. die ersten Araber wieder dauernd in Tabora an, wo sie sehr schnell zu großem Einfluß gelangten. Der Araber Iuma bin Rajab hatte um 1830 eine so mächtige Stellung, daß er den Mwuza, den Großvater des bekannten Häuptlings Mirambo, zum Sultan über Ujva einsetzen konnte. Der Sohn Iuma bin Rajabs, der Araber Mohammed, heiratete 1835 die Tochter Karunde des Sultans Fundikira von Unjamjembe. Dieser Mohammed war der Vater Tippu Tibs, des bedeutendsten ostafrikanischen Arabers.

Die afrikanischen Interessen des Araberstaates Oman waren um 1840 so groß geworden, daß in diesem Jahre der Sultan Seyid Said seine Residenz nach Zanzibar verlegte. In Tabora setzte er einen arabischen Gouverneur ein. Araber waren um jene Zeit bis nach Udjidji vorgedrungen, und wenig später überschritten sie den Tanganjikasee. Von Tabora führte eine arabische Handelsstraße zum Südende des Viktoriasees. 1852 war das Nordufer des Sees erreicht. Englische Forscher fanden damals Araber beim Könige von Unganda, Ssunna II. Etwa 1850 gelangten arabische Karawanen zum Nyassasee und drangen von dort weiter vor zum Bangwels- und Merusee. Beim Tode des Sultans Seyid Said (1856) war das afrikanische Reich so wichtig geworden, daß eine Teilung stattfand. Von den beiden Söhnen des Verstorbenen übernahm Seyid Thuem das Reich Oman, Seyid Madjid aber das Sultanat Zanzibar mit seinen festländischen Besitzungen, das nun selbständig wurde.

Um diese Zeit kam der schon erwähnte Araber Hamid bin Mohammed hoch, besser bekannt unter dem Namen Tippu Tib. Er wurde 1837 oder 1838 in Zanzibar geboren und verlebte dort seine erste Kindheit. Nach Reisen mit dem Vater auf den Kontinent, machte er sich 1855 selbständig und unternahm elf Jahre lang von Zanzibar aus kleinere Reisen. Die erste große Unternehmung, die Tippu Tib unter vielen Kämpfen bis zum Merusee führte, dauerte von 1866 bis 1868 und hatte großen Erfolg. Durch diese kühne Unternehmung war Tippu Tib eine Persönlichkeit geworden, mit der auch der Sultan zu rechnen begann, und bald kam der Tag, da er im Interesse der hohen Politik des Sultanats seine Kräfte einsetzen sollte.

Sultan Seyid Madjid sah die arabische Macht auf dem Festlande rasch um sich greifen. Im Jahre 1868 hatte der Halbblutaraber Muini Dugumbi die Stadt Nyangwe am Lualaba gegründet. Die Etappenstation Kambambare wurde angelegt. Dort fand Livingstone 1869 Udjidji-Leute mit 500 Gewehren. Der Gedanke, die arabische Macht westlich des Tanganjikasees fest zu begründen, schlug beim Sultan fest Wurzel, und wer schien dazu mehr geeignet als Tippu Tib, der ruhmgekrönt vom Merusee zurückgekehrt war? Tippu Tib sagt selber, daß der Sultan großes Interesse an seiner neuen Reise nahm, die er etwa Ende 1868 antrat. Seyid Madjid bemühte sich persönlich darum, daß der Großkaufmann Tarja Topan, der beim Sultan die Stelle eines ersten Rates einnahm, dem kühnen Reisenden einen Kredit von 50000 Dollar einräumte. Weiter verrät Tippu Tib nichts. Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß er den Auftrag erhalten hat, die Gebiete um den Merusee und weiter nach Osten hin dem Sultan von Zanzibar zu unterwerfen.

Tippu Tib traf für die große Unternehmung großartige Vorkehrungen: Er kaufte u. a. nicht weniger als 300 Zentner Pulver an. Dieser Pulvermenge wegen mußte er vor der Abreise noch ins Gefängnis wandern. Auf Veranlassung des englischen Generalkonsuls war während der Abwesenheit Tippu Tibs ein Gesetz herausgekommen, das die Lagerung von Pulvervorräten in der Stadt verbot. Tippu Tib wußte davon nichts und lagerte seine 300 Zentner Pulver bei seinem Hause in der Nähe des englischen Generalkonsulats ein. Er wurde in Haft genommen, bald aber entlassen und marschierte ab. Einen längeren Aufenthalt in Tabora verursachte der Kampf der Araber mit den räuberischen Wangoni. Tippu Tib drängte auf energisches Vorgehen, konnte aber die Tabora-Araber nicht mitreißen, bei denen es immer Parteistreitigkeiten gab. Von Tabora ging unser Held nach Ugalla, dessen Sultan er bekriegte und unterwarf. Ueber Ufipa erreichte er Itahua. Getreu seinem Grundsatz, keinen Gegner im Rücken zu lassen, griff Tippu Tib das Reich Kazembes am Merusee an, das nach monatelangen Kämpfen völlig unterworfen wurde. Der Sieger schlug seine Residenz in Mpweto am Nordende des Merusees auf. Das Gerücht seiner Taten flog vor ihm her und verbreitete Schrecken und Bestürzung. Die Sultane Kasongo von Urua und Mschiri von Nordkatanga sandten Botschaften an den gefürchteten Araber, die ihm Elefantenzähne als Tribut überbrachten. Mschiri lud ihn zu wiederholten Malen ein, zu ihm zu kommen. Tippu Tib entsandte dann

Digitized by Google

auch einen Unterführer mit 30 Gewehren zu Mschiri. Er selber wandte sich von Pweto nach Nordwesten und traf in Kasongos Residenz den Araber Dschumah mit dem Beinamen Merikani, den später auch Cameron und Wißmann kennen lernten. Cameron schildert ihn als sehr liebenswürdigen Menschen, der ihm mit Rat und Tat in weitgehendster Weise zur Hand ging. Zurzeit Wißmanns aber hatte Merikani sich dem Trunke ergeben und litt an Elefantiasis. Tippu Tib lud Dschumah ein, ihn zu begleiten; dieser aber lehnte ab. Tippu Tib zog allein weiter. Er brach in das Reich Utetera (Batelela)) ein. Nach zahlreichen Kämpfen erkannten ihn alle umwohnenden Stämme als Sultan an. Von allen Seiten ergossen sich Elfenbein und Sklaven nach seinem Sultanssitz am Lomami. Tippu Tib herrschte nun gewissermaßen als Statthalter des Sultans von Zanzibar im Lualaba-Lomami-Gebiet. Die europäischen Reisenden Cameron (1874) und Stanley (1876) erbaten und erhielten seine Unterstützung. Erst 1880 marschierte der Mächtige mit einer Riesenkarawane zur Küste zurück. Auf diesem Marsche lernte er auch den deutschen Afrikareisenden Wißmann kennen. Am 21. November 1882 kam Tippu Tib in Zanzibar an, wo er mit hohen Ehren empfangen wurde.

Damals hatte die Araberherrschaft in Ost- und Mittelafrika ihren Höhepunkt erreicht. Mit dem gefürchteten Sultan Mirambo in Uniamwezi war Tippu Tib verbündet. Der Weg von Bagamojo bis nach Kasongo und Nyangwe am Kongo war gesichert. Die Wasser des Tanganjikasees bespülten von den Arabern abhängige Länder. Oestlich des Sees erstreckte sich das arabische Gebiet nach Norden bis Aruwimi und nach Basoko, nach Westen bis zum Lomami und Sankuru-Kasai, nach Süden bis zum Bangwelosee und zu den Quellen des Lualaba und Sankuru. Aber schon wurde von allen Seiten an dieser Herrschaft gerüttelt, und Tippu Tib erlebte noch ihren Sturz. Er versuchte, mit den Belgiern in Frieden auszukommen. Als Stanley ihm 1886 das Angebot machte, ihn für den Kongostaat als Wali (Gouverneur) der Stanleyfälle gegen ein Gehalt von 600 Pfund anzustellen, griff er zu. Er blieb bis 1889 in dieser Stellung. Stanley richtete dann aber die heftigsten Anklagen gegen ihn und verklagte ihn beim Konsulargericht in Zanzibar auf Zahlung von 10 600 englischen Pfund. Tippu Tib hatte die Genugtuung, die völlige Abweisung der Stanleyschen Klage zu erleben, aber er hatte vom Kongostaat und Stanley genug. Seit 1891 lebte er in Zanzibar, wo er am 14. Juni 1905 starb.

Die großen politischen Pläne der Araber in Afrika hatten sich nicht erfüllt. Ihre Herrschaft hatte den innerafrikanischen Gebieten — namentlich im belgischen Kongo — große Nachteile gebracht, aber ohne Zweifel sind die Araber auch noch im neunzehnten Jahrhundert bedeutende Kulturträger gewesen. Sie überzogen die weiten Gebiete Ostafrikas bis zum Kongo mit Karawanenstraßen, legten Stationen an, verbreiteten den Anbau von Kulturpflanzen und haben große Teile der ost- und mittelafrikanischen Bevölkerung auf eine höhere Kulturstufe gebracht. Wer im belgischen Kongo von Westen her nach der Gegend von Stanleyville und nach dem oberen Kongoflusse kommt, kann den Unterschied mit Händen greifen.

Digitized by Google

BOSNIENS KUNSTGEWERBLICHES ERBE DER TÜRKEN.

Von Rifat Gozdović Pascha.

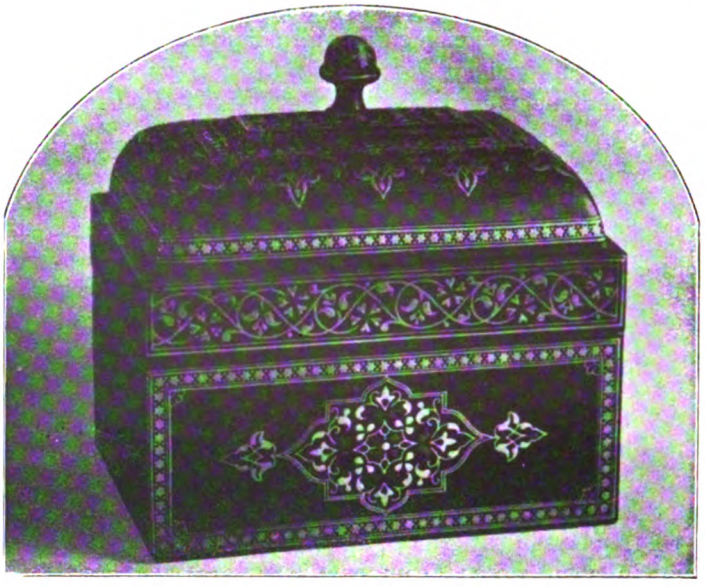
Ueber Ursprung und Entwicklungsgeschichte der altbosnischen Kunst fehlen verläßliche Angaben, doch läßt sich auf den ersten Blick ihre türkische Herkunft unzweifelhaft erkennen, wenn sie auch ein besonderes, den Kunsterzeugnissen der übrigen orientalischen Länder abweichendes Gepräge trägt, weil sich bei dem ehemaligen regen Handelsverkehr jenes Gebietes mit Ragusa und Venedig auch italienischer Einfluß geltend gemacht hat. So hat sich auf bosnisch-slawischem Boden sowohl im Kunstgewerbe, als auch in der Hausindustrie ein eigenartiger Charakter ausgebildet, der ihren Produkten dadurch erhalten geblieben ist, daß Bosnien und die Herzegowina nach der Eroberung durch die Türkei in eine vollkommene Abgeschlossenheit gerieten.

Solange Ruhe und Wohlstand in diesen Ländern herrschten, blühten auch die verschiedenen Kunsttechniken. Die Reichen und Mächtigen des Landes, die großen Wert darauf legten, mit den schönsten Arbeiten der heimischen Meister ihre Paläste und Burgen zu schmücken, förderten auf jede Art die künstlerische Schaffenskraft. Weibliche Künstler erfreuten sich des Schutzes vornehmer Frauen. Spätere langwierige Unruhen jedoch und der materielle Niedergang, den sie im Gefolge hatten, wirkten natürlich schädigend auf die Kunsterzeugung ein und schließlich wurden nur noch die einfachsten Gebrauchsartikel geschaffen, bei denen sich wohl noch Spuren schöner Ornamentik und alter guter Formbildung mit schlechtem Material oder plumpen Zutaten vereinigten, was viel dazu beigetragen hat, daß über das Wesen des bosnisch-herzegowinisch-türkischen Kunstfleißes noch vor einigen Jahrzehnten wenig vorteilhafte Anschauungen vorhanden waren.

Nach der Uebernahme der Verwaltung Bosniens und der Herzegowina durch die österreichisch-ungarische Monarchie fand es die neue Regierung vom allgemeinen künstlerischen Standpunkte, wie auch im materiellen Interesse des Landes für geboten, die alten, einheimischen Kunsthandwerke neu zu beleben. Hierbei waren zwei Gesichtspunkte maßgebend: erstens sollten die schönsten über-

Digitized by Google

lieferten Formen der alten Kunsttechnik in früherer Reinheit wieder hergestellt, dann aber sollte auch tadelloses Material verwendet werden. Außerdem wurde berücksichtigt, daß den Erzeugnissen nur dann größerer Absatz gesichert werden konnte, wenn man Gebrauchs- und Luxusgegenstände für die Bedürfnisse des europäischen Kulturlebens schuf. Namhafte Kunstsachverständige bereisten das Land und besichtigten und prüften die spärlich vorhandenen Arbeiten einzelner muslimischer Meister, machten Bestellungen bei ehemaligen Kunsthandwerkern, die infolge der mißlichen materiellen Verhältnisse ihren Beruf schon aufgegeben hatten, und bereiteten so die Wiederherstellung des bosnischen Kunsthandwerks vor.



Die Studien erstreckten sich auf folgende Gruppen: Einlegearbeit auf Holz und Metall, Treiben und Gravieren, Teppichweberei, Stickerei und Bezweberei.

Die Einlegearbeit auf Holz, die sich durch große Feinheit der Ausführung und außerordentlichen Reichtum an origineller Ornamentik auszeichnete, wies damals immer noch eine ansehnliche Anzahl von tüchtigen Vertretern im Lande auf. Drei Abstufungen waren vorhanden: erstens Arbeiten von ungemein zarter Ornamentik, dann solche mit starken Linien und einfachen Ornamente und endlich eine Verbindung dieser beiden Techniken. Nach den Städten, in denen die Hauptvertreter dieser drei Gattungen lebten, wurden sie Sarajewoer, Liwnoer und Fotschaer Arbeiten genannt. Nicht so günstig stand es mit dem Tauschieren, d. h. mit der Arbeit der Gold- und Silbereinlage auf schwarzen Stahl. Nur ein einziger wirklicher Künstler im Tauschieren, ein Mann namens Mustafa Letitsch, wurde damals in Fotscha entdeckt. Der hochbetagte Meister hatte bereits die Ausübung seines Kunsthandwerks aufgegeben und befaßte sich mit der Bewirtschaftung seiner kleinen Besitzung. Als man ihn aufforderte, den winzigen Hammer und den Gold- und Silberdraht wieder zur Hand zu nehmen, meinte er, die Zeiten seiner Kunst wären schon vorbei. Mit vieler Mühe und ansehnlichem Geldopfer ließ er sich schließlich bestimmen, zwei Schüler, aber nicht mehr, im Tauschieren zu unterrichten. Schon ein Jahr darauf wurde der alte Mann durch den Tod abberufen. Durch ihn ist die Tauschierkunst dem neuzeitlichen Bosnien erhalten geblieben.

Treibe- und Gravierarbeiten wurden in Bosnien von jeher zum größten Teil auf Gegenstände des täglichen Gebrauches angewendet, so daß man stets viele Vertreter dieser Industriezweige im Lande fand, und der Verfall dieser Kunst lieferte wohl den deutlichsten Beweis für die allgemeine Verarmung der Bevölkerung. Wiewohl es unzählige Familien gegeben hatte, in denen sich das Gewerbe vom Vater auf den Sohn vererbt hatte, gab es doch beim Beginn der Neubelebung dieser Technik keinen einzigen Meister, der etwas den ehemaligen Arbeiten Gleichwertiges leisten konnte.

Digitized by Google

Die bosnische Teppichweberei, als Gegenstand des Hausfleißes, erreichte zwar niemals die Leistungen des übrigen Orients, stand aber immerhin auf einer nicht unbedeutenden Höhe. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren allerdings gute Arbeiten eine Seltenheit. Billigstes Wollmaterial wurde verarbeitet, und Anilinfarben verdrängten die alten haltbareren Farbstoffe. Die Erzeugung feiner Bezstoffe — duftiger, schleierartiger Gewebe aus Wolle oder Seide — war zur Zeit des Verfalls stark niedergegangen, desgleichen die Stickereiarbeit, die nach den Gegenständen aus der Blütezeit zu urteilen, ehemals hohe Vollkommenheit aufzuweisen gehabt hat.

Die Landesregierung suchte nun in allen diesen Gruppen die tüchtigsten Meister aus und stellte sie als Lehrer in Werkstätten an, die von ihr unterhalten und mit den nötigen Werkzeugen sowie dem entsprechenden Material ausgestattet wurden. Zur Sondierung der Marktverhältnisse beschickte man die verschiedenen Ausstellungen in Oesterreich-Ungarn und im Auslande mit den Erzeugnissen dieser Werkstätten. Später wurde der ganzen Organisation eine breitere Grundlage gegeben. Man gründete in Sarajewo eine kunstgewerbliche Schule mit einem artistischen Leiter an der Spitze. Den einzelnen Abteilungen dieser Schule steht ein Meisterlehrer vor. Die Schüler, von denen eine besondere Vorbildung nicht verlangt wird, werden zumeist im Alter von 12 bis 18 Jahren aufgenommen. Der Lehrgang dauert vier Jahre, nach deren Ablauf sich die Zöglinge einer Prüfung zu unterziehen haben, wonach sie bei günstigem Erfolge zu Gehilfen befördert werden und ihnen die Wahl freigestellt wird, als solche in der Anstalt zu verbleiben oder sich selbständig zu machen. Im letzteren Falle stellt ihnen die Landesregierung die erforderlichen Werkzeuge unentgeltlich zur Verfügung. Wer die Prüfung nicht besteht, hat ein weiteres Jahr zum Zwecke einer Wiederholungsprüfung die Anstalt zu besuchen. Im ganzen arbeiten in der Kunstgewerbeschule 15 Gehilfen und 45 Schüler. Außer dieser Anstalt bestehen noch zwei Schulen für Instruktion in Fotscha und Liwno mit zusammen 20 Zöglingen. Sie arbeiten sowohl auf Bestellung der Mutteranstalt als auch selbständig für den Handel.

Zur Förderung und künstlerischen Ausgestaltung der Teppichweberei wurde ebenfalls eine Landesanstalt in Sarajewo ins Leben gerufen, wo Arbeiterinnen in der Wirktechnik ausgebildet werden, denen man nach Beendigung der Lehre leihweise Wirkstühle für die Heimarbeit überläßt. Die Anstalt stellt ihnen auch gefärbtes Garn zur Verfügung und übernimmt von ihnen die fertige Ware gegen Entrichtung eines bestimmten Arbeitslohnes. Zur Hebung der Erzeugung von Bezstoffen, die namentlich unter den mohammedanischen Frauen ehedem allgemein verbreitet war, späterhin jedoch gleichfalls unterging, wurde der Teppichweberei eine besondere Werkstatt angegliedert, in der ständig 48 Stickerinnen und acht Weberinnen beschäftigt sind.

Digitized by Google

DIE FINANZEN DER TÜRKEI IM KRIEGE.

Von Fritz Zutrauen.

Was die Türkei in finanzieller Hinsicht aus der Reihe aller kriegführenden Länder heraushob — von Staatsgebilden wie Montenegro abgesehen, — das war der in der Finanzgeschichte großer Staaten ohne Präzedenzfall dastehende Umstand, daß sie bei Kriegsbeginn keine nationale Notenbank für die Deckung der ersten Bedürfnisse zur Verfügung hatte. Freilich, ein Institut, das zur Uebernahme jener Rolle berufen und verpflichtet gewesen wäre, war schon vorhanden: jene Anstalt, die den stolzen Namen „Banque Impériale Ottomane" führt. Aber diese Bank, die schon in Friedenszeiten der Mittelpunkt aller finanziellen, wirtschaftlichen und auch politischen Machenschaften der Entente gegen die Türkei war, verweigerte, auf Grund der aus Paris und London empfangenen Weisungen, jede Hilfe. Von einer Bereitschaft, einzuspringen, war unter keinen Umständen die Rede, an einen Versuch, der bedrängten Regierung das Notenprivileg im kritischen Augenblick anzubieten, kein Gedanke. Auch nicht zu Bedingungen, die jedes Moment der Unsicherheit von vornherein ausgeschaltet hätten. Denn, finanziell gesprochen, war es doch schließlich nur eine Frage der Deckungsvorschriften oder hätte es mindestens nur eine solche sein dürfen — eine Frage, von deren befriedigender Lösung die Entscheidung über das Notenprivileg abhängen durfte. Nichts von alledem. Paris locuta, causa finita erat.

Daß diese finanzielle Zurückhaltung in Wahrheit eine politische war, daß sie die „Strafe" dafür sein sollte, daß die Türkei, in richtiger Erkenntnis ihrer Lebensinteressen, es gewagt hatte, an der Seite der Mittelmächte in den Krieg einzugreifen, bedarf wohl erst keiner weiteren Beweise. Wie aber hat sich die osmanische Regierung diesem Verrate gegenüber benommen? Sie hat sich an dem Notenprivileg der Ottomanbank nicht vergriffen, sondern es vorgezogen, das natürliche Ende des noch sechs Jahre laufenden Privilegs in Ruhe abzuwarten, nicht ohne freilich für die Zeit nach Ablauf dieser Frist durch die Gründung der Osmanischen Nationalkreditbank rechtzeitig vorzusorgen. Auf diese Weise hat die Regierung in Konstantinopel einen bemerkenswerten Beweis kommerzieller Moral geliefert und den Herren der Pariser und Londoner haute finance zugleich eine Lektion geschäftlichen Anstands erteilt, wie sie vornehmer, eindringlicher und — — wirksamer kaum erdacht werden konnte. Mit einem Guthaben bei der Ottomanbank, das sich zur Zeit des Kriegsausbruchs auf nicht mehr als 1 213 000 türkische Pfund belief, war gegenüber den dringenden Kriegsbedürfnissen des ersten Augenblicks offenbar nicht viel anzufangen. Und doch mußte angesichts der geschilderten Haltung der Ottomanbank, die man in aller Objektivität nicht anders als einen in der Geschichte der internationalen Finanzwelt bisher ohne Beispiel dastehenden Streik der Nationalbank bezeichnen muß, für einen schleunigen Ersatz der fehlenden Noten vorgesorgt werden. Zu einer derartigen Maßnahme, die um so wirksamer gewesen wäre, je rascher sie erfolgte, konnte man sich jedoch am Bosporus zuerst nicht entschließen. Vielmehr versuchte man, durch Golddarlehen aus Deutschland und Oesterreich-Ungarn um die Klippe des ersten Bedarfs herumzukommen. So schoß denn Deutschland der verbündeten Türkei 5 Millionen türk. Pfund zu einem Zinssatze von 6 v. H. mit der Maßgabe vor, daß dieser Vorschuß nach dem Kriege in eine langfristige Anleihe zu konvertieren sei. Damals hatten die Aufwendungen für militärische Zwecke bei unserem osmanischen Bundesgenossen nur 500 000 türk. Pfund monatlich betragen — ein finanzielles Idyll, in das der weitere Verlauf der Feindseligkeiten freilich bald eine Bresche legen sollte. Denn die allenthalben, bei Freund wie Feind, konstatierte scharfe Steigerung der Kriegskosten trat mit der Verlängerung des Krieges auch bei den Türken in die Erscheinung.

Die infolge jenes Golddarlehens ins Land gekommenen 5 Millionen waren indessen mit annähernd der gleichen Schnelligkeit wie das alte in Umlauf befindliche Hartgeld im Verkehr verschwunden. Als daher die Türkei im Januar 1915 an ihre Bundesgenossen mit neuen Geldansprüchen herantrat, wurde ihr von Deutschland und Oesterreich-Ungarn zwar ein zweiter Vorschuß in Höhe von 6 550 000 türk. Pfund bereitwillig eröffnet, aber doch unter wesentlich anderen Bedingungen. Denn an Stelle des gemünzten Goldes wurden dieses Mal Goldzertifikate ausgegeben. Im Hinblick auf die Tatsache nämlich, daß das Bestreben aller kriegführenden Länder ohne Ausnahme darauf gerichtet blieb, das eigene Gold

Digitized by Google

im Lande zu erhalten, weil es eine Stärkung der finanziellen und damit letzten Endes auch der militärischen Kraft bedeutete, mußte auch Deutschland auf die Erhaltung und Vermehrung seiner Goldbestände den größten Wert legen. So wurde denn der Betrag des neuen Darlehens in Gold bei bestimmten Kassen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn hinterlegt, und zwar erfolgte die Deponierung auf den Namen der „Administration de la Dette Publique", die nun in Höhe jener Golddepots Zertifikate ausgab. Diese erste Serie des Papiergeldes ist sechs Monate nach Friedensschluß einzulösen.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß in dem Maße, wie sich die Feindseligkeiten verlängerten, auch diese bereits modifizierte Art finanzieller Unterstützung des Bundesgenossen weiterer Abänderungen bedurfte. Dafür sprachen neben finanziellen, wirtschaftlichen und militärischen Erwägungen schon Gründe der Billigkeit. In einer Zeit, wo auch die finanzstärksten Länder ihren Verpflichtungen mit Papiergeld nachkommen, brauchte allein die Türkei sicherlich nicht mit Gold zu bezahlen. Dazu kommt, daß gewisse Käufe der Zentralmächte, wofern sich Goldzahlungen eben nicht umgehen lassen, teilweise auch der Türkei zugute kommen. Im übrigen war es nur ein Gebot der Billigkeit gegenüber dem deutschen Volke, welches seinen Besitz an Goldmünzen freiwillig hergab, daß die so gesammelten Goldbestände dem Vaterlande verblieben, anstatt ins verbündete Ausland abzufließen. Gerechterweise muß anerkannt werden, daß sich die osmanische Regierung der zwingenden Kraft dieser Argumente nicht verschloß.

So wurden denn Goldmünzen und Goldzertifikate gelegentlich der weiteren Vorschüsse durch deutsche Reichsschatzanweisungen ersetzt, die den nächsten Papiergeldemissionen zum vollen Betrage als Deckung dienten. Und wieder war es die Verwaltung der Oeffentlichen Schuld, der die Rolle des Treuhänders zufiel. Jene Vorschüsse beliefen sich auf 7 902 000 und 11 700 000 türk. Pfund, nachdem inzwischen die militärischen Aufwendungen bereits auf 1 Million türk. Pfund monatlich gestiegen waren. Bei diesen Darlehen übernahm die deutsche Regierung die Verpflichtung, die hergegebenen Schatzscheine ein Jahr nach Friedensschluß in türkischen Pfunden einzulösen. Infolge der anhaltenden Steigerung der Kriegslasten auf 3 Millionen türk. Pfund monatlich wurde im Herbst 1916 ein viertes Darlehen an die Türkei in Höhe von 27 779 940 türk. Pfund gewährt. Von diesem Betrage wurden 5 Mill. Pfund vorweg abgezweigt, um sie zur Verfügung der deutschen Regierung zur Deckung ihrer eigenen Zahlungsbedürfnisse in der Türkei zu halten. Mit diesem vierten Vorschuß sollte der Geldbedarf unseres osmanischen Bundesgenossen bis zum 1. März d. J. befriedigt werden. Diese Serie ist in 5 Annuitäten, zwei Jahre nach Friedensschluß beginnend, rückzahlbar. Ein fünfter Vorschuß in Höhe von 32 Millionen türk. Pfund soll die Bedürfnisse bis zum Monat August decken — eine Berechnung, der ein monatlicher Kostenaufwand von bereits 7 Millionen Pfund zugrunde gelegt ist. Dieses letztere Darlehen wird ratenweise gewährt, was zur Folge hat, daß auch die Einlösungsfrist der dagegen valedierenden Noten staffelförmig vorgesehen ist; mit der Einschränkung natürlich, daß die Einlösung erst nach dem Kriege zu erfolgen hat, im Anschluß an die vorhergehenden Emissionen.

Diese fünf Darlehensoperationen ergeben bereits die stattliche Summe von 90 940 000 bezw. 85 940 000 türk. Pfund. Aber damit ist die finanzielle Unterstützung der Türkei durch Deutschland bei weitem nicht erschöpft. Denn zu obiger Ziffer gesellen sich noch sehr bedeutende Vorschüsse in Mark, die 25 Millionen türk. Pfund betragen, ferner eine gleich hohe Summe für Munitionslieferungen, sowie 20 Millionen für Eisenbahn-Transportkosten. Nach Abzug des österreichischen Anteils am zweiten Darlehensgeschäft und unter Berücksichtigung der Rückgabe des Darlehns vom Herbst v. J. ergibt sich in den bis zum August 1917 abgelaufenen drei Jahren eine Gesamtverschuldung der Türkei an Deutschland von 142 Millionen türk. Pfund. Diese Summe wächst um weitere 38 auf rund 180 Millionen türk. Pfund, wenn man ein neues, in jüngster Zeit bewilligtes Darlehen Oesterreich-Ungarns im Werte von 240 Millionen Kronen sowie die für Abzüge an Beamtengehältern, Requisitionen für militärische Zwecke usw. geschuldeten Beträge hinzurechnet.

Hat sonach auch die Türkei, wie alle Kriegführenden ohne Ausnahme, eine scharfe Aufwärtsbewegung in der Kurve der Kriegskosten aufzuweisen, so muß doch die Ziffer von rund 3,5 Milliarden Mark, zumal angesichts der dreijährigen Dauer der Feindseligkeiten und der Mannigfaltigkeit der türkischen Kriegsschauplätze, als beneidenswert mäßig bezeichnet werden. Diese günstige Beurteilung ändert sich auch dann nicht, wenn man die gesamte türkische Staatsschuld ins Auge faßt, die mit ihren 330 Millionen türk. Pfund einen für heutige Verhältnisse ungewöhnlich niedrigen Stand zeigt. Bei einer durchschnittlichen Verzinsung von 6 v. H. ergibt sich als Erfordernis für den Zinsendienst ein jährlicher Betrag von rund 21 Millionen türk. Pfund.

Bieten danach die türkischen Finanzen im Kriege, zum mindesten was die Höhe der Kosten anbelangt, ein im großen und ganzen erfreuliches Bild, so wird der günstige Eindruck leider durch die Mißstände beeinträchtigt, die sich in bezug auf das Papiergeld ergeben haben, und die so

Digitized by Google

eingenistet zu sein scheinen, daß eine durchgreifende Besserung vorerst kaum zu erhoffen ist. Das dem Orientalen eigentümliche Mißtrauen gegen Papiergeld tritt besonders im türkischen Volke in Erscheinung, und ebenso gewissenlose wie profithungrige Jobber benutzen diese wirtschaftliche Rückständigkeit der Bevölkerung, um deren Mißtrauen bewußt zu schüren und durch wüste Spekulationen das Papiergeld planmäßig zu entwerten.

Ein derartiges, an Landesverrat grenzendes Verfahren, das aus der Unwissenheit der Masse zum Schaden der Allgemeinheit Nutzen zieht, ist um so mehr zu verurteilen, als die Notenverhältnisse in keinem anderen Lande der Welt annähernd so günstig liegen, wie gerade in der Türkei. Wohl gibt es Staaten, mit denen die Türkei in bezug auf die Golddeckung der ausgegebenen Noten keinen Vergleich aushält. Wo aber ist das Land, dessen Banknoten hinsichtlich der Umlaufszeit befristet sind? Wo ist das Land, von dem man heute mit Bestimmtheit zu sagen vermöchte, daß sein gegenwärtiger Papierumlauf in dem und dem Jahre völlig aus dem Verkehr gezogen sein wird? Nur die Türkei hat bisher für eine derartige Regelung ihres Papiergeldwesens vorgesorgt. In der Tat hat sie ein Abkommen mit Deutschland getroffen, wonach gegen die hinterlegten Schatzanweisungen, die innerhalb von 11 Jahren nach Friedensschluß in genau festgesetzter Staffelung verfallen, Zug um Zug mit dem so eingehenden Gelde die Einlösung des türkischen Papiergeldes durch Vermittelung der Verwaltung der Oeffentlichen Schuld zu erfolgen hat. Für diese Tilgungsoperation, der man eine gewisse Großzügigkeit nicht absprechen kann, sind Teilbeträge vorgesehen, die jeweils zwischen 6 bis 10 Millionen türk. Pfund schwanken. Erst wenn der gesamte Notenumlauf, der annähernd 79 Millionen türk. Pfund beträgt, aus dem Verkehr gezogen ist, braucht die Türkei zur Rückzahlung der deutschen Vorschüsse zu schreiten oder deren Umwandlung in eine konsolidierte türkische Anleihe vorzunehmen. Was die Zahlung der deutschen Schatzanweisungen anbetrifft, so wird sich natürlich aus dem deutsch-türkischen Handelsverkehr, in welchem Deutschland als Ausfuhrland eher der Gebende als der Nehmende ist, schon die Möglichkeit zu Verrechnungen und Kompensationen ergeben. Immerhin ist in dem Abkommen zwischen uns und unserem osmanischen Bundesgenossen ausdrücklich vorgesorgt, daß die Einlösung der Schatzanweisungen in zehn Jahresraten mit 3 Millionen Pfund jährlich in effektivem Golde zu erfolgen hat. Berücksichtigt man alle Einzelheiten dieser für die Türkei überaus günstigen Vereinbarung, berücksichtigt man die Qualität und Finanzkraft des Staates, der ihre Ausführung verbürgt, so mutet das Mißtrauen des osmanischen Volkes gegen die türkischen Banknoten um so rückständiger und unbegreiflicher an, und die Gewissenlosigkeit der profithungrigen Spekulanten erscheint doppelt verwerflich.

Wie unsinnig dieser Entwertungsprozeß ist, und welche Gewinne er den auf ihn hinarbeitenden Jobbern bringt, mag man aus folgendem ersehen. In der Türkei selbst hat die türkische Banknote eine Entwertung bis zu 400 Prozent aufzuweisen. In Einzelfällen scheint der Prozentsatz sogar noch höher, bis zu 500 Prozent, gewesen zu sein. Dieser unsinnigen Bewertung stelle man beispielsweise die amtliche Berliner Devisennotiz gegenüber, die 100 türk. Piaster mit 20,60—20,70 Mark bewertet. In der Schweiz wird das türkische Pfund mit 17 schweizerischen Franken bezahlt, wohlgemerkt mit 17 schweizerischen Franken, die ja gegenüber dem französischen Franc ein so hohes Aufgeld (16 Prozent!) bedingen. In den Vereinigten Staaten gilt das türkische Pfund rund 3 Dollars. Welche Schlußfolgerungen ergeben sich nun hieraus? Wenn man, wie es ja leider der Fall ist, mit einem türkischen Goldpfund in Konstantinopel bis 4 Pfund in Banknoten kaufen kann, so müßte man proportionell für wiederum 1 türkisches Pfund in Gold: drei Louis d'or oder 12 Dollar einwechseln können! Kann das Absurde dieser Lage schlagender bewiesen werden?

Welche Riesengewinne diese wüsten Spekulationen bringen müssen, ist nach Obigem leicht auszurechnen. Und diesen Gewinnen einzelner stehen in gleicher Höhe Verluste der Allgemeinheit gegenüber. Entwertung der Valuta hat noch immer Teuerung im Gefolge gehabt. Gewiß, der Mentalität des Durchschnittsorientalen, des Mannes von der Straße, scheint es nahezu unfaßbar, daß eine Banknote, ein Stück Papier, den vollen Wert gemünzten Goldes haben soll. Auch mögen bei dieser Abneigung gegen das Papiergeld die bösen Erfahrungen noch nachwirken, welche man vor 40 Jahren gemacht hat. Damals, als die Regierung das bestehende Defizit durch uferlose Ausgabe von Banknoten, ohne jede Bürgschaft für die Bevölkerung, „gedeckt" hat. Die Folgen dieser verhängnisvollen Praxis spielen vielleicht noch heute mit, denn wohl keine Rasse der Welt hat für erlebte Enttäuschungen finanzieller Natur ein so scharfes Gedächtnis, wie die Orientalen. Immerhin sind seit jener Zeit doch vier Jahrzehnte vergangen. Und was das Wesentliche ist, hinter dem türkischen Papiergelde steht dieses Mal das militärisch wie finanziell gleich starke Deutsche Reich! Gelänge es doch, dem türkischen Volke in seinem eigenen Interesse die Bedeutung dieser Tatsache beizubringen! Dann wäre für die Türkei unendlich viel gewonnen.

Indem sich Deutschland indirekt für die Tilgung der türkischen Banknoten stark machte, hat es offen-

Digitized by Google

bar eine schwerwiegende Verpflichtung übernommen. Schon daß die Rückzahlung der Vorschüsse oder deren Umwandlung in eine feste türkische Staatsanleihe erst von dem Augenblick an zu erfolgen braucht, wo die Abdeckung sämtlicher Noten beendet ist, muß als ein im Verkehr zwischen Gläubiger und Schuldner ungewöhnliches Entgegenkommen des deutschen Geldgebers bezeichnet werwerden. Dagegen stellt sich die von Deutschland eingegangene Verpflichtung, die Zahlung der fällig werdenden Schatzanweisungen alljährlich, in zehn Raten, mit drei Millionen türk. Pfund in effektivem Golde zu bewirken, als eine Leistung dar, von der man nur wünschen kann, daß sie bei unserem osmanischen Bundesgenossen auch in breiteren Kreisen volles Verständnis finde. Darüber hinaus hat Deutschland bis zur vollständigen Einlösung des Papiergeldes, also für die Dauer von 11 Jahren nach Friedensschluß, der Türkei die Zinsen ihrer Darlehen gestundet, was natürlich eine wesentliche Entlastung der nächsten Budgets und eine weitere wertvolle finanzielle Hilfe ist. Dafür hat Deutschland sowie Oesterreich-Ungarn die Vergünstigung erlangt, daß die Waren der verbündeten Länder nach dem Kriege bei der Einfuhr nach der Türkei Vorzugsbedingungen genießen.

Was das neue Finanzjahr anbelangt, so werden sich die bisher auf 46 Millionen bezifferten ordentlichen Ausgaben im Laufe des Jahres auf 55 Millionen türk. Pfund erhöhen, sobald man die im letzten Jahre angeforderten und auch im nächsten Jahre notwendigen Nachtragskredite hinzurechnet. Unter der Voraussetzung, daß der Krieg während des ganzen Jahres fortdauert, ist eine Verringerung der Einnahmen um 2 Millionen auf 21 Millionen türk. Pfund in Aussicht zu nehmen. An eine Steigerung der Einnahmen und Herabminderung der Ausgaben kann erst nach dem Kriege gedacht werden. Im Frieden wird das ordentliche Budget der Türkei voraussichtlich Ausgaben von 40—42 Millionen Pfund aufweisen, denen an Einnahmen 26—28 Millionen Pfund gegenüberstehen.

Im Hinblick auf diese Lage wird sich die Notwendigkeit der Steigerung der Einnahmen durch die Erhöhung der Zölle und der Einführung neuer Steuern bald fühlbar machen. Es ist anzunehmen, daß die Regierung in Konstantinopel in dieser Hinsicht dem Beispiele der übrigen kriegführenden Staaten folgen wird, insoweit, als sich eine Uebertragung der dort getroffenen Maßnahmen auf die türkischen Verhältnisse eben ermöglichen läßt. Tatsächlich scheint bereits eine Kriegsgewinnsteuer nach deutschem Vorbilde geplant zu sein. Andererseits werden auch gewisse Abstriche und Ersparnisse nötig werden, um das Defizit zu beseitigen oder doch zu mindern.

In einem sich durch Klarheit und Offenheit gleichmäßig auszeichnenden Exposé hat der Finanzminister Dschavid Bey in der Kammer der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Türkei zu ihrer wirtschaftlichen Entfaltung die finanzielle Hilfe des Auslandes nicht versagt bleiben möge. Er hat gleichzeitig die Erwartung ausgesprochen, daß mit Kapitalien von 100 bis 150 Millionen türk. Pfund die Türkei in etwa zehn Jahren in der Lage sein werde, ihre ordentlichen Ausgaben voll zu decken und an die Tilgung ihrer Staatsschuld heranzugehen. Ob sich ein so gewaltiger Fortschritt in vergleichsweise so kurzer Zeit erzielen lassen wird, steht doch wohl dahin. Ist schon das Prophezeien an sich ein undankbares Geschäft, so pflegt man gerade mit Prophezeiungen finanzieller Natur mehr oder minder sanfte Enttäuschungen zu erleben. Andererseits kann man sich mit Dschavid Bey rückhaltlos einverstanden erklären, daß das Zuströmen fremder Kapitalien für die Türkei und ihre freie wirtschaftliche Entfaltung von erheblichem Interesse ist. Für die türkische Landwirtschaft und Industrie sind ausländische Gelder das nährende Manna, wie sie auch für den Bau von Bahnen, Straßen und Kanälen unentbehrlich sind. Erfüllen sich diese Voraussetzungen, wie zu erhoffen ist, so darf man der Zukunft des herrlichen türkischen Landes mit größter Zuversicht entgegensehen. Bei aller Nüchternheit des Urteils, die man sich, zumal in wirtschaftlichen Dingen, Freund wie Feind gegenüber wahren soll, bin ich in diesem Punkte vielleicht noch eine Schattierung zuversichtlicher als Dschavid Bey. Denn unter denjenigen Ländern, über welchen nach diesem siegreichen Kriege der Stern der Zukunft in hellstem Glanze strahlen wird, steht die Türkei sicherlich mit an erster Stelle.

Digitized by Google

ORIENT-BIBLIOGRAPHIE.

Von Dr. Adolf Droop.

Mahmud Mukhtar Pascha, der frühere türkische Botschafter in Berlin, dessen aufrichtig deutschfreundliche Gesinnung ihm in Verbindung mit einer vielseitigen, feinen, auf fruchtbarem religiösem Boden wurzelnden Bildung die wärmsten Sympathien erworben hat, vertritt in seiner Schrift „Die Welt des Islams im Lichte des Korans und der Hadith" vor dem deutschen Volke die Sache des Islams, die ihm die innerste und die heiligste ist. Das Buch, das die von Prof. Dr. Jäckh herausgegebene Sammlung der Deutschen Orient-Bücherei (Verlag Gustav Kiepenhauser) eröffnete, ist es wert, jedem deutschen Leser, der den Islam dort aufzusuchen bestrebt ist, wo er am frischesten und klarsten sprudelt, als Wegweiser in die Hand gegeben zu werden. Der Verfasser läßt Mohammed selbst reden. Diese Auswahl von Koransprüchen und Hadithen ist mit der Geschicklichkeit eines Sachwalters und dem genauen Verständnis für die Bedürfnisse und den Geist des Abendlandes getroffen worden. Wie schimmernde Perlen aus der Hand des Schöpfers tropfen diese Worte transzendentaler Eingebung in die Welt des Sichtbaren und Vergänglichen hernieder, und es ist ihr höchster und bester Wert, daß sich nicht nur ein Ausschnitt des Lebens, nicht eine einzige Kultur, nein, daß sich gleicherweise die Gedanken aller edlen Führer des Menschengeschlechtes darin spiegeln. Der Verfasser hat es vermieden, aus dem Koran und den Spruchsammlungen des Propheten jene Ermahnungen und Betrachtungen herauszugreifen, die im Gewande eines uns unverständlichen Gleichnisses verborgen oder an eine ferne, uns nicht in allen ihren Bedingungen gegenwärtige Zeit gebunden sind; er hebt aus dem unermeßlichen Reichtum nur einige wenige, aber um so leuchtendere Juwelen heraus.

Es ist von hohem Interesse zu verfolgen, inwiefern der Islam sich auch hier von dem ihm so wesensverwandten monotheistischen Religionen abwendet und eigene Wege wandelt.

Während das Christentum auf der Schöpfungsgeschichte weiterbaute und die Erkenntnis Gottes in den Gläubigen dadurch zu vertiefen trachtete, daß es ihn immer mehr vermenschlichte, hat der Islam (wie vor ihm der Buddhismus) das Göttliche über alles Vergängliche hinausgehoben. Nun besitzt der Buddhismus trotz der allem Irdischen entgegengesetzten Vorstellung von der höchsten Kraft doch eine, wenn auch noch so schwierige und ferne Möglichkeit der Verschmelzung von Kraft und Stoff. Das ist — in den Grenzen dieses Lebens — dem Islamgläubigen nicht gegeben. Seine Religion stellt als ehernen Grundsatz die absolute Unterschiedlichkeit Gottes von allem Geschaffenen auf, und selbst der Sufismus vermittelt zwar ein erhebendes, bis zur Ekstase gesteigertes Gefühl der Gottesnähe, aber die Brücken, die er baut, brechen vor der unerhörten Majestät des Göttlichen ab, und die letzte, sublimste Empfindung, die er schenkt, ist ein geblendetes Hinsinken vor Gott tief in den Staub. Nie hat ein Bekenntnis das Ziel seines Strebens so weit und so hoch hinaufgerückt wie der Islam.

Mit dieser hohen Gottesauffassung steht in engem Zusammenhang, daß der Ruhetag, den die Juden in die Schöpfungsgeschichte einschoben, von Mohammed geleugnet wurde. Wie konnte der ewige Fluß der Schöpfung, der seit Heraklit die Grundlage alles unseres Wissens bildet, durch eine Pause unterbrochen werden? „Wir haben keine Müdigkeit gefühlt", spricht daher der Schöpfer im Koran durch den Mund des Propheten.

Seltsam ist es, wie der Islam in seiner Morallehre in den wichtigsten ethischen Forderungen mit dem Christentum verschmilzt und doch immer durchaus selbständig und eigengeartet bleibt. Der

Digitized by Google

„Schlüssel des Paradieses" ist auch im Islam „die Liebe zu den Kleinen und Armen", und den ganzen Koran durchzieht die Erkenntnis von der Allbarmherzigkeit Gottes und der Macht der Güte. Trotzdem oder gerade deswegen verlangt Mohammed nichts Ungeheures von den Menschen, und er verheißt denen unvergängliche Güter, „die sich wehren, wenn sie vom Unrecht betroffen sind". Er stellt sich damit nicht nur auf den Boden der Wirklichkeit, sondern erweist sich auch als Staatsmann von hoher psychologischer Begabung. Denn es ist ohne weiteres klar, daß ein stillschweigendes und sanftmütiges Ertragen offenbaren Unrechts den Unheilstifter nur ermutigt und die allgemeine sittliche Hebung der Menschheit verzögert, während der Durst nach gerechter Ordnung der Dinge, auch dort, wo er vollkommen persönlich gefärbt ist, immer zum Vorteil des Staates dienen kann. Daß dieser Durst nicht in Rache ausarte, verhindert der Hadith: „Schaden und durch Schaden erwidern, ist nicht des Islams". Daß Mohammed keine einseitig individualisierende, sondern eine Religion des Staatsbürgertums schaffen wollte, geht aus folgendem Koranvers hervor, der sicher zu den schönsten und auch für uns beherzigenswertesten gehört: „Soll ich euch sagen, was auf höherer Stufe steht als Fasten, Beten und Almosengeben? Das ist: gutes Einvernehmen stiften zwischen den Menschen; denn Zwietracht wirkt vernichtend."

In seinen weiteren Ausführungen tritt Mahmud Mukhtar der Fabel entgegen, als habe Mohammed den Frauen ein Seelenleben und die Erlangung himmlischer Glückseligkeit abgesprochen. Einen seiner schönsten, innigsten und ehrfürchtigsten Aussprüche über das Weib hat er geprägt, als er seinen Anhängern verkündete, daß „das Paradies unter den Füßen der Mütter sei."

Zum Schluß gibt Mahmud Mukhtar der Hoffnung Ausdruck, daß dem äußeren Bündnis zwischen dem Islam und dem deutschen Christentum auch das innere Verständnis und die geistige Anknüpfung folgen möge. Alles deutet darauf hin, daß dieser Wunsch auf dem Wege der Erfüllung ist — und wie sollte auch eine Religion, die das „Wissen über das Beten" stellt und Bündnistreue, Tapferkeit, Wahrhaftigkeit und Duldsamkeit über alle anderen Tugenden erhebt, im Herzen des deutschen Volkes kein Echo finden?.

In seiner Schrift über den Islam bezieht sich Mahmud Mukhtar Pascha mehrfach auf Friedrich Delitzsch, von dem in demselben Jahr (1915) im Verlag Ullstein & Co. ein viel beachtetes Buch über das gleiche Thema erschienen war. Als wolle sich die geistige Verwandtschaft zwischen dem türkischen Diplomaten und dem deutschen Professor schon äußerlich dartun, so lautet auch hier der Titel „Die Welt des Islam". Friedrich Delitzsch ist einer der besten Kenner des Islams und einer seiner unerschrockensten Schildträger. Wie er uns einst die babylonische Kultur neu geschenkt hat, so trägt er diesmal in knapp zweihundert Seiten Stein auf Stein zu einem weithinragenden und reich beseelten Monument des Islams zusammen. Seine rückhaltlose Bewunderung des mohammedanischen Kulturkreises ist nicht nur die Frucht umfassender Studien, sondern auch die der Erkenntnis, daß sich der hohe ethische Gehalt des Korans in seinen Anhängern reiner spiegelt, als es die vorurteilsvolle europäische Ueberlieferung zugeben möchte, die oft genug sogar den Offenbarungen des Religionsstifters jede sittliche Größe abgesprochen hat. Aus seinen eigenen Beobachtungen berichtet Delitzsch manchen rührenden Zug von Gottergebenheit und Innigkeit des mohammedanischen Gefühlslebens, und er zeichnet schließlich ein edles, vom Lichte tiefsten Verständnisses bestrahltes Bild des großen Arabers. Nur an zwei Stellen scheint er uns in der Auffassung der islamischen Lehre zu irren, nämlich in seiner Erklärung der Vorsehung (Qader) und der Stellungnahme des Propheten gegenüber Juden und Christen, die sich seiner Ansicht nach aus seinem unerschütterlichen Glauben an das Kismet ergab. Daß Mohammed dem menschlichen Willen keinen Spielraum gelassen und alles, selbst dessen Verstocktheit und Irregehen, als ein vom Schöpfer im Anbeginn geplantes Schicksal angesehen hätte, widerlegen seine beiden Aussprüche:

„Was dir Gutes geschieht, kommt von Gott, und was dir Böses geschieht, ist von dir selbst."

„Fürwahr, Gott tut den Menschen nichts Uebles, vielmehr tun die Menschen sich selbst übel."

Bestätigt wird diese Auslegung durch ein in Europa wenig bekanntes Fetwa, das Charles White in einem ähnlichen Zusammenhang mitteilt:

Digitized by Google

„Frage: Wenn Achmed, ein Muselman, den freien Willen des Menschen leugnet, indem er erklärt, daß Gott, der Schöpfer, die Veranlassung zu allen Handlungen seiner Geschöpfe sei, welche Strafe soll ihn dann treffen?

Antwort: Er soll sein Glaubensbekenntnis erneuern und die Zeremonie seines Gelübdes wiederholen, und wenn er dennoch in seinem Irrtum beharrt, so ist er des Todes."

Aus dieser grundsätzlichen Ablehnung eines durch höhere Kräfte mechanisierten Lebens ergibt sich auch, daß sich der Prophet nicht, wie Delitzsch meint, aus diesen Gründen der Juden- und Christenmission enthalten hat. Zunächst lag ihm jeder „missionierende" Wille völlig ferne, und ein Zwang in der Religion war ihm nach seinen eigenen Worten verhaßt. Dann aber war seine Achtung vor den beiden monotheistischen Bekenntnissen eine viel zu hohe, als daß er jemals den Gedanken einer planmäßigen Proselytenmacherei hätte fassen können. Gerade diese vornehme Zurückhaltung, die stolz und froh auf dem Bewußtsein ihres inneren Wertes beruht, verleiht dem Islam eine große werbende Macht. Sie ist es auch, die den von Delitzsch so fesselnd geschilderten Aufschwung der Kultur und das schwelgerische Blühen in Kunst und Dichtung zeitigen konnte. Besonderes Interesse verdienen in diesem Teil des Werkes die Ausführungen über Omar Khajjam, dessen von tiefster Weisheit getragene Epigramme in Deutschland noch viel zu wenig Beachtung gefunden haben.

Der Verfasser schließt mit der Hoffnung auf einen „ehren-, ruhmvollen und langdauernden Frieden", damit „die islamischen Völker, die durch den Ernst ihrer Religiosität, die Tiefe ihres philosophischen Denkens und die edlen, einzigartigen Erzeugnisse ihrer schönen Literatur so viel Unvergängliches zu dem Gemüts- und Geistesschatz der Menschheit beigetragen haben", von der „immer weiter um sich greifenden Vergewaltigung und unablässigen Beunruhigung" durch die Jünger und und Erben eines Mannes vom Schlage Gladstones endlich befreit, auf dem Boden ihrer alten Kultur eine neue, ebenso herrliche und gehaltvolle im Sinne und Geiste ihres großen Propheten entwickeln können.

* * *

A. Allgemeines.

Baedeker, Karl, Konstantinopel, Balkanstaaten, Kleinasien, Archipel, Cypern, Leipzig, Karl Baedeker, 1914.

Cunow, Heinrich, Die Türkei und Aegypten (Die Mächte des Weltkriegs), Berlin, Vorwärts, 1914.

Endres, Franz, Carl, Kaiserlich Ottomanischer Major a. D., Die Türkei, Bilder und Skizzen von Land und Volk, München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1916.

— Die Türkei, mit 215 Abbildungen, München, Delphin-Verlag, 1916.

Fallmerayer, Jakob, Philipp, Schriften und Tagebücher, herausgegeben von Hans Feigl und Ernst Molden. 2 Bände. München und Leipzig, Georg Müller, 1916.

Hartmann, Professor Dr. Martin, Die Zukunft der Türkei, im Sammelband, „Die Balkanfrage", München und Leipzig, Duncker und Humblot, 1914.

Krause, Paul, R., Kaiserlich Ottomanischer Regierungsrat a. D., Die Türkei, Leipzig und Berlin, Teubner, 1916 (Aus Natur und Geisteswelt, 469).

Meyers Reisebücher, Balkanstaaten und Konstantinopel, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1914.

Nossig, Dr. Alfred, Die neue Türkei und ihre Führer, Halle a. S., Otto Hendel, 1916.

Schmidt, Dr. Franz, Die Türkei, Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft, München-Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1915 (Staatsbürger-Bibliothek, 36).

Schulz, Walter, Philipp, Dr., Länder und Menschen von Marokko bis Persien, ein Bilderbuch mit rund 200 Photos (Die Welt des Islam, Band 1), München, Roland-Verlag, 1916.

Thomsen, Peter, Palästina-Literatur, Band III, eine internationale Bibliographie, Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung, 1916.

Wirth, Dr. Albrecht, Der Balkan, seine Länder und Völker in Kultur, Geschichte, Politik, Volkswirtschaft, Weltverkehr, Stuttgart, Union, 1914.

Wirth, Dr. Albrecht, Vorderasien und Aegypten in historischer und politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht, Stuttgart, Union, 1916.

Zitelmann, Katharina, Als die Welt noch offen war, Studien und Skizzen aus allen Ländern des Ostens, Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, 1916.

B. Zur Geschichte der Türkei, Aegyptens, Arabiens und Persiens.

Aspern, Karl, Geschichte der Türken, Regensburg, Habbel, 1915.

Digitized by Google

Aufsätze zur Kultur und Sprachgeschichte vornehmlich des Orients, herausgegeben von Bezold und Scherman, Breslau, M. und H. Marcus, 1916.

Barbar, Dr. Leo, Zur wirtschaftlichen Grundlage des Feldzuges der Türken gegen Wien im Jahre 1683, Wien und Leipzig, Deuticke, 1916.

Beiträge zur Untersuchung des „türkischen Jena" und der Möglichkeit einer Gesundung und Verjüngung der „amputierten Türkei", von einem alten Türkenfreunde, Wien, Seidel und Sohn, 1914.

Berghof, Emerich Boyer von, Wie Poincaré durch den Suezkanal-Schwindel Präsident wurde, Hannover, Hans Hübner, 1916.

Brandt, Otto, England und die Napoleonische Weltpolitik, 1800—1803, Heidelberg, Carl Winter, 1916.

Bratter, C. A., Die armenische Frage, Berlin, Concordia, 1915.

Breasted, Dr. J. H., Geschichte Aegyptens, übersetzt von Professor Dr. Ranke, Berlin, Carl Curtius, 1915 (2. Auflage).

Cwiklinski, Geheimrat Dr. Ludwig, Balkan und naher Orient, vierzehn Vorträge, herausgegeben von —, Wien, Deuticke, 1916.

Edhem, Halil, Sultan Selim I. ägyptischer Feldzug, Band XIX der Deutschen Orientbücherei, herausgegeben von Professor Dr. Jäckh, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Hagen, Dr. Maximilian von, England und Aegypten, Materialien zur Geschichte der britischen Orientpolitik mit besonderer Rücksicht auf Bismarcks Aegyptenpolitik, Deutsche Kriegsschriften, Heft 13, Bonn, A. Marcus und E. Weber, 1916.

Hermes, Rudolf, England und Aegypten, Vorträge, gehalten im Hamburger Volksheim, Nr. 19, Hamburg, C. Boyesen, 1915.

Hoetzsch, Professor Dr. Otto, Rußlands Stellung zur Balkanfrage und der Panslavismus, im Sammelband „Die Balkanfrage", München und Leipzig, Duncker und Humblot, 1914.

Huart, Cl., Geschichte der Araber, Autorisierte Uebersetzung von Sebastian Beck und Moritz Färber, Leipzig, K. F. Köhler, 1916.

Jastrow, Professor Dr., Die Weltstellung Konstantinopels in ihrer historischen Entwicklung, Band IV der Deutschen Orientbücherei, herausgegeben von Prof. Dr. Jäckh, Weimar, Kiepenheuer, 1915.

Manzour, Ibrahim Efendi, Ali Pascha, Tyrann von Albanien, Erinnerungen an seine Regierung von —, herausgegeben von Dr. E. Schulz, Stuttgart, Lutz, 1914.

Margulies, Heinrich, Der Kampf zwischen Bagdad und Suez im Altertum, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Mayer, Dr. Ernst, Freiherr von, Die völkerrechtliche Stellung Aegyptens, Völkerrechtliche Monographien, Breslau, Kern, 1914.

Moritz, Geheimrat Prof. B., Wie Aegypten englisch wurde, Band X der Deutschen Orientbücherei, herausgegeben von Professor Dr. Jäckh, Weimar, Kiepenheuer, 1915.

Peez, Carl v., Ein türkischer Großvezir aus Graz. Ein türkisch-deutsches Kulturbild aus dem 16. Jahrhundert, Wien, Mainzsche Hofverlaghandlung.

Preyer, Thierry, Konsul a. D., Dr., Aegypten und Indien, zwei Säulen britischer Weltmacht, Berlin, Ullstein, 1916.

Rifat, Dr. M. M., Ein Wahrspruch über England, aus dem Französischen übersetzt von Chr. Wunderlich, Berlin, 1915.

— Die Knechtung Aegyptens, belastende Dokumente für englische Heuchelei, Berlin, Karl Curtius, 1915.

Roloff, Professor Gustav, Napoleons ägyptische Expedition im Jahre 1798 als Kampfmittel gegen England, Meereskunde, Sammlung volkstümlicher Vorträge, Heft 103, Berlin, Mittler & Sohn, 1915.

— Die Orientpolitik Napoleons I., Band XVI der Deutschen Orientbücherei, herausgegeben von Professor Dr. Jäckh, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Steindorff, Georg, Aegypten in Vergangenheit und Gegenwart, Berlin, Ullstein, 1915.

Strupp, Dr. Karl, Ausgewählte diplomatische Aktenstücke zur orientalischen Frage, Gotha, Perthes, 1916.

Stübe, Oberlehrer, Dr. Rudolf, Die Ukraine und ihre Beziehungen zum osmanischen Reiche, in „Länder und Völker der neuen Türkei", Schriftensammlung des Deutschen Vorderasienkomitees, herausgegeben von Dr. Hugo Grothe, Heft 11, Leipzig, Veit & Co., 1915.

Stuhlmann, Franz, Der Kampf um Arabien zwischen der Türkei und England, Braunschweig, Westermann, 1915.

Süssheim, Dr. K., Der Zusammenbruch des türkischen Reiches in Europa, im Sammelband „Die Balkanfrage", München und Leipzig, Duncker und Humblot, 1914.

Wirz, Robert, Die Balkanfrage, mit kurzer Darstellung der historischen Entwicklung der Balkanvölker, Zürich, Buchhandlung des Schweizer Grütlivereins, 1915.

Zimmermann, Professor Dr. Heinrich, Die neue Türkei in ihrer Entwicklung von 1908—1915, in „Länder und Völker" der neuen Türkei, Schriftensammlung des Deutschen Vorderasienkomitees, herausgegeben von Dr. Hugo Grothe, Heft 6, Leipzig, Veit & Co., 1915.

Digitized by Google

MENSCH UND ZEIT.*)

Meide die Menschen und fliehe die fröhlichen Zecherrunden;

Denn wer die Wahrheit spricht, wird von allen unleidlich befunden.

Die Stunden sind das Gefäß, das umschließt die Menschengeschicke.

Erst wenn der Deckel entfällt, dann zeigen sie sich dem Blicke.

Die Zeit, die ewig dahinrollt, ist wie ein Gedicht:

Doch denselben Reim wiederholt der Dichter nicht.

Und es ahnen nicht die Tage und Nächte in ihrem Jagen,

Wie viele ob ihrer Eile, und andre ob ihres Zauderns klagen!

Von Abul ala Maharry (arabischer Dichter um das Jahr 1000). Uebersetzt von A. v. Kremer.

PFLICHTEN DES BESITZES.

Wer Gelderwerbs, als einer Kunst, sich rühmt,
Doch nur erwirbt, weil er bedacht zu sparen,
Hat weit gefehlt und handelt wie ein Tor,
Wofür er Weiser Tadel wird erfahren;
Denn der Erwerb allein ist keine Kunst,
Wenn nicht die Spende nachfolgt dem Gebaren.
Erwerb und Spende! nur wer beide eint,
Wird wahrhaft sich als Künstler offenbaren.

Von Mahmud ben Jemineddin (persischer Dichter des 14. Jahrhunderts). Uebersetzt von O. M. v. Schlechta.

DER FEIGE UND DER TAPFERE.

Liebe des Lebens erzeugt im Feigen die Furcht vor den Schlachten,
Und im Tapfren erzeugt Liebe des Lebens den Mut.

Eins ist die Tat, doch für einen Verlust und Gewinn für den andern,
Was dem einen gut, zeigt sich dem anderen schlimm.

Von Abul Tajjib al Mutanabbi (arabischer Dichter aus dem 10. Jahrhundert). Uebersetzt von J. v. Hammer.

*) Aus der „Gedankenwelt des Orients", herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Schulte.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Digitized by Google

Sechste Kriegsanleihe.

5% Deutsche Reichsanleihe.
4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen,
auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Digitized by Google

Bedingungen.

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Donnerstag, den 15. März, bis Montag, den 16. April 1917, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank), der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kreditgenossenschaft und jeder Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die Schuldverschreibungen sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1917, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1918 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Januar 1918, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Es werden jeweils so viele Gruppen ausgelost, als dies dem planmäßig zu tilgenden Betrage von Schatzanweisungen entspricht.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4%ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung $3\frac{1}{2}$%ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden jährlich 5% vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110%, 115% oder 120%) zurückgezahlt.

4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:
für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden **98,—** Mark, für die 5% Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. April 1918 beantragt wird **97,80** Mark,
für die $4\frac{1}{2}$% Reichsschatzanweisungen **98,—** Mark
für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung

Digitized by Google

der Stückelung kann nicht stattgegeben werden*.

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. J. ausgegeben werden

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 31. März d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 31. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 27. April d. J.
20% des zugeteilten Betrages spätestens am 24. Mai d. J.
25% des zugeteilten Betrages spätestens am 21. Juni d. J.
25% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Juli d. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 31. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 90 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 27. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 63 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½% Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen der früheren Kriegsanleihen in neue 4½% Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die Umtauschanträge sind innerhalb der Zeichnungsfrist bei derjenigen Zeichnungs- oder Vermittelungsstelle, bei der die Schatzanweisungen gezeichnet worden sind, zu stellen. Die alten Stücke sind bis zum 24. Mai 1917 bei der genannten Stelle einzureichen. Die Einreicher der Umtauschstücke erhalten zunächst Zwischenscheine zu den neuen Schatzanweisungen.

Die 5% Schuldverschreibungen aller vorangegangenen Kriegsanleihen werden ohne Aufgeld gegen die neuen Schatzanweisungen umgetauscht. Die Einlieferer von 5% Schatzanweisungen der ersten Kriegsanleihe erhalten eine Vergütung von M. 1,50, die Einlieferer von 5% Schatzanweisungen der zweiten Kriegsanleihe eine Vergütung von M. 0,50 für je 100 Mark Nennwert. Die Einlieferer von 4½% Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe haben M. 3,— für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

Die mit Januar/Juli-Zinsen ausgestatteten Stücke sind mit Zinsscheinen, die am 2. Januar 1918 fällig sind, die mit April/Oktober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zinsscheinen, die am 1. Oktober 1917 fällig sind, einzureichen. Der Umtausch erfolgt mit Wirkung vom 1. Juli 1917, so daß die Einlieferer von April/Oktober-Stücken auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für ¼ Jahr vergütet erhalten.

Sollen Schuldbuchforderungen zum Umtausch verwendet werden, so ist zuvor ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldenverwaltung (Berlin SW 68, Oranienstraße 92/94) zu richten. Der Antrag muß einen auf den Umtausch hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens bis zum 20. April d. J. bei der Reichsschuldenverwaltung eingehen. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur für den Umtausch in Reichsschatzanweisungen geeignet sind, ohne Zinsscheinbogen ausgereicht. Für die Ausreichung werden Gebühren nicht erhoben. Eine Zeichnungssperre steht dem Umtausch nicht entgegen. Die Schuldverschreibungen sind bis zum 24. Mai 1917 bei den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.

*Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Berlin, im März 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

Digitized by Google

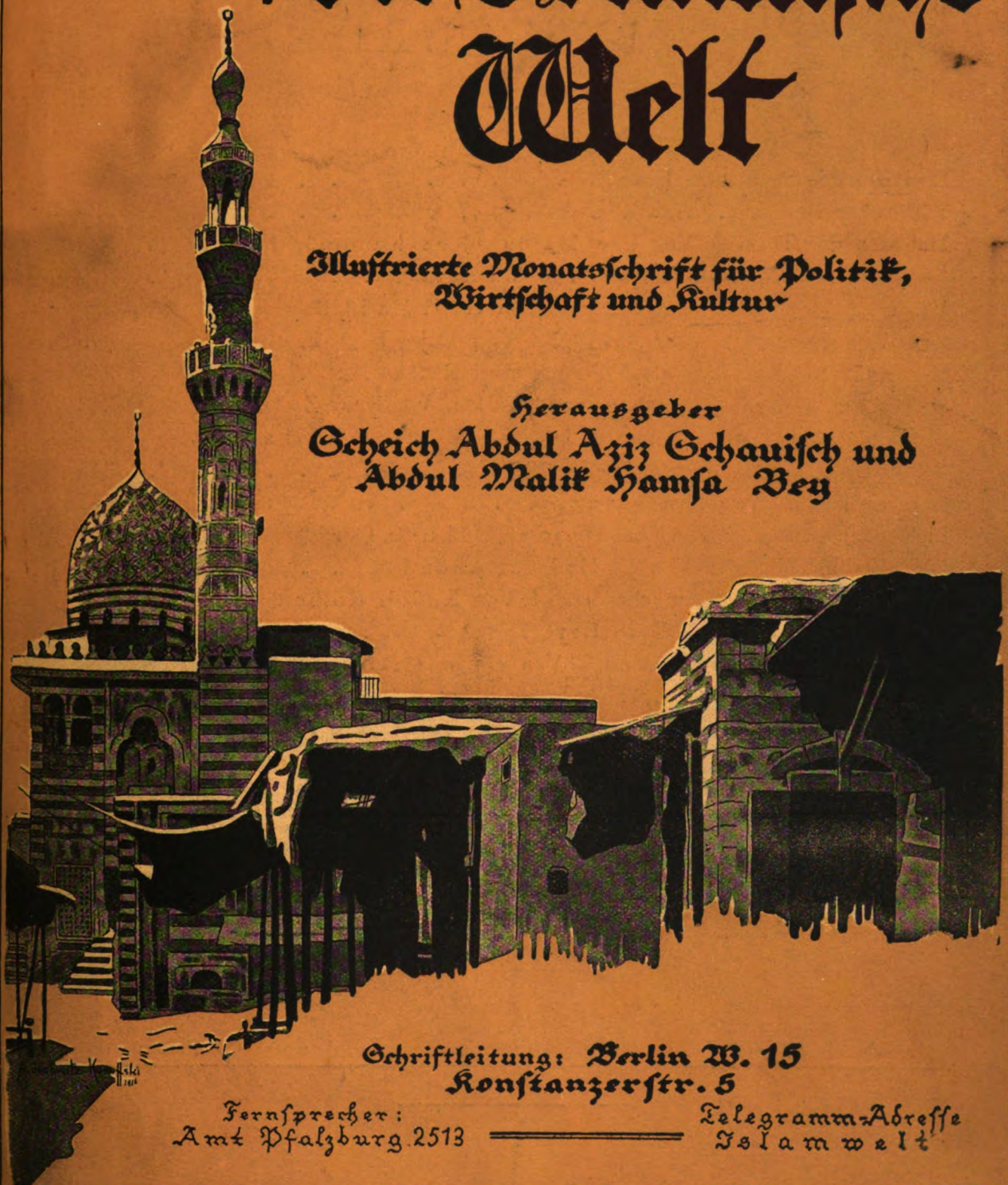
PASS & GARLEB
G. m. b. H.
BERLIN W 57
Bülowstraße 66

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber
Scheich Abdul Aziz Schauisch und
Abdul Malik Hamsa Bey



Schriftleitung: Berlin W. 15
Konstanzerstr. 5

Fernsprecher:
Amt Pfalzburg 2513

Telegramm-Adresse
Islamwelt

Nummer 6 · Preis des Einzelheftes 1 M., jährlich 9 M., halbjährlich 5 M., vierteljährlich 3 M. · Mai 1917

Digitized by Google

INHALT

Drei osmanische Staatsmänner . . . . . Seite 317
Türkischer Besuch . . . . . „ 323
Mairosen der Türkei. Von Else Marquardsen-Kamphövener . „ 326
Aegypten im Weltkonflikt. Von Ibn Marawan . . . . . „ 329
Verbreitung des Islams im Orient. Von Halil Halid Bey . . . „ 333
Die Weltkriegslage Anfang Mai 1917. Von Major a. D E. Moraht „ 336
Müteferika Suleiman Agha. Von Achmed Refik . . . . . „ 340
Deutsche u. englische Eisenbahnen in der Türkei. Von Fritz Zutrauen „ 343
Erinnerungsblatt an die Mauren in Spanien. Von Katharina Baronin v. Pommer-Esche . . . . . „ 345
Der Suezkanal. Von Ibn Saàd . . . . . „ 347
Liebesszene aus dem Revolutionsdrama „Mutherem Quatil“ . . . „ 350
Die „Weißen Väter“. Von El Hadschi Abdullah . . . . . „ 352
Offene Freundschaft, heimlicher Haß. Von Rudolf Rotheit . . „ 354
Ein Feind. Von Habib Edib Bey . . . . . „ 358
Das Kalifat als geistiges Band. Von einem türkischen Diplomaten . . . . . „ 361
Die Welt des Islams als Wirtschaftsfaktor. Von Davis Trietsch . „ 362
Die Neuregelung der Donauschiffahrt. Von Emil Zimmermann „ 364
Das arabisch-türkische Schattenspiel. Von Hermann Siegfr. Rehm „ 368
Die Entscheidung in Konstantinopel. Von Leutnant Joachim v. Reichel . . . . . „ 371
Türkisches Handwerk. Von Dr. Adolf Droop . . . . . „ 373
Der türkische Soldat. Von Birger Mörner . . . . . „ 375

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für
Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber:
Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 6 | Berlin, 1. Mai 1917 | Jahrgang I

DREI OSMANISCHE STAATSMÄNNER.

HAKKI PASCHA — HUSSEIN HILMI PASCHA — FUAD SELIM BEY.

Im Hochsommer 1915 bezog Ibrahim Hakki Pascha das türkische Botschaftsgebäude in der Berliner Rauchstraße. Er war in der deutschen Haupt- und Residenzstadt kein Neuling mehr. In außerordentlicher politischer Sendung hatte er schon 1913 in Berlin geweilt, und monatelang wohnte er in der ersten Hälfte 1915 in unserer Stadt, diesmal allerdings nicht in amtlicher Eigenschaft, sondern, nach außen wenig hervortretend, als beobachtender, die Verhältnisse studierender Privatmann. Sein Schwiegersohn, Gatte seiner einzigen Tochter, bekleidete damals den Posten des Militärattaché an der hiesigen türkischen Botschaft. Im Kreise seiner Familienangehörigen hatte Hakki Pascha Muße, sich mit der ihm auszeichnenden ruhigen Gründlichkeit auf die hohe diplomatische Aufgabe vorzubereiten, die ihm später übertragen werden sollte.

Der wissenschaftlichen Laufbahn galt Hakki Paschas erste Neigung. Er zählte kaum 23 Jahre, als er 1886 eine Professur an der Konstantinopler Rechtshochschule erhielt. Aus einem der ersten Rechtslehrer seines Vaterlandes wurde dann einer der ersten Staatsmänner, über die das osmanische Reich gegenwärtig verfügt. Es konnte nicht ausbleiben, daß der hochgeachtete Rechtsprofessor bei schwierigen politischen Fragen als Berater und Begutachter herangezogen wurde und so aus dem Lehrsaal ins öffentliche Leben trat. Abgesehen von seinem wissenschaftlich geschulten, auf das Sachliche eingestellten Geist, seiner scharfen Auffassungsgabe und seiner liebenswürdigen Art der Menschenbehandlung, wiesen auch seine Sprachkenntnisse auf seine Verwendung im internationalen Getriebe hin. Es mag hier eingeschaltet werden, daß Hakki Pascha, der sich schon in ganz jungen Jahren als Uebersetzer auf der Hohen Pforte betätigt hat, mit einer besonderen Vorliebe und Begabung für fremde Sprachen bedacht ist; es ist ihm ein Vergnügen, nicht etwa bloß Brocken davon aufzugreifen, sondern sich grammatikalisch, von Grund auf damit vertraut zu machen. Als er nach Berlin kam, war ihm die deutsche Sprache fast völlig fremd. Heute, nach so kurzer Frist, ist er ohne weiteres imstande, eine deutsche Unterhaltung zu führen und selbst öffentliche Reden in deutscher Sprache zu halten.

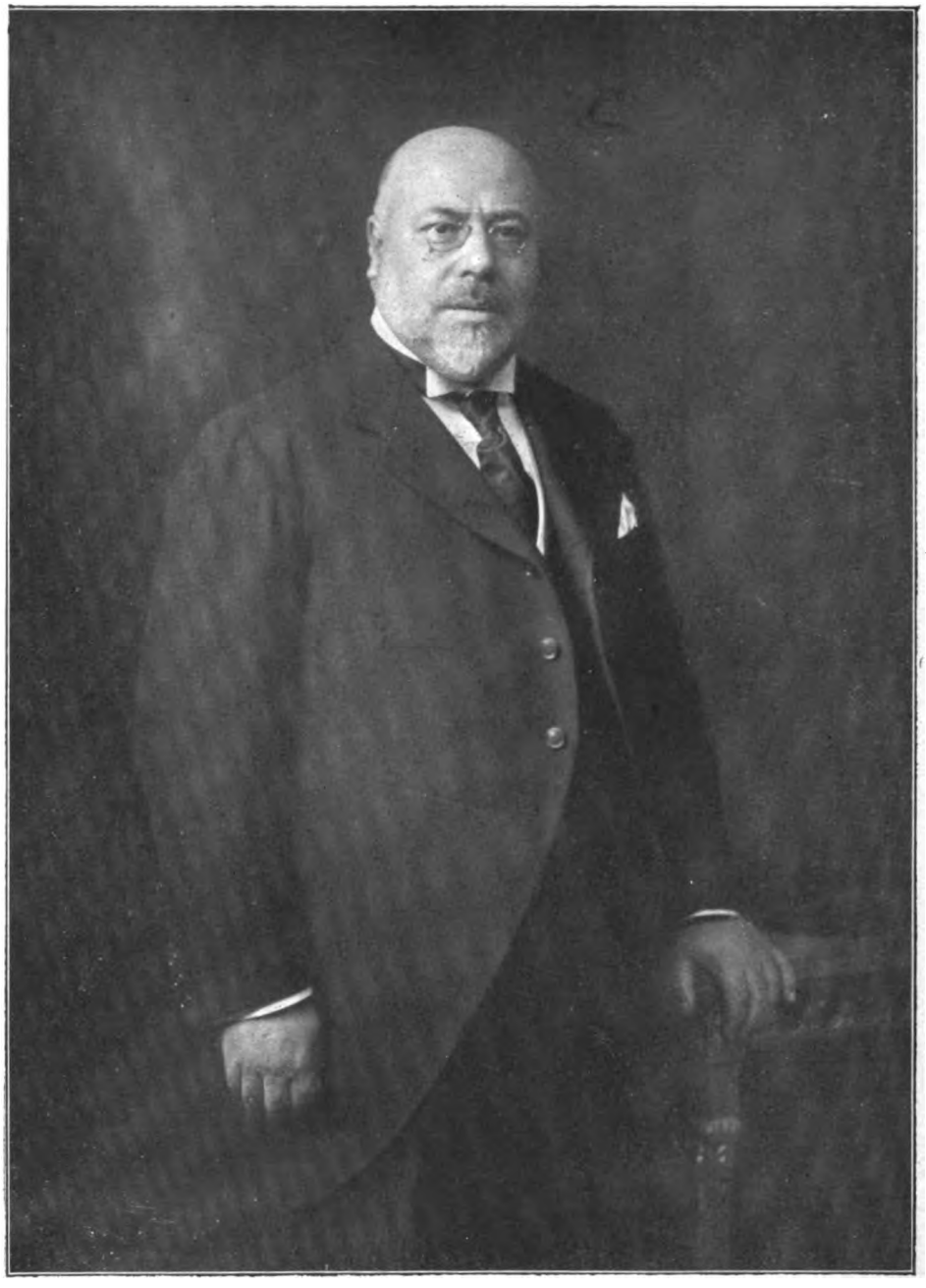
Nachdem er von der Rechtswissenschaft zur Diplomatie umgesattelt hatte, stieg er in diesem Berufe, der ihn als Mitglied verschiedener diplomatischer Missionen in die wichtigsten europäischen Hauptstädte führte, rasch empor. Im Jahre 1892 geht er als türkischer Generalsekretär zur Weltausstellung nach Chicago, im Jahre 1903 sehen wir ihn als Generalkommissar auf der Weltausstellung in Saint Louis, dann 1898 als Delegierten auf der antianarchistischen Konferenz in Rom. Im Jahre 1908 wird er Minister des Innern im vorrevolutionären Kabinett Ferid und in demselben Jahre, nach dem jungtürkischen Umsturz, Unterrichtsminister im Kabinett Kiamil, welches Amt er auch im nachfolgenden Kabinett Hussein Hilmi beibehält, worauf er im Januar 1909 zum ersten Male an die Spitze einer auswärtigen diplomatischen Vertretung gestellt wird: er übernimmt den Botschafterposten in Rom, doch bleibt er dort nur bis zum Jahresschluß, da er nach dem Sturze des Großwesirs Hussein Hilmi als dessen Nachfolger nach Konstantinopel zurückkehrt.

Ohne offiziell dem jungtürkischen Komitee anzugehören, zählte er in den Reihen der leitenden Jungtürken viele Freunde, und daß er ihr Vertrauen genoß, erwies die Tatsache, daß die große Umwälzung seine staatsmännische Laufbahn nicht beeinträchtigte. Bei Uebernahme des Großwesirats stellte er die Bedingung, daß ihm die Unter-

Digitized by Google

stützung des Komitees zuteil werde, die ihm denn auch zugesagt und gewährt wurde.

Bis zum Herbst 1911 blieb er Oberhaupt der türkischen Regierung. Als sein Freund und Ministerkollege Rifaat Pascha (der gegenwärtig ebenfalls in Berlin weilt) im August 1911 aus der Regierung ausschied, um als Botschafter nach Paris zu gehen, übernahm Hakki an dessen Stelle auch die Leitung der auswärtigen Geschäfte. Aber der Tripoliskrieg setzte seiner Tätigkeit als Großwesir und Minister des Aeußeren ein Ende. Unmittelbar nach der italienischen Kriegserklärung trat Hakki Pascha aus dem Amte. Die Zeit des Großwesirats Hakki Paschas war erfüllt mit revolutionären Erhebungen im Yemen, in Albanien und vor allem auf Kreta; namentlich die Kretafrage in ihrem Zusammenhang mit der großen europäischen Politik lastete schwer auf der Pforte. Will man aus der enormen Arbeit, die Hakki Pascha damals zu bewältigen hatte, einige besondere Züge hervorheben, so dürfen darin seine Bemühungen zur Kräftigung der türkischen Flotte nicht fehlen. Auf ihn ist die Bestellung von vier Torpedobootszerstörern bei der Schichauwerft zurückzuführen, sowie der Ankauf der beiden deutschen Kriegsschiffe „Weißenburg" und „Wörth" („Haireddin Barbarossa" und „Torgut Reis"). Angriffen in der Kammer wegen dieses Ankaufs begegnete er mit den Worten: „Ich rühme mich, die Schiffe erworben zu haben und übernehme jede Verantwortlichkeit dafür. Für ihren dringenden Ankauf habe ich Gründe, die ich hier nicht sagen kann."



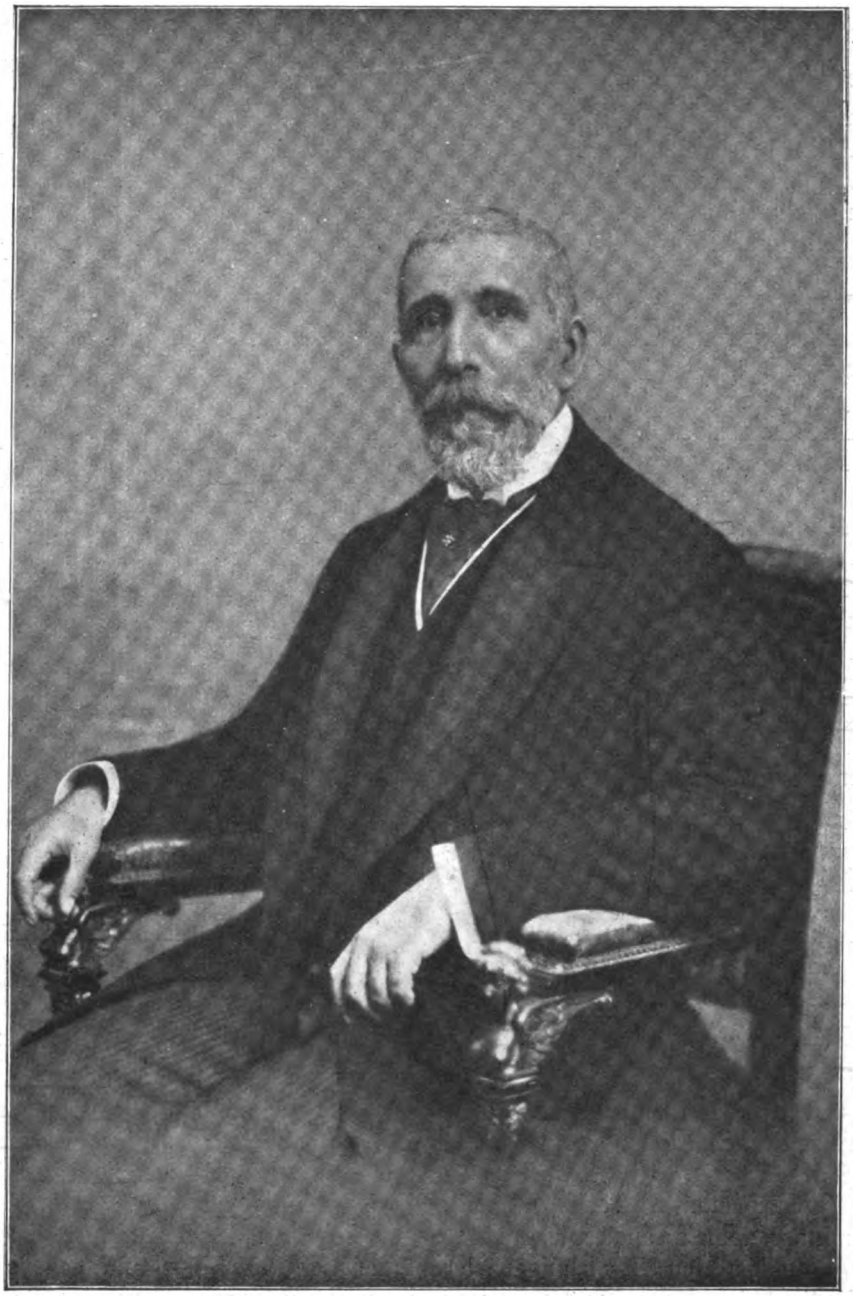
Se. Hoheit Hakki Pascha,
Kaiserl. osmanischer Botschafter in Berlin.

Ein bemerkenswertes Ereignis aus jener Zeit war auch der Fehlschlag des Versuches, eine Anleihe in Paris aufzunehmen, was den damaligen Finanzminister Dschavid Bey (der auch jetzt wieder dieses Amt innehat) veranlaßte, sich an den Berliner Finanzmarkt zu wenden; es kam dann unter Führung der Deutschen Bank ein deutsch-österreichisches Konsortium zustande, von dem die Türkei die gewünschte Anleihe ohne die drückenden Bedingungen, die Paris gestellt hatte, erhielt.

So geschah es, daß sich während der Amtstätigkeit Hakki Paschas im Großwesirat die Beziehungen zwischen der Türkei und den Mittel-

Digitized by Google

mächten, namentlich Deutschland, immer enger gestalteten, und so war Hakki der gegebene Mann, mit wichtigen diplomatischen Aufträgen nach Berlin entsandt zu werden, als es im Jahre 1913 galt, die überaus schwierige Liquidation der aus den beiden Balkankriegen hervorgegangenen Verhältnisse vorzunehmen. Von Berlin begab er sich als erster türkischer Delegierter zu den Londoner Friedensverhandlungen, nach deren Beendigung er die in Berlin angeknüpften Besprechungen wieder aufnahm, die allerdings erst im Januar 1917 durch den Abschluß des deutsch-türkischen Rechts- und Konsularvertrages ihre volle Krönung finden sollten.



Hussein Hilmi Pascha
Kaiserl. osmanischer Botschafter in Wien.

Est ist dies jener grundlegende Vertrag, der sozusagen den leeren Raum ausfüllt, der durch die Beseitigung der Kapitulationen in den internationalen Rechtsverhältnissen der Türkei entstanden war: die Kapitulationen lasteten schwer auf der Türkei, weil sie die Ausländer gegenüber den türkischen Staatsangehörigen in jeder Weise bevorrechteten, weil sie die Türkei zollpolitisch und handelspolitisch, im Gerichtswesen, im Schulwesen, im Postwesen usw. abhängig von fremdem Willen machten, aber sie waren immerhin doch öffentlich rechtliche und internationale Richtlinien, die plötzlich verschwanden, als die Türkei diese Paragraphenfessel abschüttelte. An ihre Stelle mußte etwas anderes und natürlich besseres gesetzt werden, und das bessere konnte nur in der Rechtsgleichheit der vertragschließenden Teile gesucht werden. Der neue Vertrag räumt denn auch den deutschen Konsuln und allen anderen deutschen Staatsbürgern in der Türkei auf der einen Seite und den türkischen Konsuln wie allen anderen Türken in Deutschland auf der anderen Seite genau dieselben Rechte ein. Es wird kein Teil bevorzugt und keiner geschädigt. Theoretisch wurde die Türkei zwar schon im Pariser Vertrage von 1856 als gleichberechtigtes Mitglied in die europäische Völkerfamilie aufgenommen, die politische Praxis aber machte die schöne Theorie andauernd zunichte. Erst der neue deutsch-türkische Vertrag stellt Theorie und Praxis miteinander in Einklang, und wenn der Weltkrieg vorbei sein wird und auch die gegenwärtig feindlichen Mächte an die Neuregelung ihrer Beziehungen zum osmanischen Reich schreiten werden, dann wird der deutsch-türkische Vertrag das Musterbeispiel sein, an das sie sich werden halten müssen; er öffnet der Türkei, nachdem sie selbst durch Abschüttelung der Kapitulationen den ersten Schritt getan hat, den Weg zur allgemeinen internationalen Gleichberechtigung.

So bildet dieser Vertrag, dessen hervorragendster Baumeister und Förderer Hakki Pascha ist,

Digitized by Google

für die Türkei und für Deutschland die beste Ergänzung des Waffenbündnisses, das unter tatkräftiger Mitwirkung Hakkis durch die Entsendung deutscher Gelehrter und Verwaltungsfachmänner nach der Türkei, durch die Uebernahme junger Türken in deutsche Militär- und Zivilschulen, wie nicht minder durch zahlreiche andere Unternehmungen und Veranstaltungen teils politischer, teils gesellschaftlicher Art andauernd eine weitere Ausgestaltung erfährt.

Gegen Ende des Jahres 1902 trat ein Mann in den großen europäischen Gesichtskreis, der bis dahin auf hohen Stellungen des türkischen Verwaltungsdienstes sich in den asiatischen Provinzen hervorragend bewährt hat. Es war Hussein Hilmi Pascha. Um dem Drängen der Großmächte nach Einführung von Reformen in Mazedonien zuvorzukommen, übertrug ihm die Pforte das damals erst geschaffene außerordentlich wichtige Amt des Generalinspektors der drei mazedonischen Provinzen Saloniki, Monastir und Kossowo. Hussein Hilmi war 1855 als Kaufmannssohn auf der Insel Mytilene geboren. In verhältnismäßig jungen Jahren Generalsekretär des Wilajets Aidin geworden, ging er in derselben amtlichen Eigenschaft von dort dach Syrien, um bald darauf Regierungspräsident erst in Mersina, dann in Kerak (östlich des Toten Meeres) zu werden und schließlich als Generalgouverneur an die Spitze des Vilajets Yemen zu treten. Es waren schwere Aufgaben, die er dort zu bewältigen hatte. In Kerak galt es, die Regierungsgewalt gegen unbotmäßige Beduinenstämme durchzusetzen, im Yemen bedurfte er größter Umsicht, Tatkraft und ungewöhnlichen diplomatischen Geschicks, um halbwegs ein richtiges Verhältnis des Vertreters der Zentralgewalt zu den gegen die Zentralgewalt wühlenden örtlichen Machthabern zu finden.

Gelegenheit zur vollen Betätigung dieser wertvollen Eigenschaften, denen sich ein unermüdlicher Fleiß zugesellte, bot dem trefflichen Manne und Beamten der mazedonische Posten. Seitdem wird der Name Hussein Hilmis in der ganzen politischen Welt mit Ehren genannt. Was die Pforte mit seiner Ernennung damals anstrebte, gelang allerdings nicht. Entgegen den Erwartungen der Pforte gaben sich die Mächte mit der Ernennung eines türkischen Generalgouverneurs nicht zufrieden; statt sich der befürchteten aktiven Einmischung der Mächte in die mazedonische Angelegenheit zu entledigen, mußte sich die Pforte im Gegenteil die Einsetzung einer internationalen Finanzkommission in Mazedonien sowie die Entsendung fremder Offiziere zur Umgestaltung der mazedonischen Gendarmerie gefallen lassen. Nicht genug damit, wurden ein russischer und ein österreichisch-ungarischer Kommissar zur Ueberwachung des mazedonischen Reformwerkes dem Generalgouverneur an die Seite gegeben.

Unter solchen Umständen waren sowohl an den Verwaltungsbeamten wie an den Diplomaten Hussein Hilmi die höchsten Anforderungen gestellt. Eigenartige Hemmnisse erwuchsen ihm. Ueber die Notwendigkeit der Herbeiführung einer Gesundung der mazedonischen Verhältnisse war er sich vollkommen klar, aber nach zwei Seiten war seine Bewegungsfreiheit eingeengt. Als Beamter war er von der Pforte und vom Yildizkiosk abhängig, die von ihm eine Einschränkung der fremden Einmischung erwarteten, die Großmächte aber, die sich in Mazedonien die Oberaufsicht angemaßt hatten, waren stärker als Pforte und Yildizkiosk, und so stand Hussein Hilmi zwischen zwei Feuern und mußte nach beiden Seiten hin mit äußerster Geschicklichkeit verfahren, eine Anforderung, der er sich gewachsen zeigte. Wie immer sich die Dinge später gestalteten, er ging aus seiner fünfjährigen mazedonischen Amtstätigkeit mit Ehren hervor. Als aufrechter Mann, als treuer Sohn und Beamter seines Vaterlandes erwarb er sich dank seinem lauteren Charakter, seinen erlesenen Umgangsformen ,seiner vornehmen Ruhe und zielbewußten Tatkraft die Achtung Aller, die damals neben und mit ihm in Mazedonien gewirkt haben.

Nicht zum wenigsten infolge der immer weiter um sich greifenden Einmischung des Auslandes in die mazedonischen Dinge kam es zur jungtürkischen Revolution von 1908. Hussein Hilmi war kein Jungtürke im revolutionären Sinne. Er hatte auch keine Verbindungen mit dem Komitee, aber die Achtung auch der Komiteeleute hatte er sich erworben, und als infolge der jungtürkischen Revolution das Kabinett Kiamil Pascha ins Amt trat, das, keineswegs jungtürkisch, von den Jungtürken als Uebergangskabinett gedacht war, übernahm Hussein Hilmi darin das damals besonders wichtige Ministerium des Innern und wurde wenige Monate darauf selbst Großwesier.

Die reaktionäre Gegenrevolution vom April 1909 brachte seinen Sturz, aber nach dem siegreichen Einzug des Saloniker Jungtürkenheeres in Konstantinopel wurde er in Amt und Würden von neuem eingesetzt und er blieb Großwesier bis Dezember 1909. Ein Mißtrauensvotum der Kammer wegen Konzessionierung der Schiffahrt auf dem Euphrat und Tigris an die englische Lynch-Gesellschaft veranlaßte ihn zum Rücktritt. Sein Nachfolger wurde der damalige Botschafter in Rom und jetzige Botschafter in Berlin, Hakki Pascha. Noch einmal übernahm Hussein Hilmi im Juli 1912 einen Ministerposten: Achmed Mukhtar, Vater des früheren Berliner Botschafters Mahmud Mukhtar, berief ihn als Justizminister in sein Kabinett, doch legte Hussein Hilmi schon im August 1912, kurz vor dem Balkankrieg, dies Amt nieder.

Digitized by Google

Seit November 1912 bekleidet Hussein Hilmi, der als Großwesir im Februar 1909 nach den Zerwürfnissen wegen der bosnischen Annexion das Einigungsprotokoll zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei unterschrieb, den Posten des osmanischen Botschafters in Wien. Man braucht nur die Balkanereignisse von 1912 und 1913 sowie das Weltkriegsbündnis der Türkei mit den Mittelmächten zu erwähnen, um die Bedeutung der Stellung zu würdigen, die Hussein Hilmi in Wien inne hat, als ein Mann, der das unbedingte Vertrauen seiner eigenen Regierung gleichwie der Regierung genießt, bei der er beglaubigt ist.

Fuad Selim Bey.

Aus den Kreisen der ägyptischen Nationalpartei, zu deren Gründern er selbst gehört, geht Fuad Selim Bey hervor, der, mit dem Wohnsitz in Bern, das osmanische Reich bei der Schweizer Regierung als Gesandter vertritt. Schon äußerlich ergibt sich die Wichtigkeit dieses Postens in der jetzigen Zeit daraus, daß er neu geschaffen wurde. Fuad Selim ist sein erster Inhaber. Bis dahin hatte sich die Türkei damit begnügt, einen Generalkonsul mit der Führung der diplomatischen Geschäfte in der Schweiz zu betrauen. In der neutralen Schweiz, die wie eine Insel aus der tosenden Brandung emporragt, laufen gegenwärtig, teils offen, teils in der Heimlichkeit, alle möglichen diplomatischen Fäden zusammen, sie schneiden sich und kreuzen sich, und es bedarf großen Scharfblicks und ständiger Aufmerksamkeit, um in diesem Spiel der Minen und Gegenminen, in diesem Treiben der offiziellen und zahllosen inoffiziellen Agenten sich mit Erfolg zu behaupten.

Wenn Fuad Selim von der Pforte mit der Aufgabe, sie in Bern zu vertreten, betraut wurde, so ergibt sich aus dieser bloßen Tatsache, auch für jeden, der seine früheren Verdienste nicht kennt, daß er sich bei seiner Regierung und innerhalb des diplomatischen Korps des osmanischen Reiches die Anerkennung, einer der Tüchtigsten zu sein, erworben hat. Denn die Zeiten der Günstlingswirtschaft in der Türkei sind vorbei; die Leistung gilt und bahnt den Weg zum Aufstieg.

Fuad Selim wurde 1874 in Kairo als Sohn Latif Selim Paschas, Ehrenpräsidenten des gemischten Gerichtshofs, geboren. Seine erste Erziehung und die höhere Ausbildung erhielt er in Aegypten; das Studium der Rechtswissenschaft, das er in Aegypten begonnen hatte, vollendete er auf der Pariser Universität. Nach Aegypten zurückgekehrt, lehnte er, entgegen den Gepflogenheiten junger gebildeter Aegypter aus höheren Ständen, die Uebernahme eines Regierungspostens ab, da Englands scharfe administrative Kontrolle es den Patrioten unmöglich machte, im Regierungsdienst zugunsten des Vaterlandes

Digitized by Google

tätig zu sein. In der berühmten Bibliothek seines Vaters und unter dessen Leitung setzte er seine Studien fort. Die begeisterte Vaterlandsliebe Latif Selim Paschas übertrug sich auf den Sohn, der im Jahre 1905 zusammen mit seinem Freund Mustapha Kamel Pascha die ägyptische Nationalpartei gründete, zu deren Sekretär er gewählt wurde. Die Ziele, die er sich steckte, waren die Befreiung Aegyptens vom englischen Joch und der Zusammenschluß mit dem osmanischen Reiche. In enger Verbindung stand er mit der jungtürkischen Partei, und nach dem Sturz des Sultans Abdul Hamid begab sich Fuad 1909 nach Konstantinopel, wo er sich alsbald mit Eifer politisch betätigte. Nach dem Balkankrieg trat Fuad Selim in den diplomatischen Dienst der Türkei, in der Hoffnung, nicht bloß ihr wertvolle Dienste zu leisten, sondern auf diese Weise vielleicht auch seinem Heimatlande nützlich sein zu können.

Es traf sich, daß Fuad Selim, nachdem er verschiedene Dienstgrade durchlaufen hatte, schon im Jahre 1914, wie später in Bern, zum Träger eines neugeschaffenen Postens ernannt wurde. Der Balkankrieg hatte Saloniki vom türkischen Reiche abgetrennt, aber auch nach dem Friedensschluß waren gerade in Saloniki bedeutsame Fragen zwischen der Türkei und Griechenland noch zu regeln, Fragen der Staatsbürgerschaft, der privaten Eigentumsrechte, des Handelsverkehrs usw. So wurde ein Generalkonsulat in Saloniki errichtet und zu seiner Leitung Fuad Selim ausersehen. Das geschah anfangs 1914. Doch der starke Betätigungsdrang Fuads sollte nach nicht langer Zeit ein neues Feld finden.

Ende 1914 trat die Türkei in den Weltkrieg ein. Eine Expedition nach Aegypten wurde vorbereitet. Nun hielt es den Aegypter Fuad Selim nicht mehr in Saloniki: die Erfüllung der Sehnsucht der ägyptischen Nationalpartei nahe wähnend, schloß er sich als politischer Ratgeber Dschemal Paschas, des Führers der türkischen Armee, jener Expedition an.

Im Januar 1916 folgte er dem Rufe, die Leitung der Gesandtschaft in Bern zu übernehmen, die heute nicht bloß die Vertretung der Türkei in der Schweiz, sondern auch der Mittelpunkt aller in der Schweiz weilenden jungägyptischen Emigranten ist.

In der breiten Oeffentlichkeit ist ein Brief bekannt geworden, den Fuad Selim im April 1916 schrieb, als die Westmächte in der Schweiz falsche Meldungen über die Lage in der Türkei verbreiteten und namentlich mit der Lüge operierten, daß sich türkische Politiker in Genf befänden, um dort mit Vertrauensmännern der Vierbundmächte über einen Sonderfrieden zu beraten. Wir stellen einige Sätze dieses Briefes zum Schluß hierher, weil sie am besten Fuad Selims politischen Charakter beleuchten. Er schrieb u. a.: „Jedermann, der mit den Verhältnissen nur irgendwie vertraut ist, weiß, daß wir uns mehr als jede andere Nation in der Notwendigkeit befunden haben, den Krieg an der Seite Deutschlands aufzunehmen und ihn mit aller Kraft bis zum Ende durchzuführen . . . Die Türkei wird niemals jene Mächtegruppen um Frieden bitten, durch die sie ihre schönsten Provinzen verloren hat . . . Wir werden uns nicht in die Arme unserer Henker werfen, weil wir uns nicht auf ewig selbst vernichten wollen."

Digitized by Google

TÜRKISCHER BESUCH.

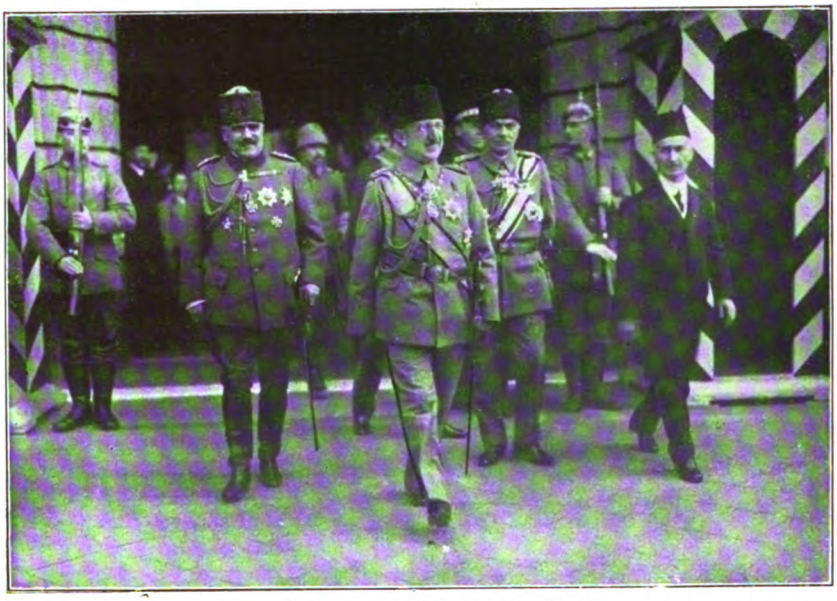
Drei hohe türkische Besuche brachten uns die letzten Wochen. Kriegsminister Enver, Prinz Zia Eddin und Großwesir Talaat trafen nacheinander in Berlin ein, hatten hier wichtige Besprechungen mit den leitenden Staatsmännern und begaben sich sodann ins Hauptquartier, wo sie vom Kaiser mit gebührender Auszeichnung empfangen wurden und durch die deutschen Kriegslenker näheren Einblick in die für uns hoffnungsvollen Verhältnisse an der Westfront bekamen. Nach allgemeiner Ueberzeugung nicht bloß der Mittelmächte, sondern der ganzen Welt, tragen die Ereignisse, die sich gegenwärtig an der Westfront abspielen, entscheidenden Charakter. Für den Besuch der drei hohen türkischen Persönlichkeiten unmittelbar vor Beginn und mitten während der grandiosen Kämpfe konnte daher kaum ein wichtigerer Augenblick gewählt werden. Nimmt man dazu, daß um die gleiche Zeit Amerika die Maske seiner heuchlerischen Neutralität fallen ließ, nachdem es sich auf allerhand Schleichwegen die größte Mühe gegeben hatte, den festen Zusammenhalt des mitteleuropäisch-orientalischen Vierbundes zu lockern, so darf man die Reisen Envers, Zia Eddins und Talaats nach Deutschland als ein neues, weithin sichtbares Bekenntnis der Türkei zu unerschütterlicher Bündnistreue betrachten. In Deutschland hat es niemand gegeben, der je daran gezweifelt hätte. Nach außen hin aber muß die Wirkung um so stärker sein, als sich darin trotz Amerikas Eingreifen und trotz der unliebsamen mesopotamischen Rückschläge klar das unentwegte Vertrauen auf die siegende Kraft der deutschen Waffen ausspricht.

Großvesier Talaat in Berlin.

Gerade im Osten liegen bereits die deutlichsten und überzeugendsten Beweise für die verheißungs-

Digitized by Google

volle Wendung vor, die der Weltkrieg genommen hat. Die einzige Bedrohung, unter der Konstantinopel noch steht, ist die von Phrasen. Aber auch diese klingen schon viel unsicherer. Von dem „Schild Olegs", der „an das Tor von Konstantinopel angeheftet" werden soll, wie Herr Trepow es haben wollte, ist nicht mehr die Rede. Man gleitet von der „Eroberung" allmählich zur „Neutralisierung" über und wird wohl bald, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, von der Neutralisierung beim Verzicht angelangt sein. Nachdem infolge der deutschen Siege dem Zaren die Krone vom Haupt geschlagen ist, darf man in aller Gemütsruhe zusehen, wie Rußland in seinem eigenen übelrienen übelriechenden Dunste schmort. Den russischen Erbfeind ist die Türkei jedenfalls bis auf weiteres los, ein Erfolg, der sogar die hohen Erwartungen übertrifft, mit denen die Türkei in den Krieg gezogen ist.



Prinz Zia Eddin in Berlin.

Enver Pascha.

Und sehen wir uns die östlichen Gebiete weiter an, so finden wir ein ohnmächtiges Ententeheer bei Saloniki als einzige noch kämpfende und sich in den Kämpfen vollends erschöpfende Wehrmacht der Feinde. Von Serbien, Montenegro, Rumänien spricht man nicht mehr. Ihre Niederringung liegt schon so weit zurück, daß ihr bereits die „Aktualität" abhanden gekommen ist. Die Türkei darf mit diesen Ergebnissen zufrieden sein. Wo sich noch Schönheitsfehler zeigen, ist begründete Hoffnung auf ihre Ausgleichung vorhanden — sei es mit den Waffen, sei es später am Beratungstisch — und da die drei osmanischen Würdenträger nach ihrem Aufenthalt in Deutschland in verschiedenen, für die Oeffentlichkeit bestimmten Gesprächen ihre uneingeschränkte Befriedigung mit dem Ausgang ihrer hiesigen Verhandlungen geäußert haben, so ist anzunehmen, daß die Absichten, mit denen sie uns kamen, im Einklang standen mit den deutschen Plänen und daher an maßgebenden Stellen volle Würdigung erfuhren.

Digitized by Google

Enver ist Soldat, Zia Eddin Mitglied des osmanischen Kaiserhauses, Talaat Staatsmann. In dreifachem Sinne vertraten sie also bei uns die oberste Leitung des osmanischen Reiches. Daß der rührige energische Enver sich auf den Kriegsschauplätzen umsieht, liegt in der Natur der Sache. Wie er in Rumänien, in Galizien und selbstverständlich überall an den türkischen Fronten war, so war er wiederholt auch bei uns, sowohl im Osten als auch im Westen. Die Reisen Zia Eddins und Talaats waren der Form nach Höflichkeits- und Dankbesuche. Zia Eddin, des Sultans ältester Sohn, überbrachte dem Kaiser das Gegengeschenk des Sultans für einen Ehrensäbel, den der Kaiser dem Sultan hatte überreichen lassen. Talaat sprach vor, um sich beim Kaiser für die Verleihung des Schwarzen Adlerordens, die höchste Ordensauszeichnung, die der Kaiser zu vergeben hat, zu bedanken. Unverkennbar drückt sich in diesen Widmungen und Verleihungen sowie in den Besuchen, die sich daran knüpften, die Tatsache aus, daß die deutsch-türkische Freundschaft in diesen schweren Kriegsjahren sich immer mehr vertieft und gefestigt hat, so daß, wenn der Kriegszweck erfüllt sein wird, die beiden Mächte, die durch Not und Tod zusammengingen, ihren Weg auch fürderhin gemeinsam fortsetzen werden.

O LASS MICH STERBEN, HERR.

Von Omar Khayyam*)

O laß mich sterben, Herr, ich bin ein toter Mann.
Was nützt mir noch ein weiteres Jahrhundert?
Fing ich noch einmal an, stürb ich noch einmal dann,
Dein Fangspiel hat Omar nie bewundert.

Ich will die Stunden meines späten Tods
Mit den Geliebten und den Freunden bechern;
Dann tragt mich beim Gesang des Abendrots
Nach meines Hauses innersten Gemächern.

Dort steht ein Sarg aus härtestem Metall.
Legt mich hinein und wollt ihn gut verschließen.
Daß Frauenkuß und Früchtefall,
Des Seins Geräusche mich im Nichtsein nicht verdrießen.

Aus meinem Grabe aber steigt ein Duft
Von rosenfarbenen, von erlauchten Weinen,
Chimären wandeln seufzend durch die Luft
Und tanzen mit den schlanken Geisterbeinen.

Wenn dann ein Freund der fernen Ahnung lauscht,
Stürzt aus der Tiefe strömend süßer Odem —
Da sinkt er wohl, von Wein und Tod berauscht,
Gleich einem heiligen Trunkenbold zu Boden.

*) Aus „Sinngedichte des persischen Zeltmachers". Nachdichtungen von Klabund. Roland-Verlag, München.

Digitized by Google

MAIROSEN DER TÜRKEI.

Von Else Marquardsen-Kamphövener.

Der Mai! Ein seltsamer Zauber liegt in diesem Wort, das uns die endgültige Befreiung aus den Banden des Winters bedeutet und uns alljährlich das Wunder des lebendigen Werdens mit der Eindringlichkeit eines hinreißenden Predigers vor die harrende Seele führt. Was an Hoffen und Sehnen in den Herzen lebt, die durch die schwere Gräue des Daseins im Norden bedrückt sind, das macht sich Luft in Liedern, die den Mai besingen und in ihm alles, was Glück und Schönheit heißt. Ein Befreier scheint er aus dunklen Banden — ein Besieger, der die Gewißheit bringt, es herrsche nicht immer die grimme Gewalt des düsiren Wintergrauens, nicht immer die Härte von Gram und Leid. — So blickt dem Mai der Norden entgegen; ein Gefesselter, der durch seines Kerkers Eisenstäbe nach dem Sonnenstrahl des Gotteslichtes hascht. — —

Ismael Dschambulat,
der neue osmanische Gesandte in Stockholm.

Jauchzend über weite Steppen und Meere, hinstürmend mit Jubelruf stürzt der Süden dem Maien ans Herz! — „Bruder, Bruder, kamst du wieder? Küsse mich, mein Bruder!" — Blumen und bunte Bänder; Lieder und Tänze; lachende Augen; hüpfende Füße; Freude, Freude im Sonnenschein!

Denn mit dem Mai beginnt der Sommer. Kein zagendes, knospendes Frühlingshoffen — nein, ein jubelndes, duftendes Sommerwissen, das ist der Mai des Südens! — —

Kränze über allen Türen, Blumen in allen Händen, so wird der erste Mai von den Griechen begrüßt. Singend ziehen die Männer und Knaben mit Blumengewinden durch die Straßen; Festtag ist der 1. Mai, und keiner entzieht sich der Feier, die die Freude begrüßen soll. Man pilgert hinaus ins Freie, lagert sich und verbringt den Tag mit Lachen und Scherzen, mit ländlichen Tänzen und Blumenschlachten; es ist, als wolle man sich fest, fest ans Herz der Natur pressen, deren Umarmung man in dieser Innigkeit nun schon lange nicht mehr genoß. —

Wo Völker viele Generationen hindurch mit einander leben und wohnen, da nehmen sie, ohne sich dessen bewußt zu sein, gegenseitig ihre Gewohnheiten an. In und um Konstantinopel sowie in anderen Handelszentren der Türkei, wie Smyrna, Konia, Brussa, u. a. m. leben Türken und Griechen schon so lange nahe beisammen, daß sie vieles von einander übernommen haben. So ist es auch mit der Feier des 1. Mai. Zwar haben die Türken eigene, von denen der Griechen ganz unabhängige Bräuche, doch ist die Vermischung hier nicht fortzuleugnen, trotz der Verschiedenheit der beiderseitigen Kalender.

In der Hauptstadt und Umgegend wird von den Türken ihr 1. Mai ganz ähnlich gefeiert, wie von den Griechen der ihre. Bekränzte Türen, Blumen, wohin man blickt, feiernde Menschen. Nur mit dem Unterschiede, daß sich hier mehr Frauen und Kinder beteiligten — es liegt dem Osmanen die laute Feier nicht; wenn auch sein Auge freudig blickt, ruhig und ernst scheint er doch und nur die gütige Nachsicht, mit der er die kindliche Freude der Frauen gewähren läßt, verrät seine innere Anteilnahme. —

Ochsenwagen werden hervorgeholt und geschmückt, ihre Leinendächer in Blumenlauben gewandelt, die großen, grauen Ochsen mit Sträußen an den Kopfstücken besteckt. Der Führer des Wagens, der seine nackten braunen Beine von seinem schmalen Sitz herunter baumeln läßt, trägt zwischen Fez und Ohr einige Narzissen eingeklemmt; und während er halb träumend zu dem langsamen Trott seiner Ochsen vor sich hin summt, fühlt er sich ganz eingehüllt in den Atem des Maien. Drinnen im Wagen hocken auf Polstern die Frauen und Kinder, Dienerinnen und Herrinnen durcheinander; Körbe mit leckeren Vorräten sind dazwischen gestaut. Eine Alte erzählt gedämpft ein Märchen, nur, wenn die Achse gar zu grell quitscht, muß sie die Stimme erheben. Dämmern herrscht im Wagen und betäubender Blumenduft legt sich um die Sinne. Die Sonne brennt, der Himmel ist tiefblau, und der Boden, über den es hingeht, ist noch frisch; noch brannte ihn der Sommer nicht braun und dürr, und es liegt ein weicher, grünlicher Schimmer über allem.

Fort geht es, schon ist man weit aus der Stadt hinaus und über sanfte Hügelwellen zieht

Digitized by Google

der Weg. Kein Baum, kein Strauch; nur stark duftendes, niederes Kraut, der Heide gleich, wo nicht steiniger, rötlicher Boden ist. Hie und da einmal einige Cypressen schattendunkel in die blaue Luft ragend, dann an einem Brunnen eine Gruppe üppiger Platanen, in deren Schatten sich Leben tummelt am marmorgefaßten Quell. Und weiter in den Senkungen zwischen den Hügeln die Wipfel eines Parks, der ein weißes Schlößchen umgibt und versteckt — ein Ruhepunkt für das sonnensatte Auge. Denn Sonne ist da, Licht! O so ein herrliches Licht über Allem, solch strahlendes Leuchten um die Höhen alle, solch wunderbares Schimmern im Wasser des Bosporus dort unten!

Ja, dort unten ist er, der Bosporus; dort lockt und grüßt er unwiderstehlich mit seinem tiefen Blau, mit seinem Purpurglanz und es zieht hinab zu ihm, — es zieht ohne Weigern hinab. Wie sich der Duft der Rosen so schmeichlerisch um die Sinne legt, da der Weg sich dem Ufer nähert — wo sind denn diese Rosen, die so betäubend duften — oder ist es nur der Gruß des Bosporus, den du zauberisch verspürst?

Napoleon der Große sagte einst, er werde seine Heimat Korsika an ihrem wunderbaren, unvergleichlichen Dufte erkennen — sei er auch blind und wisse nichts von ihrer Nähe. Gerade so kannst du am unbeschreiblichen Dufte seiner Rosen die Nähe des Bosporus erkennen. Wie sind sie üppig, wie verschwenderisch schenken sie ihr Blühen! wie reich sind sie in ihren Farben, ihrem Wechsel, ihrer Schöne, diese Mairosen der Türkei! Sie senken sich wie vom Himmel herab, wenn sie aus dunklen Zypressen sich zur Erde ranken; sie steigen wie lauter Duft zur Sonne auf, wenn sie an altem Gemäuer sich emporwinden; sie stehen wie strahlender Stolz um weiße Marmorhäuser und sie winken wie sehnende Wünsche ihrem Spiegelbilde im Wasser zu.

Scheraf Bey
Osmanischer Ackerbauminister.

O Rosen des Mai, wie schmückt ihr herrlich die Pracht und Schönheit dieses Edelsteines in der Krone der Osmanen, Konstantinopel, und des Bosporus! Ein Liebkosen der Sonne seid ihr, Rosen des Mai, und all' euer Reiz ist nicht zu hoch, um die Schönheit zu preisen, die ihr schmückt!

Gleichwie mit einem farbigen, duftenden Gürtel umschließt ihr alles dort in der Türkei, ihr Mairosen; wenn an den Pforten des Schwarzen Meeres ihr schaudernd Umkehr haltet vor seinem düstern Drohen und zurück zur Schönheit flüchtet, so legt ihr euch sanft um trotzige, verfallene, alte Genueserburgen — schmeichelt euch um weiße Schlösser, die sich lächelnd im Wasser, das blau wie der Himmel ist, spiegelt, und senkt euch noch tiefer nieder, die Höfe der Moscheen zu schmücken und hohe Marmorbrunnen mit einem Schleier gelblichen Duftes zu umgeben. Dann aber kommt die Stadt, sie hat enge Straßen und dunkle Häuser — was sucht ihr dort, Mairosen? Nicht ganz vorüber könnt ihr auch hier; in mauerumschlossene Gärten dringt ihr ein, sucht träumerische Höfe auf, schlingt euch um drohende Tore stummer Häuser und macht lieblich, was immer ihr berührt — einen Schimmer eurer Schönheit, Byzanz, der stolzen, spielend schenkend. Doch schnell huscht ihr dann auf verstohlenen Wegen am Ufer des Goldenen Hornes entlang. Hier rankt ihr euch, wie kosend, an einem kleinen roten Holzhause hinauf; dort schlingt ihr euch mit eurer Schwester, der süßen Glycinie, um ein schwankes Dach — wohin eilt ihr so flüchtig, Mairosen? Ihr kennt es wohl, euer schönes Ziel; ihr sucht es sehnend, ihr könnt es nicht schnell genug erreichen! Ihr wollt hin zur schönsten Gräberstätte — wollt nach Eyub. Dort schmiegt ihr euch dann um alte Grabsteine und haltet sie im Sinken auf; ihr sucht euch den Weg durch vergoldetes Gitterwerk und legt euch um prunkende Sarkophage; ihr umkost zärtlich die Ruhestätte des frommen Iman und hängt eure blühende Pracht neben all die kleinen Fetzchen, die alle einen Wunsch sehnsüchtiger Herzen bedeuten, dort am Gitterwerk seines Grabes. Ihr hebt euch empor zu den dunklen Zypressen, die eure Lieblichkeit erharren und steigt hinauf bis in ihre höchsten Gipfel; und wenn ihr oben den Himmel durch die ernsten Zweige grüßen seht, so packt euch das Sehnen nach der geweihten Erde, der hr entsprosseni, und ihr senkt euch hinab in einem Schauer von Duft und Farbe sie zu küssen und zu grüßen, diese geliebte Erde der Türkei. Sie trank so viel Blut; o Rosen, schenkt ihr eure schönste Schönheit, auf daß sie es ver--winde! —

Mairosen, wohin wendet ihr euch nun? Kahl ließet ihr die Mauern, die einst Byzanz so trutzig umgaben; kahl den Weg auch, der zum Herzen Stambuls führt; nur spärlich ist euer Gruß für alles dieses. Eine Stätte allein auf Stambuls Boden schmückt ihr reicher — die ist's, wo der Mantel des Propheten liegt; dort schlingt ihr euch herrlich um die Ufermauern des alten Serail und sagt so euren letzten Gruß, ehe ihr auf den Schwingen eures Duftes hinüber zieht über das Meer.

Ein ferneres Ziel ist's, das euch lockt, fast mehr noch lockt als der Gräberhain Eyubs und seine geweihte Moschee, die das Schwert eines Streiters des Islam umschließt. Das Ziel, das ihr

Digitized by Google

über der blauen Meeresferne sucht, es ist die Wiege der Herschgewalt der Kalifen, ist Brussa, das ihr umkränzen wollt!

Doch unterwegs macht ihr noch einmal Halt und schauert euren ganzen Reichtum aus über die Inseln, die euch erwarten — die träumend in der Umarmung des Meeres eurer harren — die Prinzeninseln. Ganz einhüllen wollt ihr die Schroffen wie die Täler; ganz verschwinden lassen alles unter eurer Weichheit, und dann wollt auch ihr ausruhen an der roten Felsenbrust, der Sonne eure Blüten zum Kusse bietend.

Doch nun weiter — immer weiter auf unsichtbaren Flügeln des Duftes, bis ihr die verborgene Schönheit erreicht, die sich Brussa nennt. Und dort seid ihr daheim, Mairosen der Türkei! Dort seid ihr eins mit Himmel, Erde und Ferne; über die Straßen schwingt ihr euch, um die Häuser rankt ihr euch, sie zu verstecken vor dem Blick des Fremden. In eurem duftenden Schatten wandeln ruhige, edle Gestalten dahin; sie, die die neue Zeit noch nicht berührt, die noch im Weben vergangener Größe atmen. Um das Wunderwerk der kleinen blauen Moschee schlingt ihr euch und sucht in die weißen Badehäuser zu schauen; doch müßt ihr fliehen vor den heißen Dämpfen, die Brussas Heilquellen euch entgegen senden. Sie wollen euch nur grüßen, die demselben Boden entsprungen wie ihr — nur wilder, ungestümer wie ihr; warum flieht ihr, Kinder des Schönen? Erschreckt sucht ihr euch den Weg zur Kühle, nachdem die Glut euch also entsetzte; dort hoch oben lockt es so weiß und glitzernd und verführerisch — fern zwischen den Wolken, nahe der Himmelsbläue, da leuchtet es hell und rein — dort wollt ihr hinauf? O Rosen, eures Bleibens ist nicht, wo die Eisgötter herrschen; und sie sinds, die dort trohnen auf dem Gipfel des Olymp. Entgöttert ist er, dieser Olymp, außer von ihrer Härte; gleich jenem anderen Olymp entgöttert, von dessen Strahlenstirn die Zeit mit roher Hand erst jetzt das letzte Leuchten riß.

Bleibt im Tale, Rosen, zwischen murmelnden Quellen und rauschenden Platanen; bleibt und seid ein Zeichen aller Maienherrlichkeit der Türkei! Duftet von gewesener Größe, die ihr hier einst ersahet, und leuchtet von kommender, aus Blut entstandener Größe einer neuen Zeit. Ihr aber schlingt euch liebend um altes und neues; ihr aber haltet den Duft und die Schönheit fest und schwingt euch wie eine Brücke vom Vergangenen ins Zukünftige — o herrliche, reiche, süße, o wunderbare Mairosen der Türkei! —

DER GOTT SPIELT SCHACH MIT UNS.

Von Omar Khayyam*)

Der Gott spielt Schach mit uns. Die schwarzen Felder
Des Brettes deuten Nacht, die weißen Tag.
Die Schwangerschaft ist unsres Spiels Vermelder,
Das am Geburtstag noch beginnen mag.

So stellt er König, Läufer, Dame, Bauer
In Tag und Nacht, ganz wie es ihm beliebt.
Hier steht ein dicker Turm auf seiner Lauer,
Ein Springer dort, der scheinbar Vorsprung gibt.

Schachmatt. Die Fahnen sinken von den Masten.
Und unwirsch wirft der Spieler das Gebein
Der knochigen Figuren in den Kasten
Und läßt das Spiel gewesen sein.

*) Aus „Das Sinngedicht des persischen Zeltmachers". Nachdichtung von Klabund. Roland-Verlag in München.

Digitized by Google

AEGYPTEN IM WELTKONFLIKT.

Von Ibn Marawan.

Von alters her bildete Aegypten wegen seiner Lage an der Kreuzung dreier Kontinente einen Brennpunkt des Interesses europäischer Großmächte. Je nach der Stärke oder Schwäche Aegyptens bemühten sich die europäischen Freier entweder um die Gunst der vielumworbenen Penelope unter den Nationen oder sie wandten Gewaltmittel an, um die Unterjochung zu erzwingen. Natürlich hängt die Bedeutung, die Aegypten dank seiner Lage für die Weltpolitik besitzt, von den Schwankungen in den politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Ost und West ab. So geschah es, daß im 18. und 19. Jahrhundert, als Europas Aufmerksamkeit sich dem Osten zuwandte, die reichen Hilfsquellen des Landes europäische Kolonisationsgelüste wachriefen. Einer der ersten, die zu jener Zeit den Wert der geographischen Lage Aegyptens erkannten, war Leibniz, der dem König Ludwig XIV. von Frankreich in einer Denkschrift den Rat gab, Besitz von Aegypten zu ergreifen, wenn ihm daran gelegen wäre, Holland durch Eroberung seiner östlichen Kolonien zu besiegen. Ludwig XIV. zog den Lorbeer der Siege auf europäischen Schlachtfeldern der Eroberung orientalischer Kolonien vor. Als sein großer Nachfolger Napoleon jedoch dem Erbfeind Albion den Todesstoß geben wollte, unternahm er seinen ägyptischen Feldzug, der gegen Britanniens Macht in Indien gerichtet war, zu deren Aufrechterhaltung England politische Beeinflussung oder Beherrschung Aegyptens brauchte. Schon im Jahre 1807 versuchte England, sich die Kriege Mohamed Alis gegen die

Gesireh-Palast in Gizeh.

Digitized by Google

Palmen in der Oase Gaza an der Sinaifront.

Mamelucken in Oberägypten zunutze zu machen, indem es eine Expedition unter General Fraser entsandte, doch erkannte Mohamed Ali rechtzeitig die Gefahr, schloß Frieden mit den Mamelucken und konzentrierte seine Kräfte auf die Vertreibung des englischen Eindringlings, der sich nach den Niederlagen von Raschid zur Räumung des Feldes entschließen mußte. Mohamed Ali war nun, dank der Stärke seines Heeres und seiner Flotte, unumschränkter Herrscher Aegyptens, das sich, nachdem er den Sudan unterworfen und in Arabien die Revolution niedergeschlagen hatte, kraftvoll entwickelte und das neidvolle Mißvergnügen Englands erregte. In den frisch sprudelnden Lebensquellen der zu neuer Blüte erwachten Nation sah es eine Bedrohung seiner indischen Machtstellung. Eine Gelegenheit zur Schwächung Mohamed Alis mußte gefunden werden. Diese bot sich im griechischen Befreiungskrieg, als die Hohe Pforte sich weigerte, die Vorschläge Englands, Frankreichs und Rußlands anzunehmen. Es gelang den Engländern, die anderen beiden Mächte zu einem gemeinsamen verräterischen Ueberfall auf die ägyptisch-türkische Flotte zu überreden, die bei Navarin vollständig vernichtet wurde, ohne daß damals der Kriegszustand mit den Türken bestanden hätte. Mit dieser groben Verletzung des Völkerrechts gab sich England jedoch nicht zufrieden, sondern versuchte Mohamed Ali auch in anderer Hinsicht zu schwächen. Englands Haltung auf dem Londoner Kongreß 1841 liefert ein beredtes Zeugnis für diese Absicht. England machte jedoch seine ägyptische Rechnung ohne Frankreich, dem Gegner und Rivalen der östlichen Kolonialpolitik Englands, der den Engländern systematischen Widerstand entgegensetzte und ihnen unaufhörlich den Einfluß in Aegypten streitig zu machen suchte. Die Nichtausführung des Projektes einer Eisenbahn von Kairo nach Suez, zu der Mohamed Ali einer englischen Gesellschaft die Konzession gewährt hatte, war in der Hauptsache dem Rate der französischen Freunde und Ratgeber Mohameds zuzuschreiben. Auf der anderen Seite war England bemüht, den Suezkanalplan teils aus dem Grunde zu hintertreiben, weil er den Feinden Englands das überaus wertvolle Indien besser erreichbar machte, teils weil der Kanalbau von einer französischen Gesellschaft ausgeführt werden sollte. Nachdem es dem britischen Botschafter in Konstantinopel beinahe gelungen war, die Hohe Pforte zur Verweigerung ihrer Zustimmung zu der vom Pascha von Aegypten gewährten Kanal-Konzession zu veranlassen, schlugen die britischen Bemühungen dennoch fehl, und nun ließ England kein Mittel unversucht, den Kanal an sich zu bringen, was im Jahre 1876 dadurch gelang, daß Disraeli von Ismael Pascha die ägyptischen Suezkanalaktien kaufte.

Auch auf jede andere Weise suchte England seinen Einfluß in Aegypten zu erweitern. Den glimmenden Funken des Konfliktes zwischen dem Khediven Tewfik und den Führern der ägyptischen Armee schürte es zur hellen Flamme, um dadurch die Möglichkeit einer Einmischung in die inneren

Scheichs von Gaza.

Digitized by Google

Verhältnisse eines in sich gespaltenen und zerrissenen Aegyptens zu schaffen. Seine Machenschaften in Paris und Stambul fädelte es so klug ein, daß es ihm gelang, Frankreich und Italien von einem Vorgehen gegen Aegypten, die Türkei von der Entsendung einer Hilfsexpedition zurückzuhalten und Aegypten allein zu besetzen. Wer die Entwicklung der Nebenbuhlerschaft zwischen England und Frankreich in bezug auf den Einfluß im Niltal verfolgt hat, steht erstaunt vor der rätselhaften Haltung des Kabinetts Freycinet, das damals die Engländer auf eigene Faust handeln ließ. Politische Schriftsteller Frankreichs bezeichnen die damalige Haltung der französischen Regierung einmütig als das törichteste Verfahren, dessen ein Kabinett sich schuldig machen konnte.

Am Meeresstrand von Gaza.

Später jedoch versuchte Frankreich von neuem, den Engländern den ägyptischen Boden heiß zu machen.

Es beharrte auf Einberufung eines europäischen Kongresses zur Regelung der finanziellen Lage Aegyptens. Diese Forderung scheiterte, und die Nebenbuhlerschaft wuchs, bis sie sich im Jahre 1897 wegen des Faschoda-Zwischenfalles derart zuspitzte, daß ein Krieg unvermeidlich schien. Schließlich gelang es aber England, Frankreich zu versöhnen. Im Jahre 1904 brach eine Aera der Freundschaft zwischen England und Frankreich an.

Der gegenwärtige Krieg jedoch zeigt deutlicher als alle Ereignisse der Vergangenheit die Rolle, die Aegypten wegen seiner geographischen Lage im Konflikt der Nationen spielt.

Der Suezkanal macht es England möglich, aus den fruchtbarsten Gebieten Indiens und Australiens den größtmöglichen Vorteil zu ziehen. Ohne Aegypten wäre der elektrische Kraftstrom der englischen Beherrschung der Meere unterbrochen. Setzen wir den Fall, der erste türkische Angriff gegen den Suezkanal vom Februar 1914 hätte zum Erfolg geführt. Wie stände England dann da? Und welche Möglichkeiten für die Gegner Englands hätten sich ergeben? Man denke an die Schwierigkeiten der Beschaffung ausreichender Nahrungsmittel, die sich lange vor Beginn des verschärften U-Bootkrieges für England hätten einstellen müssen. Denn ein beträchtlicher Teil der Nahrungsversorgung Großbritanniens kommt von Indien und Australien her, und es fällt doch zu Kriegszeiten bei der Wichtigkeit von Tonnage-Ersparnis sehr ins Gewicht, ob die Schiffe eine etwa zweieinhalbmal längere Zeit für ihre Fahrten brauchen oder nicht. Jedenfalls hätte eine Sperrung des Suezkanals der allerdings ohnehin verunglückten Dardanellen-Expedition schon früher, als es geschah, den Garaus gemacht, und der mesopotamische Feldzug wäre kaum möglich gewesen. Aus diesen Gründen ist die Frage berechtigt, ob England ohne die ungehinderte Verfügung über den Suezkanal nicht gezwungen gewesen wäre, den Krieg überhaupt abzukürzen. Für die Gegner Englands, namentlich für Deutsch-

Blick auf die Stadt Gaza.

Digitized by Google

land, wäre die Bedeutung einer Unterbindung des Suezkanals kaum abzuschätzen; sie hätte die Sicherung erstrangiger deutscher Kolonien mit sich gebracht. Zur Bekräftigung dieser Auffassung berufen wir uns auf das fachmännische Urteil von Dr. Karl Peters.

Nicht genug damit, hätten sich, wenn es gelungen wäre, den Engländern den Suezkanal zu entreißen, überaus wichtige Möglichkeiten revolutionärer Erhebungen der nordafrikanischen Islamgebiete ergeben, Möglichkeiten, die sich auch auf den westlichen Kampffeldern in Europa stark zu Ungunsten der Entente hätten fühlbar machen müssen, da vor allem Frankreich dadurch geschwächt worden wäre. Das Plus an Frankreichs nordafrikanischen Hilfstruppen wäre in ein Minus an waffenfähigen Franzosen, die in Afrika die Wacht zu halten hätten, umgewandelt worden.

So ist denn die ägyptische Frage — nicht etwa erst von letzter Zeit her, sondern schon seit etwa dem Jahre 1840 — keine solche, die nur zwischen den Aegyptern und irgendeinem zweiten Volke auszutragen wäre; sie ist keine bloße „lokale Angelegenheit", sie kann und darf überhaupt nicht lokalisiert werden, denn sie gehört zu den wichtigsten Problemen der großen internationalen Politik. Von diesem Gesichtspunkte aus muß sie von jedem europäischen Staatsmanne betrachtet werden. Wenn die Mittelmächte, wozu sie erfreulicherweise auf gutem Wege sind, das Joch der englischen Seetyrannei brechen wollen, so dürfen sie nicht außer acht lassen, daß die Freiheit des Weges durch Aegypten mit zu den Voraussetzungen dieser Aufgabe gehört. Die Freiheit des Weges durch Aegypten ist aber nur erreichbar durch die Befreiung Aegyptens selbst. Und darüber hinaus blieben die kolonialen Interessen Deutschlands sowie ein wesentlicher Teil des mitteleuropäisch-orientalischen Wirtschaftsverkehrs unter englischer Knute, solange England Aegypten in der Hand hält.

Vielleicht ist der Vergleich mit Belgien erlaubt, das, an der Grenzscheide dreier Großmächte und an einem international sehr empfindlichen Punkte des Weltmeeres gelegen, durch Völkervertrag neutralisiert wurde, womit die Ausschaltung eines Streitgegenstandes beabsichtigt war. Daß Belgien selbst so töricht war, sich gegen den Vertrag zu vergehen, gehört auf ein anderes Blatt. Manche der politischen Gesichtspunkte, die für die Neutralisierung Belgiens sprachen, treffen auch für Aegypten zu, und man kann sich darauf verlassen, daß Aegypten, wenn es das Glück hätte, eine Neutralisierung zu erlangen, sich wohl hüten würde, das unverantwortliche Abenteuererbeispiel Belgiens zu befolgen.

Digitized by Google

DIE VERBREITUNG DES ISLAMS IM ORIENT.

Von Halil Halid Bey.

I.

Die englische Presse machte im vorigen Jahre von gewissen Dokumenten ausgiebigen Gebrauch, die man im Staatsarchiv einer von den Engländern besetzten deutschen Kolonie in Afrika gefunden zu haben angab.

Nach den in der englischen Presse veröffentlichten Auszügen aus diesen Schriftstücken sollen die deutschen Kolonialbehörden in ihren Verwaltungsbezirken eine muslimfeindliche Politik verfolgt haben, sie sollen sogar versucht haben, die Verbreitung des Islams unter den ihrer Herrschaft unterstehenden heidnischen Eingeborenen zu verhindern. Einige englische Blätter unterstützten ihre Anschuldigungen durch Zitate aus einem englisch geschriebenen Buch eines mit der englischen Orientpolitik vertrauten deutschen Gelehrten, betitelt „Das neue Licht über dem dunklen Afrika". Es braucht kaum betont zu werden, daß dieses Buch, das sich zustimmend zu der gewaltsamen Unterdrückung der Verbreitung des Islams durch europäische Behörden in ihren Verwaltungsgebieten, z. B. in Unganda, ausspricht, einen überwundenen Standpunkt bedeutet.

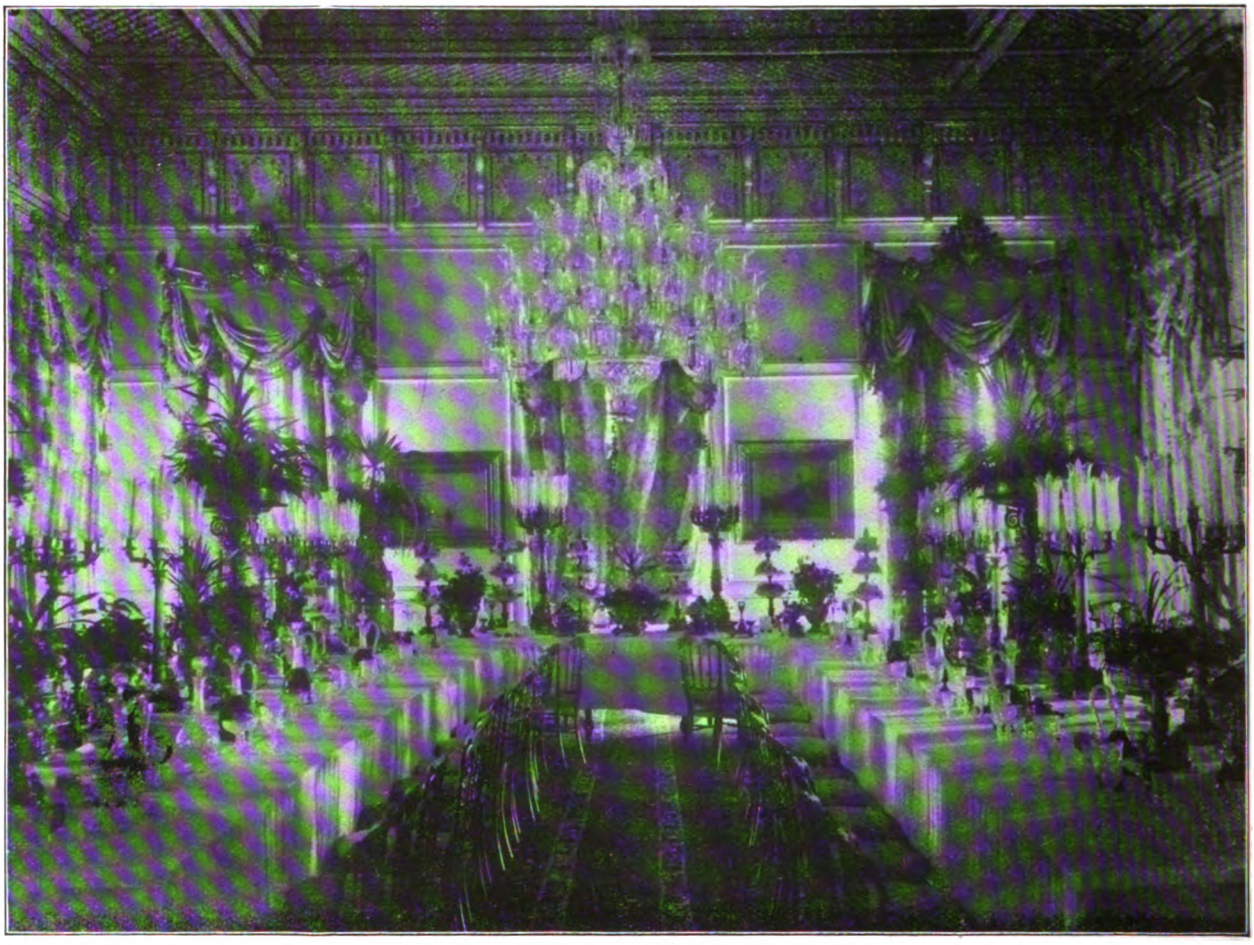
Die Moschee in Ortaköj bei Konstantinopel.

Der gegenwärtige Krieg hat den unumstößlichen Beweis erbracht, daß der Orient dem Deutschen Reiche mehr als gut gesinnt ist und daß ganz besonders der muslimische Orient ihm die größte Freundschaft entgegenbringt. In den maßgebenden Kreisen Deutschlands ist man von dieser freundschaftlichen Gesinnung überzeugt, und so verpflichtete man sich in dem vor kurzem mit der Türkei abgeschlossenen Vertrag, auf die religiösen

Digitized by Google

und sittlichen Bedürfnisse der muslimischen Bevölkerung der deutschen Kolonien im Orient besondere Rücksicht zu nehmen. Mit Befriedigung erwähnte denn auch kürzlich der türkische Minister des Auswärtigen diese Bestimmung anläßlich der Erörterungen des türkischen Parlaments über die neuen deutsch-türkischen Verträge.

So wird dem Monopol, das sich England in bezug auf die Angelegenheiten der Islamwelt anmaßt, ernster Widerstand entgegengesetzt, und es wird den Engländern in Zukunft nicht gelingen, die



Speisesaal im Yildiz-Kiosk.

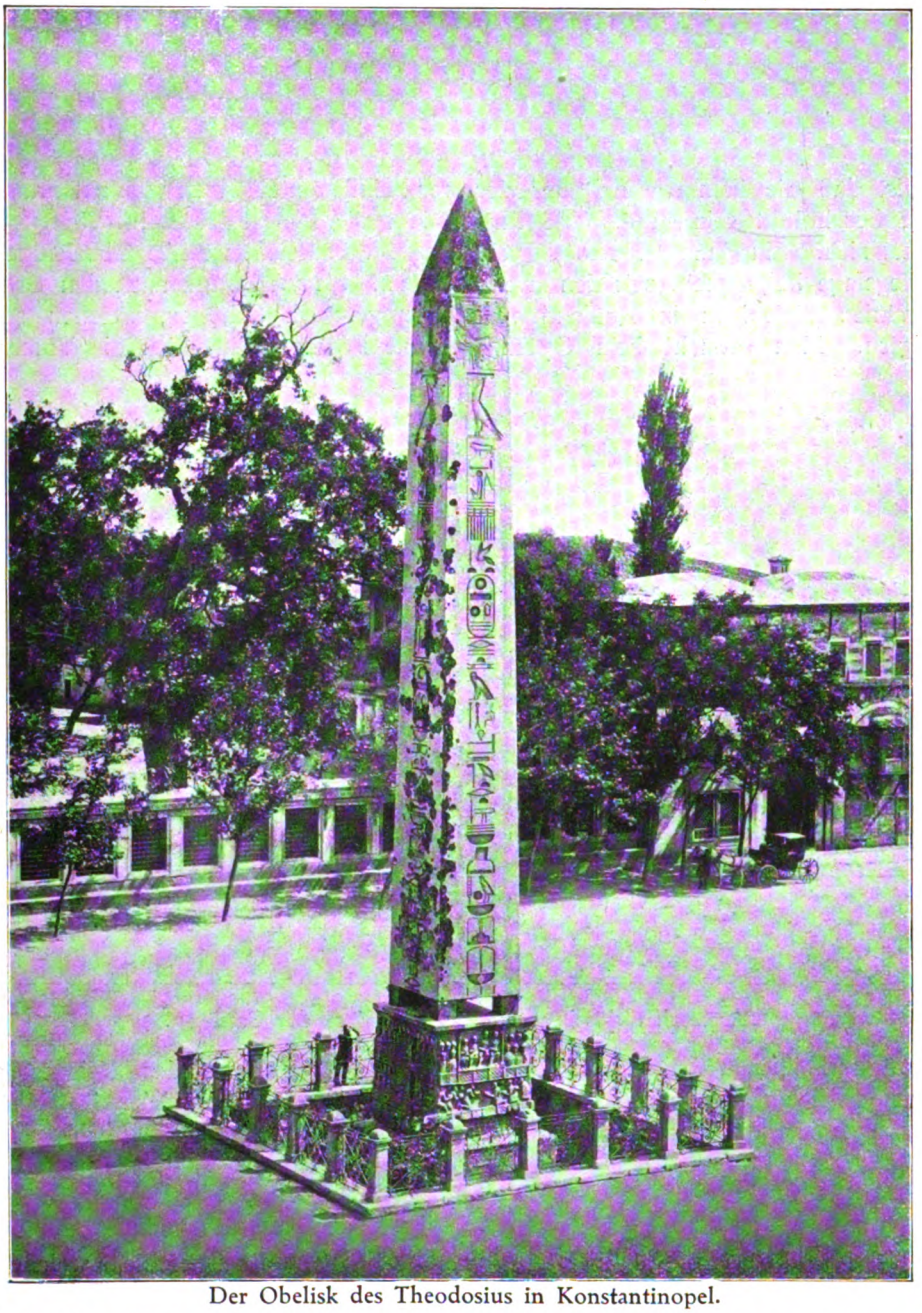
Beziehungen zwischen der Islamwelt und den Mittelmächten zu unterbinden.

Im Anschluß an das vorhergehende ist es angebracht, die in Europa vielfach mißverstandenen Ursachen zu erwähnen, die die Verbreitung des Islams im Orient, besonders in Afrika, fördern. Die Gegner des Islams in England und Amerika haben mit der Miene großer Unabhängigkeit des Urteils und philosophischer Verleugnung jeder Voreingenommenheit viele Erklärungsgründe für die Verbreitung des Islams vorgebracht. Wir beabsichtigen hier, näher auf die Beobachtungen dieser „unparteiischen" Kritiker in bezug auf die Hauptursachen der Verbreitung einzugehen.

Als eine dieser Ursachen wird die Vielweiberei betrachtet, die man allgemein als Mittel zur Befriedigung sinnlicher Gelüste ansieht. In einer früheren Nummer dieser Zeitschrift wurde die Frage der Vielweiberei eingehend behandelt. Wir können nur immer wieder darauf hinweisen, daß die Behauptung, viele Leute gingen zum Islam über, weil er die Vielweiberei erlaubt, ebenso unsinnig ist wie die Annahme, daß diese Leute vor dem Christentum zurückschrecken, weil es die Vielweiberei verbietet. Nehmen wir aber an, daß die Ansicht über islamische Vielweiberei in bezug auf die Männer zutrifft, wie erklärt sich dann die häufige Bekehrung der Frauen zum Islam? Wie in christlichen, so ist es auch in islamischen Ländern einer Frau nicht gestattet, ihr Heil mit einem anderen Manne zu versuchen, wenn der eine sich als unerträglicher Tyrann erweist. Die Kritiker des Islams kommen zu der folgenden Schlußfolgerung: Da der einzige Zweck der Vielweiberei die Befriedigung der Sinnlichkeit ist, so kann ein Mann, der sich zum Islam bekehrt, sich dieser anziehenden Gepflogenheit ruhig hingeben. Es ist kaum zu verstehen, warum ein Mann es für schwerer halten sollte, seinen sinnlichen Neigungen nachzugehen, ohne Muselmann

Digitized by Google

zu werden, und warum er die Versorgung einer zweiten Frau auf sich laden soll. — Auch die Einrichtung der Sklaverei wird von einigen englischen und amerikanischen Schriftstellern als wirksames Bekehrungsmittel betrachtet. Da das Gewissen der zivilisierten Menschheit sich gegen die Sklaverei aufbäumt, nimmt es nicht Wunder, daß dieses barbarische Vermächtnis des Altertums den Angriffen gegen den Islam einen passenden Stützpunkt bietet. Diese Frage wurde bereits in meinem in zweiter Nummer dieser Zeitschrift erschienenen Artikel „Die Sklaverei unter den Islamvölkern und ihre europäischen Kritiker" ausführlich erörtert . .



Der Obelisk des Theodosius in Konstantinopel.

Für die Verbreitung der Lehren des Propheten wird von den Gegnern oft dem Schwert eine wichtige Rolle zugeschrieben. Geistliche und kirchlich gesinnte Politiker in England und Amerika sind nämlich der Ansicht, daß der Islam durch das Schwert verbreitet wird, eine Ansicht, die auch von der breiten Masse der Bevölkerung anderer christlicher Länder geteilt wird.

Die folgenden Stellen des Korans seien hier zur Widerlegung dieser Auffassung angeführt:

„Berufe du zum Weg des Herrn
Mit Weisheit und mit Predigt schön
Bekämpfe sie nur mit dem Besseren!"
(Koran XVI., 126.)

„Willst du die Menschen
Zwingen denn zum Glauben?"
(Koran X., 99.)

„Kein Zwang im Gottesdienst!"
(Koran II, 257.)

Diejenigen, die da behaupten, daß die Religion Mohammeds durch das Schwert verbreitet wurde, fragen wir, ob China je von irgendeiner muslimischen Macht überflutet wurde, die versucht hätte, eine gewaltsame Bekehrung herbeizuführen. Nach einer Schätzung des Franzosen de Thiersant, früheren Geschäftsträgers in Peking (siehe Vorwort zu seinem „Mahométisme en Chine") aus dem Jahre 1878 betrug die Zahl der chinesischen Muselmanen mehr als 20 Millionen. Spätere europäische Forscher schätzen sie sogar auf 30—35 Millionen, und nimmt man die malayschen Inseln hinzu, so ergibt sich, daß auch dort mehrere Millionen der Eingeborenen den Islam annahmen, ungeachtet der Hindernisse, die von den christlichen Staaten geschaffen wurden, welche seit Jahrhunderten unumschränkten Einfluß in jenen Gebieten besaßen, und ungeachtet des Umstandes, daß keine muslimische Flotte je Feuer und Schwert über den Indischen Ozean hinausgetragen hat.

Digitized by Google

DIE WELTKRIEGSLAGE ANFANG MAI 1917.

Von Major E. Moraht

Der Weltkrieg hat vor kurzem seinen tausendsten Tag erlebt, und wenn wir zurückblicken, so erkennen wir, daß die kommende Dauer der Kämpfe zeitlich beschränkt sein muß. Die Entscheidung nähert sich. Ein ganz anderes Gesicht hat die Weltkriegslage bekommen, seit den Ereignissen in Rumänien diejenigen in Rußland und Frankreich folgten. Man braucht kein Optimist zu sein, um das Absterben der gegnerischen Kraft zu bemerken und vorauszusagen. Das Durchhalten des Bundes der Mittelmächte hat also während der tausend Kriegstage seinen schönsten Lohn empfangen, den man bis jetzt verlangen kann. Denn mehr zu verlangen, wäre unbillig in Anbetracht dessen, daß fast die ganze Welt auf der gegnerischen Seite sich zusammenfand. Halten wir weiter unsere Nerven zusammen, bleiben wir konsequent in der Durchführung unseres Abwehrkrieges, seien wir klug in der Abgrenzung der Kriegsziele nach der Erschöpfung unserer Feinde, so werden wir in absehbarer Zeit den ersehnten Frieden den blutigen Weltkrieg ablösen sehen.

Abmarsch türkischer Ausgehobener nach der Garnison.

Seit dem rumänischen Zusammenbruch hat die Oberste Heeresleitung der gesamten Kräfte der Mittelmächte klar diejenige Wendung erkannt, welche die militärischen Ereignisse nehmen mußten, sobald der uneingeschränkte U-Bootkrieg mit den von uns berechneten Wirkungen hervortrat. Hindenburg nahm den Winter zum Verbündeten, und als dieser einsetzte längs der ganzen russisch-rumänischen Front, traf Hindenburg zielbewußt seine neuen Dispositionen für das Entscheidungsringen. Es sollte da einsetzen, wo die treibende Kraft unserer Feinde am stärksten war, auf Frankreichs Boden. Die spätere Geschichte des Krieges wird erst die weise Voraussicht unseres Oberfeldherrn völlig enthüllen. Sie wird dann auch den Grad der Bewunderung noch erhöhen, welchen schon jetzt die ganze Erde, einschließlich die Völker der Entente, für Hindenburg und Ludendorff hegen. Die Kühnheit des Entschlusses paarte sich mit kühler Berechnung und mit einer wohltemperierten Glut, welche die Ausführung aller Pläne beherrschte. So war die Grundlage für ein erfolgreiches Entscheidungsringen im letzten Stadium des Krieges gegeben und Sache der Völker, welche im Mittelmächtebund sich vereinigen, ist es nunmehr, ihren Feldherrn, den Verteidger ihrer Rechte und den Begründer ihrer Zukunft nie und nimmer, nicht eine Stunde, solange der Krieg noch dauert, im Stich zu lassen.

Die Operationsbefehle, welche im Großen Hauptquartier schon im Januar dieses Jahres geschaffen wurden, sind noch mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben. Schon aber ist es erkennbar, daß sie auf dem zuverlässigen Nachrichtenwesen beruhten, welches vor allen Dingen unsere Flieger im Westen bedienten. Der Oberfeldherr ersah daraus, daß eine große Kraftanstrengung Englands und Frankreichs sich vorbereitete. Die Oertlichkeiten, wo sich die feindlichen Truppen zusammenzogen, waren bekannt geworden und schätzungsweise auch die Massen, welche uns aus

Digitized by Google

Auf einem Artillerie-Beobachtungsstand in Rumänien.

französischem und belgischem Boden vertreiben sollten. Für Hindenburg entstand die Frage, ob es angemessen sei, dem neuen Ansturm zu begegnen mit jenem starren System der Verteidigung, wie wir es in den Sommekämpfen des letzten Jahres vom Juli bis November angewendet hatten, oder ob eine neue Art unserem Siegeswillen besser dienen könnte. Hindenburg verließ jenes starre System, in welchem wir nur unter Einsetzung großer Kräfte und nicht unbeträchtlicher Opfer den Gegner abwehren konnten. Er war der Mann dazu, den neuen Entschluß der Frontverkürzung zu fassen und durchzuführen, ohne befürchten zu müssen, daß das Zutrauen des deutschen Volkes, des deutschen Heeres und aller unserer Verbündeten ins Wanken geraten würde.

Als der Gegner, Engländer sowohl wie Franzosen, zum Schlage ausholten, verschwand unsere westliche Front zwischen Arras und Aisne, die wir seit dem Jahre 1914 mit Leib und Blut gedeckt hatten. Der gegnerischen Heeresleitung wurde das größte Rätsel aufgegeben, an dessen Lösung sie mit Mißtrauen heranging. Die Rückverlegung der Front brachte uns nennenswerte taktische und strategische Vorteile, den Gegner zwang sie, seine Pläne aufzugeben, zu ändern, Zeit zu verlieren und aufs neue jene schwierige Gruppierung vorzunehmen, welche aus der Neuverteilung bereits massierter starker Angriffstruppen sich ergibt. Aus dem starren Stellungskriege wurde zwischen Arras und Aisne ein Bewegungskrieg, begrüßt von den deutschen Truppen, verflucht von den englischen und französischen. In wochenlangen Nachhutgefechten erlitten die Gegner schwere Verluste und ihr Angriffswille wurde niedergedrückt durch die täglich herantretenden neuen Anforderungen, jene „Wüste" zu durchschreiten, welche die deutsche Heeresleitung in konsequenter Verfolgung ihrer Pläne zwischen sich und den Feind legen mußte. So war der Anfang der großen westlichen Offensive nur von gedämpftem Trommelschlag begleitet, während er auf eine Fanfare gerechnet hatte.

In diesem kritischen Augenblick trat ein politisches Ereignis ein, welches die Pläne Hindenburgs wesentlich unterstützte. Die Hauptkampfkraft der Alliierten, das russische Millionenheer, trat unter den politischen Zwang der revolutionären Vorgänge, verlor seine Führer, seinen obersten Feldherrn, seine Beamten, den größten Teil seiner Offiziere und die Zuversicht auf das Funktionieren des gewaltigen Apparates, der in dem weiten Etappengebiet Ernährung und Zufuhr zu sichern hatte. Ein Moment, der kritischer für die Koalition der Feinde gewesen wäre, ist während der tausend Tage des Weltkrieges niemals eingetreten. Wenn auch die Geschicklichkeit der englischen Politik und ihr brutaler Wille, der den slavischen

Kameltransport in Haidar-Pascha.

Digitized by Google

Charakter wohl zu beurteilen und zu fassen weiß, die unmittelbaren Folgen der russischen Desorganisation dämpfte, so haben wir doch allen Anlaß, die Kampfkraft des russischen Frontheeres als im höchsten Maße geschwächt anzusehen. Man kann von Feigheit der russischen Soldaten nicht sprechen, wohl aber von Friedenssehnsucht. Was man aber nicht hoch genug veranschlagen kann, das ist die immer mehr wachsende Disziplinlosigkeit. Sie scheut auch vor dem Mord an Vorgesetzten nicht zurück, und sie hat einen Grad der Selbsthilfe der Mannschaft angenommen, welche viel zersetzender wirken muß, als der Mißbrauch der Dienstgewalt, der früher von den Offizieren angewandt wurde. Der Zersetzungsprozeß im russischen Heere nimmt einen schleichenden Gang. Aber die Stunde des Fiebers kann wiederkommen. Für uns bleibt es gleichgültig, ob die Krankheit des russischen Heeres akut oder chronisch sich gestalte. Die Zeit wird für uns wirken, und sie ist es gerade, welche den westlichen Alliierten fehlt.

Türkische schwere Haubitze in Feuerstellung.

Um das zu beweisen, müssen wir einen Blick auf die Wirkungen des uneingeschränkten U-Bootkrieges tun. Die Kriegsmittel, welche England und Frankreich von der Hilfe Amerikas gewannen, sind zwar in reich ausgestatteten Depots auf dem französischen Kriegsschauplatz niedergelegt, aber diese Mittel werden auch dem System der englisch-französischen Kriegführung entsprechend verbraucht. Man scheut sich nicht vor Verschwendung, und da die Offensive der Alliierten nur dann in Bewegung zu setzen ist, wenn uneingeschränkter Munitionsverbrauch unter stärkster Inanspruchnahme der Geschützrohre vorangegangen ist, so muß das Schwinden jener Angriffsmittel zu schlimmen Konsequenzen führen. Seit Monaten mindert sich die amerikanische Zufuhr. Einesteils istt Ameirka noch in der Organisation seiner verstärkten Munitionserzeugung, andernteils braucht es selbst für sich und seine — vorläufig auf dem Papier — neu zu schaffende Armee stark aufgefüllte Depots, drittens ist die U-Bootgefahr so schwer geworden, daß die Vereinigten Staaten nach schlimmen Erfahrungen offenbar zögern, das kostbare Gut dem Meere anzuvertrauen. Der andere Erfolg des U-Bootkrieges ist in seinem vollen Umfange von uns zwar noch nicht zu übersehen, aber wir dürfen doch jetzt schon auf Grund sorgfältiger Berechnung aussprechen, daß die Ernährungsfrage in England dem kritischen Punkte zueilt. Zuverlässige Beurteiler beziffern die Frist, welche England noch gesteckt ist, nach Wochen. Die Lebensmittelnot könne es, so meint auch kompetente neutrale Beurteilung, in längstens zwei Monaten zwingen, die Hand zum Frieden den Mittelmächten entgegenzustrecken. Will England das nicht tun, so bleibt ihm nichts übrig, als sich auf sein Insel-

Türkisches Truppenlager.

Digitized by Google

reich zurückzuziehen und den Krieg für sich allein weiter zu führen, eine schwierige Aufgabe, welche den Keim der Niederlage im Herzen trägt.

So wirkt die Zeit auch im Westen für uns, und wenn wir genau hinschauen, so sehen wir England nervös werden. Es treibt seine Heere in einer Art von Verzweiflung nach vorn, und wir finden viel Aehnlichkeit mit jener Angriffsidee, die sich seinerzeit auf Gallipoli offenbarte. Sie ist später im englischen Lager auf das schärfste verurteilt. Aber viel vernichtender muß dereinst der Spruch lauten, welcher die verzweifelte Willkür des Diktators Lloyd George festnagelt. England verbraucht im politischen Zwang seine Heere und die seiner Hilfsvölker. Die Entschlüsse seiner Heeresleitung sind nichts mehr als ein Draufgehen, welches die politische Zwangslage erheischt. Solche Kriegführung kann einem besonnenen, starken und genial geführten Gegner gegenüber niemals zum Ziele führen, besonders dann nicht, wenn die Zeit begrenzt ist. Und sie ist begrenzt. Was England und Frankreich, das erstere in drei, das zweite in einem gewaltsamen Ansturm erreicht haben, sind einige kleine zerschossene Dörfer an der neuen Westfront, welche durch die deutsche „Siegfriedstellung" festgelegt ist. Sie ist ein System für kräftigste Abwehr, unerschöpflich an Hilfsmitteln und im Besitz bester Verbindungen, welche die Macht der „inneren Linie" voll ausnutzen wird. Das Kampfergebnis ist kein anderes als furchtbare Verluste auf Seiten der Alliierten. Da sie zwecklos ihre Truppen geopfert haben, so wird der Rückschlag, namentlich in Frankreich, nicht ausbleiben. Schon beginnt man aufs neue zu organisieren, nimmt dem Mathematik-Professor und Kriegsminister, Herrn Painlevé, einen Teil seiner Gewalt und schafft den Posten eines Generalstabschefs als Zwischenglied zwischen Regierung und Führung. Wir müssen sehen, wie weit Frankreich in zwölfter Stunde damit kommt. General Pétain ist kein Hindenburg, und das Zeug zu einem Ludendorff hat er auch nicht. Das Vertrauen wankt, und es gibt wohl niemand, der jetzt in der Haut des Präsidenten Poincaré stecken möchte.

Wachtposten bei Kadiköj.

Wohl mögen unsere Feinde weitere Versuche machen, an irgendeiner Stelle unsere Front einzubeulen. Diese Versuche werden niemals das strategische Ziel erreichen, welches beide Gegner ihren Truppen bekannt gaben und das beide jetzt zu leugnen sich bestreben: Die Vertreibung Deutschlands aus Frankreich und Belgien.

Werfen wir einen Blick auf die übrigen Fronten, so sehen wir in Italien Tatenlosigkeit neben jener nervösen Unruhe, wie sie entsteht aus dem Bewußtsein, daß es kein Mittel gibt, die selbstverschuldete Lage zu bessern. Italien starrt auf seine Fronten und übt sich in Passivität, die im seltsamen Gegensatz steht zu den großen Worten im Anfang des Krieges. An der Balkanfront halten sich die Gegner die Wage. Bulgarische und deutsche Truppen vermögen die alliierten Feinde zurückzuweisen, und die Armee des Generals Sarrail ist schon lange zu einem Monstrum geworden, welches seine Existenzberechtigung verloren hat. Der Vorstoß der Engländer gegen Gaza ist empfindlich getroffen. Türkische Widerstandskraft hat den Weg nach Jerusalem verriegelt und den Plan der Aufwiegelung Arabiens wohl für immer vertagt. Der Vorstoß Großbritanniens in Mesopotamien ist im Raume von Samara lahm geworden. Auch die Vereinigung der Russen mit den Engländern an der Grenze Persiens ist eher eine Demonstration, als ein militärischer Erfolg geblieben. Die Kaukasusfront hält ihren Besitz fest in der Hand. So sind die Aufgaben der Türkei zwar noch nicht gelöst, aber sie sind auch nicht unmöglich geworden durch das Einsetzen englischer Kraft. Die Entscheidung fällt weder an der Sinai- noch an der Irak-Front, und die Hauptsache bleibt für das letzte Stadium des Krieges, daß der feste politische Zusammenhalt der östlichen Mittelbundmächte mit Oesterreich-Ungarn an dem Deutschen Reich niemals und durch nichts gelockert wird. Dann wird uns die Stunde des Friedens zugleich mit der Stunde des Sieges den Lohn des Abwehrkrieges bringen und politische Weisheit wird den militärischen Erfolg zu nutzen wissen.

Digitized by Google

MÜTEFERIKA SULEIMAN AGHA.

Von Achmed Refik.

Unter der Regierung Suleimans des Gesetzgebers begann das Osmanische Reich die ersten politischen Beziehungen mit Frankreich anzubahnen. Doch bestand damals noch keine Notwendigkeit, in den beiderseitigen Hauptstädten Gesandtschaften zu errichten, um diese Beziehungen aufrecht zu erhalten. Erst im 11. Jahrhundert der Hidschra wurden Gesandtschaften nach Frankreich geschickt, die jedoch nur vorübergehender Natur waren. Einer der ersten Gesandten, die nach Paris gingen, war Hüssein Tschawusch, der 1618 (1028 d. H.) bei Ludwig XIII. für die dem französischen Gesandten in Konstantinopel widerfahrene Beleidigung Abbitte leisten und ihm die Thronbesteigung Sultan Osmans II. notifizieren sollte. Seine Nachfolger an der Seine waren Müteferika Suleiman Agha (1669), Jirmi sekis tschelebi Mehmed Effendi (1721), dessen Sohn Said Effendi (1742) und Ali Effendi aus Morea (1796).

Es gehört zu den Hauptverdiensten dieser Gesandtschaften, daß sie in den französischen Anschauungen über die Türken eine durchgreifende Wandlung bewirkten und auch ein nachhaltiges Echo in der Literatur hinterließen. In Romanen und Theaterstücken spielte türkisches Leben eine entscheidende Rolle, türkische Trachten wurden allerorten ausgestellt und erweckten Interesse für die orientalischen Freunde. Zu denen, die in Paris und seinem Bannkreis einen besonders nachhaltigen Eindruck hervorriefen, gehört unzweifelhaft Müteferika Suleiman Agha.

* * *

Zur Zeit des Großwesirs Köprülü hatte der Einfluß osmanischer Politik in Europa seinen Höhepunkt erreicht. Die Organisation der türkischen Armee stand in voller Blüte, das Soldatentum hatte sich so rein erhalten, die Waffenmacht zu einem so entscheidenden Faktor erhoben, daß ein Bündnis mit den Türken durchaus erstrebenswert und wertvoll erschien. Es ist auf die Erkenntnis Colberts zurückzuführen, daß aus dem Frankreich Ludwigs XIV., das sich im Glanze seiner Literatur, Kunst und Wissenschaft sonnte, eine Sondergesandtschaft nach Konstantinopel ging, um den Franzosen den orientalischen Handel zu sichern. In Erwiderung dieses Besuches entsandte Sultan Mehmed Chan IV. Müteferika Suleiman Agha nach Paris. Hierüber schrieb der Dichter Lafontaine in einem Gedicht, das er einem bayrischen Prinzen widmete: „Wir erwarten, daß uns der Padischah einen guten und klugen Mann sendet. Der Gesandte kommt mit zahlreichem Gefolge und soll hier so freundlichen Empfang finden, wie er dem unsern bei der Hohen Pforte beschieden war. Alles dies leitet eine Periode des Friedens und der Freundschaft zwischen Franzosen und Türken ein".

* * *

Suleimann Agha war im königlichen Schloß als Mitglied der Leibwache aufgewachsen. Er erhielt den Titel „Müteferika", als er zum Gesandten bestimmt wurde. Er hatte ein langes, schmales, blasses Gesicht, einen schwarzen Bart, durchdringende Augen und war ein unruhiger Mann. Sein Fanatismus und sein herrischer Stolz spiegelten sich unverkennbar in allen Zügen seines Wesens.

An der griechischen Küste in Avolonia bestieg er mit den etwa 20 Personen seines Gefolges ein französisches Schiff und betrat in Toulon den Boden Frankreichs. Allen seiner Person erwiesenen Ehrungen schenkte er nicht die geringste Beachtung, in Marseille hielt er es nicht einmal für nötig, zur Begrüßung des herbeigeeilten Bürgermeisters vom Pferde zu steigen. Mit unerschütterlicher Gleichgültigkeit reiste er durch ganz Frankreich und wurde schließlich nach seiner Ankunft in Paris in Issy untergebracht.

Strengstes Zeremoniell herrschte zu jener Zeit am französischen Hofe, doch waren bis dahin noch keine bestimmten Vorschriften zwischen Frankreich und der Hohen Pforte vereinbart, wie die gegenseitigen Gesandten zu empfangen wären. Suleiman Agha kam mit einem kaiserlichen Handschreiben an Ludwig XIV. und mußte auf jeden Fall trachten, dem Könige vorgestellt zu werden. In blinden Hochmut verstrickt, fürchtete man, sich in den Augen Suleimans zu erniedrigen, und gestand ihm nur denselben Empfang zu, der französischen Politikern vom Großwesir erteilt wurde. Suleiman sollte also zunächst nur Herrn de Lionne, dem Minister des Aeußern, vorgestellt werden.

Digitized by Google

Die Empfangsfeierlichkeiten mußten sich unbedingt auf einer prunkvollen Bühne abspielen, das Palais des Herrn de Lionne wurde in orientalischem Stil ausgestattet, er selbst sollte die Rolle des Großwesirs übernehmen, alle Würdenträger in türkischen Trachten erscheinen.

Als Suleiman das Palais betrat, wurde er in den Salon geführt, türkischer Kaffee wurde ihm vorgesetzt, und in den acht Stunden, die er auf den Minister warten mußte, blieb ihm Muße genug, mit ungeteilter Aufmerksamkeit die Einrichtung zu betrachten. Möbel, Stoffe und Kissen glichen bis in die kleinste Einzelheit denen im Hause des Großwesirs. Dieser pflegte auf dem teppichbelegten Diwan zu sitzen, und nur ein Besucher im Range eines Gesandten durfte neben ihm Platz nehmen; andern Personen war es strengstens verboten, den Diwan auch nur zu berühren. Nun thronte Herr de Lionne auf dem Diwan und hatte als Dolmetsch an seiner Seite einen Griechen. Um ihn herum aber waren alle hohen Staatsbeamten und eine Reihe von Damen versammelt. Spurlos glitt alles an Suleiman ab. Nachdem er Kaffee und Limonade getrunken, machte er einen Rundgang durch den Garten, wobei ihn alle umdrängten, ohne daß er sich im geringsten dadurch stören ließ.

Da es nach dem Hofzeremoniell nicht anging, einen Sondergesandten dem König vorzustellen, Suleiman aber hartnäckig darauf bestand, das Handschreiben Mehmeds IV. dem König persönlich zu überreichen, so geriet man in arge Verlegenheit. Eine Kommission wurde einberufen, die zu der Entscheidung kam, Suleiman in derselben Weise zu empfangen, wie ein außerordentlicher Gesandter in Konstantinopel bei Hofe zugelassen wurde. In Herrn de Lionne aber stiegen heftige Besorgnisse auf: man mußte immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß Suleiman allen Ernstes glaubte, Herr de Lionne sei berechtigt, die Regierung im Namen seines Herrn zu führen, und daß er ihn für ein Ebenbild Köprülü Paschas hielt!

Aeußerte sich Suleiman in diesem Sinne dem König Ludwig XIV. gegenüber, so konnten unabsehbare Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Zwar hatte man Suleiman gesagt, daß Herr de Lionne mit Colbert und Louvois zusammen die Regierung führe, doch konnte er das auch so auslegen, daß Ludwig zugleich drei Großwesire habe. Herr de Lionne wünschte dringend, die Angelegenheit zu ordnen, und als er Suleiman zum zweitenmal empfing, gab er ihm folgende Erklärungen:

„In unserer Regierung herrscht allein der Wille des Königs, der Einfluß von einem oder gar von drei Großwesiren ist vollkommen ausgeschaltet. Seit Se. Majestät in das Alter kam, die Regierung in eignen Händen halten zu können, vertraut er keinem andern etwas an. Er sieht alles, hört alles und beschließt alles selbst. Täglich arbeitet er acht Stunden. Allen seinen Untertanen läßt er Gerechtigkeit widerfahren, weshalb er bei der ganzen Nation beliebt ist und das Entzücken der gesamten Christenheit bildet. Sehen Sie dagegen mich! Ich bekleide dieselbe Stellung wie bei Ihnen der Großwesir. Aber in Wahrheit bin ich nur ein kleiner Sekretär Seiner Majestät, muß von morgens bis abends die Befehle meines Herrn entgegennehmen, gleich allen anderen Ministern, die nur die ausführenden Organe seines Willens sind."

Teilnahmslos hörte Suleiman diesen Erklärungen zu und sagte abweisend: „Ich bin nicht hierher gekommen, um mich über die Regierungsform der Franzosen belehren zu lassen!"

* * *

Endlich wurde ihm die Gnade zuteil, vom König empfangen zu werden. Der Eingang des Schlosses von St. Germain war aufs Erlesenste geschmückt, alle Großwürdenträger hatten Gala angelegt und sich im großen Prunksaal versammelt. König Ludwig saß auf einem silbernen Thron, in Edelsteinen versunken, die Brillanten seiner Krone blendeten das Auge. Suleiman indessen, verwöhnt vom Anblick orientalischer Juwelen, sah gleichgültig darüber hinweg, die ganze Pracht machte nicht den mindesten Eindruck auf ihn. Kühn und unerschrocken stieg er die Stufen des Thrones empor und wartete, daß der König sich erhebe, um mit gebührender Ehrerbietung das Handschreiben des Sultans in Empfang zu nehmen. Als er sich jedoch in dieser Hoffnung getäuscht sah, zog er sich ebenso unbekümmert wieder zurück. Ebensowenig wie er selbst schenkte Suleimans Gefolge dem entfalteteten Prunk besondere Beachtung. Sie wußten alle sehr wohl, daß der Sattel des Pferdes, das Mehmed IV. zur Parade bestieg, mit weit größeren und kostbareren Perlen und Diamanten geziert war als die Königskrone Ludwigs.

Suleimans Gleichgültigkeit wurde sehr übel vermerkt, ja als Mißachtung aufgefaßt, und von nun an war ihm jeder Verkehr abgeschnitten. Er wurde krank vor Aerger, als er von dieser Auslegung erfuhr und führte heftige Klage, da er sich unter ständiger Kontrolle fühlte. Erst nach geraumer Zeit ließ er sich herbei, für sein ungehöriges Benehmen um Entschuldigung zu bitten und gleichzeitig die Erlaubnis zur Heimkehr zu verlangen.

Sein Wunsch wurde erfüllt, doch hielt man es für gut, mit ihm zusammen einen Gesandten nach Konstantinopel zu schicken, der sich von den Schäden, die Frankreich im Orient erlitten, überzeugen, die Forderungen des französischen Handels klarstellen und sich bemühen sollte, die freundschaftlichen Beziehungen zu den Osmanen zu kräftigen. Die Gesandtschaft sollte ein besonders feierliches Gepränge tragen, und der neue franzö-

Digitized by Google

sische Gesandte besuchte sogar Suleiman Agha, der noch einmal alle Denkmäler und Sehenswürdigkeiten von Paris in Augenschein nahm und dann die Reise nach Südfrankreich antrat.

* * *

Suleimans Pariser Aufenthalt hinterließ ein langanhaltendes Echo in der französischen Literatur. Türkische Sitten und Trachten waren in Mode gekommen; jeder prahlte mit seiner Kenntnis orientalischer Gepflogenheiten und wußte nicht genug von den Schönheiten der ausdrucksvollen türkischen Sprache zu erzählen. Sogar Ludwig XIV. selbst, der in diesem Jahr in Chambord Sommeraufenthalt nahm, äußerte den Wunsch, in einem neuen Stück Molières, zu dem Lolly die Musik lieferte, die besonderen Zeitumstände geschildert zu sehen und einige türkische Personen zu finden. Molière, von des Königs Verlangen unterrichtet, ließ sich von Freunden einige auf den Märkten in Smyrna und Aleppo aufgefangene Brocken sagen und flocht sie in seine Komödie „Der Bürger als Edelmann" ein. Das Stück, in Gegenwart des Königs aufgeführt, hatte einen ungeheuren Erfolg. Jeder ließ sich das wenige Tage zuvor in Wirklichkeit Geschaute gern noch einmal auf diese Weise wiederholen. Es besteht kein Zweifel, daß Molière vieles auf Suleiman Agha gemünzt hat. So heißt es z. B. an einer Stelle: „Das Gefolge dieses Mannes war unbeschreiblich prunkvoll. Allsogleich lief alles zusammen, diese Leute zu sehen, er selber aber ward im ganzen Land wie eine hervorragende Persönlichkeit aufgenommen". Der Hof unterhielt sich prachtvoll über die Anspielungen; die französische Eitelkeit, von Suleimans Achtlosigkeit tief verletzt, brannte darauf, sich gründlich zu rächen.

Der französische Gesandte wurde inzwischen ritterlich in der Türkei empfangen, doch begnügten sich die Franzosen damit, ihre Freundschaft in schönen Worten unermüdlich zu beteuern, während sie zugleich in den Reihen der Feinde der Türkei, wie in der Schlacht bei Szent Gotthard und bei der Belagerung von Kandia, erhebliche Tätigkeit entfalteten. Dem Verdruß über die Unbeständigkeit dieser Politik entsprang des Großwesirs Köprülüsade Fadl Achmeds Ausspruch dem französischen Gesandten gegenüber, mit dem er über die Beziehungen zur Türkei verhandelte:

„Die Franzosen sind zwar unsere Freunde, aber wir sehen sie stets im Bunde mit unseren Feinden!"

(Uebersetzt von Habib Edib Bey.)

Digitized by Google

DEUTSCHE UND ENGLISCHE EISENBAHNEN IN DER TÜRKEI.

Von FRITZ ZUTRAUEN.

In das so überaus interessante Kapitel der türkischen Eisenbahnen, die ja im wesentlichen mit ausländischem Gelde erbaut sind, hat eine jüngst in London, unter Vorsitz von Lord Rathmore abgehaltene Versammlung der „Ottoman Railway" charakteristische Streiflichter geworfen. Charakteristisch für die Neutralität der Engländer, die sich indifferent und ohne das Gefühl moralischer Hemmungen über alle fremden Interessen hinwegsetzen, aber sofort Zeter und Mordio schreien, wenn eine Beeinträchtigung der eigenen Interessen festzustellen oder auch nur zu befürchten ist.

Die Gesellschaft betrieb die von Smyrna nach Aidin führende Eisenbahn, die im November 1914 von der osmanischen Regierung übernommen wurde; „lawlessly seized", wie der Vorsitzende mit gut gespielter Entrüstung sagte. Die englischen Direktoren hatten sich bei Zeiten aus dem türkischen Staube gemacht und sitzen mit den Mitgliedern des Aufsichtsrats wohlgeborgen in London. Seitdem ist diesen Herren eine einzige sichere Nachricht über ihr Unternehmen zugegangen. Das englische Auswärtige Amt schickte ihnen im Oktober 1916 eine Nummer des türkischen Amtsblattes zu, worin das Gesetz veröffentlicht war, das die osmanische Regierung ermächtigte, die gesamten Anlagen unter bestimmten Zahlungsbedingungen an die Aktieninhaber käuflich zu erwerben. Zu diesem Zwecke sollte in Smyrna eine Beratung zwischen Vertretern der Gesellschaft und Vertretern der osmanischen Regierung einberufen werden, die innerhalb von zwei Monaten nach der Veröffentlichung des Gesetzes den Kaufpreis festzusetzen hätte. Das englische Auswärtige Amt fragte die Verwaltung der „Ottoman Railway" an, ob sie wünsche, sich durch Vermittelung der Konstantinopeler amerikanischen Botschaft hierüber mit der osmanischen Regierung in Verbindung zu setzen. Hinzugefügt wurde, daß es nach Auffassung des Viscount Grey ratsam sei, keine Handlung vorzunehmen, die als Anerkennung der Bestimmungen des türkischen Gesetzes anzusehen wäre — ein Rat, den die Verwaltung der Gesellschaft natürlich befolgt hat.

Lord Rathmore teilte nun in der Londoner Versammlung der „Ottoman Railway" mit, daß er folgenden Brief an den englischen Staatssekretär des Auswärtigen gerichtet habe:

„Unsere Gesellschaft, die der Pionier des Eisenbahnbaus in Kleinasien war, empfing ihre ursprüngliche Konzession im Jahre 1856. Die ganze Strecke der Bahn bis Aidin wurde 1866 eröffnet. Bald aber folgten böse Tage, hauptsächlich infolge Ausbleibens der uns von der osmanischen Regierung versprochenen Garantiezahlungen, so daß wir im Jahre 1888 ein Kompromiß abschlossen, nach welchem unsere Garantien fallen gelassen wurden. Dagegen wurde uns die Zahlung einer Summe von 650 000 Pfund Sterling bei Ablauf unserer Konzession zugesagt. Diese Summe war weit geringer als der uns ursprünglich geschuldete Betrag. Ungeachtet dieses großen Kapitalsverlustes kämpfte unsere Gesellschaft weiter und erhielt von Zeit zu Zeit die Erlaubnis, die Linie zu erweitern. Kaum aber hatten wir prosperierende und vielversprechende Zustände erreicht, als plötzlich deutsche Unternehmungen in die von uns bedienten Gebiete eindrangen. Im Jahre 1893 sicherte sich die Anatolische Eisenbahngesellschaft eine mit wichtigen Garantien verknüpfte Konzession für die Ausbreitung ihres Bahnsystems von Afion Karahissar nach Konia. Diese Konzession wurde trotz unserer andauernden Opposition erlangt und trotz der Erneuerung unserer vorher häufig erbetenen Ermächtigung zum Ausbau unserer Linie nach Tschai und Konia ohne jede Garantie gegeben, wobei uns die Hoffnung leitete, unser Bahnsystem schließlich in der Richtung nach Bagdad und dem Persischen Golf verlängern und auf diese Weise die Straße öffnen zu können, welche seit alten Zeiten Händler und Reisende als den kürzesten und besten Weg nach Mesopotamien und Indien gefunden haben. Unzweifelhaft war die Ablehnung unseres vernünftigen Ansuchens und der Erfolg der Anatolischen Eisenbahngesellschaft das Ergebnis der machtvollen Diplomatie derjenigen, die damals die deutsche Regierung in Konstantinopel vertraten, und das Ergebnis von Bestrebungen mit ad hoc aus Berlin gelieferten Geldern. Auf den deutschen Einbruch in unser Gebiet (?) folgte natürlich ein rascher Rückgang in unseren Einnahmen bis zur Höhe von einigen 30 000 Pfund Sterling pro Jahr mit dem Ergebnis, daß wir das Unglück hatten, in den Jahren 1897 und 1898 Jahre ausnahmsweise ungünstiger Ernten zu haben und demgemäß schwere Verluste zu erleiden, so daß wir nicht einmal imstande waren, unsere Obligationszinsen zu bezahlen. Dennoch — ungeachtet der schweren Ausfälle, die uns aus der Konkurrenz der Anatolischen Eisenbahngesellschaft fortgesetzt erwuchsen, — gelang es uns durch tatkräftige und wirtschaftliche Geschäftsführung, innerhalb der Grenzen unseres beschränkten Gebiets ständig unsere Einnahmen zu erhöhen, so daß wir im Jahre 1913 den höchsten, je verdienten Nettonutzen erzielten. Gleichzeitig haben wir bedeutende Geldbeträge für die Vergrößerung der Endstation und der Warenhäuser in Smyrna verausgabt und unseren Pier in das tiefe Wasser der Bucht um den Preis von 150 000 Pfund Sterling ausgebaut. Außerdem haben wir unsere Bestände an festem und rollendem Material bedeutend verbessert und unsere Bahn auf diese Weise auf einen hohen Stand der Wirksamkeit gebracht. Und, obwohl wir durch die Regierung in Konstantinopel ständig bedrängt und behindert wurden, haben wir doch immer unser Ge-

Digitized by Google

schäft unter den freundlichsten Beziehungen zu der Bevölkerung der von unserer Linie bedienten Provinzen weitergeführt."

In unserem Briefe beziehen wir uns ferner, so teilte Rathmore mit, auf die von unserem Auswärtigen Amte in 1913—14 geführten, verzögerten Verhandlungen, in deren Verlauf wir gezwungen wurden, uns mit gewissen Konzessionen einverstanden zu erklären, die einer italienischen Explorations-Gesellschaft erteilt worden waren. Letzterer wurde erlaubt, mit Garantien der türkischen Regierung, — während ähnliche Garantien uns verweigert wurden — Bahnen zu bauen, in Gebieten, die wir bis dahin bedient hatten, und an welchen die italienische Gesellschaft vorher kein Interesse hatte. Sodann heißt es in dem Briefe: „Unmittelbar nachdem wir die neue Abmachung mit dem osmanischen Vertreter in London unterzeichnet hatten, brach der Krieg aus. Und im November 1914 wurden unsere Linien und unser ganzer sonstiger Besitz in Smyrna und anderswo von der türkischen Regierung mit Beschlag belegt. Seit jener Zeit haben wir keine Einnahmen von unserer Eisenbahn bekommen (!) Gegenüber dem „Foreign Claims Office" haben wir unsere Ansprüche geltend gemacht auf Basis der uns auferlegten, schweren Verluste, die sich jetzt auf mehr als 1 Million Pfund Sterling (!) belaufen mögen. Da entsteht nun die Frage, aus welcher Quelle jene Ansprüche befriedigt werden können? Die zukünftige Lage der Eisenbahnen Kleinasiens muß nach unserer Auffassung von der politischen Regelung abhängen, die bei Friedensschluß zu erwarten sein dürfte. Ueber diese Regelung irgendeine Prophezeihung zu versuchen, erscheint uns unmöglich. Immerhin meinen wir, vernünftigerweise erwarten zu dürfen, daß, wenn die verbündeten Regierungen einen vollständigen Sieg erringen, die jenen Mächten gehörenden Eisenbahnen ihren gesetzmäßigen Eigentümern zurückgegeben werden. Wir hoffen ferner, annehmen zu fürfen, daß es den deutschen Gesellschaften nicht erlaubt wird, die von ihnen beherrschten Eisenbahnen zu behalten, mit Rücksicht darauf, daß es die deutsche Regierung war, welche die Türkei im letzten Augenblick in den Krieg trieb (!). Ganz abgesehen von den offenbaren Einwendungen, die unter rein imperialistischen (englisch-imperialistischen !) Gesichtspunkten dagegen zu erheben sind, daß die Eisenbahnlinie nach Indien unter Kontrolle deutscher Gesellschaften stehen soll — ganz abgesehen hiervon ist ferner zu berücksichtigen, daß die häufigen Intrigen der deutschen Gesellschaften gegen alle ähnlichen Unternehmungen ihren fortdauernden Einfluß zu einer ständigen Bedrohung für die friedliche und blühende Arbeit der übrigen Eisenbahnen Kleinasiens machen würden (!). Erfüllt sich diese Erwartung, und wird die Kontrolle der Anatolischen und Bagdad-Eisenbahn den Deutschen aus der Hand genommen, so würde der Verwaltungsrat der „Ottoman Railway" ehrerbietigst anregen, daß unsere Gesellschaft mit der Leitung dieser Bahnen betraut werde. (!!) (If this expectation is fulfilled, and if the control gof the Anatolian and Bagdad Railways be taken out of German hands, my council would most respectfully suggest, that our company shall be entrusted with their management). Wir sind der Meinung, daß wir im Hinblick auf die frühere Geschichte unserer Gesellschaft, auf die Lage, welche wir uns bei Ausbruch des Krieges gesichert hatten, und auf den großen Betrag britischen Kapitals, der auf dem Spiele steht, starke Ansprüche an die englische Regierung wegen der günstigen Aufnahme unseres Ansuchens besitzen. Wir hoffen, mit einigen Kautelen und unter günstigen finanziellen und anderen Verhältnissen binnen kurzem in der Lage zu sein, aus dem Betriebe jener Eisenbahnen Einnahmen herauszuwirtschaften, daß sie ein wertvolles Aktivum für die Liquidation derjenigen Schulden darstellen, die nach dem Kriege als von der osmanischen Regierung gerechterweise geschuldet erachtett werden mögen." (!)

Sind diese Aufklärungen einer großen englischen Eisenbahngesellschaft an das englische Auswärtige Amt nicht für jeden deutschen und türkischen Leser herzerfrischend? Sind sie nicht typisch für englische Begriffe von „fair" und „business" und ähnlichen Dingen? Die eigenen geschäftlichen Mißerfolge, die sogar zu einer Zahlungseinstellung der Obligationszinsen führten, werden nicht etwa auf die bei dem englischen Unternehmen herrschende arge Mißwirtschaft zurückgeführt, sondern auf die unloyale deutsche Konkurrenz. Die Methoden, dank welchen die deutschen Eisenbahngesellschaften ihre Konzessionen erlangten, werden ohne weiteres verdächtigt. Wie dagegen die italienische Explorations-Gesellschaft zu ihrer Konzession kam, — noch dazu mit Garantien der türkischen Regierung —. darüber wird der Schleier der englischen Nächstenliebe gebreitet. Wie sich die Engländer „die zukünftige Lage der Eisenbahnen Kleinasiens" denken, das ist sehr belustigend. Die den Ententemächten gehörenden Eisenbahnen sollen natürlich ihren rechtmäßigen Eigentümern zurückerstattet werden. Nur bei den „damned Germans" ist eine Ausnahme zu machen. Den deutschen Gesellschaften soll „nicht erlaubt werden, die von ihnen jetzt beherrschten Eisenbahnen zu behalten". Warum? Der Right Hon. Lord Rathmore und seine Getreuen sind um eine Antwort hierauf nicht verlegen. War es nicht — indeed —

Digitized by Google

„die deutsche Regierung, welche die Türkei im letzten Augenblick in den Krieg trieb"? Ganz zu schweigen von den „häufigen Intrigen der deutschen Gesellschaften, die eine ständige Bedrohung für die friedliche und blühende Arbeit der übrigen Eisenbahnen Kleinasiens" bilden würden! Ergo: eine der Friedensbedingungen hat zu lauten, daß den Deutschen die Kontrolle der Anatolischen und Bagdad-Eisenbahn aus der Hand zu nehmen ist! So verlangt das Ersuchen der „Ottoman Railway" an das englische Auswärtige Amt. Und damit man dort nicht etwa in Verlegenheit gerät, wem man das Management dieser blühenden deutschen Bahnen am besten anvertraut, so schlägt der Right Hon. Lord Rathmore vor, die Leitung der beiden Bahnen seiner Gesellschaft, eben der „Ottoman Railway", zu übertragen. Und, gewissermaßen um den Befähigungsnachweis zu erbringen, stellt er dem Londoner Auswärtigen Amt, Einnahmen in einer Höhe in Aussicht, daß die Liquidation der der osmanischen Regierung bei Friedensschluß aufzupackenden Schuld von vornherein gesichert scheint. Ein interessantes Kompensationsobjekt...!

ERINNERUNGSBLATT AN DIE MAUREN IN SPANIEN.

Von Katharina Baronin von Pommer-Esche.

Aus einer Verschmelzung der nordafrikanischen Berber mit den Arabern erwuchs das edle Volk der Mauren, das jene wundersam poetische Kultur nach Spanien, besonders nach Andalusien, brachte, von deren herrlichen Bauwerken noch heute vielbewunderte Ruinen Zeugnis geben. In der Geschichte Spaniens begegnen sich germanische und arabische Einflüsse; das Blut der Mauren und das der Gothen floß hier zusammen. Die Mauren mit ihrer feinen orientalischen Kunst, brachten ein „unsterbliches Lächeln von Anmut und Schönheit" nach Andalusien, wo freilich der südliche blaue Himmel besonders gut zu dem einschmeichelnden Reiz der maurischen Geschmackentfaltung stimmt.

Nachdem der tapfere Maurenfeldherr Tarik im Jahre 711 bei Xeres de la Frontera über Julian, den letzten König der Westgoten, gesiegt hatte, gelangten die Mauren auf spanischem Boden bald zu großer Blüte. Unter dem Sultan Abdurrahman aus dem Stamm der Omajaden, entfaltete sich Südspanien im Laufe des achten Jahrhunderts zu hohem Glanze. Zu Cordova erbaute der feinsinnige Sultan die herrliche Moschee, deren Säulenwald noch heute den Besucher Cordavas entzückt. Vor seinem Palast Alkazar pflanzte er die erste Palme in Spanien, die er in einem schwermütigen Liede besang. Künste und Wissenschaften wurden unter ihm und seinem Nachfolger gefördert, Das Schulwesen hob sich, ebenso Industrie, Acker-, Feld- und Bergbau, Poesie und Kunst. Von Wissenschaften wurden besonders Astronomie, Chemie und Medizin begünstigt. In der Residenz Azzahra, deren Name von der Geliebten des Sultans stammte, war der große Park mit den vielen Springbrunnen, Grotten und Pavillons für Europa damals etwas Neues. Ein Eden war es, ein Zauberreich maurischer Prachtentfaltung; die Phantasie des Morgenlandes hatte ihre Schwingen entfaltet und mit vollen Händen ihre reichsten Gaben ausgestreut. Die Natur des Südens, die sanfte Mutter der Kunst, füllte und umgab dieses Reich mit ihren Lorbeer-, Myrrthen-, Oliven-, Orangenbäumen. Die schöne Azzahra, Abdurrahmans Favoritin, war ergriffen von Staunen und Entzücken, als er sie in dieses Wunderreich einführte; als sie aber den Gegensatz zwischen der strahlenden Residenz und und dem ernsten, düsteren Gebirge im Hintergrund bemerkte, das mit Recht den Namen Sierra Morena trägt, rief sie aus: „Siehst du nicht, Herr, daß du die reizende Schöne, in die Arme eines schwarzen Negers geworfen hast?" Am folgenden Tage ließ Abdurrahman den dichten Wald fällen, der das Gebirge krönte, und statt des düster belaubten Haines, der Azzahra mißfallen hatte, ließ er Citronen-, Mandel- und Feigenbäume pflanzen, die bis auf den heutigen Tag dort blühen und Früchte tragen.

Eine andere Perle Andalusiens aus maurischer Glanzzeit ist Sevilla, das mit Cordova um den Vorrang im spanischen Mauretanien stritt. Auf den Ruinen einer Moschee erhebt sich jetzt der Dom. Erhalten geblieben ist die wundervolle Giralda, jener herrliche Turm aus dem Jahre 1195, der — ursprünglich ein Minaret — ein Denkmal des großen Sieges ist, den Jakob, genannt Almansor, über Alfons von Castilien erfocht. Ueberall tauchen

Digitized by Google

in Sevilla die Erinnerungen aus der Zeit des Halbmondes auf. Es sind die heitersten in Spanien — denn unleugbar bleibt: die goldene Periode der Geschichte Spaniens ist maurisch. Der Alcazar zu Sevilla nimmt als Bauwerk den ersten Rang auf der ganzen Halbinsel ein. Bei orientalischer Pracht waltet hier vollste Harmonie und jene Zartheit und Gefälligkeit, die ein Geheimnis arabischer Kunst sind, so vor allem in dem Patio de las Doncellas, dem Märchenhof mit den vier großen und zwanzig kleineren reichgezackten Bogen, die sich über zweiundfünfzig gekuppelten Marmorsäulen erheben und Wandflächen von prachtvollster Ornamentik umschließen. Unerschöpflich sind die Reize des Alcazars und seiner Gärten, die den Reichtum einer fast tropischen Vegetation entfalten.

Und nun Granada. Sei uns gegrüßt Stadt der Abenceragen! In der Alhambra zu Granada hat die arabische Kunst ihren Gipfel erstiegen. Beim Anblick des Löwenhofes wird uns der ganze Sagentraum des Orients lebendig. Ein Reich von Wunderschlössern und Grotten steigt empor aus diesem steingewordenen Märchen. Der Geist der Alhambra umweht uns in berauschenden Klängen. Hier ist keine Schwere mehr; zierliche Marmorsäulen, schlank wie Lilien, tragen Gewölbe, die Blumenkelchen gleichen. Arabesken überziehen die Wände wie Spitzenschleier. In der Sala des las des Hermanas, dem Saal der zwei Schwestern, wohl dem Glänzendsten von allen, steht die Inschrift, die in des Grafen v. Schack trefflicher Uebertragung so lautet:

Hier ist der Saal, der herrliche mit jedem Schmuck erfüllte.
Verborg'ne Reize hat er viel und and're unverhüllte!

Ihn grüßt des Himmels Zwillingspaar mit freudigem Erstaunen,
Ihm naht der Wind, ein Liebeswort ihm in das Ohr zu raunen.

Die Sterne stiegen gern herab aus ihren lichten Zonen,
Anstatt im Himmel wünschten sie in diesem Raum zu wohnen.

Gern unter deine Sklavenschar, Herr, möchten sie sich reihen
Und in den beiden Höhen Dir voll Ehrfurcht Dienste weihen.

Die Halle des Palastes Zier, sprich, kann sie sich der hellen
Milchstraße nicht, der Schimmernden, an Glanz zur Seite stellen?

Als Prachtgewand bekleidet sie dies Schloß und wie beschämen
Nicht ihre Farben, reich an Glanz, die Teppiche von Yemen.

Wieviel der Säulen rings umher, von jenen leicht getragen!
Du glaubst, es rollten um dich her die lichten Himmelssphären,

Indes die Sonnenstrahlen sie mit erstem Schein verklären!

Daß dieses maurische Wunderschloß noch so wohlerhalten dasteht, ist dem Umstande zu verdanken, daß Boabdil, der letzte Maurenherrscher, Granada und die Alhambra im Jahre 1492 ohne Kampf verließ.

ICH BIN, O GOTT, DEIN TREUESTER VASALL!

Von Omar Khayyam.

Ich bin, o Gott, dein treuester Vasall,
Ich bin, o Geist, dein wildester Rebelle,
Ich bin dein Ziegenhirt, dein Seneschall,
Ich bin dein Fels, dein Turm und deine Schelle.

Ich bin der Tugend Glanz, des Lasters Stank.
Ich bin dein Priester und dein Trunkenbold.
Ich bin dein Fluch, dein Traum und dein Gesang,
Ich will, o Gott, weil du mich einst gewollt.

In mir ist beides: Himmelreich und Hölle.
In mir ist Gott und Teufel, Lust und Qual.
Ich bin das Meer, ich bin die Quelle,
Ich bin der Leichnam, der Schakal.

Digitized by Google

DER SUEZKANAL.

Von Ibn Saàd.

Die wichtige Stellung, die Aegypten in der Handelsbewegung zwischen Orient und Okzident von jeher einnahm, befestigte und erweiterte sich bedeutend nach der Eröffnung des Suezkanals. Dieser Schiffahrtsweg hat aus dem Pharaonenlande einen wahren Kreuzungspunkt der Lebensinteressen der Mächte gemacht und deswegen den Aegyptern auch viel Unglück gebracht.

England, das seit der Schaffung seines asiatischen Kolonialreiches nach dem Niltal gelüstete und nur auf die Gelegenheiten spähte, um seine Pläne der Besitznahme unseres Landes zu verwirklichen, hegte Besorgnisse gegen das Projekt, das Mittelmeer mit dem Roten Meer zu verbinden. Es bestritt nicht den gewaltigen Nutzen des Planes, aber duldete nicht, daß der Weg nach Indien in andere Hände als die seinigen komme.

Als das Projekt trotz seines lebhaften Widerstandes ausgeführt wurde, änderte England seine Taktik. Es tat fortan alles, was in seinen Kräften stand, sich des Kanals zu bemächtigen, und am 14. September 1882 besetzte es das heißbegehrte Aegypten, obwohl diese Besetzung dem Londoner Vertrag von 1840 widersprach, der die Selbstständigkeit Aegyptens unter der Suzeränität der Pforte festsetzte.

Wir wollen versuchen, die Bedeutung des Kanals vom wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkte aus zu beleuchten, und geben zuvor einen kurzen geschichtlichen Abriß von den verschiedenen Projekten, das Mittelmeer mit dem Roten Meer zu verbinden, sowie von den Nebenbuhlerschaften in dieser brennenden Frage.

Der Gedanke einer Verbindung der beiden Meere auf ägyptischem Grund und Boden ist sehr alt. Schon die Pharaonen hatten einen Kanal graben lassen, der später versandete, dann unter den arabischen Kalifen von neuem hergestellt und endlich aufgegeben wurde. Im sechzehnten Jahrhundert machten verschiedene europäische Regierungen Versuche, den großen Indienhandel, der den Umweg über das Kap der guten Hoffnung nahm, nach Aegypten und dem Roten Meer zu lenken, wohingegen die Engländer damals auf die Beibehaltung des längeren Weges hinarbeiteten, da er ihrer Handelsflotte bedeutende Vorteile sicherte.

Der osmanische Kapitän Ali Pascha schlug dem Sultan vor, eine Abzweigung des Nils nach dem Roten Meer herstellen zu lassen, um auf diese Weise, wie der französische Gesandte bei der Pforte an den König Heinrich III schrieb, „allen Galeeren und Schiffen einen Weg nach Ostindien zu eröffnen, ohne daß sie sich auf den Ozean zu wagen brauchten".

Im siebzehnten Jahrhundert erhielt Richelieu einen weitgehenden Vorschlag, der ebenfalls den Bau eines Verbindungskanals vorsah. „Man könnte," sagt der Urheber des Vorschlags, „einen Kanal von Suez nach Kairo graben, wie es schon unter den alten ägyptischen Königen und vielleicht unter Salomo geschehen ist. Der Türke würde hoffen, sein Land zu bereichern, Venedig würde sich von seinem Niedergang erholen, Marseille mächtig werden, man würde den alten Handel nach Abessinien wieder beleben."

Während der Regierungen Ludwigs XIV, Ludwigs XV und Ludwigs XVI arbeiteten die Franzosen tätig an diesem Plan, den man als ausschlaggebend für den Fortschritt der Zivilisation erkannte. Die Pläne waren sehr verschieden, einige zugunsten einer Schiffahrtstraße zur Verbindung der beiden Meere, andere beschränkten sich auf den Bau eines Landweges. „Aber unter dieser Verschiedenheit der Mittel," sagt Charles Roux[1]), „bleibt das Hauptziel ein einziges und unabänderliches: die Abkürzung des Weges nach Indien. Die Frage des Ueberganges über die Landenge von Suez und das Rote Meer wird also nicht als eine ägyptische betrachtet: das unverrückbare Ziel derer, die sie studiert haben, ist Indien, der äußerste Osten."

Colbert und sein Sohn, der Marquis von Seignelay, wandten dieser Angelegenheit ebenfalls ihre Aufmerksamkeit zu.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts schlug der Volkswirtschaftler und Kaufmann Jacques Savary eine neue Linie vor, die nur wenig von der heute ausgeführten abwich. „Man könnte," bemerkt er, „durch diesen Kanal eine unmittelbare

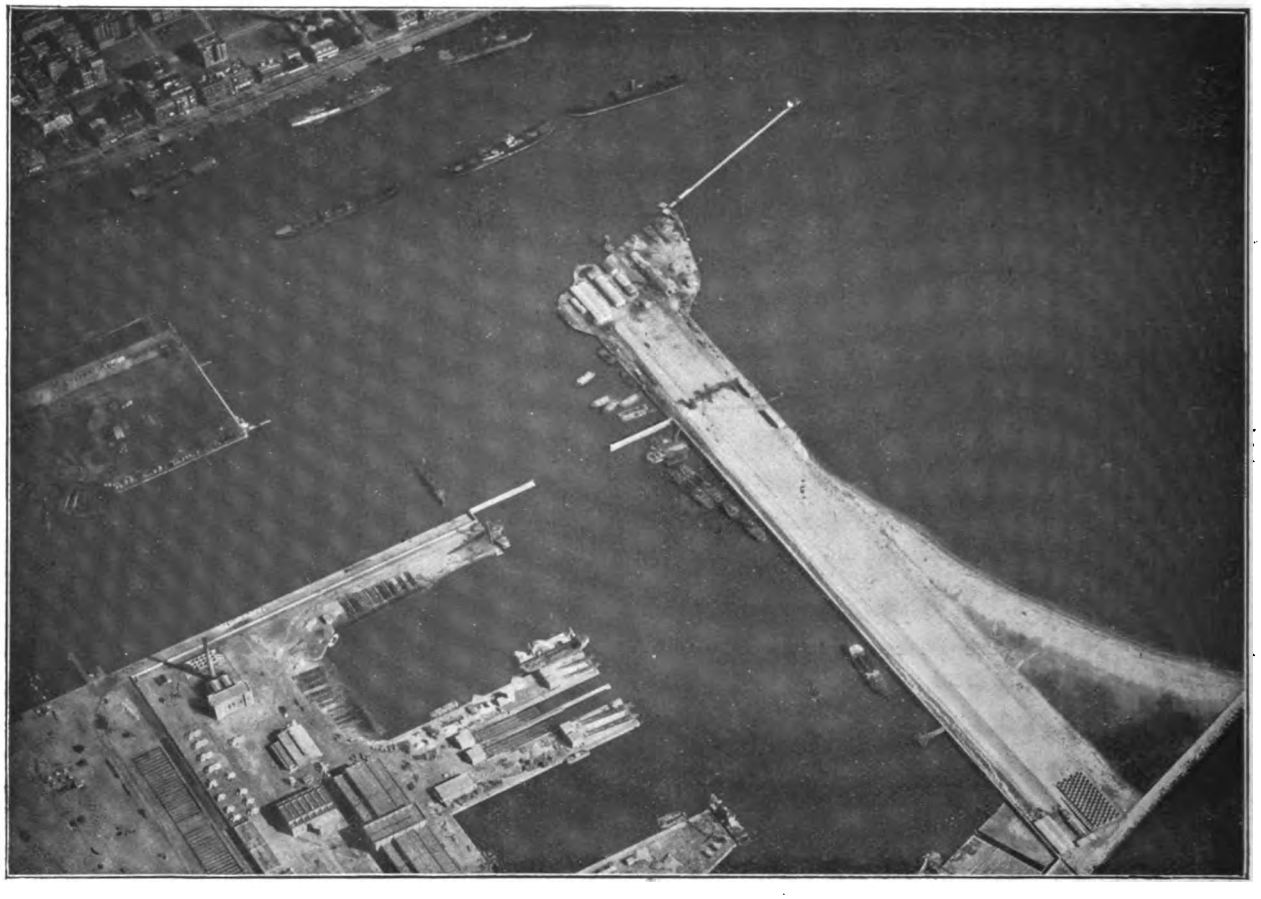
[1]) L'Isthme et le Canal de Suez. 2 vol. Hachette 1901.

Digitized by Google

Verbindung zwischen dem Roten und dem Mittelmeer herstellen, wenn er von Suez ausgeht und sich bis Damiette fortsetzt."

Unter Ludwig XVI wimmelte es von solchen Plänen. Unter Verzicht auf einen Kanal erstrebt man einen geregelten Betrieb auf dem Landwege. Im Jahre 1784 erreichte Magallon von Murad Bey von Aegypten einen Handelsvertrag, kraft dessen die französischen Waren, in der Wüste von einem arabischen Häuptling geleitet, freien Durchzug haben sollten. Aber die Ränke der Russen, Engländer und Venetianer hinderten die Ausführung

Die „Notes inédites de Napoléon", die Frédéric Masson neuerdings veröffentlichte, beweisen, in welchem Grade sich Napoleon zwischen 1786 1793 mit der Frage der Verbindung der beiden Meere beschäftigte. Wir lesen in diesen Bemerkungen: „Unter den Ptolemäern bereicherte der Durchgangshandel Aegypten. Sie ließen Berenice am Roten Meer bauen. So vollzog sich der persische, indische, arabische Handel mehrere Jahrhunderte lang auf dem Wege des Roten Meers und des Nils. Die Umfahrt um das Kap der guten Hoffnung, die die Portugiesen entdeckten,



Fliegeraufnahme des Gesamthafens von Port Said.

dieses Vertrages, dem der Sultan trotz des Drängens des französischen Gesandten Choiseul Gouffier seine Genehmigung versagte.

Zu derselben Zeit unternimmt der berühmte Gelehrte Volney auf seiner Reise nach Aegypten (von 1782 bis 1787) eine Erforschung der Landenge und empfiehlt schließlich die Herstellung eines Kanals zwischen dem Nil und dem Roten Meer; der direkte Kanal erscheint ihm unmöglich wegen der Bodenbeschaffenheit und des Mangels an geeigneten Mittelmeer-Häfen.

Nach dem Sturz des alten Regimes in Frankreich leben die Projekte unter Talleyrand und Bonaparte wieder auf.

brachte den alten Weg in Vergessenheit." Sobald Napoleon den Fuß auf den ägyptischen Boden gesetzt hatte, beauftragte er seine Ingenieure, einen Weg quer über die Landenge aufzufinden. Es schlich sich aber ein Irrtum in die Kommissionsarbeiten ein, und der Vorsitzende, Ingenieur Le Père, gelangte zu der fälschlichen Annahme, daß ein Höhenunterschied von ungefähr 10 Metern zwischen den beiden Meeren vorhanden sei. Dieser Irrtum Le Pères hat die richtige Lösung des Problems um beinahe ein halbes Jahrhundert verzögert.

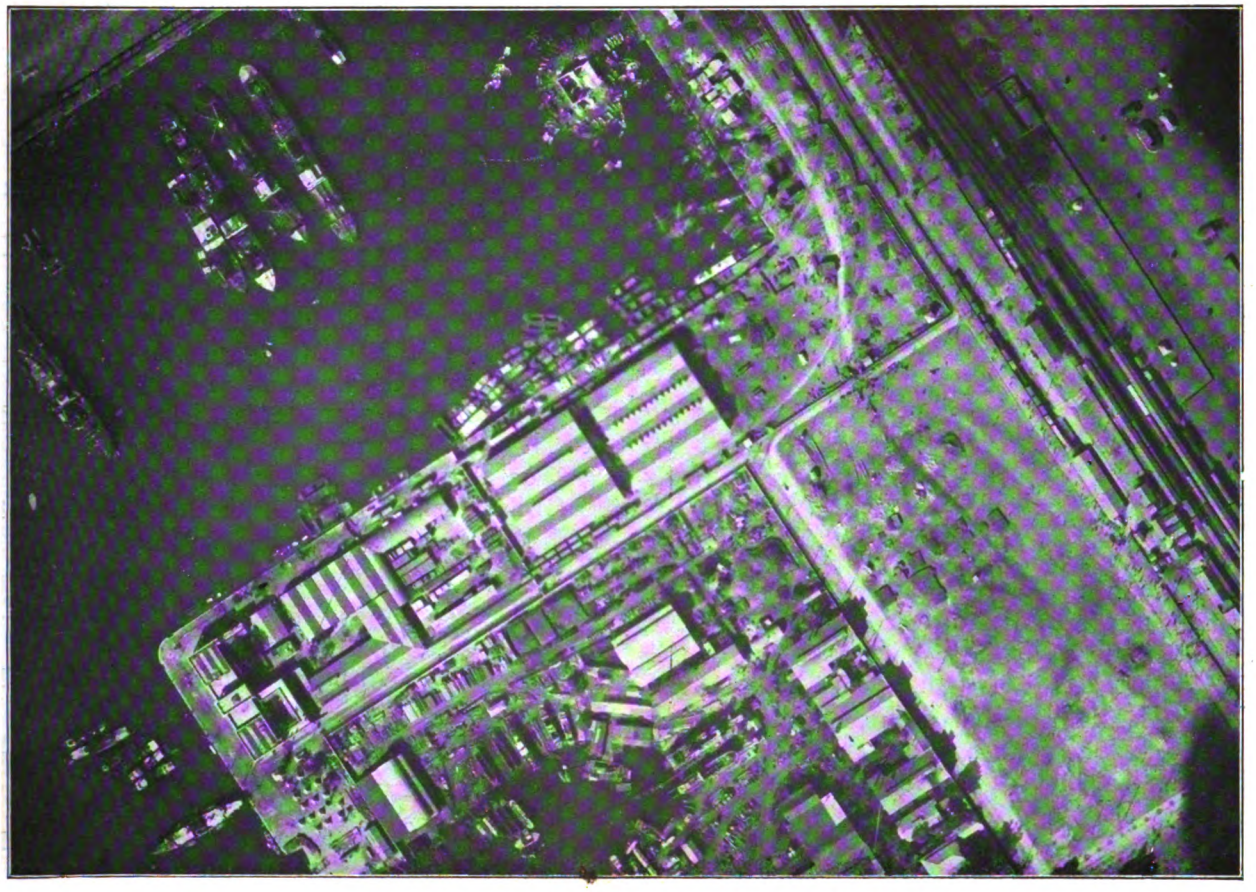
Die Engländer ihrerseits blieben auch nicht untätig. 1775 hatten sie von Mohammed Bey von Aegypten einen Vertrag erzielt, der ihnen eine

Digitized by Google

bevorzugte Stellung schuf. Artikel 11 dieses Vertrages setzte fest, daß „die englischen Waren von Suez und von Tor nach Kairo auf Gefahr des Beys von Kairo oder jedes andern ägyptischen Fürsten, der ihm nachfolgen wird, befördert werden sollen." Artikel 16 befreite die in Suez ankernden Schiffe von der Verpflichtung, einen Zollbeamten an Bord zu nehmen und sich durchsuchen zu lassen.

Der Sultan fühlte sich mit vollem Recht durch diese Verträge verletzt, die einen Zustrom von Fremden in der Nähe der Heiligen Städte veranlaßten, und verbot durch einen Firman vom Jahre 1779 den Verkehr in den dortigen Gewässern. „Sobald wir," sagt der Firman, „durch einen ausführlichen Bericht von diesen, den heiligsten Grundlagen des Staates so widerstreitenden Verträgen und Neuerungen Kenntnis erhielten, ordneten wir an, daß die englischen Schiffe nicht mehr in den besagten Hafen zugelassen würden und nicht mehr jenes Meer und jene Küsten sollten befahren dürfen. Unser Befehl wurde zugleich dem Gesandten Englands bei der Hohen Pforte mitgeteilt, damit er ihn seinem Hofe übermittle."

Nach diesem Fehlschlage bestrebten sich die Engländer, ihre Taktik wechselnd, die anderen Nationen das Vorhandensein des ihnen vom Sultan untersagten Weges vergessen zu machen. Sie hielten ihre eigenen Landsleute davon ab, in Suez Handel zu treiben, aus Furcht, daß ihr Beispiel Nachfolge fände und so der Handel, der den Weg um das Kap der guten Hoffnung genommen hatte, von dort abgelenkt würde. Die Franzosen aber fuhren fort, beharrlich Pläne auszuarbeiten, um durch Verbindung der beiden Meere England in Indien zu treffen. Napoleon dachte immer daran. „Diese beständige Idee, England in Indien zu treffen," sagt Herr Charles Roux, „bewirkte, daß der Gedanke an Aegypten unaufhörlich den Geist Napoleon Bonapartes beschäftigte." . . . „Die Engländer," sagte Napoleon auf St. Helena, „zitterten, als sie uns Aegypten besetzen sahen. Wir zeigten Europa das wahre Mittel, um sie Indiens zu berauben."



Fliegeraufnahme der Hafenanlagen von Port Said.

Von 1833 bis 1837 nahm eine Gruppe von Saint Simonisten unter Leitung von Prosper Enfantin den Plan eines direkten Kanals auf und begab sich nach Aegypten, um seine Ausführungen vorzubereiten. Für den Grafen von Saint Simon selbst bedeutete dieses große Werk einen Artikel seines eigenen humanitären Programms.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

EINE LIEBESSZENE AUS DEM REVOLUTIONSDRAMA „MUHTEREM QUATIL".

„Muhterem Quatil" (Der ehrenwerte Mörder) ist das bekannteste Drama eines begabten türkischen Dichters und Erzählers. Es wurde gleich bei seiner ersten Aufführung in Konstantinopel am 1. Mai 1914 mit ungeheurem Beifall aufgenommen und verdient eine Art türkischer „Wilhelm Tell" genannt zu werden. Der Titelheld ist Doyhan, ein junger, feuriger Kaukasustürke, der als Freiwilliger den Balkankrieg mitgemacht hat und als Krüppel heimgekehrt ist. Trotzdem ist er die Seele eines Aufstandes gegen die russische Gewaltherrschaft im Kaukasus. Er erschießt seinen Stiefbruder, den Kosakenoffizier Schahin, weil dieser sich von seiner russischen Gesinnung nicht abbringen läßt und Spionendienste leistet. So wird Doyhan zum „Muhterem Quatil". Die übersetzte Szene ist eine der schönsten des von jünglingshaft schwärmerischem Geist durchglühten Dramas. Esma ist die Geliebte Doyhans, Künrü seine Schwester und Dschan der Bruder Esmas. Der Zeitpunkt ist der Morgen des Tages, an dem der russische General ermordet werden soll. Doyhan hat sich eben von Schahin getrennt.

(Doyhan bleibt allein und geht nach der Glastür. Er blickt hinaus. Esma späht durch den Türspalt und tritt halb herein).

Esma (zögernd): Hier — allein (tritt vollends ein). Doyhan! Doyhan!

Doyhan: Esma, bist Du's?

Esma: Ja!

Doyhan: Siehst Du mich?

Esma: Nein.... das heißt.... ich wollte eigentlich nach Künrü fragen.

Doyhan: Wart ihr denn nicht mit Künrü zusammen?

Esma: Ja,... nein ... ich meine...

Doyhan: Du hast irgend etwas, Esma!

Esma: (Schweigt).

Doyhan: Dir liegt etwas auf der Zunge. Willst Du's nicht sagen?

Esma: Ja ... nein ... doch!

Doyhan: Sprich, Esma!

Esma: Was soll ich sagen?

Doyhan: Alles, was Du denkst.

Esma: Ich denke an allerlei.

Doyhan: So sprich doch!

Esma: Aber niemand denkt an mich.

Doyhan: Niemand denkt an Dich?

Esma: Jawohl.

Doyhan: Weshalb sagst Du das?

Esma: Weil ich's weiß.

Doyhan: Du bist ein Kind. Was willst Du damit sagen?

Esma: Es ist doch der Entscheidungstag — darum ... meine ich.

Doyhan: Der Entscheidungstag? Wieso?

Esma: Der Morgen wird gleich tagen.

Doyhan: Ganz recht.

Esma: Aber ich werde doch im Dunkel bleiben!

Doyhan: Was ist nur mit Dir, Esma?

Esma: Ich werde doch im Dunkeln bleiben!

Doyhan: Was soll das heißen?

Esma: Mein Mütterchen ist alt, nur noch ein halber Mensch. Mein Bruder Dschan geht fort. Ich werde mutterseelenallein zurückbleiben!

Doyhan: Dschan ist doch hier! Wohin soll er denn gehen?

Esma: Ja, er ist noch hier, aber er wird fortgehen!

Doyhan: Wohin denn?

Esma: In den Tod! O Doyhan, er wird sterben!

Doyhan: Woher weißt Du das?

Esma: Das ahne ich. Er ist ja auch sehr erpicht auf den Tod.

Doyhan: Stirbt denn jeder, der in den Kampf zieht?

Esma: Ich weiß es ja nicht. Ich fürchte es nur.

Doyhan: Du warst doch sonst ein so tapferes Mädchen?

Esma: Das bin ich noch!

Doyhan: Nun denn: weshalb hast Du Angst?

Esma: Nicht nur er geht fort: alle gehen doch. — Deshalb!

Doyhan: Wen meinst Du mit „alle"?

Esma: Ich weiß nicht. Alle gehen weg. Ich bleibe allein. Sie lassen mich allein!

Digitized by Google

Doyhan: Natürlich werden alle in den Kampf ziehen. Ich werde es auch tun.

Esma: Deshalb ja gerade! ...

Doyhan: Wie denn?

Esma: Ach, nichts! ... Warum gehen denn alle fort?

Doyhan: Ja, wer möchte denn zurückbleiben? Wenn Du doch nur sagen wolltest, wer dableiben soll!

Esma (verschämt): Du!

Doyhan: Jch?

Esma: Ja!

Doyhan: Du bist wohl nicht gescheit!

Esma: Ja. (Sie weint.)

Doyhan: Warum weinst Du?

Esma: Du bringst mich zum Weinen!

Doyhan: Esma, Esma!

Esma: Du hast kein Recht, böse zu werden!

Doyhan: Weshalb?

Esma: Du selbst bist doch schuld!

Doyhan: Ich?

Esma: Jetzt hast Du doch ein Recht, böse zu werden....

Doyhan: Jetzt ist es also wieder etwas anderes. Wieso soll ich denn ein Recht dazu haben?

Esma: Weil ich sage, daß .....

Doyhan: Nun also — was denn?

Esma: Ach — daß ich dich lieb habe!

Doyhan: Esma, Esma!

Esma: Sei nicht böse! Zürne mir nicht!

Doyhan: Täuschst Du dich auch nicht über Dich selbst?

Esma: So wenig Du Dich täuschst!

Doyhan: Ich fühle, daß ich Dich liebe, aber daß Du mich liebst, das will mir nicht in den Sinn!

Esma: Warum denn nicht?

Doyhan: Ich habe ja nur ein Bein, um Dich im Garten des Glücks wandeln zu lassen!

Esma: Stütze Dich auf mein Herz!

Doyhan: Um Dich zu liebkosen, habe ich nur eine Hand!

Esma: Hast Du nicht dafür eine beredte Zunge voll Süßigkeit?

Doyhan: Ich habe aber nur ein Auge, um Deine Schönheit zu schauen!

Esma: Schaue auf meine Liebe!

Doyhan: Mit mir kannst Du nicht glücklich werden, Esma. Ja, wenn ich Dich vor anderthalb Jahren geliebt hätte, dann hätte ich Dich glücklich machen können. Heute bin ich ein Krüppel, Esma.

Esma: Ich bin auch einer!

Doyhan: Du wärest ein Krüppel?

Esma: Wenn ich ohne Dich leben soll!

Doyhan: Esma, was soll denn aus zwei Krüppeln werden?

Esma: Liebe!

Doyhan (ergriffen und erstaunt): Esma, jetzt lieb' ich Dich erst richtig!

Esma: Ich schon lange von ganzen Herzen. Verlaß mich nicht!

Doyhan: Du bist in meinem Herzen. Erst wenn ich das verliere, wirst Du es verlassen.... aber ....

Esma: Verlaß mich nicht!

Doyhan: Wie soll ich das machen, Esma? Ich bin doch einer der Führer!

Esma: Ich möchte an Deiner Seite bleiben!

Doyhan: Ist das möglich?

Esma: Wenn Du das Gewehr abfeuerst, werde ich Dir ein Liebeslied singen. Wenn Du müde bist, werde ich Dich an meiner Brust ausruhen lassen. Wenn Du siegreich bist, werde ich Dich auf meinen Schultern tragen!

Doyhan: Wenn ich aber sterbe, Esma?

Esma: Dann werde auch ich sterben. An Deiner Seite, in Deinen Armen, neben der Zündschnur Deiner Bombe.

Doyhan: Du bist sehr tapfer, Esma!

Esma: In meinem Geiste ist der Gedanke an Dich: darum bin ich's!

Doyhan: Nein! Ich will Dich doch nicht mit meinem lahmen Beine ins Unglück führen!

Esma: Wohin Du mich führst, dahin gehe ich. Sieh, mein Bruder Dschan hat es Kümrü versprochen: sie wollen zusammen kämpfen. So sehr lieben sie sich, daß sie im Tode und im Leben zusammen bleiben wollen. Doyhan! — — Doyhan!

Doyhan: Aber ... Esma ...

Esma: Soll ich Dir etwas sagen?

Doyhan: Sprich!

Esma: Liebst Du Kaukasien sehr?

Doyhan: Wie meine eigene Seele!

Esma: Wirst Du alles tun, was es Dir befiehlt?

Doyhan: Unbedingt!

Esma: Ich bin ein Mädchen, geboren aus der Seele des Kaukasus!

Doyhan: Herrlich! — Nun denn also: im Leben, im Feuer und im Tode vereint!

Esma: Doyhan! (fällt ihm um den Hals.)

Doyhan: Esma! Esma!

Uebersetzt von Dr. O. Hachtmann.

Digitized by Google

DIE „WEISSEN VATER".

Von El Hadschi Abdallah.

Was sind die „Weißen Väter?"

Wer Algier oder Tunis besucht hat, dessen Neugier wurde wahrscheinlich durch gewisse „Muslime" in arabischen Gewändern erregt, die über dieser Kleidung Kruzifixe, Rosenkränze und andere katholische Abzeichen tragen. Der Fremde kann durch diesen Anblick leicht irre werden. Er sieht sich Arabern gegenüber, aber Arabern mit europäischen Gebärden und Gesichtszügen und noch dazu mit Abzeichen der katholischen Kirche.

Was können diese arabischen Kreuzträger sein?

Es sind die „Weißen Väter", französische Priester, die unter der Hülle der arabischen Gewänder in den Mittelpunkten der einheimischen Bevölkerung von Algier und Tunis (Marokko wird seinerzeit wohl auch an die Reihe kommen) eine sehr beachtenswerte Aufgabe zu erfüllen haben.

Wir wollen dem Leser das Rätsel dieser Tätigkeit erklären.

In diesen Zeiten, wo man viel von Assimilation, Zivilisation und von Annäherung an die Muslime Afrikas spricht, darf nicht vergessen werden, daß die Religion jener Afrikaner sich vor dem Eroberer wie ein Riesendämon erhebt, dem man, da man ihn nicht sofort mit Stumpf und Stiel ausrotten kann, ganz allmählich beizukommen wünscht. Unsere Beherrscher sind der Ansicht, daß die Assimilation durch die Glaubenssätze der Unterworfenen verhindert wird, Glaubenssätze, die teilweise der von Frankreich ins Werk gesetzten „Erziehung" der Völker von Algerien und Tunis schnurstracks zuwiderlaufen.

Wirft man einen schnellen Blick auf die Vergangenheit Nordafrikas, so wird man in der Tat feststellen, daß inmitten des Blocks des afrikanischen Islams der Zweig der Berber Anzeichen bietet, die wohl die Weißen Väter in Versuchung führen können, jene Rolle zu spielen, die wir erklären wollen.

Die Geschichte schreibt manchen berberischen Elementen von Algier, Tunis und Marokko einen rdein römischer Ursprung zu, d. h., sie bezeichnet sie als Römerabkömmlinge, die sich während der früheren arabischen Eroberung vor mehreren Jahrhunderten zum Islam bekehrt haben. Die Berberrasse zerfällt in vier große Teile, die durch Namen Kabylen, Schaujas, Mozabiten und Tuaregs unterschieden werden. Außer dem Arabischen, das ihre Muttersprache ist, bedienen sich diese Elemente einer gemeinsamen zweiten Sprache; römische Kennzeichen des Körpers und Charakters machen sich besonders bei den Kabylen und den Tuaregs bemerkbar.

Mit andern Worten, die islamische Konfession hat im Laufe der früheren arabischen Herrschaft in Nordafrika gewisse römische Elemente durch Bekehrung für die Sache des Islams gewonnen, und diese geschichtliche Tatsache scheint den Geist der gegenwärtigen französischen Herrschaft ernsthaft zu beunruhigen.

Die Einrichtung der Weißen Väter ist nun eine Bekehrungsmethode, die die berberischen Elemente zur „Rückkehr zum römischen Glauben" veranlassen soll. Gruppenweis sind die Weißen Väter unter arabischer Verkleidung an den berberischen Sammelpunkten verteilt, die sich am besten für ihr Geschäft eignen. Die große Kabylie in Nordalgier — jene weite Berggegend, die eine starke Kabylenbevölkerung aufweist — wird besonders eifrig von Abteilungen der Weißen Väter durchzogen, desgleichen sind diese katholischen Priester im arabischen Burnus, in den großen Ebenen der Schaujas tätig, staffelweise breiten sie sich aus und gelangen bis in das Herz der Sahara. Sie drängen sich in die Reihen der Eingeborenen ein, indem sie sich dem arabischen Leben anpassen, ärztliche Ratschläge erteilen, Kranke pflegen, sie entfalten mit einem Wort eine Tätigkeit, die ihnen viele Sympathien erweckt . . . In ihren Anstalten von mehr religiösem Aufputz geben sie vor, den Berbern weltlichen Unterricht im Französischen zu erteilen, in Wirklichkeit lesen sie den Katechismus, flechten islamfeindliche Theorien mit ein und treiben hartnäckig Bekehrungsversuche.

Die Anstalten der Weißen Väter — lies: die Klöster — werden regelmäßig von der berberischen wie auch der arabischen Jugend besucht. Grobe Verstöße gegen die Satzungen der Religion werden nicht nur bei den Schülern dieser Anstalten, sondern auch bei Muslimen in den Mittelpunkten, wo diese Priester sich aufhalten, festgestellt. An solchen Sammelpunkten werden die Regeln des Ramadan (das Fasten) nicht mehr beachtet und die Gebräuche des Gebetes nicht eingehalten. Außerdem hat man wahrgenommen, daß sehr viele

Digitized by Google

junge Kabylen mit viel Inbrunst in den von der Kirche festgesetzten Stunden die Dogmen des katholischen Glaubens hersagen.

Wir müssen übrigens ein eigentümliches Begebnis anführen, das sich erst vor kurzer Zeit zutrug und das beweist, zu welchen Ergebnissen das Werk der Weißen Väter geführt hat. Ein Muslim berberischer Abstammung namens Maamar, ein alter Einwohner der kleinen Gemeinde Khenchela (Departement Konstantine), wurde im Jahre 1911 zum Tode verurteilt. Als die Strafe in Khenchela, einem von den Weißen Vätern häufig besuchten Mittelpunkt, vollstreckt werden sollte, mußte Maamak, ehe er unter das Fallbeil kam, um den Beistand eines katholischen Priesters bitten. Der Priester kam und Maamar küßte mehrere Male vor der Hinrichtung inbrünstig den Priester und das Kruzifix.

Das ist ein Beispiel für Tausende. Der Leser wird zugeben, daß, wenn algerische Muslime verlangen, als gute Katholiken zu sterben, vollkommene Akte der Verleugnung vorliegen und daß in Nordafrika die islamische Religion einen tiefen Niedergang erlitten hat.

* * *

Ich selbst bin Algerier. Doch bevor ich ein Untertan der französischen Herrschaft bin, bin ich ein Muslim. Dies gibt mir ein Recht, in der „Islamischen Welt" zu schreiben, diesem Organ, das der freien Erörterung der Muslime aller Länder offensteht. Wir haben eine zusammenfassende Erklärung des Typs und der Rolle der Weißen Väter gegeben. Diese Missionare — sie selbst bezeichnen sich so — erfreuen sich der bewußten Mitwirkung der französischen Regierung, die sie unterstützt und ihnen alle Mittel gewährt, die geeignet sind, ihre Aufgabe zu erleichtern. Sie können sich um so ungestörter ihren Absichten hingeben, als ihnen keine islamische Behörde ein Hindernis in den Weg legt. Der islamische Kult hat in Algerien kein geistliches Oberhaupt, das einschreiten könnte, wenn die Religion eines ganzen Volkes sich auf dem Wege der Vernichtung befindet.

Wir hatten geglaubt, daß unser Kalif seinen Wohnsitz in Konstantinopel habe, aber die französische Regierung antwortete uns nacheinander, daß dieser Titel dem Sultan von Marokko zukommt, dann dem Bey von Tunis, dann einem gewissen indischen Emir und jetzt scheint es ein Scherif von Mekka zu sein. Wir möchten wissen, wer von diesen Prätendenten der endgültige ist. Wir möchten auch wissen, ob in Nordafrika die französische Herrschaft die Sitten und die Religion der Untertanen achtet, denn wenn es so wäre, so müßten die Priester, die unter der Hülle arabischer Gewänder wirken, sofort aufhören religiöse Wirren in den Familien der Eingeborenen zu stiften.

Wir wollen, wohl verstanden, keinen Vorwurf gegen die katholische Religion richten. Wir wissen, daß alle Religionen gut sind und daß jede von ihnen ihre Anhänger nach den Dogmen lenkt, die ihren Bau bilden. Wir wollen sogar sagen, daß wir nichts dagegen einzuwenden haben, wenn der Muslim durch selbständiges Nachdenken in seiner Gewissensfreiheit einen andern Kult erwählt, nachdem er in gründlicher Ueberlegung den Glauben seiner Väter aufgegeben hat. Die religiösen Wirren, die wir den Weißen Vätern zum Vorwurf machen, tragen ein anderes Gepräge. Diese Weißen Väter erscheinen, um Muslime ihrem Kult abwendig zu machen. Durch ein derartiges Verfahren rufen sie zunächst Spaltungen zwischen den katholisch gewordenen und den anderen Eingeborenen hervor. Schlimme Umtriebe entstehen im Schoße von Familien, wenn Söhne, Brüder, Vettern — immer unter dem Druck der Weißen Väter — sich plötzlich für Proselyten erklären in Kundgebungen, die zu dem Willen ihrer Verwandten im schärfsten Gegensatz stehen. Ihre Verwandten sehen sich oft in die traurige Notwendigkeit versetzt, sie vom väterlichen Herd zu weisen, weil sie vom Glauben der Väter abgefallen sind, und überdies ergibt sich oft genug, daß überhaupt jeder Glaube untergraben wird, daß aus schlechten Muslimen auch schlechte Katholiken werden.

Die Weißen Väter sind übrigens nicht die einzigen Arbeiter, die am Werke sind, das Schreckgespenst der islamischen Religion und der arabischen Sprache in Algerien zu zerstören. Verstöße gegen die Religion machen sich auch die Eingeborenen schuldig, die in die unterwürfige Lage geraten, in einheimischen Truppen unter Franzosen zu dienen.

Der Muslim, der in dem französischen Heere gedient, der in einer Fabrik gearbeitet, der, mit einem Wort, in unmittelbare Berührung mit den Franzosen gestanden hat, kehrt zu seinem Stamm mit Ideen von Gottlosigkeit, mit den Gewohnheiten des Alkoholismus und mit sehr viel anderen Lastern zurück, die ihm die allgemeine Abneigung zuziehen und seine Familie oft zur Verzweiflung treiben. Kurz, der religiöse Zustand und die arabische Sprache haben unermeßlichen Schaden erlitten. Nicht unter französischer Herrschaft stehende Muslimen, die Algier besuchen, gelingt es nicht einmal, uns bei dem Mischmasch konfuser Ausdrücke zu verstehen, die wir heutzutage unter dem Namen „Arabisch" radebrechen. Wir stoßen hier einen Alarmruf aus, den alle hören mögen, die sich für die Unterdrückten in Nordafrika interessieren.

Digitized by Google

OFFENE FREUNDSCHAFT, HEIMLICHER HASS

ENGLISCH-RUSSISCHE BEZIEHUNGEN IN PERSIEN.

Von Rudolf Rotheit.

Zwei Hunde, die an demselben Knochen nagen und jeden Bissen einander mißgönnen — dies das Bild, das man beim Lesen vertraulicher Aktenstücke aus dem britischen Konsulat zu Schiras erhält, die im November 1915 in deutsche Hände gefallen sind. Von zwei Seiten wurde der persische Knochen von Engländern und Russen in Angriff genommen; von den einen am südlichen, von den anderen am nördlichen Ende. Um die Beute sich ungestört einverleiben zu können, schlossen die beiden im August 1907 einen jener Verträge, die der Welt das gegenseitige Verhältnis im Lichte vollsten Einvernehmens zeigen sollten. Das persische Schlachtopfer lag geknebelt da, und darüber hinweg reichten sich England und Rußland in zivilisatorischem Glorienschein und angeblich in brüderlicher Liebe die Hände.

Die persische Nationalregierung in Kirmandschah.

Von links nach rechts: Mirza Kassim Chan (Minister für Post- und Telegraphenwesen), Mirza Mahomed Ali Chan (Minister für Auswärtige Angelegenheiten), Saijid Muderris (Justizminister), Nizam es Saltana (Ministerpräsident und Kriegsminister), Adib es Saltana (Minister des Innern), Mirzam Mahomed Ali Chan Klob (Finanzminister), Haggi Izu Mamalik (Minister für öffentliche Arbeiten).

Wer es nicht glauben wollte, den sollten die salbungsvollen Worte eines Besseren belehren, mit denen Sir Edward Grey im englischen Parlamente von Zeit zu Zeit sein eigenes diplomatisches Werk gegen die Vorwürfe mancher seiner Landsleute verteidigte. Denn wichtiger als die Perser, die zu schwach waren, sich selbst zu schützen, und deren niemand in der Welt sich annahm, schien dem englischen Minister des Auswärtigen die Aufgabe, die Russen bei guter Laune zu erhalten, die Russen, denen Frankreich zu Rüstungszwecken Milliarden lieh, damit sie in einem den Engländern passenden Augenblicke ihr Blut wie für Frankreich, so auch für England vergießen sollten.

Den diplomatischen und konsularischen Vertretern Englands in Persien ging jedoch die Nachgiebigkeit des englischen auswärtigen Amtes gegenüber den Russen manchmal doch über die Hutschnur. Nur blieb ihnen, nachdem diese Richtung einmal eingeschlagen war, nicht gut etwas anderes übrig, als die Faust in der Tasche zu ballen. Nicht als ob sie von moralischen Bedenken angekränkelt gewesen wären. Ganz im Gegenteil. Daß die Russen wie die Wilden in Nordpersien hausten, daß sie Massenhinrichtungen vollzogen, heilige Stätten bombardierten, Räuberbanden unter ihren Schutz nahmen — dagegen hatten die braven Engländer nichts einzuwenden. Aber daß die Russen materielle Vorteile aus der Besetzung Nordpersiens zogen und sich dort immer weiter ausbreiteten, trug ihnen den stillen Neid der Engländer ein, und die Folge war ein rührender Wetteifer im Verschlingen der Beute zwischen den Russen im Norden und den Engländern im Süden.

Die in Schiras aufgefundenen Akten bringen dafür allerhand sehr kennzeichnende Züge herbei. Der Berliner Verlag „Der Neue Orient" hat sich mit ihrer Herausgabe politisch wie historisch und nicht zum wenigsten kulturgeschichtlich ein Verdienst erworben. Sir Walter Townsley, gegen-

Digitized by Google

wärtig königl. großbritannischer Gesandter im Haag, wird sich wahrscheinlich mit großem Verdruß im Spiegelbilde dieses Buches erblicken. Denn von ihm ist hauptsächlich die Rede. In aller Heimlichkeit schürte er nach Kräften gegen seine russischen Freunde. Denn nicht Rußland, sondern England sollte doch die Hauptrolle in Persien spielen. Wir erfahren aus dem Buche, daß England allen seinen Einfluß aufbot, um russenfreundliche Minister und Gouverneure in Persien zu stürzen und an ihre Stelle ein englandfreundliches Kabinett und englandfreundliche Beamte zu setzen; wir erfahren, daß England russische Eisenbahn- und Wegepläne hintertrieb und mit vollen Händen Geld hergab, um den kriegstüchtigsten Stamm Persiens, die Bachtiaren, zu gewinnen, damit ihre gewichtige Stimme gegen Rußland ausgespielt werden konnte.

Seine Exzellenz Hussein Kuli Khan,
Kaiserlich Persischer Gesandter in Berlin.

Diese ganze Hintertreppenpolitik ist mit dem Namen Townsley eng verbunden. Herr Townsley hatte die Gewohnheit, vertrauliche Berichte über die politische Lage des Landes an die englischen Konsuln in Persien zu senden, um sie in seine eigenen Ansichten und Absichten einzuweihen. Diese Berichte waren die Stelle, wo er seinen ganzen Groll gegen die Russen ungestraft ablagern konnte. Und so erzählte er denn, daß der russische Gesandte in Teheran, Herr Korostowetz, „etwas eigentümlich in seiner Haltung" ist, daß die Russen eifersüchtig sind auf die englische Freundschaft mit den Bachtiaren, und daß der russisch-englische Persienvertrag von 1907 werde revidiert werden müssen wegen der von Rußland in Nordpersien angenommenen Haltung. Er führt ferner Klage darüber, daß die Tätigkeit der Finanzverwaltung gehindert wird durch Handlungen der russischen Konsuln in der russischen Zone, die sich in weitestem Umfange in die Provinzialverwaltung einmischen, sobald Ländereien, die von Russen oder russischen Schützlingen gepachtet sind, in Frage kommen. Das Schönste gegen die Russen aber leistet sich Sir W. Townsley nach seiner Abberufung aus Teheran in seinem Abschiedsbriefe an den britischen Konsul in Schiras vom 7. April 1915, worin er sich selbst als Opfer Rußlands hinstellt. Es heißt darin:

„Ich war sicher, daß unsere Freunde am Newastrand eines Menschen überdrüssig werden würden, der nicht dasaß und mitansah, wie sie gemächlich genug, aber noch lange nicht ausreichend für den ganz Persien verschlangen. Aserbeidschan war schlimm moskowitischen Appetit. Nachdem sie einen tüchtigen Bissen in Isfahan genommen hatten, war der Plan natürlich in Bereitschaft, die Hand auf Fars zu legen, und zwar auf demselben Wege, durch den sie versucht hatten, Isfahan ihrer Sphäre völliger Kontrolle

Digitized by Google

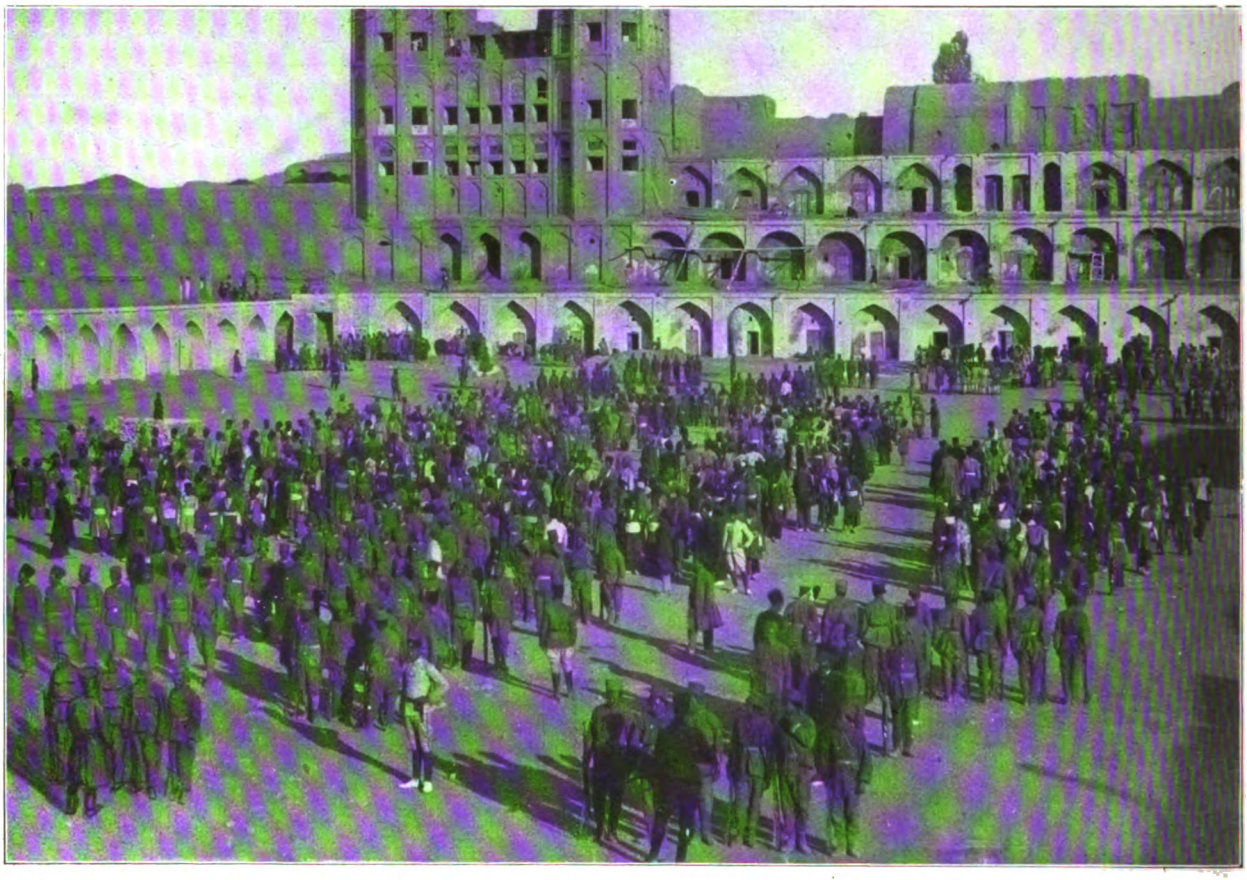
einzuverleiben. Die einzige Möglichkeit, sie dabei zu hindern, war die, den Krieg in ihre eigene Festung Aserbeidschan zu tragen und so ihre Hand vom Zentrum und vom Süden fernzuhalten. Dies tat ich absichtlich und berührte eine empfindliche Stelle dadurch, daß ich verschiedene ihrer Skandale enthüllte."

Nachfolger des Herrn Townsley in Teheran wird Herr Marling. Auch auf ihn wirkt der russische Gesandte Korostowetz wie ein rotes Tuch. In einem an den britischen Botschafter in Petersburg, Sir George Buchanan, gerichteten Briefe sagt er von Korostowetz, der inzwischen auch die Abberufung vom Teheraner Posten erhalten hatte:

„Ich habe keinerlei Vertrauen zu ihm. Alles hier beschreibt ihn als jemanden, mit dem man unmöglich lange auskommen kann, als den Typ eines Menschen, der aus Bösartigkeit (cussedness) handelt und sich ein Vergnügen daraus macht, das zu tun, was niemand sonst tun würde . . . Niemand scheint hier seine Abreise zu bedauern, am wenigsten seine eigene Gesandtschaft! Er wird uns bei der Russischen Bank nicht helfen; seine Idee einer Zusammenarbeit der Banque d'Escompte und der Imperial Bank of Persia wird lediglich die sein, daß die letztere ihr gutes Geschäft mit der ersteren teilen solle, die, wäre sie ein Privatunternehmen, schon vor Jahren bankerott gegangen wäre."

Zu bemerken ist dabei, daß die sogenannte Imperial Bank of Persia ein rein englisches Unternehmen ist. Nach den politischen Kompagniegeschäften mit den Russen auch noch finanzielle Kompagniegeschäfte mit ihnen? Nein, lieber nicht.

Dem russischen Handel vornehmlich geht England mit allen Kräften zu Leibe. Der Handelsratgeber des Residenten von Buschir hat bereits im Februar 1912 ein vertrauliches Memorandum für die indische Regierung und das Auswärtige Amt in London ausgearbeitet, worin er ein Schema für den Transport von Gütern auf der Straße Buschir-Schiras, also in der neutralen Zone, als das englischen Interessen am dienlichsten anempfiehlt. Es schließt mit den Worten: „Unser Hauptziel muß sein, solange wie möglich die Eroberung des Marktes von Isfahan durch den russischen Handel aufzuhalten." „S. M. Minister in Teheran", heißt es weiter in einem Memorandum des



Uebungen persischer, von türkischen Offizieren unterrichteter Freiwilliger.

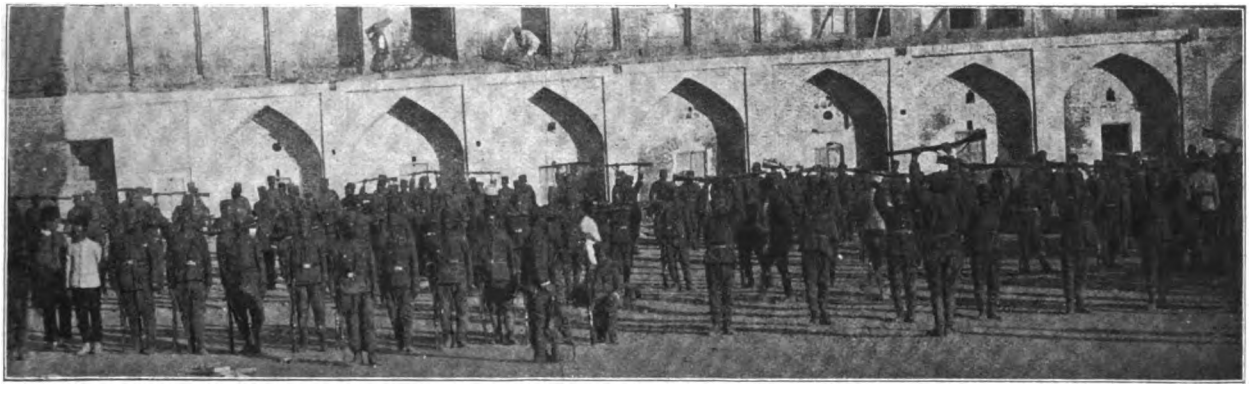
Digitized by Google

Residenten von Buschir vom 28. September 1913 an Grey, „hat kürzlich die Meinung ausgedrückt, daß Rußlands Ansprüche auf einen größeren Teil der neutralen Zone um so größer werden würden, je mehr russischem Einfluß Zeit gewährt wird, sich nach Süden auszudehnen." Und gleich darauf heißt es: „Wir stehen vor der Aufgabe, wie wir ein Wachsen des russischen Handels in der Provinz Isfahan und weiter südwärts verhindern können, und wie wir, wenn möglich, das zurückgewinnen können, was der russische Handel kürzlich in der Provinz erobert hat." In diesem einen Memorandum wird nicht weniger als zwölfmal auf die „russischen Uebergriffe" hingewiesen, auf die „Angriffe des russischen Handels auf Isfahan und seinen Druck nach Süden", auf die Notwendigkeit, den „russischen Handel auf die abschüssige Bahn zu bringen", „seine Entwickelung zu behindern", und zwar „nicht nur in der Provinz Isfahan, in Nordfars, sondern auch sonstwo!"

Zum Schluß noch einen Abschnitt aus einem Berichte der indischen Regierung:

„Wir sind völlig damit einverstanden, daß es wünschenswert ist, jede vernünftige Maßregel zu ergreifen, um den Handel von Süden aus auf der Buschir-Schiras-Isfahan-Linie zu erleichtern und zu ermutigen, nicht nur im Interesse des indischen Handels, sondern aus politischen Gründen, als einen Schutz gegen die Ausbreitung des russischen Handels und damit des russischen Einflusses vom Norden her."

So sieht die russisch-englische Freundschaft in Persien aus, so der „friedliche Wettbewerb", den England und Rußland auf dem Grabe der persischen Freiheit eingerichtet haben. Vielleicht werden dem republikanischen Rußland allmählich doch die Augen aufgehen, vielleicht wird es schließlich erkennen, daß es, wie andere Staaten, nur ein Stein im Schachbrett Englands ist. Veröffentlichungen wie diese „Dokumente zur Erdrosselung Persiens", die das zarische Rußland ebenso belasten, wie das „demokratische" England, sind überaus wertvoll zur politischen Belehrung der russischen Republikaner.



Persische Freiwillige beim Exerzieren.

Digitized by Google

EIN FEIND.

Von Habib Edib Bey.

Kraftlos fielen die bleichen Strahlen der Herbstsonne durch das nackte Weingestrüpp auf Achmeds halb geschlossene Augen. Noch vermochte er sich nicht aus den Fesseln des Traumes zu befreien, der seine Sinne umstrickte, noch suchte er vergebens, sich an das tags zuvor Gehörte zu erinnern. Nie war in den 18 Jahren, die er in dem aus kaum einem Dutzend Häuschen bestehenden Dorf verlebt hatte, das Gefühl der Langeweile in ihm wachgeworden, nie die Ahnung in ihm aufgestiegen, daß es ein Dasein jenseits dieser Eintönigkeit geben könnte. Plötzlich war der Vetter, von dessen Leben in fremden Ländern er bisher nur wie von einer Sage gehört hatte, ins Dorf gekommen und hatte ihm von den unerhörten Wundern der weiten Welt erzählt. Nun war seit gestern mit unwiderstehlicher Wucht der Drang in ihm aufgeschossen, jene Länder zu sehen, die ihm die Erzählung in leuchtenderen Farben gemalt hatte, als es je die Märchen seiner Kindertage getan hatten. Er begriff sich selber nicht. Warum nur wollte er die Heimat verlassen, deren Boden alle seine Vorfahren in klagloser Ergebung bebaut hatten, die grünen Fluren, die das Lachen seiner Jugendheiterkeit bargen? Er fand keine Erklärung für seine Sehnsucht, schloss die Augen und phantasierte. Tausendschönchen wuchsen am Hang, der den Weg säumte, der in eine Welt von ungeahnter Leuchtkraft führte, Dinge, deren Namen bisher keinen Begriff in ihm ausgelöst hatten, wuchsen vor seinen Augen empor und beschwichtigend preßte er die Hand auf sein ängstlich klopfendes Herz. Doch wurde er gar nicht beklommen, die Spannung war größer als die Furcht und steigerte sein Verlangen nach dem Unbekannten.

Leise zitterten die kahlen Aeste am Fenster im Morgenwind und als er die Augen wieder aufschlug, sah er die welken Blätter in der Luft schweben, wehmütig von der Freundschaft des Sommers Abschied nehmend. Alles machte heute besonderen Eindruck auf seine empfängliche Seele. Er war versucht, alles auf sich zu beziehen und in seinem Sinne zu deuten. Ganz schwermütig stimmte ihn das Zwitschern der Vögelchen, die auf dem Fensterbrett saßen und ungeduldig auf die Reste seines Frühstücks warteten; auf allen Bäumen drängten sie sich, piepsten und sangen.

Fast schämte er sich seines Zagens vor diesen kleinen Geschöpfen, die mutig nach wenigen Sommermonaten in fremde Länder zogen, um dort ihr Leben zu fristen. Da wurde von draußen an die unverschlossene Tür geklopft, und während Achmed sich anzog, erzählte der Vetter, wie er sich schon jetzt auf die Zeit freue, da er nach erfüllter Militärpflicht wieder in die wunderreiche große Stadt zurückkehren würde. Achmed indessen eilte auf den Acker, um den Eltern seinen Entschluß, in die Fremde zu ziehen, mitzuteilen.

* * *

Unbarmherzig trieb ein kalter Herbstabendwind kleine Regentropfen vor sich her, der Stadt entgegen, deren Lichtermeer einen orangefarbenen Widerschein auf den nebligen Himmel warf. Wesenlos schlugen die Stimmen der Reisegefährten an Achmeds Ohr, der sich noch keine Vorstellung von der Beschaffenheit jener leuchtenden Welt vor ihm machen konnte; wohl hatte er im Dorfe ähnliches gesehen: eine in Brand geratene Scheune, aus der die Flammen zum Himmel schlugen.

Gleich wird er nun in der Stadt sein, was aber soll er dort beginnen? Wahrhaftig, jetzt erst fiel ihm ein, daß er bisher versäumt hatte, an das Wichtigste zu denken! Angstvoll begriff er, daß Pflügen, das Einzige, was er bisher gelernt, ihm hier nichts nützen würde. Reue sprang plötzlich in ihm auf. Warum nur hatte er auf die lockenden Reden des Vetters hin den Boden seiner Erinnerungen verlassen? Hatte die Mutter ihn nicht genug gebeten, bei ihnen zu bleiben, bis er Soldat werden müßte, während des Vaters lebenerfahrene Augen mitleidsvoll auf ihm ruhten? Die Frage eines Weggenossen, wo er nächtigen wolle, weckte ihn aus seinen Grübeleien zu unerhörtem Staunen. Er hatte geglaubt, daß alle diese Häuser, aus denen so freundlicher Lichtschein fiel, ihm offenstünden. War es im Dorfe denn nicht so? Wetteiferte man nicht, einen Fremden bei sich aufzunehmen? In diesem Augenblick dämmerte ihm etwas von der Macht des Geldes, von der sein Kinderherz bisher nichts geahnt. Er hatte der kleinen Metallstückchen nicht bedurft, die Früchte des Bodens hatten ihn ernährt und ihm geliefert, was er brauchte. Als er am Bächlein hinter dem Dorfe Abschied von den Seinen genommen, hatte ihm die Mutter ein Beutelchen um den Hals gehängt, er aber hatte nur verlegen gelacht und gemeint, es werde ihm unterwegs schon nichts zustoßen. Nun verstand er, daß sie wie ein Schutzengel über ihm gewacht hatte, griff nach dem Beutel und befühlte den Inhalt. Da er sich jedoch nicht recht klar darüber wurde, so öffnete er ihn und schüttete alles in seine linke Hand. Er konnte es gar nicht glauben! Metall-

Digitized by Google

stücke in allen Farben und Formen! Er konnte ihren Wert nicht ermessen, doch weckte ihre Zauberkraft ein gewisses Machtgefühl in ihm. Plötzlich stand vor seinen Augen das Bild der Mutter im Schmucke ihres Festtagkleides. Instinktiv erfaßte er, daß die warmen, lockenden Stücke in seiner Hand dieselben waren, die die Mutter in ihrer Jugend einst voller Stolz um den Hals getragen. Also dieses Geld, das sie immer für Zeiten der Not aufgespart, hatte sie ihm jetzt gegeben! So war das, was er als ein Glück betrachtete, in Wahrheit nichts anderes als ein Unglück! Er tat die blinkenden Stücke in den Beutel zurück mit so schwerem Herzen, als begrübe er eine vernichtete Hoffnung in finsterer Tiefe.

Schließlich ging er mit den anderen in eine Herberge, doch war ihm das Weinen nahe, als der Wirt barsch Vorausbezahlung verlangte. Zitternd nahm er eines seiner Goldstücke heraus, verfolgte ängstlich die spöttischen Blicke des Wirtes, der behauptete, da es durchlocht sei, wäre der Wert geringer. Was sollte das bedeuten? Weniger wert? Wie viel Wert hatte es überhaupt? Ein Häuflein Silberstücke ward ihm in die Hand gedrückt und ihm sein Zimmer angewiesen. Der Anblick der schmutzigen, übelriechenden, verqualmten Stube schnürte ihm die Kehle zu, er fühlte sich jämmerlich verlassen und hilflos in der kalten Einsamkeit der leeren Wände. War das die Stadt? Trotz seiner Müdigkeit ging er hinunter, um noch etwas zu sehen. Er schritt über den Hof, auf dem die Gäste unter dem Zeltdach bei Kaffee und Wasserpfeife schwatzten und klatschten, kam auf die Straße und sah sich bei einer Wegbiegung plötzlich vor dem Meer. Atemlos ging er bis zum Strand. Im fahlen Schein des Leuchtturmfeuers brodelte das Meer wie ein siedender Kessel und erstickte das Echo des Straßenlärms. Stundenlang saß er auf der Kaimauer, ohne zu merken, daß ihn der Regen durchnäßte, dachte an Vater und Mutter, die in der behaglichen Stube sich sorglos des Lebens freuten und an die kleine verwaiste Aische, deren schwarze Augen ihm immer zublinzelten, und meinte, ihr fröhliches Singen zu hören. Fast unbewußt begann auch er zu singen, stimmte sein Lied, das von silbernen Bächen, waldigen Bergen und der schwarzäugigen Braut erzählte, in den Rhythmus des Meeres, hob die Stimme, daß die rauschende See die Melodie in die Heimat trage.

* * *

Er war ganz närrisch vor Freude und Stolz, als er am dritten Tage seines Dienstes in eine Livree mit goldgesticktem Kragen gesteckt wurde, und mußte es von den Augen und Lippen der übrigen Dienerschaft bestätigt hören, daß dies wirklich für ihn bestimmt sei. Mit hocherhobenem Kopf stolzierte er nach seinem Zimmer, warf den alten Anzug verächtlich in den Rucksack, den er in eine finstere Ecke versteckte, um ja nicht mehr daran erinnert zu werden. Zufällig entdeckte er den Scherben eines zerbrochenen Spiegels und konnte nun endlich selber bewundern, was die andern mit so neidvollen Blicken gemustert hatten. Er warf sich in die Brust, atmete tief auf, rückte sorgfältig den schön gebügelten neuen Fez zurecht und entsann sich plötzlich des großen Spiegels oben im Empfangszimmer der Herrschaft. War ihm nicht überhaupt aufgetragen worden, nach der Geschäftszeit oben im Haushalt zu helfen? Eilig lief er die Treppe hinauf, trat in den Saal und stand vor dem Spiegel — wahrhaftig, er war ein Herr! Wie zauberhaft schnell war nur die Veränderung vor sich gegangen! Wenn ihn jetzt die Mutter sehen könnte! Was würde Aische für große Augen machen! Wie anders sie gekleidet ging, als die gnädige Frau! Gewiß würde sie sich schämen, wenn sie jetzt hier wäre! Aber plötzlich schämte er sich selber. Was hatte ihn binnen einer Woche so verwandelt? War es so um seine Treue bestellt? Nein, er würde hier tüchtig arbeiten und seiner kleinen Aische viel mitbringen. Wie reizend würde sie in schönen Kleidern aussehen! Und wie würden ihn die Bauern beneiden!

Man klingelte nach ihm: er sollte die gnädige Frau bei ihren Besorgungen begleiten. Nach einem langen Abschiedsblick in den Spiegel schritt er hinter ihr her. Gleich am ersten Tag hatte ihn die Dienerschaft darüber aufgeklärt, daß sie die zweite Frau des alternden Herrn und den Sitten des Landes ganz fremd geblieben sei. Sie hatte Achmed vom ersten Augenblick an sehr gütig behandelt, und wenn er voll Dankbarkeit schüchtern seine Augen zu ihr aufschlug, begegnete er jedesmal den blitzenden Reihen ihrer perlenweißen Zähne. Unerklärlicherweise ängstigten sie ihn und weckten in ihm die Vorstellung eines Tigers.

Nach wenigen Monaten schon hatte sich sein reger Bauernverstand zur Schlauheit der Städter verschärft, er vermochte die Sprache der Herrschaft zu verstehen und wurde der Vertraute des Bankiers. Trug er Geld zur Bank oder räumte das Arbeitszimmer des Herrn auf, so hatten seine Gedanken Muße genug, in die Heimat zu fliegen und aus Erinnerungen sonnige Luftschlösser zu bauen. So sehr er sich bemühte, den weißen Raubtierzähnen fern zu bleiben, kam er doch stets wieder in die gefährliche Nähe. Er mußte den beurlaubten Diener der gnädigen Frau vertreten und wurde durch das bedingungslose Vertrauen seines Herrn und seine angeborene Geschicklichkeit gar bald in manche Geheimnisse eingeweiht. Oft mußte er der jungen Frau die Schuhe zuschnüren, und machte er sich dann blutrot vor Verlegenheit und Scham eiligst wieder aus dem Staube, dann klang ihr spottendes Lachen noch lange hinter ihm her.

Digitized by Google

Seit einer Reihe von Tagen war bei der Herrschaft die Rede davon, ob die gnädige Frau, wie sie gern wollte, schon jetzt nach Europa fahren sollte, um die Heimat ihrer Eltern wiederzusehen, ohne die Sommerferien ihres Mannes abzuwarten; er war zum Nachgeben bereit, denn er neigte mit väterlicher Liebe dazu, alle ihre Wünsche zu erfüllen. Bei einer solchen Reise würde Achmed die Rolle des Begleiters der Dame zufallen. Wenn ihn die gefährlichen Zähne schon hier in der Nähe des Herrn so ängstigten, was würde geschehen, wenn er ihnen allein preisgegeben wäre?

So lächerlich ihm der Alte, der um die junge leichtsinnige Frau herumscharwenzelte, auch war, so empfand er doch Mitleid mit ihm. Trotzdem weckte die geplante Reise auch seinen Stolz; es war ein Beweis höchsten Vertrauens, wenn ihm der Herr sein Allerheiligstes zur Bewachung übergab. Von Kindheit an war ihm eingeprägt worden, daß das Weib ein allzeit hilfsbedürftiges Geschöpf sei. Aber war es hier dasselbe? War nicht eher der lebenserfahrene, wissensreiche Mann ein Spielzeug in der Hand des schönen Wesens, das ein Spatzenhirn hatte und angezogen war wie eine Puppe?

* * *

Seit acht Tagen stürmte das Leben und Treiben von Paris auf Achmed ein, und unter der Fülle der verschiedenartigsten Eindrücke schwanden ihm fast die Sinne. Die gnädige Frau, im Taumel, alle Vergnügungen ihrer Heimat eiligst zu durchkosten, wirbelte von Erlebnis zu Erlebnis, wie Mücken in der Sonne tanzen, und hatte Achmed ganz vergessen. Ging sie mit ihren Bekannten durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt oder war sie eingeladen, so saß er still zu Hause und dachte an seinen Herrn.

Das Telegramm, das die Ankunft des Herrn in Marseille meldete, erweckte in Achmed größere Freude als bei der gnädigen Frau, er fühlte eine drückend schwere Last von seinem Gewissen genommen. Er zählte Stunden und Minuten, und als sie endlich auf dem Bahnhof standen, meinte er, mit der Kraft seiner Blicke die Schnelligkeit des Zuges beflügeln zu können. Mit sprachlosem Staunen beobachtete er, wie die künstliche, erzwungen freundliche Begrüßung der Frau ungemessene Freude in dem alten Herrn wachrief. Wie war es nur möglich, daß er an die Echtheit dieser Gefühle glaubte, in trügerischem Stolz den altersgebeugten Nacken aufrichtete? Für Achmed fielen almosengleich ein paar karge Worte ab.

Zwar hatte er dem Herrn dankerfüllt in die Augen gesehen, als dieser ihm eines Tages mitteilte, daß Krieg mit der Türkei ausgebrochen, er aber im Hause behalten werden sollte; doch allmählich erfüllte Traurigkeit seine Seele, daß er der Heimat fernbleiben müßte. Krieg! Wie oft hatte er dies Wort gehört! Als Kind lauschte er den Erzählungen darüber wie einem Märchen, als junger Bursch begleitete er die eingezogenen Soldaten bis vors Dorf, zitterte vor Neid, wenn die jungen Mädchen sich den heimgekehrten Kriegern mit besonderer Liebe zuwandten. Wie hätte er jetzt Aisches Herz mit Stolz und Glück erfüllen können! Statt dessen würde man mitleidig auf sie weisen, daß ihr Liebster in Feindesland festgehalten wurde! Es war unerträglich. Als er aber schüchtern fragte, ob es keine Möglichkeit der Heimkehr für ihn gäbe, öffnete sich der bärtige Mund seines Herrn zu höhnischem Lachen.

Schattengleich tat er seinen Dienst und litt darunter, wie das Benehmen seiner Herrschaft täglich kühler wurde. Er versank in trauriges Nachdenken. Plötzlich meinte er, ein Klingelzeichen zu hören, und lief eilig nach oben. Leise klopfte er an die Salontür — niemand antwortete. Er öffnete geräuschlos einen Spalt — niemand war im Zimmer. Wer konnte geläutet haben? Die Tür zum Nebenzimmer war offen, im Spiegel der gegenüberliegenden Wand sah er zwei eng aneinander geschmiegte Gesichter. Er konnte es gar nicht glauben — nie hatte er den Herrn, der immer voller Würde war, so gesehen! Plötzlich erfaßte er, daß es gar nicht sein Herr war, und glitt lautlos aus dem Zimmer, als habe er sich selbst auf einer Sünde ertappt. Was sollte er anfangen? Unbedingt mußte er dem Herrn einige Andeutungen machen! Aber wie? Er entsann sich, wie sie in der Schule die Jungen verachtet hatten, die einen andern beim Lehrer verpetzten! Trotzdem würde er den Herrn warnen . . .

Als er am nächsten Morgen dem Herrn die Zeitungen brachte, machte er sich im Zimmer zu schaffen, faßte mit bebenden Händen alles mögliche an, nur um eine Gelegenheit zu finden, seine Absicht auszuführen. Die Frage seines Herrn, der merkte, daß er etwas auf dem Herzen habe, machte ihm Mut und erleichtert erzählte er, alles abschwächend, in milden Farben, vom gestrigen Erlebnis. Noch hatte er nicht zu Ende gesprochen, als der Alte zitternd vor Wut aufsprang und ihm die Tür wies. Achmed wollte weiterreden, mit der Zähigkeit dessen, der sein Recht beweisen kann. Erst als er begriff, daß sein Herr mit Taubheit geschlagen war, daß er blind bleiben wollte, um sich die Ruhe und Illusion seines Glückes zu wahren, und in sinnloser Wut auf ihn losging, wich er zurück. Doch wie Rutenhiebe schlugen noch im Forteilen die Worte an sein Ohr: „Gemeiner, ehrvergessener Feind! Meinst du, dein Volk hätte dem unsern noch nicht Böses genug zugefügt, daß du jetzt auch meine Ehre beflecken willst!"

Digitized by Google

DAS KALIFAT ALS GEISTIGES BAND.

Von einem türkischen Diplomaten.

Man hört oft die Ansicht, daß die im neuen Aufblühen begriffene Türkei eine ausschließlich türkische oder islamische Politik treiben soll. Eine solche Politik darf nicht etwa als eine stagnierende oder gar eine der christlichen Bevölkerung nachteilige Politik angesehen werden. Es ist eine geschichtlich feststehende Tatsache, daß eine Benachteiligung oder Türkisierung der christlichen Bevölkerung auch in früheren Blütezeiten der Türkei, als in Europa Religionskriege wüteten, nie stattgefunden hat. Die christliche und jüdische Bevölkerung genießt alle religiösen und politischen Rechte. Sie hat Religionsfreiheit und kann die höchsten Staatsämter bekleiden. Nicht nur in der letzten Zeit sondern auch während der Regierung von Sultan Abd ul Hamid sind solche Staatsämter von Griechen und Armeniern besetzt gewesen; ebenso waren viele höheren Aemter im auswärtigen und Finanzministerium von jüdischen Beamten verwaltet. Ihre religiösen Freiheiten der Christen oder Juden hat niemand angetastet.

Ein großer Irrtum wäre es auch, zu glauben, daß die islamische Politik die Aneignung der westlichen Kultur und Zivilisation ausschließt. Der Koran und die Ueberlieferungen der Gesetzgebung verhindern auf keine Weise die Pflege der westlichen Kultur. Nur soll die allmähliche Aneignung westlicher Kultureinrichtungen den bestehenden Anschauungen und Gewohnheiten angepaßt werden. Jedermann muß begreifen, daß die Türkei, als der größte mohammedanische Staat, an dem Kalifat, schon seiner politischen Bedeutung wegen, festhalten muß. Die Mehrheit der Bevölkerung ist arabischer und türkischer Rasse. Das Band, das diese beiden Rassen zusammenkettet, ist das religiöse. Die Araber sehen auf eine eigene Kultur zurück. Sie haben stets für die Erhaltung und Verbreitung der mohammedanischen Religion ihr Bestes geopfert. Tief durchdrungen von der Notwendigkeit dieses heiligen Krieges, kämpfen namentlich in Afrika die Araber treu mit den Türken zusammen für die Erhaltung der islamischen Religion und die gemeinsame politische Geltung. Diese beiden mohammedanischen Rassen begreifen, daß sie getrennt nicht leben können und nur vereint ein mächtiges und geachtetes Reich bilden können. Ein arabisches Königreich würde sehr schnell seine Unabhängigkeit verlieren und ein willenloses Objekt in den englischen Händen sein. Andererseits kann eine mächtige Türkei nur als Kalifat bestehen. Die Engländer bemühen sich seit langer Zeit, das Kalifat unter ihren Einfluß zu bringen. Das ist ein Beweis, wie wichtig dessen Einfluß in der islamischen Welt ist. Nur als Kalifat können wir unseren Verbündeten Vorteile bieten. Es kommt hinzu, daß das Los so vieler Millionen unserer Glaubensgenossen uns nicht gleichgültig lassen kann. Wir müssen einen Rückhalt für die geistige und kulturelle Gemeinschaft der islamischen Welt bilden. Die Türkei ist das geeignete Zentrum zur Kräftigung dieser Gemeinschaft. Wir haben das Recht und die heilige Pflicht, der Vernichtungspolitik der Ententeländer gegen die Mohammedaner ein Ende zu machen. Deshalb muß, wie der Titel des Sultans sagt, der Herrscher der Türkei als „Herr der Mohammedaner der Welt" seinen Einfluß ausüben und als Diener der heiligen Städte das religiöse Band unter diesen aufrechthalten.

Digitized by Google

DIE WELT DES ISLAMS ALS WIRTSCHAFTSFAKTOR.

Von Davis Trietsch.

In einer früheren Arbeit (Heft 3 dieser Zeitschrift) war das osmanische Reich in seiner wirtschaftlichen Bedeutung vor und nach dem Kriege behandelt worden. Damit aber ist die wirtschaftliche Bedeutung des deutsch-türkischen Bündnisses noch in keiner Weise erschöpft, vielmehr reichen die deutsch-islamischen Beziehungen sehr viel weiter. Vor allem wären in dieser Hinsicht die beiden Nachbargebiete der Türkei — Aegypten und Persien — zu betrachten und in weiterem Sinne der Rest Nordafrikas und ganz Mittelafrika.

Schon bei unserer früheren Untersuchung der statistischen Verhältnisse der islamischen Welt wird gezeigt, in welch hohem Maße Afrika als islamischer Erdteil anzusprechen ist. Dies wird nach einem siegreichen Kriege der mit den Zentralmächten verbündeten Türkei seine politischen und wirtschaftlichen Folgen haben müssen, und es liegt eine der größten Möglichkeiten deutscher Wirtschaftsentfaltung darin, daß in allen diesen islamischen Gebieten die deutsche Außenwirtschaft künftig eine bevorzugte Stellung einnehmen wird.

Schon bisher hat die Entwicklung der stärksten Wirtschaftsmächte innerhalb Europas das Bild eines stetigen Erstarkens Deutschlands gezeigt. Auch England und Frankreich waren in ihren Außenhandelsziffern vorangekommen, aber das deutsche Wachstum war viel schneller, und nicht nur das: innerhalb Europas war der deutsche Außenhandel fast der der Summe der beiden konkurrierenden Staaten gleichgekommen, und die größeren Handelsziffern Englands beruhen in der Hauptsache auf dem starken Verkehr mit den eigenen Kolonien und in zweiter Linie mit einigen größeren Gebieten in Uebersee.

Jedenfalls hat die deutsche Außenhandelsentwicklung den Vorzug der Kompaktheit. Dieser hat sich bisher am stärksten innerhalb Europas ausgeprägt. Im weiteren Verlaufe dürfte er dieses Gebiet hauptsächlich in der Richtung auf Vorderasien und auf Nord- und Mittelafrika erweitern, also gerade um die Gebiete des Islam, zu denen die Zentralmächte während des Krieges auch in so enge politische Beziehungen getreten sind.

Haben wir in der erwähnten früheren Arbeit gezeigt, welch hohe Bedeutung dem osmanischen Reiche als Markt und Produzent zukommt, und wie weit die deutsche Wirtschaft dort ihre Ergänzung finden kann, so gilt dies in einem sehr viel weiteren Maße für die größere islamische Welt mit Ländern von so starker Produktion und so großen, noch schlummernden Produktionsmöglichkeiten wie die genannten. Man braucht sich nur vor Augen zu halten, daß Aegypten allein schon jetzt einen Baumwolle-Ueberschuß produziert, der dem deutschen Bedarf ungefähr gleichkommt, sowie daß Mittelafrika mit seiner tropischen Landesnatur alle Kolonialprodukte teils bereits liefert, teils zu liefern imstande wäre. Fügt man noch hinzu, daß innerhalb dieses riesigen Bereiches auch große Erzläger vorhanden sind wie z. B. die Kupfervorkommen von Katanga), so wird es klar, daß ein Wirtschaftsbereich von dieser Ausdehnung innerhalb kürzester Zeit darauf eingestellt werden kann, sich selbst in allen irgendwie wichtigen und sicherlich in allen Massenartikeln zu genügen.

Immerhin sind diese Verhältnsse bisher noch bei weitem nicht so klar erkannt worden, daß es sich nicht empfehlen sollte, sie im Nachstehenden mehr ins einzelne gehend zu betrachten.

In der folgenden kurzen Uebersicht sollen vorwiegend nur die Tatsachen und Ziffern reden. Die Schlußfolgerungen mag sich der Leser selbst konstruieren. Dabei möge er sich allerdings vor Formulierungen in Acht nehmen, die leicht andere irreführen. So kommt mir eben wieder eine neue Veröffentlichung in die Hand, in der — im Geleitwort — mit Nachdruck davor gewarnt wird, unter dem Halbmond ein zweites „Reich der unbegrenzten Möglichkeiten" zu erblicken. Im Text wird aber dann gezeigt, daß die deutsche Ausfuhr nach der Türkei von 1905—1910 um mehr als 135% gestiegen ist, daß das Land den Bedarf der Zentralmächte an Oelen und Fetten, an Südfrüchten, an Tabak, bei geregelter und gesteigerter Viehzucht auch an Fleisch, Häuten und Wolle decken könnte, daß „mit der Seidenzucht sich bequem das Doppelte erreichen ließe" usw. Außerdem wird dargetan, daß von der gesamten Fläche der Türkei bisher nur 2¾% angebaut seien, und daß dem deutschen Unternehmertum hier noch gewaltige Aufgaben blühen.

Bei solchen Verhältnissen ist es wirklich müßig, von begrenzten oder unbegrenzten Möglichkeiten zu reden. Es liegt in jedem Falle ein sehr großes und aussichtsreiches Feld vor uns, das gründlichst zu bearbeiten sowohl in unserem wirtschaftlichen wie auch politischen Interesse liegt, und was in diesem Sinne von der Türkei gilt, das hat auch für die anderen Länder des Islam seine Berechtigung.

Zudem sind derartig große Interessen längst nicht mehr zu den „allgemeinen" und „theoretischen" zu rechnen. Die bereits vorhandene, oder

Digitized by Google

unmittelbar bevorstehende Möglichkeit, den Bedarf der Zentralmächte mehr oder weniger vollständig in so wichtigen Dingen wie den Textilrohstoffen, in Oelen und Fetten, in einer Reihe von Nahrungs- und Genußmitteln, in Petroleum und zahlreichen Erzen zu decken, hat die unmittelbarste Bedeutung für eine ganze Anzahl der wichtigsten Zweige unserer Volkswirtschaft, und ein Gleiches gilt für unsere Industrien des Eisenbahn- und Schiffbaus, der landwirtschaftlichen Maschinen, der Düngemittel und viele andere mehr.

Gehen wir hiernach zu den einzelnen Wirtschaftsgebieten über. Das wichtigste in dieser wie auch in politischer Hinsicht ist Aegypten. Bei einer Einwohnerschaft von über 12 Millionen, auf einer Kulturfläche von wenig mehr als der Größe Belgiens (33 600 qkm) ist Aegypten eines der dichtest bevölkerten Gebiete der Erde. Dabei geht die Bevölkerungsvermehrung so rapid vor sich, daß im letzten Menschenalter eine Verdoppelung eintrat. Die Intensität der Landwirtschaft ist in starkem Steigen begriffen, und die angebaute Fläche kann durch Bewässerungswerke und dergl. noch um 60% vergrößert werden. Die landwirtschaftliche Bevölkerung umfaßt etwa 62% der Gesamtzahl. Die Statistik von 1913 weist 1 556 310 Landeigentümer mit einem Areal von 5 472 930 Feddan (zu 0,4 ha) auf. Der Kleinbesitz überwiegt soweit, daß 1,4 Millionen Besitzer nur 1,4 Millionen Feddan, also 1 Feddan im Durchschnitt, besitzen. Auch der Gesamtdurchschnitt des Landes beträgt ja weniger als 4 Feddan, oder ungefähr 1½ Hektar.

Die Baumwolle ist bei weitem das Hauptprodukt des Landes; von 1910—1914 hielt sich das Ergebnis zwischen 7,4 und 7,7 Millionen Kantar (zu rund 45 Kilo). Die Weizenernte zeigt ungeheure Schwankungen. Bei ziemlich gleichbleibender Fläche betrug die Produktion im Jahre 1912 über 4,2 Millionen Tonnen — im Jahre 1914 nur eine Million. Ebenso wurden im Jahre 1912 1,2 Millionen Tonnen Gerste und 9,35 Millionen Tonnen Mais und Durra geerntet gegenüber nur 0,25 und 1,8 Millionen Tonnen im Jahre 1914. Die Reisernte betrug 1912 1,6 Millionen Tonnen, die Zuckerausfuhr im gleichen Jahre 240 000 Kantar im Werte von rund 4 Millionen Mark. Die Baumwollausfuhr, die ungefähr $^8/_9$ der Ernte entsprach, war 23 Millionen ägyptische Pfund (gleich rund 480 Millionen Mark) wert.

Deutschland bezog aus Agypten im Jahre 1913 für 73 Millionen Mark Rohbaumwolle, für 35 Millionen Baumwollsamen und nur für 10 Millionen Mark sonstige Artikel, unter denen Gummi Arabicum mit 2¾, Zigaretten mit 2½ und Zwiebeln mit 1¾ Millionen Mark die Hauptartikel sind.

Man sieht aus alledem, daß Aegypten mit seiner großen und bedeutender Steigerung fähigen Produktion für Deutschland eine große Wichtigkeit bereits hat und eine noch viel größere gewinnen könnte.

Gegenüber einer Gesamtausfuhr Aegyptens im Jahre 1913 von 657 Millionen Mark tritt die Einfuhr um etwa ein Achtel zurück. Sie betrug 578 Millionen Mark. In der Einfuhr stehen die Textilien in der ersten Reihe. Die Werte schwankten in der letzten Zeit zwischen 120 und 170 Millionen Mark. Dann folgen Getreide und Gemüse (rund über 60 Millionen Mark), Holz und Kohle usw. (annähernd 60 Millionen Mark) und dicht dahinter kommen Metalle und Metallwaren. Zwischen 20 und 30 Millionen Mark beträgt die Einfuhr in Tieren und tierischen Produkten, in Chemikalien und in Tabak. Die deutsche Ausfuhr nach Aegypten betrug zuletzt 43 Millionen Mark, darunter als wichtigster Posten Maschinen und Lokomotiven (4 Millionen Mark), dann folgen verschiedene Textilprodukte, worunter besonders auch Trikotagen, ferner Weizenmehl und Halbfabrikate der Metallindustrie; die anderen Posten betragen weniger als eine Million Mark im Jahr.

Jedenfalls ist die Ausfuhr Deutschlands nach Aegypten sehr vielseitig und wäre einer sehr großen Ausdehnung fähig.

Das andere wichtigere Nachbarland der Türkei, Persien, hat — absolut genommen — einen wesentlich geringeren Außenhandel. Allerdings gilt die früher meist angegebene Einwohnerziffer von 9½ Millionen für wesentlich übertrieben. Neuere sorgfältige Schätzungen wollen dem Lande nur 4½ Millionen zuerkennen. Für diese Zahl wäre eine Einfuhr von 216 und eine Ausfuhr von 166 Millionen Mark nicht allzuweit von der ägyptischen entfernt. Die Hauptprodukte sind Weizen, Gerste, Reis, Baumfrüchte, Gummi, Arzneistoffe, Wolle, Baumwolle und Seide. Die Seidenausfuhr stieg in den letzten Jahren auf 8 Millionen Mark, die von Opium auf 9 Millionen. Rohbaumwolle wurde zuletzt für 30 Millionen, Wolle für 5 Millionen und Teppiche für ungefähr 20 Millionen Mark exportiert.

Sehr bedeutend sind auch die Erzläger des Landes, wenn sie auch bisher — mangels ausreichender Verkehrsmittel — meist noch sehr wenig ausgebeutet werden. Kupfer, Blei, Silber, Zinn, Eisen, Antimon, Nickel, auch Kohle, Salz und Petroleum sind in großen Mengen vorhanden.

Der deutsche Handel mit Persien ist bisher nicht sehr bedeutend gewesen. Die Einfuhr Persiens aus Deutschland betrug im Jahre 1911/12 noch nicht 7 Millionen Mark, die Ausfuhr nur 2 Millionen, aber die vorstehenden Produktions- und allgemeinen Handelsziffern zeigen doch, welche Möglichkeiten sich hier dem deutschen Handel eröffnen, sobald das Land einmal zur Ruhe gekommen sein wird, und wenn der Ausbau der Bagdadbahn auch die persischen Verkehrsverhältnisse beeinflussen wird.

Digitized by Google

DIE NEUREGELUNG DER DONAUSCHIFFAHRT.

Von Emil Zimmermann.

Zu den großen Fragen, die nach dem Waffengange dringend einer Neuregelung bedürfen, gehört auch die der Donauschiffahrt. Der Krimkrieg und die darauffolgende Konferenz von Paris (1856) hatten den Westmächten großen Einfluß auf die südosteuropäischen Entwicklungen gegeben, und in der Donauschiffahrt haben sie bis in die jüngste Zeit eine große Rolle gespielt, sehr zum Schaden Oesterreich-Ungarns und auch Deutschlands.

Die bis nach Bayern hinein schiffbare Donau bildet den kürzesten Wasserweg zu den Randländern des Schwarzen Meeres. Unter normalen Verhältnissen müßte sich zwischen den Donauhäfen und Konstantinopel, Nord-Kleinasien, Kaukasien, der Krim, Odessa, der bulgarischen Küste des Schwarzen Meeres ein starker Handelsverkehr vollziehen. Und an der Schiffbarmachung der Donau und der besten Einrichtung der Schiffahrt haben Oesterreich-Ungarn, Rußland, die Türkei, Bulgarien und Rumänien ein gleiches Interesse, und dazu kommt noch Deutschland, dessen Anteilnahme an der besten Regelung des Donauverkehrs noch viel stärker wird, wenn der Elbe-Donaukanal gebaut wird. Dies sind aber auch die einzigen Mächte, die rechtmäßigerweise etwas mit Donaufragen zu tun haben; die Pariser Konferenz von 1856 dagegen hatte neben Frankreich und England auch Sardinien (Italien) in der europäischen Donaukommission Sitz und Stimme gegeben, und 1878 und 1883 erhielten in Berlin und in London die kleinen Balkanmächte, namentlich auch Serbien, einen so starken Einfluß, daß sie, gestützt auf die Westmächte, in der Lage waren, den Wünschen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands alle möglichen Schwierigkeiten zu bereiten.

Vor dem Vertrage von Paris (1856) waren die Donaumündungen von Tultscha ab in russischer Hand. Am 13./25. Juli 1840 schlossen Oesterreich-Ungarn und Rußland in Petersburg einen Vertrag über die Donauschiffahrt, in dessen erstem Artikel sie die Freiheit des Donauverkehrs für Schiffe ihrer Flagge festsetzten. Oesterreich-Ungarn war es hauptsächlich darum zu tun, daß die russische Regierung in der Sulinamündung der Donau einen Leuchtturm errichtete und Vorkehrungen traf, die zunehmende Versandung dieses Armes zu beseitigen. Rußland verpflichtete sich in diesem Vertrage zur Vornahme dieser Arbeiten, wofür den österreichischen Schiffen gewisse Abgaben auferlegt wurden.

Die Abgaben wurden alsbald erhoben, aber bis 1855 hatte Rußland, wie Baron Prokesch auf der Konferenz zu Wien vom März 1855 feststellte, wenig getan, die Versandung der Sulinamündung zu beheben. Oesterreich-Ungarn schlug deshalb die Bildung eines europäischen Syndikats zur Regelung der Donauschiffahrt vor. Das Syndikat sollte für die Donaumündungen maßgebend sein; für den übrigen Donaulauf wollte Oesterreich-Ungarn die Rechte der Uferstaaten gewahrt wissen. Man einigte sich schließlich auf die Bildung zweier Kommissionen, der europäischen Donaukommission, die für die Mündungen von Isakca ab zuständig sein sollte, und der Uferstaaten-Kommission mit Geltung für den übrigen Donaulauf.

Das Projekt der Friedenspräliminarien vom 1. Februar 1856, unterzeichnet in Wien von den Repräsentanten Oesterreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Rußlands und der Türkei, enthielt die folgenden Bestimmungen:

> „Die Freiheit der Donau und ihrer Mündungen wird wirksam durch europäische Einrichtungen gesichert sein, in welchen die vertragschließenden Mächte gleicherweise vertreten sein werden, unbeschadet der besonderen Stellung der Uferstaaten, welche durch die von dem Kongreß zu Wien aufgestellten Grundsätze über die Flußschiffahrt geregelt werden wird.
>
> Jede der vertragschließenden Mächte wird das Recht haben, an den Mündungen des Flusses ein oder zwei leichte Kriegsfahrzeuge zu stationieren, welche dazu bestimmt sind, die Ausführung der Bestimmungen über die Donauschiffahrt zu überwachen."

Zu den vertragschließenden Mächten traten auf dem Pariser Kongreß noch Preußen und Sardinien, und durch den Friedensvertrag vom 30. März 1856 wurden zwei Kommissionen gebildet, die europäische Kommission und die Donau-Uferstaaten-Kommission. In jener waren Frankreich, Oesterreich, Großbritannien, Preußen, Rußland, Sardinien und die Türkei durch je einen Delegierten vertreten, und ihre Aufgabe war, die Donaumündungen und die benachbarten Meeresteile von

Digitized by Google

allen Schiffahrtshindernissen zu befreien und sie im bestmöglichen Zustande der Schiffbarkeit zu erhalten. Zur Deckung der Kosten sollten mäßige Gefälle erhoben werden, deren Höhe die Kommission durch Stimmenmehrheit festsetzen sollte.

Nach Artikel 17 des Friedensvertrages wurde eine weitere Kommission errichtet, zusammengesetzt aus je einem Delegierten Oesterreichs, Bayerns, der Pforte und Württembergs und Kommissären der drei Donaufürstentümer, deren Ernennung durch die Pforte zu bestätigen war. Diese Kommission sollte permanent sein und hatte folgende Aufgaben zu erfüllen:

1. Die Schiffahrts- und Polizei-Reglements auszuarbeiten,
2. alle Hindernisse zu beseitigen, welcher Natur auch immer sie waren, die sich noch der Unterwerfung der Donauschiffahrt unter die Bestimmungen des Wiener Kongresses entgegenstellten,
3. alle nötigen Arbeiten in einer Ausdehnung über den ganzen Lauf des Flusses anzuordnen und ausführen zu lassen,
4. nach den Beschlüssen der europäischen Donaukommission über die Aufrechterhaltung der Schiffbarkeit der Donaumündungen und der benachbarten Meeresteile zu wachen.

Artikel 18 bestimmte: Es herrscht Uebereinstimmung darüber, daß die Europäische Donaukommission im Zeitraum von zwei Jahren ihren Zweck erfüllt haben, desgleichen in derselben Zeit die Uferstaaten-Kommission die unter Nr. 1 und 2 des Artikels 17 bezeichneten Arbeiten beendet haben wird. Die in Konferenz vereinigten Signatarmächte werden, nachdem sie davon Akt genommen haben, die Auflösung der Europäischen Kommission aussprechen, und von da ab wird die permanente Uferstaaten-Kommission sich der Rechte erfreuen, welche bis dahin die Europäische Kommission ausgeübt hat.

Der Pariser Kongreß wollte somit der europäischen Kommission nur eine Dauer von zwei Jahren geben und von da ab den Uferstaaten die Regelung der Donauschiffahrt übertragen, aber in der Folge wurde diese Bestimmung, an der besonders Oesterreich-Ungarn festhalten wollte, umgeworfen und die europäische Donaukommission zu einer ständigen Einrichtung.

Den Bestimmungen der Pariser Friedenskonferenz entsprechend, hatte die Uferstaaten-Kommission ein Schiffahrts- und Polizeireglement ausgearbeitet (1857). Als die Signatarmächte des Pariser Friedens im August 1858 wieder in Paris zu einer Konferenz zusammengetreten waren, welche die Neuorganisation der rumänischen Fürstentümer zu regeln hatte, griffen die englischen Vertreter heftig jene Reglements an, da sie zu einseitig auf die Uferstaaten zugeschnitten seien, und ihnen folgten die Vertreter Frankreichs, Preußens, Rußlands, Sardiniens und der Türkei. Sie einigten sich mit den Vertretern Englands am 19. August auf den Beschluß, daß in der Ueberzeugung, die Europäische Donaukommission werde die ihr durch Artikel 16 des Pariser Fredensvertrages zugewiesenen Arbeiten in dem vorgesehenen Zeitraum von zwei Jahren nicht beenden können, die Mächte übereingekommen wären, diesen Zeitabschnitt bis zur vollständigen Beendigung der erwähnten Arbeiten zu verlängern.

Eine neue Konferenz in Paris (März 1866) verlängerte das Mandat der Donaukommission wiederum um fünf Jahre; die Konferenz in London endlich sprach im März 1871 die Geltungsdauer des Mandats der europäischen Kommission bis zum 24. April 1883 aus.

Wesentliche Aenderungen brachte der Berliner Kongreß. Nach dem Krimkriege hatten die rumänischen Fürstentümer einen Teil von Beßarabien bekommen, weil England und Frankreich die Russen von den Donaumündungen entfernt haben wollten. Rußland verlangte nunmehr Beßarabien zurück und gab Rumänien im Austausch die Dobrudscha, was auf heftigen Widerspruch der englischen Vertreter auf dem Berliner Kongreß stieß. Fürst Bismarck vermittelte, und Rußland erhielt den nördlichen Donauarm als Grenze. Rumänien gelangte in den Besitz der Hauptmündung, des Sulina-Armes. Die Folge war, daß Rumänien in der europäischen Donaukommission Sitz und Stimme erhielt. Die Aufgabe der Beseitigung der Schiffahrtshindernisse beim Eisernen Tor wurde Oesterreich-Ungarn zugewiesen. Ferner wurde der Geltungsbereich der europäischen Donaukommission bis Galatz ausgedehnt und die Uferstaaten-Kommission auf die Flußstrecke Eisernes Tor—Galatz beschränkt.

Da das Mandat der europäischen Donaukommission am 24. April 1883 ablief, trat im Februar 1883 in London eine neue Konferenz zusammen, die über seine Verlängerung beschließen sollte. Ferner stand auf der Tagesordnung der Vorschlag der Schaffung einer gemischten Kommission für die Strecke Eisernes Tor—Galatz, in welcher Oesterreich-Ungarn den Vorsitz haben sollte. Zu dieser gemischten Kommission sollten Bulgarien, Rumänien und Serbien Vertreter entsenden.

Schon von Anfang 1882 an gab es wegen der beabsichtigten Aenderungen einen lebhaften Notenwechsel zwischen den beteiligten Kabinetten. Besonders führte der Wunsch Rumäniens, am unteren Donaulauf eine hervorragende Rolle zu spielen, zu heftigen diplomatischen Kämpfen.

Frankreich hatte für die neu zu bildende gemischte Donaukommission durch Barrère ein Reglement für die Ausführung und Ueberwachung unterbreiten lassen, welches bestimmte, daß in der ge-

Digitized by Google

mischten Kommission Oesterreich-Ungarn, Bulgarien, Rumänien und Serbien durch je einen Delegierten vertreten sein sollte; der Vorsitz der Kommission, der auch ein Mitglied der europäischen Donaukommission mit den gleichen Rechten wie die übrigen Delegierten angehören sollte, war dem Delegierten Oesterreich-Ungarns vorbehalten. Rumänien opponierte heftig. Die rumänische Regierung brachte einen Gegenvorschlag vor, der eine Ueberwachungskommission (Commission de surveillance) vorsah. Darin sollte die europäische Donaukommission durch zwei Delegierte vertreten sein, während Rumänien, Bulgarien und Serbien je einen Delegierten entsenden sollten. Den Vorsitz der Kommission sollte einer der Delegierten der europäischen Kommission haben. Ferner wollte die rumänische Regierung für die Ausübung der Flußpolizei das Talweg-System eingeführt wissen, zwischen dem Eisernen Tor und Galatz sollte der Donaulauf unter die Uferstaaten Rumänien, Serbien und Bulgarien so aufgeteilt werden, daß der Talweg die Grenze bildete.

Der französische Vorschlag wollte diese Einteilung vermeiden; er sah den Donaulauf zwischen Orsova und Galatz als Ganzes an.

Rumänien forderte ferner die Teilnahme an der neuen Donaukonferenz in London, welche ihm die Mächte, da es nicht zu den Unterzeichnern des Pariser und Berliner Vertrages gehörte, nicht ohne weiteres zugestehen wollten. England regte die Zulassung an, und es fand bei Deutschland anfangs Entgegenkommen, auch bei Frankreich; die anderen Mächte machten Vorbehalte. Insbesondere wies Oesterreich-Ungarn darauf hin, daß, wenn man Rumänien zuließe, dann Serbien und Bulgarien mit der gleichen Forderung kommen würden. Das trat auch bald ein. Zunächst meldete sich Serbien; seinem Beispiel folgte im Januar 1883, kurz vor Zusammentritt der Londoner Konferenz, Bulgarien.

Am 18. Januar überreichte der Vertreter Oesterreich-Ungarns in London dem Lord Granville eine Denkschrift, worin es hieß, da Rumänien fortfahre, gegen die Schaffung einer gemischten Donaukommission, in der Oesterreich-Ungarn den Vorsitz erhalten sollte, zu agitieren, müsse Oesterreich-Ungarn unzweifelhaft feststellen, daß es in keine Regelung willigen könne, die Oesterreich-Ungarn von einer Einflußnahme auf die Flußstrecke Eisernes Tor—Galatz ausschlösse.

Die Londoner Konferenz trat am 8. Februar 1883 zusammen. Am 10. Februar wurde die Frage der Zulassung Rumäniens angeschnitten. Lord Granville, der Vorsitzende der Konferenz, gab der Hoffnung Ausdruck, Rumänien werde auf demselben Fuße wie die übrigen Mächte zugelassen werden. Dem widersprach der deutsche Vertreter Graf Münster. Rumänien dürfe nur als Gast zugelassen werden, nicht als Herrin des Hauses. Der Vertreter Oesterreich-Ungarns schloß sich dem an. Die Vertreter Frankreichs und Italiens erklärten, sich der Mehrheit anschließen zu wollen, desgleichen die Vertreter Rußlands und der Türkei. Graf Münster formulierte nun seinen Vorschlag wie folgt:

> „Als Folge eines Meinungsaustausches und unter Annahme der Meinung der Mehrheit entscheidet die Konferenz, daß sie Rumänien und Serbien einladen werden, ihren Sitzungen mit beratender Stimme als Hörer beizuwohnen. Die Konferenz beschließt weiter, daß die Wünsche Bulgariens wortgetreu durch Vermittlung des Türkischen Botschafters zu ihrer Kenntnis gebracht werden."

Die Vertreter Rumäniens und Serbiens gaben sich mit der getroffenen Entscheidung nicht zufrieden; sie verlangten eine schriftliche Erklärung und verließen die Konferenz.

Der rumänische Gesandte Jon Ghika richtete dazu am 12. Februar an Lord Granville die Mitteilung, daß Rumänien nicht einverstanden sein könne, nur mit beratender Stimme zur Konferenz zugelassen zu werden; er müsse darum die Ehre ablehnen, an den Sitzungen teilzunehmen. Im Namen seiner Regierung lege er die feierliche Verwahrung ein und protestiere gegen die Entscheidungen, welche ohne Beteiligung Rumäniens getroffen würden und daher für Rumänien unverbindlich wären.

Serbien dagegen erklärte sich am 13. Februar bereit, mit beratender Stimme an den Sitzungen der Konferenz teilzunehmen.

Oesterreich-Ungarn machte in der Sitzung vom 13. Februar einige Abänderungsvorschläge zum Projekt Barrère, um Rumänien entgegenzukommen; aber die rumänische Regierung blieb hartnäckig.

Nichtsdestoweniger wurde durch die Konferenz von London die gemischte Donaukommission geschaffen. Artikel VII des Vertrages bestimmte nämlich, daß das Schiffahrtsreglement, die Fluß- und Ueberwachungs-Polizeibestimmungen, ausgearbeitet von der europäischen Kommission unter Beistand der Delegierten Serbiens und Bulgariens (Rumänien hatte die Unterzeichnung am 2. Juni 1882 abgelehnt) in der Gestalt der anhängenden Bestimmungen zum Vertrage angenommen seien und anwendbar wären auf den Donauteil zwischen dem Eisernen Tor und Braila.

Der Anhang zum Vertrage vom 10. März 1883 setzte in Artikel 96 fest, daß die Ausführung der Reglements unter die Autorität einer Kommission gestellt sei, genannt „Commission mixte du Danube", in welcher Oesterreich-Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Serbien durch je einen Delegierten vertreten sein sollten. Der Vorsitz dieser

Digitized by Google

Kommission sollte dem Delegierten Oesterreich-Ungarns gebühren; ihr sollte als fünftes Mitglied ein Delegierter der europäischen Kommission angehören.

Die Geltungsdauer der europäischen Donaukommission wurde durch den Londoner Vertrag auf 25 Jahre, bis 24. April 1908, festgesetzt; von da ab sollte stillschweigend das Mandat immer um drei Jahre verlängert werden. Die gleiche Geltungsdauer war für die gemischte Kommission festgesetzt, die ihren Sitz in Giurgewo erhielt.

Die Verhandlungen in London im Februar/März 1883 zeigten deutlich den damals schon bestehenden scharfen Gegensatz zwischen Oesterreich-Ungarn und Rumänien in der Donau-Schiffahrtsfrage. Rumänien fühlte sich als alleiniger Besitzer der schiffbaren Mündungsarme und des untersten Stückes der Donau; die Strecke Orsova—Silistria teilte es mit Bulgarien und Serbien. In einer Kommission, der nur diese drei Staaten angehörten, glaubte Rumänien, die Hauptrolle spielen zu können. Damit konnte aber Oesterreich-Ungarn nicht einverstanden sein. Es ist alleiniger Beherrscher des ganzen Mittellaufes der Donau und hat an der Gestaltung der Schiffahrtsfragen das größte Interesse; es konnte sich eine Einflußnahme auf den Unterlauf seines Hauptstromes nicht nehmen lassen.

Rumänien hat gleich zu Beginn des gegenwärtigen Krieges in der Donaufrage seine alte, den Mittelmächten feindliche Haltung wieder aufgenommen, indem es die Donau einseitig für sie sperrte, dagegen für die Versorgung Serbiens mit Kriegsmaterial freigab. Den freien Verkehr Bulgariens mit Oesterreich-Ungarn dagegen hat Rumänien systematisch gehindert. Es wird daher notwendig sein, den Einfluß Rumäniens auf die Donau einzuschränken, den Bulgariens und Oesterreich-Ungarns zu stärken. Die rumänische Dobrudscha-Grenze wird wohl schwerlich die alte bleiben; auch zwischen Belgrad und Calafat dürften Verschiebungen eintreten. Und so werden wir hoffentlich wohl dahin kommen, daß für die untere Donau vom Eisernen Tor bis Galatz Oesterreich-Ungarn und Bulgarien die maßgebenden Mächte werden. Die Frage der Donaumündungen hingegen muß eine Sache aller interessierten Mächte werden, in der Hauptsache also der Donaumonarchie, Bulgariens, Deutschlands, der Türkei, Rußlands. Serbien und Rumänien spielen dabei eine ziemlich nebensächliche Rolle, wie aus folgender Erwägung hervorgeht:

Deutschland hat großes Interesse am Verkehr mit der Türkei. Kommt ein Donau-Elbekanal zum Ausbau, dann können Güter aus Trapezunt, Samsun, Sinope, Konstantinopel direkt, von allen Stationen der anatolischen Bahnen mit Umladung in Haidar Pascha überallhin nach Deutschland gelangen. Gemessen an diesen gewaltigen Verkehrsmöglichkeiten, spielt der Verkehr mit Rumänien keine sehr große Rolle. Ebenso stark wie mit der Türkei könnte sich der Verkehr nach Odessa, der Krim, Kaukasien und den Uferländern des Asowschen Meeres entwickeln; ja, über den Don hinweg könnte sehr leicht die Brücke zur Wolga geschlagen werden, welcher der Don an seinem Knie bis auf 60—70 km nahekommt. Also sind die Hauptbeteiligten an den Donaufragen Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Türkei und Rußland sowie Bulgarien, dieses vornehmlich als vermittelndes Glied zwischen den Mittelmächten und der Türkei. Rumänien dagegen hat eine ehrliche Vermittlung abgelehnt; es hat sich weit mehr dazu gebrauchen lassen, Schwierigkeiten zu machen. Und so haben die Mittelmächte, die Türkei und Bulgarien nicht das mindeste Interesse daran, Rumänien in der Frage der Donauschiffahrt wieder eine größere Rolle spielen zu lassen.

Digitized by Google

DAS ARABISCH-TÜRKISCHE SCHATTENSPIEL.

Von Hermann Siegfr. Rehm.

Unter den verschiedenen Kleinkünsten des Orients ist es namentlich das Schattenspiel, das sich schon in den urältesten Zeiten großen Ansehens und allgemeiner Beliebtheit erfreute. Die Heimat dieser anziehenden Unterhaltung ist, wie verschiedene literarische Zeugnisse übereinstimmend bekunden, China, wo sie bereits früh einen hohen technischen und künstlerischen Grad erlangt hat.

Von Ogotai, dem Sohne und Nachfolger Timur Tamerlans, berichtet der persische Historiker Rasideddin, daß er einst an seinen Hof zu Samerkand chinesische Schattenkünstler kommen ließ, die hinter einem Vorhang wundersame Spiele aufführten, wobei allerlei Völkertypen zum Vorschein kamen. Unter anderem sah man einen weißbärtigen beturbanten Greis an den Schweif eines Pferdes gebunden und auf dem Antlitz geschleift. Ogotai fragte: „Wen stellt diese Figur vor?" — „Einen von jenen rebellischen Mohammedanern," sagten sie, „welche auf diese Weise von den Soldaten aus den Städten eingebracht werden." Ogotai befahl: „Stellt das Spiel ein und schafft aus der Schatzkammer die Kleinodien und edelsteinbesetzten Becher herbei, die man in Bagdad und Buchara anfertigt, sowie andere arabische Kostbarkeiten und verschiedene edle kunstgewerbliche Erzeugnisse, zugleich bringt auch einige chinesische Artikel von entsprechender Ausstattung." Die Sachen wurden nun herbeigeholt, und der Herrscher betonte den großen Unterschied zwischen den beiderseitigen Kulturprodukten und wies aus den sozialen Verhältnissen der beiden Länder nach, daß den Chinesen jeder Grund fehle, die Bekenner des Islams der Verachtung preiszugeben, worauf die Spielleute beschämt den Hof des Fürsten verließen.

Aegypten scheint das Schattenspiel am meisten gepflegt zu haben, fast alle Erwähnungen dieses Spiels in der altarabischen Literatur weisen auf Aegypten, was durchaus zum Charakter der dortigen Kultur paßt, die im Gegensatz zur scholastischen Pedanterie des Ostens vorwiegend schöngeistige Unterhaltungsliteratur begünstigte. Nährte doch das alte Aegypten ein heiteres, genußfrohes Volk im schroffen Gegensatz zu den ernsten Assyro-Babyloniern.

In hohem Grade wichtig für die Kenntnis des älteren orientalischen Schattenspiels sind die drei in der Eskorial-Bibliothek aufbewahrten Originaltexte des 1311 verstorbenen ägyptischen Arztes Muhammed Ibn Danijel, die uns durch die große Menge der auftretenden Figuren die vielgestaltigen Beziehungen dieser reizvollen Kunst zum realen Leben erkennen lassen. Die Stücke sind die einzigen, auf uns überkommenen Reste dramatischer Poesie des islamitischen Mittelalters. Nach den Untersuchungen, die der bekannte Orientalist Prof. Georg Jakob, dieser Babas, wie die Komödien genannt werden, gewidmet hat, hat die Baba al Mutajam wad-Dai-al-jetim, gleich dem alten, noch heute in der Türkei sehr beliebten Schattenspiel „Bekri Mustafa", ein Zechgelage zum Vorwurf. Diesem gehen allerlei Sport-Belustigungen voraus: Hahnen-, Widder-, Stierkämpfe. Der Held des Stückes läßt einen von ihm überwundenen Stier schlachten und entbietet zur Schmauserei nebst Weingelage Gäste aus allen Gassen. Es erscheinen merkwürdige Gesellen, die zum Teil gewisse Laster symbolisieren. Einer nach dem anderen fällt betrunken um. Als letzter Gast tritt der Todesengel ein, der auf al-Mutajams entsetzte Frage, ob Buße noch nicht zu spät komme, erwidert: „Siehe, die Pforte des Gnadenreiches steht offen! Ergreife die Reue so lange der Geist in Dir weilt, bevor er dahingerafft wird und seine Sinnesempfindung einbüßt." Da sagt al-Mutajam: „O Gott, reich an Güte und König des Lebens, o Besitzer weiter Barmherzigkeit und ausgedehnter Verzeihung, Unrecht getan hat meine Seele und in Finsternis war tagsüber mein Sinn. So verzeihe mir, denn Du bist der Sündenverzeiher und der Allwisser der Geheimnisse, und Dir beuge ich mich und bereue. Und ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah, meinem Schöpfer, meinem Beistand und meinem Ernährer und bezeuge ferner, daß Mohammed sein Sklave und sein rechtleitender Gesandter und mein Fürsprecher ist bei meiner Wiederkehr, Allah, segne ihn und seine Familie insgesamt mit seinem bis zum jüngsten Tage währenden Segen, und ich bezeuge endlich, daß Du der Viel-Verzeiher, der Viel-Vergeber bist und auferweckst die Bewohner der Gräber." Nach Mekka gewandt, haucht der Reumütige, der sich noch in letzter Stunde auf die Lehren des Korans besinnt, seine Seele aus. Sein Leichenbegängnis bildet den Schluß der Vorstellung.

Digitized by Google

Daß das arabische Schattenspiel sich auch in den Dienst revolutionärer Bestrebungen stellte, geht aus den Unruhen hervor, die es im Jahre 1557 zu Kairo erregte, wo die Behörden die Vorstellungen aus politischen Gründen untersagt, ein Vorkommnis, zu dem man aus der neueren Theatergeschichte manches gleichartige Beispiel anführen könnte. Aus Kairo stammte auch jener gewandte Artist, den der Sultan Selim II nach Konstantinopel kommen ließ, damit er dem jungen Prinzen Suleiman den Henkertod des letzten Mameluken-Fürsten auf der transparenten Leinwand vorführe, wobei die Strangulation so sehr den Beifall des Thronfolgers fand, daß er, wie der Chronist erzählt, sie wiederholt zu sehen verlangte.

Was nun die heutige türkische Schattenbühne anbelangt, so kann sie ihre Herkunft von der chinesischen nicht verleugnen, wie sich aus dem Vergleiche des in Größe und Technik völlig übereinstimmenden Figurenmaterials deutlich ergibt. Während aber die Wirkung des chinesischen Spiels vornehmlich auf seinem wunderbaren, die raffiniertesten szenischen Effekte ermöglichenden Mechanismus beruht, hat sich die türkische Schattenbühne mit ihren zahlreichen Possen und Schwänken literarisch eigenartig entwickelt.

Die Hauptperson des türkischen Schattentheaters ist der „Karagöz" zu deutsch „Schwarzauge", ein Geistesverwandter unseres Kasperle, den er aber an Humor und schlagkräftigem Witz übertrifft. Am Ramadanfeste steigt der unverwüstliche Spaßmacher, der sich mit einem andern komischen Helden der Osmanen, dem allbekannten Witzbold Nasreddin, auf gleichem Gebiet begegnet, aus seiner Verborgenheit hervor, um sich während der Dauer des großen Islamfestes im Glanze eines durch die Keckheit und Urwüchsigkeit verblüffenden Genies zu zeigen. Als Vater dieses lustigen Helden der türkischen Schattenbühne gilt der Silhouettenkünstler Hasanzade, der zur Zeit des grausamen Murads IV gelebt hat. Von seiner Narrenfreiheit macht der Karogöz den ausgiebigsten Gebrauch, und zwar im Sinne eines öffentlichen Anklägers, der mit beißendem, oft geistreichem Spott die menschliche Komödie geißelt.

Als man einmal an ihn die Frage richtete, weshalb er sich bei seinem Anstand und seiner Bildung nicht um eine Hofstelle bewerbe, entgegnete er: „Aus Sparsamkeitsrücksichten." — „Wieso aus Sparsamkeitsgründen?" meinte der Fragesteller erstaunt. — „Weil es kaum Wasser genug gibt, einen Höfling reinzuwaschen." Einst ließ sich ein hochgestellter, aber keineswegs mit Verstandesübermaß gesegneter, Beamter herab, mit dem Spaßvogel eine Unterredung anzuknüpfen. „Wenn mir mal", sagte er, „ungereimtes Zeug einfällt, dann muß ich laut auflachen." Wie bist Du zu beneiden Efendi," versetzte der Angeredete, „Du mußt ja das lustigste Leben von der Welt führen." Leider sehen wir unseren Helden mit einer Schwäche behaftet, nämlich mit einem Behagen am Niedrig-Erotischen und Obszönen, was die türkische Sittenpolizei wiederholt zu kräftigem Einschreiten gegen ihn veranlaßte.

Neben Karagöz, der Seele des ganzen Spiels, tritt sein Freund Hagievad bemerkenswert in den Vordergrund. Eleganter in seinem Aeußern als der stets derbe Karagöz, besitzt er auch etwas mehr Bildung, wenngleich er ebenfalls in bedenklichem Maße zu Verstößen gegen die gute Sitte neigt. In Karagöz und Hagievad erblicken wir die ältesten Typen des Spiels, sie sind untrennbar miteinander verbunden, es gibt Stücke, in denen nur diese beiden lustigen Patrone auftreten. Sodann sind aus dem Personenbestand des Schattenspieltheaters zu nennen: Bekri Mustafa, der reich gewordene Bauer, der in die Stadt kommt, sich in zweideutigen Häusern herumtreibt, betrunken und ausgeplündert heimkehrt, um nach Art eines beschränkten Kopfes über sein Mißgeschick sehr einseitig zu philosophieren. Ferner der Kawasse, der mit seinem großen Fez und seiner tadellosen Uniform höchst breitspurig auftritt und dem sogar Karagöz, wo er kann, auszuweichen sucht. Außerdem der Jahudi, der reiche jüdische Kaufmann mit edlen Charakterzügen; der geriebene Derwisch, der unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ein ausschweifendes Leben führt; der Franke, dessen schlechtes Türkisch Karagöz spottend nachäfft; der Albanier, eine romantische Räubergestalt, die häufig als ausgleichende Gerechtigkeit wirkt, indem sie Freveltaten rächt und Gutes belohnt; der Grieche, der Araber, der Perser, der Armenier usw., alles dem bunten Volksgemenge Stambuls entnommene drastische Typen, die sich nebst einer Anzahl pikanter Weiblichkeiten als Chorus um die beiden Hauptheiden der Komödie gruppieren.

F. von Luschan führt über die Einrichtungen und die technischen Hilfsmittel des türkischen Schattenspieltheaters folgendes aus: „In irgendeinem Kaffeelokale wird eine Ecke, gewöhnlich die linke hinten, durch einen dichten Vorhang oder festen Bretterverschlag von dem übrigen Raume abgetrennt, hinter jenem befindet sich die Bühne, vor derselben der Zuschauerraum. In dem Vorhange oder Verschlage selbst befinden sich etwa in Augenhöhe ein rechteckiger Ausschnitt von der Größe ungefähr eines Quadratmeters durch einen starken Rahmen ausgefüllt, über dem eine weiße Leinwand straff gespannt ist. In gleicher Höhe mit dem untern Rande dieses Rahmens befindet sich hinter demselben ein Tisch, auf oder hinter welchem, unsichtbar für das Publikum, der Künstler sich aufhält.

Digitized by Google

Außer den Figuren selbst und den dünnen Holzstäbchen, mit welchen sie bewegt werden, gehören nur noch eine hellbrennende Lampe, sowie einige kastagnettenartige Metallscheibchen zur vollständigen Bühneneinrichtung. Die Lampe, gewöhnlich aus Eisenblech von der Form einer großen viereckigen Untertasse mit 10 bis 30 und mehr Schnäbeln für ebenso viele Dochte versehen, ist mit Olivenöl gefüllt, so daß sie ein sehr intensives Licht gibt und, weil die einzelnen Dochte weit auseinanderliegen, die Leinwand fast gleichmäßig erhellt. Wird nun von hinten her eine durchscheinende bunte Figur fest an die Leinwand angedrückt, so erscheint sie dem außerhalb befindlichen Zuschauer in grellen, bunten Farben, ja, es bildet sich, besonders auch durch die ganz dunkle Umgebung der Bildfläche unterstützt, leicht die Illusion aus, daß die Figur plastisch und weit größer als in Wirklichkeit ist. Kommt dann noch hinzu, daß, wie dies häufig genug der Fall, der Spieler, der Karagözbhi. ein wahrer Künstler ist, seine Rollen gut spielt und mit wechselnder Stimmlage spricht, so kann die Illusion so vollständig werden, daß man manchmal meinen könnte, eine wirkliche Bühne und richtige Schauspieler vor sich zu sehen.

Weitaus die meisten unter den türkischen Schattenfiguren sind beweglich, das heißt, sie bestehen aus mehreren, durch Gelenke miteinander verbundenen Stücken. Diese Gelenke sind sehr einfach dadurch hergestellt, daß die einzelnen Stücke da, wo sie sich berühren, etwas übergreifen, durchbohrt sind und mittelst eines beiderseitig geknoteten dicken Bindfadens oder Lederstreifchens zusammen gehalten werden. Die Figuren werden an dünnen Holzstäbchen gesteckt und mittels dieser vorgeführt und bewegt. — Der Künstler hilft sich häufig damit, daß er eine der Figuren so fixiert, indem er das Stäbchen gegen seinen Leib stemmt und dieselbe einfach an die durchscheinende Leinwand angedrückt hält und dann ab und zu mit einem Finger oder auch mit dem Kinn oder der Stirn nachhilft, so daß er die beiden Hände für die zweite oder die übrigen Figuren freibehält. Erhöht wird die Schwierigkeit seiner Aufgabe natürlich auch noch durch die Lampe, die sich immer zwischen ihm und seinen Figuren befinden muß und bald seine Hände, bald die Stäbchen oder die Figuren selbst zu verbrennen droht. Bedenkt man, daß er gleichzeitig mit entsprechender wechselnder Stimme den Text sprechen muß oder das Auftreten einer Tänzerin durch Kastagnettengeklapper begleitet, was allein Daumen und Zeigefinger einer, manchmal auch beider Hände in Anspruch nimmt, daß er das Auftreten mancher Figuren durch taktmäßiges oder auch polterndes Auftreten seiner Füße markiert, daß er, um das Geräusch einer schallenden Ohrfeige nachzuahmen, sich mit der Hohlhand auf Stirn und Nacken schlägt, wozu er sich also, wenn auch nur für kurze Augenblicke, aber doch gerade dann, wenn seine Figuren in heftigster Aktion stehen, eine Hand frei machen muß, so wird man sich leicht darüber klar werden, welch hohen Grad von Kunstfertigkeit eine Karagöz-Aufführung erfordert."

* * *

Auch in den übrigen Ländern der mohammedanischen Welt ist das Karagöz-Spiel zu Hause. Es liegen über seine Verbreitung in Syrien, Palästina, Aegypten, Tunis und Tripolis genaue Mitteilungen vor, nur von seinem Vorkommen in Marokko ist bisher nichts bekannt geworden, wenngleich anzunehmen ist, daß Karagöz seine Wanderungen auch bis zum Nordwesten Afrikas ausgedehnt hat, ohne vielleicht bei den ernsten Berbersöhnen Verständnis für seine Späße zu finden. Sein Freund heißt auf der arabischen Schattenbühne Aiwaz; er hat, wie in den meisten Fällen, auch bei Hagievard, die Aufgabe, das Stück zu eröffnen, und die ständige Anrede, mit der er den Karagöz bei dessen Auftreten begrüßte, lautet: „Willkommen mein Bruder Karagöz, edler Sohn, wenn man an ihn denkt, erscheint er schon."

In Tunis heißt der Leiter des Spiels „Bu-Dabbus", was wörtlich Vater, also Direktor, des Schauspiels bedeutet. Sein künstlerisches Können ist nicht geringer anzuschlagen, als das seines türkischen Kollegen, dabei ist er vielleicht noch behender, hat er doch während des großen Festes oft zwei bis drei Buden nach einander zu bedienen.

Im Gegensatz zu den Karagöz-Komödien in Syrien und Palästina, die sich meist in den Grenzen des Anständigen und Erlaubten halten, werden die Vorführungen der tunesischen Silhouettenbühne, die auch in ihrer äußeren Aufmachung weit hinter der türkischen zurücksteht, als in hohem Grade anstößig bezeichnet. Während sich das türkische Schattenspiel mitunter auf seine höhere Aufgabe besinnt, über menschliche Torheiten und Schwächen kräftig die Geißel der Satire zu schwingen, ist der tunesische Karagöz nur ein ordinärer Zotenreißer, dessen Natur zum Ueberfluß auch noch durch seine äußere Gestaltung in der sinnfälligsten Weise gekennzeichnet wird. Heinrich v. Maltzan verteidigt ihn allerdings mit folgenden Worten: „Die meisten gewohnten Zuschauer des Karagöz denken sich bei dessen seltsamer körperlicher Bildung und der offenen Zurschautragung derselben fast gar nichts. Die Aehnlichkeit mit dem Gotte der Gärten ist für sie eine Sache der Tradition geworden, man hat sie eben seit dem Altertum beibehalten, ohne zu ahnen, daß das, was die Alten für ein heiliges Symbol und keineswegs für etwas Unanständiges ansahen, plötzlich obzön geworden sein könne. Deshalb finden auch die Moslemin durchaus nichts Unmoralisches in diesen Darstellungen."

Digitized by Google

DIE ENTSCHEIDUNG IN KONSTANTINOPEL.

Von Leutnant Joachim v. Reichel*).

Der Morgen des 28. Oktober 1914 war angebrochen, der Morgen eines Tages, der, wie selten einer, tiefgreifende Entscheidungen über Völkerschicksale auf viele Menschenalter hinaus in sich barg. Das höchste Kirchenfest der mohammedanischen Welt, der Kurban-Bairam, wurde gefeiert. In der Deutschen Botschaft zu Therapia herrschte stärkste Geschäftigkeit. Hochwichtige Meldungen waren in der Nacht eingetroffen. Eine Spannung, die zur Explosion drängte, schien in der Luft zu liegen. Ueberlieferte Höflichkeitsbezeigung erforderte aber, daß die diplomatischen Vertretungen Konstantinopels, sei es durch die Missionschefs selbst, sei es durch andere Mitglieder, den Feierlichkeiten des Kurban-Bairam-Tages am Sultanshofe beiwohnten. Unser deutscher Botschafter war nicht abkömmlich, seine Räte, Sekretäre, Dragomane ebensowenig. Alle Mann hatten alle Hände voll zu tun. So wurde ich vom Freiherrn von Wangenheim beauftragt, mich nach dem Sultansschlosse Dolma Bagtsche zu der prunkhaften Feier zu begeben.

Schon um acht Uhr lag das für mich bestimmte Motorboot mit der deutschen Reichsfahne längsseits des „Corcovado". Zahlreiche andere Boote mit flatternden Wimpeln waren bereits nach Dolma Bagtsche unterwegs. Vom asiatischen wie vom europäischen Bosporusufer schossen sie heran. Dort im Wimpelfelde Persiens goldenes Löwentier, hier Dänemarks weißes Kreuz auf rotem Grunde, dann das Sternenbanner Amerikas und das Savoyerkreuz Italiens, das blau und weiß gevierteilte Tuch Griechenlands, die blau-gelb-rote Trikolore Rumäniens, die Wappenstandarte der Habsburgischen Doppelmonarchie. Wo aber bleiben die Embleme der Dreiverbandmächte? Nichts davon zu sehen. Sind die Dinge wirklich so weit gediehen, daß unsere Feinde sich bereits demonstrativ von den Feierlichkeiten am Sultanshofe fernhalten?

Wir erreichen die Landungsbrücke von Dolma Bagtsche. Am Kai des Schlosses ist die Leibwache des Sultans in leuchtenden Uniformen zum Empfange aufgestellt. Unter den Klängen der entsprechenden Nationalhymne werden die Gäste von einem sehr stattlichen Offizier zur marmornen Freitreppe geleitet, wo in reichgesticktem Rock mit unendlich vielen Ordenssternen der ergraute würdige Zeremonienmeister ihrer harrt. Man betritt eine Halle, in der die Märchenpracht aus Tausendundeiner Nacht uns umfängt. Auf marmornen Sockeln stehen riesige goldene Vasen, kostbarste Seidenteppiche sind über gläserne Treppenstufen gespannt, in deren unbedeckten Teilen das Licht unzähliger Kerzen sich hundertfach widerspiegelt und bricht. Während aus der Ferne der Hamidjemarsch, die türkische Nationalhymne, herüberklingt, werden wir durch endlose Gänge und Säle geführt, um schließlich in den weltberühmten Kuppelsaal des Dolma Bagtsche-Schlosses zu gelangen, wo bei unserem Eintritt die Wachen präsentieren.

Orientalische Prachtenfaltung paart sich hier mit der Baukunst und allen technischen Errungenschaften des Abendlandes. Fast noch gigantischer als im Pantheon zu Rom, in der Hagia Sofia von Stambul und in anderen großspannigen Riesenräumen ist die architektonische Wirkung dieses Prunksaales. Durch Fenster von mächtiger Höhe blickt man auf den Bosporus. In halber Kuppelhöhe läuft eine Galerie, auf der eine türkische Militärkapelle unter Leitung des deutschen Kapellmeisters Lange Aufstellung genommen hat. Daneben drängen sich in dichten Gruppen schaulustige Männer und Frauen, meist Fremde, die durch gefällige Vermittlung ihrer diplomatischen Vertretungen das Glück hatten, Einlaßkarten zu erhalten.

Mittlerweile füllt sich auch unten der gewaltige Saal. Ein goldener Thron, woran eine lange Schärpe hängt, ist für den Sultan hergerichtet. Teppichläufer über dem spiegelglatten Parkett geben den Weg für die spätere Defiliercour an. Die Militärbehörden postieren sich zur linken Seite, die Minister und andere hohe Würdenträger des Osmanischen Reiches zur rechten Seite.

Der Sultan weilt noch in der benachbarten Valide-Moschee. Der Augenblick seines Erscheinens im Saale naht. Von draußen hört man bereits die taktmäßigen Hurrarufe der Soldaten. Dazwischen die lärmenden Huldigungen der Volksmenge und den dumpf gurgelnden Zuruf in türkischer Sprache: „Du bist groß, doch größer noch ist Allah!" Nun Trommelwirbel und Fanfarengeschmetter. Die Unruhe der Spannung wogt durch den ganzen Raum.

Gefolgt von den kaiserlichen Prinzen und seinem Schwiegersohn, dem Kriegsminister Enver, betritt der Sultan Mohammed der Fünfte den Saal,

*) Aus: „Balkanerlebnisse eines deutschen Geheimkuriers" von Leutnant Joachim v. Reichel; Ullstein-Verlag.

Digitized by Google

schreitet zum Thronsessel und nimmt darin Platz. Die Musikkapelle auf der Kuppelgalerie stimmt die Nationalhymne an. Zu gleicher Zeit wird es in einer goldvergitterten Loge lebendig, die bisher leerstand. Die Damen des kaiserlichen Harems, in tiefer Verschleierung, lassen sich dort nieder. Unmittelbar darauf beginnt die Defiliercour.

Der Sultan, weißhaarig, mit den müden Spuren des Alters, sitzt etwas vornübergebeugt regungslos in seinem Sessel. Unter den Klängen der Rienzi-Ouvertüre schreitet zunächst der Hofstaat vorüber. Dumpf tönen von draußen Böllerschläge herein. Die kaiserlichen Prinzen, die mit dem Hofstaat mitgegangen waren, nehmen wieder ihren Platz hinter dem Sultan ein. Nunmehr bringen die Vertreter des Heeres und der Marine dem Padischah ihre Glückwünsche zum Kurban-Bairam dar. Sie nähern sich auf dem Teppichläufer bis auf sechs Schritt dem Throne, verneigen sich in tiefer Verbeugung, lassen die rechte Hand bis an den Fußboden sinken, erheben sie dann bis zur Brust, führen sie hinauf zur Stirne und lassen sie langsam in die natürliche Lage zurückfallen. Nach dieser ehrerbietigen Huldigung küßt man, nähertretend, die am Throne befestigte Schärpe. Im Krebsgang schreitet man zurück, was seine Tücken hat, denn da man dem Padischah nichts anderes als das Gesicht zuwenden und sich daher nicht umsehen darf, geraten die Hühneraugen der Hintermänner in einige Gefahr.

Schier endlos ist die Zeremonie. Der alte, müde Sultan ist wahrlich nicht zu beneiden. Dreiviertel Stunden sind schon vorbei, und noch immer will es kein Ende nehmen. Die Musik spielt die „Blaue Donau" und andere Wiener Weisen, die in dieser Umgebung recht eigenartig klingen. Neue Reihen treten an. Dutzende Male wiederholt sich derselbe Vorgang: Anmarsch, Verbeugung, Huldigungsgeste, Schärpenkuß, Rückmarsch. Wie endlich die letzte Gruppe ihr Pensum erledigt hat, erklingen Knabenchöre.

Der weltlichen Zeremonie folgt die kirchliche. Der oberste geistliche Würdenträger des Osmanentums, der Scheich ul Islam, erscheint. Hinter ihm, in prächtigem Gefolge, auch christliche Priester, unter ihnen die Metropoliten von Jerusalem, Nicäa und Mytilene. Die Ehrwürdigkeit dieser Kirchenfürsten verfehlt nicht, tiefsten Eindruck zu machen. Der Sultan erhebt sich und hält beide Handflächen etwa in Schulterhöhe der eintretenden Geistlichkeit entgegen; die Priester tun desgleichen, gleichsam als sollte ein unsichtbares Fluidum Wunsch gegen Wunsch hinüber und herüber leiten.

Die Knabenchöre verhallen. Der, mit einer goldenen Stirnbinde geschmückte Scheich ul Islam beginnt eine Ansprache an den Padischah. Die ehrwürdigen Männer seiner Begleitung stehen mitten unter der Saalkuppel. Geradezu verwirrend ist auch in ihren Reihen die Pracht der Farben. Sie tragen fast ausnahmslos kostbarsten Brokatstoff, in blendendem Weiß, tiefem Blau, sattem Smaragdgrün, feurigem Scharlachrot, in warmem Orange oder Violett. Die Schleifenbänder der Stirnbinden wallen über den Rücken fast bis zu den Füßen.

Nachdem der Hohepriester seine Rede beendet hatte, wurde er der Gnade teilhaftig, dem Padischah den Saum des Kleides zu küssen, ein Vorzug, der nur geistlichen Herren gewährt wird. Dann erklang ein türkischer Marsch, und freundlich grüßend verließ der Sultan mit seinem Gefolge den Saal.

Die Festteilnehmer aber verblieben als Gäste des Sultans noch im Palast. Auf kleinen runden Tischen wurde ihnen ein Mahl gerichtet. Auf Damasttüchern von einer Feinheit, wie man sie im Abendlande kaum kennt, standen reich geschliffene Gläser und Karaffen mit Erfrischungsgetränken, auf goldenen Schüsseln wurden die Speisen aufgetragen.

Plötzlich, man weiß nicht, woher, verbreitet sich von Mund zu Mund, erst als unsicheres Gerücht, dann immer genauer und bestimmter, die Kunde von einem kriegerischen Zwischenfall auf dem Schwarzen Meer. Enver Pascha, so wurde erzählt, habe schon in der Moschee dem Sultan mitgeteilt, daß die türkische Flotte bei einem Manöver unversehens von den Russen angegriffen worden sei; die Türken hätten sich zur Wehr gesetzt und Erfolge über die Russen davongetragen. Rasch wurde das Mahl abgebrochen. Die Mitglieder des diplomatischen Korps, die Generale und Admirale eilten davon. Jeder Mann auf den Platz, auf den sein Amt und Beruf ihn gestellt hatte. Der Krieg war da! Der Krieg vom Kurban-Bairam-Tag des Jahres 1914.

Am Abend wußte die ganze Stadt, daß die Würfel gefallen waren. Unter patriotischen Kundgebungen durchzogen Volksmengen die Straßen. Vier Tage später, am 2. November, lag die offizielle russische Kriegserklärung in der Türkei vor. Der Geschichtsforschung bleibe es überlassen, die türkische und die russische Lesart über die maritimen Vorgänge, die unmittelbar zum Bruche führten, miteinander in Einklang zu bringen. Ich meinerseits habe an dieser Stelle nur zu erzählen, was ich erlebt, gehört, gesehen habe.

Digitized by Google

TÜRKISCHES HANDWERK.

Von Dr. Adolf Droop.

Auf Veranlassung des türkischen Vizegeneralissimus Enver Pascha und durch Vermittlung der deutsch-türkischen Vereinigung werden mehrere Hundert türkische Lehrlinge in aufblühenden deutschen Städten bei Handwerksmeistern untergebracht, um deutsche Methoden und deutschen Gewerbefleiß kennenzulernen. Man hofft, ihre Zahl in den nächsten Monaten sehr bedeutend zu steigern. Es soll dadurch eine neue Ertüchtigung des gesamten osmanischen Handwerks herbeigeführt werden.

Noch vor wenigen Jahrzehnten standen die Handwerkerzünfte in der Türkei auf jener hohen Stufe stolzen sozialen Empfindens, die wir als unwiederbringliches Gut mittelalterlicher Volkswirtschaft anzusehen pflegen. Es gab Gilden, zu denen Levantiner keinen Zutritt hatten, und die (wir nennen nur die Kunstschmiede, die Gravierer, Schuhmacher und Schneider) streng über die sittliche Reinheit und gediegene Arbeitsmethode der Zunftmitglieder wachten. Jede einzelne Gilde besaß ihren Schutzpatron, ihr Emblem, ihre sorgsam gehüteten Vorrechte und eine fast militärische Organisation. Ohne ihren tatkräftigen Beistand hätte Sultan Mahmud II. das Land niemals von der Janitscharentruppe befreien können. Als er in den Frühlingstagen des Jahres 1826 den kritischen Zusammenstoß zwischen Prätorianerwillkür und Kalifenmacht voraussah, rief er insgeheim die treuen Gilden zu den Waffen. Besonders die Schneider zeichneten sich in den hartnäckigen Kämpfen aus und ernteten die uneingeschränkte Anerkennung ihres kaiserlichen Herrn.

Von der Wertschätzung, deren sich die Handwerker bei den Herrschern erfreuten, zeugt der Brauch, daß verschiedene Sultane in Handwerkerkorporationen eintraten und Handwerksunterricht nahmen. So gehörten die Sultane Selim I. und Suleiman Kanuni der Goldschmiedezunft an und erreichten im Verarbeiten feinen Metalls und edler Steine nicht geringe Geschicklichkeit.

Das türkische Handwerk hat diese Gnadenbeweise redlich verdient. Vom Vertrauen des Volkes getragen, von Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit erfüllt, ohne ungesunde Gewinnsucht, fanden die alten osmanischen Meister inneres Genügen am eigenen Können, das zu jenen Höhen künstlerischer Betätigung führte, deren Früchte edle Zierden unserer Kunstgewerbemuseen sind.

Die Keramik, die Schmiedekunst, die Holzschnitzerei, die Buch- und Nadelkunst, die Weberei, die Inkrustation und die Knüpfkunst haben es zu Blüteperioden gebracht, von denen ein belebender und verklärender Lichtstrom über das ganze Abendland ausging. Einen Gipfelpunkt erreichte im türkischen Kunsthandwerk die Töpferei, namentlich in der Herstellung von Fayencemosaiken und glasierten Tonplatten zur Bekleidung von Wänden und Ausschmückung von Kaminen und Gebetnischen. Von den Tagen der Assyrier her hat sich die Kunst der Emailmalerei im Orient erhalten. Wir finden sie in Persien, in Byzanz und schließlich bei den Seldschuken, den unmittelbaren Vorläufern der Osmanen in Kleinasien. Die osmanischen Türken, die nach dem Erlöschen seldschukischer Macht über Eskischehr und Brussa ihren Eroberungszug in das Abendland antraten, nahmen die Fähigkeit der Fayencebereitung in die neue Heimat mit. Die feine lineare Anmut ihrer mannigfaltigen Muster, die Harmonie und der leuchtende Glanz ihrer Farben sind unerreicht geblieben. Zu den schönsten Beispielen dieses Kunstgewerbes gehören der Wandbelag in der Grünen Moschee in Brussa und die Kachelverkleidung der Sultan-Achmed-Moschee in Konstantinopel, die auf blaugrünem und weißem Grunde entzückende Blumengewinde, Arabesken und Kunstschriften zeigen.

Wie im Orient das Wissen und Können fast jedes Gläubigen zur Verherrlichung Gottes dient, so steht auch die Blüte des übrigen Handwerks mit der raschen Vermehrung der Moscheen nach den ersten Dezennien türkischer Herrschaft in engster Verbindung. Im ganzen Reich rührten sich die Hände, um die neuen Gotteshäuser mit einer ornamentalen Pracht zu umgeben, in deren verschwenderischer Schönheit Gottes Odem wahrhaft eingefangen erscheint. Die Glasbläserei lieferte Mosaiken von vollendeter Vornehmheit und einer Geschmeidigkeit der Fassung, die auch die letzte Hemmung der sehr schwierigen Technik überwand. Die Knüpferei sorgte für die Bekleidung der Fußböden, der Wände und der Gebetnischen und schuf Teppiche von einer Sattheit des Tons und Ruhe der Zeichnung, daß sie sogar neben persischen Erzeugnissen einen achtunggebietenden Platz erwarb. Die Holzschnitzerei löste das zu Predigtkanzeln, Vorbetertribünen und Vergitterungen verwandte Holz in eine unerschöpfliche Fülle beschwingter Orna-

Digitized by Google

mente auf. Leuchter, Gefäße und Lampen aus Bronze, oft mit kunstvoll eingelegtem Silber durchwirkt, gestickte Seide, Samte und Brokate fügten in die dekorative Ausgestaltung der Moscheen die letzte prunkvoll feierliche Note. Das Buchgewerbe schuf kostbare Ausstattungen des Korans mit wundervollen, goldgepreßten Ledereinbänden und mit einer Kunstschrift von wahrhaft edler Form.

Von dieser Blüte und Herrlichkeit osmanischen Kunsthandwerks hat die moderne Zeit wenig bewahrt. Der Türke hat infolge des namenlosen Unglücks, das die feindselige Haltung Europas über ihn gebracht, viel von seiner Beschaulichkeit und inneren Ruhe verloren. Die vielen Kriege und politischen Wirren haben den Türken aus dem Boden guten und tüchtigen Könnens vielfach entwurzelt und ihn der besten Waffen im Konkurrenzkampf beraubt. Heute sind meist Armenier und Griechen an seine Stelle getreten, die zwar manche Fertigkeit übernommen oder bewahrt haben, aber das Handwerk im allgemeinen ohne sonderliches Streben und persönliche Eigenart ausüben. Neben der Keramik ist auch die Waffenschmiedekunst bedauerlich zurückgegangen, obschon zahlreiche vermögende europäische Sammler die gediegenen orientalischen Waffen sehr hoch zu schätzen wissen.

Von allen jenen Kunstfertigkeiten, die das Leben der Türken einst verschönerten und ihre Besitzerfreuden veredelten, haben sich eigentlich nur die Einlege- und Filigranarbeiten bis zum heutigen Tage erhalten. Tischchen, Koranständer und Truhen mit Inkrustationen in Rosen-, Sandel- und Zitronenholz, in Elfenbein und Perlmutter, bilden noch heute den würdigsten Schmuck türkischer Privathäuser. Ebenso wandelt die Filigrantechnik türkischer Goldschmiede, die zu den feinsten und mühseligsten Bearbeitungen der Edelmetalle gehört, noch heute ihre eigenen Wege. Diese dünnen, zu zarten Arabesken in verschlungenen Linien zusammengelöteten Gold- und Silberdrähtchen, an denen die feinen Goldkörnchen und sorgfältig ausgemeißelten Plättchen wie schimmernde Tautropfen hängen, zeigen eine Fülle ornamentaler Eingebung und eine erfreuende Sauberkeit der Ausführung.

Nachdem in der türkischen Jugendbildung viele Jahrhunderte hindurch das rein scholastische Moment der auf den Koran aufgebauten theologischen und juristischen Wissenschaften maßgebend gewesen war, hat man unter dem Einfluß des modernen Geistes und des auf unablässigen Fortschritt bedachten jungtürkischen Elements auch die Bedeutung praktischer Kenntnisse und Fähigkeiten erfaßt und zu ihrer Vertiefung und Erweiterung zahlreiche Lehrkurse und vorbildliche Ausstellungen ins Leben gerufen. Gewerbeschulen wurden in neuerer Zeit nicht nur in Konstantinopel, sondern in fast jeder Wilajetshauptstadt eröffnet. Zu den am besten geleiteten und fundierten Anstalten dieser Art gehören die Kunstgewerbeschulen in Konia und Damaskus, in denen die wertvollen alten orientalischen Techniken eine liebevolle und gründliche Neubelebung erfahren. Der reich ausgestaltete Lehrplan sieht neben anderen theoretischen und praktischen Fächern auch das so überaus wichtige kunstgewerbliche Zeichnen vor.

Für die handwerkliche Ausbildung der Frauen gibt ein amtlicher Lehrplan für Mädchengewerbeschulen die entsprechenden Richtlinien. Neben den Gewerbeschulen für Frauen bestehen noch besondere Fachkurse, wie die Schneiderinnenakademie und die Stickereischule in Konstantinopel, die bereits sehr ermutigende Erfolge verzeichnen können. Die Teppichweberei wird in einer von Großhändlern unterhaltenen Schule in Smyrna gelehrt, die über eine ausgezeichnete Mustersammlung und eine eigene Echtfärberei verfügt, während die Kunst des Teppichwirkens in Dschemal Pascha, dem großzügigen Reorganisator Syriens, einen sehr eifrigen Gönner gefunden hat. Seinem warmen Interesse für alttürkische Handwerkskunst ist die Gründung einer Teppichwirkschule in Damaskus zu verdanken, die auf eine zwar erst kurze, aber schon ersprießliche Tätigkeit zurückblickt.

Doch alles das sind Anfänge, sind Versuche, die erst im Frieden ihre völlige Ausgestaltung und abschließende Vollendung erhalten können. Es ist richtig und gut, daß man die Zeit, die uns noch von der Stunde des Friedens trennt, nicht ungenutzt lassen will; und es gehört in den Rahmen der kulturellen Bestrebungen der Türkei, daß man lernbegierige junge Leute, denen im Vaterlande genügende Bildungsmöglichkeiten noch nicht offen stehen, nach Deutschland entsendet, damit sie später in ihrem Vaterlande als tüchtige Handwerker festen Boden unter den Füßen haben.

Digitized by Google

DER TÜRKISCHE SOLDAT.

Von Birger Mörner*).

Der türkische Soldat ist von geradezu wunderbarer Geduld, Dankbarkeit und Selbstbeherrschung. Ich habe einmal einen Soldaten, dem das eine Bein in einem rechten Winkel mit dem Körper geschient war, seinen ersten Versuch, auf einem Bein durchs Zimmer zu hüpfen, machen sehen. Er fiel zu Boden und begann hellauf zu lachen. Ein anderes Mal sprach ich mit einem furchtbar verstümmelten Soldaten, die auf ihre Abendmahlzeit warteten. Krieg. Er sah mich groß an und sagte: „Krieg? Dies ist gar kein Krieg. Wir bekommen ja zu essen."

* * *

Als ich eines Tages vorbeiritt, entdeckte ich einige Soldaten unter den Bäumen, und als ich näher kam, erblickte ich einige zwanzig, neu zugeworfene Gräber, zwischen denen ein Mollah mit der weißen Binde um den Kopf stand und Verse aus dem Koran las. Glückliche Mohammedaner! Für sie ist der Tod nicht, wie nach der düsteren Lehre des Christentums, ein unheimliches Schreckgespenst. Der schwarze Pastor sagt: „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden!" Allein der Mollah mit der weißen Binde um sein Haupt sagt: „Von Allah bist du gekommen, zu Allah gehst du wieder!" Für den Bekenner des Islams ist der Tod das Geschenk Allahs, des großen Allerbarmers, vornehmlich für tapfere Männer und Frauen, und deshalb weiß der türkische Soldat, der auf seinem Posten fällt, daß er geradeswegs und erhobenen Hauptes aus den Drangsalen des Schützengrabens ins Paradies kommen wird, wo ihm schöne Mädchen, reife Weintrauben und fröhlich flatternde Tauben den Willkommengruß in der Heimat bieten werden.

* * *

Wie gut erinnere ich mich an einen Abend, den ich dort oben (auf Gallipoli) mit Essrad Pascha verbrachte! Wir saßen beisammen und schauten ins Tal hinunter. Die Sonne übergoß die Ebene mit roter Glut. In der Tiefe zu unseren Füßen tränkten Soldaten ihre Pferde an einem alten steinernen Brunnen. Da schlug plötzlich eine Bombe nahe bei dem Brunnen ein, und als sich der Rauch verzog, lag einer der Soldaten in seinem Blute.

O diese türkischen Soldaten, diese schweigenden, geduldigen, anspruchslosen Menschen! Gelassen schreiten sie zum Angriff, als gälte es nur, ihre weidenden Esel zu suchen. Aber wie auffallend wenig Gefangene haben sie in diesem Kriege gemacht!

„Der türkische Soldat versteht keinen Spaß!", sagte mir der Feldmarschall, als wir darüber sprachen. „Immer nehmen sie sich von ihrem Opfer, ob dieses tot oder gefangen ist, eine bestimmte Trophäe mit. Wie sich die Indianer mit dem Skalp des besiegten Feindes schmücken und die Schwarzen der Salomoinsel den Unterkiefer des Getöteten aufbewahren und die Papuas in Neu-Guinea den ganzen Kopf des Erschlagenen, so bemächtigen sich die türkischen Soldaten des Schuhwerks ihrer Feinde." Wie oft erblickt man an der Front einen türkischen Soldaten in englischen Stiefeln, die vielleicht aus Bond-Street in London oder Pitt-Street in Sidney stammen. Ein türkischer Offizier erzählte mir einmal, ein Unteroffizier seiner Kompagnie sei zu ihm gekommen, um zu erwirken, daß in der Nacht ein Sturmangriff gemacht werde. „Wozu?" fragte der Offizier. — „Es wird Winter, uns frieren die Füße", antwortete der Sergeant.

* * *

An einem anderen Tage ritt ich aus und betrachtete mir hinter einer der Fronten die türkischen Lazarette. Es war ein ganzes Städtchen von kleinen grauen Zelten am Abhang der pinienbekleideten

*) Aus den Schilderungen „Mit dem Volke des Propheten" von dem schwedischen Grafen Birger Mörner, in Uebersetzung erschienen im Verlag von Georg Müller, München.

Digitized by Google

Hügel . . . Eine bis ins kleinste gehende Reinlichkeit und Sauberkeit herrschte hier oben. Niemals hätte ich früher die Türken einer solchen Organisation für fähig gehalten. Aber das neuerwachte Volksgefühl hat Wunder gewirkt. Wie sauber und einladend war es doch in den langen Zelten, in denen die Betten auf Erderhöhungen errichtet und mit Korbgeflechten umgeben waren . . . Ueberall Blumen, zarte Azaleen und hochrote Pelargonien, in leere Erdölbehälter gepflanzt, die ebenfalls, um das Ganze heiterer zu machen, mit Leimfarbe bemalt waren! In den Büschen sangen die Vögel, und die großen Laubfrösche schlugen die Kastagnetten dazu.

* * *

Als ich nachher durch ein weitgestrecktes Tal zurückritt, war die Dämmerung schon hereingebrochen. Mit untergeschlagenen Beinen saßen da in zwanzig Kreisen zweihundert Mann. Das waren Soldaten, der sterbend in einem Lazarett lag, vom Jeder Kreis wurde von zehn Mann gebildet, und in die Mitte jedes Kreises wurde ein großer runder Kessel mit gekochter Gerste gestellt. Einer der Soldaten winkte mir schweigend, Platz zu nehmen, und reichte mir einen Löffel. Schweigend aßen wir aus dem Kessel. Im Tal unter uns kehrten die Hirten mit ihren Herden heim, die Büffel weideten, und auf dem Bergabhang, begleitet vom Donner der Kanonen, rief ein Muezzin mit der Hand um den Mund sein Gebet in die sinkende Abendsonne: „Allah ist Allah! Allah ist groß! Es gibt nur einen Gott, Mohammed ist sein Prophet! Es gibt keinen Gott außer Allah, Mohammed ist sein Prophet!"

ARABISCHE SPRÜCHE.*)

Entfremd' der Heimat dich, um Großes zu erreichen,
Die Reise bringt fünffachen Nutzen ohnegleichen:
Erheiterung, Gewinn und Wissenschaft und Sitte
Und rühmliches Gespräch, sie folgen jedem Schritte;
Und wenn man saget dir, die Reise sei Beschwerde,
Erniedrigung und Kampf mit Fremden und Gefährde,
So sag': Viel besser ist's, zu sterben als zu sitzen
Im Haus, das Neider und Verleumder nur besitzen.

* * *

Begnüge dich mit dem angeborenen Adel, denn dieser ist des Vaters Adel;
setze zum angeborenen vom erworbenen eine lange Reih',
daß durch die beiden dein Adel ein wahrer sei.
Des Vaters Ruhm ist für dich kein rühmliches Eigentum
wenn du vorübergehst ruhmlos und stumm;
der Unterschied zwischen dem Adel deines Vaters und dem eigenen ist
wie der Unterschied zwischen der Nahrung von gestern und heute.
Die gestrige Nahrung wird dich heute nicht nähren
und für morgen keine Stärke gewähren.

*) Aus „Gedankenwelt des Orients". Herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Schulte. Verlag Haude & Spener, Berlin.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Digitized by Google

Digitized by Google

PASS & GARLEB
G. m. b. H.
BERLIN W 57
Bülowstraße 66

Digitized by Google

EXORIENTE LUX
Die Islamische Welt

Fernsprecher: Amt Pfalzburg 2513

Schriftleitung: BERLIN W. 15, KONSTANZERSTR. 5

Telegramm-Adresse: Islamwelt

Nummer 7 ▫ Preis des Einzelheftes 1 Mk., jährlich 9 Mk., halbjährlich 5 Mk., vierteljährlich 3 Mk. ▫ Juni 1917

Digitized by Google

INHALT

Islamische Kolonisation. Von Scheich Abdul Azis Schauisch	Seite	377
Frauenschicksal und Frauenarbeit	„	380
O meine Mutter. Von Else Marquardsen-Kamphövener	„	383
Der Panislamismus. Von Abdul Malik Hamsa Bey	„	384
Deutschland und Aegypten. Von Karl Peters	„	387
Unglücksbotschaft. Von Halid Sia	„	389
Arabische Kriegszüge. Von Ibn Sina	„	391
Zeichnungen von Riza Abbassi. Von Prof. Dr. Eugen Mittwoch	„	394
Die Kriegslage an der Westfront. Von Major E. Moraht	„	398
Die Verbreitung des Islam im Orient. Von M. Halil Halid Bey	„	401
Türkische Frauen und ihre Rechte. Von Habib Edib Bey	„	403
Finton. Von Dr. Hachtmann	„	407
Sprachkenntnisse der Geschäftsreisenden	„	410
Jirmi Sekis Tschelebi Mehmed Effendi. Von Achmed Refik	„	411
Zur Weltlage. Von Rudolf Rotheit	„	414
Der Islam und das deutsche Reich. Von Schekib Arslan	„	416
Persische Ausblicke	„	418
Wovon man in Syrien und Palästina singt. Von Schulrat Eberhard (Greiz).	„	419
Englisch-amerikanische Verleumdungen	„	424
Der Suez-Kanal. Von Ibn Saád	„	425
Die Bodenschätze der Türkei. Von Fritz Zutrauen	„	427
Kinderleben in Palästina. Von J. Cassirer	„	429
Islam und Hellenismus. Von Dr. Freiherr von Mackay	„	431
Persiens Wirtschaftsleben. Von Georg Widenbauer	„	434
Die Fürsten von Mekran. Von Abdul Hassar Mansur	„	437
Bibliographie	„	438

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber:

Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 7 | Berlin, 1. Juni 1917 | Jahrgang I

ISLAMISCHE KOLONISATION.

Von Scheich Abdul Azis Schauisch.

Wer die Geschichte der islamischen Kolonisation nicht verfolgt hat, mag in den islamischen Eroberungen die gleichen Eigenschaften vermuten, die anderen Gebietserweiterungen des Mittelalters eigentümlich waren. Der Sieger ergreift Besitz von dem eroberten Land und betrachtet es als seinen Grund und Boden. Islamische Eroberungen waren anderer Art. Den Arabern handelte es sich nicht etwa um Schaffung von Absatzmärkten für heimische Erzeugnisse, auch nicht um Erwerbung von Rohstoffgebieten. Beides erübrigte sich zu damaliger Zeit, gleichwie es sich noch heute für die von Arabern bewohnten Landstriche erübrigt. Ebensowenig zielten die arabischen Kriegszüge seit dem Auftreten Muhammeds auf Besitznahme von Ansiedlungsstätten für Bevölkerungsüberschüsse ab. Ihr Antrieb lag vielmehr im Glaubenseifer von Führern und Volk; ihre Kriege galten der Bekehrung der Götzenanbeter und der Verbreitung der neuen Ideen. Unter arabischer Kolonisation verstehen wir demnach die Uebernahme der Verwaltung eroberter Gebiete zur Einführung und Befestigung des Glaubens unter Belassung weitgehender bürgerlicher Freiheiten für die Unterworfenen. Wo die islamische Flagge über erobertem Gebiete wehte, erfreuten sich die Bewohner des ungestörten Besitzes ihres Grund und Bodens und genossen Selbstbestimmungsrecht. Im Nachfolgenden wollen wir in großen Umrissen die Geschichte islamischer Kolonisierung im Irak, in Persien, Aegypten usw. skizzieren.

Wurde ein Land erobert, so setzte man einen Wali (Vertreter des Kalifen) als Gouverneur ein. In der Ernennungsurkunde wurden die Befugnisse dieses hohen Beamten, der in seinem Gebiet persönlich dieselbe Verantwortung besaß, wie der Kalif im Kalifat, genau festgesetzt. Die Tätigkeit des Wali umfaßte die Gesetzgebung, die Gerichtsbarkeit, die Steuererhebung, die öffentlichen Ausgaben, die Verwaltung und die Organisation des Heeres. In der Ausübung seines vielgestaltigen Amtes standen ihm erfahrene Männer aus dem annektierten oder zu annektierenden Gebiete zur Seite. Für die regelrechte Erfüllung seiner mannigfachen Pflichten war er dem Kalifen verantwortlich. Außer der Zahlung des Charags (Beitrag) hatte das eroberte Gebiet keine Steuerpflichten gegenüber dem Eroberer. Alle im Lande erhobenen Steuern wurden zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt verwendet.

In der Frühzeit des Islams entsandte der Kalif Walis nach dem Hedschas, dem Irak, nach Mesopotamien, Syrien, Aegypten, nach Nordafrika und Spanien. Jeder dieser Emire war, wie gesagt, dem Kalifen unmittelbar verantwortlich, jeder hatte volle Machtbefugnis hinsichtlich der Ernennung von Vizestatthaltern als Verwalter der einzelnen Provinzen des Emirats sowie hinsichtlich anderer wichtiger administrativer Maßnahmen innerhalb seines Gebietes. Der Bevölkerung stand das Recht des Einspruchs beim Kalifen zu.

So wurden zur Zeit Osmans (dritter Kalif nach dem Propheten) in Aegypten, Kufa und anderen Gegenden zahlreiche Beschwerden gegen die Emire vorgebracht, die Osman nicht geneigt oder nicht imstande war, abzusetzen. Dies hatte zur Folge, daß der Kalif in der Hauptstadt seines Reiches unter Mörderhand fiel.

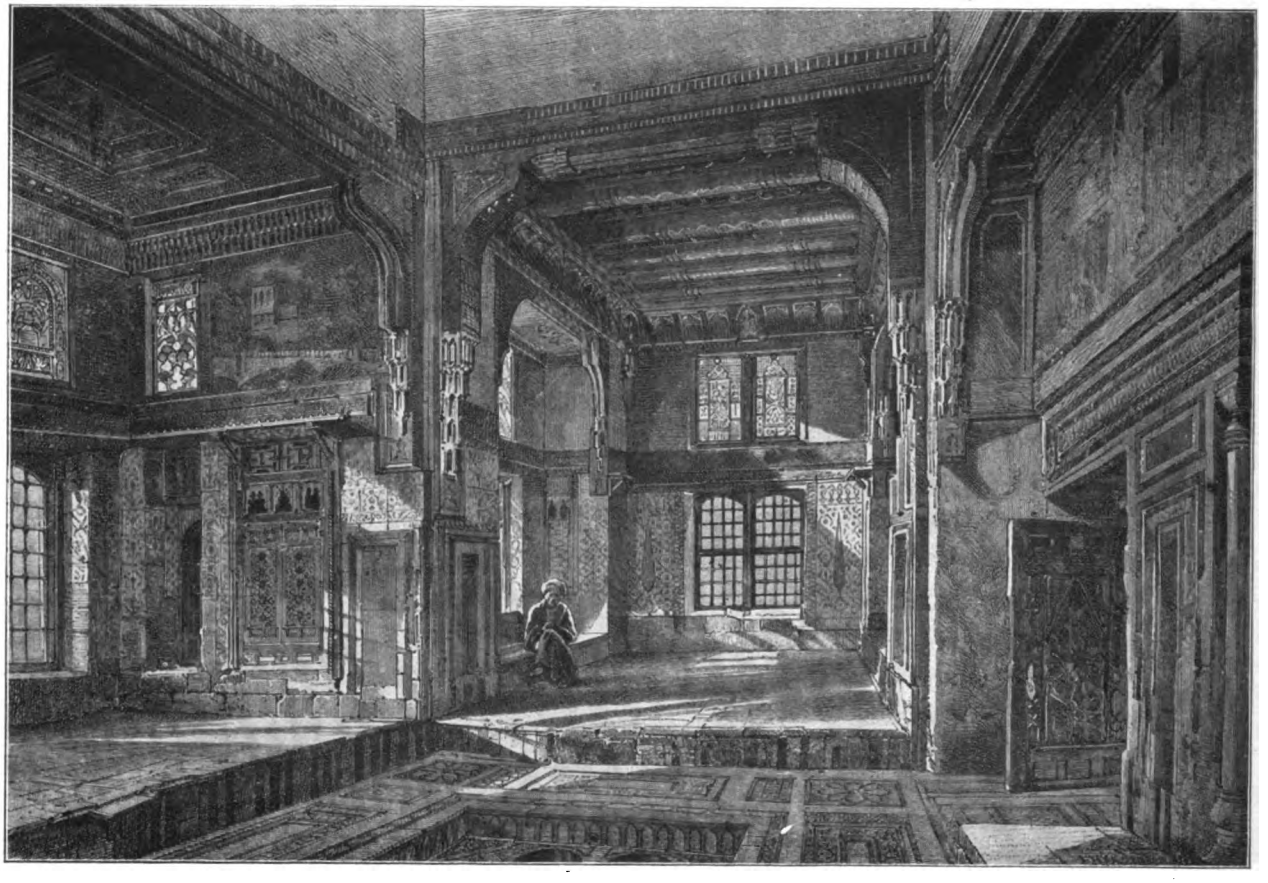
Die Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit befanden sich in jenen Ländern in den Händen der Richter und Muftis. Sie beruhte auf den Grundprinzipien des Koran, auf islamischer Ueberlieferung und auf den besonderen Sitten und Gebräuchen der verschiedenen islamischen Länder. Die Dehnbarkeit der Gesetze ist ein Grundsatz islamischer Gesetzgebung. Die Gesetze waren den je-

Digitized by Google

weiligen Erfordernissen der Zeit und des Ortes angepaßt. Dies erklärt die Unterschiedlichkeit islamischer Gesetzgebung in den verschiedenen islamischen Ländern. Die auf dem Koran beruhende Rechtsprechung in Streitfällen wurde nur zwischen Muslimen angewendet; Streitigkeiten zwischen Nichtmuslimen wurden, sofern sich die Parteien nicht freiwillig der koranischen Rechtsprechung unterwarfen, nach den Gesetzen des Heimatlandes der Parteien entschieden.

Zur Zeit Omars wünschten die muslimischen Eroberer die von ihnen eroberten Länder unter sich zu verteilen und sie, nach der damals noch vorhandenen vorislamischen Ueberlieferung, als feudale Staaten zu behandeln. Abdurrachman Ibn Auft, einer der bedeutendsten Edelleute der Zeit, gehörte zu den Anhängern dieser Eroberungstheorie, die jedoch bei dem Kalifen Omar keine Gegenliebe fand. Die Entscheidung wurde, den damaligen islamischen Gebräuchen gemäß, einer Konferenz hervorragender Denker übertragen. Die Mehrheit war auf Omars Seite, so daß der alte Brauch der Besitzergreifung eroberten Gebietes von diesem Zeitpunkt an zu wanken begann. Das eroberte Gebiet verblieb im Besitze des Volkes, nur daß diesem eine Steuer auferlegt wurde, die sehr mäßig und den Verhältnissen angepaßt war. Zur Zeit Omars handelte es sich um das eroberte Irakgebiet und um Syrien. Auf dem Sterbebette sagte Omar zu Hotheita Ibn Aliman und Osman Ibn Hanif, seinen beiden Vertretern im Irak: „Ich fürchte, Ihr habt mehr Steuern auferlegt, als das Land tragen kann." Die Beiden verneinten dies, worauf Omar sagte: „Sollte ich von meinem Krankenbette wieder aufstehen, so werde ich dafür Sorge tragen, daß die Witwen im Irak ein von materiellen Sorgen freies Leben führen können."

So lag den arabischen Herrschern das Volkswohl in den eroberten Staaten am Herzen. Omar verweigerte die Annahme der von seinen Vertretern erhobenen Steuern, wenn nicht zehn verläßliche Männer jedes Bezirkes die eidliche Erklärung abgaben, daß die Besteuerung eine angemessene sei und keinen Druck auf das Volk darstelle. Die natürliche Folge dieser einsichtsvollen Verwaltung eroberten Landes war ein Aufblühen der arabischen Kolonisationsgebiete. Die zur Zeit Omars dem arabischen und persischen Irak auferlegten Steuern beliefen sich auf 159 Millionen Dirhams. Unter den Abassiden stieg der Betrag infolge des erhöhten Reichtums des Landes auf das Doppelte. Ein Auszug aus dem von dem Kalifen Mamun erlassenen, an seine kolonialen Vertreter gerichteten Manifests dürfte als weiterer Beweis des fürsorg-



Wohnhaus eines vornehmen Ägypters.

Digitized by Google

lichen Geistes der arabischen Herrscher von Interesse sein:

„Gerechtigkeit und Güte, Rücksicht auf die Wohlfahrt des Volkes, Erhöhung seiner Wohlhabenheit, Schutz von Personen, Eigentum und Freiheit, sollen die Grundlagen sein, auf denen Ihr Eure Regierung aufbaut. Seid hilfsbereit gegen die Armen und wisset, daß der Reichtum, den Ihr in den Schatzkammern aufspeichert, nicht wachsen kann. Benutzt Ihr ihn aber zur Förderung des Volkswohles, dann werden Regierung und Volk einer Zeit der Wohlfahrt entgegengehen und Eure Verwaltung wird dem Lande zum Segen gereichen. Ich kann nicht oft genug darauf hinweisen, daß eine gute Volkswirtschaft nicht in der Anhäufung öffentlicher Gelder, sondern in deren weiser Verausgabung besteht. Lasset kluge und lautere Männer, deren Wissen auf Erfahrung beruht, die Staatsgeschäfte führen. Das sind Eure Pflichten. Wenn Ihr sie mit Erfolg erfüllt, dann werden Gottes Segen, hoher Ruhm und die Liebe des Volkes Euer sein, dann wird Euer Land emporblühen, Euer Volk reich werden. Der Staatsschatz wird wachsen und sein Wachstum dem Heere und anderen Erfordernissen des Staates dienlich sein. Von Euren Freunden werdet Ihr geliebt, von Euren Feinden gefürchtet und geachtet werden. Zu Euren weiteren Pflichten gehört, daß Ihr verläßliche Berichterstatter entsendet, die Euch über die Verwaltung Eurer Vertreter Aufschluß geben."

In diesem Manifest sind die Pflichten der Vertreter der Kalifen in den islamischen Kolonien klar genug gekennzeichnet. Sie glichen denen des Kalifen selbst, so daß in jeder Kolonie eine Art von Homerule bestand. Die Kolonien wurden islamischer Ueberlieferung gemäß regiert, d. h. dem Herrscher standen die hervorragenden Männer des eroberten Landes ratend und helfend zur Seite. Da das Volk das Recht des Einspruchs beim Kalifen gegen den Gouverneur besaß, so war der dem Kalifen abhängige Gouverneur mittelbar dem Volke verantwortlich.

Obwohl ein Wahlrecht zu jener Zeit nicht bestand, so war doch die Regierung während der glanzvollen Epochen des Islams selten despotisch. Steuer- und Rechtsfragen wurden durch beratende Körperschaften entschieden, deren Versammlungen in Moscheen stattfanden und dem Publikum zugänglich waren. Im Mutterlande sowohl wie in den Kolonien wurden Muslime und Nichtmuslime gleichartig behandelt. Die wohlbekannten Hadithe (Aussprüche des Propheten) seien in diesem Zusammenhange erwähnt:

„Sie (Nichtmuslims) haben dieselben Rechte und sind denselben Pflichten unterworfen wie die Muslims."

„Wer einen Simmi (Nichtmuslim) schlecht behandelt, gehört nicht zu uns."

So strahlte zu allen Zeiten das wahre islamische Leben den Geist der Duldsamkeit aus. Zu verschiedenen Zeitläuften saßen muslimische und nichtmuslimische Schüler zusammen auf der Schulbank, um den Lehren von Ibn Sina, Farabi und Ibn Ruschd zu lauschen. Nichtmuslimische Philosophen und Gelehrte genossen die Achtung und das Vertrauen der islamischen Kalifen. So erzählt uns Dreyer, daß die ersten muslimischen Kalifen christliche und jüdische Gelehrte nicht bloß hochschätzten, sondern mit den hervorragendsten Aemtern betrauten. Zur Zeit Harun al Raschids wurde Hannah Ibn Massaway zum Oberinspektor der Schulen des Landes erwählt. Weiter sagt Dreyer, daß die Herkunft und der Glaube eines Gelehrten keine Rolle spielten, in Betracht kam allein sein Wissen und seine Fähigkeit. Zu den bedeutendsten Nichtmuslimen, die die Gunst der Kalifen genossen, gehörten Gorgius der Große, der Astronom Nobacht, sein Sohn Abn Sahl, sowie Theophil Ibn Toma. Sie lebten zur Zeit des Kalifen Mansur el Abbassi. Die nichtmuslimischen Gelehrten Bachticho und Gabriel erfreuten sich der Huld Harun al Raschids, der Patriarch Johannes der Gunst Mamons. Matta Ibn Junis wurde zu Bagdad nicht allein von dem Kalifen, sondern von allen Gelehrten und vom Volke hochgeschätzt. Man ernannte ihn zum Vorsitzenden des Riasatul Ilm (Akademie der Wissenschaften).

Die islamische Geschichte weist natürlich auch Perioden auf, die sich nicht durch großzügige Duldsamkeit der Regierung auszeichneten. In allen dunklen Epochen der Unterdrückung erlitten jedoch Muslime und Nichtmuslime das gleiche Schicksal. Die tyrannischen muslimischen Herrscher, welche in der Nichtachtung islamischer Ueberlieferungen ihren Leidenschaften und despotischen Neigungen freien Lauf ließen, unterdrückten Muslime und Nichtmuslime im gleichen Maße.

Digitized by Google

FRAUENSCHICKSAL UND FRAUENARBEIT.

BRIEF EINER JUNGEN TÜRKIN AUS KONSTANTINOPEL.

Die Tagesarbeit ist freudig vollbracht. Die Nähmaschinen stehen still, die Zuschneidescheeren sind aus der Hand gelegt, die Werkstatt, wo Stoffe und fertige Kleidungsstücke sich häufen, ist geschlossen. Es war ein Tag, wie jeder andere seit nunmehr zwei Jahren, ein Tag frischen Zugreifens und unermüdlicher Tätigkeit. Niemand aber wird von uns sagen können, daß wir dieser Tage, die einander so gleichen, etwa überdrüssig wären. Im Gegenteil. Wir haben allen Anlaß, dem Himmel zu danken, daß man uns in den Stand gesetzt hat, unsere Kräfte zu regen, und wir tun es aus ganzem Herzen. Es ist herrlich, durch eigener Hände Arbeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen und selbständig auf den Füßen zu stehen. Und noch herrlicher ist es, auf diese Weise auch für engste Familienangehörige zu sorgen, von ihrem teuren Haupt die Not fernzuhalten.

Leiterinnen und Näherinnen der Konstantinopeler Werkstatt.

Wenn ich in abendlicher Feierstunde das Handwerkzeug der Schneiderin mit der Feder vertausche, so geschieht es, um meinen Mitschwestern im deutschen Norden in wenigen Worten etwas über mein Schicksal zu sagen. Doch nicht um mich persönlich handelt es sich dabei. Nichts Romantisches, nichts Ungewöhnliches will ich erzählen, nichts, was irgendwie geeignet wäre, auf die Phantasie zu wirken. Die sehr einfache, fast möchte ich sagen banale Geschichte soll nur dazu dienen, die freundlichen Leserinnen mit Einrichtungen bekannt zu machen, die in der Türkei zu Wohlfahrtszwecken von Frauen für Frauen geschaffen wurden.

Einen Augenblick in meinem noch jungen Leben gab es, wo ich vor der furchtbar ernsten Frage stand, ob die allernächste Zukunft mir mitsamt meiner Mutter und meiner noch halbwüchsigen Schwester unrettbar den wirtschaftlichen Niedergang bringen oder ob es mir gelingen werde, mich und die Meinen auf der ohnehin recht bescheidenen Höhe zu halten, auf die die äußeren Verhältnisse uns gestellt hatten. Wie Tausenden und Abertausenden jungen Mädchen war es auch mir ergangen: das Schlachtfeld hatte uns des Familienoberhauptes und Ernährers beraubt. In Ueberfluß hatten wir auch zu Vaters Lebzeiten wahrlich nicht geschwelgt. Aber nie hätte der Vater, so lange noch ein Atemzug in ihm war, es zugelassen, daß seine Lieben, die keine großen Ansprüche stellten, unter wirklichem Mangel gelitten hätten. Völlig fern lag ihm auch der Gedanke, seiner Tochter eine auf spätere Erwerbstätigkeit gerichtete Erziehung zu geben. Der gute Vater lag da noch ganz im Banne alter gesellschaftlicher Ueberlieferungen und Vorurteile. Er hätte es nicht ertragen können, daß seine Tochter sich um Geldverdienstes willen einer Arbeit zuwende. Das wäre ihm gewissermaßen wie eine Herabwürdigung der Tochter und damit zugleich der ganzen Familie vorgekommen. In seiner eigenen Ehre hätte er sich dadurch gekränkt ge-

Digitized by Google

fühlt. Die Scheu vor absprechenden Ansichten Außenstehender wirkte dabei wesentlich mit. Läßt man sich doch leicht von der Furcht vor bösen Zungen beeinflussen! Schrecklich wäre es ihm gewesen, sich vorzustellen, daß Nachbarn, Bekannte und sogenannte gute Freunde männlichen und weiblichen Geschlechts einander zuzischeln, er habe sein eigen Fleisch und Blut, seine eigene Tochter „hinausgetrieben auf den offenen Markt".

Daheim allerdings, vor fremden Augen verborgen, da hatte er nichts dagegen, daß ich mich außer mit der üblichen Hausarbeit auch anderweitig betätige. Ich lernte Schneiderei und übte sie für Mutter, Schwester und mich selbst aus. Viel war es ja nicht, was ich damals davon verstand. Die einfachen Kleider und Blusen, wie wir sie brauchten, waren bald und ohne viel Kopfzerbrechen anzufertigen. Immerhin, ein Segen war auch das. Es brachte dem Haushalt eine wertvolle Ersparnis. Und es brachte mir selbst die Genugtuung und Befriedigung, den Vater auf diese Weise, wenn auch in geringem Umfange, von Geldsorgen zu entlasten.

Nun aber, nach des Vaters Tode auf dem Felde der Ehre, standen wir vor der schweren Aufgabe, das Dasein der Familie von Grund aus neu aufzubauen. Die Berufene dazu war, da die Mutter leidend ist, ich selbst. Das schmerzlichste aller Opfer hatten wir dem Vaterlande hingegeben. Ob das Vaterland, dem wir nach unseren schwachen Kräften gern weiter dienen wollten, uns die Möglichkeit bieten würde, daß wir uns über Wasser halten könnten?

Mit aufrichtigem Dankgefühl darf ich heute diese Frage bejahen. Bald nach des Vaters Tode hat sich bei uns in Konstantinopel eine Frauengesellschaft „Istihlak Milli Gamietti" gebildet, die sich die Hebung der heimischen Industrie zur Aufgabe gestellt hatte. Die Anfertigung von Frauenkleiderstoffen — angefangen von feinsten Geweben bis zu den einfachsten Woll- oder Baumwollwaren für Hausgewänder — ist in der Türkei wie im ganzen Orient eine von Urzeiten her eingebürgerte Kunst. Die von der neuen Gesellschaft eingeleitete Bewegung sollte es den türkischen Frauen erleichtern, ihren Kleiderbedarf durch heimische Erzeugnisse zu decken. Dazu bedurfte es aber mehr als bloß des guten Willens, mehr als einer Agitation durch Aufrufe oder durch Mahnungen und Empfehlungen von Mund zu Mund. Man

Anfertigung von Kopfbedeckungen für die Marine.

Digitized by Google

mußte sich praktisch an die Arbeit machen, man mußte den türkischen Frauen Gelegenheit geben, sich in türkischen Werkstätten von ausgebildeten türkischen Schneiderinnen in Stoffwahl und Geschmack beraten und bedienen zu lassen.

An die neue Gesellschaft wandte ich mich. Vorkenntnisse hatte ich ja glücklicherweise schon. Mit Nähmaschine und Scheere wußte ich zu hantieren. Darüber hinaus — und das war noch viel wichtiger, — hatte ich einige Uebung in der Zuschneiderei. Man hieß mich willkommen und stellte mich an. Der große Sprung aus den vier Wänden der Familie in das Erwerbsleben draußen war getan.

Eine Näherinnen-Gruppe.

In sehr engen Grenzen allerdings begann das neue Unternehmen. Eine kleine Werkstatt, das war alles. Aber die feste Zuversicht, daß es vorwärts gehen werde, beseelte uns alle. Wir fanden eifrigste Förderung in unseren höchsten Damenkreisen. Es war ein Freudentag für uns, als die Sultana ihren Entschluß kundgab, ihre Kleider fortan nur bei unserer Gesellschaft bestellen zu wollen. Dem Beispiel, das sie gegeben hatte, folgten alsbald zahlreiche Damen bekannter großer Familien, ebenso wie die Frauen der Minister, der anderen Staatswürdenträger, der Offiziere, der Abgeordneten usw., so daß wir heute auf eine ausgebreitete, zahlungskräftige und vor allem anhängliche Kundschaft hinweisen können.

Die Grundlage bildete eine Vereinbarung mit den Haraka-Stoffabriken, die es übernahmen, der Gesellschaft zu bestimmten Preisen alles, was sie braucht, zu liefern. Türkische Mädchen wurden aufgenommen zur Unterweisung im Schneidern, Zuschneiden und in den sonstigen Arbeiten, die zur Fertigstellung von Damenkleidern notwendig sind. Es ergab sich von selbst, daß mir, obwohl ich selbst manches noch zuzulernen hatte, von vornherein eine leitende Rolle in der Werkstatt zufiel.

Das Unternehmen wuchs und wuchs. Bald beschäftigte unsere Schneiderei über hundert Personen. Bedürftige türkische Frauen und Mädchen fanden durch Arbeit da ihr tägliches Brot. Kriegerfrauen erhielten, wenn sie das vorzogen, Arbeit auch nach Hause mit. Das erleichterte den Erwerb namentlich solcher Frauen, die kleine Kinder daheim zu versorgen haben. So wurde viel Kriegselend durch die Gesellschaft gemildert.

Außer der Schneiderwerkstatt wurde im Stadtteil Bab Ali ein Warenhaus gegründet, wo alle weiblichen Bedarfsartikel türkischer Erzeugung zum Verkauf gelangen. So arbeiten Werkstatt und Warenhaus Hand in Hand. Aber damit nicht genug, wurde das Unternehmen auch durch verschiedene Zweiganstalten erweitert. Solche untstanden in Skutari, Bebeck und anderen Bosporusorten, sowie weit drüben in Kleinasien, z. B. in Smyrna und Brussa. Für diese Zweigniederlassung brauchte man befähigte Leiterinnen. Sie kamen von der Konstantinopler Hauptanstalt her, die es nicht unterläßt, geeignete Schülerinnen durch Ausbildung für höhere Posten auch sozial zu heben.

Nicht unerwähnt dürfen die Dienste bleiben, die die Gesellschaft während des Krieges dadurch leistete, daß sie Hunderttausende von Strümpfen und anderen Kleidungsstücken für die Soldaten an die Front schickte oder dem Roten Halbmond zur Verfügung stellte. Eine noch eindringlichere Sprache redet die Tatsache, daß die Gesellschaft, die, wie erwähnt, sehr bescheiden angefangen hatte, schon im Jahre 1915 im Stande war, ein Lazarett mit 300 Betten zu errichten und für alle Ausgaben aus eigenem aufzukommen. Auch in dieser Tatsache liegt ein Beweis dafür, daß starke latente Kräfte in der Türkei vorhanden sind, die zum Vorschein kommen, sobald sie nur Raum erhalten, sich zu regen und zu bewähren.

Digitized by Google

Ich bin mit meiner Erzählung zu Ende. Meine freundlichen Leserinnen sehen: es ist nichts Romantisches darin, es ist eine schlichte, einfache Geschichte. Und doch, hoffe ich, wird sie mit Aufmerksamkeit gelesen haben. Wir Türkinnen wünschen, von unseren Mitschwestern draußen richtig beurteilt zu werden. Wir wünschen, daß man unseren Bestrebungen mit Wohlwollen folgt. Diese Bestrebungen sind wahrlich nicht himmelstürmend; uns genügt und erhebt das Bewußtsein, als Frauen — jede in ihrem Kreise — ebenso für Volk und Vaterland tätig zu sein, wie in diesem schrecklichen Kriege die Frauen anderer Länder in ihrem Schaffen und ihrem Leid.

O MEINE MUTTER.

Gedicht im anatolischen Volkston.

Von Else Marquardsen-Kamphövener.

Wenn an des Paradieses Tore ich gelange,
Ueber die messerscharfe Brücke gleitend,
Die nur der Fromme überschreiten kann . . . . .
O meine Mutter, dann sei dort!

Laß deinen Blick es sein, der mich bestrahlet
Viel lichter noch als Paradiesesglänzen;
Viel wärmer noch als Paradieses-Sonnen,
Dein lieb-vertrauter Blick, o meine Mutter.

Und dann reich deine Hand mir, die verehrte,
Und leite dran durch alle sieben Himmel mich
Bis vor das Angesicht des höchsten Engels
Geleite du mich, meine Mutter.

Was er auch frage, wie sein Blick auch forsche,
Ich weise stumm auf dich, die mich geführet,
Auf dich, von der ein Teil ich bin,
O du geliebte Hohe, meine Mutter!

Und lächelnd wird der hohe Engel neigen
Sein ernstes Haupt, darum das Leuchten glüht:
Er, der die gottesnahe Liebe ist, wird wissen,
Daß ich an deiner Hand geborgen, meine Mutter.

Und sieh: er läßt mich ein! Doch nicht dort such' ich,
Wie du glauben könntest, die Wonnen, die die Ewig-Jungfräulichen geben . . .
Auch nicht den süßen Trank aus nimmerstillen Quellen . . . .
Ich suche Höh'res noch: dich zu ergründen, meine Mutter!

Zu finden, ob das Licht in deinen Blicken
Nicht aus des ew'gen Gottes Strahlen komme,
Und ob die edle Ruhe deiner Tugend nicht von des ew'gen Gottes Händen troff. . . .
Ob du nicht paradieseseingeboren, meine Mutter.

Und alle Ewigkeiten werden rauschend schwinden,
Und wie ein Hauch um meine Stirne fächeln,
Bis ich das Rätsel deiner Größe ganz ergründet,
Du gottgesandte Wunderkraft, o meine Mutter! . . . .

Digitized by Google

Ernte in Tunesien.

DER PANISLAMISMUS.

SEINE PRAKTISCHEN ZIELE.

Von Abdul Malik Hamsa Bey.

Wesen und Bedeutung der panislamischen Theorie wurden in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift eingehend erörtert. Wie dem Leser bekannt, versteht man unter Panislamismus den Zusammenschluß der islamischen Völker zur gemeinsamen Verteidigung gegen jedweden Angriff und zur Sicherung vaterländischer Interessen. In Nachfolgendem soll versucht werden, darzutun, bis zu welchem Grade die islamische Theorie mit der Praxis in Uebereinstimmung gebracht werden kann.

Ein flüchtiger Blick auf die politische Lage zeigt schon zur Genüge, daß der Verwirklichung des panislamischen Gedankens nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Erscheint es aber auch geradezu unausführbar, die panislamische Theorie in vollem Umfang in die Praxis umzusetzen, so ist es doch möglich, sich dem panislamischen Ideal derart zu nähern, daß sein Einfluß sich in der Weltpolitik fühlbar macht.

Zu den hervorragenden Männern aus der jüngsten Vergangenheit, die die Bedeutung des Panislamismus erkannten und für ihn wirkten, gehörte Gamal el Din aus Afghanistan. Unausgesetzt durchreiste er die islamischen Länder, um Anhänger zu werben. In Indien, wohin er sich zuerst begab, bereitete die englische Regierung seinem Wirken ein jähes Ennde. Hierauf reist Gamal nach der Türkei, wo er trotz des Umstandes, daß der Sultan Abdul Hamid ein Anhänger des panislamischen Gedankens war, auch keinen Boden gewinnen konnte. Von Konstantinopel wandte er sich nach Aegypten, wo er sich zusammen mit Latif Selim Pascha, Kawakby, Salem Pascha und anderen für die Verbreitung panislamischer Ideen wirkte, doch brachten Ränke am Hofe des Khediven Tewfik Pascha auch dort seine Tätigkeit zum Abschluß.

Fortan lebte Gamal abwechselnd in Indien und Paris. Zusammen mit dem bekannten Scheich Mahommed Abdu gab er in Paris die Zeitschrift „Al Urwatu al Wutka" heraus, worin er die Aufmerksamkeit seiner Glaubensgenossen namentlich auf den englischen Todfeind des Islams lenkte. Doch immer noch blieben seine panislamischen Bemühungen erfolglos. Lähmend wirkte auf die Führer der panislamischen Bewegung der Mißerfolg der türkischen Regierung in ihren Bestrebungen, der Besetzung Aegyptens durch die Engländer ein Ende zu bereiten. Klar aber war es den leitenden Männern der ägyptischen Nationalbewegung inzwischen geworden, daß das wirksamste Mittel zur Befreiung Aegyptens in der Befestigung ihrer Beziehungen zu einer dem panislamischen Ideal huldigenden kraftvollen Türkei bestände, und diese Erkenntnis veranlaßte sie zur Wiederaufnahme der panislamischen Propaganda. Die starke Sympathie, die die ganze islamische Welt dem Kalifat anläßlich des tripolitanischen Krieges entgegen-

Digitized by Google

brachte, ermutigte die Führer zu erneuten Anstrengungen auf panislamischem Gebiete. Dadurch, daß dieser Krieg wahre und enge Bande der Freundschaft zwischen den ägyptischen Führern, den in vielen Teilen des islamischen Afrikas weitgehenden Einfluß besitzenden Sannusis und den Jungtürken schuf, darf er als das größte der den Panislamismus fördernden Ereignisse angesehen werden. Unglücklicherweise hob der Balkankrieg, aus dem die Türkei, der Grundstein des panislamischen Gebäudes, geschwächt und entnervt hervorging, jene Wirkung des tripolitanischen Krieges beinahe vollständig wieder auf. Vieler Führer bemächtigten sich Zweifel an der Möglichkeit einer erfolgreichen Durchführung der Bewegung. Der gegenwärtige Krieg jedoch, der die schlummernden Lebenskräfte der Türkei weckte und einen Beweis für ihre Fähigkeit, die Führerschaft der panislamischen Völker kraftvoll zu übernehmen, lieferte, hat außerdem die Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den mitteleuropäischen Mächten und den islamischen Staaten gezeigt. Politisch wie wirtschaftlich tragen auch die Mittelmächte beträchtlichen Gewinn davon, wenn die politische Lage der islamischen Völker eine Wandlung zum Besseren erfährt.

Aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, daß es der panislamischen Bewegung bis jetzt an straffer programmatischer Organisation mangelte, daß ihre Ziele nicht klar festgesetzt waren und deshalb ein zielbewußtes Handeln unmöglich erschien. Die Annahme liegt nahe, daß die panislamische Bewegung einen tiefen Einfluß auf den Weltkrieg ausgeübt hätte, wenn sie vor der Erklärung des Heiligen Krieges gut organisiert gewesen wäre. Daß sie statt dessen erschlafft war, war eine Folge sowohl der damaligen politischen Lage der Türkei als auch der Zurückhaltung, die die Mittelmächte dem Panislamismus gegenüber beobachteten.

Da nun aber die Türkei ihre Lethargie abgeschüttelt und ihren Platz unter den Großmächten Europas eingenommen hat, da sie es als ihr Recht und ihre Pflicht erachtet, die Führerschaft der islamischen Völker zu übernehmen, und da sie zu alledem sich mit den Mittelmächten, denen eine Besserung der politischen Lage der islamischen Völker zu unendlichem Vorteil gereichen würde, verbündet hat, so ist die Zeit bloßen Träumens und zusammenhanglosen Handelns vorüber und die Aufstellung eines bestimmten Programms zur dringenden Notwendigkeit geworden. Gemeinsam mit den Politikern der Mittelmächte sollten die führenden Männer der islamischen Nationen die Ausarbeitung des Programms vornehmen und auf dessen wirksame Verwirklichung hinarbeiten. Wären die islamischen Völker Herren im eigenen Lande, so würde es keineswegs schwer fallen, die panislamische Propaganda programmatisch zu betreiben. Da jedoch die meisten islamischen Völker unter fremdem Druck stehen, da ihre Beherrscher in der panislamischen Bewegung eine Gefahr für ihre Machtstellung sehen und sie deshalb energisch bekämpfen, so ist die Aufstellung eines ausführlichen panislamischen Programms durchaus keine leichte Sache, sondern eine verwickelte politische Aufgabe, die ein eingehendes Studium und unausgesetzte Aufmerksamkeit der Männer erfordert, denen es obliegt, die Umstände genau zu prüfen und im geeigneten Augenblick rasch zu handeln.

Ich begnüge mich damit, in diesem Aufsatz einen Umriß der Grundlagen zu bringen, auf dem das panislamische Gebäude errichtet werden könnte. Als fester Grundstein muß eine starke einflußreiche Nation dienen, der das Recht und die Verantwortung der Führerschaft zufällt. Aehnlich wie der Krieg von 1870 Preußen die Gelegenheit gab, die deutschen Stämme in ein Kaiserreich zusammenzufassen, so gewährt der gegenwärtige Krieg der Türkei, als Mittelpunkt der islamischen Welt, die Möglichkeit, die Führerschaft der islamischen Nationen zu übernehmen. Wenn auch der Türkei diese Führerschaft schon zu der Zeit ideell zufiel, als Sultan Selim zum Kalifen des Islams ernannt wurde, so blieb sie doch wegen der ungünstigen politischen Verhältnisse ein volles Jahrhundert hindurch völlig wirkungslos. Erst infolge des gegenwärtigen Krieges tritt die türkische Führerschaft in eine andere Phase ein. Die Möglichkeit, daß die Türkei eine Aenderung in der Lage der islamischen Völker schaffe und eine panislamische Vereinigung zustande bringt, ist näher gerückt. Grundbedingung einer wirksamen Führerschaft der Türkei ist eine innere und äußere Politik nach panislamischen Gesichtspunkten. In der inneren Politik bedeutet das natürlich nicht eine Zurücksetzung der nichtmuslimischen Elemente zugunsten der muslimischen. Das stünde in schreiendem Widerspruch zur islamischen Tradition*). Entscheidend für eine innere panislamische Politik ist die Tatsache, daß die Zukunft und die nationale Existenz der Türkei von zwei Elementen abhängt: von dem arabischen und dem türkischen. Eine Verbrüderung dieser beiden Elemente, die auf der Ueberzeugung beruht, daß das eine auf das andere angewiesen ist, ist von größter Bedeutung. Ein weiterer wichtiger Punkt einer inneren panislamischen Politik wäre eine solche Anpassung an die westliche Zivilisation, daß dabei die gemeinschaftlichen nationalen Züge nicht verloren gehen, die die Grundlage und zugleich das stärkste Band arabisch-türkischer Verbrüderung bilden. Eine auswärtige panislamische Politik der Türkei hätte sich

*) „Sie (Nichtmuslime) haben dieselben Rechte und sind denselben Pflichten unterworfen wie die Muslime."

Digitized by Google

zu richten auf weitgehendste Betätigung für die Interessen der anderen islamischen Staaten und im Zusammenhang damit auf Herstellung unlösbarer, realer Beziehungen zu diesen Staaten, mit denen die Türkei jetzt nur lose durch das ideelle Band des Kalifats verknüpft ist. Leuchtendes Endziel einer solchen großzügigen panislamischen Politik der Türkei wäre die Befreiung der islamischen Völker. Auf dieses Ziel kann die Türkei schon jetzt hinarbeiten, indem sie zusammen mit ihren mächtigen Verbündeten die Interessen der islamischen Staaten am Friedenstisch kraftvoll vertritt und danach trachtet, deren Unabhängigkeit zu erwirken oder wenigstens eine andere Verwaltung für sie zu erlangen. Eine solche Politik würde die Freundschaft und Sympathie, die die Welt des Islams der Türkei und ihren Verbündeten entgegenbringt, in hohem Maße stärken und den Boden für die weiteren politischen Zukunftspläne vorbereiten, die die Türkei und ihre Verbündeten in bezug auf jene Länder hegen mögen.

Auf dieser Grundlage kann das panislamische Gebäude mit Erfolg aufgebaut werden. Außerdem erscheint zur Verwirklichung der panislamischen Idee die Gründung einer einflußreichen politischen Gesellschaft notwendig, die aus führenden Politikern, Gelehrten und anderen hervorragenden Persönlichkeiten der verschiedenen muslimischen Nationen bestände, ihren Sitz in Konstantinopel hätte und Zweigniederlassungen in jenen islamischen Hauptstädten unterhielte, wo die politischen Verhältnisse es erlauben. Zweck dieser Vereinigung wäre das Studium der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, die Ermittelung der Ursachen des Niederganges der islamischen Rassen und die Erforschung und Anwendung der Mittel zu ihrem erneuten Aufstieg. Diese Vereinigung hätte die Mängel zu beseitigen, die aus dem geringen gegenseitigen Interesse fließen, und hätte den Kampf aufzunehmen wider die gegenseitige Unkenntnis dieser Verhältnisse. Es ist wohl wahr, daß jeder Muslim, gleichviel aus welchem Teile der Welt, ob seine Heimat China oder Marokko ist, einem anderen Muslim, woher er auch sei, ein Gefühl der Freundschaft und Liebe entgegenbringt; daß ein Schicksalschlag, der seine Glaubensgenossen trifft, ihn mit Kummer und Mitgefühl erfüllt. Wenn aber diese Sympathie in die Tat umgesetzt werden soll, dann pflegt der Muslim zu versagen. Diesen Fehler zu bekämpfen, wäre eine der vornehmsten Aufgaben der Vereinigung, der es obliegen würde, die gegenseitige Zuneigung so zu stärken, daß sie ein Sporn zu tatkräftigem Handeln werden könnte. Nicht zuletzt hätte die Vereinigung den Zweck, die wirtschaftlichen Beziehungen zueinander und zu den Verbündeten zu fördern, wobei die islamischen Staaten Hand in Hand mit den verbündeten Sachverständigen zu gehen hätten. Der Türkei sowohl wie ihren Verbündeten stände es zu, diese Vereinigung politisch zu stützen, um ihr die Erfüllung ihrer komplizierten und wichtigen Aufgabe zu ermöglichen. Ein umfassender Zeitungsdienst in arabischer, türkischer und persischer Sprache müßte der Vereinigung zur Verfügung stehen, und kein Mittel sollte unversucht bleiben, den Veröffentlichungen die weiteste Verbreitung in den islamischen Ländern zu sichern.

Weiterhin sollte die Türkei die Pilgerwallfahrten nach Mekka dadurch erleichtern, daß sie, wie es in Jerusalem geschieht, für ausreichende Beförderungsmittel und angemessene Verpflegung Sorge trägt. Gute Ergebnisse könnten dadurch erzielt werden, daß führende Mitglieder der Vereinigung jedes Jahr nach Mekka reisen, um den dort versammelten Pilgern die Zwecke der Vereinigung zu erklären und Anhänger unter ihnen zu gewinnen, die, in ihre Heimat zurückgekehrt, im Dienste der Sache wirken. Es würde der Gesellschaft zweifellos gelingen, noch andere propagandistische Mittel zu finden und Stein um Stein zum Aufbau des großen Werkes zusammenzutragen.

Wir begnügen uns an dieser Stelle damit, die Umrisse des stolzen Baues kurz anzudeuten.

Digitized by Google

DEUTSCHLAND UND AEGYPTEN.

Von Carl Peters.

Aegypten ist seit lange als Tor vom Abendland ins Morgenland bekannt gewesen. Napoleon I. war davon überzeugt, daß der Herr Aegyptens auch der Herrscher über Ostindien sein werde. Deshalb unternahm er 1798 seinen berühmten und halb abenteuerlichen Zug ins Land der Pyramiden. Aus demselben Grunde setzten die Briten sich von 1882 an im Niltale fest. Nur war die weltwirtschaftliche Bedeutung des Landes durch die Eröffnung des Suezkanals noch ungeheuer gestiegen, und zu Vorderindien als Hinterland des Roten Meeres war seit Napoleons Zeit noch Australien und Ostafrika, sowie der ferne Osten hinzugekommen. Heute trennt der Suezkanal die Westhälfte vom Osten des britischen Reiches, und Aegypten ist recht eigentlich das Genick des ganzen Körpers.

Es würde deshalb im deutschen Interesse liegen, die Briten an diesem empfindlichsten Punkte ihres Weltreiches vernichtend treffen zu können. Dieses Interesse teilt das Deutsche Reich mit der Türkei, dem Kalifat der islamischen Welt und den alten Schutzherrn Aegyptens und des ganzen Nordafrika, vor allem aber mit der nationalistischen Richtung im Nillande selbst. Nur ist es klar, bei der Entfernung dieses Gebietes von unserer militärischen Basis, daß die eigentliche Führung in diesem Kampf um das alte Pharaonenland die Aegypter selbst und die Türkei übernehmen müssen, wir werden immer nur Freunde und Helfer sein können.

Zum Kriegführen gehören in erster Linie Männer, welche kämpfen wollen, sodann Waffen und Munition und schließlich, nicht am wenigsten Geld.

Ich kenne die Briten seit etwa einem Vierteljahrhundert und bin mit Mitgliedern der Nationalistenpartei in Kairo zuerst im Januar 1911 in Berührung getreten. Damals ging die Bewegung dahin, die Erneuerung der Suez-Kanal-Konzession an die europäische Gesellschaft zu verhindern. Feurige Reden im Esbekieh-Garten und an anderen Plätzen, Umzüge durch die Straßen Kairos und andere Kundgebungen fanden statt, um die Bevölkerung des Niltales für dieses Ziel zu erwärmen. Die Regierung ließ diese Bewegung im allgemeinen gewähren. Die Engländer wußten sehr genau, daß auf solche Weise die Wirklichkeit der britischen Besetzung und ihrer Kriegsschiffe nicht erschüttert werden könne. Ich machte meine türkischen und arabischen Bekannten schon damals darauf aufmerksam, daß mir die Bewaffnung des ägyptischen Volkes für wichtiger erscheine, als eine mehr oder weniger platonische Bewegung. Denn nur Kanonen und Schnellfeuergeschütze können letzten Endes über das Schicksal des Pharaonenlandes entscheiden. Deshalb habe ich auch sehr frühzeitig auf die Wichtigkeit einer engeren Verbindung Aegyptens mit dem stammverwandten Abessynien hingewiesen, wo König Menelik II. schon längst ein Heer mit europäischer Bewaffnung gebildet hatte. Es war klar, daß dieses in dem zukünftigen Kampf um das Niltal entscheidend werden könne, insbesondere für die Bewaffnung der ehemals mahdistischen Stämme am Oberen Nil.

Im Ganzen wird die Bevölkerung des heutigen Aegyptens auf etwa 11 Millionen Moslims geschätzt. Dazu kommt noch eine Anzahl koptischer Christen, welche in enger Religionsgemeinschaft mit der abessynischen Kirche stehen. Diese erhält ihr Oberhaupt (Aduna) regelmäßig durch den Patriarchen in Alexandria. Die Geschicke der beiden Völker sind auch politisch seit langen Zeiten verknüpft gewesen. Schon die Pharaonen herrschten von Zeit zu Zeit in Axum, und umgekehrt waren Aethiopier Könige in Theben am Nil. Da waren jedenfalls alte Beziehungen für neue Anknüpfungen vorhanden.

Die ägyptische Nationalistenpartei erhielt ihren Todesstoß bereits um 1912, in welchem Jahre ich von Neuem am Nil war. Ihr Führer, der Scheich Schauisch und später sein Freund Mohamed Bey Farid, mußten nach Konstantinopel fliehen, und unter der Faust des brutalen, aber weitblickenden Lord Kitchener schien die britische Gewaltherrschaft an den Pyramiden das letzte Wort der Weltgeschichte zu werden.

Zu Beginn dieses Krieges, sicherlich noch unter dem Einfluß Kitcheners, wurde der Khedive, Abbas II. Hilmi, welcher doch immer noch eine Art von Scheinselbständigkeit besessen hatte, abgesetzt und das Land auch formell unter britisches Protektorat gestellt. Der neue Khedive, Prinz Hussein Pascha, ist nichts als ein bloßes Werkzeug der Regierung in Downing Street und wird auch von seinem Volke als solches betrachtet. Trotzdem hat England das Niltal mit Truppen aus allen Teilen der Erde angefüllt, dessen Ostgrenze um den Suez-Kanal und in der Sinai-Wüste mit allen

Digitized by Google

Mitteln der modernen Technik verschanzt. Britische Truppen stehen vor Gaza und im Südwesten von Palästina.

Wir Deutschen wissen inzwischen alle nicht nur, daß dieser Weltkrieg gegen uns von der Themse aus angezettelt worden ist, daß die namenlose Verhetzung der ganzen Erde gegen das Deutschtum letzter Linie aus eben derselben Quelle stammt, sondern auch, daß in Downing Street das eigentliche Hindernis für einen allgemeinen Frieden gesucht werden muß. Hierin liegt die volle Interessengemeinschaft zwischen uns und der islamischen Welt, insbesondere mit der Türkei und Aegypten. Wir könnten am sichersten das britische Reich zum Frieden zwingen, wenn es gelingen würde, sein Genick am Suez-Kanal zu zerbrechen. Schon machen unsere Unterseeboote sich unseren verbündeten Feinden auch im Mittelmeer unliebsam fühlbar. Deutsche Offiziere stehen in den Reihen des türkischen Heeres, und noch immer sind die Ueberlieferungen aus der Zeit von der Goltz Paschas lebendig. Hier ist der Weg, auf welchem wir unsern Freunden im Nahen Osten wirksam helfen können, wenn sie sich daran machen wollen, die schmähliche Vergewaltigung an der Nordostecke Afrikas gutzumachen und ihre überlieferten Rechte im Niltale wiederzugewinnen. Die Initiative müßte von Enver Pascha und seinen Freunden ausgehen. Die Aegypter selbst dagegen müßten im Stande sein, die gewaltigen Reserven vom Oberen Nil aus in Bewegung zu setzen, vor allem die Rückendeckung von Abessynien zu gewinnen.

Dies oder nie ist der geschichtliche Augenblick, in welchem die islamische Welt sich aus langem Rückgang von neuem emporheben kann. Um ihren Kalifen geschart, unter der Rückendeckung von Mitteleuropa könnte sie noch einmal ihren Siegeslauf über Nordafrika und Nil aufwärts beginnen. Wir würden natürlich ebenfalls Ueber unser zukünftiges mittelafrikanisches Kolonialreich an einen befreundeten türkischen Sudan, als ein hämisches und feindliches England anschließen. Wir haben demnach auch kolonialpolitisch das allergrößte Interesse daran, dem Islam im Ringen um seine hergebrachte Machtstellung tatkräftig zu helfen. Unsere Feinde sind auch die Eroberer und die Gewaltherren in den alten mohammedanischen Ländern Nordafrikas: Briten, Italiener, Franzosen. Dies verbürgt eine Blutsbrüderschaft im Kampf auf Leben und Tod.

Es ist bemerkenswert, wie gleichartig im Lande der alten Pharaonen seit den Tagen von Thutmes dem Großen und länger, durch alle Stürme und Wandlungen der Jahrtausende die ethnographische Einheitlichkeit der Bevölkerung geblieben ist. Dies ist vielen Reisenden aufgefallen, so auch mir. Die Figuren an den Tempeln zu Karnak und Denderah könnten als Darstellungen der noch heute lebenden Aegypter gelten. In der Tat es ist ein Volk, welches zwischen Alexandria und Wadi Halfa lebt, so verschiedene Einwanderungen auch im Laufe der Zeiten im Niltale stattgefunden haben. Immer wieder hat das alte Blut der Kinder Pharaos durchgeschlagen. Wenn das „Recht der kleinen Nationen" jetzt in Europa überall zum Schlagwort der Regierungen geworden ist, so darf in erster Linie das schöne Nilland Anspruch auf Freiheit und Sicherheit beanspruchen, seine eigenen Geschicke zu bestimmen, unter der religiösen Oberhoheit des Kalifats zu Konstantinopel.

Digitized by Google

UNGLÜCKSBOTSCHAFT.

Humoreske von Halid Sia.

Dies Telegramm kann nichts Gutes künden! Unheilschwerer Odem scheint ihm zu entströmen. Gleich, als man mich vorhin weckte, sagte mir mein Herz: „Oeffne es nicht, es enthält schlimme Kunde."

Wirklich fehlte mir die Kraft, es aufzureißen. Ich glaubte bestimmt, es würde mir alles Blut aus dem Gehirn saugen, wenn ich darin läse, daß meine arme Frau verschieden ist. Die wenigen Zeichen auf diesem roten Papier werden mir die Weggenossin von zwanzig Jahren meines Lebens, werden mir die Liebe, die zwanzig Jahre lang nicht eine Minute versagte, unwiderruflich in die Vergangenheit entrücken. In ihrem letzten Brief, den ich vorige Woche erhielt, schrieb sie, sie sei genesen und wolle den Aufenthalt in der Ferne nun nicht länger ausdehnen. Ich aber begriff sofort, was sich hinter den Versicherungen dieser Zeilen verbarg, fühlte, daß sie bis zum letzten Atemzuge die Wahrheit vor mir verheimlichen, mich in einen holden Wahn hüllen wollte. Zwischen den irreleitenden Beteuerungen las ich das grausame, unentrinnbare Urteil der Krankheit.

Schon damals, als mir die Aerzte rieten, sie zur Kur nach Beirut oder auf den Aegäischen Archipel zu schicken, ahnte ich, daß es keine Rettung mehr gab. Wenn die Aerzte Luftveränderung empfehlen, bedeutet das immer, daß von der Wissenschaft keine Hilfe zu erwarten ist. „Würde sich die Insel Rhodus eignen?" fragten wir, und sie bejahten. So brachte ich sie dorthin zu ihren Verwandten, der Luftwechsel würde sie heilen... Eines Tages wird einem dann, nachdem man aus süßem Schlaf aufgeschreckt worden ist, ein Fetzen roten Papiers in die Hand gedrückt, — und alle Hoffnung zerfließt wie eine Seifenblase. Da grinst mich nun das Papier mit seinen heimtückischen roten Augen an, bereit, mir mit seinem vernichtenden Inhalt ins Gesicht zu springen. Aber ich werde es nicht öffnen; ich werde es nicht sprechen lassen! Arme Frau — Gott weiß, wie die Sehnsucht nach mir sie in ihren letzten Stunden folterte. Ich hätte sie nicht fortschicken sollen, dann hätte sie wenigstens ohne Heimweh von dannen gehen können. Diese ganzen vier Monate der Trennung waren für sie gewiß ein fortdauernder Todeskampf. Wir hatten uns so aneinander gewöhnt... Zwanzig Jahre! Wie leicht spricht sich das aus!... Jeden Morgen sprang sie vor mir aus dem Bett, kam nach kurzer Zeit mit dem Kaffee zurück, reichte mir meine Tasse mit dem dicken, schaumigen Gebräu, brachte mir Zigaretten, Feuerzeug und Aschenbecher, sah mir auch den kleinsten Wunsch von den Augen ab.... Wenn sie mir beim Ankleiden behilflich gewesen, mir bis zur Haustür das Geleit gegeben, nahm sie bis zum Abend ihren Platz im Erker ein, denn sie betrachtete es als großes Glück, mich schon von weitem auf der Straße zu entdecken. Zwanzig Jahre lang saßen wir jeden Abend ohne Ausnahme einander gegenüber und gähnten uns an. Ja, wir haben uns angegähnt; es blieb uns nichts anderes übrig! Wir hatten jeden Gesprächsstoff erschöpft, hatten uns nichts mehr zu sagen. Oeffnete ich nur den Mund, so wußte sie schon, was ich sagen wollte, und wenn ihre Lippen sich bewegten, so kannte ich im voraus alle Worte, die sie formen konnten. Zwanzig Jahre eines solchen Daseins! In diesen vier Monaten der Trennung habe ich entdeckt, welcher Wert für mich darin lag. Oede und Einsamkeit herrschen seitdem im Hause. Es scheint mir oft, als lebte ich in fremdem Land in einer verlassenen Herberge. Niemand bringt mir Kaffee und Zigaretten ans Bett, niemand sitzt abends neben mir.... Gott sei ihr gnädig und schenke ihr Frieden!

Wäre ihr Herz nicht von so unvergleichlicher Schönheit gewesen, würde ich mich ja eher trösten. Ja, ihr Herz war voller Güte! Sie selbst, wie soll ich's nur ausdrücken, — war nicht gerade schön, aber auch nicht häßlich zu nennen. Das war die Ursache ihrer Eifersucht. Wenn sie mich nicht so geliebt hätte, wäre sie wohl auch nicht so eifersüchtig gewesen, hätte sie mich nicht mit so unzähligen Aufmerksamkeiten umgeben. Ich kann mich nicht erinnern, daß wir je uneins waren oder uns gestritten hätten. Wäre sie doch nur nicht krank geworden! Sie hätte mich nicht verlassen sollen! Ich beherrsche mich gewaltsam, um nicht wie ein Kind zu schluchzen und das ganze Haus mit Wehklagen zu erfüllen.

Aber an dieser Krankheit trug sie selbst etwas, nein, ganz und gar die Schuld! In der letzten Zeit war sie schrecklich jähzornig und konnte sich mit niemand vertragen. Stundenlang weinte sie, fiel aus dem geringsten Anlaß in Ohnmacht, bauschte alle Kleinigkeiten auf, lag stöhnend auf ihrem Lager, so daß ich nicht schlafen konnte, und stand morgens mit blutunterlaufenen Augen auf; fortwährend war sie gekränkt und suchte, mich zu be-

Digitized by Google

leidigen. Sie richtete sich selbst damit zugrunde. In der letzten Zeit war ich ihrer tatsächlich überdrüssig. Tägliche Auftritte und Zänkereien sind wahrhaftig unerträglich. Doch lassen wir das. Gott verzeih mir meine Sünde! Man soll sich der Toten nur im Guten erinnern! Der Allmächtige vergibt ihnen ihre Schuld! Ich weiß wohl, aller Quengeleien Urgrund war nur die Eifersucht. Arme Frau, die Zeit des Begehrtwerdens lag hinter dir. Vierzig Jahre auf dem Rücken, graue Haare, Zähne, die ihres Weges gehen — Männer aber sind ganz anders. Doch diese Wahrheit blieb ihr unbegreiflich. War ein hübsches, lustiges Dienstmädchen im Hause, so schien es die Wut der gnädigen Frau unausgesetzt anzufachen. Welche Torheit! Man muß doch einem armen Mann den Spaß an solchen harmlosen Kleinigkeiten lassen! Aber keine Möglichkeit mit einer Frau, besonders mit der meinen, ein einziges vernünftiges Wort darüber zu sprechen! Eines Tages, ich kann es nicht vergessen..... Aber nein, wozu das wieder aufrühren!... Sie ließ mich schwören, auch nach ihrem Tode sollte mein Leben ausschließlich ihr gehören. Aber in diesen vier Monaten habe ich alle Schrecken des Alleinseins bis zur Neige durchkostet. Fehlt die Frau im Hause, so scheint ein kalter Wind, der uns erstarren macht, durch alle Ritzen zu pfeifen. In diesen vier Monaten habe ich das schon gespürt — wenn das nun noch 20, vielleicht 40 Jahre so fortdauern sollte? Ich meine, es ist schon ein beträchtliches Opfer, einer Frau während ihres Lebens treu zu bleiben, nach dem Tode aber ist's ein Wahnwitz!

Man muß sich ja nicht für einen Jüngling halten. Aber eine vernünftige Ehe mit einer gesetzten Frau, etwa einer 30jährigen Witwe.... Zahllose Frauen gibt's... Was war es doch nur? Vor einigen Tagen erzählte man mir von jemand.... Meergrüne Augen, aschblondes Haar, schlank und doch wohlgerundet.... Nur zwei Jahre hat sie mit ihrem Manne gelebt, seit acht Jahren ist sie verwitwet, sie kann höchstens 32 sein.... Doch was ging mich das an, ich kümmerte mich keinen Deut darum. Doch jenes frische, junge Mädel, das im vergangenen Sommer in Kadiköj unsere Nachbarin war, schwarzbraune Augen, kastanienrotes Haar, — das Alter paßt ziemlich, sie ist etwa 25, oder noch weniger.... Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie noch Mädchen.... Kokettierte sie nicht mit den Augen, wenn wir uns auf der Straße begegneten?... Meine Frau — barmherziger Vater, nimm sie in Dein Reich auf.... hat's damals gleich gemerkt. Zieht man etwa sonst schon im Oktober in die Stadt zurück?... Hier fand sie dann die Wirtschafterin von gegenüber...

Sie beschuldigte mich, immer aus dem Fenster dorthinzuschielen; ich weiß wirklich nichts davon. Sie berichtete mir, man verheirate die Person. Was geht das mich an? Ist es etwa verboten, diese Frau mit den blitzenden Augen, den krausen Haaren, anzuschauen. selbst, wenn die Herrschaft sie unter die Haube bringt?... Ja, auch sie trenne sich nicht vom Fenster, sagte meine Frau, und sie lache, wenn sie zu uns herüberblicke.... Wer kann dafür?... Sie sei eine Dirne... Es sei nicht auszuhalten mit ihr, deshalb bringe man sie an den Mann, obgleich sie noch nicht mal 20 sei!... Noch nicht zwanzig... Wenn die Tote das sagte, blinzelte sie mich bedeutungsvoll dabei an. Welche Torheit, an eine Zwanzigjährige zu denken!.... Ja, ja, wie viele Frauen es gibt.... Wenn z. B. die Tochter unserer Kinderfrau nicht zu jung wäre. ...Große, leuchtend blaue Augen, goldblondes Haar, ganz schmal und geschmeidig, blütenweiße Haut, wie eine Puppe. Ja, wie eine Puppe. Man muß vor ihr sitzen, und immer nur ihr Gesicht bewundern... Aber sie ist viel zu jung.... Eine Fünfzehnjährige ist ja noch ein Kind. Kleiner Schelm! Tausend Sprühteufelchen kichern aus ihrem lustigen Gesichtchen.... Wenn sie mit ihrer Mutter zu uns kam, zog immer ein Unwetter auf der Stirn meiner verstorbenen Frau auf. Eines Abends wollte mir das Mädelchen eine Tasse Kaffee reichen, da sprang sie wie eine Furie auf und riß ihr die Tasse aus der Hand.... Ja, sie trieb's manchmal etwas bunt.... Doch Schwamm drüber.... Sie ist zu jung... Dabei kommt nichts heraus.... Aber blaue Augen und goldschimmernde Haare springen in die Augen.... Ich muß überlegen; braune, blaue, schwarze Augen ziehen an mir vorbei; doch am liebsten möchte ich mich ganz in die Augen des kleinen Kobolds versenken. Jugend ist etwas so vergängliches.... Was bedeutet ein Jahr? Es verstreicht, ehe man die Augen schließt und wieder öffnet... Wie sind die 20 Jahre verflogen! Es ist, als ob es eben erst gewesen wäre und ich kann es doch nicht glauben. Zwanzig Jahre sind verflossen, nach zwanzigjährigem Zusammenleben ...Ach, mein armes Weib! Meine Augen werden feucht. Wäre doch dieses rote Papier nicht gekommen! Meine Finger zittern, wenn sie darüber gleiten. Aber schließlich: ich muß es doch öffnen und die Unglücksbotschaft lesen.

* * *

Langsam reißt er das Papier auf, starrt bewegungslos hinein und liest dann mit lauter Stimme:

„Völlig genesen, trete heute die Heimreise an".

Bedächtig faltet er das Blatt und sagt nach tiefem Sinnen:

„Also die Aerzte verstehen es doch besser. Luftveränderung scheint tatsächlich heilsam. In einigen Tagen wird sie hier sein. Ich muß schnell die Kinderfrau und ihre Tochter bestellen, damit sie das ganze Haus vom Boden bis zum Keller herrichten. Ueberall liegt Staub...."

Uebersetzt von Habib Edib Bey.

Digitized by Google

ARABISCHE SIEGESZÜGE.

WESTASIATISCH-AFRIKANISCHE VÖLKERWANDERUNGEN.

Von Ibn Sina.

Als Shurahbil, der Sohn Amrs, den vom Propheten Mohammed an den Prinzen von Duma entsandten Boten erschlug, konnte niemand voraussehen, daß diese Tat auf den Pfad führte, auf dem die siegreichen Araber geharnischten Schrittes ihrer großen Bestimmung entgegengingen. Das Schicksal von Völkern, Staaten, Dynastien und Rassen lag auf diesem Pfade, auf dem altersgraue, vermorschte und rostzerfressene Zivilisationen in Trümmer und Staub zerfielen. Im Schoße der Zukunft lag der Glanz der Omaiaden, Abassiden und Fatimiden, die Herrlichkeit von Damaskus, Bagdad und Cordova, die Pracht der stolzen Städte Indiens, Afrikas und Andalusiens, die Schönheit von Agra, Kairo, Fez und Granada.

Kein neuer Pfad war es, der die Araber nach Norden, nach den leitenden Städten der Welt führte. Aus der grauen Frühzeit der Weltgeschichte dringt die erste Kunde von ihrem Erscheinen auf diesem Pfade. Wie oft sie vorher schon dort aufgetaucht waren, können wir nur vermuten, gewiß ist aber, daß sie jeder Kultur der Vergangenheit ihren Stempel aufgedrückt und zu dem geistigen Leben und der Kultur in ihrer heutigen Form wesentlich beigetragen haben. Der Einfluß des Semiten auf jede Strömung menschlicher Tätigkeit und menschlichen Fortschritts ist nie annähernd anerkannt, geschweige denn voll gewürdigt worden. Wie Paton sagt: „In der frühesten Periode, die uns durch ägyptische und babylonische Auf-

Araberscheichs in Tunesien.

Digitized by Google

zeichnungen enthüllt wird, waren Syrien und Palästina schon von Semiten, d. h. von einer Rasse bewohnt, die ethnologisch und sprachlich zu den Hebräern gehört . . ."

Dies führt uns zu dem Schlusse, daß die Semiten schon vier Jahrtausende v. Chr. im Besitze der Gebiete am östlichen Ende des Mittelmeers waren. Der Umstand, daß alle Zweige dieser Rasse — die assyrisch-babylonische, die kanaanitische, aramäische, äthiopische, salveanische und arabische — einander im Körperbau und Sprache sehr ähnlich sind, deutet darauf hin, daß sie Abkömmlinge eines einzigen primitiven Stammes sind, dessen Ursprungsland wahrscheinlich Arabien war.

Die bis jetzt entdeckten babylonischen und ägyptischen Aufzeichnungen reichen bis ungefähr 3500 v. Chr. zurück, und wir finden, daß schon zu jener Zeit die Semiten in ganz Mittelasien verbreitet waren. Der semitische Wüstenbewohner zog mit Schwert und Speer nach Norden. Nachdem er die Lande erobert hatte, die zu erobern er ausgezogen war, ließ er sich dort nieder, nahm die Kultur, die Gedanken und den Glauben der Eingeborenen an, und allmählich schwanden die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen bis auf die letzten Reste. Zweifellos übten die Gebräuche und Ideen des Eroberers ihrerseits einen Einfluß auch auf die Eingeborenen aus. Da er jedoch in der Zahl unterlegen war, ging er, ähnlich wie der Normanne in England, ganz in der Masse auf.

Dies war jedoch nicht die einzige Woge, die sich von Arabien aus erobernd nach Norden ergoß. Die Geschichte läßt uns beinahe vermuten, daß diese Wogen periodisch waren. Der wandernde Beduine der großen sonnendurchleuchteten Halbinsel scheint sich von Generation zu Generation so vermehrt zu haben, daß seine Sandhügel, Dattelhaine und Heerden ihm und seinen Sklaven nicht mehr genügten. Aus dem Schoß der Wüste ergoß sich der Menschenstrom in der Richtung des Polarsternes und überflutete auf der Suche nach Nahrung die Städte der Inseln, Syriens und selbst Aegyptens.

Man darf wohl behaupten, daß diese Völkerwanderungen ungefähr alle tausend Jahre stattfanden. Zwanzig Generationen lang lagen die Araber still. Unendliche Wüstenstrecken schieden sie von den weltbeherrschenden Städten Zentralasiens, von Babylon, Lugaseh, Ur, Agade, Usk, Erech, von den Gebieten von Martu (Syrien) und Suri (Mesopotamien). Plötzlich zu neuem Leben erwachend, trat der Araber als Eroberer und Sieger auf. Er gab dem eroberten Lande neue Herrscher, den Städten neue Namen und wurde schließlich, wie gesagt, von der Masse der Bevölkerung aufgesogen.

Ungefähr im Jahre 2700 v. Chr. zog Scharganischarah, gewöhnlich Sargon (Sharukin) genannt, aus und gründete nach Besiegung der Völker in Agade eine Dynastie. Elam, Katrala und Suri ergaben sich ihm. Viermal fiel er in Martu ein. Wie die Inschrift besagt: „Sargon zog aus und verbreitete Schrecken über das Land. Er kreuzte das Meer der untergehenden Sonne (Mittelmeer). Drei Jahre lang eroberte er die Lande der untergehenden Sonne und vereinte sie. Sein Bildnis ließ er im Lande der untergehenden Sonne errichten. Die Gefangenen sandte er über Land und See."

Sein Sohn Naram-Sim war größer noch als er. Inschriften bezeichneten ihn als „König der vier Himmelsrichtungen". Da er der erste der babylonischen Monarchen war, der wie die Pharaonen auf Göttlichkeit Anspruch machte, muß sein Kaiserreich groß und sein Heer machtvoll gewesen sein. Nach Beweisen, die vor kurzem auf der Insel Cypern zutage gefördert wurden, scheint er dort wirklich als Gott angebetet worden zu sein, und dieser Kult scheint noch lange Zeit nach seinem Tode fortgedauert zu haben. Nach ihm fiel die Oberherrschaft im nahen Osten den Herrschern von Ur und Sugasch zu, deren Reich so ausgedehnt und festgefügt gewesen zu sein scheint, wie das der Dynastie von Agade. Doch auch ihnen war der Zusammenbruch beschieden; es muß eine ungeheure Macht gewesen sein, die sie niederzuringen vermochte.

Im Jahre 2500 v. Chr. ergoß sich wieder eine Völkerwanderung, die der Amoriten, aus dem übervölkerten Arabien. Sie überflutete das ganze westliche Asien von Babylon bis Aegypten. Die ägyptischen Pharaonen wurden nach Süden gedrängt und gezwungen, eine neue Hauptstadt zu Heraklopolis zu gründen, bis im Jahre 2224 v. Chr. Khyan, ein Fremder unter dem Titel „Herr der Wüste", den Thron Aegyptens bestieg. Auf der anderen Seite aber wurde Babylon so sehr dadurch geschwächt, daß es seine Oberherrschaft in Syrien und Palästina verlor. Die Elomiten und ihr König Kudur Nankhandi machten sich die Schwäche Babyloniens zunutze, sandten ihre Truppen gegen das Land aus, plünderten die Städte, zerstörten die Tempel, schleppten die Götzenbilder weg und unterjochten die Herrscher. Kudur Laghama, wahrscheinlich der in der Bibel genannte Chedorlaomer (Gen. X. iv.), der von Abraham gestürzt wurde, war ein Nachfolger Kudur Nankhandis. Der gleichfalls in der Bibel genannte König von Schinar war wahrscheinlich der dem Nachfolger Kudur Nankhandis untertänige Chammurabi, der sechste König der babylonischen Dynastie. Chammurabi stürzte schließlich seinen Gebieter, jagte die Elomiten aus dem Lande und stellte die Oberherrschaft Babylons wieder her. Er war außerdem der große Gesetzgeber des Ostens. Seine Gesetzgebung ist die älteste, die wir kennen. Sie wurde erst vor wenigen Jahren aufgefunden. Es erwies sich, daß die spätere Ge-

Digitized by Google

setzgebung der Israeliten auf dem Gesetzbuch dieses babylonischen Monarchen beruht.

Ungefähr im Jahre 1300 v. Chr. flutete wiederum eine semitische Welle über Palästina und Syrien. Diese Völkerwanderung, die jahrhundertelang anhielt, wird die aramäische genannt. Der Leser wird sich an den Ausspruch Jakobs erinnern: „Mein Vater war ein zum Sterben bereiter Aramäer."

Zu jener Zeit befand sich Palästina unter der Herrschaft Aegyptens, und der Einfall der semitischen Eroberer veranlaßte den wohlbekannten Fell-el-Amarna-Schriftwechsel zwischen den kleinen Herrschern Palästinas und der ägyptischen Oberherrschaft. Aus diesen Briefen gewinnt man einen Ueberblick über die Ausdehnung und Entwicklung des Einbruchs. Sie rühren hauptsächlich von Ribb-Addi her, der unter Amenhotep Präfekt von Zubla war. Sie stellen eine Reihe von Bitten um Hilfe und einen Bericht über den Fall von Stadt um Stadt und Festung um Festung dar. Das in den Tafeln genannte Volk der Khabiri (wahrscheinlich Hebräer im weitesten Sinne des Wortes) war der Vorläufer des aramäischen Einfalls. Ihm folgten in Zwischenräumen die Sutis, die Asarus (Asher), die Beduinenstämme von Aduma (Edom) und noch später die unter dem Sammelnamen Israeliten bekannten verbündeten Stämme.

Dieser Einfall änderte Charakter und Sprache vieler Teile des westlichen Asiens. Zur selben Zeit, als der Semite nach Norden vordrang, befestigte der Hetiter seine Herrschaft in dem Gebiet, das jetzt Kleinasien genannt wird. Er wäre wahrscheinlich noch weiter nach Süden gezogen, wenn nicht in Aegypten eine Reihe starker Herrscher ans Ruder gekommen wäre. So wurde seiner Macht Einhalt geboten, ja sie wurde sogar durch den berühmten Pharaonen Ramses II. gebrochen. Diesem Herrscher folgten andere starke Könige der Vierzehnten Dynastie. Die Beduinenstämme wurden am weiteren Vordringen verhindert. Erst als Aegypten von neuem geschwächt war, konnten die israelitischen Stämme und ihre Verbündeten ihren Stammesbrüdern in das Land folgen, das ihnen das gelobte erschien, in dem vielleicht nicht gerade Milch und Honig floß, das aber jedenfalls besser war als ihre Wüstenheimat.

Im Jahre 500 v. Chr. erfolgte die nabatäische Völkerwanderung. Die Zivilisation war damals schon ziemlich vorgeschritten, die großen Städte waren stärker befestigt, die Eindringlinge begegneten größerem Widerstand, so daß hauptsächlich nur die an die syrische Küste grenzenden Orte von dieser Völkerwanderung berührt wurden.

Im Westen, Süden und Osten vom Roten Meer und vom Indischen Ozean gehemmt, wand sich so der Pfad dieser Völkerzüge immer nach Norden, nach dem jenseits des Sandmeeres gelegenen reicheren und weniger heißen Regionen.

Zeitalter auf Zeitalter, Jahrtausende hindurch zog der Araber aus, um Völker zu unterwerfen und sich neue Wohnsitze zu verschaffen. Er nahm die Sitten und Gebräuche, die Literatur und den Glauben der Völker an, vermischte sich mit ihnen, gab ihnen neue Ideen und nahm die ihren an. So bereitete er den Weg zur letzten und größten Völkerwanderung vor, die in Bewegung kam, als Zentralasien den Arabern zu klein wurde, als sie auf ihren Rossen den Oxus durchritten und an den Gestaden des Indus dahinjagten, als das nördliche Afrika ihre Säbel in der Sonne leuchten sah und den Schlachtruf hörte, der Andalusien erweckte.

Diesen Aufstieg der Muslimen werde ich in meinem nächsten Aufsatz an dieser Stelle behandeln.

Digitized by Google

ZEICHNUNGEN VON RIZA ABBASI

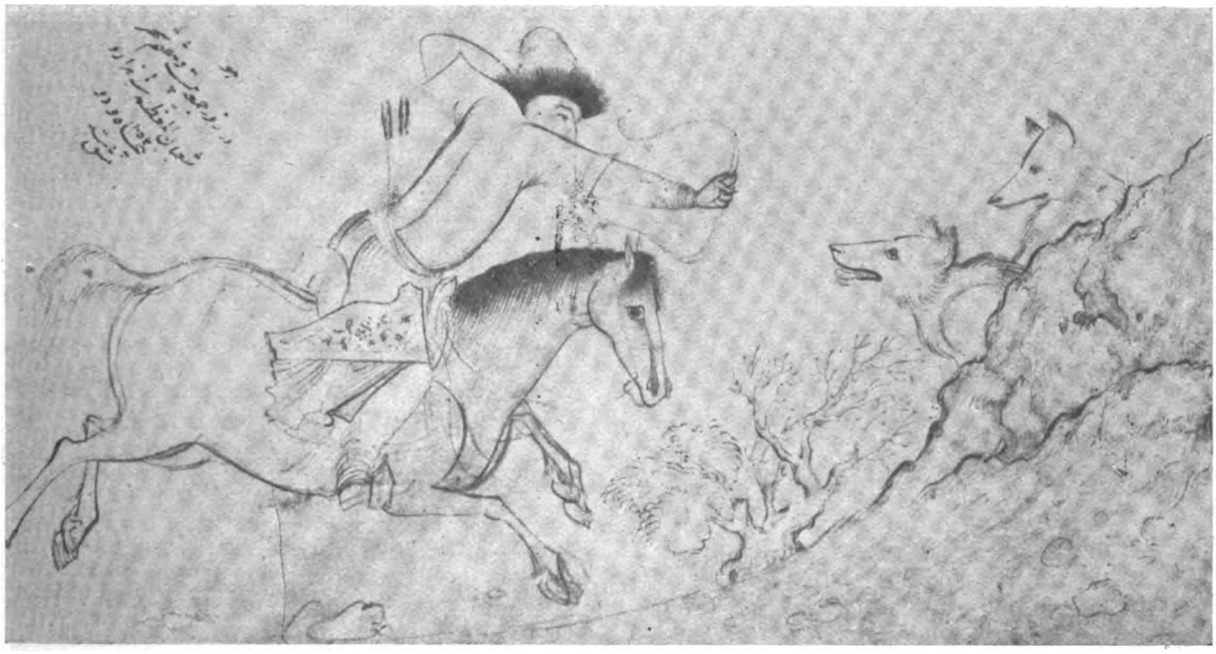
Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Eugen Mittwoch.

Das erfreulicher Weise stetig steigende Interesse, das die islamische Kunst in den letzten Jahrzehnten in den Kreisen der europäischen Forscher und Kunstfreunde gefunden hat, hat sich besonders auch den Werken der persischen Miniaturmalerei, die in zahlreichen Buchillustrationen und Einzelblättern auf uns gekommen sind, zugewandt.

Der Tuchhändler. Abb. 1.

In der letzten Blütezeit der persischen Kunst, der Zeit Schah Abbas' des Großen (1587 — 1629) und seines Nachfolgers Sefi I. (1629 bis 1642), gehören die an dieser Stelle wiedergegebenen Zeichnungen an. Sie stammen aus einem in Leporello-Form gebundenen Album im Besitze Professor Sarres, des bekannten Kunsthistorikers, der als Forscher und Sammler an erster Stelle dazu beigetragen hat, Interesse und Verständnis für die islamischen Kunstdenkmäler auch in Deutschland zu wecken und zu fördern. Außer den hier wiedergegebenen sind noch mehr als 50 weitere Zeichnungen in jenem Album vereinigt. Eine große Zahl von ihnen ist signiert und trägt den Namen eines persischen Miniaturenmalers, dessen Blätter, wie zur Zeit ihrer Entstehung so auch noch heute, sich in Persien und im Orient überhaupt allenthalben großer Beliebtheit erfreuen, und die von ihrem Heimatlande aus in größerer Zahl als die anderer Künstler ihren Weg in die Museen und Privatsammlungen des Abendlandes gefunden haben. Es sind dies die des Ali Riza-i-Abbasi, gewöhnlich kurz Riza Abbasi genannt. — Riza Abbasi war der Modemaler am Hofe Abas' des Großen. In Täbris in Persien in der zweiten Hälfte

Digitized by Google

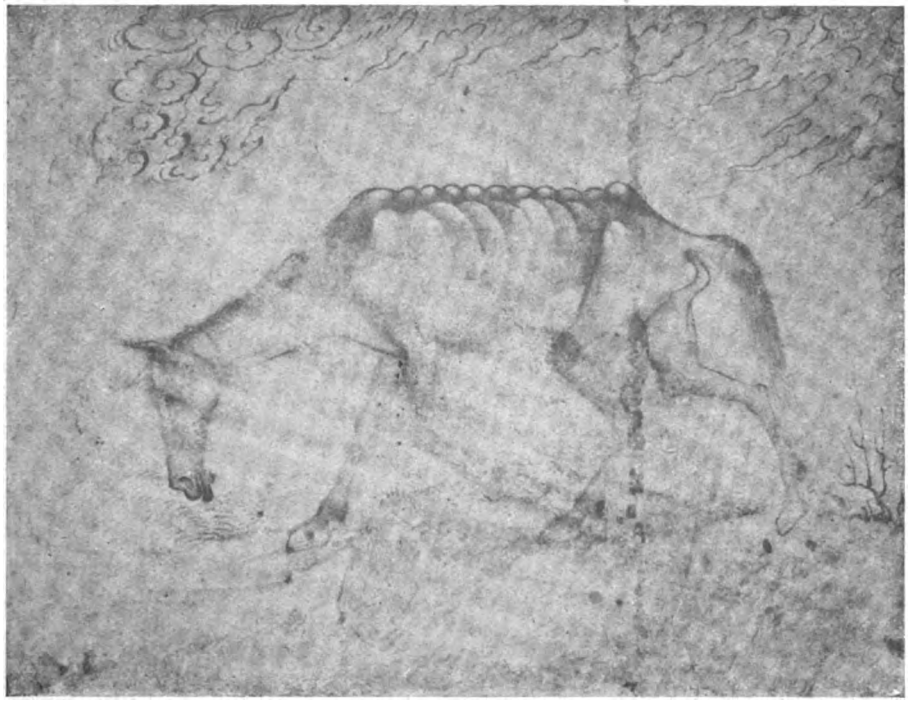


Der Wolfsjäger. Abb. 2.

des 16. Jahrhunderts geboren, kam er frühzeitig nach Isfahan, wo er sich bei dem kunstsinnigen Schah besonderer Beliebtheit erfreute. Dies wird wohl auch die Veranlassung gewesen sein, daß Widersacher und Neider unter seinen Kollegen ihm den Beinamen Schah-Nuvaz, „Königs-Schmeichler", beilegten.

Bei den Blättern, die nicht die Unterschrift Riza Abbasis aufweisen, wird sich nicht in jedem Falle mit Sicherheit bestimmen lassen, ob sie wirklich dem Künstler, der von der Mit- und Nachwelt häufig kopiert und nachgeahmt worden ist, angehören. In manchen Fällen, wo Technik und Ausführung mit signierten Blättern völlig übereinstimmen, kann ein Zweifel nicht obwalten. Bei anderen Blättern wird die Entscheidung, ob die Arbeit Riza Abbasis oder eines anderen Künstlers der Periode Abbas' des Großen vorliegt, nicht mit Sicherheit gefällt werden können.

Nachdem in den letzten Jahren zu wiederholten Malen einzelne Zeichnungen von Riza Abbasi veröffentlicht und behandelt worden sind, ist vor kurzem ein größeres Werk über diesen Künstler erschienen.[1]) In ihm sind 55 in dem erwähnten Album vorhandene Zeichnungen des Künstlers auf 48 Tafeln wiedergegeben. In einem dem Tafelwerk vorangehenden Textbande



Die Schindmähre. Abb. 3.

[1]) „Zeichnungen von Riza Abbasi", bearbeitet von Friedrich Sarre und Eugen Mittwoch. Mit 10 Abbildungen im Text und 48 zum Teil farbigen Tafeln. München 1914. F. Bruckmann A. G. Die Kriegsverhältnisse haben es mit sich gebracht, daß das Werk, das 1914 herauskommen sollte, erst Ende 1916 wirklich auf den Büchermarkt gelangte. — Der Verlagsbuchhandlung sei für die Erlaubnis, einige Tafeln aus dem Werk hier zu reproduzieren, auch an dieser Stelle verbindlichst gedankt.

Digitized by Google

Kniender Mundschenk. Abb. 4.

hat Sarre die Zeichnungen beschrieben und ihre künstlerische Bedeutung gewürdigt, während der Schreiber dieser Zeilen die auf den Blättern vorhandenen Künstlerbeischriften untersucht und bearbeitet und aus den in ihnen enthaltenen Angaben sowie aus Mitteilungen von Chronisten und sonstigen Quellen versucht hat, die Lebenszeit Riza Abbasis, sein Verhältnis zu seinen Lehrern und Schülern sowie zu einigen Künstlern ähnlichen Namens, mit denen er vielfach verwechselt worden ist, zu bestimmen und ein greifbares Bild seiner Persönlichkeit zu zeichnen.

Die künstlerischen Aeußerungen Riza Abbasis zerfallen in Buchillustrationen und Einzelblätter. Jene sind in der Komposition in hohem Grade an die für die betreffende Darstellung geltende Ueberlieferung gebunden und lassen deshalb die künstlerische Eigenart nur in beschränktem Maße zur Geltung kommen. Anders verhält es sich mit den Einzelblättern, die bald vollständig in Farben ausgeführt, bald teilweise koloriert sind, bald farblose Zeichnungen und Skizzen darstellen. Bei den letzten kommt das rein Künstlerische zur größten Geltung. Wir sehen in ihnen den Künstler bei der Arbeit, können ihn dabei beobachten, wie er mit dem Ausdruck ringt, wieder und wieder verbessert, um endlich die befriedigende Lösung eines Bewegungsmotivs zu finden. Er benutzt häufig ältere Vorlagen, die er mit einer feinen Nadel durchsticht und überträgt, um diese Vorlagen dann nur als äußere Anhaltspunkte für eine weitere eigene Ausführung zu benutzen. Von ganz besonderem Reiz sind verschiedene formlose Skizzen, in denen der Künstler mit wenigen Strichen festgehalten hat, was er sich für eine spätere Verwendung notieren wollte. Blätter dieser Art enthalten häufig in den beigefügten Inschriften kurze Angaben über das Datum und den Ort, an dem die Skizze entstanden ist.

Indem ich für die Einzelheiten auf das oben erwähnte Werk verweise, lasse ich hier nur noch eine kurze Beschreibung der fünf hier reproduzierten Zeichnungen folgen.

„Der Tuchhändler" in Abbildung 1 ist, obwohl nicht von Riza Abbasi signiert, auf den ersten Blick als Zeichnung von ihm zu erkennen. Auf einem mit einer breiten Borde versehenen Teppich hockt, nach vorn geneigt, ein bärtiger Alter in langem Aermelrock und

Greis mit Stab. Abb. 5.

Digitized by Google

hält in den vorgestreckten Händen ein Fransentuch. Ein ähnliches Tuch liegt vor ihm neben einer Schere und Schreibutensilien. Ein Turban bedeckt den scharf geschnittenen bärtigen Kopf. Es ist ein Händler dargestellt, der in seinem Laden sitzend einem vor ihm stehenden Kunden Tücher vorzeigt.

In Figur 2, einer schwarzen Pinselzeichnung, datiert von „Freitag, dem 27. des geehrten Monats Scha'ban des Jahres 1052" (= 22. November 1642) ist ein nach rechts galoppierender Reiter dargestellt. Dieser ist im Begriff, den Pfeil vom gespannten Bogen auf einen der Wölfe abzusenden, die hinter den links aufsteigenden Felsen sichtbar werden. Im Hintergrund gewahren wir einen Baum mit teilweise abgestorbenen Aesten.

Von einem Uebermaß von Realistik zeugt Abbildung 3, einen bis auf die Knochen abgemagerten Gaul darstellend, der mit gesenktem Kopfe dahinschleicht. Wenn auch dieses Blatt wegen der sorgfältig behandelten Schattierung in gewissem Sinne eine Sonderstellung einnimmt, so spricht doch manches dafür, daß Riza Abbasi es gewesen ist, der diese „Schindmähre" gezeichnet hat. Mit voller Sicherheit wird sich das, wie bereits oben erwähnt, von diesem und ähnlichen Blättern freilich nie nachweisen lassen.

Figur 4 stellt einen „knienden Schenken" dar. Das Blatt ist als „Zeichnung des niedrigen Riza Abbasi" vom Künstler signiert. Die Zeichnung ist in Schwarz und teilweise in Hellkarminrot ausgeführt. Der in dreiviertel Vorderansicht dargestellte jugendliche Schenke hält in der vorgestreckten Linken eine Tasse, in der auf dem Schenkel ruhenden Rechten eine Frucht. Der Blick des trotz der Stirnfalten lächelnden Gesichts ist nach oben gewandt und scheint sich auf den nicht dargestellten Empfänger der Labung zu richten.

Abbildung 5 zeigt uns einen „Greis mit Stab". Die schwarze Pinselzeichnung ist von „Dienstag, dem 12. des glücklichen Monats Schawwal im Jahre 1050" (= Januar 1641) datiert. Der fein ausgeführte Kopf mit Hakennase und langem Vollbart wird von einem Turban gekrönt. Der Greis trägt über einem langen gegürteten Untergewand einen kürzeren Aermelrock und hackenlose niedrige Schuhe.

Digitized by Google

DIE KRIEGSLAGE AN DER WESTFRONT.

Von Major E. Moraht.

1. Juni 1917.

Als ich im Mai-Heft der „Islamischen Welt" sagte, daß die kommende Dauer der Kämpfe in unserem Weltkriege zeitlich beschränkt sein müsse, ging ich von der Berechnung aus, welche den Gegner zwingt, auf Grund seiner Verluste mit seinem Menschenmaterial zu sparen und mit seiner Munition hauszuhalten. Die Ereignisse haben mir mittlerweile recht gegeben: Die große englisch-französische Offensive im Westen, welche am 9. April an der Arrasfront einsetzte und dann ihre Fortsetzung an der Aisne- und Champagne-Front fand, ist als beendet anzusehen. Die Gegner hatten, wie in wenigen Worten erinnert werden soll, nicht allein den Durchbruch durch Deutschlands westliche Front sich zum Ziel gesetzt, sie wollten auch unsere Heere aufrollen und durch die strategische Notlage Hindenburgs, welche dadurch entstehen konnte, uns zur Räumung des französisch-belgischen Gebietes bewegen. Alle diese Pläne sind nicht zur Verwirklichung gekommen, und man muß es innerhalb der Mittelmächte als eine besondere Pflicht ansehen, immer wieder auf das negative Ergebnis der Entente-Kriegführung hinzuweisen, umsomehr, als die Feinde in ihrer Kriegspropaganda nur allzu zielbewußt über die obsiegenden Erfolge der Mittelmächte hinwegzuhuschen pflegen. In demselben Mai-Heft der „Islamischen Welt" habe ich ferner darauf hingewiesen, daß die Zeit für uns wirken soll, und daß sie gerade es ist, welche den westlichen Alliierten fehlt.

Bei meinem soeben beendeten Besuch an der deutschen Westfront fand ich nun beide Behauptungen wohl begründet. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß Deutschlands westliche Gegner sich jetzt in der Zwangslage sehen, in neuen Kampfräumen und nicht mehr an den früher gewählten strategischen Fronten weiterkämpfen zu müssen. Die Dauer der bisherigen Durchbruchskämpfe hat sich auf nicht ganz zwei Monate erstreckt und beschränkt wurden sie durch die Direktiven, welche unsere Oberste Heeresleitung allen unterstellten Heeresgruppen gab. Nach anfänglichen Schwankungen des Erfolges unserer Ab-

Exz. Enver Pascha bei Exz. von Winkler an der mazedonischen Front.

allen unterstellten Heeresgruppen gab. Nach anfänglichen Schwankungen des Erfolges unserer Abwehrschlacht im Westen hat sich nunmehr in vielen Wochen das neue Kampfsystem erprobt. Es ist aufgebaut auf der Erkenntnis der gegnerischen Kampfmittel und ihrer Verwendung und auf der richtigen Einschätzung unserer Abwehrmittel und der Kampfkraft unserer Truppen.

Dem Besucher der Westfront, der sie mit soldatischem Auge sieht, fällt sofort der unerschütterliche Siegeswille auf, der in allen unseren Waffengattungen hervortritt. So kampffreudig, so voller Glauben an ihre Führung, so voll Verlangen, den Endsieg in der Hand zu halten, habe ich unsere

Digitized by Google

Mannschaft, unsere Truppenoffiziere an der Westfront noch niemals gesehen. Es ist ein hartes Geschlecht, ein selbstbewußtes, das sich alles zutraut, welches dem Feinde Auge in Auge gegenübersteht. Es besteht eine Harmonie zwischen der niederen und oberen Führung, zwischen den Soldaten und dem Offizier, wie sie noch niemals vorhanden war. So ist mitten im Kriege die Kampftüchtigkeit unseres Volkes gewachsen. Trotz aller Opfer und Entbehrungen, trotz mancher zersetzenden Einflüsse, die aus der Heimat sich an die Front herangewagt haben, ist die Disziplin des Heeres unerschütterlich geblieben und weiterhin kann Generalfeldmarschall von Hindenburg auf den letzten seiner Soldaten rechnen.

Nach wie vor wirkt die Zeit für uns und wir können den vollen Wert dieses Bundesgenossen nur dann begreifen, wenn wir immer daran denken, daß die U-Bootwaffe unseren Angriffskrieg durchführt, während die Millionenheere in der Abwehrschlacht festhalten, was wir errungen haben. Es ist undenkbar, daß die Kriegs- und Volkswirtschaft Großbritanniens eine monatliche Vernichtung von durchschnittlich einer Million Tonnen an Schiffsfrachtraum auf unabsehbare Zeit ertragen kann. Es liegt auch kein Grund vor, den Worten englischer Staatsmänner zu trauen, daß der deutsche U-Bootkrieg nach und nach abflauen würde. Und wenn auch die Gegner mit allen Mitteln der Technik allmählich dahin kommen werden, den U-Bootkrieg zu erschweren, so wachsen doch zugleich unsere Angriffsmittel, unsere Erfahrungen und die Abneigung der Neutralen, sich weiterhin in den Dienst Englands zu stellen. So wirkt die Zeit für uns und auf dem Lande verbluten sich die Kräfte Englands und Frankreichs. Beide sind nicht imstande, über eine gewisse Zeit hinaus die dezimierten Divisionen wieder aufzufüllen. Man wird nicht fehl gehen, wenn man die Gesamtverluste der beiden Feinde im Westen auf annähernd 600 000 Mann einschätzt. Auch die Einbuße, welche beide westlichen Staaten an ihren Kriegsschiffen, Hilfskreuzern und Flugzeugen erlitten haben, beginnt ein bedrohliches Maß anzunehmen. Man hat alle Hände voll zu tun, zu ersetzen, was verloren geht, und ein Darüberhinaus ist unmöglich.

Bei meinem Besuch der westlichen Front beobachtete ich zwischen den Reihen der beiderseitigen Fesselballons das Artilleriefeuer der Gegner und das der eigenen Batterien. Es war der Raum in der Champagne, östlich Reims, wo am Ende des Monats Mai den französischen Angriffen bei Nauroy und nördlich Prosnes kräftige deutsche Gegenstöße gefolgt waren. Die Franzosen sind an dieser Stelle äußerst besorgt vor unseren Gegenstößen. Aber dennoch gelang es uns, beispielsweise am 27. Mai, das Eindrücken schmaler Frontstellen durch feindlichen Ansturm uns zugefügt, wieder auszugleichen. Das französische Feuer in diesem Raume beschränkte sich, wie schon seit längerer Zeit, auf die Störungen deutscher Stellungen. Es war ein ruhiges, sogenanntes „Störungsfeuer", welches planmäßig verteilt wurde, aber noch weit entfernt war vom „Zerstörungs-" und „Trommelfeuer". Und doch grollte überall das gegnerische Geschütz unablässig durch den heißen Maitag. Der Franzose belegt ebenso wie der Engländer mit Vorliebe die zweiten und dritten Linien unserer ersten Stellung oder gar die zweite Stellung mit seinem Störungsfeuer. Er wird aber in der Wirkung seines Feuers augenscheinlich gehindert durch die Ueberlegenheit der deutschen Luftgeschwader. Während eines ganzen Tages ließ sich an dieser Stelle der Front nicht ein einziges französisches Fluggeschwader sehen, auch einzelne feindliche Flieger mieden offenbar, über die eigenen Stellungen hinauszufliegen. Die deutschen Luftstreitkräfte beherrschten somit nicht nur den eigenen Kampfraum, sondern übten ihren Druck auch noch weit über die französischen Stellungen hinaus. Dieses Bild des Krieges in der Luft ist typisch geworden. Ich sah desselbe im Kampfraum nordwestlich von Reims und von der England gegenüber kämpfenden Front wird das gleiche berichtet. Es entstehen bereits recht nennenswerte Schwierigkeiten für die französische Regierung aus dem gewaltigen Verlust an Luftfahrzeugen und England gesteht offen ein, daß es machtlos wäre gegenüber der wachsenden Unternehmungslust und überlegenen Technik unserer Fluggeschwader.

Es läßt sich aber, wenn wir Hindenburgs Worten folgen wollen, der große Entscheidungskampf im Westen nicht allein für sich betrachten. Wir müssen nie vergessen, daß es eine allgemeine Kriegslage gibt. Sie umfaßt alle Haupt- und Nebenkriegsschauplätze, und sind auch Erfolge und Mißerfolge auf den erstgenannten wichtiger, so bleiben doch die Ereignisse auf den Nebenkriegsschauplätzen wichtig genug, um sie, wenn man vom Stand des Krieges sprechen will, nie aus dem Auge zu lassen. Die Erfahrung des Krieges hat uns gelehrt, daß gleichsam im Handumdrehen aus Nebenkriegsschauplätzen Hauptkriegsschauplätze werden. Ist auch der Begriff „Einheit der Front" bei unsern Gegnern zumeist Phrase geblieben, sind auch nur in Ausnahmefällen ihre Angriffe auf die Mittelmächte gleichzeitig erfolgt, so bemüht sich doch die britische Direktion des Krieges immer wieder, eine Zersplitterung der Streitkräfte der Mittelmächte und ihrer Verbündeten herbeizuführen. Dieser Absicht entsprang die zehnte Isonzoschlacht. Italien ist aus seiner Passivität, in der es seit November vorigen Jahres verharrte, durch England herausgepeitscht. Gänzlich in den Händen des britischen Diktators, Lloyd George,

Digitized by Google

hat es noch einmal seine beiden Isonzoarmeen gegen das Heer Oesterreich-Ungarns vorgejagt. Und um den Rücken der schon weich gewordenen Italiener zu stärken, ist die schon zahlenmäßig überlegene Heereskraft Cadornas durch eine Anzahl schwerer britischer Batterien und Minenwerfer verstärkt worden. Die Stärke der englischen Artillerie gestattet es ihr, auf allen Kriegsschauplätzen die schweren Kaliber ihren Bundesgenossen zur Hilfe zu schicken. So wirken jetzt in Italien Langkanonen von 24-, 30-, 35- und 38-cm gegen die Isonzofront des Generals Boroevic, der sie seit Jahr und Tag im eisernen Aushalten verteidigt. Bislang haben die Italiener, abgesehen von einer ganz geringen Fronteinbeulung, nur ungeheure Verluste zu verzeichnen. In den letzten Tagen des Monats Mai belaufen sie sich nach zuverlässiger Nachricht schon auf 100 000 Mann. Man muß damit rechnen, daß Italien bis zum Weißbluten durch seinen englischen Bundesgenossen ausgenutzt werden wird. Wenn nicht das italienische Volk selbst dieser Ausnutzung entgegentritt, die doch gänzlich ohne Aussicht auf Erfolg ist, so muß man damit rechnen, daß die Isonzoschlacht ihren Fortgang solange nehmen wird, bis in den Reihen der kämpfenden Armeen des Herzogs von Aosta sich jene Kampfmüdigkeit einstellt, welche jedesmal am Isonzo das Blutvergießen beendete. So möchte zwar die Entente auf die Gestaltung der westlichen Kriegslage einwirken, sie kann es aber nicht, weil unser österreich-ungarischer Verbündeter erkannt hat, daß die Zeit des Friedens noch nicht gekommen ist, daß die Donau-Monarchie noch mitten im Kriege steht, und daß es von der Friedenssehnsucht ihrer Völker nicht allein abhängt, des blutigen Ringens baldigen Schluß herbeizuführen.

Es war zu erwarten, daß die Diplomatie der westlichen Alliierten als ihr höchstes Ziel ansehen würde, den Zersetzungsprozeß im russischen Heere aufzuhalten und ihn alsbald in Angriffslust zu verwandeln. Im Mai-Heft dieser Zeitschrift konnte ich den Wert der russischen Kriegführung dahin präzisieren: „Der Zersetzungsprozeß im russischen Heere nimmt einen schleichenden Gang. Aber die Stunde des Fiebers kann wiederkommen." Inzwischen macht es den Eindruck, als wenn das anglo-amerikanische Gold im Osten gewirkt hätte. Es zeigen sich Teile der russischen Front mehr bereit als früher, den Krieg einstweilen fortzusetzen, und General Brussilow betonte, wie die französische Presse frohlockend mitteilt, daß jedes Zeichen von Schwachheit eine Schande für Rußland sei. In dasselbe Horn blies der neue Chef der Nordarmee, General Dragomirow. Er wünschte eine sofortige Offensive und betonte die Pflicht gegenüber den Alliierten Rußlands. Endlich hat auch der Generalissimus Alexejew, der allen Entlassungsgerüchten getrotzt hat, sich zum Angriff bekannt. Nun sind zwar die russischen Generale ohne eigentliches, im Kriege gebietendes Oberhaupt nicht mehr von solchem Einfluß, daß sie die Heereskraft des großen östlichen Reiches derart zusammenzufassen vermöchten, wie früher der Zar Nikolaus nach der großen Niederlage des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch im Frühjahr 1915. Das innere Rußland ist es, welches die Politik und die Kriegführung mit ihr bestimmt. Man versteht aber die russische Propaganda für den Krieg, welche durch Englands und Frankreichs Delegierte auf die Spitze getrieben wurde, ohne weiteres, wenn man sich des alten Rezeptes erinnert, das die Entente anwendete, als ihr im Frühjahr 1916 der kühne Angriff Oesterreich-Ungarns auf Vicenza gefährlich wurde. Auch jetzt wieder soll der russische Koloß, dessen thönerne Füße inzwischen alle Welt erkannt hat, dem hoffnungslos kämpfenden Italien zur Hilfe eilen. Man hofft bei den Gegnern also ihre schwierige westliche Lage durch den italienischen Angriff, und diesen wieder durch den russischen Angriff verbessern zu können. Das ist ein ebenso vergebliches Bemühen, wie England es vor einigen Monaten durch sein Anrennen gegen die türkischen Irak- und Sinaifronten unternahm. Die Abwehrschlacht im Westen, verbunden mit dem Angriffskrieg zur See, bedeutet die Niederzwingung des dominierenden Kriegswillens Englands. Kein Kraut ist hiergegen gewachsen, und allen Aeußerungen unserer Feinde über Kriegsziele zum Trotz gehen wir der Zeit entgegen, wo der Frieden den Krieg ablösen wird.

Digitized by Google

DIE VERBREITUNG DES ISLAMS IM ORIENT.

Von M. Halil Halid Bey.

II.

In meinem ersten Artikel habe ich dargelegt, in wie hohem Maße unrichtig und voreingenommen die Behauptung vieler englischer und amerikanischer Schriftsteller über die Gründe der Ausbreitung des Islams im Orient sind. Heute will ich versuchen, die wahren Ursachen dafür anzugeben, daß die geistige Macht des Islams trotz allerhand Behinderung, trotz des Fehlens jeder organisierten Propaganda oder staatlichen Unterstützung immer weiter vordringt.

Der Islam besitzt einige Eigenschaften, die auf viele Menschen sehr ansprechend wirken. Er ist keine Doktrin verwickelter Lehrsätze und hat den Vorzug offensichtlicher Einfachheit. Ein halbzivilisierter oder ganz unzivilisierter Afrikaner ist doch immer intelligent genug, um den muslimischen Gottesbegriff zu begreifen. Wer sich dem Islam zuwenden will, wird durch keine ermüdende Formeln und Glaubenssätze davon abgeschreckt. Seine Bekehrung muß durch ihn selbst aus seinem Innern erfolgen, da der islamische Missionar ihn zwar in der Religion zu unterweisen vermag, aber nicht die Macht hat, ihn in seine Glaubensgemeinschaft aufzunehmen. Sobald jemand öffentlich erklärt, er sei Muselman geworden, müssen seine neuen Glaubensgenossen ihn als solchen anerkennen; stellt sich jedoch heraus, daß seine Erklärung unaufrichtig war, so bleibt ihm die Anerkennung versagt.

Die in der Religion des Islams ausgeprägte Demokratie ist ein Vorzug, der bei der Gewinnung neuer Anhänger ebenfalls Anziehungskraft hat. Es handelt sich hier nicht um eine Demokratie im politischen Sinne, auch nicht um eine solche, die den Tyrannen oder vorherrschenden Kasten durch das Volk abgerungen wurde, sondern um das Vorrecht der Gleichheit, das die Religion des Islams allen ihren Bekennern gewährt. Ein wohlbekannter deutscher Orientalist, Theodor Nöldeke, schreibt über die unter allen Muslimen bestehenden demokratischen Beziehungen in einem englischen Werke (Sketches from Eastern History, S. 13): „In Gegenwart des allmächtigen, überirdischen Gottes sind alle Sterblichen unbedingt gleich; wer zum Islam übertritt, erhält die gleichen Rechte und übernimmt dieselben Pflichten wie der höchste und der niedrigste der Gläubigen." In dem Werke „Islam" des Engländers Stanley Lane-Poole heißt es: „Der ganze Islam ist eine Art Kaste; sobald man einmal darin aufgenommen ist, ist man jedem anderen darin Befindlichen gleichgestellt." Ein anderer englischer Schriftsteller, Meredith Townsend, schreibt in „Asia and Europe": „Die Missionare des Islams verlangen von ihm (einem Hindu) nicht die Aufgabe seiner Kaste, sondern lediglich den Uebertritt von seiner Kaste in die ihre, der größten, am strengsten gebundenen und stolzesten von allen.... Als Mitglied dieser Kaste ist der bekehrte Hindu sofort der Bruder aller übrigen Mitglieder, als Gleichgestellter begrüßt und als Gleichgestellter behandelt, sogar in jenem Punkt, bei dem die europäische Theorie von der Gleichheit stets zusammenbricht: dem Rechte der Einheirat. John Brown, der für die Negersklaven gestorben ist, hätte seine Tochter eher getötet, als daß er sie als Ehefrau eines Negers gesehen hätte."

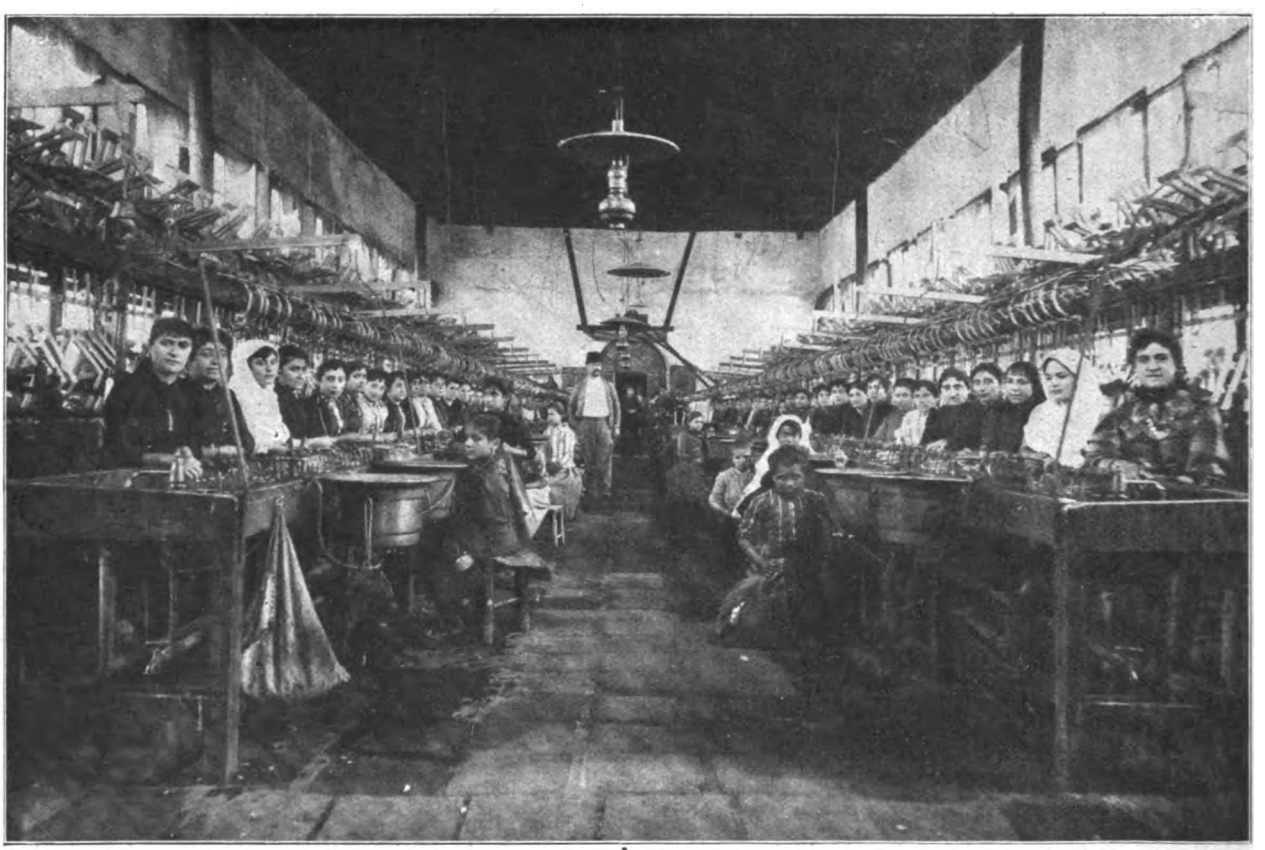
Das Fehlen jeglichen Vorurteils hinsichtlich der Hautfarbe ist ein weiterer Vorzug islamischer Proselytenwerbung bei dunklen Völkern. Die Angelsachsen, deren Bekehrungseifer den aller anderen Völker übertrifft, sind stolz auf ihre helle Haut und ihr Widerwille gegen alle Farbigen würde sie davon abhalten, einen Afrikaner oder Chinesen als wahrhaft gleichgestellt zu betrachten. Unter dem Banner des Islams sieht die Sache ganz anders aus. Ein gelber Mann aus China, ein dunkelhäutiger aus Indien und ein Weißer aus Kleinasien werden, als Muselmanen, einander stets als absolut gleichwertig gegenübertreten.

Nichts aber hat so zur Ausbreitung des Islams beigetragen als die Einfachheit seines Systems; für Muselmanen ist das Anziehendste in ihrem Glauben die einfachen Formen des Gottesdienstes. Zweifellos finden wir auch hier abergläubische Gebräuche und Zeremonien, es sind ihrer jedoch verhältnismäßig wenig, und für jeden, der ihrem Ursprung nachforscht, ist es eine eigentümliche Entdeckung, daß sie hauptsächlich von

Digitized by Google

außerhalb des Islams eingeführt worden sind. Die Reinheit der Religion haben jedoch diese abergläubischen Gebräuche wenig berührt.

Um uns über die Einfachheit des islamischen Gottesdienstes klar zu werden, wollen wir uns einmal in eine Moschee versetzen. Dort sehen wir, daß der Gottesdienst ernst und würdig ohne alle Zeremonien vor sich geht, beinahe monoton ruhig und doch höchst eindrucksvoll, kurzdauernd und doch mit einem Element ewigen Ernstes. Es ist jemand da, der den Gottesdienst leitet, er liest Verse des Korans vor und spricht Gebete, und die Zuhörer verharren in andächtigstem Schweigen. Die Gemeinde singt weder noch ist ein Musikinstrument vorhanden, da nach muslimischen Begriffen musikalische Darbietungen sich mit dem Ernste des Gottesdienstes nicht vertragen. Alle Sinne des Menschen müssen der heiligen Hingabe an Allah geweiht sein. Ernest Renan, von dem man weiß, daß er den Islam nicht liebte, faßte in „L'Islamisme et la Science" den Eindruck, den der muslimische Gottesdienst auf ihn machte, in diese Worte zusammen: „Je ne suis jamais entré dans une Mosquée sans une vive émotion, le dirai-je? sans un certain regret de n'être pas Musulman." Und der Engländer R. N. Cust, der der Missionsarbeit im Osten große Dienste geleistet hat, spricht sich wie folgt aus (Evangelisation of the non-Christian World): „Niemand kann eine Stätte des Gottesdienstes der Muslimen besuchen, ohne von der offensichtlichen Aufrichtigkeit, Hingabe, dem Ernst und der Würde der Gläubigen betroffen zu sein."



Seidenweberei in Kleinasien.

Digitized by Google

TÜRKISCHE FRAUEN UND IHRE RECHTE.

Von Habib Edib Bey.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Wenn ich nicht irre, war es vor zwei Jahren, ungefähr um diese Zeit; unser Zug rollte westwärts, trug uns Berlin entgegen. Sie suchten angestrengt nach einem Gesprächsthema, um sich die Langeweile der weiten Reise, die allerdings für Sie erst in Budapest begonnen hatte, zu vertreiben. Kaum fanden Sie heraus, daß ich Türke bin, so drehten sich alle Ihre Fragen um unsere Frauenwelt, die im Brennpunkt Ihres Interesses stand. Was ist denn auch natürlicher, als gerade dieses Interesse der Europäerin! Wie sollten auch Menschen, deren Leben in geordneten Bahnen fließt, deren Phantasie aber durch Lektüre befruchtet, üppige Blüten treibt und nach Außergewöhnlichem hungert, nicht Interesse für Dinge haben, die so märchenhaft scheinen! Als ich mich bemühte, Ihnen zu schildern, wie sich das Frauenleben im Orient, der für Ihr Gefühl in unendlichen Fernen liegt, heutzutage in Wirklichkeit abspielt, wollten Sie mir keinen Glauben schenken und sich den Zauber Ihrer alten Märchenanschauungen nicht rauben lassen. Diese Zeilen nun sollen unsere damals unterbrochene Unterhaltung fortsetzen. Ich will mein Versprechen, Ihnen Aufklärung zu geben, und Sie zu belehren, heute einlösen.

* * *

Gesunde Ansichten über die moderne türkische Frau haben einige Kenntnisse über die mohammedanische Frau im allgemeinen zur Voraussetzung. Noch vor der Geburt des Islams spielten auf der Halbinsel Arabien die Frauen eine bedeutsame Rolle. Die gegenteilige Meinung entstand durch die Gepflogenheit der Araber, Mädchen gleich nach der Geburt lebendig zu begraben, doch entsprang dieses Verfahren nicht etwa einer Mißachtung des weiblichen Geschlechts, sondern der Auffassung, daß die Frau ein zu zartes Geschöpf sei, um den harten Anforderungen des Lebens gewachsen zu sein. Erst der Prophet hat diese grausame Unsitte streng verboten, indem er bewies, daß alles Leben von Gott geschenkt ist und Gott für alle Menschenkinder Sorge trägt.

Operationszimmer in einem türkischen Krankenhause.

Zur Zeit, als Mohammed noch nicht Prophet war, arbeitete er im Geschäft einer reichen Frau, deren Vermögen er durch seine Ehrlichkeit und Klugheit vermehrte, wodurch er sich ihre Liebe gewann, so daß sie seine erste Gattin wurde. Frauen waren es, die in den Kriegen die Araber zu Heldentaten begeisterten und die jenes Amtes walteten, das heute Schwestern des Roten Halbmondes und Roten Kreuzes ausüben. Das sind alles Beweise, daß den Arabern die Frau nicht nur als gebrechliches Spielzeug galt, sondern ein Mitglied des öffentlichen Lebens war, dem nicht nur wichtige Aufgaben und Pflichten zufielen, sondern das auch Rechte besaß. Sie war nicht nur Mitkämpferin auf dem Schlachtfelde, sie hatte auch erheblichen politischen Einfluß.

Digitized by Google

Es sei nicht vergessen, daß es eine Frau war, Aische, des Propheten Lieblingsgattin, die nach seinem Tode gegen seinen Nachfolger, den Kalifen Ali, auf einem Kamel in den Kampf zog! Eine Ursache des raschen Aufblühens der arabischen Regierungsform ist in der Achtung zu suchen, die die Araber der Frau zollten, sowie in der Erziehung und dem Vorbild, das Mutter und Gattin dem jungen Mann gaben. Der Araber wußte gar wohl, daß, wenn die Frau lebt, auch das Volk lebt!

Auch bei den Türken unterschied sich anfangs die Stellung der Frau kaum von der bei den Arabern. Als heiligste Pflicht oblag ihr, Helden für das Vaterland heranzuziehen. Die freie Zeit aber, die ihr die Arbeit auf dem Felde und daheim ließ, füllte sie mit Herstellung der Stickereien aus, die wir heute als antike Kostbarkeiten an unseren Wänden bestaunen. Diese Frauen waren ausgezeichnete Reiterinnen und taten es im Bogenschießen oft den Männern zuvor.

Nach Zusammenschluß des Osmanischen Reiches zu einer festen Gemeinschaft machte sich durch alle Volksschichten die Liebe und Achtung für einen Stand vor allen anderen bemerkbar, nämlich für die Geistlichkeit. Die geistlichen Herren, die die Sorge um das Seelenheil der Krieger tragen sollten und die auch juristisch gebildet waren, hüllten allmählich die Religion in dichte mystische Schleier, wobei ihnen sehr zustatten kam, daß der Koran arabisch und nicht türkisch geschrieben war. Durch dieses Verfahren entstand eine tiefe Kluft zwischen Volk und Geistlichkeit, die diese noch dadurch verbreitete, daß sie nach eigenem Gutdünken die Gesetze und Vorschriften abänderte, denen das Volk unterworfen war. Ein Gesetz für Familienrecht fehlte; gültig hierfür waren nur die Aussprüche und Gespräche Mohammeds und die dazu von späteren arabischen Gelehrten niedergeschriebenen Kommentare. Diese Bücher aber waren dem Volk unbekannt und selbst die Geistlichen wußten oft nichts von ihrem Inhalt. So war das Entstehen einer wohlorganisierten Gemeinschaft von vornherein unmöglich. Darum fällt die Verantwortung für unsere finstere Vergangenheit auch den Geistlichen zur Last, die bewußt das geheim hielten und verbargen, was bestimmt war, die Rechte der Frau zu sichern und ihr die Möglichkeit zur Entwicklung zu geben.

Seit Erklärung der Verfassung, also seit neun Jahren, arbeiten Männer und Frauen gemeinsam daran, dieses Unrecht gutzumachen. Meines Erachtens ist die vielgeschmähte und mißverstandene Verschleierung der Frau gewiß kein Hindernis für deren Arbeit und Entwicklung. Die Verschleierung, von der in Europa die abenteuerlichsten Abbildungen nur zu weite Verbreitung gefunden haben, besteht im Grunde bloß aus einem den ganzen Körper einhüllenden Mantel (Tscharaf) und einem dünnen, den Kopf bedeckenden Tüllschal. Beides unterliegt den Veränderungen der Mode. Der Tscharaf ist nichts anderes, als die Tracht der europäischen Krankenschwester: Mantel und Pelerine. Was den Kopfschleier anbetrifft, so liegt sein Hauptmerkmal wohl darin, daß die mohammedanischen Frauen der Sitte, keinen Hut zu tragen, treu bleiben. Ich weiß nicht, welche Wandlungen die Verschleierung noch durchmachen wird, aber ich weiß, daß sie die türkische Frau niemals hemmen wird, jedwede Arbeit zu leisten. Sie hat ja im jetzigen Kriege bereits den Beweis erbracht, daß sie fähig ist, sich den Bedürfnissen der Stunde anzupassen und ungeachtet ihrer Tracht sich ihren Lebensunterhalt durch eigene Arbeit zu erwerben.

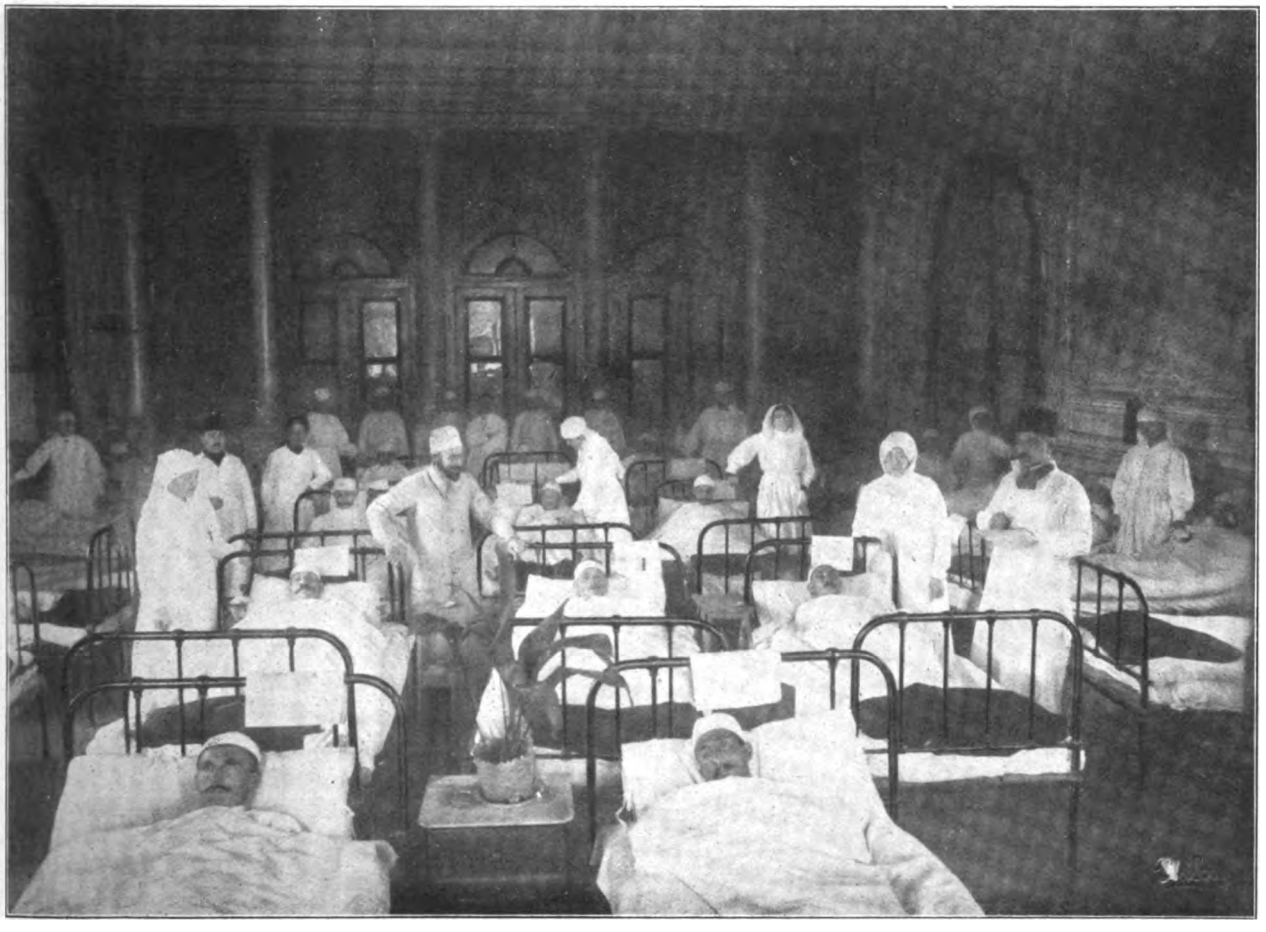
Sie wollten damals noch besonders gern wissen, wie unsere Frauen sich die Zeit im Hause vertreiben und wie sie sich ihre Vergnügungen verschaffen. Nun, obwohl selbst Türke, habe ich noch nie bei uns eine auf den Diwan hingegossene, am Nargileh ziehende Frau gesehen. Und alle Landsleute, die ich darum befragte, gaben mir dieselbe Antwort: daß dies ein Zerrbild sei, das sich die Phantasie nach den Eindrücken von „Tausend und eine Nacht" geschaffen hat. Im Hause unterscheiden sich unsere Frauen in nichts von den Ihren, den Unterschied zwischen orientalischer und europäischer Kleidung gibt es daheim nicht mehr. Unsere Frauen sind so viel mit ihrer Wirtschaft, dem Instandhalten ihres Hauses, das meist mehrere Stockwerke umfaßt, und dem Empfang von Besucherinnen beschäftigt, daß sie glücklicherweise keine Zeit finden, sich die Nägel „maniküren" und die Haare „ondulieren" zu lassen. Ihre Hauptgrundsätze sind Einfachheit und Reinlichkeit.

Doch nun das Vergnügen. Obgleich fast jedes Haus einen Garten hat, gehen viele unserer Frauen auf die Wiesen oder an den Strand und jede vergnügt sich nach eigenem Geschmack. Da ihre Vorfahren Jahrhunderte lang an Entsagung gewöhnt waren, so ist auch sie im Vergnügen sparsam und anspruchslos. Sie erstrebt nichts weiter, als sich glücklich zu fühlen und glücklich zu zeigen. Hierbei fällt der Glaube schwer ins Gewicht. Ich habe Frauen getroffen, die von ihren Männern vernachlässigt waren, und doch hatte keine ein Wort des Vorwurfs, stets klagten sie nur das Schicksal an und suchten den Schuldigen in Schutz zu nehmen.

Obwohl nun die mohammedanischen Frauen kein wirksames Gesetz zu ihrem Schutze besaßen und nur auf die für alle islamischen Länder gültigen Vorschriften angewiesen waren, haben sie doch viel größere Rechte und mehr Freiheit, als ihre Schwestern in anderen Staaten. Im Islam ist die Eheschließung ein Vertrag, der sich in nichts von anderen Verträgen unterscheidet. Besitzen die

Digitized by Google

beiden Teile die entsprechenden Eigenschaften, so können sie oder ihre Vertreter in Gegenwart zweier Zeugen den Ehekontrakt abschließen. Was ganz Europa als eine der köstlichsten Früchte der französischen Revolution betrachtete, die Freiheit, eine Zivilehe zu schließen, besaß der Islam schon drei Jahrhunderte zuvor. Es ist ein Irrtum, daß es im Islam eine kanonische Ehe gibt, der Irrtum entstand durch die Anwesenheit eines Geistlichen bei der Vertragsschließung; dieser hat jedoch kein anderes Amt, als den Vertrag ins Register einzutragen und der Zivilbehörde Mitteilung davon zu machen.



Türkische Krankenpflegerinnen.

Ich glaube mich zu entsinnen, daß es die Ehescheidung war, die Ihnen am stärksten in die Augen fiel und Sie schreckte. Gewiß, Sie haben recht, damit wurde arger Mißbrauch getrieben und heute noch meint jeder ungebildete Mann in der Türkei, daß es ihm zusteht, sich ohne triftigen Grund einfach durch ein Wort von seiner Frau scheiden zu können. Aber nach islamischem Recht ist zu solchem Schritt eine schwerwiegende Ursache erforderlich; Ehebruch und Widerspenstigkeit gelten wohl in der ganzen Welt als genügende Gründe für eine Scheidung. Da aber die Vorschriften des Korans kein Gesetz hinter sich haben, das ihnen unbedingte Geltung verschafft, sind schlechte Sitten die Zerstörer vieler Familien geworden. Werden unsere Frauen sich aber jetzt ihres Rechtes bewußt, so können sie es auch wahren, noch ehe ihnen ein Regierungsgesetz zu Hilfe kommt. Da der Ehevertrag ein Vertrag ist, wie jeder andere, so kann die Frau bei seiner Schließung, laut Vorschrift des Korans und gemäß dem allgemeinen Teil des Bürgerlichen Gesetzbuches, die Bedingung stellen, daß gegebenenfalls auch sie, gleich dem Manne, berechtigt ist, die Ehe zu lösen. Ich sollte meinen, es entspräche den freien Gedanken des zwanzigsten Jahrhunderts, daß zwei Menschen, die sich einander nicht anzupassen vermögen, nicht gezwungen sind, die Quälerei einer unglücklichen Ehe ihr Lebelang herumzuschleppen, weil sie endlose Verhandlungen vor Gericht scheuen, sondern daß es ihnen zusteht, ihre Gemeinschaft nach eigenem Gewissen zu lösen, und daß diese Anschauungen sich wohl in der ganzen Welt zu Nutz und Frommen der Menschen durchsetzen sollten.

Im übrigen baut sich die Familiengründung nicht auf materieller Basis auf. Zwar ist Geld eine wichtige Vorbedingung, eine Ehe glücklich zu machen, doch spielt das Vermögen der Frau trotzdem niemals eine ausschlaggebende Rolle.

Digitized by Google

Kommen jetzt, angesichts der gesteigerten Bedürfnisse, Ausnahmen von dieser Regel vor, so genügt doch im allgemeinen noch jetzt ein starkes Gottvertrauen; das Uebrige bleibt dem Schicksal überlassen. Da die Frau nach den Vorschriften des Korans immer frei gewesen ist, so behielt sie stets die Verfügung über ihr Vermögen in eigener Hand; und selbst wenn sie unermeßlich reicher ist als der Gatte, so muß dieser doch, ohne daß sie einen Pfennig beisteuert, für alle ihre Bedürfnisse sorgen. Unter keiner Bedingung hat der Mann das Recht, aus dem Vermögen seiner Frau Nutzen zu ziehen oder Geschäfte damit zu machen. Abgesehen davon, daß nach landläufiger Auffassung in einer allein auf Gottvertrauen gestützten Heirat ein gewisser Leichtsinn steckt, werden Sie unzweifelhaft die ideale Gesinnung und das Feingefühl zu schätzen wissen, das sich in der Ausschaltung aller kaufmännischen Interessen offenbart. Es erübrigt sich nach dem Gesagten wohl, zu erwähnen, daß es ein Irrwahn ist, sich vorzustellen, eine Frau, die dem Manne gleichberechtigt ist, könne etwa wie ein Stück Vieh verhandelt, verkauft oder gekauft werden.

Ich sehe Sie vor mir, meine Gnädige, wie Ihre Augen über diese Zeilen gleiten und Ihren Lippen triumphierend das Wort „Polygamie" entschlüpft! Merken Sie auf! Nicht nur dem Recht, vor allem auch der Sitte nach ist die Polygamie heute in der Türkei so gut wie ausgestorben. In früheren Jahrhunderten war die Erwerbung des Lebensunterhaltes ein Leichtes, zudem hatten die höheren Beamten, reichen Kaufleute und überhaupt die Angesehenen in den Städten, deren Leben sich vor aller Welt abspielte, ein Interesse daran, die Erlaubnis der Kirche für ihr Zusammenleben mit ihren Mätressen zu erwirken. Von der Warte des Historikers diesen Punkt betrachtend, werden wir weder etwas Schändliches noch Schädliches daran erblicken können. Ueberlegen wir, zu welchem Zweck die Polygamie eingeführt wurde. Die alte Unsitte der Araber, ungezählte Frauen zu haben, vermehrte die Not und das Elend im Lande, aber dem Propheten war es nicht leicht, die Vielweiberei ganz zu verbieten, dieses Uebel auszurotten, das seit Jahrhunderten in der Ueberlieferung und im Blut der Araber wurzelte. Deshalb begnügte sich Mohammed, wenigstens eine Grenze zu ziehen, indem er eine bestimmte Zahl festsetzte und auch an die Heirat mit nur vier Frauen zahlreiche Bedingungen knüpfte. Der Mann mußte fähig sein, in des Wortes vollster Bedeutung alle Bedürfnisse jeder seiner Frauen zu erfüllen, für jede ausreichend zu sorgen und ihr ein eigenes Heim zu geben, das von dem der anderen möglichst weit entfernt sein sollte. Natürlich ist diese Vorschrift dem Schicksal ungezählter anderer nicht entgangen und arg mißbraucht worden. Die Europäer aber, an Abwechslungen anderer Art gewöhnt, trugen Mißbrauch und Unsitte von Ohr zu Ohr, sie aufbauschend und entstellend.

Die türkische Jugend von heute, in der Erkenntnis, welches Kopfzerbrechen schon die Wahl einer Frau verursacht, mit welchen Schwierigkeiten die Gründung auch nur einer Familie verbunden ist, verabscheut nicht nur die Polygamie, sondern hält sie für eine jenseits aller Lebensmöglichkeiten liegende Einrichtung.

Liebe gnädige Frau, wir haben nun gemeinsam die türkischen Frauen und ihre Rechte ein wenig näher betrachtet, aber dieses Thema ist wie ein Bach, der unter hohen Gräsern durch eine Wiese fließt; um ihn von der Quelle bis zur Mündung übersehen zu können, muß man schon auf eine Anhöhe steigen. Um diese Höhe zu erklimmen, versuchen die türkischen Frauen, ihre Rechte noch klarer zu erkennen und sich Rechenschaft hierüber sowie über ihre Aufgaben zu geben. Erst vor wenigen Tagen erzählte mir der ehemalige türkische Gesandte in Schweden, der gerade aus Stockholm kam, daß die mohammedanischen Frauen in Kasan einen Kongreß einberufen haben, um von der provisorischen russischen Regierung die Erlassung eines Gesetzes über die Monogamie zu fordern. Dieser Ideenzug wird sich verbreiten und vertiefen. Auch die türkischen Frauen werden Gesetzeskraft für ihre Rechte erlangen und daran emporwachsen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die Tage der Erfüllung, die wir seit Jahrhunderten ersehnen, uns durch die Frau werden beschert werden.

Digitized by Google

FINTON.

Von Dr. Hachtmann.

„Finton" ist Abdul Hakk Hamids bedeutendstes Drama, und da Abdul Hakk Hamid der hervorragendste lebende Dichter der Türkei ist, so steht sozusagen dieses sein Werk an der Spitze der türkischen Dramenliteratur. „Finton" ist zwar schon 30 Jahre alt — es wurde 1887 in London vollendet — aber es ist erst kürzlich erschienen und aufgeführt, so daß es wie eine Neuheit wirkt. Nach Hamids Vorrede, die ich neulich an dieser Stelle mitteilte, könnte es so aussehen, als hätte der Dichter in diesem Drama nur eine Schilderung und Kritik des damaligen Englands im Auge gehabt. Das ist aber nicht der Fall. Wenn Hamid diesen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellt, schreibt er unter dem Einfluß der jetzigen Weltereignisse. In Wirklichkeit ist „Finton" ein Charakterdrama größten Stiles. Im Folgenden will ich versuchen, ein Bild dieses zwar formlosen, aber doch grandiosen Werkes zu geben. Es umfaßt auf 500 Seiten eine solche Fülle von Nebenhandlungen und Episoden, daß es nicht leicht ist, die Haupthandlung herauszuschälen.

Seinen Namen hat es von der Heldin, der Kanadierin Finton, einem dämonischen Weib von rasender Genußsucht und loderndem Ehrgeiz. Finton ist ihr Mädchenname. In London — wo die Handlung zum größten Teile spielt — erscheint sie unter dem Namen Mrs. Cross. Ihr Gatte besitzt ein Goldbergwerk in Australien und lebt dort, während die junge, hinreißend schöne Frau in London den Männern der Lebewelt mit ihrem feuerroten Kostüm die Augen und ihrer sinnlichen Glut die Herzen versengt. Mr. Cross ist ein Greis. Finton hat ihn nur geheiratet, um reich zu werden. Aber ihr Sinn steht nach Höherem noch: sie möchte Lady Dyck werden. Der junge Lord Dyck liegt in der Tat so völlig in ihrem Zauberbann, daß er bereit ist, sie zu seiner Gattin zu erheben. Die adelsstolze Mutter aber sträubt sich mit dem ganzen Starrsinn ihres Alters und Standes gegen diesen Gedanken. Er soll standesgemäß heiraten. Daran liegt ihr um so mehr, als nach der Meinung der alten Dame aus seinem Liebesverhältnis mit Finton ein Kind hervorgegangen ist, das durch des jungen Lord Heirat mit einer altadligen Lady nachträglich legitimiert werden soll. In Wirklichkeit stammt das Kind aber gar nicht von dem Lord, sondern von Fintons indischem Diener Dawaladschiro. Es ist eine vollständig blöde Mißgeburt entsetzlichster Art: es hat zwei Nasen, dafür aber nur ein Auge auf der Stirn; die unförmige Zunge hängt ihm geifernd aus dem mißgestalteten Munde. Offenbar hat hier der groteske Quasimodo aus Victor Hugos „Notre-Dame de Paris" als Vorbild gedient, wie denn Hamid überhaupt stark von dem französischen Dichter beeinflußt ist.

Trotz seiner fürchterlichen Häßlichkeit hängt aber die alte Lady Dyck an dem Scheusal: es ist doch immerhin ein Stammhalter. — vorausgesetzt, daß ihr Sohn sich zu einer standesgemäßen Heirat entschließt. Der junge Lord selbst weiß nicht recht, wie er sich verhalten soll. Da beschließt Finton, sowohl die alte Lady wie sich selbst zufriedenzustellen. Lord Dyck soll seine standesgemäße Gattin haben und trotzdem Finton heiraten. Erste Vorbedingung dafür ist, daß der alte Cross, Fintons Gatte, aus der Welt verschwindet. Das wird keiner so gut besorgen, wie Fintons Inder, der riesenhafte, gewalttätige Dawaladschiro. Dieser „Elefant", dieses „Krokodil" begehrt seine schöne, teuflische Herrin mit tierischer Brunst und blickt doch mit scheuer Verehrung, wie zu einer Göttin seiner Heimat, zu ihr auf. Es gelingt ihr, ihn zur Ermordung des alten Cross zu treiben. Sie verspricht ihm die Ehe für den Fall, daß er nach vollbrachter Tat glücklich heimkehrt — ohne natürlich im geringsten daran zu denken, dieses Versprechen zu halten. Dawaladschiro fährt ab. Finton ist überzeugt, daß sie über diesen Teil ihres Planes beruhigt sein kann. Schwieriger ist die andere Aufgabe: dem Lord Dyck eine altadlige Gattin zu verschaffen und doch selbst seine Frau zu werden. Das ist nur möglich, wenn die standesgemäße Gattin bald stirbt. Dann ist der angebliche Sohn Lord Dycks legitimiert, und die alte Lady wird nichts dagegen haben können, wenn der Lord als zweite Frau seine Geliebte heiratet. Wo aber eine Frau finden, die alten Adel und die Aussicht auf baldigen Tod in sich vereinigt? Es würde ja Finton nicht schwer fallen, auch sie durch Dawaladschiro beseitigen zu lassen, aber diesmal will sie es ohne Mord zustande bringen — oder vielmehr: Hamid will seiner Phantasie völlig ungehindert die Zügel schießen lassen. Läßt sich denn nicht eine Frau für Lord Dyck finden, die auf natürlichem Wege bald sterben muß? Doch: es muß eben eine Schwerkranke sein, am besten eine Schwindsüchtige im letzten Stadium. Es handelt sich also darum, eine altadlige Schwindsüchtige herbeizuschaffen. Da nun Finton daran gelegen sein muß, in der Ausführung ihres Planes ganz nach eigenem Ermessen zu verfahren, ohne durch die soziale Macht von Lord Dycks künftiger Gattin und deren Verwandtschaft gestört zu werden, so

Digitized by Google

beschließt sie, der alten Lady eine Adlige von ihren eigenen Gnaden zuzuführen. Mit Hilfe des Doktors Thomas, der Lady Dycks Hausarzt und zugleich Fintons Verehrer ist — das sind überhaupt alle Männer Londons, die sie kennen! — bringt sie den tollen Plan so zur Ausführung: sie sucht sich in einem Schwindsuchts-Krankenhaus eine arme Waise aus und behauptet auf Grund gefälschter Briefe, daß diese die Tochter einer französischen Marquise sei und Blanche de la Tour heiße. Lord Dyck geht widerstrebend auf Fintons Betrug ein: er hat dem dämonischen Weibe gegenüber keinen eigenen Willen. Finton läßt die arme Blanche von Dr. Thomas in einen todesähnlichen Schlaf versetzen. Im Krankenhause gilt sie als tot und wird begraben. In der Nacht darauf graben Dr. Thomas und Finton sie wieder aus, und sie beginnt nun unter Fintons Leitung ihr neues Leben als altadlige Französin. Dank ihrem natürlichen Adel gelingt es ihr auch vollkommen, die ihr aufgezwungene und zunächst widerwärtige Rolle zu spielen.

In Blanche ist dem Dichter eine Mädchengestalt von erlesener Süße gelungen. Die scheue Liebe des sonst so überlegen ironischen und selbstsicheren Dr. Thomas zu seiner Patientin ist mit köstlicher Zartheit und Reinheit geschildert. Hier war des Dichters Herz mit am Schaffen, während bei den anderen Gestalten vor allem die Phantasie am Werke war.

Finton stellt Blanche ihr eigenes, prunkvolles Londoner Haus zur Verfügung — angeblich gehörte es einst dem Marquis de la Tour. Die alte Lady Dyck läßt sich ohne weiteres hinters Licht führen, und die Hochzeit Lord Dycks und Blanches findet statt. Das junge Paar macht seine Hochzeitsreise nach Syrien. Ein Wunder geschieht: Blanche wird durch den Klimawechsel gesund! Als Lord Dycks blühende, ihn nunmehr herzlich liebende und von ihm ebenso herzlich geliebte Gattin kehrt sie nach England zurück.

Unterdessen hat Fintons riesenhafter Inder seinen Auftrag ausgeführt und den alten Cross ermordet. Als er auf der Heimreise von Australien nahe der syrischen Küste ist, erhebt sich ein furchtbarer Sturm. Auf einmal taucht mitten in den tobenden Wellen ein Boot auf. Eine riesige Woge schleudert es auf das Deck des Schiffes. Triefend, in engem, klatschenden, feuerrotem Kleid springt Finton aus den Trümmern des Bootes. Sie hat von der Genesung der Blanche gehört und war selbst nach Syrien geeilt, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Dort erkannte sie alsbald, daß Lord Dyck für sie verloren war; sie war sogar mit dem Revolver bedroht worden. In ihrer Wut erneuert sie nun dem Inder Dawaladschiro ihr einst nur zum Schein gegebenes Eheversprechen.

Die letzten Szenen spielen wieder in England. Finton ist wirklich des Inders Frau, der sie mit fürchterlicher Eifersucht augenrollend und zähnefletschend bewacht. Als sie eines Tages heimlich nach dem Landsitz des Lord und der Lady Dyck entweicht, angeblich, um nach dem Verbleib ihres Kindes zu forschen und es für sich zu fordern, kommt es nach ihrer Rückkehr zu einer wilden Eifersuchtsszene, in deren Verlauf sie den Dawaladschiro erschießt. Schon will sie triumphieren: da taucht vor ihren entsetzten Blicken ein Grabmal auf, wie vor Don Juan der steinerne Gast, und sie stürzt, trotzig bis zuletzt, entseelt zu Boden. Das Schicksal hat die Teufelin ereilt. Nichts von dem, was sie geplant, hat sie erreicht. Lord Dyck und Blanche sind ein glückliches Paar, und Finton ist in ihren Sünden dahingefahren!

Für unsere Auffassung ist dieser Stoff reich an Krassem und Groteskem. Mit dem Maßstabe der Logik aber darf man an Hamids Werk überhaupt nicht herangehen. Er ist viel zu heiß, um kühl erwägen zu können. Phantastische Großartigkeit jedoch ist vorhanden. Es offenbart sich in diesen übermenschlichen und unmenschlichen Gestalten eine unbändige Dichterkraft, — mag sie auch, rein formell angesehen, mit Recht verurteilt werden!

Derselbe Dichter, der solche ungeheuerlichen Gestalten aus der brodelnden Tiefe seiner Phantasie emporschleudert, erweist sich indessen zugleich als feiner und gescheidter Beobachter. Ausgezeichnet schildert er das flache, vergnügungssüchtige Treiben der Londoner Gesellschaft und hat auch einen scharfen Blick für das Elend der Londoner Armen. Wir erleben eine Gesellschaft bei Lady Dyck, einen Ball im „Junggesellen-Klub", ein Pferderennen; wir sehen Arbeitslose herumlungern und machen einen Heilsarmeeumzug mit. Unter den vielen Volksszenen ist besonders gelungen die Szene vor der Kirche während der Trauung Lord Dycks mit Blanche. Da fällt aus dem Munde von Bettlern und Trunkenbolden manch scharfes Wort gegen die Hartherzigkeit der oberen Zehntausend Englands. In einer ganzen Reihe äußerst lebendiger, filmartig schnell vorüberrollender Bilder führt uns so Hamid das Londoner Salon- und Straßenleben vor Augen. Dann aber erscheinen wieder Spukbilder wie der abgehauene Kopf des ermordeten Mr. Cross oder ein ungeborenes Kind, das den Anfang des nächsten Jahres verkörpert. Fintons Gewissensängste — sie ist doch nicht ganz Teufelin! — gewinnen in solchen unheimlichen Erscheinungen Gestalt. Eben diese Mischung realistischer und phantastischer Elemente verleiht dem Drama „Finton" einen starken Reiz, wenn sie auch seinen bühnentechnischen Wert herabsetzt. Es ist erstaunlich, daß man es in Konstantinopel überhaupt gewagt hat, dies Werk auf die

Digitized by Google

Bühne zu bringen. Nach des Bearbeiters Dschelal Nuri Urteil war der Erfolg nicht eben bedeutend. Nach anderen Berichten sollen manche Szenen sehr starken Eindruck gemacht haben, so eine Friedhofsszene, wo die Geister toter Mädchen ergreifende Gespräche über Diesseits und Jenseits führen. Wenn einer unserer modernen Theaterzauberer sich entschließen könnte, das Drama bühnenrecht zu machen, ließe sich vielleicht ein Erfolg erzielen. An großartigen Szenen fehlt es nicht. Ich erinnere nur an das Wiedersehen Fintons und Dawaladschiros im Tosen des Seesturms und die außerordentlich packende Schlußszene mit dem Tode Fintons.

Eins freilich würde den Bühnenerfolg des Hamidschen Dramas selbst unter Voraussetzung glücklicher Ueberwindung aller szenischen Schwierigkeiten fraglich machen: das ist der Stil. Hamid gehört noch zur alten Schule, die das Dichterische in der Häufung von gesuchten Vergleichen und Antithesen und in phantastischen Uebertreibungen sah. Das meiste — zumal in den Salonszenen — ist in Prosa geschrieben, bisweilen in einer ganz alltäglichen, meist aber in dichterisch gehobenen; daneben — und zwar nicht nur an Stellen gesteigerten Gefühls — finden wir Verse, oft von großer Schönheit, allerdings selten frei von Gesuchtheit. Der äußeren Form nach sind es Reimpaare mit sechzehn oder elf Silben.

Um einen Begriff von Hamids Stil zu geben, führe ich zum Schluß zwei Proben in eigener Uebersetzung an; eine Stelle aus Dawaladschiros Rolle und ein Monolog des Doktor Thomas. Als Finton den Inder zur Ermordung des alten Cross zu überreden sucht, ruft der Inder aus:

„Wollen Sie, daß ich die Wirbelstürme der Sahara aus ihrer Bahn lenke, daß ich die Pyramiden Aegyptens umstürze? Daß ich die Fluten des Niagara zum Stillstand bringe? Daß ich die Pfeiler des Tempels in Benares auf die Kuppel der Paulskirche stülpe? Daß ich auf des Kaukasus Bergen mit meiner Hand die Blitze lösche, daß ich den Suezkanal mit Leichen fülle und die Kriegs- und Handelsschiffe der Völker des Erdkreises zum Stilliegen zwinge? Daß ich den Ländern, die der Finsternis Antlitz nicht kennen, den im Sonnenglanze lebenden Menschen und Tieren düstere Nacht bringe? Daß ich in den Breiten, wo es nie Tag wird, inmitten der Eisbären, auf dem Gipfel der Eisfelder, wo die Blitze gefrieren, daß ich da hoch oben auf glasklaren Bergen in Glut für Sie entflamme? Wenn Sie es begehren, befehlen Sie nur: zu alledem bin ich bereit! Da sehen Sie, wie mein Leib vor den sintflutschaffenden Schwingen des Todesengels zittert und in der Luft Ihrer Gegenwart dahinschmilzt und vergeht. Ich gehe: auf Ihr Geheiß gehe ich an Orte, wohin die wilden Tiere und die Vögel, die Menschen und die Dämonen, der Gedanke und die Phantasie nicht dringen können. Aber ich schwöre es bei den tausendundein Göttern meines Landes: ich gehe nicht, um Ihnen Ihren Gatten zu nehmen und Ihnen den Geliebten zu geben!"

So geht es seitenlang weiter. Daß aber Hamid auch schlichte und tiefe Gefühle in edelklaren Worten zu gestalten versteht, beweist der Monolog des Doktor Thomas, der sich mit Schrecken bewußt wird, daß er die liebliche Blanche inniger liebt, als er darf:

„Von der Welt unzähl'gen Qualen
Fühl' ich Tag und Nacht erfüllt;
Wußte nichts von meinem Herzen,
Diese Reine hat's enthüllt.
Kann sich ein Geheimnis bergen
Vor dem Blick des Genius,
Der aus Gottes tiefstem Wesen
Seinen Ursprung nehmen muß?
Und wenn solch' ein Stern erschimmert,
Reißt der Vorhang jeder Nacht:
Angeborene Erleuchtung,
Dir weicht jede Wissensmacht!
Wo Du fehlest, leuchtet nimmer
Menschenwollens Angesicht!
Und die Stimme des Verstandes
Reicht an Deine Hoheit nicht.
Ach, wie viele Dinge sah ich
Mit dem Auge der Erfahrung,
Oft auch gab des Mitleids Träne
Meinem Wissen neue Nahrung.
Wieviel Berge stieg ich nicht,
Tiefer Weisheit heiß beflissen!
Jede Kenntnis ist ein Gipfel,
Und ein Abgrund jedes Wissen!
Wievie! Nächte ich durchwachte!
Nutzlos hab' ich mich geplagt!
„Einmal kommt der Tag", so sprach ich,
„Wo der Sinn der Welt Dir tagt!"
Aber alle meine Mühen
Uebertraf ein reiner Sinn:
Vor der Weisheit dieses Herzens
Sank mein ganzes Wissen hin!"

Wie schön sind hier der „Verstand der Verständigen" und die „Einfalt" des kindlichen Gemütes" einander gegenübergestellt! Solche schlichten Stellen sind freilich in „Finton" selten. Der Gesamteindruck bleibt der des genialisch Maßlosen. Sehr schön hat in der Dezember-Nummer 1916 der Konstantinopeler Zeitschrift „Türk-Iurdu" der junge, rasch berühmt gewordene Dichter Jussuf Zija in einem Aufsatz über „Finton" das Wesen dieses Dramas wie überhaupt der Kunst Abdul Hakk Hamids durch ein Bild ausgedrückt. Er vergleicht den Dichter mit einem gewaltigen Felsen, den Adler und Geier umkreisen, aus dessen Rissen Schlangen zischen und an dessen schroffen Klippenwänden Geister von vergangenen Tagen raunen. Ueber dem Felsen glühen die Sterne; er

Digitized by Google

selbst aber ist von Nebel und Dunkel umhüllt, und ringsum lauern gefährliche Abgründe. Jussuf Zija ist durchaus nicht blind für die Mängel von „Finton", aber, selbst ein Dichter, fühlt er doch die Macht, die von diesem gewaltsamen, aber auch gewaltigen Werke ausströmt.

SPRACHKENNTNISSE DER GESCHÄFTSREISENDEN.

Schon vor dem Kriege war es das Bestreben deutscher Ausfuhrhäuser, durch eigene Reisende den Balkan und die Levante zu bearbeiten, um so die Absatzmöglichkeiten zu erweitern, die Kundschaft besser kennen zu lernen und deren Wünsche nach Art, Verpackung, Lieferungsfrist usw. entgegenzunehmen. Geschäftsreisende, die zum ersten Male nach dem Balkan oder der Levante kommen, sind gewöhnlich sehr überrascht von der Erkenntnis, wie wenig sie allein durchzuführen vermögen. Meist besucht der Reisende die Kundschaft in Begleitung des Platzvertreters seines Hauses, wobei er durchaus auf dessen Mitwirkung angewiesen ist, da die Käufer vielfach nicht in der Lage sind, sich mit dem Reisenden zu verständigen. Irrig ist die Annahme, daß die Kenntnis der französischen Sprache — oder dessen, was man dafür hält — genüge, um auf dem Balkan und in der Levante mit der Kundschaft zu verkehren. Gewiß gibt es unter den Käufern, besonders bei den Großfirmen, Leute, die französisch und italienisch sprechen, aber diese Sprachkenntnisse sind in zahlreichen Fällen äußerst lückenhaft und gehen über die für den täglichen Gebrauch gemünzten Sätze nicht hinaus; für den geschäftlichen Verkehr genügen sie sehr selten. Am geläufigsten und sichersten verständigen sich die Kaufleute des Orients in der jeweiligen Landessprache, wozu bei den Juden noch das Spaniolische hinzutritt. Wenn also der europäische Reisende italienisch und französisch völlig beherrscht, so ist damit noch keineswegs die Gewähr für ein ersprießliches geschäftliches Gespräch gegeben, weshalb alle Konsulate und alle sonstigen Stellen, die sich in diesen verwickelten Verhältnissen zurechtfinden, die Inanspruchnahme des Platzvertreters stets auf das wärmste empfehlen.

Von den „kommerziellen Sprachen" der Levante, also türkisch, neugriechisch, spaniolisch, französisch und italienisch, müßte der europäische Reisende eine gute Portion innehaben, um irgendwie mit Aussicht auf Erfolg die ansässigen Käuferfirmen selbst bearbeiten zu können, obwohl die Kenntnis der Platzverhältnisse womöglich noch wichtiger ist, als die Kenntnis der Sprachen.

Immerhin sind Sprachkenntnisse für eine gedeihliche Arbeit nicht zu umgehen, und wenn jetzt von vielen Seiten angeregt wird, die türkische Sprache zu lernen, so verdient diese Bewegung auch in kommerzieller Hinsicht jede Unterstützung, nur sollte der Reisende auch auf genügende Kenntnisse der übrigen in Betracht kommenden Sprachen Gewicht legen.

Nicht zu leugnen ist, daß die französische Sprache und in zweiter Reihe die italienische, in kommerzieller Hinsicht auf dem Balkan und in der Levante bisher herrschend waren. In europäischen Kreisen konnte man mit französisch fast überall durchkommen, in den eingeborenen Kreisen bei vielen Personen und Firmen. Gute Kenntnisse im Französischen und Italienischen waren also bisher Anforderungen, denen sich der Orientreisende nicht entziehen konnte und durfte. Wie sich nach dem Kriege diese Verhältnisse darstellen werden, bleibt abzuwarten. Die deutsche Sprache hat jedenfalls bedeutende Fortschritte in den Orientländern gemacht, und die Vorgänge des Weltkrieges sind gewiß dazu angetan, ihre Ausbreitung wesentlich zu erleichtern, womit aber nicht gesagt ist, daß im kaufmännischen Verkehr deutsch bereits derart zum Durchbruch gelangt ist, daß die Kenntnis des Französischen, Italienischen oder des Türkischen zu umgehen wäre.

Geschäftsreisende, die sich auf dem Balkan oder in der Levante halbwegs mit Erfolg betätigen wollen, müssen die Landessprachen soweit beherrschen, daß sie dem Platzvertreter, der ihnen behilflich ist, auch ihrerseits behilflich sein können, denn dem Platzvertreter gehen technische Kenntnisse völlig ab, er ist über die Fabrikationsmethoden, Fabrikationsmöglichkeiten wie überhaupt über die technischen Seiten der Waren gänzlich im Dunkeln, so daß Eröffnungen, die er vom Geschäftsreisenden erhält, in der Unterhaltung mit der Kundschaft sehr wertvoll sind.

Was den Verkehr zwischen dem Geschäftsreisenden und dem Platzvertreter betrifft, so dient gewöhnlich eine europäische Sprache als Verständigungsmittel, und Levantevertreter, die auch deutsch verstehen, sind natürlich vorzuziehen. Leider aber sind die deutschen und österreichischen Firmen in der Levante lange nicht zahlreich genug, als daß sie alle heimatlichen Ausfuhrfirmen und Fabriken zu vertreten vermöchten. Es müssen daher auch Vertreter nichtdeutscher Herkunft, soweit sie von den Konsulaten und Auskunftsbüros empfohlen werden, in Anspruch genommen werden. Solche Empfehlung ist notwendig, denn doppelte Vorsicht, insbesondere nach dem Kriege, ist sehr am Platze.

E. L.

Digitized by Google

JIRMI SEKIS TSCHELEBI MEHMED EFFENDI.

Von Achmed Refik.

Im 12. Jahrhundert der Hidschra (18. Jahrhundert) begannen die Beziehungen zwischen Osmanen und Franzosen herzlichere Form anzunehmen, was einzig und allein darauf zurückzuführen war, daß die Türkei Frankreich als Werkzeug gegen das Haus Habsburg benötigte. Nachdem es jedoch dem Großwesier Damad Ibrahim Pascha gelungen war, mit Kaiser Karl VI. den Vertrag von Poscharewatz (1718) abzuschließen, widmete er seine Arbeitskraft vornehmlich der inneren Reform und dem Aufstieg der Türkei. Er arbeitete am Ausbau und an der Verschönerung der Städte, vernachlässigte aber darüber keineswegs den Verkehr mit den europäischen Botschaftern, unter denen sich der Gesandte Frankreichs, Herr du Bonnac, seiner besonderen Freundschaft erfreute. Dieser wußte in seinen Berichten an Ludwig XV. und das Auswärtige Amt in Paris die Fähigkeiten Ibrahim Paschas und seine vornehme, edle Art nicht genug zu loben, und in jeder Weise unterstützte er die Schaffung französischer Handelsinteressen in der Türkei.

Um diese Zeit wurde die Frage des Ausbaues der Kuppel der Grabeskirche in Jerusalem brennend. Katholiken und Orthodoxe machten sich gegenseitig die Zuständigkeit streitig, bis ein Kaiserlicher Ferman den Katholiken den Ausbau zusprach, und Ibrahim Pascha eine Kontrollkommission nach der heiligen Stadt schickte, die den Anteil der Katholiken, Griechen und Armenier an der Grabeskirche zu regeln hatte. Auch bei dieser Gelegenheit leistete der Großwesier den Franzosen durch seine Beihilfe außerordentlich wichtige Dienste, wie er überhaupt bestrebt war, der französischen Tätigkeit alle Wege zu ebnen. Auf seine Anregung beschloß Sultan Achmed III., einen Sondergesandten zu Ludwig XV. zu schicken. Die Wahl der Hohen Pforte, von den Botschaftern Oesterreichs und Venedigs mit größter Spannung verfolgt, fiel auf den Zeremonienmeister Kara Indschi, der sich indessen nicht der geringsten Berühmtheit erfreute. Ungesäumt wandte sich daraufhin der Marquis du Bonnac an Ibrahim Pascha und gab ihm zu verstehen, daß er selbst, falls der Sultan eine so mittelmäßige Persönlichkeit mit seiner Vertretung bei König Ludwig betrauen wolle, sich zwar jeglicher Einmischung enthalten müßte, jedoch andrerseits geneigt wäre, einem verdienstvollen Manne jegliche Erleichterung und Förderung angedeihen zu lassen. Ibrahim Pascha war klug genug, den Wink zu verstehen und unter den hervorragenden Staatsmännern den herauszufinden, auf den der Ausspruch des Historikers Raschdin paßte: „In der Unterhaltung aufmerksam und voller Listen, über die Christen wohlunterrichtet und in den heikelsten Angelegenheiten bewandert und gewandt." Der also Ausgezeichnete aber war der Jirmi sekis tschelebi Mehmed Effendi.

* * *

Mehmed Effendi hatte der 28. Kompagnie angehört, aus welcher Zeit sein Beiname „Jirmi sekis" (der Achtundzwanzigste) herrührte. Er war Janitscharen-Offizier und einer der drei Sekretäre gewesen, die den Friedensverhandlungen von Poscharewatz beigewohnt hatten. Seine bei diesen Unterhandlungen bewiesene staatsmännische Klugheit und männliche Würde hatten ihm das Wohlwollen des Großwesiers erworben. Sie rechtfertigten die Erwartung, daß er ein würdiger Vertreter der Türkei am Pariser Hofe sein werde. Auch Herr du Bonnac war von dieser Lösung höchst befriedigt. In einem Briefe an den Kardinal du Bouvois bat er diesen, Mehmed Effendi und seinem aus etwa 80 Personen bestehenden Gefolge alle erdenklichen Erleichterungen zu gewähren.

Sechsundvierzig Tage nach seiner Abfahrt von Konstantinopel erreichte Mehmed Effendi Toulon, wo er von allen Seiten auf das wärmste begrüßt wurde, während die Hafenfestungen Salut feuerten. Da jedoch in Marseille unglücklicherweise gerade die Cholera herrschte, mußte Mehmed Effendi dort eine bestimmte Zeit in Quarantäne draußen auf der Reede liegen, bis eine vergoldete Barke ihn an Land holte. Am folgenden Tage schiffte er sich bei günstigem Wind wieder ein und segelte nach Cette, wo ihm die gesamte Bevölkerung einen freudigen Empfang bereitete. In Toulouse hatten sich von nah und fern, aus den kleinsten Nestern die Leute aufgemacht, den türkischen Gesandten zu bestaunen. Er selber reiste mit offenen Augen und zollte vor allem dem Kanalsystem seine größte Bewunderung. In Bordeaux machte er einen Spaziergang durch die ganze Stadt und war in heller Begeisterung über die gefüllten Tulpen. Von Blois an setzte er dann seine Reise nach Paris zu Lande fort, hierbei Orleans berührend, die Schlösser des Königs besichtigend und die in den Parkanlagen frei herumstreifenden Hirsche mit Entzücken betrachtend. In der Woche, die er in der Umgebung von Paris verlebte, strömte das Volk in Scharen herbei, ihn zu sehen, sein Einzug in die Hauptstadt aber gestaltete sich zu einem wahrhaft großen Ereignis. In der goldenen Galakutsche

Digitized by Google

König Ludwigs fuhr er, begleitet von mehr als hundert Wagen, durch die Straßen von Paris. Seinen Vortrab bildeten französische Reiter, hinter ihm folgten die jungen Sklaven, die Gewehre geschultert, Pelze über dem Rücken. Die Geistlichkeit und die Zeremonienmeister schlossen sich an. Tag und Nacht belagerten elegante, schöne Frauen sein Haus, einen Blick auf sein Gesicht zu werfen oder zu beobachten, wie er aß.

Auch die Regierung erwies ihm ganz außerordentliche Ehren. Zu seinem Begleiter bestimmte sie sogar einen Marschall. Am Tage seines Empfanges beim König bestieg Mehmed Effendi im Luchspelz seinen prunkvoll gezäumten Hengst und ritt mit seinem Sekretär zum Schlosse, während auf beiden Seiten der Straßen Militär Spalier bildete.

Im großen Saal der Tuilerien waren um den jugendlichen König die vornehmsten Damen des Hofes versammelt, strahlend im Schmuck ihrer Diamanten und Perlen. Sich tief verneigend, die Hand auf die Brust legend und sie dann an die Stirn führend, trat Mehmed Effendi in tiefster Ehrfurcht auf den Herrscher zu, überreichte erst das Handschreiben des Sultan Achmed III. und dann das des „mächtigen, erlauchten und hochgeborenen Großwesiers Damad Ibrahim Pascha" und sprach: „Um das seit altersher zwischen unseren beiden Ländern bestehende enge Band der Freundschaft zu bekräftigen und Seiner Majestät dem französischen Padischah die Liebe, Freundschaft, Achtung und Verehrung unseres Landes kund und zu wissen zu tun, bin ich hierher entsandt worden."

Im Namen des Königs erwiderte hierauf sein Erzieher, Marschall de Villeroi, daß das gnädige Handschreiben des erhabenen Herrschers des osmanischen Reiches dem Könige zur besonderen Freude gereiche.

Am folgenden Tage ward Mehmed Effendi eine Privataudienz beim König zu teil.

In seinem Testament hatte Ludwig XIV. den Herzog de Villeroi, der sich infolge seiner Gewandtheit beim Tanzen, seiner Herzensreinheit, Tugendhaftigkeit und Pflichttreue das königliche Wohlwollen erworben hatte, zum Erzieher seines Urenkels bestellt. Schon zu seinen Lebzeiten hatte er den Herzog, obgleich dieser an keinem Kriege teilgenommen, zum Marschall erhoben und mit dieser hochwichtigen Aufgabe betraut, trotzdem er wußte, daß der Pariser Klatsch sich nicht zu Unrecht mit de Villerois Unfähigkeit und Bedeutungslosigkeit beschäftigte. In der Tat erwies sich der Marschall als gänzlich ungeeignet zur Erziehung des jungen Fürsten. Anstatt den Schüler über seine Pflichten dem Volke gegenüber aufzuklären, prägte er ihm ein, daß die Rechte des Königtums unendlich und unbegrenzt wären, und zog die Auffassng in ihm groß, daß er ein von allen anderen unterschiedliches Wesen sei. Als einst zum Fest des Heiligen Ludwig zahllose Menschen sich vor den Tuilerien versammelten, flüsterte Villeroi dem jungen Zögling ins Ohr: „Sire, sehen Sie diese Menschen! Sie alle sind Ihre Sklaven! Sie aber sind ihr Richter und Gebieter!"

Der Einfluß des Marschalls auf den jugendlichen König war so hervorstechend, daß er sogar Mehmed Effendis Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Mehmed Effendi brachte eine Fülle kostbarer Geschenke mit, deren schönstes ein feuriger Hengst war. Der Sattel aus weißer Seide war kunstvoll gestickt, die Steigbügel aus Silber gearbeitet. Weiter befanden sich unter den Gaben ein Köcher mit vielen Pfeilen, 9 Ballen griechischen und 3 Stück indischen Stoffes, ein langer Pelz und 9 Flaschen Wundsalben. Als Mehmed Effendi den Marschall de Villeroi besuchen kam, war der König noch nicht aufgestanden, da er jedoch im selben Zimmer mit seinem Erzieher schlief, so blickte er, während sich der Marschall mit dem türkischen Gesandten unterhielt, neugierig hinter den Vorhängen seines Bettes hervor.

Was der Pariser Hof an Vergnügungen kannte, wurde Mehmed Effendi geboten. Er erhielt Einladungen zur Jagd, wohnte Paraden bei, wurde durch das Hotel des Invalides und die interessantesten Kirchen geführt.

Von einer Begegnung mit dem König in den Gärten von Versailles gibt Mehmed Effendi selbst folgende Schilderung: „Der Marschall-Hofmeister fragte mich, ob ich nicht erstaunt über des Königs Schönheit sei? „Gott erhalte sie ihm", rief ich. Dann machte er mich darauf aufmerksam, daß Ludwig erst elf Jahre und 4 Monate alt sei und keine Perücke trage. Bei diesen Worten faßte er ihn um die Schultern und drehte ihn zu mir herum. Ich bewunderte seine Locken und streichelte sie. Nun sollte er seinen Gang zeigen; der König schritt langsam bis zum Schloß und kehrte wieder zurück. Dann seine Schnelligkeit; er rannte davon und kam aufs neue zu uns zurück. „Gefällt er Ihnen?" fragte de Villeroi. „Der Allmächtige beschütze ihn!" war meine Antwort."

Am gleichen Tage noch mußte Mehmed Effendi des Königs Gemächer besichtigen und seine Edelsteine bewundern. Die königliche Juwelensammlung war berühmt. Als der Marschall dem osmanischen Gesandten diese Schätze zeigte, wandte er sich plötzlich mit der Frage an den König, wem diese Edelsteine gehörten? „Wem sollten sie gehören?" entgegnete Ludwig, „mir". Doch der andere, um sich vor Mehmed Effendi mit der Ueberlegenheit seiner Stellung zu brüsten, verbesserte: „Nein, sie gehören nicht Dir, sondern sind Eigentum der Krone".

Mehmed Effendis weitere Besuche galten Saint Cloud, Moudon, Trianon, wo ihm das melodische Rauschen der Springbrunnen, die hohen, schatten-

Digitized by Google

spendenden Bäume und die künstlich angelegten Dörfer in großes Entzücken versetzten. In Marly schufen die smaragdgrünen Bäume ein leuchtendes Gewölbe, und Kunst und Natur flossen zu einem wundervoll einheitlichen Bilde zusammen. Waren aber Mehmed Effendis Augen auch trunken von der überwältigenden Schönheit, so befestigte sich in seinem Herzen doch die Ueberzeugung, daß diese Erdenwelt für die Gläubigen eine Hölle und für die Ungläubigen ein Paradies ist, wie der erhabene Koranspruch lautet.

Er besuchte den Zoologischen und den Botanischen Garten, die medizinische Fakultät und die Bildergalerien und legte großes Interesse für die Spiegelfabrikation und besonders auch für die Sternwarte an den Tag. Dort betrachtete er den Mond durch das große Fernrohr und berichtete darüber, daß er wie ein durchgeschnittener Brotlaib ausgesehen habe.

Dieser Besuch des osmanischen Gesandten hinterließ im Frankreich des 18. Jahrhunderts einen nachhaltigen Eindruck. In allen Schlössern finden sich Erinnerungen daran. Allerorten begann man sich lebhaft für die Türkei zu interessieren. Viel trugen dazu die farbenüppigen Schilderungen orientalischen Frauenlebens bei, die von den Gattinnen und Verwandten der französischen Staatsmänner in Konstantinopel herrührten. Daheim ahmten sie dann die Einrichtungen türkischer Paläste nach, und es wurde modern, bei Hofe in orientalischen Trachten zu erscheinen.

Mehmed Effendi hingegen, dessen Klugheit, Kunstliebe und empfänglicher Sinn unermüdlich gepriesen wurden, brachte die Früchte seiner Pariser Reise mit nach Konstantinopel, wo sein Sohn, Said Effendi, der an seiner Reise teilgenommen hatte, bald nach der Rückkehr die erste Druckerei gründete. Die mitgebrachten Geschenke erregten Aufsehen. Dem Gesandten hatte der König eine brillantbesetzte Gürtelschnalle, kostbare Teppiche, eine Wanduhr und einige Spiegel im Werte von zusammen 53 670 Fr. verehrt. Die Geschenke für Said kosteten 2900 Fr., die für den ersten Hofmarschall 1500 Fr. In Frankreich aber hatte Mehmed Effendis Gewandtheit im Verkehr mit Damen einen sehr günstigen Eindruck auch in der Frauenwelt gemacht, ein Eindruck, der durch das lobende Urteil der Herzogin von Orleans noch bedeutend vertieft wurde. Entgegen dem zu jener Zeit in der Türkei herrschenden Fanatismus erwies sich Mehmed Effendi als völlig freidenkend; er ließ sich bei verschiedenen Malern porträtieren und eine Medaille von sich anfertigen.

Auch in der Literatur hinterließ dieser Besuch seine Spuren, Bücher über türkische Geschichte, Kultur und Literatur schossen wie Pilze aus dem Boden, Zeitschriften, wie der „Mercure de France", brachten Aufsätze über den Orient und die neuen Freunde. Wie einst Montesquieu angebliche Gesandtenbriefe über Persien veröffentlicht hatte, so erschienen jetzt ähnliche Werke über die Türkei. Türken waren die Helden der Romane, die sich um das Schicksal junger Sklavinnen und Odalisken und um eifersüchtige Eunuchen woben.

Mehmed Effendi war nun aber nicht nur nach Paris entsandt worden, um König Ludwig in Angelegenheit des Umbaues der Grabeskirche von Jerusalem einige Höflichkeiten zu sagen, vielmehr verband der Großwesir Ibrahim Pascha hochpolitische Ziele mit dieser Gesandtschaft: er erstrebte einen Offensiv- und Defensivvertrag mit Frankreich und Spanien, um mit diesen vereint gegen Oesterreich zu marschieren. Frankreich dagegen wollte nur die alten Verträge erneuern, um die eigenen Handelsinteressen zu fördern und für den französischen Kaufmann möglichst große Vorteile zu erzielen. So fand Mehmed Effendi auf diesem Gebiete wenig Entgegenkommen und war außerstande die Hoffnungen des Großwesirs zu verwirklichen. Um sich für die ihm zu teil gewordene Absage zu rächen, berichtete er nach Konstantinopel, daß der Marquis du Bonnac und der Kardinal de Bouvois sich miteinander verfeindet hätten. Ungeachtet dieses Mißerfolges fuhr Ibrahim Pascha in seinen Bemühungen fort, in Europa einen Bundesgenossen gegen das Haus Habsburg zu finden. Er setzte es trotz des ablehnenden Verhaltens des französischen Botschafters du Bonnac durch, daß im Jahre 1722 der Dragoman der Botschaft, Herr Le Nouvoir, nach Paris geschickt wurde, um das Angebot zu erneuern, das Mehmed Effendi abgeschlagen worden war. Um den wahren Grund dieser Reise vor den wachsamen Augen Europas zu verschleiern, ging Herr Le Nouvoir unter dem Vorwande nach Paris, für Ibrahim Pascha manche Dinge einzukaufen, die ihm durch den Bericht Mehmed Effendis aufgefallen waren. So bestellte der Großwesir Augengläser, ein Fernrohr, ein Mikroskop, Spiegel, Kleiderschränke, Gobelins, einen Wachsschädel für die Anatomie, rote, weiße und gelbe Papageien, gefüllte holländische Tulpen, Tuche, tausend Flaschen Sekt und fünfhundert Flaschen Burgunder. Auch wünschte er genaue Pläne der französischen Gartenbaukunst, der er besonders lebhaftes Interesse entgegenbrachte und nach deren Muster er in Konstantinopel die Gärten einiger Landhäuser anlegen lassen wollte. Diese Bestellungen erledigte Herr Le Nouvoir ganz ausgezeichnet, in seinem Geheimauftrag jedoch vermochte er nicht das geringste zu erreichen. Immerhin benutzte Ibrahim Pascha, trotz des Scheiterns seiner politischen Pläne, die von Mehmed Effendi in Frankreich gesammelten Erfahrungen und Eindrücke um das Leben in Konstantinopel auszubauen und zu erneuern.

Bearbeitet und übersetzt von Habib Edib Bey.

Digitized by Google

ZUR WELTLAGE.

Von Rudolf Rotheit.

Am liebsten hätten die russischen Panslawisten, Nationalisten, Imperialisten seinerzeit den Minister des Auswärtigen, Herrn Sasonow, erschlagen, als ihm unversehens in einer Rede vor der Duma die Aeußerung entfuhr: „Dem Bauer von Kasan ist es ganz gleichgültig, wem Skutari gehört!" Herr Sasonow hatte die Wahrheit gesagt, aber eine Wahrheit, die den Ohren russischer Chauvinisten wie ein Verbrechen klang. Es war die Zeit, als im letzten Balkankriege Skutari von Montenegrinern und Serben belagert wurde und Oesterreich-Ungarn unter vernehmlichem Säbelgeklirr erklärt hatte, es werde unter keinen Umständen dulden, daß die Stadt in montenegrinischem Besitz übergehe, eine Drohung, die bewirkte, daß die durch Herrn Sasonow vertretene offizielle russische Politik in diesem Punkte den Rückzug antrat.

Die Empörung der Zuhörer des Herrn Sasonow und ihrer Hetzpresse war ein Ausfluß der von panslawistischen Politikern und Literaten seit zwei Menschenaltern genährten Einbildung, daß nichts auf dem Balkan geschehen dürfe, ohne daß Rußland dabei seine Hand entscheidend im Spiele hätte; namentlich habe sich Rußland, als slawische Vormacht, jedwedem Schritte der Habsburgischen Monarchie auf dem Balkan zu widersetzen. Sich selbst redete man das ein und wollte auch die Außenwelt glauben machen, daß ganz Rußland bis auf den letzten Mann hinter dieser Politik steht. Die unmutige Aeußerung Sasonows, womit er sich seiner Quälgeister zu entledigen suchte, riß plötzlich ein Loch in dieses Lügengewebe, und das war es, was man ihm so sehr verübelte.

In neuester Zeit sahen wir einen russischen Minister aufmarschieren, der sich, auf imperialistischen Bahnen wandelnd, in bezug auf Konstantinopel hochtönend auf ganz Rußland berief. War es Wahrheit oder Täuschung, als der seitdem in die Versenkung verschwundene Herr Trepow am 2. Dezember vorigen Jahres die Worte sprach: „Der Schlüssel zum Bosporus und zu den Dardanellen, der Schild des Oleg (eines sagenhaften russischen Kriegshelden) über dem Tor von Konstantinopel, das sind die jahrhundertealten Träume, die dem russischen Volke zu allen Zeiten seines Bestehens vertraut waren." Allgemeine jubelnde Zustimmung der Duma begleitete diese Behauptung, und die Abgeordneten gleichwie die russische Presse schwammen in Wonne, die noch erhöht wurde durch die Offenbarung Trepows, daß Rußland von seinen Verbündeten kraft Vertrages das Anrecht auf den Besitz Konstantinopels erhalten habe.

Wie aber steht es mit dem Bauer von Kasan? Getrost darf man annehmen, daß unter den 176 Millionen Staatsangehörigen Rußlands der sehr hohe analphabetische Prozentsatz überhaupt nicht weiß, was er mit dem Begriff Konstantinopel anfangen soll und welche Bewandtnis es damit hat. Gleichwie das sogenannte Testament Peters des Großen, das den Besitz Konstantinopels der russischen Politik als unumgängliches Ziel gewiesen haben soll, niemals existiert hat, so war jene „jahrhundertalte Sehnsucht des russischen Volkes nach Konstantinopel", womit Herr Trepow seinen Zuhörern aufwartete, nur eine für den politischen Hausgebrauch hergerichtete hohle Atrappe, ein auf Täuschung der Außenwelt berechnetes Pontemkinsches Gebilde.

Während des russisch-japanischen Krieges fand man für die russischen Niederlagen die beschönigende Entschuldigung, das russische Volk sei mit seiner Seele nicht bei den kämpfenden Truppen, es kümmere sich nicht darum, was im fernen Osten vorgeht, wo der Krieg doch nur von hochgestellten russischen Spekulanten aus eigensüchtigen Gründen verursacht worden sei. Und man erklärte damals in Rußland, das Herz des russischen Volkes schlage für den Balkan und man werde schon sehen, wie begeistert es sich in den Kampf stürzen werde, wenn es wieder durch eine Balkanfrage in seinen Tiefen aufgerüttelt werden sollte.

Die Probe auf das Exempel liegt vor. Um Serbiens willen entstand der Krieg und um Konstantinopel wird er nach übereinstimmender Aussage der russischen Staatsmänner, die einander in diesen drei Jahren gefolgt sind, von russischer Seite geführt. Aber der Bauer von Kasan schlägt Trepows und Miljukows und der anderen russischen Imperialisten „jahrhundertealten Träume" tot. In dem Augenblick, wo wirklich das russische Volk zu Wort gelangte, war der russische Schlüssel zu den Meerengen, war Olegs Schild über dem Tor von Konstantinopel, war das russische Doppelkreuz über der Hagia Sophia abgetan. Ein jahrhundertelanger Betrug war enthüllt und erledigt. Der erste Schrei des Volkes, nachdem es Atem geschöpft und sich auswärtigen Fragen zugewandt hatte, galt der Beseitigung einer politischen Irrlehre, die als Volksdogma ausgegeben worden war, ohne es gewesen zu sein.

Digitized by Google

Das Wort vom „Bauer von Kasan" hat indessen noch einen zweiten Sinn, an den Herr Sasonow, als er es prägte, wahrlich nicht gedacht hat. Er hatte damals natürlich nur den stockrussischen Landbewohner im Auge. Doch gerade Kasan ist keineswegs stockrussisch, ganz im Gegenteil; Kasan ist einer der wichtigsten Mittelpunkte des Mohammedanismus in Rußland und die Mohammedaner Rußlands gehörten zu den Ersten, die gegen die imperialistischen, auf Eroberung der Dardanellen gerichteten Kriegsziele sehr entschieden Stellung nahmen. Innerhalb der Garnison von Kasan schlossen sich zunächst die mohammedanischen Soldaten zu einem mohammedanischen Militärkomitee zusammen, und auf dem jüngsten Kongreß der Miljukow-Partei, die ihren konstitutionell-demokratischen Namen in den Namen „Partei der Volksfreiheit" umgewandelt hat, kündigten die Mohammedaner den Herren Miljukow und Genossen glattweg die Gefolgschaft. Desgleichen wandte sich das Moskauer mohammedanische Volkskomitee gegen die Miljukow'schen Kriegsziele mit einer Kundgebung, worin erklärt wurde, daß die Mohammedaner Rußlands fortan nur mit den Parteien zusammengehen, denen die Interessen aller Völker ohne Unterschied der Rasse, Religion und Nationalität gleich heilig sind. So gehen der Stockrusse von Kasan, an den Herr Sasonow dachte, und der Mohammedaner von Kasan, an den er nicht dachte, miteinander parallel.

Dieselben Leute, die sich mit der im Frieden niemals bestrittenen freien Handelsdurchfahrt durch die Meerengen nicht begnügten, sondern auf die Eroberung der Meerengen ausgingen, setzten ihren Namen unter einen Vertrag, der Oesterreich des Triester Hafens zugunsten der Italiener berauben sollte. Eine böswilligere Ungereimtheit ist kaum denkbar. Triest ist Oesterreichs einziger Welthafen. Während also Rußland im Kriege gegen die Türkei die souveräne Beherrschung des Ausganges zum Mittelmeer anstrebte, erklärte es seine Zustimmung zu dem Plane, das ganze große österreichische Hinterland vom Weltverkehr zur See einfach abzuschließen. Dieser Widerspruch wird noch krasser, wenn man bedenkt, welchen Lärm Rußland, England und Frankreich während der bosnischen Annexionskrise machten, um dem kleinen Serbien einen Zugang zum Meere zu verschaffen. Bewußt oder unbewußt spüren jene Volksmänner, die in Rußland heute die ausschlaggebende Stimme haben, die Sonderbarkeit solcher Abmachungen. Daß sie sich für die Triester Eroberungsgelüste der Italiener einsetzen sollen, während sie selbst auf Konstantinopel verzichten, will ihnen nicht einleuchten.

Aber diese neue Richtung, die bei dem Verzicht auf Konstantinopel einsetzt, geht noch weiter. Sie bestreitet, daß es russische Pflicht ist, den Franzosen zur Wiedererlangung Elsaß-Lothringens zu verhelfen. Das im Befehlshabertone ausgestoßene, demütigende Wort eines führenden französischen Blattes: „Ihr seid von uns bezahlt, damit Ihr uns Elsaß-Lothringen erkämpft!" lassen sie in Gemütsruhe von sich abprallen. Nein, für fremde Eroberungsziele wollen die Russen ihr Blut nicht mehr vergießen. Auch für englische nicht. Geheimverträge werden nicht mehr anerkannt, und das auf Deutschlands Zertrümmerung gerichtete Programm, das die Entente in ihrer Antwort an Wilson aufgestellt hat, wird von den Russen zu den Akten gelegt. Damit erhält auch Herr Wilson, der jenem Programm seine Zustimmung erteilt hat, eine empfindliche Absage.

Die Weltlage hat sich sehr geändert, seit das russische Volk sein Schicksal in die eigene Hand genommen hat. Was aus Rußland wird, kann kein Sterblicher voraussagen. Sicher ist nur, daß die Wellen, die von der russischen Revolution ausgehen, nicht über den Vierbundmächten, sondern über den Verbündeten Rußlands zusammenzuschlagen drohen. Bei ihnen, nicht bei uns, blickt man nach Rettung von der Gefahr des Unterganges aus.

Digitized by Google

DER ISLAM UND DAS DEUTSCHE REICH.

Von Schekib Arslan,
Abgeordnetem des türkischen Parlaments für den Hauran.

Ohne innere Gründe gemeinsamen Interesses kann zwischen zwei Völkern eine Freundschaft nicht bestehen. Die Geschichte zeigt dies an vielen Beispielen. In unserer Zeit bewährt sich dieser Grundsatz hauptsächlich in der festen Verbindung des Islams mit dem Deutschen Reiche. Zahlreich sind die Gründe dafür. Zunächst gehen Deutschland und Oesterreich gleichwie heute auch die Muslimen nicht darauf aus, andere Völker zu unterjochen und ihrer Länder zu berauben. Nur auf ihre Selbsterhaltung, auf Sicherung des freien Daseins kommt es ihnen an. Die Engländer dagegen suchen seit der Besetzung Aegyptens die Fundamente des Osmanischen Reiches zu untergraben und das Band, das alle Muslimen verbindet, zu lockern, um die ihnen untertanen muslimischen Elemente in Unmündigkeit zu erhalten. Seit dreißig Jahren konnte die Türkei nichts unternehmen, ohne daß die Regierung Großbritanniens sich ränkevoll einmischte. Trotz zahlreicher Versprechungen baldigen Abzugs behielt England nicht nur Aegypten, sondern besetzte dazu noch den Sudan, die Somaliküste und Sansibar und breitete seine Schwingen über mindestens ein Drittel von Jemen, über Oman, Bahrein, Kuweit, Südpersien und Belutschistan aus, ganz abgesehen von Indien mit seinen 70 Millionen Muslims. Seit mehr als zehn Jahren beobachtete dieselbe Regierung mit Unruhe den fortschreitenden Gewerbefleiß des deutschen Volkes, die Vergrößerung seiner Flotte und seinen wachsenden Wettbewerb auf den Welthandelsmärkten. Auf Gelegenheit spähend, Deutschland zu schädigen oder, wenn möglich, ganz zu vernichten, schloß sich England eng an Frankreich an und lehnte sich desgleichen an seinen Erbfeind Rußland an, um durch Rußland außer Deutschland auch den Islam niederzuschlagen. Um diesen Preis lieferte England den Russen Nordpersien und den Osten Kleinasiens aus und sagte ihm schließlich durch Vertrag sogar Konstantinopel zu. Welch gewaltiger Haß gegen Deutschland und den Islam war es, der diesen schweren Weltkrieg erzeugte! Ohne englischem Lockruf hätte Rußland nie gewagt, loszuschlagen, ebensowenig wie Frankreich, Italien, Belgien, Portugal, Rumänien, Japan und Amerika. England allein hat dies alles verschuldet. England hat dies Blutvergießen und die Zerstörung auf der ganzen Welt bewirkt, wie es auch Schuld trägt an der Verlängerung des Krieges und wie es das Haupthindernis ist am Zustandekommen des Friedens. So liegt in den Ränken und Gelüsten Englands einer der Hauptgründe der Freundschaft zwischen dem Islam und dem Deutschen Reiche.

Se. Kaiserl. Hoheit Prinz Ziaeddin und Se. Excellenz Zekki Pascha bei Besichtigung von Fliegerbomben.

Mit weitem Blick sah der Deutsche Kaiser diese Entwicklung voraus. Er wußte, daß wie für das Deutsche Reich so auch für den Islam die Schick-

Digitized by Google

salsstunde schlagen werde. Deshalb unternahm er seine berühmten Reisen nach Konstantinopel und Syrien, deshalb knüpfte er feste Bande zwischen den beiden Reichen. Bei der Umwälzung in der Türkei versuchten die Engländer und Franzosen, die Freunde zu trennen, indem sie vorgaben, daß sie die wahren Freunde der Jungtürken seien, während der Kaiser bloß mit dem früheren Sultan befreundet gewesen sei. Einige der neuen Männer ließen sich anfangs in der Tat betören, doch nach näherer Einsicht erkannten auch sie, daß England derselbe Feind des Islams geblieben war wie vorher und daß es seine Machenschaften gegen den Islam fortsetzte, während Deutschland treu zum Islam hielt, niemals etwas gegen sein Wohl unternahm und nirgends sein Besitztum schädigte wie Engländer, Franzosen und Russen es taten. Frankreich seinerseits bemächtigte sich Algeriens, Tunesiens und Marokkos und blickt seit langem verlangend auf Syrien. Es gab den Engländern in Aegypten und den Italienern in Tripolis freie Hand. Wie kann ein Volk, das vierzig Millionen Muslims in Nordafrika tyrannisiert, ein Freund des Islams und des Osmanischen Reiches sein? Wie kann Frankreich selbst glauben, was seine Abgesandter dem Scherif Hussein in Mekka sagte, daß es der Wohltäter des Islams sei? Seine Wohltaten bestehen in der Aneignung zahlreicher Gebiete, in der Beschlagnahme von Hab und Gut der Muslims, die es zur Schlachtbank des männermordenden Krieges schleppt und zum Abfall von ihrer Religion zwingt. Das alles weiß der Scherif Hussein ebensogut wie wir, aber er heuchelt, wie sie ihm gegenüber heucheln; er bekundet ihnen Freundschaft, die er nicht im Herzen hegt, in der Hoffnung, daß sie ihm gegen die Türkei beistehen. Engländer und Franzosen ihrerseits benützen die Unabhängigkeitsgelüste des Scherifs Hussein von Mekka zur Schwächung sowohl der Türken als auch der Araber. Wohl wissen sie, daß die Araber sie tief hassen, aber diese arabische Bewegung kommt ihnen gelegen, da sie hoffen, die Türkei dadurch zu zwingen, daß sie einen Teil ihres Heeres zur Bekämpfung der Araber abzweigt, was sie selbst entlasten würde.

Während die Araber von Mekka leider den schweren Fehler begangen haben, sich mit den Engländern und Franzosen einzulassen, hat die verhältnismäßig kleine Gruppe der Senussis im Verein mit dem Osmanischen Reiche den Kampf gegen die Italiener im Norden, gegen die Engländer im Osten und die Franzosen im Westen aufgenommen.

Klar ist ersichtlich, daß der Islam Freund dessen sein muß, der ein Feind jener Schädlinge des Islams ist, und welcher Feind Englands und Frankreichs in unserer Zeit ist zu Lande und zu Wasser kraftvoller als das Deutsche Reich? Deshalb müssen die Muslims an dem Bunde mit den Deutschen festhalten und ihnen tätige Hilfe leisten, wie sie von ihnen solche erhalten. Wechselseitig müssen sie Nutzen ziehen aus der Feindschaft gegen ihre verbündeten Widersacher.

Italien, dessen Treubruch nicht allein durch das Verlangen nach Tirol und Triest veranlaßt war, sondern auch durch den Wunsch, den tripolitanischen Raub zu behalten, schloß sich den Feinden auch deshalb an, weil es befürchtete, durch einen Sieg der Mittelmächte um seine tripolitanische Beute zu kommen, und so wurde es von neuem ein Feind des Islams.

Nicht zu leugnen ist freilich, daß die große islamische Welt nicht in vollem Umfange den gehegten Erwartungen entsprochen hat, doch haben sich die Senussi in Barka, die Tripolitanier, der Stamm Maclainain in Sus, die Stämme in Südtunis und Algerien gegen die gemeinsamen Feinde um die Türkei geschart. Die anderen Islamvölker waren durch Unterdrückung, Entwaffnung usw. bedauerlicher Weise verhindert, ihre Pflicht zu tun, sie wurden sogar massenweise gezwungen, als Kanonenfutter gegen unsere Freunde ins Feld zu ziehen, wobei sie ihren Unterdrückern, auch wenn sie fielen, Nutzen brachten, da sie von ihnen im Grunde doch als Feinde betrachtet wurden. Ich zweifle nicht daran, daß die so zum Waffendienst Gepreßten im Grunde ihres Herzens die lieben, gegen die sie kämpfen müssen, und daß sie den Tag herbeisehnen, wo es ihnen vergönnt wäre, Schulter an Schulter mit den Deutschen und Türken gegen jeden Feind zu streiten, der sich gegen diese beiden erhebt. Mögen Engländer und Franzosen nur immer versuchen, die Flamme der Liebe, die in der Brust der Muslims zu den Deutschen lodert, auszulöschen, es wird ihnen nicht gelingen, solange sie ihr Unterdrückungssystem in den Islamländern treiben, und auch wenn sie von dort verjagt sein werden, wird die Flamme herzlicher Freundschaft und Treue zu dem mächtigen Deutschen Reiche nicht vergehen.

Digitized by Google

PERSISCHE AUSBLICKE.

Professor Theodor Jäger, der Persien aus eigener Anschauung kennt, hat 1916 im Verlage Gustav Kiepenheuer (Deutsche Orientbücherei, Bd. 14) unter dem Titel Persien und die persische Frage eine sehr lesenswerte Abhandlung erscheinen lassen, die mit einem Ueberblick über die neuere Geschichte Persiens und seinen allmählichen Zerfall beginnt und an Hand einzelner Daten und sehr bezeichnender Vorgänge den destruktiven Anteil Rußlands und Englands an diesem Niedergang aufdeckt. In all den traurigen inneren Wirren, die Persien unaufhaltsam zu einem Schattendasein herabwürdigten, spielten Schah Muzaffer-Eddin und sein Sohn Mohammed Ali allerdings keine geringe Rolle. Aber gerade Letzterer ist ein Schulbeispiel russischer Methoden. Schon frühe bemächtigten sich russische Günstlinge seiner Erziehung und vergifteten seine Seele, indem sie ihm Machtvorstellungen und Gelüste ihm einpflanzten, die den schwankenden und leicht beeinflußbaren Charakter allen Halts beraubten. So wurde er, als allzu williges Werkzeug seiner Verführer, der unmittelbare Anlaß zum Verlust des letzten Restes politischer Unabhängigkeit, den sich Persien bis dahin gewahrt hatte. Der Verfasser schildert ihn uns sehr anschaulich und lebendig als Schachbrettfigur, mit der die Engländer und Russen in geschickten Zügen der persischen Regierung eine Lebensmöglichkeit nach der anderen abgewannen, bis schließlich der Boden vorbereitet war zu dem großen Unglückstage Persiens, der das Ende seiner Freiheit und Würde bedeutete, als am ernstesten schiitischen Feiertage, dem 10. Moharrem (1. Januar 1912) die Russen den Sikat-ul-Islam, den höchsten Geistlichen der Provinz Aserbeidschan, auf einem öffentlichen Platze in Täbris hängten, während auf den Türmen der Stadt an Stelle des persischen Löwen die weißblauroten Flaggen Rußlands wehten und der trauernden Bevölkerung den Beginn einer neuen Aera moskowitischer Ordnung triumphierend ankündigten.

In welchen Formen sich diese Ordnung bewegt, geht aus der zweiten Hälfte des Buches hervor. Durch die Aufstellung eines Zolltarifs, der jede finanzielle Sanierung Persiens verhinderte, durch Monopolisierung aller Zugangstraßen zu den großen Städten der nördlichen Provinzen schlossen die Russen jeden anderen Handel als den ihren systematisch aus und überschwemmten das Land mit ihren minderwertigen und nicht einmal billigen Erzeugnissen. Es kam so weit, daß Rußland sich schließlich über die internationalen Abmachungen im Weltpostverkehr hinwegsetzte und die Beförderung von Paketen einfach verweigerte, daß Kataloge persischer Handschriften, die die Königliche Bibliothek zu Berlin der deutschen Schule in Teheran stiftete, bei ihrer Ankunft in Baku nach Tiflis zurückbefördert und dort zunächst dem russischen Zensor vorgelegt wurden!

Daß unter diesen Umständen deutscher Einfluß und deutscher Handel auf ein Mindestmaß beschränkt blieb, obschon die Hapag mit großen Kosten einen regelmäßigen Dampferverkehr zum Persischen Golf unterhielt, ist nur zu einleuchtend und entspricht durchaus den Zielen russisch-englischer Politik. Das Recht auf Ausdehnung unseres kommerziellen Netzes über Nordpersien gaben wir am 19. August 1912 freiwillig auf, als wir das russisch-englische Abkommen über Mittelasien von 1907 bestätigten; die Hoffnung, über Basra hinaus direkt an den Persischen Golf zu gelangen, trugen wir noch kurz vor Ausbruch des Krieges in einer besonderen Abmachung mit England zu Grabe. Demgegenüber spricht sich Jäger (allerdings noch vor den letzten mesopotamischen Kriegsereignissen) für eine Hinausschiebung des Endpunktes der Bagdadbahn bis Benderabbas — also bis an den Indischen Ozean und mitten ins Herz der britischen Einflußsphäre — aus; er bemerkt zu diesem Punkte:

„Wenn nun Deutschland aus diesem nassen Dreieck (gemeint ist der Persische Golf) herauskommen will, so gibt es eigentlich nur einen Weg: nämlich sich an der Spitze desselben, womöglich in Bender-Abbas, festzusetzen. Wir wissen bereits, daß von England eine Bahn Muhammerah—Buschehr—Benderabbas geplant ist. Es wäre schon viel gewonnen, wenn Persien diese Bahn selbst baute, und dies ergäbe einen natürlichen Endpunkt der Bagdadbahn an einem Orte, der zugleich über ein gewisses Hinterland verfügt und später wahrscheinlich der Ausgangspunkt für mindestens drei große Bahnlinien werden wird."

Professor Jäger streift neben den wirtschaftlichen auch politische Ausblicke, indem er die Bedeutung eines Bündnisses zwischen der Türkei und einem unabhängigen Persien erörtert, auf welcher Grundlage nicht nur der ersehnte Anschluß an Turkestan, sondern auch eine Interessengemeinschaft mit dem Emir der Afghanen gesucht und gefunden werden könnte; hat doch der Vater des jetzigen Emirs Habib-Ullah dem Sohne und Erben ein solches Zusammengehen als wirksamsten Schutz gegen russische Uebergriffe in seinem Testamente warm empfohlen. Dr. A. D.

Digitized by Google

WOVON MAN IN SYRIEN UND PALÄSTINA SINGT.

EIN BLICK IN DIE NEUARABISCHE VOLKSKUNDE.

Von Schulrat Eberhard (Greiz).

Gesang ist die tönende Seele des Menschen. Je mehr ein Volk noch auf dem Naturstandpunkt steht, desto spürbarer atmet seine Seele in den Liedern, die von Mund zu Mund gehen, und in allerlei Spruchweisheit der Väter. Volkstümliche Lieder und Sprichwörter sind wie ein Fenster, durch das man in Gedankenwelt und Anschauungsweise hineinschaut.

Es verschlägt gar nichts, ob der europäische Kulturmensch den Gesang des palästinischen Bauern oder des syrischen Beduinen „schön" findet. Solche Werturteile sind immer durch bestimmte Verhältnisse bedingt und nur innerhalb eines gewissen Gesichtsfeldes richtig. Gewiß berührt uns die vibrierende, näselnde Klangfarbe des arabischen Volksgesanges eigentümlich, aber allmählich gewöhnt sich auch ein europäisches Ohr an das „Kehlen" und Schreien der Singweise; und wenn für uns dennoch bei dem geringen Tonumfang der Melodie, der eine Quarte selten überschreitet, wie bei der endlosen Wiederholung ein und derselben Tonphrase das längere Anhören der Volksmelodien ermüdend wirkt, so liebt aber der Orientale diese Eintönigkeit. Stundenlang kann er dem Gesang eines Maultiertreibers lauschen, obwohl dieser vielleicht nur einen einzigen oder ganz wenige musikalische Gedanken in steter Wiederkehr zu Gehör bringt. Aber auch unser Ohr gewinnt, wenn es sich für den orientalischen Melodiencharakter geschärft hat, dem ständigen Vibrieren, den Trillern und Doppelschlägen und der Auflösung des Tones in seine Viertel- und Achteltöne etwas Belebtes und Belebendes ab, das je länger desto mehr an Anziehung gewinnt.

Die Lieder werden im Einzelgesang oder im Chor- und Wechselgesang vorgetragen, ohne oder mit Begleitinstrumenten, ohne oder mit Reigentanz. Für die Begleitung gilt das gleiche Geschmacksurteil wie für die Melodie. Die Lärminstrumente oder monotonen Begleitweisen erfreuen den geschulten Europäer wenig wie andererseits diese Melodiengänge und Harmonien dem naturwüchsigen Orientalen „schön" klingen. Der Einzelgesang wird von den Bauern und Beduinen ausschließlich bei den Gattungen der Mauwaal-, der 'Ataba- und der Kaside-Lieder angewandt. Es sind dies die häufigsten Arten arabischer Volkspoesie. Aber auch im Weinberg und im Steinbruch, beim Pflügen und beim Tränken, auf der Weide und auf der Wanderung, am Webstuhl und beim Hausbau, an der Handmühle und an der Wiege ertönt das Einzellied. Der Kamel- und der Eseltreiber, der Hirte und der Schnitter, der Maurer und der Handwerker, der Pilger und der Schiffsmann, die Hausfrau und die junge Mutter, kurz, alle Stände in dem einfachen Volke, alle Lebensalter und Geschlechter pflegen bei ihrer Geschäftsverrichtung zu singen. Auch ist bei abendlicher Geselligkeit in der Dorfherberge oder dem Beduinenzelt der Sangeskundige ein stets willkommener Gast. Der feierliche Solosänger pflegt bei seinem Vortrag wohl das eine Ohr mit der Hand zu schließen, weil dadurch nach seiner Meinung der Gesang befördert wird.

Im Chor- und zumal im Wechselgesang finden sich die Stimmen zusammen, sobald mehrere Männer oder Frauen beieinander sind, sei es zur Arbeit wie die Bootsruderer oder Steinbrecher, sei es zu Feiern fröhlicher oder trauriger Art, sei es bei geselligen Zusammenkünften oder auf dem Kriegspfade. Im Wechselgesang gehen alle Tanz- und Reigenlieder, gehen auch die Totenklagelieder. Oft formieren sich die beiden respondierenden Glieder zu einem Kreise, der den Kundigsten zum Vorsänger bestimmt und in die Mitte stellt. So begleitet das Lied den Araber von der Wiege bis zur Bahre. Was ein Goethe von der Höhe der Menschheit herab im Blick auf alle echte Poesie in Kunst und Natur geprägt hat:

Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang,

das gilt auch für die einfachsten Lebensgebiete und ursprünglichsten Lebensformen im Orient.

*

„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?" (Jesaias 49, 15). Die Mutterliebe gibt Antwort, die an der Wiege ihres Kindes — oder, wie ich es bei den Beduinen im ostjordanischen Kittim sah, an der von der Zeltdecke herabhängenden Schaukel — wacht und es in den Schlummer singt mit zärtlichem Kosen, mit erhobenen Worten, mit neckischen Scherzen:[1])

[1]) Die Proben, z. T. auch die Erläuterungen, sind den Sammlungen von Dahnen (Palästinischer Diwan), Littmann (Neuarabische Volkspoesie) und Bauer (Volksleben im Lande der Bibel) entnommen; der letztere hat eine poetische Uebertragung versucht.

Digitized by Google

Es flötet dies Liedlein mit süßem Schall,
Dem Vöglein im Garten Frau Nachtigall:

Zum Herrn von Stambul will reisen ich schnell,
Ihm sagen dies Wörtlein so laut und so hell:

Ich habe im Nestlein ein Schätzchen hold,
Nicht möcht' ich es tauschen für reines Gold.

Dem Anblick des Lieblings, nichts kommt ihm gleich,
Nicht Deine Soldaten im ganzen Reich.

In Allahs Schutz und Schirm, dessen nimmermüdes Auge wacht, wird dieser Schatz befohlen, wenn Selims Aeugelein sich zu stärkendem Schlummer geschlossen:

Schätzchen, wie die Pilger
Die im Tale ruh'n,
Schlummere bis zum Morgen
Frei von allen Sorgen!

Gott ist Dein Beschützer,
Deine feste Burg;
Blüh zu seinem Ruhme,
Schönste Frühlingsblume!

Gleich unseren Schlummer- und Koseliedern singt aber auch die Fellachenmutter so herzwarm und in anheimelndem Scherzen:

Schlafe, süßes Engelein,
Gern brat' ich Dir ein Täubelein.
Täubchen, nein, erschrecket nicht:
Ich sing nur so dem kleinen Wicht.

Nicht minder vertraut muten, trotz ihres orientalischen Einschlages, die Kinderreime und Spiellieder an, die wir auf den Straßen und bei Umzügen hören. Aus einem Schlummerlied herübergenommen sind wohl die beiden ersten Zeilen des folgenden Reimliedes:

Ninni, ninni![2])
Der Gott des Himmels behüte Dich!

Pascha Ahmed — vor sich
Was hat er? Sein Badebündel.
Das Bündel ist aus persischer Seide,
Und die Schalen sind poliert,
Und ein Bassin und ein Mundstück,
Und Mädchen von verschiedener Art. usw.

Wir sehen den Pascha gravitätisch zum Bade schreiten, in der Mitte des Badebassins ragt der Springbrunnen mit dem Mundstück. Voran geht der Sklave und trägt seinem Herrn im Badetuch die Seife, die Handtücher usw. Auch die Metallschalen sind nicht vergessen, mit denen das heiße Wasser über den Körper gegossen wird.

In die unmittelbarste Erlebniswelt der Kinder versetzt uns das folgende Verslein:

Sprich dein Gebet,
O Eidechse!
Deine Mutter starb
Im Backofen.

Die große, palästinische Eidechse sonnt sich gern, indem sie sich auf dem Vorsprung der Steine mit hocherhobenem Kopfe streckt. Schaut sie nach Süden, in die Richtung gen Mekka, wohin die Muslims sich beim Gebet wenden und ihre Sterbenden richten, so nennen die Kinder sie eine Muslim; blickt sie nach Osten, wohin die Seele der sterbenden Christen entweicht, so heißt sie ein Christ. Der palästinische Backofen (tabun) besteht aus einer kleinen Tonwölbung, die von oben erhitzt wird, während die Brotkuchen darunter liegen. Wie den Falter das Licht, so lockt die Hitze die Eidechse an — zu ihrem Verderben.

* * *

Fremdartiger als die Wunderblume der Mutterliebe, orientalisch nach Gluten und Farben, mutet uns die Liebespoesie an. Daß dabei das Sichtbare und Wahrnehmbare, also die körperlichen Vorzüge, vornehmlich gepriesen werden, entspricht ebenso sehr dem realistischen Wesen morgenländischer Poesie als dem primitiven Kulturstande der hier zu Worte kommenden Schichten. Nur wer beides außer acht läßt, kann an der derb-natürlichen Schilderung und Ausmalung einzelner Lieder Anstoß nehmen. In ihrer Art atmen auch diese Preislieder mit der Sinnesfreudigkeit eines Naturvolkes achtbarste Poesie, und nichts wäre verkehrter, als die Folgerung, daß der Orientale neben der körperlichen Schönheit nicht auch die Vorzüge des Gemütes und Charakters zu schätzen wüßte.

Es sind meist die vierzeiligen Ataba-Verse, die die Liebe, die gesuchte, erhoffte, erfüllte, die ungetreue, enttäuschte, verscherzte, zum Gegenstand haben. Sie werden oft aus dem Stegreif gedichtet und sind daher, wie alle Volkspoesie, inhaltlich eng mit dem Ort und dem Anlaß ihrer Entstehung verknüpft. Die Melodie der Ataba gehört mit ihren schwermütigen Schlußkadenzen recht eigentlich zu den Lauten, die aus der palästinischen Landschaft geboren sind. Man hört ihre Klänge auf Weg und Steg aus dem Munde der Treiber und Hirten, der hoch zu Roß sitzenden Beduinen und der auf einem Eselein zur Stadt reitenden Dorfknaben; aber auch in der dörflichen Abendgesellschaft ist der atabakundige Sänger ein willkommener Gast. An die „untreue Geliebte" richtet er die Klage:

Du mit der Wange, auf Dir sind strohgelbe Rosen,
Wir bereuten die Wege der Unwissenheit, bereuten.
Ich hielt Dich für Gold, aber Du bist in Wirklichkeit Stroh,
In Wirklichkeit leicht, und Dich bläst davon ein Windhauch.

[2]) Ein türkisches Schlummer- und Kosewort, wie eia popeia.

Digitized by Google

Den „Traum von der Geliebten" besingt der Liebende also:

Hold träumt' ich von Dir die Nächte entlang,
Mein Mädchen so schlank, mit ruhigem Gang,
Gar süß ist Dein Hauch, Dein Speichel im Mund,
Und wer davon nippt, wird eilends gesund.

Die Bitte um einen Kuß und die Gewährung besingt ein aus Beduinenkreisen stammender Hirten-Vers:

„Die Sorge meines Herzens hat mich getötet,
Nimm sie von mir, o Halali!"
„Da hast Du einen Kuß, vom Kinn,
Verdirb nicht meine Tätowierung!"[3])

Die mit dem Brotbacken beschäftigte Geliebte löst durch ihren Liebreiz Empfindungen aus, denen der Jüngling dahin Ausdruck gibt:

O welch ein Anblick, ich sah sie backen auf dem „Sag"
Tätowiert auf der Brust mit (Biklern von) Lämmern und Mutterschafen!
Seid nicht bösq, o ihr Braunen — die Weißen sind verwöhnt![4])

Der Schnitter bei der Ernte verwünscht die Dornen, weil sie die Geliebte fortscheuchten:

O daß doch die Dornen nicht zu sehen wären
Und nicht geschaffen wären und nicht existierten,
Weil sie stachen das Mädchen,
Und es ging die Schöne davon.
O Burschen bringt sie zurück;
Eier in Butter gebt ihr als Mittagessen!

Die Mädchen des Ostjordantales, die vom Gebel Oscha' mühselig das Brennholz holen und stundenlang in Bündeln auf dem Kopfe heimtragen, singen dabei:

Schafhirte, Du Schönster,
Der Du anlegst den Beduinenmantel,
Ich wollte Dich nehmen und fortlaufen.
Ich fürchte nur, meine Mutter erfährt es
Und benachrichtigt meine Angehörigen von mir.

* * *

Unter den Beduinen nehmen die Marsch- und Kampflieder einen breiten Raum ein. Noch immer sind Raub und Fehde eines der Gewerbe der Wüstenbewohner, aber kriegerisches Gepränge liebt der Muslim auch bei Hochzeitsfeiern und festlichen Veranstaltungen auf dem Lande und in der Stadt. Kriegslustige Klänge ertönen darum beim Marsch und am Lagerfeuer, auf dem Kriegspfad wie beim bäuerlichen Hochzeitszug. „Die Tapferkeit entscheidet", so klingt es trotzig aus dem folgenden Marschliede:

Wähnet nicht, daß Eure Menge
Unsre Tapferkeit bezwänge.
Mit dem Schwert aus Euren Reihen
Unsre Freunde wir befreien.

Bitterer Hohn gegen den schwächeren Feind atmen die Verse:

O Schibli, kamen Dir nicht Nachrichten,
Die Fehdenansage vom Druxhaufen?
O seine Kinder sind wie Brut von Eulen,
Auf dem Nest hat er keine Falken!
O wie schlecht steht ihm das Anlegen der (Kampf-) Gewänder,
Und seine Parade vor der Frau
Auf einer gelben Stute, die kühn —
Für den Krieg hat er keinen Mut!

Der Beduine pflegt, ehe er in den Kampf reitet, im Waffenschmuck vor der Gattin oder seinem Mädchen zu paradieren, dabei zückt er das Schwert und ruft „für Deine Augen!" So holt er sich Begeisterung und Tatenlust von der Geliebten, der zu Ehren er sein Heldentum aufrichten wird. So zieht sogar das Mädchen selber auf hochgesatteltem Kamel, von den Kriegern umgeben, als Schlachtenjungfrau (Ammarye) in den Kampf, und ihr Verlust würde dem der Fahne bei uns gleichkommen. Gelänge es dem Feinde, auch nur ihrem Kamel die Füße abzuhauen, so hätte der Stamm für immer die Ehre, eine Ammarye in den Krieg führen zu dürfen, verloren. Wie beim Aufbruch zum aKmpf eine solche Schlachtenjungfrau als Stammesmutter angeredet wird, teilt ein Beduine aus der Nähe von Aleppo mit:

Mache froh Deine (Kamel-) Sattelkissen, o Mutter!
Wir sind die Schlächter der Feinde.
Heil meiner Mutter, die mir meinen Kopf mit Henna färbte!
Zur Zeit des Kampfes flieht mein Schlummer.
O junge Männer, wo ist Euer Alter?
Der Rest seines Lebens geht in Stücke,
Für die Augen des Mädchens, der berückenden!

Zu diesem letzten Treuschwur wird gern ein Schuß abgefeuert, der der Geliebten gilt, wie auch der Brautzug bei der Hochzeitsfeier sich unter Gewehrschüssen und Gesang fortbewegt.

Die Losung: Auf, gegen den Feind! und den Triumpf gestillter Rachgier künden zwei Ataba-Verse:

Es rief der Bey: O meine Männer, gegen sie!
Das Getrappel der Pferde benachrichtete mich von ihnen.
O Bruder von N. N. (das Losungswort), stoße zu mir gegen sie,

---

[3]) Das Tätowieren mittels einer Indigolösung gilt ebenso wie das Färben der Haare oder der Finger und Nägel mit dem roten Farbstoff der Hennapflanze und der Augenschminke für ein Schönheitsmittel.

[4]) Der Sag ist das eiserne Blech, auf dem die Beduinen über dem Feuer die Brotfladen rösten. Den hellfarbigen Mädchen, zu denen die Gepriesene gehört, werden häufig im Liede die dunkelfarbigen gegenübergestellt.

Digitized by Google

Wir wollen auslöschen ihren Namen vor Sonnenuntergang!

— — — — — — — — — — — —

Wie wir nach Bir Safa kamen,
Die persische Lanze glänzte in unseren Händen.
Wir nehmen Rache, o Sohn meiner Mutter, wir nehmen,
Wir töteten einen Emir, den Herrscher der Beduinen.

Bei festlichen Gelegenheiten fehlt auch ein Hoch auf den Sultan nicht. Wenn der Bräutigam am Abend zur Einholung der Braut auszieht, dann erklingt es wohl im Wechselgesang der ihn begleitenden Männer:

(Der Vorsänger:)

O Leute des wohlbewachten Quartiers:
(Denen beistehe) die Festigkeit Gottes, die starke:
Wessen ist dies weiße Banner, das festgebaute?
Wenn es das Banner des Sultans ist,
Mache weiß, o Gott sein Gesicht?[5])

(Der Chor:)

Hoo! hoo! hoo!

Der widersetzliche Sinn des schweifenden Beduinen wird deutlich, wenn er singt:

O mein Eigentum, mein Besitz (die Geliebte),
O meine Macht, wie vieles geschah mir!
Unser Wunsch, o unser Wunsch:
Der Pfeiler des Zelts ist gebaut —
Da kam zu uns Regierung von Osten,
Türken, und sie verstehen uns nicht.
Zwischen uns und ihnen begann der Krieg,
Und der Schlag des Schwertes hat Klang.
O Ausgezeichneter, wenn sie uns besiegten,
Brauchen wir Gräber, die uns bestatten,
Und wir, wenn wir sie besiegten,
(Wären es) die Sitten unseres Vaters und unserer Familie.

Als Gamil Pascha zum ersten Male unter den Beduinen Soldaten aushob, da machte einer der Wüstensöhne seinen Gedanken über die Aushebung folgendermaßen Luft:

Da ist kein Schech, der sagte: der Ackerbau ist unnötig,
Und unsre Greise, jetzt sind sie gekrümmt (willfährig).
O weh! Den Jünglingen wird ihr Bart rasiert,
Und es schwanken auf ihren Köpfen die Roten mit den Troddeln (der Soldatenfes).
Ihre Mütter seufzen hinter ihnen her
Wie die Kamelfüllen, die erbeuteten.

* * *

In das religiöse Leben lassen die Pilgerlieder, die oft auch bei Hochzeitsfeiern erklingen, einen Blick tun. Eines der Wallfahrtslieder geht von der Anschauung aus, daß bei der Völkermischung nur noch in dem rein islamischen Mekka ein Ehrenplatz für den altgläubigen Muslim vorhanden sei:

Auf, ziehe aus, o Emir von Damaskus,
Hier ist kein Ehrenplatz geblieben.
Es gibt keinen Ehrenplatz außer in Mekka;
Mekka, ihm sei Gruß!
O Gruß, schreibe Gruß
Dem in den Wolken Verhüllten (Muhammed).

Bei den mitternächtlichen Hochzeitszügen in Aleppo singt der Vorsänger folgende Benediktion des Propheten:

Die Benedeiung gelte dem Propheten und seinen Verwandten,
Auf daß Gott ihm (dem Bräutigam) verzeihe!
Verzeiher der Sünden ist Gott,
Muhammed ist Gesandter Gottes!
Muhammed ist schön, sein Andenken ist schön,
Muhammed ist Erquickung der Augen;
Muhammed, zu dem sein Gott redete,
Sie waren zwei, sie wurden zwei.[6])

Im südlichen Palästina pflegen die Bauern den sogenannten Klatschreigen durch folgende Lobpreisung zu eröffnen:

Am Anfang der Rede rühmen wir das Gedächtnis des Propheten
Durch die Mittlerschaft Muhammeds und den Schutz Alis.

Wenn der Mekkapilger zum Anschluß an die große Karawane von der Heimat aufbricht, dann geleiten ihn die Angehörigen ein Stück Wegs, und die Frauen geben ihm ein „Gottbefohlen!" auf die Reise:

Ziehet, Gott sei mit euch, — o Pilger zum Propheten,
Gott sei mit euch!
Muhammed ist euer Wunsch, — o Pilger zum Propheten,
Und Muhammed ist euer Wunsch.
Gott sei hinter euch — o Pilger zum Propheten,
Gott sei hinter euch,
Und Muhammed vor euch — o Pilger zum Propheten,
Und Muhammed vor euch!

Ein allgemeines Reise- und Abschiedslied mag in freier Nachdichtung diesen Abschnitt beschließen:

Liebster, lade die Kamele,
Friedlich ziehe Deine Seele
Unter Gottes Schutz und Hort!
Wenn auch nicht die Freunde folgen,
Gott führt wie des Himmels Wolken
Sicher Dich von Ort zu Ort.

* * *

Es bleibt dem Menschen noch der letzte Gang, und wieder äußert sich die Trauer der Zurückbleibenden im Liede. Eine Schwester klagt um ihren Bruder:

---

[5]) Jemandem „eine weiße Fahne machen", heißt ihm ein Hoch ausbringen. Das Gesicht jemandes weiß machen, bedeutet, ihm Ansehen und Ruhm geben. Bei dem langgedehnten „Hoo!" schlagen die Wasserträger mit den Schwertern an die Schilde.

[6]) Wohl bei der nächtlichen Himmelfahrt Muhammeds. Dieser war erst mit Michael dann mit Gott allein.

Digitized by Google

Ich will meine Wange verwunden um Deinetwillen, o Bruder,
Und das Blut fließen lassen.
Will meine Schwärze drei Monate an mir lassen
Für den, den man forttrug.
Ich will, mein Bruder, es wiederholen und sagen
Und will fortfahren, um Dich zu bangen.
Und wenn die Leute mich fragen, sage ich ihnen:
Dieser, mein Bruder, ist fortgegangen.

Ueber einen jungen Mann klagen und fragen sie:

Kaffee, du von Mokka, wo ist dein Zerstoßer?[7])
Junge Stute, du vierjährige, wo ist dein Reiter?

Um Ali, den verstorbenen Häuptling der Adwanbeduinen, geht das Lied in feierlicher Trauerveranstaltung zum Klagetanz der Frauen in mannigfacher Abwandelung einher:

Schön war das Spiel der Pferde, o Burschen, schön,
Und die Kiesel und der Sand schmolz unter den Pferden!
Alis Auge ist, als wäre es das Auge des Adlers,
Wie schön ist Ali, wenn er sich im Steigbügel wiegt!

Und dann sprechen in eindrucksvoller Reihenfolge nacheinander Brustpanzer, Schwert und Speer:

. . . . . verkauft mich,
Oder werft mich zum Feuer?
Seit Du fort bist, o Ali,
Ging ich nicht hinab am Tage des Kampfs.

Auf dem freien Platz ist das Gewieher von Pferden der Gäste:
Auf, breite ihnen Teppiche, o 'Ali, der 'Adwanbeduine.
Auf, breite ihnen Teppiche, nüchtern und trunken,
Auf, breite ihnen Teppiche von den schönsten Arten!
Auf, schlachte ihnen fette Hammel und Schafe,
Auf, mache ihnen Wind[8]) mit den weißen Aermeln!

Die Männer klagen an der Leiche oder auf dem Wege zum Grabe unter Führung des Vorsängers um die gestorbene Mutter:

O Mutter, das Indigoblaue —[9])
Ich weiß nicht, ob ich es zusammenlegen (verwahren) soll oder abtragen!
O Mutter, du mit dem blauen Kleid,
Mein Herz brennt heut' über Dich!

Wenn die Gattin dahingerafft ist, ist dem Hause die Seele genommen:

O Verheerung meines Hauses,
O Verlassenheit meiner kleinen Kinder!
Wer wird Euch Brot backen,
Wer für Euch waschen?
O über deine Verheerung, o mein Haus!

Nachstehend das Lied eines Beduinen von den zwei im Orontas ertrunkenen Mädchen — es waren seine Basen, und die eine war ihm verlobt gewesen:

Brennend (bist du), o mein Herz, brennend,
Ueber die, welche im Wasser davon gingen ertrunken.

— — — — — — — — — — —

Es gingen nach Wasser zum Orontos zwei,
Hadila und Amascha, Kinder von Hsen, —
Vereinigt, o Vater der Zwei,
gingen sie davon im Wasser ertrunken!

Nach Wasser gingen zum Orontos Antilopen,
Wegen ihrer Schönheit konnte ich nicht mehr schlafen.
O weh, die den Nasenring[10]) anlegte,
Sie ging davon, im Wasser ertrunken!

Eigentümlich unter dieser Gattung sind die Lieder, die dem Toten selber in den Mund gelegt werden. Da redet der Tote z. B.:

Gräber, grabe mir das Grab,
Nicht doch, mein Mütterchen, weine nicht über mich;
Bleib (hier) nicht sitzen und harre nicht!
Ich fürchte für Dich vor der kalten Grabesluft.
Dann würde Dein Wert gering, nachdem er so hoch gewesen.
Ihr Grabesbewohner, da habt ihr einen Gast für die ganze Nacht.
Bringt ihm ein Bett und bringt ihm eine Decke!
„Wir haben kein Bett, und wir haben keine Decke;
Legt Euch auf die Erde, wie wir uns gelegt haben".

* * *

Die Liedstimmung ist aus einem inneren Erlebnis heraus geboren. Darum fragen wir, wenn wir die Völker des Ostens kennen lernen wollen, nicht so sehr nach ihrer Kunstpoesie als nach dem Volksgesang, der sich von den Metren und Fesseln der altarabischen Poesie im ganzen freizuhalten gewußt hat. Auch wenn deshalb hie und da künstlerisch nicht Einwandfreies geleistet wird, so fragen wir dennoch danach, was das Volk singt, von dem das Wort gilt:

Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang.

[7]) Das geht mit auf die Freigiebigkeit, mit der der Verstorbene Gäste im Zelt bewirtete.

[8]) Um das Feuer anzufachen, oder die Speisenden zu kühlen.

[9]) Die Farbe des Kleides weist darauf hin, daß der Ursprung des Liedes in den Beduinenkreisen zu suchen ist. Die Frage der nächsten Zeile geht darauf, ob die Mutter etwa wieder ins Leben zurückkehren werde.

[10]) Manche Beduinin legt neben den Ohrringen als Schmuck den Nasenring an.

Digitized by Google

ENGLISCH-AMERIKANISCHE VERLEUMDUNGEN.

Die türkischen Vertretungen im verbündeten und neutralen Ausland haben sich dieser Tage genötigt gesehen, Stellung zu nehmen gegen eine mit allen propagandistischen Mitteln betriebene, verleumderische Stimmungsmache der Feinde. Seit Amerika in den Krieg eingetreten ist, bleibt nichts unversucht, um dem Judentum Feindseligkeit gegen die Vierbundmächte einzuflößen. Im öffentlichen Leben Amerikas sind die Juden nicht bloß wegen der Finanzkraft jüdischer Bankiers, sondern womöglich noch mehr wegen der Anzahl jüdischer Wählerstimmen eine Macht. Um sie bei guter Laune zu erhalten, und sie für gutes Verhalten bei Präsidentenwahlen zu belohnen, hat sich bekanntlich die Gepflogenheit herausgebildet, daß die amerikanischen Botschafterposten in Konstantinopel mit ihren Glaubensgenossen besetzt werden. So waren, um nur die letzten drei Botschafter zu nennen, die Herren Strauß, Morgenthau und Elkus Juden. Die Aufgabe nun, das amerikanische Judentum für die Kriegspolitik des Herrn Wilson zu gewinnen, drängte sich der Staatslenker der Vereinigten Staaten von selbst auf. Herr Gerard, der frühere Botschafter in Berlin, machte daher unlängst in einer öffentlichen Rede eine tiefe Verbeugung vor „seinen lieben Juden" und der Präsident Wilson selbst beeilte sich unmittelbar nach Ausbruch der russischen Revolution, den amerikanischen Juden zu offenbaren, daß nunmehr Tage des Paradieses für die Juden in dem herrlichen russischen Freiheitsreiche angebrochen seien.

So weit ist alles gut. Es läßt sich gegen dies Verfahren, das bei den Juden um Unterstützung heischt, nicht viel einwenden. Ob es aufrichtig ist oder nicht — bis auf die Nieren kann niemand den Herrn Wilson und seine Leute prüfen. Aber dabei blieb es nicht, dabei konnte es nicht bleiben, da sonst die Erfahrung Lügen gestraft worden wäre, daß bei unseren Feinden die Verleumdung eine süße Gewohnheit geworden ist. Amerika und England, zwei Meister aller Verleumdungskünste, taten sich zusammen und spritzten ihr Gift gegen die Türkei aus. Anlaß dazu gab ihnen die vom türkischen Oberkommando aus dringenden militärischen Gründen angeordnete Räumung der Städte Jaffa und Gaza in Palästina.

Wie es sich damit verhält, weiß heute jeder Zeitungsleser. Die Blätter haben die aufklärenden Mitteilungen veröffentlicht, die ihnen auf Grund sorgfältiger, an Ort und Stelle vorgenommener Untersuchungen von den türkischen diplomatischen Vertretungen zugesandt worden sind. Im wesentlichen ergibt sich daraus, daß wegen der feindlichen Beschießung Jaffas und Gazas Muselmänen, Christen und Juden unterschiedslos von der Räumungsmaßregel betroffen wurden, daß jedermann seinen Hausrat mitnehmen oder fortsenden durfte, daß niemandem ein Zwangswohnsitz zugewiesen wurde und daß von den Behörden zur Erleichterung des Abzuges ansehnliche Geldmittel bewilligt worden sind. Das sieht ganz anders aus, als Mord und Totschlag und Plünderung und wer weiß was für Scheußlichkeiten noch, die den Türken von den Feinden angedichtet worden sind.

Im Hinblick auf die Engländer stellt sich der Fall als einer der bis zum Ueberdruß wiederholten Versuche dar, englische „Humanität" in bengalischer Beleuchtung zu zeigen. Was die Engländer durch ihren Angriff auf Gaza erreichen wollten, war nichts Geringeres, als die Eroberung von Palästina. Das ging klar und deutlich aus den voreiligen englischen Blätterstimmen hervor. Die Besitzergreifung Palästinas als einen „Befreiungsakt" zu feiern, wäre ganz im Sinne der Engländer gewesen. Dazu brauchten sie das Märchen von den Judenverfolgungen. So machen sie es eben immer und machten sie es auch hier. Und nach dem schweren Fehlschlag des Angriffs auf Gaza war ihnen die Aufrechterhaltung des in die Welt gesetzten Märchens wenigstens eine willkommene Rache.

Vielleicht ist es angesichts solcher Niedertracht nicht überflüssig, festzustellen, daß es in der Türkei Judenverfolgungen niemals gegeben hat, daß den zahlreichen blühenden Judengemeinden im osmanischen Reiche niemals ein Leid angetan worden ist. Es mag daran erinnert werden, daß z. B. die Juden von Saloniki mit nichts weniger als freudigen Gefühlen den Uebergang von Saloniki aus türkischer in griechische Herrschaft aufnahmen, und daß im ganzen Reich sich die Juden in jeder Beziehung ungestörter Freiheit erfreuen.

Als Dschemal Pascha, der Oberbefehlshaber in Syrien und Palästina, diesen hohen militärischen Posten übernahm, war er erstaunt, wahrzunehmen, daß die Zionisten von Palästina eigene Briefmarken, eigene Banknoten und sogar eine eigene Gendarmerie hatten, sich also ziemlich umfangreich schon als ein Staat im Staate organisiert hatten. Dschemal Pascha erachtete es als seine Pflicht, dagegen aufzutreten, und er erließ ein Verbot wider solche Eigenmächtigkeiten. Persönlich wurde nicht ein einziger Jude dafür zur Verantwortung gezogen. Keinem einzigen wurde auch nur der geringste Schaden zugefügt, denn Dschemal Pascha erklärte damals ausdrücklich, daß die Juden sich jederzeit als treue Bürger des osmanischen Reiches und als Freunde der Türken bewährt hätten, und wenn auch einige unter ihnen von englischen Neigungen nicht frei seien, so könnte unmöglich die Masse ihrer Glaubensgenossen darunter leiden. Dies war und ist der Standpunkt Dschemal Paschas. Er gibt dem Sultan, was des Sultans ist, und dem Juden, was des Juden ist. Die Verdächtigung, Antisemit zu sein, weist er verächtlich von sich. Und die widerwärtigen amerikanischen und englischen Verleumdungen, das darf man mit gutem Gewissen sagen, werden ihn in dieser seiner Haltung nicht beirren.

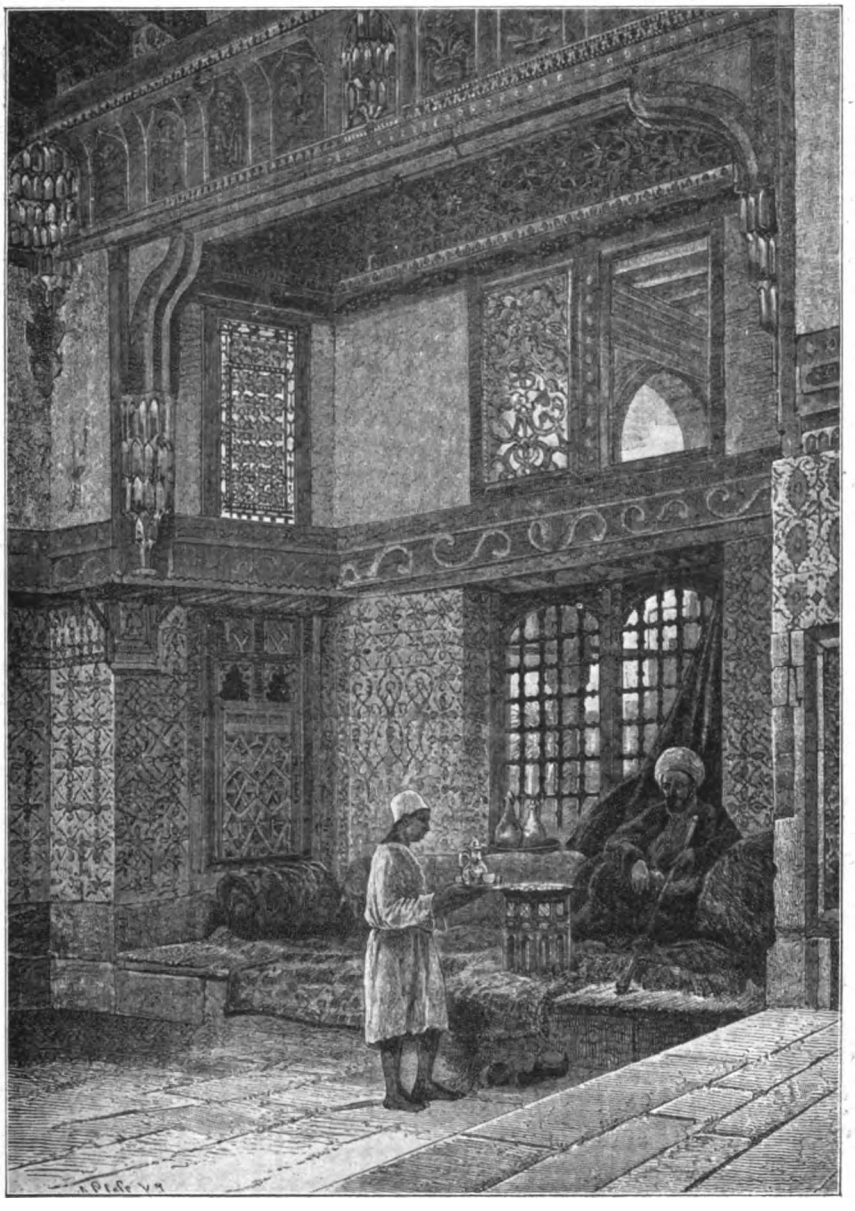
Digitized by Google

DER SUEZ-KANAL.

Von Ibn Saád.

II.

Im vorhergehenden Aufsatz sahen wir, daß eine Gruppe von Saint Simonisten unter Führung von Prosper Enfantin den Plan eines direkten Kanals zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meer wieder aufnahm und sich zu Studienzwecken nach Aegypten begab. Ihre Bemühungen blieben erfolglos. Mehrere Mitglieder der Gruppe starben in der Wüste, und Prosper Enfantin selbst wurde dermaßen entmutigt, daß er sich im Jahre 1837 nach Frankreich einschiffte. Wie alle vorausgegangenen Projekte, scheiterte der Plan der Saint Simonisten an dem Mangel an Einheitlichkeit der mitspielenden Interessen.



Arabisches Wohnzimmer in Kairo.

Derjenige, dem schließlich die Ehre zuteil wurde, den Plan zu verwirklichen, war, wie bekannt, Ferdinand v. Lesseps.

Ein persönlicher Freund des Khediven Said Pascha (1854–1863), benutzte Ferdinand von Lesseps den Regierungsantritt Saids, um ihm sein Kanalprojekt vorzulegen. Die erste Besprechung mit dem Khediven fand am 15. November 1854 statt, und schon am 30. November desselben Jahres unterzeichnete der Khedive eine Urkunde, worin er „seinem Freund M. Ferdinand de Lesseps das Alleinrecht erteilt, zur Durchstoßung der Landzunge von Suez eine Gesellschaft zu gründen und zu leiten."

So ausgerüstet, suchte Lesseps zunächst englische Unterstützung, und wandte sich an den großen Freihändler Richard Cobden. „Als Freund des Friedens und der englisch-französischen Annäherung", so schrieb Lesseps an Cobden, „teile ich Ihnen eine Nachricht mit, die dazu beitragen wird, das Wot aperire terram gentibus zu verwirklichen. Es wird von manchen Leuten behauptet, daß das Kanalprojekt auf Widerstand in England stoßen wird. Ich kann es nicht glauben. Ihre Staatsmänner sind zu aufgeklärt dazu. Am 22. Dezember 1854 ließ Napoleon, den man für den Kanal gewonnen hatte und der diese seine Gesinnung zu bezeugen wünschte, dem Khediven Said das Großkreuz der Ehrenlegion feierlich überreichen.

Digitized by Google

Von diesem Tage an beginnt der Kampf des Herrn von Lesseps gegen die Hindernisse, die sich aus der ausgesprochen feindseligen Haltung Englands ergaben. England sah sein asiatisches Kaiserreich bedroht und fürchtete die gewichtigen Folgen, die ein die beiden Meere verbindender Kanal für seine asiatischen Besitzungen nach sich ziehen könnte. Als sich Lesseps nach Konstantinopel begab, um die Bestätigung der ägyptischen Genehmigungsurkunde zu erwirken, machte der dortige englische Botschafter Lord Redcliffe seinen ganzen Einfluß geltend, um die Bemühungen der Franzosen zu hintertreiben. Lesseps reiste hierauf nach England, wo er im Juni 1855 die öffentliche Meinung durch einen an das Parlament, an die Handelsgesellschaft, an die Indische Gesellschaft usw. gerichteten offenen Brief für sich zu gewinnen suchte. In der Tat machte sich alsbald eine Bewegung zugunsten des Suezkanalprojektes in England bemerkbar, doch erklärte der Ministerpräsident Lord Palmerston in einer an die französische Regierung gerichteten Note, daß England mit Unruhe die Verfolgung eines phantastischen Projektes betrachte, das die guten Beziehungen zwischen zwei großen europäischen Nationen ändern könnte. Außerdem behauptete der Minister des Auswärtigen, Lord Clarendon, in einer Unterredung mit Lesseps, daß die Ueberlieferungen des Kabinetts von St. James „immer im Widerspruch zu einer Durchstechung der Landenge von Suez gestanden hätten".

Zu gleicher Zeit bekämpften die „Times" und die „Edinburgh Review" das Suezkanalprojekt auf das heftigste, so daß Lesseps den Augenblick für ungeeignet hielt, auf die Meinung der Engländer einzuwirken, und es vorzog, nach Aegypten zurückzukehren, um vom Khediven Said eine neue Konzession zu erlangen, die die Lücken der ersten Konzession ausfüllen sollte. Am 5. Januar 1856 wurde die neue Konzessionsurkunde unterzeichnet. Ihr Artikel 14, der einen regelrechten Vertrag über den Kanal vom internationalen Standpunkt darstellt, lautet:

„Unter Vorbehalt der Genehmigung Seiner Kaiserlichen Majestät des Sultans erklären wir in unserem Namen und dem unserer Nachfolger den großen maritimen Kanal von Suez nach Peluse und die damit zusammenhängenden Häfen als frei für die Handelsschiffahrt von einem Meer zum anderen zur neutralen Durchfahrt ohne irgendwelche Unterscheidung, Ausschaltung oder Bevorzugung von Personen oder Nationalitäten, unter Zahlung der Gebühren und unter Beachtung der Bedingungen, die die zur Benutzung des besagten Kanals und der damit zusammenhängenden Häfen befugte Gesellschaft festsetzt."

Mit dieser neuen Konzession kehrte Lesseps nach England zurück. Er bereiste das ganze Königreich und hielt in 45 Tagen 22 Versammlungen ab. Diesmal fand er mehr Anklang und sogar Begeisterung. Mehrere Handelskammern sagten ihm ihre Unterstützung zu und die britische Regierung konnte auf weiteren Widerstand um so weniger beharren, als Deutschland, Oesterreich und die Vereinigten Staaten für das Projekt gewonnen waren. Ein Meinungsaustausch zwischen Paris und London führte zu dem mündlichen Uebereinkommen, daß weder England noch Frankreich auf die Anordnungen der Türkei oder Aegyptens irgendwelchen Druck ausüben sollten und daß man der Suezkanalangelegenheit „freien kommerziellen und industriellen Lauf" lasse. Ohne die Ratifizierung des Sultans abzuwarten, leitete Lesseps tatkräftig die Gründung der Gesellschaft in die Wege und wandte sich werbend an das Kapital der ganzen Welt. Die Zeichnungen auf zunächst 400 000 Aktien von 500 Franken fanden vom 5. bis 20. November 1856 statt. Frankreich übernahm sofort fest 207 000 Aktien, die Türkei 96 000, Spanien 4000, Holland 2600 etc. Es verblieben 85 506 noch ungezeichnete Aktien, und diese Anteilscheine übernahm, ungeachtet der schon im Besitze Aegyptens befindlichen Aktien, der Khedive Said für sein Land. Lesseps setzte einen Verwaltungsvorstand ein, der am 20. Dezember 1858 seine erste Sitzung in Paris abhielt. Eine Verwaltungskommission übernahm die Geschäfte, ungeachtet der noch immer fehlenden Genehmigung des Sultans. Am 25. April 1859 erfolgte am Strande von Port Said unter grossen Feierlichkeiten der erste Spatenstich.

England jedoch fuhr fort, Lesseps Schwierigkeiten zu bereiten, was mehrmals den persönlichen Einspruch Napoleons III. veranlaßte. Schließlich gewann Lesseps das Spiel, indem er die Genehmigung des Sultans erlangte. Am 19. März 1866 übersandte der Sultan Abdul Medschid dem Khediven Ismael Pascha folgenden Firman:

„Mein erlauchter Wesier, Ismael Pascha, Vizekönig von Aegypten mit dem Range eines Großwesir etc.

In Anbetracht des Umstandes, daß die Verwirklichung des großen Werkes, das dazu bestimmt ist, dem Handel und der Schiffahrt durch die Bohrung eines Kanals zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meer neue Möglichkeiten zu schaffen, eines der wünschenswertesten Ereignisse dieses Jahrhunderts der Wissenschaft und des Fortschritts bildet, haben seit einiger Zeit Beratungen mit der Gesellschaft stattgefunden, die diese Arbeit unternehmen will. Diese Beratungen sind soeben in Uebereinstimmung mit den geheiligten Rechten der Pforte und der ägyptischen Regierung zum Abschluß gediehen. Der Vertrag, dessen Bestimmungen hier in der Uebersetzung beiliegen, ist von der ägyptischen Regierung und dem Vertreter der Gesellschaft gemeinschaftlich abgefasst und unterzeichnet worden. Er wurde unserer Kaiserlichen Genehmigung unterbreitet, die wir, nachdem wir den Vertrag gelesen hatten, gewährten."

Digitized by Google

DIE BODENSCHÄTZE DER TÜRKEI.

Von Fritz Zutrauen.

Wenn es ein Kapitel gibt, über welches selbst in fachmännischen Kreisen noch hellste Unstimmigkeit herrscht, so ist es wohl die Frage, in welchem Umfange der Boden der asiatischen Türkei Schätze an Mineralien besitzt, deren Ausbeute den allgemeinen Voraussetzungen wirtschaftlicher Rentabilitätsrechnungen entspricht. Daß die Schätze vorhanden sind, wird von keiner Seite bestritten, auch von den Skeptikern nicht, die selbst die trockene Ziffernsprache der Statistik von ihren Zweifeln gewöhnlich nicht zu befreien vermag. Freilich — eine gute Dosis Skepsis in dieser Hinsicht ist schon angebracht in einem Lande, dessen allen Bevölkerungsklassen angehörenden Bewohner nach echt orientalischer Art von sagenhaften Vorstellungen über verborgene Milliardenschätze von jeher erfüllt waren und noch heute beherrscht werden. Welcher in Kleinasien oder Armenien reisende Okzidentale hat es nicht schon erlebt, von scheu um sich blickenden Eingeborenen unterwegs aufgehalten zu werden, welche sich anheischig machen, dem Fremden gegen eine Provision, die kulanterweise auf rund 50 Pfund bemessen zu werden pflegt, eine nur ihnen bekannte, beinahe unzugängliche Stelle zu verraten, an der die unbegreifliche Laune der Natur einen namhaften Bruchteil aller Schätze dieser Welt aufgehäuft haben soll? Um die hierauf erfahrungsgemäß verlangte Vorlegung von Proben ist diese immerhin seltsame Art von Geschäftsagenten nicht verlegen: ein mit geheimnisvoller Miene aus den Tiefen des Gewandes an das Tageslicht befördertes buntes Taschentuch zeigt dem anfangs erstaunten, dann belustigten Reisenden eine Handvoll Steine, deren schwacher Silber- oder Bleiglanz den Beweis für die Richtigkeit der Angaben des mündlichen Prospektes erbringen soll.

Wie Hugo Grothe in seinem Werkchen „Türkisch Asien und seine Wirtschaftswerte" zutreffend ausführt, ist die Anfertigung einer Uebersicht über die nutzbaren Mineralien der asiatischen Türkei im allgemeinen und Kleinasiens im besonderen mit den erheblichsten Schwierigkeiten verknüpft. Die leicht zu maßloser Uebertreibung neigenden Auskünfte der Eingeborenen, deren Vorstellungen über den wahren Wert von Bodenschätzen meistens geradezu kindlich sind, hat häufig genug die Ueberschätzung vorhandener Reichtümer zur Folge gehabt, u. z. sind dieser suggestiven Beeinflussung nicht nur Laien, sondern auch Forschungsreisende von Ruf zum Opfer gefallen. So weit sie nicht Geologen waren, verbot sich eine Nachprüfung der Angaben der Eingeborenen von selbst. Fachleuten aber war es bisher nur in geringer Anzahl vergönnt gewesen, die in Frage kommenden Gebiete zu erforschen. Unter diesen Umständen sind zuverlässige Statistiken weder über Quantität noch Qualität vorhanden; auch hinsichtlich des Wertes der Veröffentlichungen der türkischen Zollbehörden sind Vorbehalte am Platze.

Immerhin liefert diese Statistik doch wertvolle Anhaltspunkte. Was die ins Ausland exportierten Mineralien anbelangt, so waren im Jahre 1911/12 folgende Mengen zu verzeichnen:

	Kilogramm
Schmirgel	31 330 000
Chromerz	16 731 000
Bleierz	11 819 000
Zinkerz	5 793 000
Kupfererz	1 436 000
Quecksilber	45 000
ferner im Jahre 1910:	
Eisenerz	60 000 000

Im Jahre 1907/08 hat die Mineral- und Metallproduktion der Türkei laut „Résumé de la statistique des mines de l'Empire Ottoman pour l'année 1323" folgende Mengen- und Wertziffern ergeben:

	Tonnen	Piaster
Kohle	653 000	33 320 000
Braunkohle	31 000	1 333 000
Chromerz	28 000	10 052 000
Schmirgel	62 000	9 486 000
Blei-Silberbarren	11 000	26 708 000
Zinkerz	27 000	14 049 000
Schwefelkies	58 000	4 032 000
Manganerz	14 000	2 179 000
Steinsalz	883 000	50 221 000

Woran liegt es nun, daß die Türkei als Ausfuhrland von Mineralien eine so untergeordnete Rolle spielt? Nicht das Fehlen von Bodenschätzen ist es, welches die Türkei in dieser Hinsicht gegenüber anderen Produzentenländern so außerordentlich in den Hintergrund treten läßt. Vielmehr hat da eine Reihe von Umständen mitgewirkt, welche die Ausbeutung der vorhandenen Schätze sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht haben. Zunächst ist es die Gesetzgebung der Türkei, insbesondere die Berggesetzgebung, deren Lücken und Tücken auf das Anlage suchende Kapital, statt es mit klammernden Organen anzuziehen, im Gegenteil abschreckend wirken müssen. Durch diese

Digitized by Google

Mängel der Gesetzgebung werden die großen Risiken, die mit derartigen Unternehmungen ohnehin verknüpft zu sein pflegen, noch gewaltig vermehrt, ohne daß sich dem Kapitalisten als Ausgleich auf der anderen Seite entsprechend höhere Gewinnchancen böten. Letztere werden durch die im allgemeinen ganz unzulänglichen Transportverhältnisse im Gegenteil noch erheblich geschmälert, mit Ausnahme der immerhin seltenen Fälle, wo sich die Abbaustelle, etwa infolge der Nähe eines guten Hafens, einer besonderen geographischen Bevorzugung erfreut. Auch der Mangel an Feuerungsmaterial ist ein schweres Hindernis, wegen dessen schon zahlreiche Eisen- und Silberbleigruben aufgelassen werden mußten. Holz aber für die rohen Verhüttungsarbeiten zu verfeuern, war meist schon wegen der großen Entfernungen, aus denen dieses Material herangeführt werden mußte, nicht angängig, da es den Betrieb unrentabel machte. Mit besonderen Schwierigkeiten war auch stets die Arbeiterfrage in der Türkei verknüpft. Der Türke ist zum Bergbau im allgemeinen durchaus ungeeignet, während der dafür qualifizierte griechische Arbeiter nicht in den erforderlichen Massen zur Verfügung steht. Zu allen diesen Mängeln tritt noch, wie oben erwähnt, das Fehlen genauer geologischer Forschungen als die doch eben unentbehrliche Grundlage für die systematische Ausbeutung von Bodenschätzen.

Und gerade an der Erschließung der türkischen Bergbauschätze haben wir Deutsche das größte Interesse, was hier an wenigen Beispielen gezeigt werden mag. Zunächst das Kupfer. Im letzten Friedensjahr — 1913 — hat Deutschland nicht weniger als 225392 Tonnen Kupfer importiert, nachdem die Einfuhr nur zehn Jahre früher noch nicht die Hälfte davon, 110231 Tonnen, betragen hatte. Der deutsche Bedarf an Kupfer wurde zu 90% in den Vereinigten Staaten gedeckt, die ja die größten Kupferproduzenten der Welt sind. Schon seit dem Ausbruche der Feindseligkeiten ist dieser Versorgung ein plötzliches Ende gemacht worden, und da die Vereinigten Staaten sich inzwischen unseren Gegnern angeschlossen haben, so würde eine in großem Stile Kupfer produzierende Türkei für Deutschland von allergrößtem Interesse sein.

Sind nun die Voraussetzungen vorhanden, welche die Hoffnung auf eine blühende türkische Kupferindustrie in das Gebiet greifbarer Wirklichkeit rücken? Diese Frage dürfte ohne weiteres zu bejahen sein. In zahlreichen Gebieten ist Kupfer in abbauwürdiger Form vorhanden, besonders in Kleinasien und Armenien, wo die Fundstätten gewissermaßen nur der Förderung in großem Ausmaße harren, zumal auch der Kupfergehalt der Erze, namentlich in den Gegenden des Tigris, beträchtlich ist.

Blei- und Silbererze sind in Vorderasien anscheinend in großen Mengen vorhanden. Was Eisenerze anbetrifft, so finden sie sich vornehmlich im armenischen Taurus. Auch die Erdölschätze der Türkei sind bedeutend. Die türkisch-persischen Erdölvorkommnisse finden sich in drei verschiedenen Bezirken: am mittleren Tigris, am unteren Euphrat und in der persischen Provinz Chusistan. Auf letztere hat die englische Admiralität, nachdem ihr englisches Privatkapital Schrittmacherdienste geleistet hatte, bereits die Hand gelegt. Die Ausbeute geht systematisch vor sich und soll recht befriedigende Ergebnisse liefern. Das deutsche Kapital hatte sein Interesse mehr den Erdölschätzen Mesopotamiens zugewandt, wo unter den Auspizien der Deutschen Bank eine von dieser entsandte fachmännische Kommission Untersuchungen vornahm. Ueber deren Ergebnisse ist bisher nichts an die Oeffentlichkeit gelangt, doch scheint die Ausbeutung der mesopotamischen Bezirke noch kurz vor Ausbruch des Krieges durch eine deutsch-englisch-holländische Gruppe gemeinsam geplant gewesen zu sein. Ueber die Qualität dieser Oele gehen die Meinungen auseinander, namentlich darüber, ob sie nicht nur für den Export nach den umliegenden Ländern in Frage kommen, sondern auch für die Ausfuhr nach Europa, d. h. ob sie hohe Transportspesen vertragen. Für die Errichtung und den Ausbau der Industrie selbst hat jedoch diese Frage nur sekundäres Interesse, weil diese Oele in jedem Falle für den namentlich in der Zukunft beträchtlichen inländischen Bedarf qualitativ vollkommen ausreichen.

Wie man sieht, verfügt die Türkei über so reiche Bodenschätze, daß sie als Lieferantin von solchen in der Weltproduktion eine hervorragende Rolle spielen könnte und — spielen müßte. Gewiß — die Schwierigkeiten, die es vorher zu überwinden gilt, sind groß und zahlreich, aber im Grunde doch nicht derart, daß nicht ein fester Wille, der sein Ziel nicht aus dem Auge verliert, sie zu beseitigen vermöchte. Eine schöne Aufgabe für den deutschen Kaufmann und für das deutsche Kapital! Bei aller Nüchternheit des Urteils gegenüber den phantastischen Schilderungen zumeist Unberufener über die „unermeßlichen" Bodenschätze der Türkei ist doch das eine gewiß, daß die kleinasiatische Erde nutzbare Mineralien besitzt, deren Ausbeute nach deutschen Methoden angemessenen Gewinn verspricht. Angemessenen materiellen Gewinn. Von den sonstigen Vorteilen gar nicht zu reden, die eine wirtschaftliche Erstarkung des osmanischen Bundesgenossen sowie unserer und unserer Verbündeten Unabhängigkeit von dem feindlichen und nach dem Kriege gewiß noch lange Zeit mißgünstigen Auslande im Gefolge haben würde.....

Digitized by Google

KINDERLEBEN IN PALÄSTINA.

Von J. Cassirer.

„Kinder sind die Blumen der Welt," sagen die Araber, und das Wort, mit dem sie die Familie bezeichnen, heißt wörtlich übersetzt, „die, für die gesorgt wird." Soll ein Familienzuwachs seinen Einzug in ein arabisches Haus halten, warten draußen schon Musikanten vor der Tür. Tut diese sich auf und eine freudige Stimme ruft: „Ein Sohn ist uns geboren!" dann erfolgt prompt die Antwort: „Es sei der Wille von Allah daß er Euch erhalten bleibe!" Und die Musiker schlagen auf ihre Trommeln, blasen ihre Hirtenpfeifen und zerren an ihren Saiten-Instrumenten; dabei singen sie einen Willkommgruß für den Neugeborenen, rühmen seine Familie und prophezeien die großen Taten, die er einst vollbringen wird. Hat aber der Storch ein Töchterchen gebracht, dann öffnet sich die Tür nur für einen kurzen Augenblick, ein stummes Kopfschütteln wird darin sichtbar oder eine traurige Stimme sagt: „Allahs Wille geschehe!" Unverrichteter Dinge entfernt sich die Musikkapelle. Den Eintritt noch eines weiblichen Menschenkindes ins Leben braucht man nicht mit Musik und Festgelage zu begrüßen.

Man darf indessen nicht glauben, daß das kleine Mädchen ungeliebt durchs Leben geht. Ein recht hübscher Name wird für sie ausgesucht, vielleicht Latifeh (die Anmutige), Zarifeh (die Hübsche), Jamileh (die Lustige), Selma oder Salome (die Friedliebende), oder sie wird Stern oder Morgendämmerung, Rose oder Lilie, Perle oder Diamant genannt. Kommen aber zwei oder drei Mädchen hintereinander, dann treten an Stelle solcher Kosenamen die Benennung Tammam oder Kafah, das beides „genug" bedeutet. Bisweilen geben Eltern, die mehrere Kinder hintereinander verloren haben, ihren Sprößlingen Namen wie Kaleb (Hund) oder Dub (Bär). Durch diese Selbsterniedrigung hoffen sie, das „böse Auge" abzuwenden oder den Dämon zu beschwichtigen, der ihr Haus einsam gemacht hat. Manchmal werden die Kinder nach einem verstorbenen Verwandten, seltener nach ihrem Vater genannt, des Vaters Name gilt vielmehr gewöhnlich als Beifügung, wie Simon, Sohn des Jonas. Andererseits wird manchmal der Vater auch nach dem Sohne genannt: „Ya, Abu Mustapha" (O Vater des Mustapha), „Ya Umm Mustapha", (O Mutter des Mustapha) — so redet man die Eltern eines erstgeborenen Sohnes an. Dieser Titel bleibt auch, wenn Mustapha der Erste eines ganzen Dutzends oder wenn er aus dem Leben abberufen wird.

Das Neugeborene wird gewöhnlich mit Salz eingerieben. Zur Verscheuchung böser Geister hängt man ihm eine blaue Perle um den Hals. Die Augenlider werden mit Antimonpulver geschwärzt, die Aermchen gerade zur Seite gelegt, dann wird es fest in Windeln gepackt und in ein Kissen gebunden. Während der ersten paar Lebenswochen gleicht es einer Schmetterlingspuppe, nur das Köpfchen kann der kleine Weltenbürger bewegen; die Mutter trägt ihn auf dem Rücken oder hängt das kleine Paket, wenn sie Arbeit hat, einfach an einen Baumzweig. Sobald das Kind sich aufrichten kann, wird es, wenn es ein Knabe ist, von der Mutter rittlings auf den Schultern getragen, wobei es sich mit den Händchen an ihren Haaren festhält, genau so, wie die Mütter in Aegypten bereits vor viertausend Jahren ihre Kleinen trugen. Man behauptet, daß durch diesen Reitsitz schon in frühester Jugend der Grund zu jener Kunstfertigkeit im Reiten gelegt wird, durch die die Araber sich hervortun. Mädchen werden nur selten so getragen, die Mutter hält sie auf dem Schoß oder trägt sie auf dem Rücken oder in einer Faltentasche des Gewandes, sehr bald aber muß die Kleine lernen, selber auf ihren nackten braunen Füßchen zu watscheln.

Auf dem Lande tragen die Kinder im Sommer außer der unvermeidlichen blauen Perle nur wenig mehr als ihren „Geburtsanzug", höchstens ein Stückchen gefärbter Baumwolle, das ihnen irgend jemand geschenkt hat. In manchen Dörfern — Bethlehem zum Beispiel — gehen die kleinen Mädchen so gekleidet wie die Mutter; sie tragen einen blauen baumwollenen Rock mit bunten Stickereien, einen langen, weißen, zurückgeworfenen Schleier und einen Kopfputz aus Münzen; die mohamedanischen Mädchen sind in schwarze oder weiße „Mileihs" gehüllt und dicht verschleiert. In den Städten sieht man eine große Mannigfaltigkeit von Kindertrachten. Viele Eingeborene halten es für sehr vornehm, wenn sie ihre Kinder nach der „fränkischen" d. h. europäischen Mode kleiden, nämlich in billigen, fertig aus Europa bezogenen Kleidern gehen lassen. Andere setzen eine Ehre darein, die überlieferte Tracht ihres Volkes oder ihrer Sekte beizubehalten. Uniformen türkischer Offiziere sind bei Knaben

Digitized by Google

nicht selten. Man kann auch kleine Jungen begegnen, die schon bei der Geburt von den Eltern dem Dienste der Kirche geweiht wurden und dementsprechend die braune Kutte der Franziskaner mit dem groben Strick um den Leib tragen.

Wie überall sonst ahmen die Kinder bei ihren Spielen den Erwachsenen nach. Man kann beobachten, wie ein Knirps von fünf oder sechs Jahren einem Pascha in demselben Alter einen zeremoniellen Besuch macht, wobei Komplimente wie: „So ruhet doch, ich bitte Euch!" und die übliche Antwort: „Nein, wer Euch sieht, ist ausgeruht!" ausgetauscht werden. Unter vielen Verbeugungen verabschiedet sich schließlich der Besuch, wobei er Hände voll Staub von der Erde aufrafft und sich über den Kopf wirft. Sehr beliebt ist auch das „Gericht-Spielen", bei dem Melonenkörner das Geld für Bestechungen vertreten. Nicht minder beliebt sind Ueberfälle von Wüstenbeduinen. Dramatisch werden der Verkauf Josefs und die späteren Begegnungen mit seinen Brüdern dargestellt, ebenso die Leiden des Mannes aus Uz, wobei noch neue Einzelheiten hinzugefügt werden, wie beispielsweise, daß Hiobs Frau sich das Haar abschneidet, um es für Brot zu verkaufen. Kirchliche Prozessionen werden gern nachgeahmt, namentlich um die Osterzeit, desgleichen Hochzeiten und Leichenbegräbnisse.

„Braut-Spielen" ist die Hauptbelustigung mohammedanischer Mädchen. Die Braut gibt dabei eine stumme Rolle, denn eine bescheidene orientalische Braut soll möglichst wenig Lebenszeichen von sich geben; stundenlang sitzt sie da, ohne mit den Wimpern zu zucken, während die anderen Mädchen sie schmücken und Lieder zu ihrem Lobe singen.

Auf dem Lande bauen die Kinder Häuser oder errichten kleine Dorfzelte, aber viel Zeit gibt es für die Landkinder zum Spielen nicht, denn schon in frühester Jugend müssen die Jungen das Vieh auf die Weide treiben und die Mädchen Holz holen, Wasser tragen, Obst einsammeln und trocknen und Dungfladen zur Feuerung machen. Es ist dies schwere Arbeit für das kleine Volk, bietet aber doch auch gewisse Entschädigungen. Ein arabischer Junge, der ein Kamel führt, das ihn leicht zertreten könnte, ist stolz wie ein Pascha, und aufrichtige Freude erfüllt das Herz eines Mädchens, wenn sie zum ersten Male den Wasserkrug kunstgerecht auf der Schulter trägt, ohne ihn festhalten zu müssen, und wenn die Mutter sie dafür belobt: „Du Freude meines Herzens, wie geschickt Du bist! Als Stern wirst Du einst dem Hause Deines Gatten leuchten!"

Armer Leute Kinder müssen auch in der Stadt von früher Jugend an arbeiten. In In den Bazaren kann man sehen, wie sie in der Schmiede den Blasebalg ziehen oder Bronzeschalen ausstanzen.

Schulzwang gibt es nicht. Die Kinder aus den Zelten und den Dörfern wachsen auf, so gut sie können, wohl sehr geliebt, aber nicht sorgfältiger gepflegt als die schwarzen Böcklein, die mit ihnen auf den steinigen Bergabhängen spielen. Moslemkinder besuchen gelegentlich eine kleine Schule, wo sie mit gekreuzten Beinen dasitzen und Koranverse singen; auch lernen sie, arabische Schriftzeichen auf den mit Sand bestreuten Boden zeichnen. Judenkinder werden ähnlich im Talmud unterrichtet. Sie lernen eine Menge Lobsprüche und Danksagungen auswendig.

In den Städten, zumal in Jerusalem, findet man im Unterricht verschiedene höhere Disziplinen vertreten: Naturbeschreibung, Geographie, Sprachen usw. Das Aufeinandertreffen neuer Ideen mit Jahrhunderte alten Gepflogenheiten führt manchmal zu seltsamen Ergebnissen. So hatte die Leiterin einer Missionsschule in Damaskus Turnunterricht eingeführt, eines Tages aber fehlte die eifrigste der kleinen Schülerinnen, und als die Lehrerin sich nach dem Grunde des Fernbleibens erkundigen wollte, kam ihr die Mutter, in Tränen aufgelöst, mit der Kunde entgegen, daß die kleine Zarifeh nie wieder zur Schule kommen werde, denn ein böser Geist habe sich ihrer bemächtigt, so daß sie fortwährend Arme und Beine bewege und seltsame Worte dazu stammle; der heilige Mann in der Moschee meine, sie sei ganz besessen, und habe ihr ein Amulett gegeben, aber es sei alles vergebens. Zitternd wies die Mutter mit dem Finger auf das platte Dach, wo die kleine Besessene mit Armen und Beinen Freiübungen machte und dazu „eins, zwei drei, vier" zählte.

Im Orient dauert die Kindheit der Mädchen nur kurze Zeit. Oft schon im zartesten Alter verlobt, heiraten sie mit dreizehn oder vierzehn Jahren, und die Ehe bringt ihnen mehr Mühe und Arbeit, als wir im Abendlande uns träumen lassen. Gegenwärtig bilden sich manche Mädchen zu Lehrerinnen oder Krankenschwestern aus, doch sind diese Berufe dort noch zu neu, als daß sie sich großer Beliebtheit erfreuen könnten. Die Knaben ihrerseits erkennen schon, daß Wissen der Schlüssel ist, der viele Tore öffnet, und sie drängen sich in die vorhandenen Schulen und eignen sich mit erstaunlicher Schnelligkeit Wissensbrocken an.

Digitized by Google

ISLAM UND HELLENISMUS.

Von Dr. Freiherr v. Mackay.

Jeder, der längere Zeit im Orient gelebt hat, kehrt in die Heimat mit einem anderen, universalistischer gewordenen Weltbewußtsein zurück, aus dem sich wieder ein neues Weltbild im Erfühlen eines höheren politischen und moralischen Weltwillens und Kultursinnes formt. Er erkennt vorab, daß alle Hochgedanken der Menschheit, auf ihren letzten Quellgrund hin geprüft, weder persönliches, noch nationales Eigentum, sondern Urformen der menschlichen Geistigkeit schlichthin sind. Ihre Schwingungskreise ziehen sich daher über Länder und Meere; nur Art und Weise, wie die Detektoren zum Ansprechen gebracht werden, ist verschieden und desto gleichmäßiger und lebhafter, je mehr, — um im modernen Bilde zu bleiben — der Schwingungsbereich durch besondere Verteilung der Kräfte jene Veranlagung erlangt hat, auf welcher die Möglichkeit des drahtlosen Fernspruchs beruht: die Wellen in den freien Raum hinauszustrahlen und von den herankommenden Gegenwellen miterregt zu werden. Nicht der geschlossene Ideenkreis ist es also, welcher diese Fähigkeit herstellt, sondern im Gegenteil dessen Weite und Freiheit und die durch den geschichtlichen Zusammenhang bedingte Stärke der induktiven Energien im Weltanschauungsstrom.

Wer sich selbst und andere kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Okzident
Sind nicht mehr zu trennen.

Das Wort des deutschen Dichterfürsten ist eben im Hinblick auf diese durch gemeinsame Kulturwurzeln und unterbrochene Verflechtng des Werdens und Wachsens der abend- und morgenländischen Menschheit von ältester Vergangenheit bis auf den heutigen Tag gegebenen Bindungen gesprochen, deren Sonnenmittelpunkt nichts anderes als der gleiche Glaube an den einen persönlichen, schöpferischen Gott ist. Es hat aber offenbar weittragendes Gewicht nicht nur in solcher geschichtlich-ideeller, sondern auch, im Lichte der kriegsdurchwitterten Gegenwart betrachtet, politisch-praktischer Richtung. Denn alle Staatenbündnisse versprechen erfahrungsgemäß nur dann Dauer über die wechselnden Strömungen und Windrichtungen der Politik hinaus, wenn sie auf dem gemeinsamen Granitgrund kultureller Gleichklänge und Lebensgrundgesetze der Völker, die sie zusammenschließen, ruhen: das gilt gewiß, wenn irgendwo und -wie, vom Vierbund, der Nationen von so verschiedenartigem Charakter und Entwicklungsformen zu einer gewaltigen Weltmachtorganisation zusammenfügen soll. Goethes Weltbetrachtung fußt durchaus auf der Antike, und das stille, priesterliche Gralfeuer, daß in ihrer vornehmen, weltumspannenden Kulturseele leuchtet, hat die Gefäße der ganzen westeuropäischen Gesittung, am reinsten und tiefsten das Sinnen und Trachten des deutschen Volks durchleuchtet. Der Islam aber ist der Erbe des Hellenismus auf asiatischem Boden: diese Wahrheit und die Folgerungen, die sich daraus für die ideellen Grundlagen des Brückenbaus zwischen Mitteleuropa und Westasien ergeben, sind auffallend wenig gewürdigt und gewertet worden.

Im Auslauf des 10. Jahrhunderts lebte der syrisch-arabische Dichter Abul ala von Maara, der als der letzte und größte der philosophierenden Dichter des alten klassischen Islams mit Recht gefeiert worden ist. Seine Verse atmen manchmal den theosophischen Geist eines Silesius, manchmal klingen sie wie biblische Weisheitsworte. Vom Wesen des Höchsten kündet er:

Der im Geheimnis ist versenkt,
Der Gott, der ohne Fehle,
Wie die Natur sich zu ihm lenkt,
Ist Offenbarung jeder Seele.

Und über die Religion spricht er das vornehme Wort:

Religion gerecht sein heißt zu aller Welt;
Keine Religion ist, die dies Recht dir vorenthält.

Zutreffend betont Julius Reiner in einer Studie „Altislamische Kultur", daß des Dichter-Philosophen Gottesidee nicht minder aufgeklärt sei als die eines Kant, wenn sie auch weniger mit metaphysisch-abgelösten Begriffen verbrämt sei, und daß seine Morallehre eine Vollkommenheit erreicht habe, über welche die größten Denker der Neuzeit nicht hinausgekommen seien. So, wenn er lehre: Uebe das Gute, tue es wegen seiner selbst und meine nicht, daß Gott es dir lohnen werde! Sei gerecht, aber nicht wegen der Aussicht auf Gewinn! Indessen würde Abul 'ala gewiß nicht diese Denkhöhe erreicht, vor allem nicht so scharf wie Plato und der dem griechischen Philosophen folgende deutsche Verkünder des kategorischen Imperativs

Digitized by Google

das Gute von der Lust getrennt haben, wenn er nicht auf Lehrmeister sich stützte, die ihm die Grundformen und Stammbegriffe seines Denkens vorgebildet haben. Wie der Muslim keine Trennung von Mulk und Din, Staat und Kirche kennt, so gibt es für ihn keine von der Kirche abgetrennte Philosophie; diese erscheint ihm vielmehr lediglich als eine bestimmte Weltanschauungsformel jener. Gleichwohl ist schon in der ältesten Schule der rechtgläubigen islamischen Theologie das Ringen nach einem ethischen Gottesbegriff genau wie in der christlichen Frühzeit, teils im Kampf gegen Aristoteles und Plato, teils mit den Waffen ihrer Philosophie bestimmend. Eine Atomlehre wird begründet, der zwar noch eine streng wissenschaftliche Begründung fehlt, die aber doch demokritische Züge zeigt. Die liberale Schule, die sich dieser Orthodoxie entgegensetzt, bekämpft die Uebertragung der Logosidee auf den Koran, weil dadurch der Monotheismus getrübt werde, betont die Einheit, Gerechtigkeit und Allgüte Gottes und mündet in eine an Leibniz erinnernde Verherrlichung dieser Welt als der besten aus. Schahrastani und Bagdadi stellen ganz modern anmutende rationalistische Theorien von der Erkenntnis Gottes durch die natürlichen Kräfte des Verstandes und über das Verhältnis von Empirie und Induktion auf. Hagib und Hasans methaphysische Kategorienteilung tastet sich bereits an Kant heran, und in dem Streit der Schule von Damaskus um Kadar, Willensfreiheit und Gnadenwahl, schimmert die Grundlehre Schopenhauers durch, daß das Ding an sich, das letzte Geheimnis und Problem aller Philosophie, lediglich der in leichter empirischer Verhüllung sich kundgebende Wille ist. Ghasali könnte mit seinem Axiom, daß Wissenschaft ohne Handlung Wahnsinn und Handlung ohne Wissenschaft keine Handlung sei, als ein Vorläufer deutscher Auffassung betrachtet werden, daß die Tat allein, mag sie nicht Recht, Gesetz, Moral gestalten, doch die Pfadfinderin zur Rechts- und Gesetzesbildung, zu allem Großen, Edlen, Uebermenschlichen ist. Klar ergibt sich aus alledem die Unbilligkeit des Urteils, im Islam sei die Philosophie nur die Magd der Theologie; sie wird vielmehr bereits im Beginn des zwölften Jahrhunderts unter Führung von Avicenna vollständig von der griechischen Philosophie durchdrungen und hat in allen späteren Fortbildungen niemals diese Verkettung verleugnet. Das zeigt mit besonderer Schärfe die Sufi-Reformbewegung. Sie entstand bekanntlich aus einer Gegenströmung gegen den Hellenismus durch Anlehnung an indische Systeme, wie der Lehre des Muhammar vom Verhältnis der Substanz zu deren Eigenschaften und der Theorie des Kabi und Abu Reschid von der Diversität und Homogenität der Dinge; dementsprechend blieb sie unter dem Einfluß des Hindupantheismus und des Buddhismus, ohne aber mit dessen Wesensgrundtönen jemals zusammenzuklingen. Vom Auftreten Ghasalis, der als erster den Sufismus dem Lehrgebäude des Islam organisch einfügte, hat so I. Ruska mit Recht gesagt: „In der Religion als innerem Erlebnis, in der Gottesliebe findet Ghasali den Mittelpunkt alles religiösen Lebens; die Seligkeit wird nicht durch spitzfindige Unternehmungen über kanonisches Recht, durch dogmatische Haarspalterei, durch hohle Eitelkeit der theologischen Schulwissenschaft gefördert. Was er sich vorgenommen, die Wissenschaft der Religion neu zu beleben, die durch spätere Entartung verfälschte Lehre wiederherzustellen, das hat er nach dem Urteil der Nachwelt, die ihm den Ehrennamen eines „Erneuerers der Religion" verliehen hat, in vorbildlicher Weise erreicht". Die Sufis lehnen also gerade das, worin der Kernpunkt der Lehre Buddhas besteht, der das Problem Gottes überhaupt nicht aufwirft und seine Ethik auf das Prinzip von dem allein durch den Verstand, nicht durch den Glauben zu erreichenden Seelenheil aufbaut, durchaus ab, und was sie an panteistischen Ideen aus der Hinduwelt einzuführen suchten, das wird alsbald wieder von Bab und seinen Scheichis aus dem Islam ausgestoßen; sie betonen die Unabhängigkeit und das In- und Fürsichsein nicht nur Gottes, sondern auch des Urwillens im Gegensatz zur Welt der Vielheit, ja, sie verkünden im neuplatonischen Sinn eine chiliastische Vereinigung der Naturreiche mit dem Logos in der göttlichen Geisteswelt. Das aber ist wieder derselbe Gedanke, welcher der Schia mit ihren Vorstellungen vom Machdi zugrunde liegt, der als Sacheb Seman, Beherrscher der Zeit und zwölfter der Imame in Barbarossa-Verborgenheit bis zur glanzvollen Auferstehung am Tage des Radscha, der Wiederkehr, und der Aufrichtung des Tausendjährigen islamischen Reiches lebt.

Kurz, in allen geistigen Wandlungen zeigt sich bei noch so großer Buntheit der Ideen und Ideale eine Einheitlichkeit der Geisteskultur, die in ihren Wurzeln trotz vielen Einzelannäherungen dem Wesen der indischen Weltanschauung ebenso fern bleibt, wie sie von der griechischen entrennbar ist. Unverrückbar besteht die Wahrheit. Der kulturelle Werdegang des Islam ist so wenig wie derjenige Westeuropas ohne die Einflüsse der griechischen Antike und vorab der Grundgesetze der Philosophie Platos zu denken. In beider Weltanschauungsspiegel ist das Urbild, die Idee des Erhabenen, Schönen- Gerechten, nicht etwas durch die Sinne oder durch Erfahrung Erkennbares, sondern es ersteht aus dem das Minnigfaltige zur Einheit zusammenschauenden, das Identische aus der Vielheit aussondernden Blick des Geistes unter der ethischen Voraussetzung des Kantschen Pflichtengesetzes, daß Glückseligkeit zwar nicht ohne Lust

Digitized by Google

denkbar ist, das Gute aber nicht ein von dieser oder jener abhängiger Begriff, sondern unbedingt gültig ist. Wie in den religiösen und ethischen Wurzeln, bleibt der Islam in den Höhenlinien seines philosophischen Denkens und sittlichen Empfindens allenthalben mit den Tiefen europäische Kultur und insbesondere deren klassischen Quellgründen eng verfasert und verbunden; den Beweis, daß er die geistigen Fähigkeiten und die sittliche Kraft besitzt, die abendländischen Kulturideale zu verarbeiten und sich ihnen nicht nur anzupassen, sondern auch selbständig schöpferisch aus ihrem Erz neue Glocken der Lebensweisheit zu gießen, hat er unbestreitbar erbracht. Wird aber auf der anderen Seite die Tatsache festgehalten, daß deutsches Sinnen und Empfinden verständnisvoller und inniger als Kopf und Herz irgend einer anderen Nation die Ideale des hellenischen Zeitalters in sich aufgenommen, mit der eigenen Seele vermählt und neu befruchtet, so ist damit der Angelpunkt des Problems, die Frage nach dem besonderen Geisteskontakt zwischen Deutschland und dem Islam, klargestellt. Das bekannte Wort Lord Cromers in seinem Buch über das heutige Aegypten: „Der Islam wird still stehen bleiben, solange die Lehren der Geschichte Gültigkeit haben", ist ein Zeugnis, daß der gerühmte britische Staatsmann im Mangel an ernsterem Studium der Erkenntnis der wirklichen Lehren der Geschichte des Orients ebenso fern steht, wie allgemein seine Landsleute in angeborenem Hochmut und in der Unfähigkeit der Einführung in fremde Eigenart das Wesen des Islam ein Buch mit sieben Siegeln ist. Der Muslim wird sich niemals mit der oberflächlichen, das Ich entwurzelnden demokratischen Gleichmacherei des Pariser Geistes befreunden, aber auch nicht mit der Oede einer Weltanschauung, die nach der Persönlichkeitslehre Manchesters das Einzelwesen schließlich nur als eine „Fabrikware der Natur" betrachtet, jedes dem anderen gleichgesetzt und seine Selbstsuchttriebe sogar über das Staatsinteresse hinaus wertet. Alle Kultur ist eine Erhöhung des menschlichen Wesens, die nicht unmittelbar aus den ursprünglichen, in die jenseitige Welt weisenden Tiefen des Gottglaubens und eines unbedingten, im Erahnen einer höheren Weltordnung gegebenen Sitten- und Pflichtgesetzes quillt, sondern sich mittelbar aus der Stufenfolge der geschichtlichen Arbeit von Menschengruppen und -gattungen an ihrer Hinaufentwicklung ableitet. So wenig daher im Morgenland mit allgemeinen Kulturideologien, die nur zu oft nichts als Milchschwestern leeren Phrasentums sind, anzufangen ist, so lebendig wirkt sich dort das Gesetz aus, daß jeder Trieb der Angleichung menschlicher Gesittungsformen nur am Stamm ernster, opferfreudiger und pflichtgestrenger praktischer Zusammenarbeit sich aufranken kann; dafür bürgt der realistische Sinn des Orientalen, wie er schon in jener klassischen Zeit durch vorbildliche Arbeit auf dem Gebiet der exakten Wissenschaft, insbesondere der Mathematik, Optik, Astronomie, Medizin sich glänzend bewährt hat. Und so, auf diesem doppelten Weg, im Willen zur Schaffung einer von geschichtlichen Grundlagen aus zu entwickelnden Wirtschaftsgemeinschaft, im Bewußtsein, daß der Islam, wie der Tiefe und Reinheit der im Koran und in den Hadithen versiegelten Morallehre, so seiner hellenistisch befruchteten philosophischen Weltanschauung nach in enger Wahlverwandschaft zu deutschem Wesen steht, soll aus der Saat erprobter Waffen- und wechselseitiger Arbeitsgemeinschaft jene Versöhnung alter Gegensätze hervorgehen, auf die schon im Mittelalter das Sehnen großer Männer beim Blick nach Jerusalem hingerichtet war: als Abd ül Melik das Haram el Scherif als Universalheiligtum baute, wo unter der Anastasis des Konstantinischen Rundbaus derjenige begraben liegt, der den Muslims nach Mohammed der größte Prophet ist, und als ein Friedrich II. dort, am Grab des Gekreuzigten, dem Haß der Kreuzfahrer abschwörend, in tiefster Erschütterung um Vergebung der Sünden für die ganze Menschheit flehte.

Digitized by Google

PERSIENS WIRTSCHAFTSLEBEN.

Von Georg Widenbauer.

Der Haupterwerbszweig der persischen Bevölkerung, die nach den neuesten sorgfältigen Schätzungen nicht mehr als 4 Millionen ausmachen soll, ist die Landwirtschaft. Nur etwa ein Fünfzigstel des Landes ist unter Kultur genommen, da riesige Flächen überhaupt nicht anbaufähig sind. Trotz der Rückständigkeit des Betriebes in uraltpatriarchalischen Formen und trotz der Landplagen der Hochfläche (Wassermangel, Dürre, Heuschreckenschwärme) liefert der Boden reiche Erträge. Die bebaute Fläche ist meist durch Krieg oder Gütereinziehung gewonneney Kronlehen, das an Günstlinge vergeben ist, oder durch Schenkungen erworbener oder aus Weihegaben erkaufter geistlicher Grundbesitz, auf dem sich eine fast in Hörigkeit versunkene Bauernschaft mit veralteten Ackergeräten abplagt, um die hohen Staatsgefälle und Pachtzinsen zu erzielen, die auch in Hungerjahren unbarmherzig eingetrieben werden.

An Brotgetreide wird vorzugsweise Weizen, Mais und Gerste gebaut, in höheren Lagen etwas Roggen. Gerste ist auch das Hauptfutter für Pferde und Maultiere; Hafer ist unbekannt. Reis gedeiht in den sumpfigen Küstenniederungen am Kaspisee sowie um Isfahan, am besten in Farsistan. Er bildet das Hauptnahrungsmittel. Die meisten Felder liefern bei frühzeitiger Abernte jährlich doppelten und dreifachen Ertrag, da sie noch mit Gemüse und Kartoffeln, die sich eben einbürgern, bestellt werden. Außer an Gemüse ist Persien auch reich an verschiedensten Früchten. Bei verständiger Pflege könnte sich das Land an Obstreichtum mit Kanada und Kalifornien messen. Es ist die Heimat unseres Pfirsichs, es liefert feurige Trauben (zu Rosinen verwertet) und Aprikosen, Granatäpfel, Quitten, Nüsse, Mandeln, Pistazien, Kürbisse und Melonen in den wohlschmeckendsten Arten. Im wärmeren Süden trifft man ganze Haine von Apfelsinen- und Zitronenbäumen; im heißen Laristan und teilweise auch in Farsistan sowie im Mündungsgebiet des Karun gedeiht die Dattelpalme.

Die Rosenzucht ist seit alters in Persien heimisch. Berühmt sind die Rosengärten von Schiras und Isfahan, von denen die persischen Dichter singen: „Isfahans Frühling berauscht die Sinne". Außer Leim, Sesam und Rizinus baut man Mohn zur Erzeugung von Opium, das über Abuschehr ausgeführt wird. Der Tabakbau spielt eine wichtige Rolle, da die ganze orientalische Welt für ihre Wasserpfeifen auf den persischen Tabak angewiesen ist, doch wird in den nördlichen Provinzen auch türkischer Tabak zur Zigarettenfabrikation angebaut.

Auch die Zucht der Seidenraupe wird gepflegt. Ihr dient der Anbau von Maulbeerbäumen im Kaspischen Gebiet. Früher zog Persien aus dem Zwischenhandel mit Seide, der auf der großen Seidenstraße aus China durch die Oxusländer nach Iran ging, großen Gewinn. Zur Sassaniderzeit wurde dann die Seidenkultur in Persien selbst verbreitet, aber die Byzantiner lernten den Persern diese Kunst bald ab. Erst nach dem Falle von Byzanz fand der Seidenbau in Persien wieder eine Heimstätte; die Ausfuhr von Seidenballen aus dem Stapelplatz Ormus nach dem „Haus von Indien" in Lissabon bildete einst einen Hauptzweig des portugiesischen Handels. In den letzten Jahrzehnten wurde der Seidenbau unter sachgemäße Aufsicht gestellt, wodurch die Krankheiten der Seidenraupe beseitigt und bessere Kokons erzielt wurden.

Infolge unvernünftiger Raubwirtschaft ist die Tragantausbeute einiger Astragalusarten im wesentlichen Teile sehr zurückgegangen, dieser Zweig steht jetzt aber unter staatlicher Leitung, wie in neuerer Zeit auch der Oelgewinnung aus dem Oleander größere Sorgfalt zugewendet wird. In Gilan wird auch Olivenöl erzeugt. Heilkräuter und Drogen finden sich in Menge: Süßholz, Galläpfel, Safran, Krapp, Indigo und Henna, das im Orient zum Rotfärben der Nägel bei Frauen und Mädchen, der Bärte der Männer, der Mähnen und Schwänze der Pferde dient.

Der schon im 7. Jahrhundert im Kaspi-Gebiet blühende Anbau von Zuckerrohr ist sehr zurückgegangen. Von größter Bedeutung könnte die Anlage von Baumwollpflanzungen werden. Hierfür sind in den Provinzen Aserbeidschan, Chorassan und Masenderan die besten Vorbedingungen gegeben. Bei rationeller Pflege könnte die persische Baumwolle sich leicht mit der ägyptischen an Güte messen und die Baumwollkultur die Grundlage des ganzen Wirtschaftslebens bilden.

Größere Waldbestände, hauptsächlich Eichen und Buchen, finden sich in den nordwestlichen und nördlichen Gebirgszügen. Nußbäume, die überall angepflanzt sind, geben einen begehrten Ausfuhrartikel. 1872 erhielt der englische Baron Reuter das ausschließliche Recht, alle Staatswälder in Persien 70 Jahre lang auszubeuten gegen Abgabe von 15 v .H. des Gewinns an die

Digitized by Google

persische Staatskasse. Gegenwärtig treiben im Norden russische, im Süden meist französische Holzhändler ihr Unwesen.

Der Ackerbau ist in letzter Zeit mehr und mehr zurückgegangen, dagegen hat sich die Viehzucht, begünstigt durch die ausgedehnten Weidegründe der Hochflächen, ziemlich gesteigert. Das Schaf ist das Hauptschlachttier, die Ziege der Milchlieferant, das Rind das Zugtier, das Kamel der Lastträger, das Pferd dient bei dem Mangel an Fahrstraßen und Fuhrwerken fast nur als Reittier. Die Pferdezucht ist seit alters im Hochland von Iran zu Hause. Kamele und Schafe sind der Hauptreichtum der Nomaden. Rinder gibt es in geringer Menge. Büffel kommen im Kaspi-Gebiet vor. Erwähnung verdienen noch die Unmengen Tauben, die, halbwild in Taubentürmen gehalten, trefflichen Dung für die Melonenfelder liefern. Eine große Plage bilden die zahlreichen herrenlos herumstreichenden Hunde.

Rohrbach erwähnt als eine auffallende Eigentümlichkeit Persiens, daß die ländlichen Siedlungen vielfach abseits von den großen Heerstraßen liegen, an denen meist nur Karawansereien, d. h. Poststationen, zu finden sind. „Viel nutzbares und bewässertes Land liegt an den Straßen unbebaut. Warum? Weil die Leute zu sehr vor den Requisitionen und Kontributionen Angst haben, denen sie bei Truppendurchzügen, bei Regierungspostsendungen, fürstlichen Reisen und dergleichen ausgesetzt sind. Namentlich wenn Truppen marschieren, so bedeutet das in der Regel eine starke Verarmung der Gegend, durch die der Marsch geht. Um dem aus dem Wege zu gehen, ziehen sich die Leute von der Heerstraße zurück."

Nicht geringe Erträge wirft die Perlenfischerei im Persischen Golf ab, die fast ganz in englischen Händen ist. Der Fischfang ist von keiner großen Bedeutung, da es an Absatz fehlt.

Der Bergbau steckt noch in den Anfängen. Für die Hebung der zahlreichen Bodenschätze ist wenig geschehen, obwohl Persien reich an Erzen aller Art ist. Es finden sich Kupfer-, Blei- und Zinnlager; auch Gold kommt vor. Im Elburs lagern Steinkohlen in großen Flözen, werden aber nur oberflächlich (bis in 10 m Tiefe) abgeteuft. Quecksilber, Antimon und Manganerze werden ebenfalls angetroffen. Bei Nischapur in Chorassan liegen die berühmten Türkisgruben von Maden. Auch Lapislazuli wird in den dortigen Gebieten gefunden. Ausgedehnte Marmor-, Salpeter- und Steinsalzlager sowie Schwefelgruben harren der Aufschließung. Reich an Naphtha sind namentlich die westlichen und südwestlichen Randketten und das ganze Küstenland des Persischen Golfs. Von Petroleum sollen große Vorräte auch im Gebiete des Kaspischen Meeres vorhanden sein. Die Konzessionen für die Ausbeute der Mineralschätze befinden sich meist in den Händen englischer und neuerdings auch amerikanischer Aktiengesellschaften.

Gewerbe und Industrie, letztere meist Heimarbeit, sind noch ziemlich unentwickelt. Sie standen im Mittelalter und namentlich zur Zeit des Schahs Abbas des Großen, der zur Ausschmückung seiner Prachtbauten das Kunstgewerbe eifrig förderte, in hoher Blüte. Ihre Erzeugnisse: Baumwoll-, Seiden-, Leder- und Metallwaren, werden aber durch den europäischen Wettbewerb mehr und mehr verdrängt. So kommt es, daß die einst so umfangreiche Seiden-, Samt- und Teppichweberei und Teppichknüpferei zurückgegangen sind. Die europäischen Käufer sehen meist auf die Billigkeit der Ware. Doch werden in Isfahan, Kirman und Jesd noch heutzutage wahre Prachtexemplare erzeugt. Die Teppichausfuhr ist sehr bedeutend, namentlich nach Amerika in Zeiten geschäftlichen Aufschwungs. Auch Schals werden in großer Güte hergestellt. Die besten stammen aus Kirman. Früher brachte die Anfertigung von ziselierten oder mit Gold und Silber und Email ausgelegten Waffen, insbesondere von Säbelklingen in Chorassan, reichen Verdienst. Neuerdings finden die Feinarbeiten der persischen Schuster im Oriente großen Absatz, ebenso die sehr praktischen Tuchpantoffeln. Nicht minder erfreuen sich die Erzeugnisse der geschickten persischen Juweliere in den orientalischen Harems großen Anklangs. Ueberall zu treffen sind die Kupferschmiede, die kupferne Kessel, Wasserkannen, Samowars, Leuchter und andere Dinge verfertigen. Nicht unwichtig ist auch die Tabakpfeifenindustrie. Die Wasserpfeifen (Kalians) sind oft prächtig ausgestattet und haben einen hohen Wert. Sehr geschätzt sind ferner im ganzen Orient die mannigfachen wohlriechenden Essenzen Persiens. Der ganze Orient ist dafür ein guter Markt.

Der Handel mit Persien liegt fast ausschließlich in russischen und englischen Händen. Der Haupthandel neigt nach Norden, wo ihm das Kaspische Meer, die transkaukasischen und transkaspischen Bahnlinien die Wege nach Rußland weisen. Von dort her beherrscht die russische Industrie durch billige Frachtsätze, Ausfuhrprämien und Kreditinstitute die Einfuhr. Darum hat sich die russische Ausfuhr nach Persien in den letzten Jahren nahezu vervierfacht.

Der Binnenhandel leidet unter dem Mangel an guten Straßen. Es gibt nur Karawanenverkehr. Diesem dienen im Steppen- und Wüstengebiet die Kamele, in den westlichen Gebirgsgegenden die Maultiere. Für den Bahnbau wußte sich Rußland das Vorrecht zu sichern, hat es aber bisher nicht ausgenutzt. Es gibt bis jetzt in ganz Persien nur ganz winzige Strecken, so zwischen

Digitized by Google

Teheran und Schah-Abdul-Asim, etwa 8 Kilometer*), doch steht der Anschluß an das russische Bahnnetz unmittelbar bevor. Schon längst geplant war eine Eisenbahn von Nordpersien nach dem Golf, vielleicht nach Benderabbas, aber England wußte diese Absichten immer wieder zu vereiteln, da ihm das russische Vordringen an den Indischen Ozean zu gefährlich schien. Beabsichtigt war ferner eine Abzweigung von der künftigen Bagdadbahn nach Chanikin an der persischen Grenze und von da nach Innerpersien. Ebenso erwog man eine Linie von Trapezunt nach Erserum-Täbris, ja die Engländer erörterten schon das kühne Projekt einer Querbahn durch ganz Persien, die ihr indisches Netz über Arabien hinweg mit dem Suezkanal verbinden sollte.

Der Postverkehr liegt sehr darnieder. Persien gehört wohl dem Weltpostverein an und hat etwa 150 Postämter, aber die Verbindungen sind schlecht, der Paketverkehr ist im Innern fast unmöglich. Dagegen haben die Briefpost und vor allem das Telegraphenwesen, das fast ganz in englischen Händen liegt, bedeutenden Umfang. In einigen Hauptstädten besteht auch schon ein Fernsprechnetz.

Der Gesamthandel Persiens betrug 1913/14 etwa 1,1 Milliarde Krans. Davon entfallen auf die Einfuhr 647 165 Kran, auf die Ausfuhr 455 840.

Die Haupteinfuhrartikel waren Baumwollwaren, Zucker, Tee und Textilstoffe. Ausgeführt wurden Baumwolle, Früchte, Teppiche, Reis, Opium, Häute und Felle, Rohseide und Gummi usw. Die Beteiligung der einzelnen am persischen Handel hauptsächlich interessierten Länder zeigt folgende Uebersicht von 1913/14.

Einfuhr in Tausend. Krans	Staaten	Ausfuhr in Tausend. Krans
355 888	Rußland	302 060
177 954	England (und Kolonien)	57 111
30 373	Deutschland	2 953
8 922	Oesterreich	718
22 339	Türkei	36 876

Die nachstehende Tabelle zeigt die Entwicklung des

Handels der Zentralmächte und der Türkei mit Persien.

Einfuhr nach Persien im Werte von Tausenden Krans.

	1906 07	1907/08	1908/09	1911/12	1912/13	1913/14
Deutschland	8 335	7 111	5 777	13 977	21 388	30 373
Oesterr.-Ungarn	14 931	4 818	3 629	10 847	8 042	8 922
Türkei	13 027	11 864	11 848	15 269	23 389	22 339

*) 1910 waren in Persien erst 54 km Eisenbahnen in Betrieb.

Ausfuhr aus Persien im Werte von Tausenden Krans

	1900/07	1907/08	1908/09	1911/12	1912/13	1913/14
Deutschland	1 514	1 417	532	2 088	2 928	2 953
Oesterr.-Ungarn	29	2	15	48	567	718
Türkei	59 034	39 235	37 340	40 002	37 927	36 876

Die Gesamtausfuhr hat sich im letzten Jahrzehnt nahezu verdreifacht, die Einfuhr mehr als verdoppelt, ein Zeichen dafür, daß Persien bis zum Kriege in wirtschaftlichem Aufstieg begriffen war trotz innerer Unruhen und äußerer Bedrängnis.

Der Handel der Zentralmächte mit Persien hält sich freilich noch in bescheidenen Grenzen, doch muß man wohl berücksichtigen, daß ein großer Prozentsatz davon in den englischen und russischen Ausfuhrziffern steckt und daß namentlich von dem Handel Oesterreich-Ungarns bedeutende Werte durch Vermittlung der Türkei nach Persien gelangten.

Ueberblick über die deutsche Einfuhr nach Persien (Wert in Tausenden Krans)

	1906 07	1907/08	1908/09	1911/12	1912/13	1913/14
Drogen	261	306	253	515	662	833
Indigo u. Kermes	107	277	157	1119	978	1276
Zucker	2621	1915	1280	2596	4175	7576
Emaille	137	91	67	161	142	292
Eisenwaren	39	58	40	142	268	193
Seidengewebe	2045	1145	548	2209	2174	3936
Wollwaren	354	203	124	3509	3255	4361
Baumwollgeweb.	1260	484	267	1301	2466	3936

Die deutsche Ausfuhr war seit 1907 in stetem Aufschwung begriffen, wozu namentlich die Eröffnung der deutschen Schiffahrtslinie nach dem Persischen Golf (1906) wesentlich beitrug. Aus Persien führten wir hauptsächlich Teppiche und Gummitragant ein. Höchst merkwürdig ist auch der Absatz von Fischen (Zandern) nach Deutschland. Für die Zukunft kämen vor allem in Betracht Reis, Baumwolle und Häute und von den reichen Mineralschätzen das Kupfer. Zu berücksichtigen ist noch, daß mit der Gewinnung des persischen Marktes zugleich auch seine östlichen Randländer Afghanistan und Belutschistan in den Handelsverkehr einbezogen würden.

Wir Deutschen haben ein lebhaftes Interesse an der Unabhängigkeit Persiens, das bis jetzt fast ausschließlich ein Tummelplatz russisch-englischer Umtriebe gewesen ist. Unsere künftige Friedenspolitik, die, soweit das Festland in Betracht kommt, in dem wirtschaftlichen Zusammenschluß der an der großen Welttransversale Berlin—Bagdad gelegenen Länder gipfelt, kann ein freies, unabhängiges Persien an der Südostflanke dieses großen autarkischen Weltbundes unmöglich missen.

Digitized by Google

DIE FÜRSTENTÜMER VON MEKRAN.

Von Abdul Hassan Mansur (Konstantinopel).

Unter den reichen, dem gewöhnlichen Auge noch verborgenen Quellen zukünftiger islamischer Fortschritte sind die kleinen Fürstentümer Mekrans oder Persisch-Belutschistans zu nennen, die mit ihren kernigen, anspruchslosen und arbeitsamen Bewohnern keine kleine Rolle in der künftigen Geschichte des Islams zu spielen berufen sind. Bewaffnet mit modernen Gewehren und einigen Feldgeschützen und begeistert von edler Freiheitsliebe, hat die Handvoll Menschen jener Gegend oft der Habgier, Eroberungslust und Unterdrückungspolitik der Engländer zähen Widerstand geleistet und sie gezwungen, sich von Einmischungen in die inneren Angelegenheiten des Landes zurückzuziehen. Teuer bezahlten es die Engländer mit Gut und Blut noch vor kurzem, als sie Kabelposten am Hafen von Djesk legen wollten, woran die tapferen Eingeborenen sie zu verhindern wußten.

Obgleich das Land einen Teil des heutigen persischen Reiches bildet, ist es politisch und auch sonst unabhängig davon, was nicht nur durch die gegenwärtige Schwäche der persischen Regierung, sondern auch durch Religionsunterschiede zu erklären ist. Die Bevölkerung Mekrans ist ihrem Glauben nach sunnitisch und gehört zu der mystischen Sekte der Kadrije, genannt nach dem Begründer Abdul Kadir Gilani, dessen reichgeschmücktes Grab in Bagdad immer noch einen Gegenstand der Verehrung für die Mohammedaner sowie eine Sehenswürdigkeit für europäische Reisende bildet. Die Mekraner der Gegenwart sind meistenteils Anhänger der Nachkommen des Begründers der Sekte, die fast alle ihren Wohnsitz in Bagdad haben und einen großen religiösen und auch politischen Einfluß auf ihre Jünger ausüben. Einige Mitglieder des Hauses haben nicht weniger als je 50000 Anhänger in Mekran.

Wenn wir von Kirman der großen Hauptstraße über Bam und Regan folgen, so kommen wir zu dem ersten der Fürstentümer mit der am Flusse Bampur liegenden gleichnamigen Hauptstadt. Der gegenwärtige ungefähr 30jährige Fürst heißt Bahram Chan, Sohn des Rustem Chan. Seine Frau ist die Schwester von Newwab Chan, Fürsten von Kasrkend. Seine regulären Truppen bestehen aus 2000 bis 3000 Berittenen, einmal jedoch hatte er im Falle einer Not sogar über 40000 Mann Kavallerie um sich geschart. Er ist der einzige Fürst in Mekran, der auch Kanonen besitzt. Seine Hauptgegner sind außer den Engländern die südpersischen Stämme seiner Nachbarschaft, gegen die er oft mit Erfolg zu Felde gezogen ist.

Sein Schwager Newwab Chan, Sohn des Jusuf Chan, regiert über Kasrkend und Geh. Zu ihm halten als Verbündete die Fürsten Bahram Chan von Serbaz und Aschref Chan von Mind.

Des Bampur-Fürsten Bahram Chan Schwester ist verheiratet mit dem Fürsten von Seh, Soran und Dizzeh, namens Ghulam Chan, Sohn des Mohamed Schah. Sein Fürstentum liegt unmittelbar an der Grenze des Britisch-Belutschistan.

Gehen wir noch weiter nach Süden bis zum Meer, so kommen wir zu dem Fürstentum Bahn-Deschtijori, das nach der indischen Provinz Sind auch Klein-Sind genannt wird. Es liegt ebenfalls an der Grenze von Britisch-Belutschistan und wird von Din Mohamed, Sohn des Mir Abdi, beherrscht. Westlich von Bahn-Deschtijari liegt noch das große Fürstentum Kair-Bair unter dem Fürsten Bahi Chan. Zu ihm gehören als Verbündete die Fürsten Mustafa Chan und Bareket Chan, deren Land zwischen Kair und Djesk liegt. Dieser Bareket Chan war es, an dessen Tapferkeit die englische Expedition gegen Djesk vor einigen Jahren scheiterte.

Dies sind die bedeutendsten Fürsten von Mekran, die, wie erwähnt, verschiedentlich miteinander verbündet sind. Es ist der englischen Großmacht noch nicht gelungen, ihrer Herr zu werden und ihre heiligen Stätten zu betreten, obwohl die Engländer in Befolgung der bekannten Britenpolitik, die Gegner nicht mit eigener Faust zu schlagen, mit Hilfe indischer Truppen oft versucht haben, dieses Edelvolk zu vernichten.

Oestlich von den genannten Fürstentümern liegt der zweite Teil von Belutschistan, der den Namen Britisch-Belutschistan trägt, und dessen Fürsten mehr oder weniger unter englischer Oberhoheit stehen. Zwei dieser Fürsten, nämlich der von Choran und der von Siestan, stehen unter dem Einfluß des Emirs Habib Ullah von Afganistan. Das Fürstentum Choran, dessen Herrscher ebenfalls Habib Ullah heißt, liegt unmittelbar an der Südgrenze Afganistans, das Fürstentum Siestan liegt auf persischem Gebiet südwestlich von Afganistan. Der Herrscher von Siestan, Ali Mohamed Chan, Sohn des Rustem Chan, ist ein Bruder des Bampur-Fürsten Bahram Chan.

Digitized by Google

Die Mekraner beschäftigen sich viel mehr mit Landwirtschaft als mit Handel. Fast alle sind sie mit modernen Gewehren bewaffnet, die über Maskat bezogen wurden, ein Handel, der jedoch den Engländern keineswegs genehm war, weshalb sie alles Mögliche unternahmen, um ihn zu verhindern. Mit Gewehren beladene Boote wurden abgefangen oder versenkt. Leute, die sich mit Gewehrhandel befaßten, wurden zwangsweise verschickt, so z. B. Ali Chan, der wegen solchen „Hochverrats" an den stets für die Freiheit der kleinen Nationen kämpfenden Engländern auf 5 Jahre nach Indien verbannt wurde und nach Ablauf dieser Strafzeit nur unter der Bedingung freigelassen wurde, daß er sich nach seiner Rückkehr nach Mekran nicht mehr mit dem Gewehrhandel beschäftige. Andere Händler wurden einfach niedergemacht. Trotzdem ist es den abenteuerlustigen Kaufleuten gelungen, bis vor dem jetzigen Kriege mehr als 500 000 Gewehre nach Mekran, Tirch usw. einzuschmuggeln.

Wie lange dieses Volk noch gegen die Habgier Englands wird kämpfen können, weiß man nicht. Pflicht aber der islamischen Staaten ist es, sich für das Wohl der Mekran-Fürstentümer zu interessieren und sie nach Möglichkeit vor der Albiongefahr zu schützen.

BIBLIOGRAPHIE.

C. Werke über Deutschland und den Orient (historische Beziehungen und wirtschaftliche Interessen).

Almàs, Ali, Halbmond und Adler, eine Rede zur Förderung der Berliner „Deutsch-Türkischen Vereinigung", Zweite, vermehrte Auflage, Greiz, Henning, 1915.

Becker, Prof. Dr. C. H., Deutschland und der Islam, Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1914.

—, Deutsch-türkische Interessengemeinschaft, Bonn, Cohen, 1914.

—, Deutschland und der Heilige Krieg, in „Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik", Jahrgang 9, Heft 7.

Blankenhorn, Prof. Dr., Syrien und die deutsche Arbeit, Band XVIII der Deutschen Orientbücherei, herausgegeben von Prof. Dr. Jäckh, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Bratter, Die preußisch-türkische Bündnispolitik Friedrichs des Großen, Band VII der Deutschen Orientbücherei, herausgegeben von Prof. Dr. Jäckh, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Grothe, Dr. Hugo, Deutschland, die Türkei und der Islam, Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden", Heft IV, Leipzig, Hirzel, 1914.

Grabowsky, Adolf, Deutschland und der Orient, Feldpostbücherei des „Neuen Deutschland", Heft I, Berlin, „Politik", 1915.

Hennig, Dr. Richard, Die deutschen Bahnbauten in der Türkei, in „Länder und Völker der Türkei, Schriftensammlung des deutschen Vorderasienkomitees", herausgegeben von Dr. Hugo Grothe, Heft XII, Leipzig, Veit & Co., 1915.

Junge, Reinhard, Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen, Flugschriften der Auskunftsstelle für deutsch-türkische Wirtschaftsfragen, Heft I, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Jäckh, Prof. Dr. Ernst, Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft, Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1914.

—, Der aufsteigende Halbmond, Auf dem Weg zum deutsch-türkischen Bündnis, 4. ergänzte Auflage, Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1915.

Künzelmann, Ferdinand, Die Türken und wir, Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge, 1916.

Lemmens, Dr. P. Leonhard, Die Franziskaner im Heiligen Lande. 1. Teil: Die Franziskaner auf dem Sion, Franziskanische Studien, Beiheft IV, Münster i. W., Aschendorff, 1916.

Marré, Ernst, Die Türken und Wir nach dem Kriege, Berlin, C. A. Schwetschke, 1916.

Mehrmann, Dr. Karl, Der diplomatische Krieg in Vorderasien. Unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Bagdadbahn. Dresden, „Das Größere Deutschland", 1916.

Meyer, Pfarrer Erich, Deutsch-Evangelisch im Orient, Volksschriften zum großen Krieg, Berlin, Evangelischer Bund, 1916.

—, Deutsche Arbeit und deutsche Kriegserlebnisse in Aegypten, Berlin, Evangelischer Bund, 1916.

—, Deutschland und Aegypten, Der Deutsche Krieg, Heft XVIII, Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1915.

Mittwoch, Prof. Dr. Eugen, Deutschland, die Türkei und der Heilige Krieg, Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank, Heft XVII, „Kameradschaft", 1915.

Digitized by Google

Mohr, Dr. P., Der Kampf um deutsche Kulturarbeit im nahen Orient, Sammlung „Meereskunde", 9. Jahrgang, Heft VI, Berlin, Mittler & Sohn, 1915.

Müller, Karl Hermann, Die Bedeutung der Bagdadbahn, Vortrag, gehalten im Hamburger Volksheim, Hamburg, Boysen, 1916.

Peters, E., Die Orientpolitik Friedrichs des Großen nach dem Frieden von Teschen (1779 bis 1786), Halle, M. Niemeyer, 1916.

Rapp, Prof. Dr. Adolf, Die Entwicklung unserer Orientpolitik, Tübingen, Kloeres, 1916.

Ritter, Dr. Albert (Winterstetten), Nordkap-Bagdad. Das politische Programm des Krieges, Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, 1916.

Rohde, Hans, Oberleutnant, Deutschland in Vorderasien, Berlin, Mittler & Sohn, 1916.

Rohrbach, Dr. Paul, Weltpolitisches Wanderbuch 1897—1915, Königstein im Taunus und Leipzig, Langewiesche, 1915.

Roth, Prof. Dr. Karl, Armenien und Deutschland, in „Länder und Völker der Türkei, Schriftensammlung des deutschen Vorderasienkomitees", herausgegeben von Dr. Hugo Grothe, Heft X, Leipzig, Veit & Co., 1915.

Schäfer, Dr. Carl Anton, Deutsch-türkische Freundschaft, in „Der Deutsche Krieg", Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1914.

—, Die Entwicklung der Bagdadbahnpolitik, Band XVII der Deutschen Orientbücherei, herausgegeben von Prof. Dr. Jäckh, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Schmaltz, Pastor, Karl, Wir und der Halbmond, Schwerin i. M., Bahn, 1915.

Schubert, Dr. Emmerich, Deutschlands Brücke zum Orient (Oesterreich-Ungarn, Balkanstaaten und Türkei), Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1915.

Springmann, Theodor, Deutschland und der Orient, Das Kolonialreich der Zukunft auf geistigem und materiellem Gebiet, Hagen i. W., Otto Hammerschmidt (1915?).

Trietsch, Davis, Deutschland und der Islam, eine weltpolitische Studie, Berlin, Orientverlag 1915.

Volkswirt, von einem deutschen, Mesopotamien, Das Land der Zukunft, seine wirtschaftliche Bedeutung für Mitteleuropa, Berlin, Renschel, 1916.

Wendt, Heinrich, Schlesien und der Orient, ein geschichtlicher Rückblick, Breslau, Ferdinand Hirt, 1916.

Wiedenfeld, Kurt, Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen und ihre Entwicklungsmöglichkeiten, München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1915.

Zimmermann, Emil, Kann uns Mesopotamien eigene Kolonien ersetzen? Berlin, Kolonial-Wirtschaftliches Komitee, 1917.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Für den Anzeigenteil A. Freid, Berlin.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die 5% **Schuldverschreibungen** und 4½% **Schatzanweisungen der V. Kriegsanleihe** können vom

21. Mai d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. November 1917** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanleihen und für die 4½% Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III.** und **IV. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916 und 2. Januar d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald **bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Mai 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

D. L. Haim & Co.

Berlin und Constantinopel

Hoflieferanten

Seiner Majestät des Königs von Spanien

Spezialgeschäft

für

Persische und Türkische Teppiche

Berlin W., Potsdamer Straße 129-130

Telephon: Amt Lützow 6174

Digitized by Google

AEG NITRA-LAMPE

PASS & GARLEB G. M. B. H., BERLIN W. 57, BÜLOWSTRASSE 66.

Digitized by Google

DIE ISLAMISCHE WELT

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR POLITIK / WIRTSCHAFT UND KULTUR

Herausgeber: SCHEICH ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Schriftleitung: BERLIN W. 15, KONSTANZER STRASSE 5

Fernsprecher: Amt Pfalzburg 2513

Telegramm-Adresse: Jslamwelt

Nummer 8 ■ Preis des Einzelheftes 1 M., jährlich 9 M. halbjährlich 5 M., vierteljährlich 3 M. ■ Juli 1917

Digitized by Google

INHALT

Der islamische Soldat. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch Seite 441
Die Zukunft der Türkei. Von Prof. Dr. v. Luschan . . . . . „ 444
Der Islam in China. Von Dr. Freiherrn von Mackay . . . . „ 447
Die türkische Presse . . . . . „ 450
Kriegsbeschädigt. Von Hussein Dschahid Bey . . . . . „ 455
Die wirtschaftliche Bedeutung des Islam für Deutschland. Von Emil Zimmermann . . . . . „ 460
Denkmäler maurischer Kunst . . . . . „ 464
Marokkos Zukunft . . . . . „ 467
Wo liegt Asien. Von Else Marquardsen-Kamphövener . „ 471
Der Suez-Kanal. Von Ibn Saád . . . . . „ 475
Dem Leben entgegen. Von Habib Edib Bey . . . . . „ 478
Englands Hunger und Aegyptens Getreide. Von Alexandrinus „ 484
Syrien. Von Dr. A. Droop . . . . . „ 486
Das deutsch-türkische Geschäft der Zukunft. Von Fritz Zutrauen „ 489
Bairam-Morgen. Von Habib Edib . . . . . „ 491
Die türkischen Schulen auf arabisch-islamischer Grundlage. Von Dr. A. Droop . . . . . „ 493
Orient-Bibliographie . . . . . „ 496

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für
Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber:
Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 8 | Berlin, 31. Juli 1917 | Jahrgang I

DER ISLAMISCHE SOLDAT.

Von Scheich Abdul Aziz Schauisch.

Einen hervorragenden Platz in der islamischen Geschichte nimmt der islamische Soldat dank seiner besonderen Eigenschaften ein. Noch nie hat ein Geschichtsschreiber den türkischen Soldaten der Feigheit oder des Ungehorsams gegen seine Vorgesetzten zu zeihen vermocht; übereinstimmend bekunden alle, daß er selbst im grauenhaftesten Kampfgetümmel kalten Blutes vorwärts geht. Mißgünstig wird indessen manchmal behauptet, Unerschrockenheit und Tollkühnheit des türkischen Soldaten seien in Wahrheit nur nackte Beutegier, nur das unaufhaltbare Verlangen, aus öder Wüstengegend in fruchtbare, reiche Länder, in ein mildes, gesundes Klima zu gelangen.

Preisgekröntes Gemälde von der Konstantinopler Ausstellung des Roten Halbmonds.

Mit dieser Ansicht wollen wir uns hier auseinandersetzen. Wäre sie zutreffend, hätten dann, so fragen wir, in Kriegen alter und neuer Zeit türkische Sieger feste Staatengebilde auf erobertem Gebiet geschaffen, hätten sie sich dann die Mühe gegeben, stark für Gerechtigkeit und Entwicklung zu wirken? Historikern und Psychologen muß es bekannt sein, daß die auf des Propheten Kriegsruf herbeigeeilten Araber nicht um irdisches Gut kämpften, daß sie ihren Führern unbedingten Gehorsam leisteten und bis zum letzten Atemzug auf dem angewiesenen Posten ausharrten. Wohl ist in manchen Kriegen dem islamischen Heer kein Erfolg beschieden gewesen, doch müssen wir die Ur-

Digitized by Google

sachen dieser Niederlagen in den neu zum Islam Bekehrten suchen, in denen der Glaube noch keine Wurzel gefaßt hatte. So ergriff z. B. in der Schlacht bei Hunein ein großer Teil solcher Schwankenden beim ersten Vorstoß der Feinde die Flucht, und nur Mohammed selbst und sein Gefolge, Männer wie Frauen, hielten stand, darunter die kühne Uelemmi Suleime, die dem Propheten, indem sie ihren Dolch zog, zurief: „Töte diese Fliehenden, wie du mit anderen Feinden verfährst, denn sie verdienen es!" Als Mohammed einst sein Heer bei Uhut zur Schlacht aufstellte, postierte er die Schützen am Fuß eines Berges und erteilte ihnen den Befehl, die feindliche Reiterei bei einem Durchbruchsversuch zu fassen und die eigene Stellung bis zum Schluß des Kampfes unbedingt zu halten. Ein Teil dieser Schützen aber verließ, als er wahrgenommen hatte, daß der Sieg über die Feinde errungen war, die angewiesenen Posten und beeilte sich, zur Verteilung der Beute zurechtzukommen. Die Feinde aber kehrten inzwischen zurück, so daß das islamische Heer den Sieg nicht ausnützen konnte. Der Prophet selbst wurde aus diesem Anlaß am Kopfe verwundet. Derselbe Vorgang wiederholte sich bei den ins arabische Heer eingetretenen Berbern in den Kämpfen in Andalusien; da ihr Sinn nur nach Eroberung stand, brachen sie die Disziplin. Ihre Schuld ist auch die Niederlage der Mauren in Frankreich im Kampfe gegen Karl Martell. Solche Vorfälle sind aber selten. Immer wurden sie von Leuten verursacht, die entweder ein materielles Interesse in die Arme des Islams getrieben hatte, oder die zu unwissend waren, den Sinn des Ganzen zu erfassen.

Die islamische Relegion gebietet dem Soldaten, einer zehnfachen Uebermacht standzuhalten, denn nach dem Koran hat Gott gesagt: „Zwanzig von euch, die geduldig ausharren, werden zweihundert Feinde besiegen und hundert Getreue deren tausend." Später wurde dieses Korangebot allerdings durch ein anderes ersetzt, daß anbefahl, daß jeder moslimische Soldat es mit zwei Feinden aufzunehmen und diesen nicht zu weichen habe.

Als das islamische Heer zur Eroberung Aegyptens auszog, schickte Mukawkis von Oberägypten Unterhändler ins arabische Lager zum Oberbefehlshaber Oemer Ibn As. Diese aber berichteten nach ihrer Heimkehr: „Jenes Volk liebt den Tod mehr als das Leben, es zieht die Genügsamkeit der Völlerei vor, trägt keinerlei Verlangen nach irdischen Gütern; alle sitzen auf der bloßen Erde und essen auf ihren Knien; es besteht kein Unterschied zwischen Fürsten und Volk, zwischen Herrn und Knecht; naht die Stunde des Gottesdienstes, so bleibt keiner zurück, sie alle waschen einen Teil ihres Körpers und erfüllen in Demut ihre Gebetpflicht."

Den Schlüssel zu dem Geheimnis der sprichwörtlichen islamischen Tapferkeit und Unerschrockenheit aber liefern uns die folgenden vier Kardinaltugenden des islamischen Soldaten:

1. Kampf für Gerechtigkeit. Nicht aus persönlicher Leidenschaft kämpft der Mohammedaner, nicht für seine eigenen Interessen. Vor ihrer Islamisierung führten die Araber reine Eroberungskriege mit dem Endziel der völligen Vernichtung des Gegners. Sehen wir uns dem gegenüber jedoch die Landerwerbungen des zweiten Kalifen Oemer Ibn Halab an! Streng verbot er alle Enteignungsversuche fremden Gebiets, alles Land sollte seinen Eigentümern verbleiben. Ebu Feras erzählt, daß Oemer sich einmal öffentlich geäußert habe: „Versammelte! Ich habe nicht Statthalter über euch gesetzt, damit sie euch grausam bedrücken, sondern um euch zu erhalten, was euer war. Sie sollen euch unsern Glauben lehren und mit Gerechtigkeit über euch urteilen." Als Oemer den Ebu Uebeide zum Befehlshaber der Heeresgruppe Damaskus ernannte, schrieb er ihm: „Führe die Araber nicht mit der lockenden Hoffnung auf Beute in den Kampf. Schließe Deine Augen und reinige Dein Herz von Gelüsten, sonst wird das Wohlleben, wie Deinen Vorgänger, so auch Dich zugrunde richten." Vor der Einnahme Jerusalems schloß Oemer einen Waffenstiffstand, wobei er den Einwohnern Unantastbarkeit für ihre Person und ihr Eigentum zusicherte. Desgleichen sollten ihre Kirchen und Kreuze unbeschädigt bleiben und niemand gezwungen werden, seine Religion zu wechseln. So geschehen vor 1320 Jahren, nur kurze Zeit nach Ausrottung der vorislamischen barbarischen Gebräuche, die den Sieger zum Erben des Besiegten machten und diesen aus seinem Lande vertrieben.

2. Geduld und Ausdauer. Nicht unter Zwang den Schwierigkeiten trotzen, heißt geduldig sein, sondern mit Freude alle Hindernisse über-

Digitized by Google

winden, alle Last mit Lust ertragen. Keinen sklavischen, keinen von Furcht auferlegten Gehorsam heischt der Koran von seinen Bekennern, sondern aufrechten, freudigen Gehorsam. Daraus erhellt, warum Jahrhunderte hindurch kein Fall von Bestrafung eines Fahnenflüchtigen oder eines „Drückebergers" in der islamischen Geschichte verzeichnet ist. Mohammed ließ jeden selbst entscheiden, ob er Soldat werden wolle oder nicht. Wer sich aus körperlicher Untauglichkeit oder wegen Minderjährigkeit weigerte, wurde zurückgelassen.

3. Sich mit wenigem begnügen. Im Essen, Trinken und in Kleidung ist der islamische Soldat äußerst anspruchslos. Er begnügt sich mit dem unumgänglich Notwendigen. Wir brauchen da nicht erst von der Vergangenheit zu sprechen, die Gegenwart hat lebendige Beispiele genug. Zwanzig Jahre lang haben die Senussi im Wadai und Neschat gegen Frankreich gekämpft, später gegen Italien und England in Tripolis und den an Egypten grenzenden Gebieten. Sie haben nicht die goldgestickten Uniformen und die prunkvollen Säbel der Franzosen nachgeahmt, nicht die Waffen der Italiener, auch nicht zum Whisky mit Soda der Englander gegriffen — einzig ihre Straffheit und Einfachheit trug ihnen Erfolge ein. Ein Stück Gerstenbrot, ein paar Feigen, ein Trunk aus dem Brunnen genügt ihnen! Seit ungezählten Jahren schon kämpft der türkische Soldat in Asien, Afrika, Europa und überall beweist er seine Genügsamkeit, Ausdauer und Zähigkeit. Ist er hungrig, so klagt er nicht, Durst und Elend jagen ihn nicht in Verzweiflung, irdische Güter bedeuten ihm nichts gegenüber den göttlichen Verheißungen. In der Schlacht denkt er an das ewige Leben, das ihm himmlische Gnade und ewige Ruhe bescheren soll. Ganz selten nur zieht der türkische Soldat nicht mit dem Wunsche aus, zu sterben. Darum hüte man sich vor der Auffassung, daß der türkische Soldat um äußerer Ehren willen, um Orden und ähnlichen Auszeichnungen fechte. Nur das eine Wort führt er stets im Mund: „Gott ist groß!" Und so denken alle Mohammedaner. Aller Ziel ist Gott.

4. Gehorsam gegen Vorgesetzte. Die Ueberzeugung, daß es eine gottgewollte Pflicht ist, dem Vorgesetzten zu gehorchen, beseelt den türkischen Soldaten. Auch in diesem Glauben sind Soldaten und Volk eins. Im Koran steht geschrieben, daß jeder Gehorsam, der dem Propheten erwiesen wird, Gott erwiesen ist. So weiß der Soldat, daß ein Verstoß der Gehorsamspflicht eine Versündigung gegen Gott ist. Die alten Kalifen kannten gar keine militärischen Strafen, weil das ganze Heer in unfehlbarem Gehorsam verharrte. Die militärischen Scheriatgesetze enthalten manche Bestimmungen, daß kein Vorgesetzter einem Soldaten Unrecht tun solle. Vorgesetzte und Soldaten standen bei den Mohammedanern jederzeit fast wie Vater und Sohn zu einander. Kein unausführbarer Befehl wurde erteilt. Auf dem Sterbebette noch sagte der Prophet: „O mein Volk, habe ich jemand unter euch geschlagen, so trete er vor und schlage mich, — hier ist mein Rücken; habe ich jemandes Ehre verletzt, — hier ist meine Ehre, habe ich jemanden etwas genommen — hier ist mein Eigentum, er nehme davon." Und in seinen Gesprächen äußerte sich der Prophet einmal: „Solange die Kleinen die Großen achten, die Großen Mitleid und Gnade für die Kleinen haben, solange werden die islamischen Völker in Frieden miteinander leben."

Da sich jetzt unter den Mohammedanern der ganzen Welt das Verlangen nach Einigkeit mächtig regt und da die islamischen Völker von jeher die Kenntnis moderner Ideen erstrebt haben, so scheint die Zeit günstig, auf den alten Grundlagen neues Leben aufzubauen.

Digitized by Google

DIE ZUKUNFT DER TÜRKEI.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. v. Luschan.

Seit mehr als dreißig Jahren beschäftige ich mich damit, die Völker zu studieren, aus denen das Türkische Reich zusammengesetzt ist. In erster Reihe haben mich ihre körperlichen Eigenschaften interessiert, die breiten und hohen Köpfe der Gebirgsbewohner, die blauen Augen und die langen, schmalen Schädel vieler Kurden, die Hakennasen der Armenier, die mächtigen Stirnen und die schmalen Gesichter der Arnauten, die Verschiedenheiten unter den tscherkessischen Stämmen und erst recht unter den anatolischen Griechen. So konnte ich schon 1892 als erstes Ergebnis meiner Arbeiten mitteilen, daß die Bevölkerung von ganz Vorderasien im wesentlichen aus den Nachkommen der alten Hethiter besteht, die da schon in der Mitte des 2. vorchristl. Jahrtausends ein großes Reich gegründet hatten. Zu diesen alten Hethitern kamen neben verschiedenen numerisch schwachen Zuzügen im wesentlichen nur zwei große Einwanderungen, eine aus dem semitischen Arabien und eine aus dem Norden von Europa, während umgekehrt sehr früh schon alte Vorderasiaten nach Westen gewandert und Donau aufwärts bis in unsere Alpenländer gelangt waren.

Neben diesen anthropologischen Verhältnissen habe ich in all dieser Zeit mit stets wachsender Sympathie auch die religiösen und politischen Zustände der Türkei studiert und mich bemüht, aus der Vergangenheit des Reiches auf seine Zukunft zu schließen. Jahrhunderte hindurch war diese Vergangenheit so, daß nur ein einziges Wort geeignet ist, sie würdig zu bezeichnen, das Wort glorreich. Freilich gab es dann auch eine Zeit trostlos greisenhaften und fast unaufhaltsam scheinenden Verfalls — und dessen Ursache müssen wir aufzudecken suchen, wenn wir uns über die Zukunft des nun wieder verjüngten Reiches ein richtiges Bild machen wollen.

Inzwischen muß man sich aber darüber klar werden, daß jenes Wort glorreich auch für die vortürkische Zeit des Islams Geltung hat. Zeitlich und sicher auch ursächlich fällt der schimpfliche Verfall des oströmischen Reiches zusammen mit der Begründung der islamischen Herrschaft im Orient. Schon der zweite Nachfolger des Propheten, Omar, zerstörte das neupersische Reich, erobert Syrien, Palästina und Aegypten, gründet Kairo und Bassora. Sein Nachfolger, Othman, erobert Rhodos und halb Nordafrika und die letzten omaijadischen Kalifen, wirkliche Nachkommen eines Verwandten des Propheten, beherrschten am Anfange des achten Jahrhunderts ganz Vorderasien, vom Kaukasus bis an den Indus, ganz Nordafrika, den größten Teil von Spanien, sowie Sardinien, Corsika und einen Teil von Südfrankreich. Wenige Menschenalter später sehen wir unter den Abbasiden den Sitz der islamischen Herrschaft nach Bagdad verlegt, wo unter Harun al Raschid Kunst und Wissenschaften blühen, wie in der schönsten Zeit der antiken Kultur, und wiederum sehen wir um 1000 nach Christi am Hofe von Sultan Mahmud, dem Gasnaviden, einen Dichter wie Firdusi und den Philosophen Abu Sina (Avicenna), den geistigen Erben von Aristoteles.

Eine neue Blüte beginnt dann mit der Herrschaft der Seldschuken in Konia und mit der Begründung des osmanischen Reiches um 1300 durch Othmann I. und seinen Sohn Urchan. Bald auch begegnen wir dem Namen von Ertogrul, bei dessen Erwähnung noch heute das Herz jedes guten Türken höher schlagen sollte. Schon Murad der Erste kann seit 1365 in Adrianopel residieren, und 1453 wird von Muhammed II. Konstantinopel erobert; 1456 wird Athen besetzt, wenig später werden Bosnien, Rumänien und Albanien, 1529 auch Belgrad dem Reiche einverleibt. Suleimann II. (1520—1566) dringt in Ungarn ein und steht 1529 vor Wien. Damals hat Europa vor den Türken gezittert und ihre Macht schien unbesiegbar. Und noch ein zweites Mal, 1683, haben die Türken Wien belagert — aber seither sehen wir ihre Macht abbröckeln und die Grenzen des Reiches stetig zurückgehen. Rund zwei Jahrhunderte dauerte dieser Zustand des Hinabgleitens auf einer schiefen Ebene und während dieser ganzen Zeit gab es immer Leute, die einen Stillstand auf diesem Wege für undenkbar und den völligen Zerfall und das Aufhören des Reiches für unmittelbar bevorstehend erklärten. Auch der Gesandte Ludwigs des Sechzehnten war dieser Meinung und hat vor Die überaus unsoziale Handhabung der Wehrpflicht; 2. der Hadsch; 3. die Polygamie.

Betrachten wir diese Faktoren im einzelnen, so ist natürlich die allgemeine Wehrpflicht an sich

Digitized by Google

etwa zweihundert Jahren nach Paris berichtet, die Zustände in Konstantinopel seien ganz unhaltbar und würden schon „in wenigen Monaten" zum Zerfall des türkischen Reiches führen. Es ist interessant, festzustellen, daß Bismarck, als man ihn einmal für die Aufteilung der Türkei zu interessieren und ihm klarzumachen suchte, daß „jetzt die richtige Zeit dazu" sei, darauf die Antwort gab: „Ja, das meinen Sie, und Ludwig XIV. hat es auch schon geglaubt — aber die Türkei lebt noch immer und wird hoffentlich noch sehr lange leben."

Immerhin war die Türkei wirklich in Verfall geraten und es ist schon rein theoretisch interessant, über die Ursachen dieses Herabsinkens von einst so stolzer Höhe nachzudenken. Die Hauptursache sehe ich in dem Emporkommen eines hochmütigen, intoleranten und kulturell rückständigen Klerus und in dem Hand in Hand damit gehenden Verfall der militärischen Organisation. Dabei wünsche ich, nicht mißverstanden zu werden; zweifellos gibt es auch heute noch in der Türkei geistliche Würdenträger von hervorragenden Eigenschaften und ich habe einige kennen gelernt, die mir wegen ihrer inneren Vornehmheit und ihrer abgeklärten Ruhe überaus sympathisch sind — aber die ganze Kaste als solche war minderwertig und sie war um so mehr gemeingefährlich, als in ihrer Hand zugleich auch die Rechtsprechung lag. Wir wissen ja schon aus Rußland, wie kulturfeindlich ein übermächtiger Klerus werden kann und welche Gefahren der Bureaukratismus und die Alleinherrschaft der Juristen mit sich bringt. So mußte es für die Türkei doppelt verhängnisvoll werden, daß auch die Rechtspflege zum größten Teile in geistliche Hände gelegt war. Dabei wurde die Verwaltung immer schlechter und die Zahl der bestechlichen Beamten immer größer. Aber weit schlimmer noch war der Verfall von Heer und Flotte. Heute gibt es viele Leute in der Türkei sowohl als in Mitteleuropa, die nicht einmal wissen, daß die Osmanen einst eine wirkliche Flotte gehabt und mit ihr die Herrschaft zur See, genau wie vom frühen 13. bis zum späten 16. Jahrhunderte Venedig und in den letzten Jahren England. Türkische Flotten waren es, die 1571 Cypern und 1645 Kreta den Venetianern entreissen konnten und damit den Ruhm der meerbeherrschenden Lagunenstadt erschütterten. Aber genau wie die siegreichen Heere, so sind auch die mächtigen Flotten der Türkei das Opfer ihrer ebenso hochmütigen als unfähigen und unehrlichen Verwaltung geworden.

Im letzten Jahrhundert waren es drei weitere Faktoren, die besonders den mohammedanischen Teil der Bevölkerung, also das eigentliche Rückgrat des Reiches schwer geschädigt und ein starkes Ueberhandnehmen der armenischen und griechischen Bevölkerung mit sich gebracht haben: 1. zweifellos ein großer Segen. Jeder Einsichtige bei uns weiß, daß die Pflicht und das Recht, ein oder zwei Jahre bei der Fahne zu dienen, für die meisten jungen Männer ein großes Glück ist; sie gewinnen körperlich und geistig dabei, indes sie ihre Gesundheit kräftigen und ihren geistigen Horizont erweitern. Aber die Vernunft wird Unsinn und die Wohltat Plage, wenn die Leute sieben Jahre und länger bei der Fahne zurückgehalten werden und erst recht schädlich wirkt eine solche Einrichtung, wenn die Leute in einer weit von der Heimat gelegenen Provinz zurückgehalten werden und schon vor Ableistung der Wehrpflicht geheiratet haben. Dann bleiben sie meist die ganze Zeit über ganz ohne Verbindung mit ihrer Familie und werden ihrer Frau entfremdet, wie die Frau ihnen. Besonders groß wird das Unglück dann, wenn eine schlechte und unehrliche Verwaltung nicht einmal für eine rasche und kostenlose Rücksendung der entlassenen Soldaten sorgt, sondern sie, was nur zu oft vorkam, einfach auf die Straße setzt und es ihnen überläßt, sich selbst nach der fernen Heimat durchzuschlagen. So sind sie oft noch ein weiteres Jahr unterwegs und bringen die schwersten und traurigsten Infektionskrankheiten nach Hause.

In ähnlicher Weise ist auch der Hadsch, die Pilgerfahrt nach Mekka, an sich zweifellos eine schöne und würdige Einrichtung, aber er wurde zur Schädlichkeit, wenn wiederum durch die schlechte und unfähige Verwaltung, durch den Mangel an Aerzten, durch die geradezu frevelhafte Außerachtlassung auch der primitivsten hygienischen Maßregeln die frommen Pilger von Seuchen ergriffen wurden und unterwegs zu Grunde gingen. Ich weiß von Jahren, in denen kaum die Hälfte der Pilger gesund die Heimat wiedersah. Und diese harte Steuer mußte um so empfindlicher wirken und um so gemeinschädlicher sein, als sie nicht alle Schichten der islamischen Welt gleichmäßig traf, sondern nur gerade die gewissenhaftesten und frömmsten und in der Regel auch die sozial höherstehenden.

Aber auch die Polygamie wirkte in ähnlicher Weise antisozial und war von ausgesprochen ungünstigem Einflusse auf die Volksvermehrung. Das klingt paradox, weiß doch eigentlich jedermann, daß ein Hahn für viele Hennen genügt, aber die menschliche Gesellschaft ist kein Hühnerhof und wir Anthropologen wissen auch aus dem tropischen Afrika und von der farbigen Bevölkerung der Südsee-Inseln daß im Durchschnitt die polygame Ehe nicht kinderreicher sondern kinderärmer ist, als die monogame. Natürlich gibt es Ausnahmen, und ich habe persönlich einmal das Vergnügen gehabt, den jüngsten von den fünfzig Söhnen des berühmten Kurden-Schechs Pedrchan-Bey kennen zu lernen; aber solcher Kinderreichtum ist nicht

Digitized by Google

die Regel bei der polygamen Ehe. Diese bringt es vielmehr nur zu oft mit sich, daß gerade die alten Männer, weil sie wohlhabender oder reicher sind, als die jüngeren, sich die jungen Frauen sichern, so daß für die jungen Männer nur die älteren Frauen überbleiben. Auch andere Gründe sind da noch wirksam, auf die hier nicht eingegangen werden kann, aber jeder Sozial-Anthropologe weiß, daß nur die monogame Ehe dem Ideal einer gesunden Bevölkerungspolitik entspricht, und daß es durchaus erwünscht ist, daß die Männer so jung als nur irgend möglich in die Ehe treten.

Das sind einige von den Faktoren, die vorwiegend im letzten Jahrhundert am Rückgang gerade des mohammedanischen Teils der Bevölkerung schuldig waren und die uns begreifen lassen, warum im ganzen Reiche zwar die mohammedanischen Friedhöfe gewachsen, aber in allen Städten, großen und kleinen, gleichmäßig die von Mohammedanern bewohnten Stadtteile kleiner und die der Armenier und Griechen größer geworden sind. Aber auch sonst ist es immer wieder die bornierte und rückständige Verwaltung mit ihrer Verachtung von Vernunft und Wissenschaft, die das ganze Reich und in erster Linie gerade den mohammedanischen Teil der Bevölkerung dauernd geschädigt hat. Während die orientalischen Christen sich schon früh die Segnungen der westlichen Kultur angeeignet und aus eigener Kraft für Schulen und Spitäler, für bessere Bodenbearbeitung und für allerhand technische Errungenschaften gesorgt haben, stand die unfähige Verwaltung abseits, hochmütig, ablehnend, grollend und, was das allerschlimmste ist, ohnmächtig und untätig auch gegenüber den beleidigendsten Insulten der Fremden.

Eine ganz besondere Pestbeule dieser Art erscheint mir die amerikanische Mission. Unter dem Vorwande religiöser Bekehrung, als ob unser Herrgott irgend ein Interesse daran haben könnte, daß aus armenischen Christen amerikanische Christen gemacht würden, entwickelte sich eine von Jahr zu Jahr anmaßender und brutaler auftretende Einmengung der amerikanischen Regierung in die türkische Verwaltung. Seit mehr wie dreißig Jahren habe ich immer wieder von neuem amerikanische Kriegsschiffe vor Smyrna, Beirut und Alexandrette liegen sehen, immer unter dem Vorwande, die Rechte eines amerikanischen Bürgers, eines Armeniers natürlich, zu schützen! Das Beispiel, das die Engländer, Franzosen und Italiener gegeben, indem sie binnen wenigen Jahrzehnten den ganzen islamischen Nordrand von Afrika „in geordnete Verwaltung nahmen", ließ auch die Raubgier der Union nicht ruhen. Ebenso wie sich Amerika der Hawaiischen Inseln und der Philippinen bemächtigt hatte, so sollte früher oder später die amerikanische Flagge auch in Vorderasien gehißt werden. Die amerikanischen Missionare, die amerikanischen Kriegsschiffe vor den großen Küstenstädten des osmanischen Reiches und nicht zum mindesten auch die zionistischen Juden, die von der Union als Botschafter nach Konstantinopel geschickt wurden, waren die ersten Etappen auf diesem Wege der Vergewaltigung. Und genau wie England sich schon früh den Beistand unbotmäßiger und hochverräterischer Araber gekauft hat, so hat Amerika sich der bekehrten Armenier bedienen wollen.

Der Weltkrieg hat solchen Plänen einstweilen einen Riegel vorgeschoben — hoffentlich für lange Zeit. Niemand weiß, welche Kämpfe der Türkei noch bevorstehen — aber ebenso wie in unseren Tagen die beispiellose Energie eines einzigen Mannes, eines neuen Ertogrul, Adrianopel und eine ganze Provinz für das Reich geretten hat, so ist auch für die Zukunft der jungen Türkei das Beste zu hoffen. Ebenso wie Enver das ganze Heerwesen der Türkei reorganisiert, so sind jetzt die führenden Geister des Reiches bemüht, auch die innere Verwaltung umzugestalten und hundertjährige Mißbräuche abzustellen. Schon macht sich eine weise Würdigung westlicher Kultur und Technik bemerkbar, und schon — mitten im Kriege — ist man mit dem größten Eifer damit beschäftigt, alles zu prüfen, um später das Beste zu behalten. Nach dem Kriege wird vor allem eine energische Sozialpolitik einzusetzen haben und viele auch rein sozialanthropologische Fragen werden von der verjüngten Türkei zu lösen sein. Der schier unerschöpfliche natürliche Reichtum des Landes wird die Mittel zu großartigen Reformen, zunächst auf dem Gebiete des Unterrichtes und der Hygiene liefern. Ebenso würde es leicht sein, ohne eine wesentliche Mehrbelastung der Finanzen des Reiches, die Gehälter der Beamten und Richter zu verdoppeln, wenn man ihre Zahl auf die Hälfte reduziert, und man könnte so im Laufe weniger Jahrzehnte eine arbeitsfreudige und absolut unbestechliche Beamtenschaft heranziehen. Von einer intensiven Bewirtschaftung des Bodens ist aber mit Sicherheit ein großer finanzieller Aufschwung zu erwarten. Da denke ich ganz besonders an die vielen hunderte von großen antiken Städten, deren Ruinen heute in trostloser Einöde stehen, während sie im Altertum von paradiesisch schönen Gärten und wogenden Feldern umgeben waren, und ich denke an die hunderte und aberhunderte von prunkvollen Tempeln und Palästen und von ganz aus edlem Marmor erbauten Theatern an Orten, an denen heute nur ein paar baufällige Hütten oder einsame Jürückenzelte zu sehen sind. Allein schon aus solchen Betrachtungen kann man lernen, daß der türkische Acker leicht das doppelte und dreifache der gegenwärtigen Bevölkerung ernähren könnte, wenn er nur rationell bewirtschaftet wird. Dann würde aber auch die jetzt so verderbliche Auswanderung in fremde Erdteile ganz von selbst

Digitized by Google

und ohne gewaltsame Beschränkung der persönlichen Freiheit aufhören und der Reichtum, die Steuerkraft und mit ihr auch die militärische Leistungsfähigkeit des Reiches fast ins Unermeßliche wachsen.

So kann man nur wünschen und hoffen, daß es der jungen Türkei gelingen möge, ihre gegenwärtigen Absichten wirklich durchzuführen und ganz besonders auch ihre mohammedanischen Untertanen in solcher Weise zu heben und zu stärken; dann geht das osmanische Reich und mit ihm die ganze islamische Welt einer Zukunft entgegen, die ebenso glorreich ist, wie ihre Vergangenheit.

DER ISLAM IN CHINA.

Von Dr. Freiherrn v. Mackay.

Jeder, der zum ersten Mal die Hauptstadt des Riesenreichs der Mitte betrat, ist wohl alsbald in eine Stimmung geraten, zusammengesetzt aus Aerger, Erstaunen, Verwirrung, Ueberreizung aller Nerven, bis er schließlich die Gewißheit verloren haben mag, ob er wache oder träume, ob er noch auf der Erde weilt oder auf einen anderen Planeten wildfremder Zivilisation geraten ist. Wenn er erwartet hatte, von majestätischen Straßenzügen empfangen zu werden, so betritt er statt dessen wirre, breite, unübersehbare Fluchten von Gassen, die beiderseits von niedrigen Gefängnismauern eingesäumt scheinen, und die ihn bald in wüstenartige Staubwirbel einhüllen, bald in Schlamm knietief versinken lassen. Wenn er von der bedächtigen Art des Chinesen gehört hatte, so blickt er in ein schreiendes, tosendes, quirlendes Chaos, in dem ihm alle Zeichen der Anarchie durcheinander zu spielen, nur keins der Ordnung zu herrschen dünkt. Nach langer, mühseliger Irrfahrt kommt der Reisende dann vielleicht vor die Tore der verbotenen Stadt und sieht hoch die schweren vergoldeten Dächer der kaiserlichen Paläste aufragen, funkelnd, blitzend in die Himmelsbläue schimmern. Oder er gerät in die unendliche Gartenstadt und blickt über ein Meer von Baumgipfeln hinweg, in deren Obhut verstohlen, geheimnisvoll die Landsitze des chinesischen Geldadels sich bergen. Er wandert weiter und weiter und bemerkt alsbald, daß dieses Peking nicht eine Stadt ist, sondern ein vielgliederiges Stadtsystem, zusammengesetzt aus mannigfaltigen Stadtkörpern und buntesten Völkerlagern, in deren Bereich man wochen-, ja mondelang Entdeckungsfahrten unternehmen kann, ohne den Reichtum der immer neuen kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen Lebensbilder auszuschöpfen. Wenn er endlich abends ermüdet, betäubt ausrastet und sieht und hört, wie auf den Gebetstürmen der großen Lamaserien die Priester in ihren violetten und gelben Gewändern aufziehen und mit Muschelhörnern und Gongs zur Andacht rufen, und wie nun plötzlich das brausende Meer dieser Wunderstadt abebbt und in schweratmenden Schlummer versinkt, dann wird gewiß unter allen auf ihn eindringenden und von den Saiten seiner Seele sich lösenden Gefühlen das eine die Dominante bilden: daß er hier, mit so viel Empfehlungsbriefen an Heimatfreunde er auch gekommen sein mag, doch ein Fremder, ein Einsamer, ein Verlassener auf einem gefährlichen Außenposten inmitten eines Riesenheeres von fremdfühlenden und in ihrem Handeln und Treiben ihm unfaßbaren Menschen ist.

Und doch begegnet ihm, je näher er sich umschaut, manches Bekannte, Anheimelnde. Den Charakter als Weltstadt im wahrsten Sinn des Wortes verrät Peking nicht zum wenigsten auch dadurch, daß es in seiner Völkerhürde die Anhänger von Religionen aller Art beherrbergt; unter ihnen nehmen die Bekenner des Propheten eine erste und denkwürdige Stelle ein.

Wer so, vom Orient kommend, das uralte „Tatu", die große Stadt, durchstreift, der findet alsbald ebenso in der Mandschu- oder Tatarenstadt wie in der Süd- oder Chinesenstadt genug Bilder, die ihm vom mohammedanischen Asien her noch lebendig vor Augen stehen: er blickt nicht nur in Gassen, Höfe, ganze Häuserblocks, die ebensowohl in Kairo, Tripolis, Bagdad stehen könnten, sondern es tauchen auch vor ihm die wohlbekannten machtvollen Kuppeln von Moscheen auf, bei denen nur ein Merkmal das Wachstum auf fremdem Boden erkennen läßt: das Fehlen der Minarets.

Williams behauptet, daß zur Zeit des Kansuaufstands nach chinesischer Berechnung 20 000 Muslims in Peking gelebt hätten; heute soll ganz Tschihli nur 100 000 bis 250 000 beherrbergen. Hiervon fielen nur etwa 10 000 auf das eigentliche Peking, dessen Stadtbann aber von einer ganzen Reihe mohammedanischer Kolonien umkränzt wird. Mag nun, rein ziffernmäßig betrachtet, der mo-

Digitized by Google

hammedanische Einfluß nicht groß erscheinen, welches Gewicht dem Islam in China geschichtlich und kulturell eignet, davon sind allein eben jene Moscheebauten ein beredtes Zeugnis. Die älteste ist das Heiligtum von Niu-tschieh, das aus der Zeit der zweiten Sungdynastie (960—1280) stammt, also aus der Epoche, in der zum ersten Mal die Lehre des Propheten durch die verschlossenen Pforten des Himmlischen Reiches sich Bahn brach. In den Wirren des Mongoleneinbruchs unter Mingtsung wurde es zerstört, dann aber, unter den Mings (1368—1644), wahrscheinlich vom Begründer dieses Herrscherhauses Tschu-Jüantschang selbst, unter dem Namen Li Pai-su, Tempel der Verehrung, neu und prachtvoll aufgebaut. Schon dieses Vorgehen ist charakteristisch dafür, daß die Mehrzahl der chinesischen Herrscher dem Mohammedanertum nicht nur Schutz und durchaus gleiche Rechte wie dem Buddhismus gewährte, sondern sogar ihn förderte und ihm meist viel freundlicher als dem Christentum gegenüberständ, dessen Pekinger Gemeinde, nachdem ihr Papst Clemens V. 1307 einen Erzbischof zum Hirten bestellt hatte, sich gerade damals (1369) auflöste. Tatsache ist, daß die anderen größten Moscheen der alten Kaiserstadt sämtlich, wenn nicht den ersten Bau, so doch ihre Wiederherstellung der Gönnerschaft der Herrscher auf dem Drachenthrone verdanken. So der „Tempel des Glanzes" Fa Ming-su, der „Tempel der Reinheit und Treue" Tsching Schen-su, der „Tempel des Glücks und des langen Lebens" Fa Ming-su, vor allem aber die sagenumsponnene Moschee Hui Tsujing, die der berühmte Kaiser Kiänlung für seine mohammedanische Geliebte „Almana, die Gefangene des Westens" errichtete. Unter seiner Herrschaft waren im Iligebiet Thronstreitigkeiten zwischen dem Mongolenfürsten Dawatsi und seinem ehemaligen Kriegsgefährten Amusana entstanden, der nach Peking floh und dort Kiän-lung vorhielt, wie leicht er durch Unterstützung seiner Sache die wichtige Machtfrage dauernder Sicherung des Altaihochlands lösen könne. Der Herrscher ging darauf ein, eroberte 1759 Kaschgar und Jarkand im Sturm, unterwarf sich das ganze von Mohammedanern bewohnte Ostturkestan, brachte eben von diesem Feldzuge die „Jungfrau des Westens" als Beute heim und stiftete ihr jene Moschee mit einem eigenartigen Turmbau, der sie beim Blick von ihrem Palast zur kaiserlichen Stadt an die Heimat erinnern und so ein heimatliches Bild ihr zur Erleichterung des Lebens in der Fremde vorzaubern sollte.

Unter Kiän-lung erreichte das Reich der Mitte seine größte Ausdehnung. Um seinen Kern lagerte sich ein Kranz von abhängigen Staaten, der sich nordwestlich bis zum Altai, südwestlich bis zum Reich der 1790 unterworfenen indischen Gorkhas erstreckte. Mit dieser Machtfülle verband sich eine nicht minder großartige Kulturblüte: die Minggräber mit ihren berühmten „Geisteralleen", an denen überlebensgroße Menschen- und Tierbilder Wache halten, sind ebenso beredte Zeugen dessen, wie die von herrlichen und wunderbaren Gärten, Seen, Kanälen, Marmorbrücken umzierten Kaiserlichen Paläste und nicht minder die Ueberreste der Kleinkunst jener Zeit.' Ebenso aber, in ihrer Ueberzeugung, die eigentlichen Herren der gesitteten Welt zu sein, behandelten die Mingherrscher die Muslims mit größter Duldsamkeit: jener Tempel der Gefangenen des Westens darf als ein Sinnbild gelten, wie sie als Schutzherren aller Religionen sich fühlten und daher der Ausbreitung des Islams neben der buddhistischen Staatsreligion keinerlei Hindernis in den Weg legten.

Und sie taten wohl klug daran. Eben damals bildete sich jenes gemütliche, zufriedene Stilleben der muslimischen Gemeinden wie auf verstreuten Inseln im Meer des Chinesentums, das noch heute zu beobachten ist und in erfreulichem Gegensatz zu den Verhältnissen in den westlichen Grenzgebieten, namentlich in Kansu, steht, wo die Koranbekenner nicht in den Städten wohnen dürfen. Der Volksmund nannte die Muslims hui hui, was zweifellos mit Hiung-nu (unseren „Hunnen") zusammenhängt, also mit der Erinnerung an jenes mächtige Reich, das vom Turkstamm der Uiguren bereits in vorchristlicher Zeit am Gelben Fluß begründet wurde und dessen Völker mit dem ersten Vordringen des Islams nach Innerasien die Lehre Buddhas zugunsten des Korans aufgaben.[1])

Die Muslims zeichnen sich durch Reinlichkeit, Ordnungsliebe, höhere Bildung, vorteilhaft aus. Jede der kleinen mohammedanischen Gemeinden, die sich um eine der 32 Moscheen Pekings sammelt, hat ihre arabische Schule. Ihr Leiter ist der A-hong, das heißt Mullah, dessen wissenschaftliche Kenntnisse freilich gemeinhin nicht viel über das Vermögen, den Koran in der Ursprache zu lesen, hinausgeht. Aber während die Chinesenkinder nur zu oft überhaupt keine Schule besuchen, genießt die Nachkommenschaft der Muslims doch regelmäßig eine wenn auch sehr bescheidene religiöse Unterrichtung. Zugleich sorgt der A-hong für eine wohltätige Gemeindezucht. Täglich betet er fünfmal in der Moschee, was zugleich das Zeichen für das hsiao-tsching, die kleine Reinigung, bestehend in Hand-, Kopf- und Fußwaschung, ist. Am Freitag findet das ta-tsching, die große Waschung, verbunden mit Kleiderwechsel, statt. Die Predigten bestehen aus Koranauslegungen und Ermahnung zu gottgefälligem Leben; von gebildeten Chinesen selbst wird allgemein zugegeben, daß die Gottesdienste durch ihre schlichte Würde außer-

[1]) Schon die älteste uigurische Literatur hat rein mohammedanischen Charakter.

Digitized by Google

ordentlich eindrucksvoll sind. Frauen haben keinen Zutritt zu den Moscheen, wie überhaupt ihr Leben des Lichtschimmers jener Freiheit entbehrt, welche die Geschlechtsgenossinnen in anderen muslimischen Ländern sich erobert haben. Daß im übrigen die Mohammedaner Sitten und selbst viele religiöse Gebräuche der Chinesen angenommen haben, erscheint bei der bekannten Anpassungsfähigkeit des Islams an den Geist der Völker, in deren Land er erobernd vorgedrungen ist, selbstverständlich. Aber wenn man andererseits bedenkt, daß das Chinesentum seit alters ein unvergleichliches Vermögen der Aufsaugung fremdnationaler Bestandteile durch das Schwergewicht seiner Masse und deren merkwürdige kollektivistische und kommunistische Organisationsformen bewiesen hat, so zeugt es um so mehr von der außerordentlichen Selbstbehauptungskraft des Islams, seiner religiösen Ideale wie seiner sozialen Bindung, daß er überhaupt im „gelben Meer" gleich Korallenriffen trotz schwerer Brandung in allen Stürmen der wechselvollen Geschicke Chinas sich aufrecht und ungebrochen hat behaupten können. Es wird zwar sehr viel von allen möglichen geheimnisvollen Verbündeten der Mohammedaner geredet, deren Fäden sich von Peking aus durch das ganze Reich der Mitte ziehen sollen, und tatsächlich besteht ein Verband sämtlicher „hui-hui", der tsching tsching hui tschiao, dessen Begründung in Honan erfolgte, dessen Präsident Ma Tscheng-wu in Schensi und dessen Vizepräsident Wang Hao-schang in Peking ist. Aber Programm und Wirken dieses Bundes beschränkt sich auf Verbesserung des Schulwesens und wohltätige Unterstützung der armen Kirchenmitglieder; politische Bedeutung hat seine Tätigkeit kaum. Die sehr oft armen mohammedanischen Gemeinden bringen sich vielmehr nach wie vor schlecht und recht im alten Eigenbrötlerleben durch, äußerlich streng von der Umgebung schon dadurch geschieden, daß sie auf den Genuß von Schweinefleisch streng verzichten, was oftmals zu gehässigen Reibereien mit den niederen chinesischen Massen führt. Dafür sind aber die Beziehungen der vornehmen Mohammedaner zu den gebildeten Chinesen meist desto besser. Kennzeichnend ist das Auftreten des Sejiden Ma Tschu, der in seinem berühmt gewordenen Tsching tschen tsche nan (Kompaß des Islams) den Beweis dafür zu erbringen sucht, wie sich das Wort Mohammeds und Kung Fu-tses harmonisch ergänzt, wie beider reine Lehren aus einer ursprünglichen Glaubenswurzel der Menschheit stammen; sein versöhnliches Wirken für eine Synthese der beiden großen Religionen hat beim Mandarinentum vielen Anklang gefunden.

Dementsprechend zeigten die Muslims bei der Umwälzung, die den Mandschuthron zu Fall brachte, und bei allen folgenden politischen Wetterstürzen der jüngsten Zeit keinerlei Neigung, die Wirren für ihren Vorteil auszunutzen; weitaus überwiegend bewiesen sie, daß die religiöse Sonderstellung ihrer Staats- und Vaterlandstreue keinerlei Abbruch tut. Freiheit dem Islam zu erkämpfen, hatten sie nicht nötig, da sie diese schon unter dem alten Regiment besaßen; im Norden, wo sie viele der monarchistischen Kerntruppen bilden, haben sie ebenso tapfer für die Mandschus gefochten, wie für die Republik im Süden. Selbst in den geschichtlichen mohammedanischen Aufruhrzentren Kansu und Jünnan flammte das Feuer der alten Aufsässigkeit nur sehr schwach auf: niemals wurde so deutlich als gerade in dieser Prüfungszeit offenbar, daß einer vollkommenen Versöhnung all' des Hasses und Haders zwischen Muslims und Buddhisten, der in früheren Zeiten so furchtbare Blutopfer in verhängnisvollen Aufständen gefordert hat, nichts mehr im Wege steht.

Digitized by Google

DIE TÜRKISCHE PRESSE.

Der Direktor des Presseamts bei der Hohen Pforte, Hikmet Bey, hat sich jüngst in Berlin aufgehalten, um sich mit den bereits vor dem Kriege bestandenen und während des Krieges ins Leben gerufenen Einrichtungen der hiesigen Presse vertraut zu machen. Mannigfache Anregungen konnte der rührige und sein Amt mit Geschick und Liebe verwaltende Direktor der türkischen Presse aus den Berliner Einrichtungen schöpfen. Ich denke z. B. an den Verein der Berliner Presse und den Reichsverband der deutschen Presse, deren Organisationen Hikmet Bey als Grundlage für ähnliche Gründungen in der Türkei dienen sollen. Wer die Presse Konstantinopels und der türkischen Provinz kennt, so wie sie sich vor dem Kriege zeigte, der wird unbedingt zugeben müssen, daß, seit sich Hikmet Bey an der Spitze des Pressewesens befindet, manches besser geworden ist. Man braucht sich nur die Entwicklungsgeschichte der Telegrafen-Agentur „Milli", des türkischen „Wolffbureaus", vor Augen zu halten. Hikmet Bey war es, der aus der früheren „Agence Ottomane", einer sich türkisch gebenden, jedoch von der Entente gestützten Agentur, ein nationales Unternehmen geschaffen hat, das allen Anforderungen entspricht, die an ein Nachrichtenamt gestellt werden. Noch ist natürlich viel zu tun, um so mehr, als der Leitung der türkischen Presse Schwierigkeiten erwachsen, wie kein anderes Land sie kennt. Man denke z. B. an die Sprachenfrage, die den Apparat außerordentlich kompliziert.

Bei dieser Gelegenheit mag einiges über Geschichte und Entwicklung der türkischen Presse erwähnt werden. Sie hat bis zur Revolution einen schweren Leidensweg zurückgelegt; im Grunde genommen hat sie sich erst seit dem Jahre 1909 wirklich entfalten können.

Da die Buchdruckerkunst in der Türkei viel später als im Westen bekannt wurde, ist auch die Geschichte des türkischen Zeitungswesens bedeutend jüngeren Datums. Der Buchdruck ist während der Regierungszeit des 1703 auf den Kalifenthron gekommenen Sultans Ahmed III. in Stambul eingeführt worden, und ungefähr im Jahre 1730 haben dort die ersten Druckwerke das Licht des Tages erblickt. Von diesem Zeitpunkt bis zur Gründung der ersten türkischen Zeitung vergingen beinahe noch hundert Jahre. Erst Sultan Mahmud II. kann als Begründer des türkischen Zeitungswesens angesprochen werden. Französische Vorbilder dienten als Grundlage. Hatte doch schon im Jahre 1795 unter Selim III. der außerordentliche Gesandte der französischen Republik während kurzer Zeit eine Art französische Zeitung herausgegeben, die in der französischen Gesandtschaft mit französischen Lettern gedruckt wurde. Die erste politische Zeitung in französischer Sprache, der von dem Franzosen Alexandre Blacque von 1825—1828 in Smyrna herausgegebene „Courier de Smyrne", veranlaßte den Sultan Murad zu einer ähnlichen Gründung. Er ließ Blacque nach Konstantinopel kommen und vertraute ihm 1831 die Leitung des „Mo-

Tasviri-Ifkar.

Tanin.

Digitized by Google

niteur Ottoman" an, der im folgenden Jahre unter dem Titel „Takwim-i-wekai" eine türkische Ausgabe erhielt. Diese „Tafel der Ereignisse", so lautet der Titel in Uebersetzung, ist bis auf den heutigen Tag das türkische Amtsblatt geblieben. Diese türkische Ausgabe des „Moniteur" beschränkte sich ausschließlich auf die Wiedergabe amtlicher Bekanntmachungen. Dennoch durfte sich der erste Herausgeber augenscheinlich keiner ungestörten Tätigkeit erfreuen. Tatsache ist jedenfalls, daß sich gewisse Botschafter mit der Aufklärungsarbeit und dem Aufschwung, den die Türkei unter dem reformliebenden Sultan Murad nahm, nicht einverstanden erklärten und daß Blacque auf einer Reise nach Frankreich im Jahre 1836 plötzlich auf Malta starb. Die Engländer beschuldigten die Russen der gewaltsamen Beseitigung Blacques, die Russen schrieben den Engländern die Schuld zu, ohne daß jemals über das plötzliche Verschwinden dieses Zeitungsmannes Klarheit geschaffen wurde.

Ikdam.

Bis zum Jahre 1851 wuchs die Zahl der Konstantinopler Blätter auf dreizehn. Sie erschienen in türkischer, französischer, italienischer, griechischer, armenischer und bulgarischer Sprache. Im Jahre 1866 war die Zahl der türkischen Blätter in der Hauptstadt auf sechsunddreißig gestiegen. Ein besonderes Preßgesetz gab es damals nicht. Die Zeitungen unterstanden den für Buchdruckereien geltenden Bestimmungen, die im Hattischerif des Sultans Abdul Hamid I. niedergelegt waren. In der türkischen Provinz waren damals überhaupt noch keine Zeitungen vorhanden. Erst das Wilajetsgesetz, durch das jede Hauptstadt der Provinzen eine Druckerei bekam, schaffte hierin Wandel.

Die Jahre von 1866 bis 1876 sind für die Entwicklung der türkischen Presse von großer Bedeutung. Midhat Pascha und Kemal Bey hatten reichlichen Anteil daran. Nicht weniger aber stand jene Zeit im Zeichen Murads, des Thronfolgers, der die jungen Geister nach Kräften förderte. Die Behandlung der Tagesereignisse trat damals mehr in den Hintergrund; die innere Politik und die Zukunft beschäftigte die Journalisten. Die Artikel sollten den Sultan Abdul Asis beeinflussen. Ihr Inhalt deckte sich daher meist mit den Auffassungen der leitenden liberalen Staatsmänner und gewann auch immer größeren Einfluß auf die öffentliche Meinung. Murad war die Hoffnung der Jungen, eine Hoffnung, die allerdings nur zu rasch dahinschwand. Am 24. Mai 1876 wurde Abdul Asis abgesetzt und seinem Thronerben Murad war nur eine kurze Regierungszeit beschieden; nach drei Monaten folgte ihm Abdul Hamid II.

Zu jener Zeit erschienen in Konstantinopel nicht weniger als siebenundvierzig Blätter, davon dreizehn in türkischer, eine in arabischer, neun in griechischer, neun in armenischer, drei in bulgarischer, zwei in hebräischer, sieben in französischer, eins in deutscher und eins in persischer Sprache. Nach der Thronbesteigung Abdul Hamids ging es mit der Zahl abwärts. Zuerst versuchte Abdul Hamid die Presse dadurch gefügig zu machen, daß er sich die bedeutendsten Schriftsteller durch gewisse Zugeständnisse an ihre liberalen Ideen verpflichtete. Das dauerte jedoch nicht lange. Bald trat der Artikel 76 der hamidischen Verfassung in seine Rechte. Dieser Artikel erkannte zwar im Grundsatz die Preßfreiheit an, schränkte sie jedoch so ein, daß diese Anerkennung, wenn es dem Sultan beliebte, gleichbedeutend mit Aberkennung war. Die Preßfreiheit wurde nämlich anerkannt, „soweit sie sich in den Grenzen des Gesetzes" bewegte. Da aber hierfür die Verfügung

Sabah.

Digitized by Google

von 1865 maßgebend war, wonach die Erlaubnis zur Herausgabe einer Zeitung jederzeit rückgängig gemacht werden konnte, kann man sich ein ungefähre Bild von den Daseinsbedingungen der Presse unter dem Hamidischen Regime machen.

Es war eine Zeit der Verfolgungen und Unterdrückungen. Selbst das Amtsblatt entging dem zeitweiligen Verbote nicht. Nichtkäufliche Journalisten wurden verbannt, und es dauerte nicht lange, daß von der Presse überhaupt nichts mehr

Zehnter Jahrgang Nr 182 Einzelnummer 10 Para Konstantinopel, Sonnabend, 18' Juni 1917

عثمانیشر لویدی

EZZUGS - BEDINGUNGEN

ANZEIGEN

Osmanischer Lloyd

Herausgeber und Hauptschriftleiter : Dr. Uebelhör

zu sehen war. Die Blätter, die noch vegetierten, unterstanden nunmehr den im Yildispalast ausgearbeiteten Bestimmungen, in deren neun Artikeln die Aufgabe der Presse unter anderem folgendermaßen festgelegt waren: Nachrichten über die kostbare Gesundheit des Herrschers, den Stand der Ernte, die Fortschritte von Handel und Industrie sind zu bevorzugen; Feuilletons, die nicht von Seiner Excellenz dem Herrn Unterrichtsminister auf ihre Sittlichkeit hin geprüft wurden, sind verboten; die Veröffentlichung längerer Artikel, die nicht in einer Nummer untergebracht werden können, ist untersagt, weshalb die Ankündigung „Fortsetzung folgt" zu unterlassen ist; mehrere Punkte hinter einem Satz sowie weiße breite Zwischenräume sind zu vermeiden, da derartiges zu falschen Annahmen und zur Beunruhigung der Gemüter führen könnte; Namensnennungen sind zu vermeiden, ebenso Veröffentlichungen von Bittgesuchen von Privatleuten und von Gemeinden; verboten sind alle historischen Namen, geographischen Bezeichnungen, einschließlich „Armenien", ferner alle Nachrichten über Anschläge gegen fremde Herrscher.

Darüber, wie die Nachrichten über den Gesundheitszustand des Sultans lauten sollten, konnte natürlich kein Zweifel bestehen. Krank sein durfte er nicht, und es ist daher nicht verwunderlich, wenn oft Notizen so begannen: „Seine Majestät, unser ruhmreicher Herrscher, der in Freigebigkeit verschwenderische Monarch, der uneigennützige Wohltäter, Statthalter des Propheten, König der Könige, Befehlshaber aller Gläubigen, erste Eroberer, dem Thron Ehre und Ruhm Verleihende..." Oder wenn Artikel in folgender Fassung erschienen: „Heute wenden sich die durch Tränen der Rührung verschleierten Blicke der Völker zu dem vom ganzen Weltall Geliebten und Verehrten, dessen geringste Gebärde eine Glückseligkeit und sittliche Befruchtung für sein Volk ist, dessen Atem die Begeisterung und Ergebenheit in unseren Seelen entflammt, dessen geheiligte Lippen, wie ein himmlischer Talisman, dem Unglücklichen das Lächeln, dem Boden Fruchtbarkeit, dem Armen Reichtum, den unruhigen Gewissen den Frieden und den Verirrten Verzeihung gewähren."

Es würde zu weit führen, alle von Hamid angewandten Unterdrückungsmaßregeln zu schildern. Sie betrafen ja nicht nur die Presse, sondern erstreckten sich auf alle in- und ausländischen Druckwerke. Daß auch mathematische Formeln nicht gebraucht werden durften, zeige ein Beispiel. So war die Formel A H = 0 verboten, da sie bedeuten konnte: Abdul Hamid ist Null. Auch gewisse Beispiele in Grammatiken wie „Wir sind unzufrieden", wurden gestrichen. Es ist klar, daß unter solchen Umständen die Politiker, die zum Wort kommen wollten, außer Landes gingen, und daher die jungtürkische Presse, die den Ereignissen von 1908 vorarbeitete, in der Schweiz, in Frankreich und in anderen Ländern erschien. Das Jahr 1909 schuf dann nach französischem Muster ein Pressegesetz, das seitdem manche Umformung durchgemacht hat. Die Revolution brachte der türkischen Presse die lange ersehnte Freiheit.

TROISIEME ANNEE, — No 723

Vendredi 1er Juin 1917

PRIX DE L'ABONNEMENT

LE NUMERO 10 PARAS

ADMINISTRATION

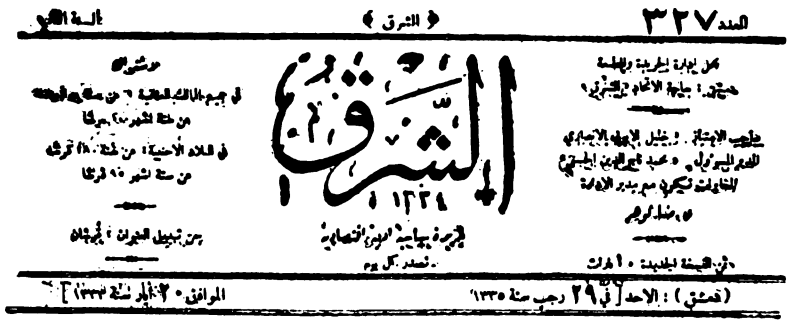
Hilal

Digitized by Google

Die Tageszeitungen und Zeitschriften, die seitdem entstanden sind, gewannen starken Einfluß.

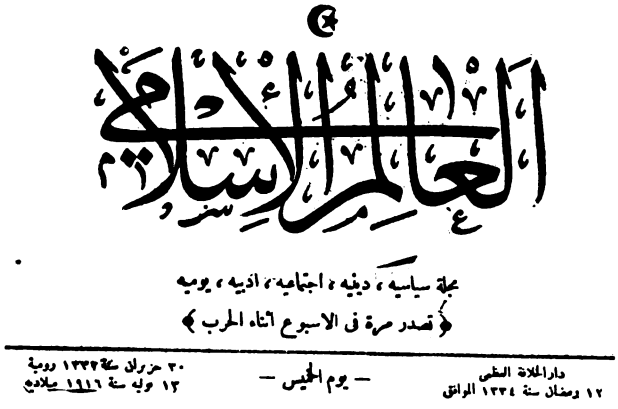
Da sich die türkische Presse somit erst in den letzten acht Jahren richtig entwickeln konnte, sind ihre Fortschritte als bedeutend zu rühmen. Noch ist manches zu tun, aber es wird getan werden, denn tüchtige Männer und begabte Publizisten sind an der Arbeit.

Die Männer, die gegenwärtig in rühmlicher



Arabisches Blatt „Schark" (Damaskus").

Weise die Träger der türkischen Journalistik sind, hatten wir in Deutschland jüngst ebenfalls die Freude, zu begrüßen und kollegial kennen zu lernen. Es bleibt ein berufliches wie nicht minder politisches Verdienst des Reichsverbandes der deutschen Presse und des Vereins der deutschen Verleger, die führenden Größen der türkischen Journalistik zu einer Rundreise durch Deutschland eingeladen zu haben. Diese Tatsache ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Zunächst geschah es zum ersten Mal,



Arabische Ausgabe der „Islamischen Welt".

daß die deutschen beruflichen Vereinigungen solcherart auf den Plan getreten sind. Besuchsfahrten fremdländischer Tagesschriftsteller fanden wiederholt schon früher statt, aber Anregung und Einladung hierzu erfolgten bisher aus Kreisen außerhalb der deutschen Journalistik, die dann allerdings, weil es nicht gut anders ging, zu den verschiedenen Veranstaltungen mit hinzugezogen wurde. Diesmal war der umgekehrte Weg gewählt worden: die Journalisten und Verleger luden ein und die Männer der amtlichen, der industriellen, der Handelswelt beteiligten sich freundwillig als Mitspieler. Der Unterschied ist handgreiflich. Erstens ist es gerade bei Journalisten keineswegs angebracht, daß sie als Gäste von Behörden ein fremdes Land bereisen. Auch wenn alles so harmlos und reinlich zugeht, wie nur möglich, sind Mißdeutungen keineswegs ausgeschlossen. Außerdem aber wird der Hauptzweck solcher Fahrten eben nur dann wirklich erreicht, wenn Fachgenossen mit Fachgenossen in engste Fühlung treten, wenn auf der einen Seite alle nötige Aufklärung durch Kollegen erfolgt und man sich auf der anderen Seite mit dem Vertrauen, das der Kollege dem Kollegen entgegenbringt, über die kleinen Schmerzen und großen Bedürfnisse des Berufes ausspricht.

Dies der eine Punkt. Der andere, nicht minder beachtenswerte, ist darin zu finden, daß es aus diesem Anlaß das erste Mal war, daß türkische Journalisten korporativ im Auslande auftraten, was man dem Umstande zu verdanken hat, daß unlängst — auch eine Neuheit im öffentlichen Leben der Türkei — ein Journalistenverein in Konstantinopel gegründet wurde. Es waren die Vorstandsmitglieder dieses Vereins, die wir in Deutschland den Vorzug hatten, zu empfangen, an ihrer Spitze den würdigen Vereinsvorsitzenden Mahmud Sadik Bey, Leiter der illustrierten Wochenschrift „Servet-i-Fünum" (Reichtum der Wissenschaft), einen Mann, der seit nunmehr 32 Jahren in den ersten Reihen der türkischen Journalistik steht und sich durch

Digitized by Google

seine literarische Begabung wie nicht minder durch seinen ehrenhaften Charakter längst hohes Ansehen bei seinen Landsleuten erworben hat. Mahmud Sadik Bey war denn auch der Wortführer der türkischen Gäste bei den verschiedenen Veranstaltungen, die ihnen zu Ehren in Berlin, Leipzig, München, Frankfurt, Köln und bei Krupp in Essen in Szene gesetzt wurden. Ihm zur Seite stand dabei, da er die deutsche Sprache nicht beherrscht, als Uebersetzer der junge Professor der Statistik an der Stambuler Universität Achmed Emin Bey, Leiter des Blattes „Sabah" (der Morgen), der in Wort und Schrift nicht nur fließend, sondern vorzüglich die deutsche Sprache meistert und deutschen Blättern bereits manchen wertvollen Beitrag geliefert hat. Kämpfer mit der Feder in Rußland wie in der Türkei manche Lorbeeren eingeheimst. Als sechsten willkommenen Gast begrüßten wir den sehr sympathischen Leiter des französisch geschriebenen Blattes „Soir", Herrn Abdullah Süchti Bey, der als schöngeistiger Literat, als Verfasser zahlreicher Romane und Novellen sowie als Uebersetzer französischer Werke mit in der ersten Reihe des türkischen Schrifttums steht. Bedauerlicherweise wurde Mehmed Muhieddin durch ein Unwohlsein, das ihn unterwegs befallen hatte, verhindert, von Berlin aus an der Rundreise durch Deutschland teilzunehmen. Um so gründlicher, so hoffen wir, hat er in der Zeit der Abwesenheit seiner Kollegen die deutsche Reichshauptstadt kennen gelernt.

Eines der Titelköpfe der illustrierten Halbmonatsschrift „Harb Medschmoasi".

Drei Mitglieder des türkischen Parlaments befanden sich unter den Gästen: der stellvertretende Vereinsvorsitzende Janus Nadi Bey, Hauptschriftleiter des Tasfir-i-Efkiar (Bild der Meinungen), der Schatzmeister Mehmed Muhieddin Bey, der, als Nachfolger des gegenwärtigen Kammerpräsidenten Dschahid Hussein Bey, das bekannte jungtürkische Komiteeblatt „Tannin" (Echo) leitet, und das Vorstandsmitglied Achmed Agha Oglu Bey, Leiter des „Terdschüman-i-Hakitat" (Dolmetscher der Wahrheit), geborener Kaukasier und Führer der russischen Mohammedaner, der schon früher unter dem Schriftstellernamen Achmed Agajew die Aufmerksamkeit sowohl der literarischen als auch der politischen Welt auf sich gezogen hat. Sie sind alle drei hochgebildete und geistig hochstehende Männer. Der erstgenannte hatte sich ursprünglich dem Studium der Rechte, der Zweite dem der Philosophie und der türkischen Literatur gewidmet, und Aga Oglu Achmed Bey, der nach dem Besuch russischer Schulen seine weitere Ausbildung in Paris erhielt, hat als temperamentvoller

Was dieser Besuch bezweckte, ist mit einem Wort zu sagen: zu dem militärischen, dem politischen, dem wirtschaftlichen und dem finanziellen Band, das die Türkei und das Deutsche Reich miteinander umschließt, sollte auch das geistige Band hinzukommen, das an Wichtigkeit den anderen nicht nachsteht, ja sie vielleicht überragt, da es am meisten geeignet ist, den gegenseitigen Beziehungen einen festen Halt über den Tag und über die Tagesbedürfnisse hinaus zu geben. Alle Welt kennt Deutschland und die grandiosen deutschen Leistungen von außen, verhältnismäßig gering aber ist die Zahl der Nichtdeutschen, die das Deutsche Reich auch im Innern kennen gelernt haben und seine ethischen wie materiellen Kraftquellen zu würdigen verstehen. Unsere türkischen Gäste haben Gelegenheit gehabt, einen vollen Einblick in die deutsche Seele, in die deutsche Arbeit zu tun. Sie kamen als politische Freunde und werden, des sind wir gewiß, auch geistige und seelische Freundschaftsgefühle mit heimnehmen nach der Türkei.

Digitized by Google

KRIEGSBESCHADIGT.

Von Hüssein Dschahid.
Vizepräsident der türkischen Kammer.

Die schlanken Mädchenfinger hatten eben die letzte Seite von „Nemide" umgeblättert und ließen den Roman in nachdenklichem Sinnen in den Schoß gleiten, als sich rasche Schritte über den knirschenden Kies des Gartens näherten und ein langer Schatten vor Seniha aufsprang. Der vor ihr stand, ein Generalstabshauptmann, der den Schnurrbart nach deutschem Muster hoch aufgezwirbelt trug, hatte sich mit seinen leuchtenden blauen Augen ihre Liebe errungen. Er zwang sich jetzt, auf ihren fragenden Blick mit einem heiteren Lachen zu antworten. „Es geht ins Feld", setzte er kurz hinzu und rückte sich neben sie auf die Gartenbank im Schatten der Akazie.

Erholungsstätte vom Roten Halbmond.

Wortlos starrte sie auf die Landschaft, die sich zu ihren Füßen ausbreitete: grüne Weinberge, goldene Felder, dichtbelaubte Bäume, bis weit in die Ebene hinunter, die sich in schmeichelnden, weichen Linien dem Horizont zuschlängelt. Durch die Hecken, die die Weinberge einfrieden, windet sich in schmalen Serpentinen, im Sonnenuntergang einem goldenen Bande gleichend, ein Weg, senkt sich, steigt an, verschwindet und mündet schließlich im tiefblauen Meer, das müde nach der Last des heißen Sommertages die Inseln umrahmt und in ihren Buchten ausruht. Graue Nebel verschleiern die Umrisse der Berge, am Himmel aber steht kein Wölkchen, selbst die Rauchschwaden des Dampfers, der langsam stampfend nach Kartal fährt, können nicht emporsteigen. Doch vom Leben in der Ebene zeugt das leise Flüstern des Windes, der schwer wie der Atem des müden Tages geht, das Brüllen der Kühe, das Bellen der Hunde, ein paar abgerissene Worte der Bäuerinnen, die am Brunnen ihre Krüge füllen, das Zwitschern eines Vögleins, das sich allein im Kirschbaum unterhält....

Leeren Blickes glitten Senihas Augen über die stille Schönheit, gedankenlos zerknitterte sie den weichen Maroquineinband ihres Lieblingsromans und schwieg traurig und bedrückt. Unter den langen Wimpern der großen Augen schimmerte ein kleiner furchtsamer Tropfen; ein zweiter folgte, rasch mehrten sie sich, rollten schweigend über die Wangen..... Bekümmert und verwundert zugleich, streichelte der junge Mann ihre heißen, feuchten Hände: „Seniha", sagte er und verstummte beklommen, als bange ihm vor dem Klang seiner eigenen Stimme, so fremd kam sie ihm vor und so überflüssig erschienen ihm die Worte. Ganz sanft strich er über ihre Hand, die in hoffnungsloser Hingabe in der seinen ruhte, und stockend brachte er hervor:

„Seniha, Du weinst?"

Die Tränen hingen ihm selber ganz locker, aber auf jeden Fall wollte er sich beherrschen und mühte sich krampfhaft, still und stark zu sein.

Seniha jedoch verlor die Fassung und schluchzte wild heraus, warf plötzlich ihre Arme um seinen Hals, hob ihr blasses Antlitz, über das die letzten Sonnenstrahlen glühten, und flehte:

„Nail, geh nicht fort!"

So unwiderstehlich war diese Bitte, die von den bebenden, feuchten Lippen sprang und in den tränenfeuchten grauen Augen glänzte, so brennend der Druck der weichen Arme um seinen Nacken, so

Digitized by Google

liebeheischend und sehnsuchtsvoll, daß Nail, seinen Lebensdurst zu löschen, in einem einzigen Augenblick alle Seligkeit zu trinken, sich gierig über den halbgeöffneten Mund neigte, der ihm werbend entgegenblühte. Alles versank vor ihnen in diesem ersten Kuß der Liebe, Zeit und Ewigkeit zerflossen in Nichts vor ihrer gewaltigen Glut und Tiefe.

Aber war es denn möglich, nicht fortzugehen? Nail versuchte, der allmählich ruhiger Werdenden alles auseinanderzusetzen. Konnte er sich weigern, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, das ihn zum Schutze der bedrohten Grenzen rief? Und wenn er blieb, welchen Vorteil konnte das bringen? Seniha könnte unmöglich anderes als Verachtung für einen Mann empfinden, der es vorzog, in ihren warmen Armen zu ruhen, anstatt seine heilige Pflicht zu erfüllen! Ja, er würde gehen, dem eindringenden Feind den Weg versperren, jeden niederschlagen, der es wagen sollte, seinen Fuß auf den geheiligten Boden zu setzen, und er würde heimkehren, die Brust mit einer Wunde geziert, und stolz seine Braut in seine Arme schließen. War es denn nicht viel schöner, sich an die stahlharte Schulter des Ruhmgekrönten zu lehnen, statt neben einem Manne zu stehen, der es vorzog, feig dem Krieg zu entfliehen, sich allen Ehrgefühls bar in Konstantinopel verkroch und, ohne darüber vor Scham zu erröten, der Braut ins Gesicht sah?

Glühend vor Patriotismus sprudelten ihm die Worte von den Lippen, doch Seniha konnte es nicht länger ertragen. Das eine Wort „Wunde" stand ungeheuerlich vor ihr, sie sah den Liebsten von Schüssen zerfetzt und preßte wild die Hände vors Gesicht. Schluchzend wiederholte sie: „Geh nicht, geh nicht." Allmählich erst kehrte die Fassung zurück, sie begriff trotz der blinden Eigensucht ihrer Liebe, daß in des jungen Mannes Herzen noch eine andere Flamme brannte: Liebe und Opfermut für das Vaterland. Darauf durfte sie nicht eifersüchtig sein, ja, es erwachte sogar Stolz in ihr über seine edle Gesinnung.

Da es nun beschlossen war, daß er fortging, begannen die Beiden zu überlegen, wie sie die Trennung, deren Dauer unabsehbar war, ertragen sollten. Die Hände in einander verschlungen, weinten sie, schworen, einander über jeden Tag, jede Stunde genau zu berichten, gelobten sich bis in alle Ewigkeit, bis in den Tod Liebe und Treue. Eine Locke ihres kastanienbraunen Haares schnitt sie ab und steckte sie in die Tasche über seinem Herzen.

„Solange Du Dein Gelöbnis hältst," sagte sie, „solange Dein Herz für mich schlägt, werden sie Dir ein Talisman sein, Dich vor jeder Gefahr behüten."

Als Nail endlich Abschied genommen, bemächtigte sich ihrer rasende Verzweiflung. Von der kleinen Holzbank, auf der sie oft eng aneinander geschmiegt gesessen, starrte sie in die Pracht des Sonnenuntergangs und meinte aus jedem der feurigen Strahlen den Vorwurf zu hören: „Warum hast Du ihn ziehen lassen? Nie wirst Du ihn wiedersehen."

Regelmäßig trafen in der ersten Zeit die Briefe des jungen Offiziers ein; sie bildeten den Höhepunkt ihres Tages, ihre einzige Lektüre, sie wußte sie fast alle auswendig. Auch sie hielt Wort und schrieb ihm täglich. Doch die Reihenfolge riß, sobald Nail an der Front ankam; und Seniha, von grauenvollen Träumen verfolgt, litt inzwischen Folterqualen. Dann hörten die Nachrichten ganz auf; jeder Tag begann mit einer neuen Erwartung, jeder endete mit neuer Enttäuschung. Fieberhaft verfolgte Seniha auf der Karte die Frontveränderungen, sie verschlang Kriegsberichte und Extrablätter — immer hoffend, doch immer vergebens. Die sinkende Sonne schien ihr jetzt immer in einem Meer von Blut zu schwimmen, wohin sie blickte, auf dem blauen Meer, den grünen Feldern, überall schien Verzweiflung zu zittern.

Manchmal fühlte sie im Traum einen weichen Hauch in ihren Haaren und glaubte dann bestimmt, mit der verzückten Phantasie der Verliebten, Nails Seele sei bei ihr gewesen, und war glücklich in der heiligen Ueberzeugung, wenigstens in diesen Augenblicken ihm nahe gewesen zu sein.

Ihre ganze Familie nahm an, daß Nail gefallen sei, unermüdlich hatten sie geforscht, Depeschen waren hin und her gegangen — ohne Trost zu bringen. Auf alle Anfragen beim Kriegsministerium war nur unklarer Bescheid zu erlangen gewesen.

So legte Seniha Trauerkleider an, zog sich von allen Menschen zurück und ging still und in sich gekehrt ihre einsamen Pfade. Und nie versäumte Nails Seele, sie auf diesen Spaziergängen zu begleiten, sie durchdrang ihren Körper und schenkte ihr die Seeligkeit einer ideelen Verschmelzung. — Felsenfest glaubte Seniha an die Erscheinung und gewöhnte sich daran, Ueberhaupt war sie schon seit der Kindheit phantastischen Vorstellungen sehr zugänglich, hatte äußerst empfindsame Nerven, war willen- und widerstandslos und hätte der Leitung einer festen männlichen Hand bedurft. Als Kind schon hatte sie den Vater verloren, an der Mutter aber nicht den nötigen Halt gefunden, so daß sie schwach und veränderlich und jedem Einfluß empfänglich blieb. Bereits damals, in früher Jugend, war ihr gesagt worden, daß sie dereinst ihren Vetter Nail, der als Waise in ihrem Hause lebte, heiraten würde. Die lange Zeit der Trennung und des ungewissen Harrens zerrüttete vollständig ihre moralische Kraft, doch allmählich legte sich ihr Schmerz, da sie mit ihm, von dessen Tode sie überzeugt war, auf ihren einsamen Gängen Zwiesprache hielt. Nach Sonnenuntergang zog sie ihr

Digitized by Google

schönstes Trauerkleid an, stieg hinab in den Garten, der langsam in der Umarmung der Finsternis versank und holte sich im Gespräch mit dem Geist Nails, der sich aus dem violetten Schatten der Bäume löste, Trost und Frieden.

Eines Tages fand sie einen Gefährten ihres Leides: ein anderer, ebenfalls verwaister Vetter, kam nach beendeter Pariser Studienzeit nach Jakadschyk. Seniha begrüßte es mit Freuden, endlich mit einem Verstehenden über Nail sprechen zu können, und im Laufe der Unterhaltungen mit ihm geriet bei ihr Nail langsam in Vergessenheit. Der Vetter plauderte von Paris, gab lustige Abenteuer zum Besten und heiterte sie auf; manchmal lachte sie sogar hell auf. Bald beichteten sie sich gegenseitig ihre Geheimnisse, das Vertrauen ward fester und der Wunsch, sich nie mehr trennen zu müssen, faßte Wurzel. Nails Seele mied von nun an, um die aufblühende Freundschaft nicht zu beeinträchtigen, Senihas Nähe. Wie hinter einer düsteren Wolkenwand klang nur manchmal sehr bitteres Lachen zu ihr, das ihr das Gelöbnis unwandelbarer Liebe ins Gedächtnis rief, so daß sie errötete, heiße Scham empfand und in sich hinein zu sinnen begann. Doch stets vertrieb Nihads lebenweckendes sonniges Wesen die drohenden Schatten von ihrer Stirn.

Das deutsche Rote Kreuz auf der Konstantinopeler Ausstellung des Roten Halbmondes.

Eines Tages, als sie mit Nihad Hand in Hand auf jener selben Bank saß, wie damals den Sonnenuntergang in ehrfürchtigem Staunen betrachtend, süße Worte der Liebe flüsternd, schoß Nails Bild vor ihr empor, die Sonnenstrahlen waren seine blutigen Tränen, die ganze Natur erhob laut Anklage wider sie und verbitterte ihr die kaum gewonnene Freudigkeit.

Seit sich in Seniha die Ueberzeugung festgesetzt, daß Nail tot sein müsse, war die ohnehin Zarte noch blasser und schwächlicher geworden. Mit wachsender Sorge folgten ihr die Augen ihrer Mutter. Seit die alte Frau den Sohn ihrer Lieblingsschwester, den diese ihr, bevor sie bei einer Operation unter den Händen der Aerzte starb, als heiligstes Vermächtnis hinterlassen hatte, verloren glaubte, lebte sie in beständiger Furcht, die einzige Tochter könne ihm in den Tod folgen. Ein schwerer Druck löste sich von ihrer Seele, als Seniha durch Nihads Ankunft abgelenkt und zerstreut wurde. Sie beobachtete die beiden jungen Leute, um die das Band innigen Verstehens sich immer enger schlang, sah beglückt, das frohe Lächeln auf Senihas Lippen wieder aufblühen, wußte die Tochter gerettet und weihte dem armen Nail nur in aller Stille heiße Tränen. Mit der Tatsache der neuen Liebe Senihas fand sie sich schwermütig lächelnd ab, und als sich die beiden nach Verlauf eines Monats verlobten, dachte sie nur: Armer Nail.

In großer Eile wurden nun die Hochzeitsvorbereitungen betrieben. Das junge Paar sollte nach dem Hochzeitsfest sofort nach Brussa reisen, da die Mutter fürchtete, die Stätten alten gemeinsamen Erlebens könnten qualvolle Erinnerungen in Seniha aufstören. Doch Seneha sah kein trauriges Lächeln, keine blutigen Tränen mehr, keine vorwurfsvolle Stimme drang mehr an ihr Ohr. Die Sonne der Liebe in Nihads Augen ließ leuchtende Blumen des Glücks in ihrem Herzen aufsprießen und in ihrer Seele sang seine zauberhaft weiche Stimme; das Leben schien ihr den lachenden Wiesen zu ihren Füßen zu gleichen, das Glück endlos wie das wogende Meer.

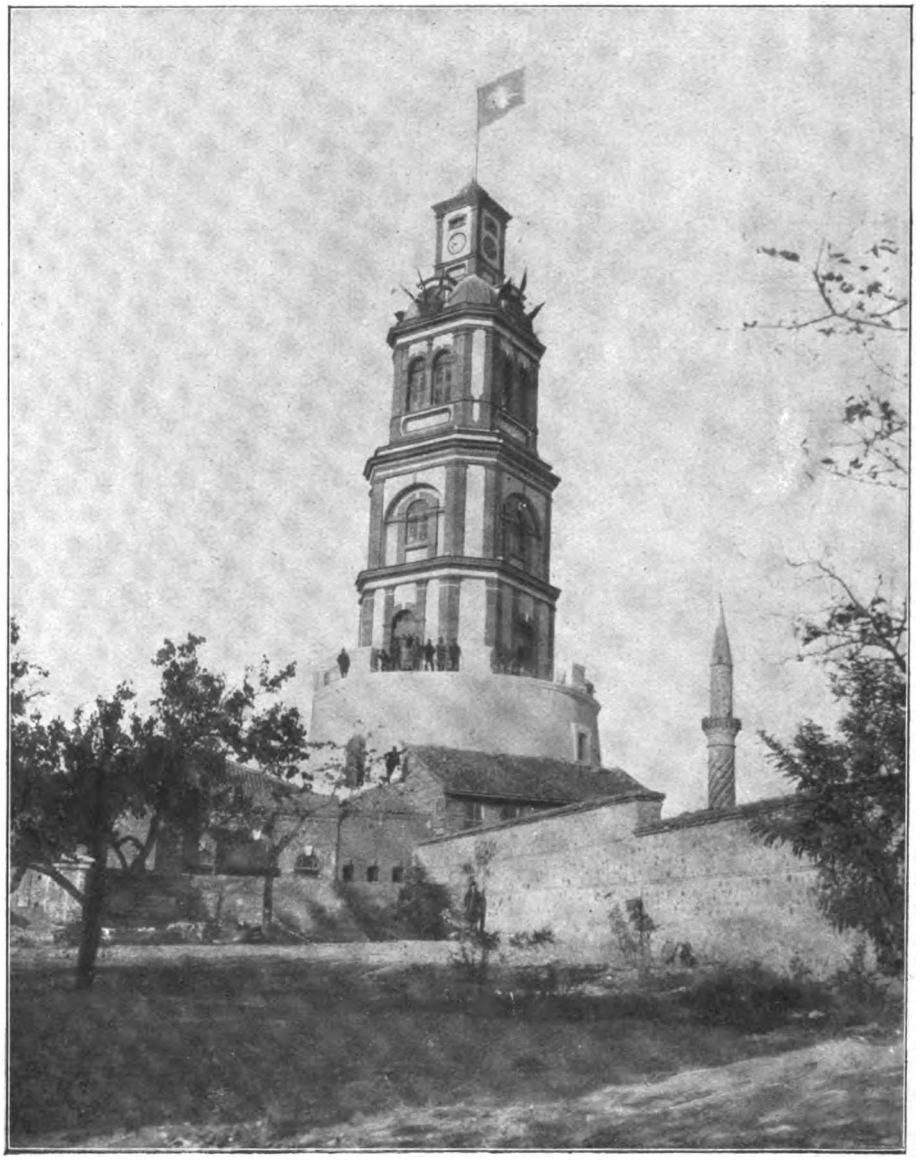
Noch waren es zwei Wochen bis zur Hochzeit, als eines Abends der Postbote einen zerknitterten, schmutzigen Brief brachte. Er kam von Nail. Fünfundzwanzig Tage lang war der Brief unterwegs gewesen. Nail meldete, daß seine Wunden zu heilen beginnen und er hoffe, in drei Wochen in Konstantinopel zu sein.

Wie ein Licht im kalten Luftzug, so erlosch im Hause Senihas alle Freude. Jeder hatte sich an den Gedanken, daß der junge Offizier tot sei, gewöhnt, und jetzt betrachtete man es fast als eine Schuld von ihm, daß er zurückkehrte. Seniha ward es schwarz vor den Augen, sie kämpfte mit einer Ohnmacht, sie sah den Totgeglaubten, ordengeschmückt, mit lachendem Gesicht, ihr Lob und ihre Bewunderung für alle seine Entbehrungen und Mühsale erwartend und fordernd. Riesengroß richteten sich die Eide und Gelöbnisse vor ihr auf, doch nichts wallte bei diesen Erinnerungen in ihr auf; ungeteilt gehörte sie der neuen Liebe. Ohne Zögern wies ihr Herz ihr den Weg. Hatte sie Nails Gutherzigkeit nicht oft genug erprobt? Viel eher würde sie diesem Manne gestehen können, daß sie einen andern liebe, als ihn betrügen. Wie sie aber überlegte, daß ihr Entschluß ihn tiefer verwunden würde,

Digitized by Google

als die Kugeln der Feinde, und gar die Ursache seines Todes werden könnte, erkannte sie, daß sie den Mut zu dieser Ehrlichkeit nie finden würde. Unschlüssig und verzweifelt wartete sie auf Nails Ankunft.

Fünf Tage nach seinem Briefe traf er selber ein. Es war aber nicht mehr der frühere elegante, schöne Offizier mit dem flotten Schnurrbart; auf Krücken gestützt, eine frische Narbe auf der Lippe, derSchnurrbart zur Hälfte ausgefallen, blaß und schmal, ein Kranker, ein Lahmer.... Seniha konnte einen leisen Schrei des Entsetzens nicht unterdrücken. Dem Heimgekehrten, der sich schwer auf den Arm der Tante stützte, entging diese Bewegung nicht, sie riß plötzlich den Abgrund der zwischen ihm und dem jungen Mädchen klaffte, vor seinen Blicken auf. Gewaltsam nahm sich Seniha zusammen, zitternd, die Augen geschlossen, bot sie ihm ihre Stirn; unter dem warmen, feuchten Druck seiner Lippen aber stieg in ihr die Erkenntnis von den Martern auf, die seine Seele erdulden mußte. Mitleid flammte in ihr auf, ihr weibliches Empfinden sagte ihr, daß es ein Gebot einfachster Menschlichkeit sei, einem Leidenden, sogar wenn er nur ein Fremder wäre, sein Gebrechen nicht merken zu lassen und ihn zu trösten; Nail aber war kein Fremder, seit ihren Kindertagen war er ja ihr Kamerad und Vertrauter. Seinem Vaterland hatte er seine geraden Glieder geopfert, doch seine Seele brachte er getreulich zu ihr zurück. Unverzeihliche Selbstsucht wäre es, ihn jetzt von sich zu stoßen, das ihm verpfändete Wort zu brechen. Nein, jetzt hieß es, ihm zur Seite stehen, ihm Trost schenken, ihn lieben mit der leidenschaftlichen Inbrunst voller Hingabe!



Der berühmte Wachtturm von Adrianopel.

Eine Woche war seit Nails Rückkehr verstrichen, alle Gespräche über Hochzeit und Festesfreude waren verstummt, undurchdringliches Schweigen preßte mit eiserner Faust aller Herzen zusammen. furchtbar litt Seniha unter der Unfähigkeit, den Zwiespalt zwischen Gefühl und Gewissen zu lösen. Nihad, der den wahren Sachverhalt noch nicht ganz ergründet hatte, war verstimmt, er spürte instinktiv, daß der junge Offizier das Unbehagen verursacht hatte, und haßte ihn in glühender Eifersucht.

Nail lebte ganz in sich gekehrt. Er liebte es, mit Seniha allein zu sein, obgleich er den Mut zu freier Aussprache noch nicht gefunden hatte. Doch Senihas Mutter ertrug endlich diesen Zustand nicht, in dem allen tausend Fragen auf den Lippen brannten, ohne das Eis des Schweigens

Digitized by Google

zum Schmelzen zu bringen. Sie beschloß, die Entscheidung herbeizuführen. Sie wußte um Senihas Liebe für Nihad und wußte auch, daß Nail nichts mehr besaß, um das Herz Senihas zurückzugewinnen. Was also tun? Seniha mit Nail verheiraten, würde bedeuten, das Leben mit dem Tode vermählen. Dagegen empörte sich ihr Mutterherz. War aber Nail nicht ihr Sohn? Wie sollte sie ihm beibringen, daß er alle Hoffnung auf Lebensfreude begraben müsse? Sie kannte seine feinfühlige Seele und sein leicht verletztes Gemüt. Gewiß sann er jetzt ununterbrochen über sein Unglück nach und wußte wohl, daß er auf sein ganzes Jugendhoffen und -Sehnen Verzicht leisten müsse. Sie sah ihm das von seinen blauen Augen ab, die seit einer Woche ganz trüb geworden waren. Also bedurfte es wohl nur eines geringen Anstoßes, mit einem Wort würde Nail alles begreifen und zu dem verlangten Opfer bereit sein. Das erste Wort also mußte gefunden werden!

Eines Abends nach dem Essen folgte ihm die Tante in sein Zimmer. Kaum waren beide allein, als die alte Frau in banger Erregung nach einem Ausdruck zu sachen begann, der barmherzig genug war, den Kranken nicht zu Boden zu schleudern. Schweigend sahen sie einander an. Sie setzte sich neben ihm, strich ihm leicht mit der Hand über die Haare und rief ihn weich beim Namen. Dies eine Wort genügte. Sie umarmten einander, weinten zusammen — wortlos war alles gesagt und verstanden. Endlich fand Nail die Kraft zu sagen:

„Ja, Tante, ich bin ein Krüppel, mein Gesicht ist so verunstaltet, daß man Grauen davor bekommt. Ich darf Seniha nicht dazu verurteilen, an mich geschmiedet zu werden. Es würde sie unglücklich machen. Uebrigens Nihad..." Er keuchte vor Erregung, vermochte den Satz nicht zu beenden — und wieder vereinten sich ihre Tränen. Still, warm, verstehend, trennten sie sich hierauf. Ergriffen von der Tiefe seiner heimlichen Schmerzen, wußte die alte Frau dem jungen Manne Dank, daß er ihr die Qual einer Aussprache erspart hatte.

Alles hätte nun geordnet werden können, wenn sich nicht Senihas Großherzigkeit dem widersetzt hätte. „Ich habe geschworen," sagte sie, „Nail bis in den Tod zu lieben und kann dem anderen nie angehören."

Am folgenden Abend rückte Nail seinen Sessel ganz dicht ans Fenster und grübelte bis tief in die Nacht über Senihas Worte nach. Keine anderen Zeugen seiner Qual hatte er als die Sterne, die aus unendlichen, violetten Fernen zu ihm herniederfunkelten. Die ganze Natur ruhte in lautlosem Schlaf. Nur ein Herz schlief nicht, ein gemartertes, in Einsamkeit erstarrendes Herz sann düster in die Zukunft. In seinem Gedächtnis ging er den ersten Spuren der Liebe nach, die Seniha hineingezeichnet hatte; die Erinnerungen wuchsen, erfüllten sein ganzes Leben; bis eines Tages das Sehnen so gewaltig ward, daß er meinte, nun müßte es Körper gewinnen, und Seniha in Fleisch und Blut sich mit ihm verschmelzen. Doch jähe Verzweiflung erdrosselte diese berauschende Hoffnung. Am Tage, da er das Lazarett verließ und im Spiegel mit brutaler Wahrhaftigkeit seine entstellten Züge sah, wußte er, daß der abschreckende Krüppel nichts mehr zu erwarten habe. Heimgekehrt, hatte er sich noch mehr in diese Betrachtungen verbissen und sich schließlich zu der Ueberzeugung durchgerungen, daß er sein Herz zum Opfer bringen müsse. Nun aber wollte Seniha das Opfer nicht annehmen und anscheinend sollte das Unmögliche doch noch verwirklicht werden. Sein Stolz erwachte in ihm und bäumte sich auf: nein, niemals würde er ein Almosen, ein Almosen der Liebe, annehmen!

Das erste Zurückprallen Senihas bei seinem Anblick hatte ihn belehrt, daß er hinfort vergeblich nach Liebe in ihren Augen suchen würde. Wie ein Kind mühte sie sich ab, ihn mit trügerischem Lachen zu täuschen. Ach, und wie süß und köstlich war noch dieses trügerische Lachen, daß es die Kraft besaß, Nails Seele, die nach den sternglitzernden Weiten des Himmels strebte, an diese schmutzige Erde, dieses elende Leben zu bannen! Wenn dieses Lachen, diese Liebe wahrhaftig wären, aus den Tiefen des Herzenz kämen, o wie sehr hätten sie ihn beglückt! Mit grenzenloser Bitterkeit ermaß er, was er verloren hatte. Wie sollte er sich entscheiden? Das eigene Opfer bringen oder das Opfer Senihas annehmen?

Stimmen, das Geräusch knirschenden Sandes, schreckten ihn jäh aus seinen Träumen; zusammenfahrend, zitternd, hörte er unterdrücktes Flüstern:

„Nein, Seniha," sagte Nihads Stimme, „Du liebst ihn nicht! Und wenn Du ihn liebtest, würdest Du ihn zum Manne nehmen wollen?..."

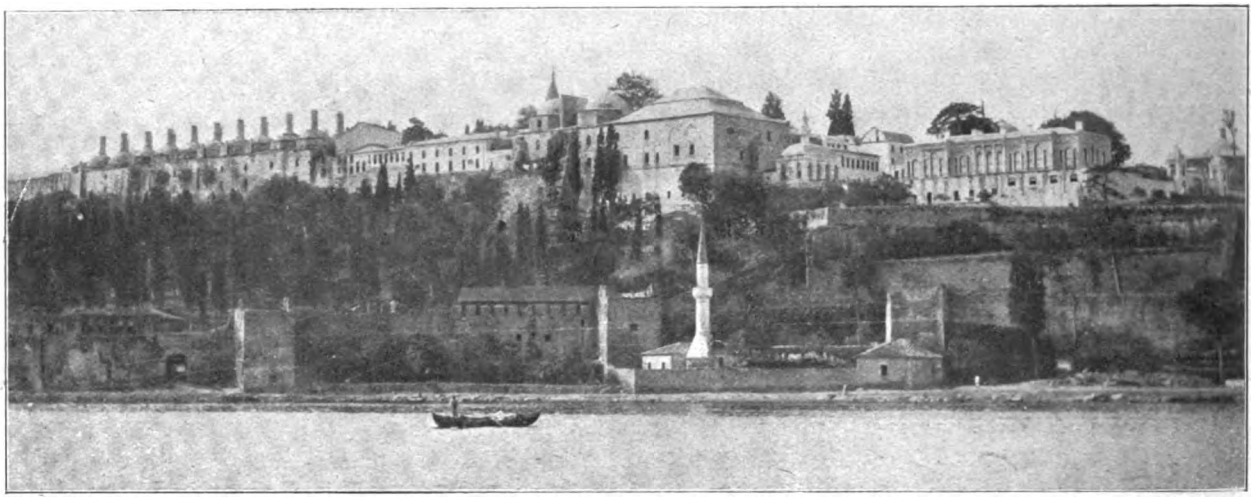
Keuchend wartete Nail auf die Antwort.

„Ach, Nihad," gab Seniha zurück, „wie sollte ich ihn lieben? Er ist ein bejammernswerter Krüppel...."

Weiter hörte Nail nichts; aus seiner ausgedörrten Kehle rang sich wie Todesröcheln ein rauher Schrei, bewußtlos sank er zurück.

Uebersetzt von Habib Edib Bey.

Digitized by Google



Stambul-Ansicht von der Bospurus-Seite.

DIE WIRTSCHAFTLICHE BEDEUTUNG DES ISLAM FÜR DEUTSCHLAND.

Von Emil Zimmermann.

In Deutschland ist in weiten Kreisen die Meinung verbreitet, die Verbindung nach Südosten hätte wenig wirtschaftlichen Wert. Man verweist darauf, daß der deutsche Handel mit Bulgarien, Rumänien und Serbien vor dem Kriege knapp 300 Millionen Mark betragen hätte, der mit der Türkei nur 172,4 Millionen Mark, und man meint, daß kein auch noch so großer Aufschwung dieses südöstlichen Handelsverkehrs je die deutsche Verbindung mit dem britischen Weltreiche, mit Ostasien oder mit Amerika ersetzen könnte.

In der Türkei wieder verfolgt man das Gebahren jener Gruppe der deutschen Politiker, die den Wert der Linie Berlin—Bagdad preisen, mit einigem Mißtrauen. Die Befürchtung scheint da und dort nicht ganz geschwunden, Deutschland möchte Mesopotamien oder Teile von Kleinasien wirtschaftlich durchdringen und daraus eine Art deutschen Kolonialbesitzes machen wollen.

Beide Ansichten sind falsch; sie gehen von falschen Voraussetzungen aus.

Um zu einer richtigen Stellungnahme zu kommen, wollen wir zunächst einmal festlegen, was Deutschland in wirtschaftlicher Hinsicht erstreben muß.

Die deutsche Weltwirtschaftspolitik vor dem Kriege, auf der unser zunehmender Reichtum beruhte, war ein Bau auf tönernen Füßen. Wir hatten draußen in der Welt nicht auf eigenem Grund gebaut, sondern auf Böden, welche uns im wesentlichen die Angelsachsen bereitet hatten. Das wäre ja auf die Dauer ganz gut gegangen, wenn wir allein Industriestaat gewesen wären, England und die Vereinigten Staaten aber in der Hauptsache Rohstoffländer wie Rußland. Aber jene beiden waren selber Industriegebiete, im schärfsten Wettbewerbe mit uns. Bei unsern schärfsten Wettbewerbern wohnten wir gewissermaßen zur Miete. Aus Englands Politik der offenen Tür zogen wir den größten Nutzen, Die deutsche Textil- und Bekleidungsindustrie beschäftigte schon 1907 rund 2,4 Millionen Personen. Was wären sie ohne die angelsächsische Wolle- und Baumwolllieferungen gewesen? Wir bezogen 97 Prozent unsers Bedarfs an Baumwolle aus den Vereinigten Staaten und englischen Kolonien, 55 Prozent unserer Einfuhr von Schafwolle aus England und englischen Gebieten. Und hätte unsere Industrieausfuhr sich so riesig entwickeln können, wenn wir in Nordamerika, Südafrika, Australien, Indien, Ostasien nicht von den Angelsachsen vorbereiteten Boden vorgefunden hätten? Es ist nur zu wahr, daß in Kanada, Südafrika, Australien, in den Vereinigten Staaten deutsche Einwanderer das Beste zur Erschließung dieser Länder getan haben; aber sie arbeiteten unter angelsächsischer Flagge. Die Angelsachsen spannten den Rahmen für ihre Tätigkeit. Und sie gaben auch der reichsdeutschen Entwicklung Raum, solange sie ihnen nicht unbequem wurde.

Auf deutscher Seite wurde die Unmöglichkeit dieses Zustandes rechtzeitig erkannt; durch den Bau einer großen Kriegsflotte wollten wir die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Angelsachsentum gewissermaßen ausgleichen. Aber der Krieg hat den Nachweis erbracht, daß die Rechnung falsch war. England hat mit einem Schlage die Grundlagen unserer überseeischen Arbeit vernichtet. Hätte

Digitized by Google

der Krieg nicht die gewaltige Ausdehnung über den ganzen Kontinent genommen, so wäre Deutschland heute ohne Zweifel von den gefährlichsten Krisen heimgesucht. Die gewaltige Ausdehnung des Krieges hat aber die Umstellung aller von überseeischen Rohstoffen abhängigen Industrien, die andernfalls hätten feiern müssen, auf die Arbeit für den Kriegsbedarf veranlaßt, und so kommt es uns gar nicht zum Bewußtsein, daß uns die Milliardenlieferungen der Rohstoffe fehlen. Um in künftigen Fällen die Rohstoffsperre zu verhindern, denkt man heute in Deutschland an eine Verbreiterung der Flottenbasis. Dadurch — Besitz der flandrischen Küste — soll der freie, ungehinderte Eingang der Rohstoffe gesichert sein.

Die Angelsachsen haben darauf mit festem Zusammenschluß gegen Deutschland geantwortet und mit der Aufforderung an die Rohstoffstaaten Mittel- und Südamerikas und an China, dem Bunde gegen Deutschland beizutreten. Und die Lage ist nun so geworden, daß diese Staaten den Abschluß eines gegen Deutschland gerichteten Handelsabkommens in ihr Programm aufgenommen haben. Will Deutschland durch militärische Machtmittel eine Zulassung zu den Rohstoff- und Industriemärkten der Welt erzwingen, so sollen ihm Amerika, China, Australien, Indien, an die es militärisch nicht heran kann, mit passivem Widerstande antworten. Dies sind die gefährlichen Mittel der Angelsachsen, über die Staatssekretär Dr. Solf bereits am 7. September 1914 dem Direktor O. Riedel einer deutschen Südseeplantagengesellschaft in Hamburg schrieb:

„Trotz alledem heißt es kühl bleiben und auf der Hut sein; denn selbst bei einer Schwächung Englands dürfen wir die der britischen Kriegführung eigentümlichen, den Mangel an militärischer Bereitschaft ersetzenden Mittel nicht unterschätzen. So verwerflich und hinterlistig die Waffen sind, mit denen England unseren Handel und unsere Industrie bekämpft, es sind Waffen, die an Gefährlichkeit unseren gefürchteten Haubitzen gleichkommen."

Gegen diese englischen Waffen helfen Deutschland militärische Mittel nicht, sie bringen die Gegner nur fester zusammen. Die Sprengung des von den Angelsachsen geplanten Rohstoffsyndikats kann nur durch politische und diplomatische Mittel erfolgen. Und wir stellen nun die Frage, inwieweit der Islam dafür von Bedeutung sein kann.

Der Islam hat nie durch die Fülle der Menschenmassen wirken können. Die Araber waren ein an Zahl schwaches Volk, als sie zur Welteroberung auszogen. Ihre große Macht im Mittelalter lag in ihrer damaligen Stellung als einzige Vermittler zwischen den ungeheuer volkreichen Gebieten in Süd- und Ostasien und China und den europäischen Märkten. Europa lernte erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Amerika und den Seeweg nach Indien und Ostasien kennen; die arabische Schiffahrt herrschte aber schon im zehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung im Indischen Ozean. Die Araber hielten für Europa den Schlüssel zu den reichen Gebieten Süd- und Ostasiens in Händen. Die Erzeugnisse der asiatischen Hundertmillionenvölker, deren Verteilung für Europa sie beherrschten, gaben ihnen ihre wirtschaftliche Kraft, aus der sie eine bemerkenswerte militärische Stärke zogen.

Als die europäischen Völker die großen Entdeckungen gemacht hatten, schwand die Macht der Araber langsam dahin. Und die weiten nordafrikanischen und sudanischen Gebiete wurden, was sie heute noch sind, verhältnismäßig menschenleere, wirtschaftlich unbedeutende Länder. Und wenn bei uns gemeinhin — mit einem gewissen Bedauern allerdings — gesagt wird, daß Deutschland im islamischen Wirtschaftsbereiche für Verluste in den angelsächsischen Gebieten nicht genügend Ersatz finden könne, so ist das an sich nicht unrichtig. Die wirtschaftliche Entwicklung der islamischen Länder ist stark zurückgeblieben, und es bedarf einer langen, schweren Arbeit, sie zu einer Bedeutung emporzuheben, wie sie zum Beispiel Südamerika für die deutsche Volkswirtschaft gewonnen hat. Aber trotz alledem kann das islamische Wirtschaftsgebiet Großes für Deutschland leisten und, ohne irgendwie seine wirtschaftliche Selbständigkeit zu verlieren, in der Zusammenarbeit viel für sich gewinnen, wenn es in der großen deutsch-angelsächsischen Auseinandersetzung klug und zielbewußt seine Maßnahmen trifft, wie sie ihm schließlich auch von den eigenen Interessen vorgeschrieben werden.

Deutschland muß heute, nach der Wendung, die der Krieg genommen hat, den Kampf gegen die wirtschaftliche Abhängigkeit von den Angelsachsen aufnehmen. Diese wollen ihm in der Zukunft nicht mehr erlauben, ihre großen Gebiete für seine Weltwirtschaft auszunutzen. Man will deutsche Geschäftshäuser, deutsche Zweigniederlassungen, deutsche Banken, deutsche Einkäufer und Verkäufer nicht mehr zulassen. Wolle und Baumwolle soll Deutschland, wie in früheren Jahrzehnten, in Liverpool und London kaufen, nicht direkt, Kupfer, amerikanische Baumwolle soll es auf amerikanischen Schiffen bekommen. Oelfrüchte und Häute will England vermitteln. Und um es Deutschland unmöglich zu machen, sich in China oder Südamerika einzudecken, sollen diese beiden großen Gebiete in den wirtschaftlichen Welttrust gegen das Deutsche Reich einbezogen werden. Hiergegen muß das Reich den Kampf mit aller Energie aufnehmen, und in diesem Kampfe muß es sich stützen können auf Südamerika, dessen Interessen denen

Digitized by Google

der Angelsachsen stark zuwiderlaufen, auf die türkisch-arabische Macht und auf Oesterreich-Ungarn, die Balkanhalbinsel und, soweit als möglich, auch auf Rußland.

Amerika — der Norden wie der Süden — kann sich nur dann gedeihlich weiter entwickeln, wenn es Menschenzuwachs erhält. Es braucht Einwanderung. Nach dem Jahresbericht der New-Yorker Handelskammer auf 1915/16 erhielten die Vereinigten Staaten im Jahre 1915 über den New-Yorker Hafen nur 127 195 Einwanderer gegen 467 926 in 1914. In diesem Jahre hatte der Ueberschuß der Zu- über die Abwanderung 241 524 Köpfe betragen, 1915 nur noch 1095 Köpfe. Europäer wanderten 1915 sogar 10 069 mehr ab als einwanderten, während 1914 der europäische Einwanderer-Ueberschuß 223 891 Köpfe betragen hatte. Im Jahre 1916 wird sich die Lage nicht gebessert haben, und 1917 sind infolge der Kriegserklärung an Deutschland viele Tausende Deutsche aus den Vereinigten Staaten nach Mexiko und Südamerika abgewandert.

Die südamerikanischen Staaten leiden unter dem Stocken der europäischen Auswanderung genau so wie der amerikanische Norden. Sie werden nach dem Kriege alles tun, den Vereinigten Staaten und Kanada die Einwanderer abzujagen. In diesen Kampf der Nord- und Südamerikaner müssen nun Deutschland und seine Verbündeten durch eine planvolle Propaganda unter ihren Volksgenossen in Nordamerika zugunsten der Abwanderung nach dem Süden eingreifen, wobei natürlich Voraussetzung ist, daß der amerikanische Süden eine den Verbündeten günstige Handelspolitik treibt. Er wird sich dann um so mehr für Deutschland und seine Verbündeten entscheiden, als Südamerika in Deutschland seine natürliche Ergänzung findet, während die Angelsachsen, denen selber weite Rohstoffgebiete eigen sind, kein Interesse am Emporblühen Südamerikas haben. Ebensowenig wünschen die Angelsachsen das wirtschaftliche Erstarken einer unabhängigen Türkei.

Wie nun ein wirtschaftliches Zusammenarbeiten der verschiedenen Gruppen zum gemeinsamen Wohle beschaffen sein müßte, soll an einigen Beispielen erläutert werden.

Wir haben schon ausgeführt, wie stark Deutschland im Bezuge von Baumwolle und Schafwolle von den Angelsachsen abhängig war. Es ist aber bemerkenswert genug, daß die drei südamerikanischen Staaten Argentinien, Uruguay und Chile im Jahre 1913 für nahezu 120 Millionen M. Wolle an das Deutsche Reich lieferten (28% seiner Einfuhr). Das Wollschaf würde in Vorderasien und Arabien ausgezeichnete Lebensbedingungen finden, und wenn man bedenkt, daß das nur 187 000 qkm große, 1,25 Millionen Einwohner zählende Uruguay über 26 Millionen Schafe hat, Argentinien (2,9 Millionen qkm) über 80 Millionen, dann kann man die Möglichkeiten in Vorderasien und Arabien nicht gering einschätzen.

Nach dem Bulletin annuel de statistique für 1327 (1911/12) wurden in den syrischen Wilajets Aleppo, Damaskus und im Mutessariflik Jerusalem für 2 051 704 Schafe und 2 004 126 Ziegen Viehsteuer gezahlt; der Schafbestand in ganz Syrien beläuft sich vielleicht auf 2½ Millionen Stück. Syrien bildet mit seinen rund 200 000 qkm Fläche nur etwa den fünften Teil der asiatischen Türkei, Arabien ist beinahe drei Millionen qkm groß. Es kann, bei ernstem Wollen, nicht schwer fallen, den Schafbestand im Türkischen Reiche (jetzt 6—8 Millionen Stück?) auf das Vielfache dieser Anzahl zu heben und Deutschland mit großen Posten Schafwolle zu versorgen.

Aber Türken und Araber können noch mehr tun. Sie können jetzt schon die nord- und mittelafrikanische Bevölkerung energisch auf den Gedanken der Entstehung eines großen deutschen mittelafrikanischen Reiches hinweisen. Dieses große Gebiet soll in der künftigen Wirtschaft Deutschlands eine wichtige Rolle spielen, und seine Entwicklung wird stark gefördert, wenn die kräftigsten, strebsamsten afrikanischen Stämme beizeiten einsehen lernen, daß sie in Deutsch-Mittelafrika — abgesehen von den arabischen Ländern des Nordens — am besten ihr Fortkommen finden werden. Die Franzosen wollen die Afrikaner — wie die Erfahrungen des Krieges gezeigt haben — nur zu Kanonenfutter machen. England ist viel zu sehr in Südafrika, Australien, Indien, Kanada und Aegypten beschäftigt, um auf die wirtschaftliche Entfaltung der mittelafrikanischen Gebiete besonderen Wert zu legen. Es sieht im Afrikaner mehr den Söldner, der ihm sein Indien gegen russische und japanische-chinesische Uebermacht soll verteidigen helfen. Ein wirkliches Interesse an großer wirtschaftlicher Entwicklung Mittelafrikas hat nur Deutschland, welches, nachdem die Angelsachsen den Kampf gegen seine Wirtschaft auf ihre Fahne geschrieben haben, dringend eigene und nichtangelsächsische Rohstoffgebiete braucht.

Diese Wahrheit sollte vom Türken- und Arabertum immer wieder den Glaubensgenossen in Afrika gepredigt werden, damit diese lernen, im Zusammengehen mit Deutschland das einzige Heil für Afrika zu erblicken. Es wird dadurch auch am besten dem Interesse der Türkei gedient. Sie braucht militärisch und politisch die Flankendeckung durch ein deutsches Afrika, und von einem wirtschaftlich rasch aufsteigenden Deutsch-Mittelafrika wird eine starke Befruchtung auf das wirtschaftliche Leben Arabiens und Vorderasiens ausgehen. Es sei nur an die bedeutende Arbeit der Araber von etwa 900 bis 1450 der christlichen Zeitrechnung in Ost- und Mittelafrika erinnert.

Digitized by Google

Deutschland kann durch ein planvolles Zusammenarbeiten sehr viel gewinnen. Die weiten, ungeheuer ausgedehnten Hochebenen Inner-Afrikas sind prachtvolle Viehzuchtgebiete, und unter den afrikanischen Stämmen gibt es ganz ausgezeichnete Viehzüchter. Was Vorderasien und Südamerika für den Wollebedarf Deutschlands nicht zu leisten vermögen, kann Mittelafrika liefern.

Aber nicht nur Schaf- sondern auch Großviehzucht ist in Mittelafrika in sehr ausgedehnten Gebieten möglich, und das ist für den Bedarf Deutschlands an Tierhäuten sehr wichtig. Er betrug vor dem Kriege etwa 400 Millionen M. jährlich. Dazu lieferten Süd- und Mittelamerika für 128 Millionen Mark, die europäischen Nordstaaten, die Schweiz, Spanien, Oesterreich-Ungarn und Rußland für 154 Millionen. Die Einfuhr aus der Türkei war minimal; auch Afrika war wenig beteiligt. Und doch könnte Mittelafrika bei einem Viehbestand von 10 Millionen Stück Großvieh sehr schnell für 20—30 Millionen Mark Häute und Felle liefern, und diese Ausfuhr ist schneller Steigerung fähig. Auch der Großviehstand Vorderasiens könnte noch stark in die Höhe gebracht werden. Er ist verhältnismäßig niedrig. Syrien, von dessen Viehbestand mir Zahlen vorliegen, hatte vor dem Kriege etwa 270 000 Pferde, Esel und Maulesel, 500 000 Stück Rindvieh, 180 000 Stück Kamele. Nach halbamtlichen Angaben gab der Viehbestand in den Wilajets Aleppo, Damaskus, Beirut und im Mutessariflik Jerusalem (für ersteres Jahr 1330, für die drei letzteren Jahre 1325) rund 498 000 Stück Schaf- und Ziegenhäute, 223 000 Stück Rindshäute und 335 Stück Kamelhäute. Das sind geringe Ziffern; aber gerade der Viehbestand eines Landes kann in wenigen Jahren guter Entwicklung schnell in die Höhe gebracht worden.

Die deutsche Abhängigkeit von den nordamerikanischen und englischen Baumwolllieferungen ist ein böses Kapitel. Ersatz ist nur schwer zu beschaffen. Der deutsche Bedarf ist 470 000 Tonnen. Die vorderasiatischen Baumwollgebiete lieferten vor dem Kriege 30 000 bis 35 000 Tonnen, Brasilien erntet 70 000 bis 80 000 Tonnen; der Ertrag der deutschen Kolonien war noch nicht 3000 Tonnen. Aber der ganze Sudan ist altes Baumwollgebiet, und wenn der Islam seine ganze Kraft einsetzt, kann in Mittelafrika eine rasche Ausdehnung des Baumwollanbaues erreicht werden.

Sehr Großes aber kann in Mittelafrika mit seinen gewaltigen Beständen an Oelpalmen in der Gewinnung von Oelfrüchten geschaffen werden. Die Ausbeute der gewaltigen Bestände muß sehr schnell Ausfuhrmengen im Werte von hundert Millionen Mark und darüber liefern. Dann muß aber der Anbau von Oelfrüchten gesteigert werden.

Jedenfalls können Vorderasien, der Sudan und Mittelafrika sehr bedeutende Mengen von Oelfrüchten liefern und mit Süd- und Mittelamerika zusammen Deutschland von den Angelsachsen unabhängig machen.

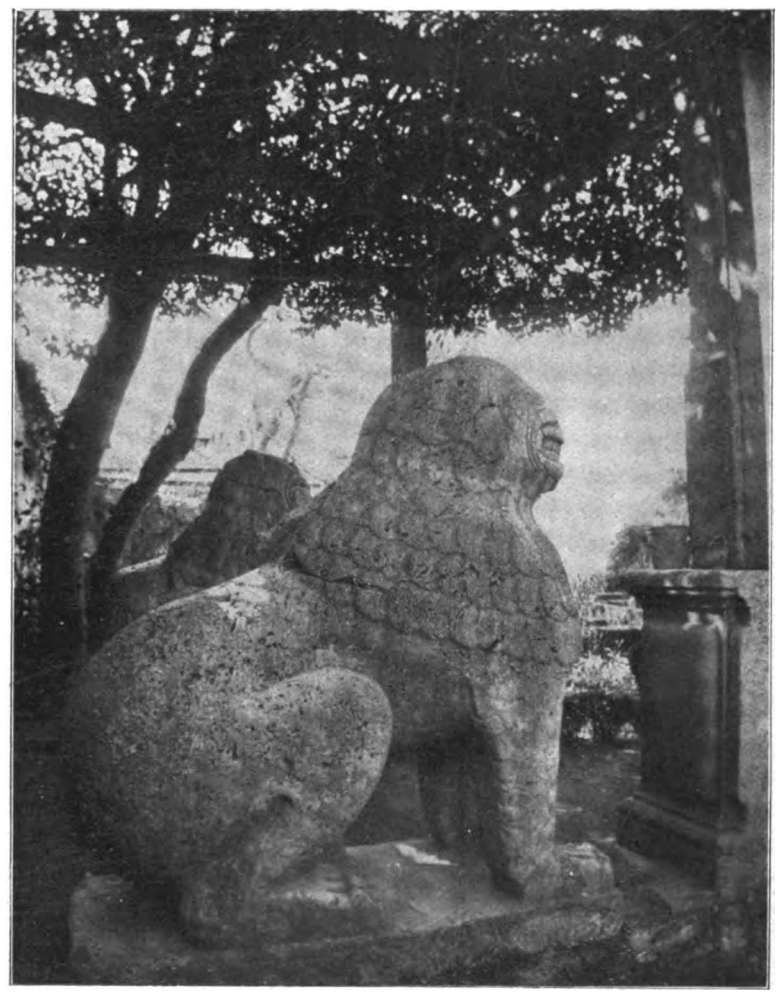
Es gibt ein falsches Bild, wenn immer auf Vorderasien oder Mittelafrika allein als auf das deutsche Zukunftsgebiet hingewiesen wird, sie können unserer Wirtschaft bei weitem nicht das leisten, was sie braucht. Ein ganz anderes Gesicht gewinnt aber die Angelegenheit der deutschen Versorgung, wenn Südamerika hinzugenommen wird. In dieser nichtangelsächsischen Gemeinschaft würde der vorderasiatische und afrikanische Islam durch Anspannung seiner wirtschaftlichen Kräfte eine bedeutende Stellung gewinnen. Allerdings sind 25 Millionen Vorderasiaten und 30—40 Millionen Afrikaner, gemessen an den 320 Millionen Indiens und 400 Millionen Ostasiens, noch eine geringe Größe. Aber Mittel- und Südamerika, Mittelafrika, Vorderasien und Arabien, die Balkanhalbinsel und Mitteleuropa bilden zusammen einen sehr achtunggebietenden Wirtschaftsbereich von mindestens 30 Millionen qkm Ausdehnung mit 280—300 Millionen Einwohnern. In diesem Gebiete wächst alles, was seine Bewohner brauchen; es kann durchaus auf eigenen Füßen stehen. Wollen die Angelsachsen einen Wirtschaftskrieg nach dem Kriege, dann müssen Deutschland und seine Verbündeten Handelsvereinbarungen mit Südamerika mit gegenseitiger Begünstigung zustande bringen. Das ist eine Politik, bei der alle gewinnen können. Sie braucht nicht notwendig eine agressive Spitze gegen die Angelsachsen zu enthalten; sie soll nur Verteidigungszwecken dienen. Aber Südamerika, Vorderasien und Mittelafrika würden nur gewinnen, wenn Deutschland ihnen vorzugsweise Rohstoffe abnähme, selbst zu einem höheren Preise, wohingegen sie der deutschen Industrieeinfuhr Vorzugstarife zu gewähren hätten. Die menschenarmen Rohstoffgebiete der Erde werden in gleicher Weise von Süd- und Ostasien bedroht. Die dortige Tropenlandwirtschaft kann mit einer Ueberzahl von sehr billigen menschlichen Arbeitskräften rechnen, und sie drückt dadurch auf die schwach bewohnten Rohstoffgebiete wie Südamerika, Mexiko, Mittelafrika, Vorderasien. Diese können nur dann emporkommen, wenn sie gut zahlende Abnehmer haben; sie können sie in der deutschen und österreichisch-ungarischen Industrie gewinnen. Allerdings müßte die Industrie dann gleichfalls höhere Preise für ihre Produkte fordern; aber jene Länder könnten sie gewähren, um hohe Rohstoffpreise zu erhalten. Eine Hand wäscht die andere.

England und die Vereinigten Staaten bemühen sich, der Welt einzureden, es gäbe ohne die Angelsachsen kein wirtschaftliches Leben. Aber man muß diesem Schreckgespenst energisch auf den Leib rücken, und es zerrinnt in nichts.

Digitized by Google

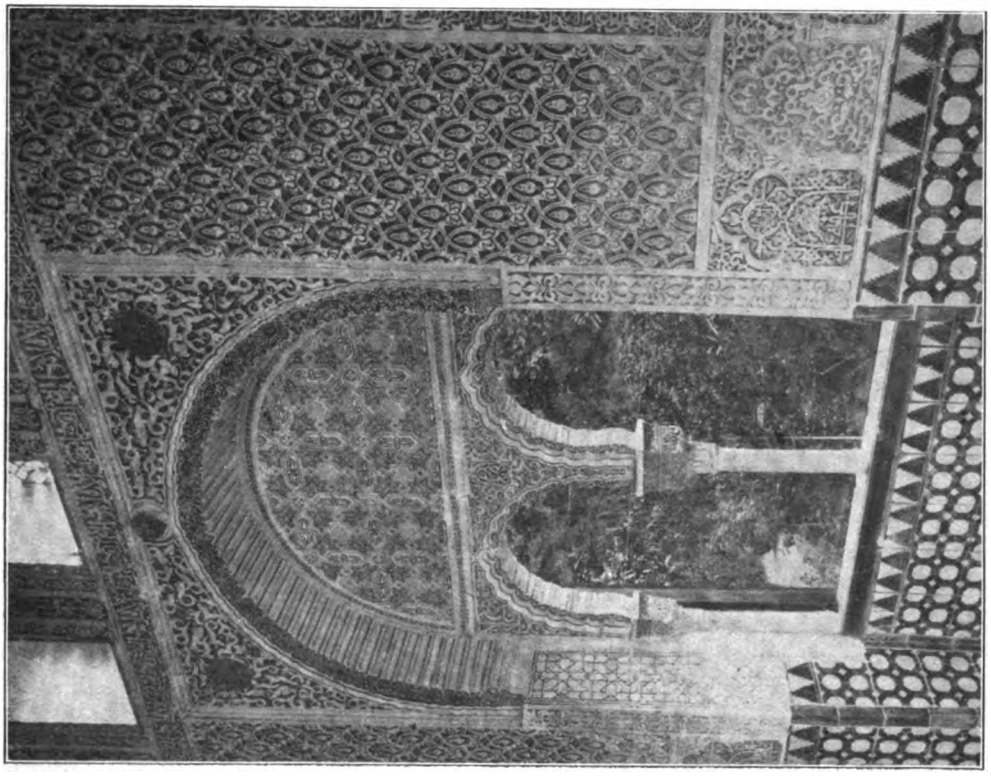
DENKMÄLER MAURISCHER KUNST.

Perlen Andalusiens sind die steinernen Erinnerungen aus der Blütezeit Granadas. Wir begegnen kaum sonstwo so reicher Kunstentfaltung wie im einstigen Reich der Maurenfürsten. Das prächtige sagenreiche Märchenschloß Alhambra, den Darrofluß hoch überragend, ist eine Welt für sich. Außen aus rohem Gestein, eher einer Kriegerburg als einem Prunkschloß ähnlich, birgt die Alhambra in ihrem Innern Schätze allerfeinster Kunst. Trotzig lagern vor ihr die beiden riesigen Steinlöwen aus der ersten Zeit arabischer Herrschaft. Einst Hüter der Schatzkammer von Granada, wanderten diese Kolosse später zur Wacht auf die Alhambra hinauf. In ihrer Nähe grüßt durch halbverwilderte Gartenanlagen die reizende Mezquita (Moschee) mit ihrer einschmeichelnd schönen Ornamentik. Ins Schloß eintretend, bemerken wir eine der berühmten Nischen, ein lauschiges Plätzchen, wie geschaffen zur Träumerei. Mohammedanischer Kultgepflogenheit gemäß ist diese Nische nach Südosten, den heiligen Stätten des Islams, zugewandt. Hier verrichteten die Herrscher und ihr Hofstaat die vorgeschriebenen Gebete. Einige Schritte weiter befinden wir uns vor dem nicht minder berühmten hufeisenförmigen Fenster, das dem Durchblick in die üppige Baum- und Blumenpracht draußen als kostbarer Rahmen dient. Darüber einige Sprüche in verschnörkelter arabischer Schrift: „Gott allein ist der Sieger, ewiger Ruhm dem Herrn." Nebenan befindet sich der „Mirador", der fürstliche Ausblicksaal, ein Raum ehemaliger weltlicher Freuden, vielfarbig ausgeschmückt; den Zauber dieser Farbenwirkungen, das Entzücken aller künstlerisch fühlenden Seelen, vermochte die Zeit nicht auszulöschen. Weiterhin gelangen wir in den Hofraum des auf den Fundamenten einer alten Moschee errichteten Katharinenklosters, das erbaut wurde, nachdem Boabdil el Chico, der letzte Maurenfürst, sein herrliches Reich hatte verlassen müssen. Eine offenbar aus der Moschee stammende Steinplatte mit vorzüglich erhaltener arabischer Inschrift, einem Lobgesang auf Allah und seinen Propheten, wird in diesem Kloster aufbewahrt.

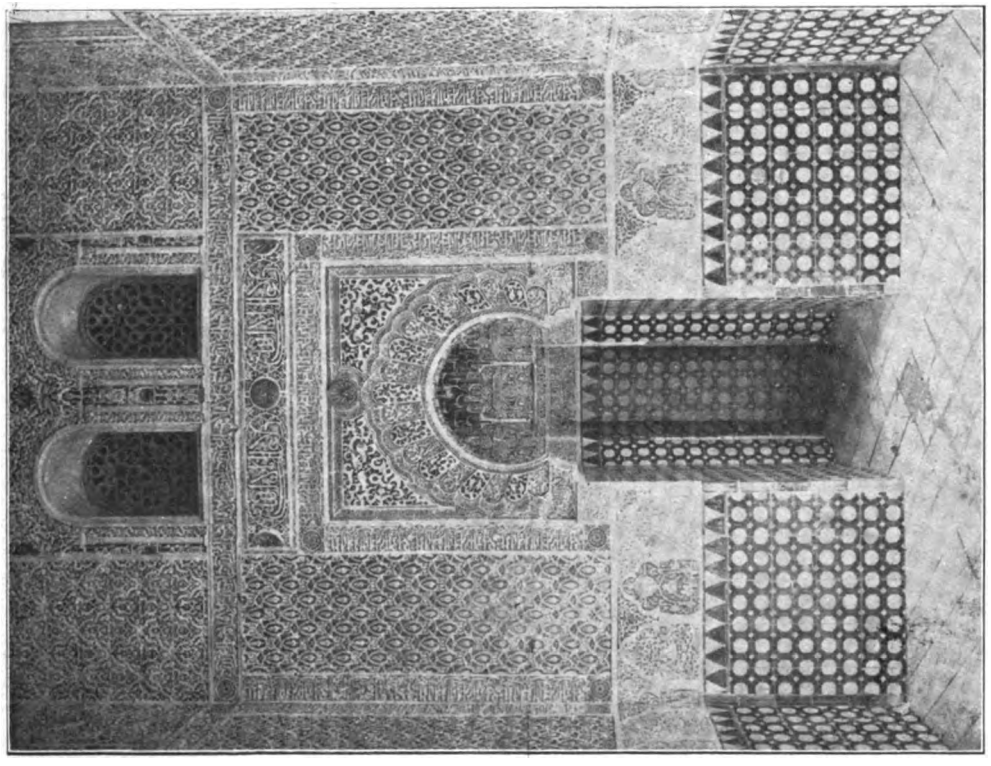


Die Löwen der Alhambra.

Digitized by Google



Alhambra-Durchblick.

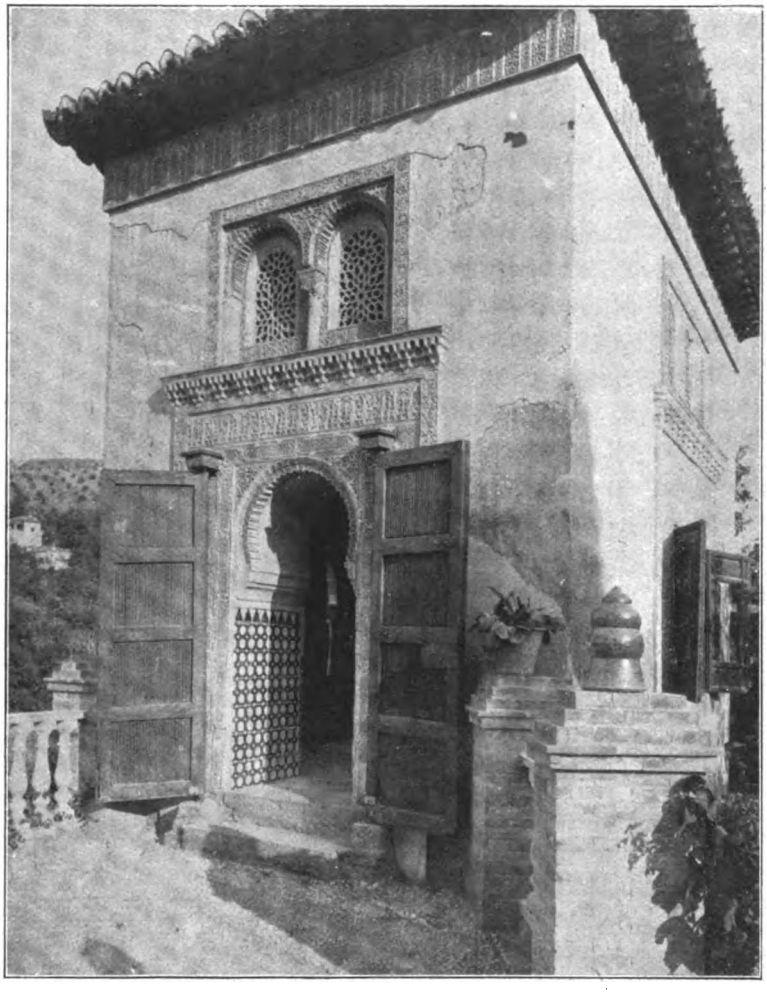


Eine der Nischen.

Digitized by Google

Im Saal der Gesandten, der den Herrschern als Thronsaal diente, fand die letzte große Versammlung der Mauren unter Boabdil statt, in der wegen der Uebergabe beraten wurde. Die Inschriften in diesem Saale nennen den Sultan Jusuf den Ersten als Erbauer. Der Saal ist durch zwei Stockwerke erbaut. Oben deckt ihn eine Kuppel von Lärchenholz, die man mit der Facette eines geschliffenen Diamanten verglichen hat. Die vorherrschend in rot und schwarz gehaltene Ornamentik dieses Saales gehört zu den reichsten der Alhambra. Man hat hier allein 152 verschiedene Muster gezählt, die mit eisernen Formen in die frische Gipsbekleidung der Wände eingedrückt worden ist.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten der Alhambra, der „Saal der beiden Schwestern", war anscheinend die Winterwohnung der Sultanin. Der Name des Saales scheint von den beiden gleichgroßen Marmorplatten im Fußboden herzurühren. Seine Ausstattung bildet wohl den künstlerischen Höhepunkt der Alhambra. Sie besteht in der Hauptsache aus wundervollster Holzschnittornamentik. Kleine und größere Höfe mit Zypressen, Orangen, Myrten, Springbrunnen scheiden die einzelnen Teile der Alhambra von einander; mehrere dieser Höfe sind berühmt wegen der sie umfassenden Architekturen.



Eingangstor.

Die ersten Bauanlagen der Alhambra stammen aus dem neunten Jahrhundert und wurden von Mohammed I. und Mohammed II. ausgebaut. Die Hauptmasse der Burg wurde im Jahre 1273 vollendet, an den Prachtbauten und deren inneren Ausschmückung arbeitete man bis ins 15. Jahrhundert hinein. Als Schöpfer der hervorragendsten dieser Bauten gilt Mohammed V. Auf ihn ist nicht nur der Ausbau des Myrtenhofes, sondern auch des Cuarto de Machuca, die Sommerwohnung für einen Teil der Familie, und der üppige Löwenhofpalast, die Winterwohnung des Hofes mit dem Harem des Herrschers zurückzuführen. Der letzte maurische Fürst, der an der Alhambra weiterbaute, war Mohammed der Siebente (1392 bis 1408).

Kaiser Karl V. ließ einen großen Teil der maurischen Alhambra niederreißen, obwohl auch er, als er 1526 die Alhambra besuchte, von Begeisterung für die Wunder maurischer Kunst erfüllt war. Es lag ihm aber daran, einen eigenen Palast dort zu errichten. Dieser, in schwerem Renaissancestil, ist unvollendet geblieben. Neunzig Jahre (1526—1616) wurde von einer Reihe von Baumeistern nacheinander daran gebaut, dann geriet der Bau ins Stocken; das Dach z. B. ist überhaupt nicht zur Ausführung gelangt.

Digitized by Google

MAROKKOS ZUKUNFT.

Deutschlands Industrie, Handel und Schifffahrt blicken nach dem verloren gegangenen Marokko hin, nach jenem Lande, das ewig verknüpft bleiben wird mit der Vorgeschichte des Weltkrieges. Alle nur denkbaren Völkerrechtsbrüche sind von unseren Feinden in Marokko begangen worden mit dem Ziel, uns von dort zu verdrängen. Es ist ihnen gelungen. Der Weltkrieg hat uns den Weg nach Marokko gesperrt und das Land völlig der Gewalt der Franzosen überliefert. Aber daß dieser Zustand nicht dauernd sein wird, das ist unsere Zuversicht, und daß er nicht dauernd bleibe, daran arbeiten in Deutschland mit Nachdruck bereits viele politisch und volkswirtschaftlich geschulte Köpfe.

Aus der Zentralstelle des Hamburger Kolonialinstituts ist ein Buch hervorgegangen, das sich mit der Zukunft Marokkos beschäftigt. Verfasser ist der wissenschaftliche Hilfsarbeiter dieses Instituts Dr. Bernhard Stichel (Verlag Dietrich Reimer, Berlin). Der Verfasser schließt sich durchaus der Ansicht des verdienten Marokkoforschers Theobald Fischer an, daß derjenige Staat, dem es gelingt, Marokko sich ganz zu eigen zu machen, daraus wegen der hervorragenden militärischen, wirtschaftlichen und weltpolitischen Wichtigkeit dieses Landes einen gewaltigen Machtzuwachs erhält.

Aber nicht auf Unterdrückung nach französischer Art ist es abgesehen, wenn Deutschland in Marokko wieder festen Fuß fassen will. Ausdrücklich sagt der Verfasser im Gegensatz zu den französischen Methoden: „Es müßten die übernommenen Anschauungen einer alten Kultur, tief eingewurzelte Gebräuche und Sitten geachtet und gepflegt, mit Takt und psychologischem Verständnis in fruchtbare Bahnen gelenkt werden. Es wird ein gut Teil diplomatischer Kunst dazu gehören, diejenigen der Großen des Landes für uns zu gewinnen, die unter Frankreichs Einfluß geraten sind. Mit Hilfe unserer guten Beziehungen, die der Gegenstand des Neides unseres Feindes sind und die er während des Krieges als „deutsche Intrigen" an den Pranger zu stellen sucht, wird auch das gelingen. Selbstverständlich aber müßten wir uns jeder unerwünschten Einmischung in die bürgerliche Verfassung des Landes und seine innere Struktur enthalten, um das werden zu können, was so viele Marokkaner von uns erhofft haben: ein starker, schützender Freund. Wir haben den Grund für alle unsere Kolonien in friedlichen Verhandlungen gelegt. Es wäre denkbar, daß wir auch in Marokko mit einem Mindestmaß militärischer Gewalt auskommen könnten. Das Zauberwort der Erlösung vom französischen Joch würde unserem Anerbieten, das Land einer glücklichen wirtschaftlichen Zukunft zuzuführen, den richtigen Boden bereiten."

Als Freund zum Freunde will der Deutsche, wenn die Dinge so weit gediehen sein werden, zum Marokkaner kommen. Es gilt, den Franzosen einen widerrechtlichen Raub zu entreißen. Aus Nordafrika ziehen die Franzosen ihre Kräfte, und Marokko ist der Eckstein ihres enormen nordafrikanischen Kolonialbesitzes. „C'est en Afrique en face de nous qu'est notre principal avenir colonial à la fois économique et politique" prophezeite schon 1885 Leroy Beaulieu. Anders als etwa Tonking oder Madagaskar, deren Entwicklung lange unter der Gleichgültigkeit der öffentlichen Meinung zu leiden hatte, erfreut sich der Gedanke an ein nordafrikanisches Frankreich besonderer Popularität. Wie so häufig bei ihren kolonialen Erwerbungen benutzte die Republik, wie Stichel ausführt, jetzt auch dort wieder die Gunst der internationalen Konstellation, um sich hinter den Kulissen des Weltkrieges in jener „autre France" die Reservoire ihrer wirtschaftlichen, militärischen und politischen Wiedergeburt zu sichern. Dort unternahm sie den letzten Schritt einer folgerichtigen, von dem esprit de suite getragenen Entwicklung. Die endgültige Besitzergreifung des letzten Stückes unabhängigen Afrikas sollte das Werk der Aufrichtung eines französischen Nordafrikas krönen. Der marokkanische Zuwachs Frankreichs wurde auf Deutschlands

Digitized by Google

Kosten erlangt. Sei es aus Friedensliebe, sei es aus zeitweiliger Schwäche, wich Deutschland in Marokko vor Frankreich zurück, das sich unter den Fittichen Englands stark fühlte, aber das Heft, das den Deutschen aus der Hand gewunden wurde, soll in deutsche Hand zurückgegeben werden. Dies ist die Forderung, die das vorliegende Buch als unumgängliche Notwendigkeit aufstellt und begründet.

Durch Jahrhunderte strengster Abgeschlossenheit hindurch hat Marokko das Geheimnis seiner Schätze zu wahren verstanden. Umgeben von einer chinesischen Mauer, die Mißtrauen und Haß unübersteigbar machten, blieb es lange unbekannt. Deutsche Forscher brachten um die Wende der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts die erste Kunde aus dem Innern, französische, unterstützt von einer tatkräftigen und weitausschauenden Regierung, lieferten in der letzten Zeit reiches Material. Daß dabei die Eifersucht der Franzosen ängstlich bedacht war, den wahren Wert des Landes zu verkleinern, konnte man annehmen. Heute ist bekannt, daß die Segonzac, Gentil und Briols vieles von dem, was sie gesehen, nicht beschrieben haben, und daß Delcassé selber französische Forscher bestimmte, in ihren Werken alles zu unterdrücken, was den Neid der Welt erwecken könnte.

Der eigentliche Reichtum des Landes liegt in der starken landwirtschaftlichen Produktionskraft der dem Atlas vorgelagerten Ebenen, jener „afrikanischen Normandie", deren Fruchtbarkeit durch das Klima und die reichen Niederschläge erhöht wird. Der weitaus größte Teil dieses Atlasvorlandes ist anbaufähig, ein ihm eingelagertes Steppengebiet bietet der Viehzucht die besten Grundlagen. Zum Kulturland zählen weiter die Gebiete um Udschda und das Susgebiet. Bewässerungsanlagen sind in den trockenen Teilen leicht anzulegen. Die Erfolge, die man z. B. in Aegypten, Algerien und im Rio Negrogebiet Argentiniens bei richtiger Verteilung des Wassers auf scheinbar wüste Gebiete, die in kurzer Zeit in Wiesen verwandelt wurden, zu verzeichnen gehabt hat, berechtigen zu der Annahme, daß auch die anscheinend unfruchtbaren Gebiete, die bei regenarmen Sommern Mißernten ausgesetzt sind, der Kultur erschlossen werden können.

Die besten Ackerbaugebiete mit der berühmten Schwarzerde sind das im Altertum als Kornspeicher bekannte Gharb, Zemmur, dieSchauja, Dukkala und das Haouz um Marakesch, in denen Gerste, Hartweizen, Hafer, Mais, Hirse, Bohnen, Linsen, Luzerne, Leinsaat, Pferdebohnen, Kichererbsen und auch Sojabohnen gedeihen. Obgleich die seßhaften Eingeborenen den Ackerbau nicht ohne Fleiß und Sorgfalt betreiben, ist ihre Bewirtschaftungsmethode doch nur extensiv und völlig primitiv. Auch infolge der innerpolitischen Zustände, ständiger Unruhen, mittelalterlicher Steuerbedrückung und von Ausfuhrverboten hat sich die Landwirtschaft in Marokko bislang nicht ihren überaus günstigen Grundbedingungen gemäß entwickeln können. Wenn das Land trotzdem schon gegenwärtig einen erheblichen Getreideausfuhrüberschuß aufweist, der für Weizen in 1915/16 auf 245 000 dz, für 1916/17 auf 490 000 dz berechnet, für Gerste 1915/16 mit 1 200 000 dz ausgewiesen wird, so darf man die größte Hoffnung für seine Zukunft als Getreidelieferant hegen.

Faßt man die Antwort auf die Frage: Was ist Marokko? kurz zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Ein mittelalterliches, islamisches, der Anarchie verfallenes Land, das weder nach innen noch nach außen politische Lebensfähigkeit besitzt und infolgedessen der Bevormundung durch eine Kulturmacht dringend bedarf; ein Gebiet, das an Ausdehnung das Deutsche Reich wesentlich übertrifft, und von einer fleißigen, bei politischem Vorgehen leicht lenkbaren und bildungsfähigen Bevölkerung nur relativ schwach besiedelt ist. Es ist begünstigt durch ein hervorragend vorteilhaftes Klima, das Europäern jede körperliche Tätigkeit gestattet. Außerordentlich reich an Bodenschätzen. Von hervorragender landwirtschaftlicher Produktionskraft. Von bedeutender Konsumfähigkeit. Es ist ein Land, das bei rationeller Verwertung seiner schlummernden jungfräulichen Kräfte berufen ist, ein wahrer Getreidespeicher, Weinkeller, Gemüse- und Obstgarten sowie eine reiche Fleischkammer der alten Welt zu werden. Ein französischer Kolonialpolitiker faßte vor kurzem sein Urteil dahin zusammen: „Es scheint, als ob Marokko landwirtschaftliche und industrielle Aussichten bietet, die in Afrika nicht ihresgleichen haben."

Der Verfasser beschäftigt sich ferner mit den militärischen Eigenschaften der Marokkaner und den großen Vorteilen, die Frankreich im Kriege daraus zieht, und erklärt schließlich: Frankreich wird Marokko aussaugen, aus den zu Söldnern herabgedrückten Eingeborenen Werkzeuge seiner Eroberungssucht machen. Es wird sie in Scharen für seine Bergwerke, für seine Häfen, seine Fabriken dingen. Es wird ebenso wie in Algerien die fruchtbaren Ländereien brachliegen lassen müssen, weil es nicht einmal für seine eigene Landwirtschaft Kräfte genug hat. Es wird Marokko zwingen, von ihm allein zu Wucherpreisen die Erzeugnisse seiner Industrie zu kaufen, die es im internationalen Wett-

Digitized by Google

bewerb nicht unterbringen kann. Es wird den schon seit der Errichtung des Protektorats unnatürlich angeschwollenen Import künstlich weiter steigern und so dem unglücklichen Lande einen Einfuhrüberschuß aufdrängen, der nur durch Anleihen, deren Last letzten Endes die Bevölkerung zu tragen hat, ausgeglichen werden kann. Dort wird Frankreich seine „Politik des Schmarotzens an der niederen Rasse" fortsetzen. Das Schicksal Madagaskars würde auch das Verhängnis Marokkos werden!

Von Deutschland würde Marokko für die Aufgabe seiner politischen Selbständigkeit, die Beschränkung seiner diplomatischen Aktionsfähigkeit und Gewährung eines Besatzungsrechtes, das Hand in Hand mit der Bildung eines unter deutscher Führung stehenden, der Landesverteidigung dienenden Heeres gehen müßte, kurz für die Schaffung eines Schutzverhältnisses, völkerrechtlich ähnlich dem des Reiches zu den Kolonien, die Gewißheit einer glänzenden wirtschaftlichen Zukunft, die die Kräfte entwickelt und Zufriedenheit sät, einzutauschen.

Die Deutschen sind neben den Vereinigten Staaten das mächtigste Wirtschaftsvolk der Welt. Schon im Frieden war die deutsche Industrie diejenige, die es verstand, am besten und billigsten die Bedürfnisse der Eingeborenen zu befriedigen. Die bedrohliche Passivität der marokkanischen Handelsbilanz aber würde sich durch die Entwicklung der marokkanischen Landwirtschaft und des Bergbaues, die Deutschland am besten gewährleisten kann, in ein Aktivsaldo verwandeln, der aus den Marokkanern ein reiches Volk machen würde.

Ein gesundes und starkes Land könnte sich an jenen reichgesegneten Gestaden des Adanuks unter dem Schutze deutscher Farben zu einer glücklichen Zukunft entwickeln.

WER IST DER NARR?

Ein reicher Seidenhändler aus Smyrna, der von Nasreddins Witz und Schelmenkünsten gehört hatte, war eigens, nach Akschehr gekommen, um den originellen Kauz kennen zu lernen. Nachdem er sich ihm also vorgestellt, lud er ihn in sein Absteigequartier, wo er ihm die ausgesuchtesten Leckerbissen und Getränke vorsetzen ließ. Der Eingeladene nahm die Gelegenheit nach Kräften wahr, aß und trank in einem fort, ohne dabei ein Wort zu reden, und der Kaufmann ließ ihn gewähren, weil er ihn dadurch für später in eine um so bessere Laune zu bringen hoffte.

Als Nasreddin nun endlich so satt war, daß er, wie man zu sagen pflegt, keinen Finger mehr in den Hals stecken konnte, erhob er sich, dankte für die ausgezeichnete Mahlzeit und wollte gehen.

Sein Gönner aber faßte ihn am Arm und sagte: „Halt, lieber Freund, so haben wir nicht gewettet. Die Reihe ist jetzt an dir, du sollst mir einige deiner Narreteien zum besten geben."

Hodscha, geärgert von solchem Eigennutz, erwiderte: „Du irrst, hier in Akschehr haben wir keine Narren; es sei denn, daß zufällig einer hierhergekommen wäre."

Damit ging er.

Aus „Nasreddin der Schelm", von Herm. Siegfr. Rehm (Verlag Schuster & Loeffler).

Digitized by Google

Einstellung Sr. Kaiserl. Hoheit Prinzen Oemer Faruk als Leutnant bei der Garde in Potsdam.

Digitized by Google

WO LIEGT ASIEN.

Von Else Marquardsen.

Diese Frage wird wohl jeder Schuljunge mit mehr oder weniger Sicherheit beantworten können und trotzdem möchte ich vorschlagen, ihr näher zu treten. Ich beabsichtige keine Abhandlung über Asien als Weltteil, als geographischen Begriff, als geologischen Wert. Ich meine vielmehr ein Asien, das mit Breitegraden nicht zu bestimmen ist; das Asien meine ich, in dessen Herzen das Werden der Menschheit lebte, an dessen Küsten das Meer des Ewigen brandete, das Asien, dessen letztes Geheimnis das Paradies war.

Ansicht der heiligen Stadt Medina.

Das Paradies? Ein Kindermärchen also, ein lieber Traum, den jeder müde Kopf einmal geträumt, als er sich noch gläubig an Mutters Knie lehnte? O nein, kein Kindermärchen, dies Paradies, das unter Asiens Sonne blüht und atmet, kein Traum seine Schönheit, nicht ewig verloren seine Pracht! Aber die Augen, die es sehen könnten, sind trüb von vielem Wissen, matt vom vielen Schauen, die Sinne, die es fassen könnten, stumpf von vielem Forschen.

Auf der Karte — ja, da kann wohl jeder Asien zeigen und der oder jener mag lächelnd auf einen Punkt weisen und sprechen: „da soll das Paradies gelegen haben!“ Aber diesen Punkt will ich gewiß nicht zu bestimmen suchen, ihn gar nicht einmal erwähnen will ich; denn wie sollte man wohl den Begriff des Paradieses geographisch fassen wollen — diesen tiefsten Sehnsuchtstraum der Menschheit auch noch wissenschaftlich lokalisieren?

Nein; jenseits der starren Grenzen des Festgelegten, da beginnen erst die tiefsten Erkenntnisse. Nicht umsonst geht ein und derselbe Gedanke ewig

Digitized by Google

jung durch die Sinne der Menschen; nicht umsonst ist das Sehnen nach dem Paradiese dem Alter der Menschheit gleich. Immer wurde dem „Unbekannten Gotte" geopfert, jener großen Sehnsucht nach dem, was über das Irdische hinaus herrlich und wunderbar ist... Dort, wo die Menschheit entstand, wo sie aus ihrem Werdetraum erwachte, entstand auch der Gedanke an das Paradies, und beide konnten nur werden und entstehen in der Sonne einer heißen Welt

Gibt es etwas Ernsteres, als das Suchen des Menschen nach dem, was er nicht sieht, von dessen Vorhandensein er aber überzeugter ist, als von seinem eigenen Leben? Gibt es etwas Erhabeneres, als dies unauslöschliche Licht, das uns aus einer anderen Welt mit in diese gegeben wurde? Eben aus jener Welt, in der das Paradies zu finden ist; wo die Sonne des Himmels zum ersten Male die Erde der Menschen bestrahlte und im suchenden Blick zum ersten Male das Sichtbare mit dem Unsichtbaren verglich.

Immer, wenn es in der Welt am dunkelsten und das Wissen von diesem Paradiese am weitesten entschwunden war, dann stand ein Mensch auf, der aufs Neue davon verkündete, einer, den man „Erlöser" nannte. Einmal trug diese „Erlösung" das Gewand der Strenge, einmal das der Liebe, einmal das der abstrakten reinen Forschung; Wunderglaube, Menschenschwäche und Gotteskraft aber war immer ihr Inhalt, und Sehnsucht, nichts als Sehnsucht ihr Inbegriff.

Woher aber kamen diese Erlöser der Menschheit, wer immer sie auch waren? Aus dem Lande der Sonne, aus dem Lande, wo das Paradies verborgen liegt — aus Asien.

Ist das ein Zufall? Ist es ein Zusammentreffen geologischer Notwendigkeiten, eine mathematisch zu berechnende Folge der Geschehnisse? Nein; es ist der Zwang des großen Werdens, der auf der träumenden Erde Asiens liegt, das geheimnisvolle Lächeln eines unbekannten Gottes, eines Gottes, der Wirklichkeit und kein schemenhafter Begriff, keine Notwendigkeit der Machtbefugnisse einer Kaste ist.

Das Suchen nach Gott, das ist Asien.... im Finden Gottes, dort liegt Asien, und somit überall, wo eine Seele mit aller Kraft diesen Gott sucht, der für sie der einzige ist und der im letzten Geheimnisse des Paradieses wohnt.

Gleich dem Licht der Sonne, dem Wehen des Windes, dem Rauschen des Wassers, gleich dem Lallen des Kindes, dem Lachen der Mutter und dem Weinen der Verlassenen, ist Asien der Gedanke Gottes, das Leben aller Dinge. Nichts kann sein, ohne das Wissen von dieser gewaltigen durchdringenden Macht...; nichts kann werden ohne das Fühlen einer ewig unveränderlichen Pracht jenseits alles Schauens. Gott! Dieses Wort ist kein leerer Begriff, ist kein ferner Priesterwille, kein dumpfer Hoffnungstraum.... er ist des Lebens erste, einzige und letzte Wahrheit, ist alles, was die Schönheit der Welt belebt, und alles zugleich, was den Sinn alles Vorhandenen erkennen läßt.

In selbstverständlicher Hingabe des ganzen Menschen und Seins an den einen einzigen Gedanken, an das einzige Streben, den unsichtbaren Geist Gottes zu erkennen und festzuhalten mit den unvollkommenen Mitteln irdischer Möglichkeiten, wirken im Orient die Gottesverkünder. Fern von aller Gelehrsamkeit, fern von aller Abgeschlossenheit eines Kastenstrebens durchsetzen diese unbewußten Verkünder Gottes und seiner Macht das Volksleben mit ihren seltsamen, überirdisch anmutenden Kräften. Um sie herum treibt und kreist das bunte Sonnenleben mit all seiner Freude, die so natürlich ist und scheint; mit all seinem Schmerz, der so gewaltsam und grausam auftritt und so unglaublich schnell verklingt. Leicht und froh wie der Wechsel von Tag und Nacht ist der Wechsel von Leben und Tod.... leicht und froh wie der Uebergang in ein anderes Leben, das dieses Daseins eigentlicher Zweck und Ziel ist.

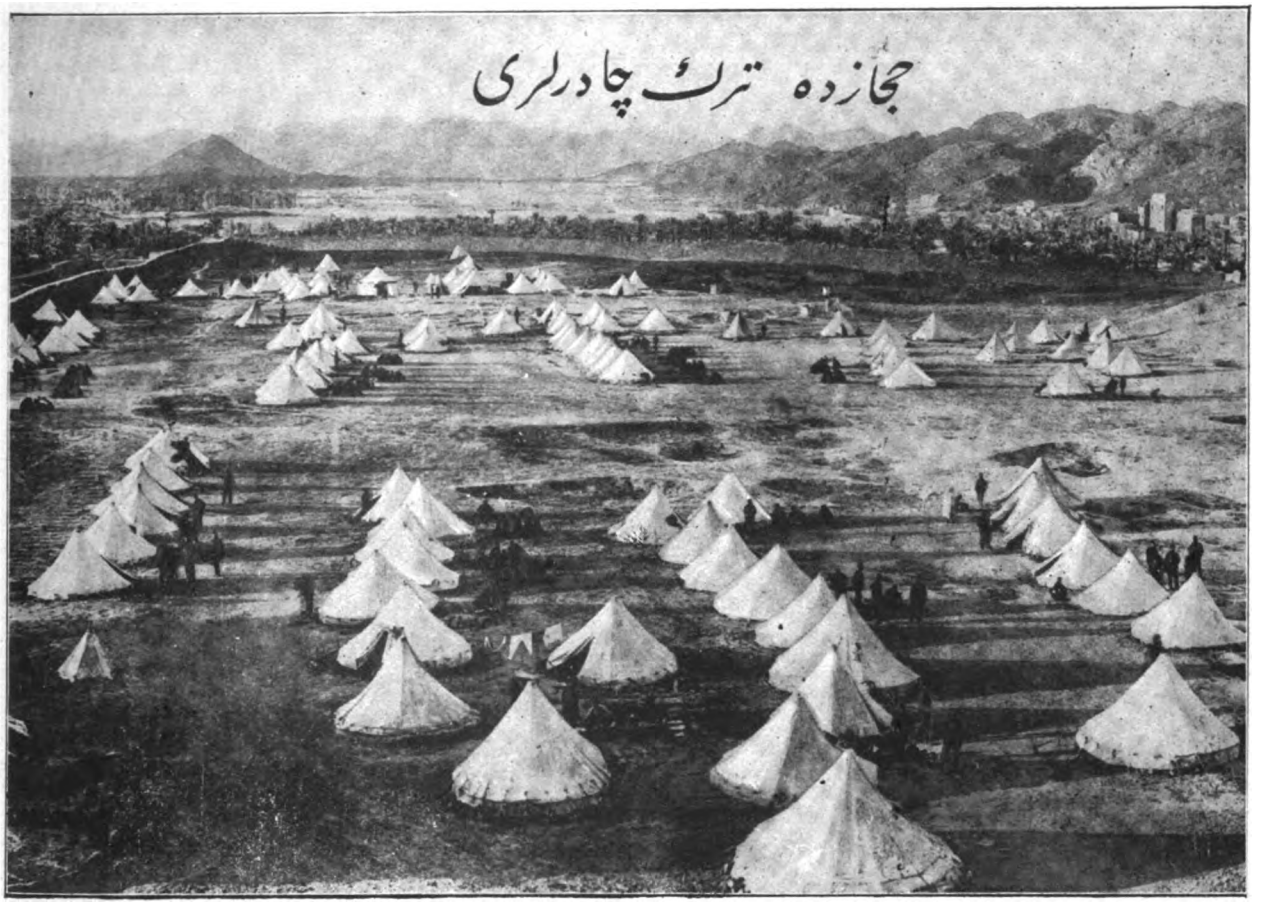
Tod.... das in Wahrheit ist ein leeres Wort, denn den Tod gibt es nicht, weil niemand ihn als das Ende anerkennt. Und Schmerz? Da gibt es kein tiefes Niedersinken unter der Wucht der Geschehnisse, kein ergebenes Unterducken unter eine düstere Gewalt. Da lächelt ein fragendes Auge zum Himmel auf und spricht ein wartendes Herz: „Warum, o Herr, verhängst du so über mich? Doch Du mußt wissen, was du tust, Du Mächtiger, ich will warten, bis Du mir wieder lächelst, der Du die Schönheit, die Weisheit und die Güte bist, o Gott!"

Man betrachte die uralte Kultur Chinas mit ihren Geistesleuchten, die schon alt waren, als unsere Welt noch nicht aus ihrem Werdetraum erwachte; man blicke auf Indien und seine seltsam gewaltigen Ueberwinder des Materiellen; man vergegenwärtige sich, was Japans Philosophie des Unsichtbaren an Widerstandskraft gegen das Sichtbare zeitigte; und man werde sich klar, daß dieses, jenseits des Dogmatischen sich entwickelnde Gotteserfassen diejenige Kraft ist, die alles Bestehende durchdringt. Jenseits des Dogmatischen, sagte ich. Ich bin mir völlig klar, daß das Dogma in seiner starrsten Form in manchen asiatischen Religionen eine dominierende Rolle spielt, daß der Kastengeist des äußersten Ostens wahrhaft vernichtende Triumphe feiern kann, und doch behaupte ich, daß dort der Gottesgedanke jenseits des Dogmas lebendig und stark wirkt, denn die Priesterschaft als Verwalterin des göttlichen Geheimnisses spielt keine Rolle, sie ist nicht eingesetzt, den Verkehr mit Gott zu vermitteln, sie ist vielmehr eine rein äußer-

Digitized by Google

liche Notwendigkeit zur Regelung der Kultfragen; den inneren Kern der Sache, d. h. die Beziehungen des einzelnen zu der Gottheit, berührt das Vorhandensein der Priesterschaft in keiner Weise. Da tritt jeder selbstschaffend auf, da hält jeder die Schlüssel des Himmelstores in der eigenen Hand und sorgt, daß sie ihren goldenen Glanz nicht verlieren in seinem Griff.

Man traut sich noch unter Asiens Sonne, voraussetzungslos zu empfinden, auch dann, wenn man



Türkisches Pilgerzeltlager im Hedschas.

an der Weisheit geheimsten und verborgensten Quellen sitzt. Man wagt es, einen Gedanken und ein Gefühl, sich seine eigene Straße suchen zu lassen, fern von aller Etikettierung staatlich konzessionierter Lehrfächer. Kann man das im Westen überhaupt noch? Ich frage, kann man das? Jeder weiß, wie hart der Kampf ist, den der erwachende junge Geist im Okzident zu kämpfen hat, weil der Gottesbegriff, der der Kinderseele gegeben wird, gerade wie ihr Märchen gegeben werden, nicht der ist, den das reifende Wissen und Erkennen halten kann. Mühsam findet mancher Zerschlagene in späteren Zeiten ein ärmliches Etwas, das er für sich selbst Gott nennt; ängstlich hält mancher Schwärmer ein blasses Trugbild fest; trotzig baut sich mancher Kämpfer einen eisenbewehrten Kraftbegriff zusammen. Aber Gott ist so nicht zu finden, weil er sich gar nicht so ängstlich verbirgt. Er ist da, er ist überall, er ist greifbar, faßbar, fühlbar, nur muß man es wagen, ohne Verdunkelung des Blickes in die Fernen des strahlenden Lichtes zu schauen. Daran scheitert der Westen, an der schrecklichen Verklausulierung seines Denkens und Wissens und Seins, an dem Einschachtelungssystem all unseres Denkens. Seht und empfindet, wie der Osten es tut, wenn er sich Gott sucht, wenn er seinen Gott sieht und unter der Berührung der göttlichen Hand erbebt, nicht in Schrecken, nein in tiefster, reinster, seligster Freude. Dieser herrlichen Freude, die nur das Bewußtsein der Einheit mit dem All geben kann, wie sie eben das Erkennen Gottes bedeutet. Dieses Erkennen, das allen geistig Hochmütigen unmöglich ist. Warum ist denn der Westen so hochmütig? Worauf bildet er sich so unerhört viel ein? Ist es ein Verdienst, alles, was nicht präzisiert werden kann, von sich zu weisen? Ist es ein Verdienst, alles, was anders ist, zu verurteilen? Ist es ein Verdienst, nur das Greifbare zu erfassen? Alles dies aber sind Kennzeichen westlicher Geisteskultur im Gegensatz zur östlichen. Und es kann auch nur das sein, was sie lehrt, die östliche Gotteserkenntnis, bald als zu primitiv und einfach, bald als

Digitized by Google

zu mystisch und verstiegen von sich zu weisen.

Die Zeit wird und muß kommen, wo der Westen suchen geht nach dem heiligen Ursprung alles gedanklichen Seins, fernab von seiner Wissens-Schematik. Warum unser Leben, wozu unser Streben, wohin unser Enden? Das sind die Fragen, die dem Westen Schrecken bedeuten, dem denkenden Westen, meine ich, und die schließlich alles in sich schließen, was das Wort „Gott" besagt. Das ist die große Menschheitsfrage, die der Westen nicht zu beantworten weiß.

Weiß es denn der Osten? O hört, er weiß es! Nur ist seine Antwort so einfach, so kindlich, für das wissenschaftlich geschulte Denken des Westens so ganz unbefriedigend, wie es die höchste Weisheit dem nur Denkenden immer sein wird. Die Antwort lautet: Gott! Nun sind wir so klug wie vorher, nicht wahr? Ja gewiß, aber nur, wenn wir es nicht gelernt haben, aus der tiefsten Tiefe unseres Seins heraus zu wissen, daß eben Gott im schönsten Sinne des Wortes alles ist, daß er Inhalt, Krone, Anfang und Ende alles Seins ist. Der Gott, der alles Lebendige durchdringt, der alles Werdende befruchtet, der alles Vergehende durchleuchtet, der alles Schöne ist und alle Größe in sich schließt. Der Gott, dessen Antlitz nicht menschlich ist, dessen Wesen nicht faßbar ist, dessen Sein nicht umrissen ist. Der Gott, der in allen starken Kräften lebt und wirkt und zu dem alles zurückkehrt, wie der Regen zur Höhe. Der Gott, der der strahlende, wunderbare Mittelpunkt des Sichtbaren und des unsichtbaren Seins ist und in dessen Nähe wir langsam in Jahrmillionen gelangen werden, wenn unsere Irdischkeit so weit versank im Schatten des Nichts, daß wir es vermögen, ein Teil dieser leuchtenden Herrlichkeit zu werden, zu der wir uns immer näher und näher hinaufatmen sollen und dürfen.

Und hier eben setzt die herrliche, große und tiefgründige Weisheit des Ostens ein: daß sie es vermag, diesen über alle Gedanken erhabenen Gott zu einer irdischen Liebe umzugestalten, ohne ihm das Geringste von seiner Herrlichkeit zu nehmen. Hier eben zeigt sich die innere Sonnennähe des Ostens, die vertraute Paradiesesheimat, daß der Aufblick zu diesem Strahlenglanze nicht das Auge der Seele blendet. Hier ist der Aufschwung des einzelnen Denkens und Fühlens, wie hier auch die völlige Ungebundenheit durch Dogmatik und Wissenschaftlichkeit. Gebunden, heißt es immer, sei der Osten in seiner starren Verzückung; gebunden aber ist in Wahrheit der Westen in seiner freien Wissenschaft.

Warum sucht ihr ihn nicht, Geister des Westens, den Gott des Ostens? Warum schaut ihr nicht um euch und erkennt, wie er euch fehlt? Warum fragt ihr nie nach dem Paradiese und dem, der es uns schuf? Immer noch liegt es auf der Erde, uns unverloren, so wir es nur wollen; immer noch ist es zu finden und zu halten, so wir es nur verstehen. Wollt ihr ihn nicht suchen, Geister des Westens, diesen Gott, der sich so herrlich finden läßt? Wollt nicht auch ihr einmal einhalten in eurem atemlosen Hasten nach dem leeren Nichts und fragen: Wo liegt Asien, wo die Heimat des Paradieses?

ARABISCHER SPRUCH.*)

Von Ali ben Muhammed at Tahamy.

Mensch wähne nie, daß des Geschickes Hand
Der je gewährt, was allen es versagt;
So wenig, wie der luft'ge Turm Bestand
Hat, der auf flücht'ger Well' empor zum Himmel ragt.
Das Leben ist ein Schlaf von sechzig Jahren:
Der Tod weckt alle auf und bricht des Schlafes Macht;
Der Mensch, erlöst von Hoffnung und Gefahren,
Ist nur ein Schemen und Phantom der Nacht.

*) Aus „Gedankenwelt des Orients", herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Schulte. Verlag von Haude & Spener, Berlin.

Digitized by Google

DER SUEZ-KANAL.

Von Ibn Saád.

III.

Der kaiserlich-türkische Ferman vom 19. März 1866 gab dem Werke Ferdinands von Lesseps die amtliche Weihe und die Gewißheit glücklichen Gelingens. Die drei folgenden Jahre waren besonders arbeitsreich. Frei von jeder politischen Besorgnis baute die Gesellschaft ihre technische und administrative Organisation aus. Auf der Pariser Weltausstellung von 1867 gab sie bereits ein vollständiges Bild ihrer Pläne und ihrer Tätigkeit, wofür sie durch Zuerkennung der großen goldenen Medaille an ihren Gründer Lesseps ausgezeichnet wurde.

Aegyptische Töpferin.

Der englische Widerstand, der nur noch lächerlich hätte wirken können, war aufgegeben worden. Als eine Abordnung englischer Baumwollindustrieller im Jahre 1868 die Regierung bat, die Neutralität des Kanals der Bürgschaft aller Mächte zu unterstellen, gab ihr der Minister des Aeußeren, Lord Stanley, den Bescheid: „Ich hege nicht den geringsten Zweifel an der Vollendung des Suez-Kanals. Augenscheinlich wird aus dem Handel, der durch den Kanal gehen muß, kein Volk soviel Nutzen ziehen, wie das unsrige."

Am 15. August 1869 kam die Verbindung der beiden Meere zustande und am 17. November fand die Einweihung statt. Herr de Freycinet beschreibt uns folgendermaßen die Einzelheiten jenes denkwürdigen Tages: „Die Einweihung erfolgte mit

Digitized by Google

einem Glanz und einem Gepränge, wie man es vielleicht in so hohem Grade noch nie bei irgendeiner anderen Gelegenheit beobachten konnte. Keine wurde mit einmütigerem Beifall begrüßt. Der Kanal erschien als ein Sinnbild des Friedens, als der Verbindungsstrich zwischen den Weltteilen, als ein mächtiges Werkzeug der Zivilisation und des Fortschritts. Der Khedive Ismail Pascha traf zum Empfang seiner Gäste sinnverwirrende Anstalten. Nicht allein waren für Tausende von Personen Feste und Prunkmähler angeordnet, sondern auch Sonderzüge der Eisenbahn und ein ganzes Geschwader von Dampfschiffen beförderten die Reisenden kostenlos nach dem oberen Nil und gewährten ihnen prächtige Unterkunft. Man schätzt die Kosten dieses Riesenempfanges auf mehrere hundert Millionen."

Die Hauptrolle bei den Einweihungsfesten spielte die Kaiserin Eugenie und neben ihr der Kaiser von Oesterreich. Anwesend waren ferner der Kronprinz von Preußen, der Prinz und die Prinzessin der Niederlande, der Prinz von Hannover, Graf Andrassy, der spanische Admiral. Die in Port-Said versammelten achtundsechzig Schiffe aller Nationen fuhren am Morgen des 17. November in den Kanal ein und erreichten am 20. November das Rote Meer. Alle mitfahrenden Herrscher und Abgesandte der verschiedenen Staaten drahteten sofort von dort aus nach Europa, um die große Neuigkeit mitzuteilen. Die Staatsoberhäupter erwähnten sie später auch in ihren Thronreden. Der Kaiser von Oesterreich sagte in der Thronrede: „Das Werk, an dessen Einweihung ich teilgenommen habe, ehrt das Genie und die Ausdauer seines Gründers und verspricht durch seine Vollendung unserem Handel und unserer Industrie ein neues Gebiet fortschreitender und schöpferischer Tätigkeit, das ich Ihrer Fürsorge empfehle". Napoleon der Dritte drückte sich bei der Eröffnung der französischen Kammer am 29. November folgendermaßen aus: „Während Amerika den Stillen Ozean mit dem Atlantischen durch eine Eisenbahn von tausend Meilen Länge verbindet, verständigen sich überall Intelligenz und Kapital, um durch elektrische Verbindungen die entlegensten Gegenden der Erde miteinander zu verknüpfen. Frankreich und Italien werden sich durch Alpentunnels die Hand reichen. Die Gewässer des Mittelmeers und des Roten Meers vermischen sich schon durch den Suez-Kanal."

Fortan tritt der Seeweg von Suez in den Vordergrund diplomatischer Erwägungen und Berechnungen. Seiner Neutralität, die in der Konzessionsurkunde und im kaiserl. türkischen Ferman vom 14. März 1866 ausbedungen war, gab kein zwischenstaatlicher Vertrag die Weihe. Nun trat aber bald England auf den Plan. Vorher hatte es den Kanal verleugnet und alles versucht, um seine Vollendung zu verhindern. Jetzt erklärte es, daß es selbst mehr als jedes andere Land aus diesem selben Kanal Nutzen ziehen werde, und zur selben Zeit, wo es alle Listen anwandte, um ihn aufzukaufen, ließ es den Wunsch durchblicken, daß Europa sich über seine Neutralisation verständigen solle. In Frankreich beeilte man sich, ein solches zwischenstaatliches Uebereinkommen über die Neutralität des Kanals zu fördern, und alle Mächte waren zum Beitritt bereit, England aber erfand immer neue Schwierigkeiten und bereitete mit einer seiner Gefräßigkeit würdigen Beharrlichkeit die Besitzergreifung Aegyptens und des Kanals vor. Wir wollen über dies wichtige Kapitel der englischen Staatskunst kurz berichten.

Es knüpfte in seinem entscheidenden Teile an die Geldverlegenheiten des Khediven Ismail Pascha an. Im Jahre 1875 beschloß der Khedive den Verkauf der 176 000 Aktien, die Aegypten von den 400 000 Aktien der Kanalgesellschaft besaß. Er bot sie zunächst der französischen Regierung zum Preise von 100 Millionen Frs. an. (Heute haben sie einen Wert von ungefähr 900 Millionen.) Der französische Minister des Auswärtigen, Herzog von Decazes, war dem Erwerbe geneigt, das Kabinett aber schwankte. Mittlerweile schloß Lord Derby den Handel für Rechnung der englischen Regierung ab, ließ ihn durch das Londoner Haus Rothschild vollziehen, und das englische Parlament bestätigte dieses Kaufgeschäft. So kam ein sehr beträchtlicher Teil der Kanalaktien in die Hände von John Bull.

Doch bei dem bloßen Kaufgeschäft ließen die Engländer es nicht bewenden. Im Hinblick auf die Sicherheit ihrer asiatischen Besitzungen konnten sie es nicht dulden, daß der Kanal außerhalb ihrer politisch-militärischen Machtsphäre blieb. Schon vor dem Bau des Kanals hatte England mehrmals versucht, sich Aegyptens zu bemächtigen; um so mehr verdoppelte es nach Vollendung dieser Wasserstraße seine Bemühungen. Die Lage, in der sich Aegypten gegen Ende der Regierung Ismail Paschas befand, begünstigte die englischen Absichten. Anleihen in Milliardenhöhe bedrückten Aegypten schwer und führten im Jahre 1875 zum Krach. Ungeachtet aller Auskunftsmittel zur Abstoßung der drückenden Schuldverpflichtungen konnte Ismail Pascha, wie man zu sagen pflegt, nicht auskommen. In diesen seinen finanziellen Schwierigkeiten fanden England und Frankreich einen willkommenen Vorwand, sich in die innere Verwaltung Aegyptens einzumischen, und sie zwangen dem Khediven die durch das Dekret vom 18. November 1876 eingeführte englisch-französische Kontrolle auf. Kraft dieses Erlasses sollten zwei Kontrolleure, ein französischer und ein englischer, die Ueberwachung und Leitung der ägyptischen Finanzen übernehmen.

Schon damals war es den Aegyptern klar, daß eine solche Einmischung, obwohl unter dem Deckmantel der Zivilisation und Humanität, den Verlust der nationalen Unabhängigkeit bedeuten

Digitized by Google

müsse. Das ägyptische Abgeordnetenhaus erklärte als das Sprachrohr der Nation in einer Adresse an den Khedive, Aegypten sei imstande, seine Gläubiger zu befriedigen, und fordere die Beendigung der englisch-französischen Aufsicht über die Verwaltung des Landes. In der Tat entschloß sich der Khedive daraufhin, die fremde Kontrolle abzuschaffen, wodurch England und Frankreich so in Harnisch gerieten, daß sie die Absetzung Ismails erzwangen. Sein Sohn Tewfik, der am 25. Juni 1879 den Thron bestieg, mußte in die Wiedereinführung der fremden Aufsicht einwilligen. Die ägyptischen Nationalisten jedoch konnten sich mit einer derartigen Schädigung der Volkssouveränität nicht einverstanden erklären. Eine kräftige liberale Bewegung setzte ein, die vom Khediven eine freiheitliche Verfassung verlangte, damit das Volk die öffentlichen Angelegenheiten durch die von ihm erwählten Vertreter selbst regeln könne. Der Khedive verkündete in der Tat eine solche Verfassung. England jedoch betrachtete mißgünstigen Auges die Erfolge der freiheitlichen Bewegung. Der Umfang dieses Aufsatzes gestattet uns nicht, bei den Einzelheiten der traurigen Geschichte von der Erhebung Arabi Paschas zu verweilen. Es genüge zu sagen, daß England die Gleichgültigkeit Europas und das Zaudern Frankreichs benutzte, um Aegypten zu überfallen. Nach der Schlacht bei Tell el Kebir vom 13. September 1882 schritt England zur Besetzung Aegyptens und damit zur Verwirklichung eines lange Jahre gehegten Lieblingswunsches.

(Fortsetzung folgt.)

DAS BADEGELD.

Nach einer Krankheit, die ihn genötigt hatte, für längere Zeit Zeit das Bett zu hüten, ging Nasreddin zum erstenmal wieder ins öffentliche Bad, wo inzwischen neue Leute angestellt waren, die ihn nicht kannten.

Als die Wärter bemerkten, daß er nicht die Kleidung eines feinen Mannes trug, behandelten sie ihn nicht sonderlich freundlich, sondern gaben ihm ein altes Badetuch und eine schmutzige Schürze, wie sie sich auch in ihren weiteren Hilfeleistungen karg gegen ihn zeigten.

Nachdem er mit Baden fertig war, verließ er den Ort, ohne ein Wort zu sprechen, warf aber zur größten Verwunderung des Personals zehn Asper auf den Zahltisch, einen Betrag, den selbst vermögende Leute kaum zu geben gewohnt waren.

Einige Wochen später kam Nasreddin wieder in dasselbe Bad, und eingedenk der reichen Spende von damals behandelte ihn das Personal mit außerordentlicher Freundlichkeit. Wiederum sprach er kein Wort, legte jedoch, als er wegging, diesmal nur einen Asper auf den Zahltisch.

Erstaunt über diesen geringen Betrag, fragten die Badewärter: „Herr, was bedeutet das?"

„O, es hat alles seine Richtigkeit," gab Hodscha zurück. „Dieser Asper ist die Bezahlung für das vorige Mal; die beim vorigen Mal von mir gegebenen zehn Asper aber sind die Bezahlung für heute." Damit ging er.

Aus „Nasreddin der Schelm", von Herm. Siegfr. Rehm (Verlag Schuster & Loeffler).

Digitized by Google

DEM LEBEN ENTGEGEN.

Novelle von Habib Edib Bey.

Die Mahlzeit war beendet, nun saßen sie im Salon beim Kaffee. Gierig nach einer Abwechslung, die ihnen helfen sollte, die einförmigen, langen Winterabende zu vertreiben, erwarteten sie Besuch. Wie gewöhnlich seit Antritt seines Amtes, stöhnte der Herr des Hauses über unerträgliche Ueberbürdung und ließ sogar die Zeitung liegen, ohne auch nur einen Blick hineinzutun. Seine Frau Münire Hanum, in deren Seele sich aus Mangel an ejglicher Tätigkeit die Einbildung unheilbarer Krankheit eingenistet hatte, versuchte, die Vorgänge des Tages aus den Augen des Gatten abzulesen, während ihr einziger Sohn, Fehim Safwet, sich in die holden Träumereien seiner Jugend einspann. Fehim Safwet saß fast immer bei den Eltern. Nur selten verließ er das Haus, angeblich, um einen Kameraden zu besuchen, oder eine besonders wichtige Vorlesung zu hören, in Wirklichkeit, um sich im Dunkel der Winternächte von den Wogen seiner jugendlichen Leidenschaft schaukeln zu lassen.

Konstantinopeler Obsthändler.

An diesem Abend fühlte sich Münire Hanum besonders leidend. Genügte es doch überhaupt, daß es draußen kalt wurde und der Himmel sich hinter finsteren Wolken verbarg, damit sie erkrankte. Der Herr des Hauses kannte das schon und hatte keine Lust, ihre Klagen in seine Müdigkeit hineintönen zu hören.

Die Vorhänge waren herabgelassen, von der Decke fiel der matte Schein der Lampe und lieh dem Zimmer die feierliche Stille eines Tempels. Münire Hanum, den Umhang eng um die Schultern gezogen, schob einen schmalen Spalt der Gardine auseinander. Draußen sank der Schnee in unend-

Digitized by Google

lichem Reigen zu Boden. Im trüben Licht der Gaslaterne zitterten die Flocken wie zartfarbige Blumenblätter, sie tanzten, jagten, verfolgten einander und fielen von der tollen Lust erschöpft, auf die weichen Polster, die sich über Straßen und Plätze breiteten. Trotz der schmeichelnden Wärme der Stube, erschauderte Münire Hanum fröstelnd bei diesem Anblick und zog den Tuchumhang noch fester zusammen.

„Fehim, Du tätest gut, bei dieser schauderhaften Kälte nicht auszugehen, ich hoffe, daß Achmed Bey zu uns kommt".

Die Aussicht auf den Besuch Achmed Beys und seiner Tochter Mualla bildete für den jungen Mann einen zwingenderen Grund, daheim zu bleiben, als die winterliche Kälte. Mechanisch, als handle es sich um etwas ganz selbstverständliches, erwiderte er:

„Schön, ich bleibe".

Wieder trat bedrückendes Schweigen ein. Bloß um es zu unterbrechen, sagte Münire:

„Ach, wer weiß, ob sie bei diesem Frost kommen".

Die Worte weckten den Alten aus leisem, glücklichem Schlummer. Sofort widersprach er, indem er triumphierend hervorhob, sie hätten erst gestern Abend ihren Besuch ganz fest zugesagt, die Kälte sei ihnen ein Vergnügen. Erwartungsvoll, ein Lob ob dieses Trostes zu vernehmen, blickte er den Sohn an.

Da erschollen schon eilige Schritte und klingendes Lachen vom Flur herein. Unangemeldet wirbelt ein junges Mädchen ins Zimmer, und während sie Fehim neckt, daß er sie nicht abgeholt habe, wirft sie ihm ein Klümpchen Schnee, das sie zwischen ihren rosigen Fingern verborgen hielt, in den Rockkragen. Er trat einen Schritt zurück, um sich nicht anmerken zu lassen, wie peinlich ihm das kalte Naß auf der von der Wärme verweichlichten Haut war, und warf sich zugleich zum Verteidiger gegen die Vorhaltungen ihres Vaters Achmed Bey auf, der unmittelbar hinter ihr erschienen war. Sie lachte ihn aus, legte unbekümmert um die anderen rasch den Mantel ab und schüttelte sich wie ein nasser Pudel, daß die Schneeflocken im Zimmer nur so herumstoben. Sie hatte sich nämlich unterwegs trotz väterlichen Einspruchs im Garten in den Schnee gestreckt, um ihre Körpergröße zu messen, und wirklich, sie war selbst ganz verblüfft über ihre eigene Länge!

„Schade, daß der Mond uns nicht erlaubt, uns in anbetender Bewunderung vor diesem Abdruck einer Schönheitsgöttin zu verneigen", sagte Safwet Effendi, und lachte selbstgefällig in der Ueberzeugung, daß dieser Scherz, der seinem alten Munde nicht recht ziemte, Anerkennung finden würde.

Das ganze Zimmer schien mit einem Schlage in Fröhlichkeit getaucht, sogar die am Ofen schlafende Katze war erwacht und stolzierte mit hoch erhobenem Schwanz um den Tisch, um schließlich unter Muallas Rock zu schlüpfen und dort allerhand Kapriolen zu treiben.

Es bildeten sich zwei Gruppen: Safwet Effendi war beglückt, in Achmed Bey einen geduldigen Zuhörer seiner alten Geschichten gefunden zu haben; Mualla ließ lachend Münires Vorwürfe über sich ergehen und gab ihr Gelegenheit, über ihre angegriffene Gesundheit zu jammern. Gleichzeitig erzählte sie Fehim, verstohlen kichernd, von Begegnungen auf der Straßenbahn, als sie aus dem Lehrerinnenseminar kam, und erheiterte mit ihren drolligen Geschichtchen die ganze Gesellschaft.

Nachdem sie sich alle beeilt, in den ersten Minuten ihre Erlebnisse auszuschütten, verstummten sie. Das war immer so. Dann folgten sie ihren Phantasien über die paradiesischen Gärten des Frühlings und Sommers. Am ungeduldigsten ersehnte Mualla das Ende des Winters; entfuhr ihr aber einmal eine Bemerkung, daß man gut daran täte, beizeiten eine hübsche Villa draußen an der Küste zu suchen, so fielen ihr gleich gewisse Zusammenhänge ein, und sie errötete und schlug die Augen nieder.

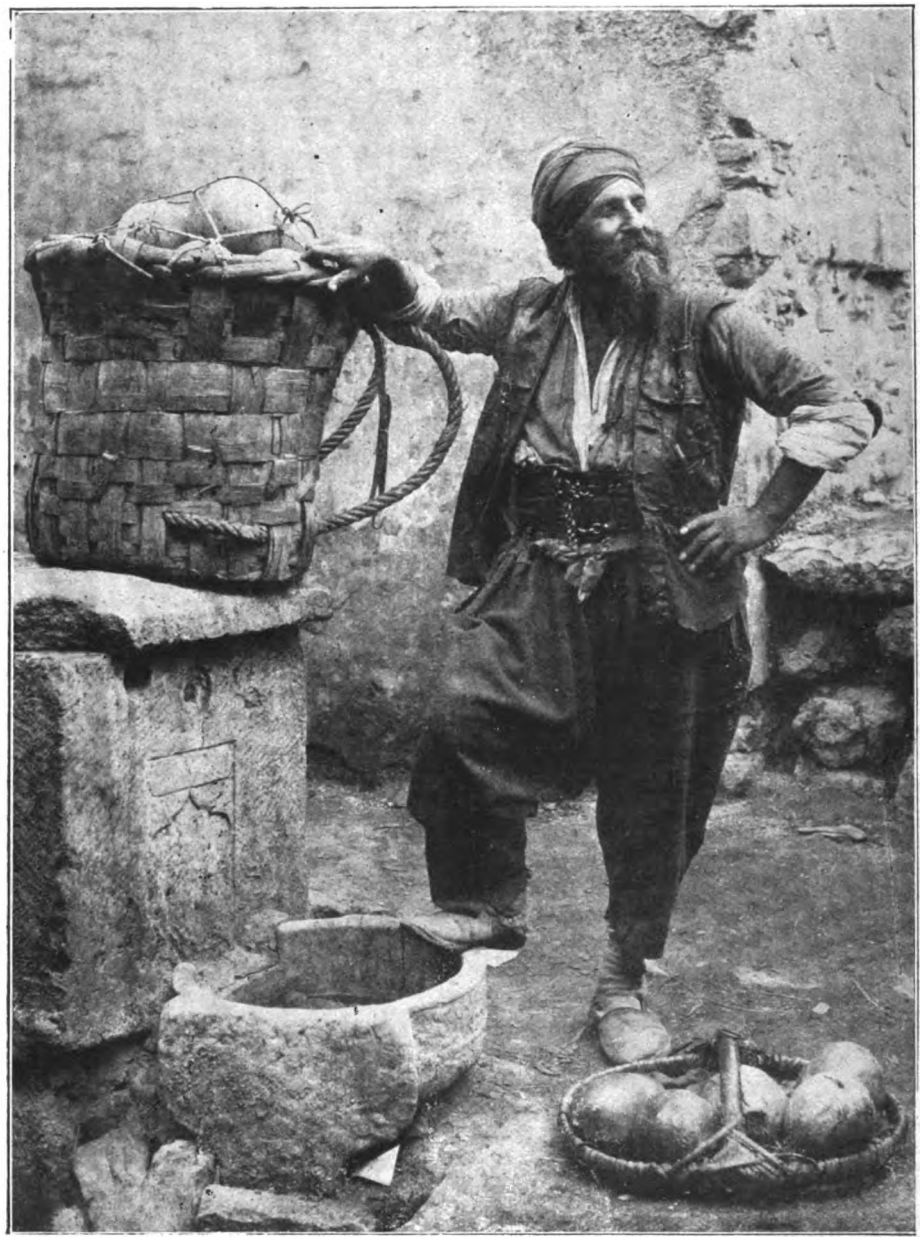
Die Bekanntschaft der beiden Familien war noch ziemlich neu. Safwet Effendi, Abkömmling einer alten Beamtenfamilie, wohnte schon seit dreißig Jahren in diesem Stadtviertel. Er war ganz auf seine Amtstätigkeit und seinen engeren Familienkreis eingestellt. Seine Opferwilligkeit hatte es ihm ermöglicht, dem Sohne eine gute Erziehung zu geben, und er fühlte sich für alle Entsagungen belohnt, als er ihn in einer guten Stellung mit Aussicht auf eine glänzende Zukunft untergebracht hatte. Fehim Safwet seinerseits hatte es seine ganze Studienzeit hindurch als heiligste Pflicht betrachtet, sich restlos seiner Arbeit zu widmen, und während seine Kameraden leichten Sinnes allerhand kostspieligen Abenteuern nachgingen, fehlten ihm zu solchen Dingen die Mittel. Da er also nicht mittun konnte, hielt er sich ganz zurück und hüllte sich in den Mantel unnahbaren Stolzes. Erst nach beendetem Studium, in der Glut seiner 24 Jahre, suchte er die Lücke der Jünglingszeit auszufüllen und das Versäumte nachzuholen. Dafür erfand er immer wieder neue Vorwände. Die Mutter unterstützte ihn in jedem Vergnügen, der Vater jedoch, in der änglichen Vorstellung, an seinem Lebensabend zu gähnender Langeweile verurteilt zu sein, eiferte die Frau beständig an, unter den Töchtern der Nachbarinnen Umschau zu halten. Als das Nebenhaus neue Bewohner bekam, machte Safwet Effendi, als der Aelteste der Straße, den neu Zugezogenen einen Besuch, und so ergab sich die Bekanntschaft und Freundschaft mit Achmed Bey und seiner Tochter. Achmed Bey, der sich auf Auslandsreisen große Gewandheit im Verkehr mit Men-

Digitized by Google

schen erworben hatte, besaß hervorragende Leichtigkeit, angenehm und verbindlich zu sein. Seit seine Frau gestorben war, drehten sich alle seine Gedanken um die Ausbildung seiner nun 18jährigen Tochter, derentwegen er nach langer Amtszeit einen wohlverdienten Abschied genommen hatte.

In der Seele Muallas, die den größten Teil ihres Lebens in Beirut und Syrien verbracht hatte, hatte das heiße, sonnendurchtränkte Klima üppige Blüten hervorgezaubert. In ihrer kindlichen Heiterkeit war das Mädchen für den Vater wie ein anbetungswürdiges leuchtendes Heiligenbild. Sie war groß, schlank, geschmeidig, die Einzelzüge ihres Antlitzes waren nicht gerade ebenmäßig, wirkten aber als Ganzes ungemein anziehend, und ihre Schönheit von unbestimmbarer Art strahlte mehr von ihrem Wesen als von ihrer körperlichen Erscheinung aus. Als sie das erste Mal Safwet Effendi vorgestellt wurde, ging in des alten Mannes Hirn eine Offenbarung auf, und obschon gewöhnt, über die geringsten Entscheidungen stunden-, ja tagelang nachzusinnen, faßte er diesmal sofort einen Entschluß. Münire Hanum, die ihm — außer seinen Behauptungen, daß sie vollständig gesund sei — niemals widersprach, billigte seinen Plan sofort, und allmählich entwickelten sich so zwischen beiden Familien nahezu verwandschaftliche Beziehungen.

Mualla und Fehim näherten sich einander mehr und mehr, doch ermangelte dieser Verkehr jenes Gefühls, das ihnen Grund hätte sein können, die Verschmelzung ihrer beider Dasein zu ersehnen. Fehims Ernst und sein Wunsch, des Leben durch eigene Erfahrung kennen zu lernen, standen in schroffem Gegensatz zu Muallas Lebhaftigkeit und kindlichem Gemüt. So blieb ihr Verhältnis nicht anders als das zweier Kinder, die in ihrem Spiel des Lebens Ernst nachahmen. Und als eines Tages das heilige Band der Verlobung um sie geschlungen wurde, wähnten sie sich wie im Traum und sprachen kein Wort darüber. Die Vereinigung der beiden jungen Leute wurde für die ersten Frühlingstage festgesetzt und man sprach fortan nur noch von der Poesie und zauberischen Schönheit des Landhauses an der anatolischen Marmaraküste, das gleich nach der Hochzeit bezogen werden sollte, Auf Fehim übte die Verlobung nur die Wirkung aus, daß er für seine abendlichen Ausgänge stichhaltigere Vorwände erfand, und Mualla ihrerseits stellte die früheren Nek-



Konstantinopeler Melonenverkäufer.

Digitized by Google

kereien über verschleierte Frauen auf der Straße, die vielleicht schon ein halbes Jahrhundert auf dem Buckel trugen, nach und nach ein.

* * *

Wie sich der Winter in diesem Jahre in die Länge zog! Zwar sollten die ersten Frühlingstage schon gekommen sein, aber das unbeständige Wetter wies darauf hin, daß der Winter das Feld noch immer nicht zu räumen gedachte. Trotzdem wollten sich die jungen Leute nicht länger gedulden, und gleich nach der Hochzeitsfeier Anfang April zogen sie in ein stilles, kleines Landhaus an der Marmara ein, von dem aus der Blick unbehindert über die unermeßliche Weite des Meeres schweifen konnte. Als sie die Villa gegen Morgen betraten, war der Lastkahn mit den Möbeln noch nicht angekommen. Sie machten die Zimmereinteilung und besprachen eifrig, wie herrlich die Bekannten den Sommer hier draußen geschildert hatten, besonders Mualla, die für das Meer schwärmte, machte mit Fehim begeisterte Pläne....

Das größte Glück bescherte diese Heirat den Eltern. Sie waren überzeugt, daß die beiden jungen Menschen, die äußerlich so gut zueinander paßten, auch die innere Harmonie gegenseitig finden würden. Safwet Effendi plusterte sich stolz in der neuen Schwiegervaterwürde auf. Achmed Bey, der lange Jahre die liebevolle Wärme eines Familienkreises entbehrt hatte, freute sich der verwandtschaftlichen Teilnahme Münire Hanums und glaubte seine Pflicht gegen das liebste Wesen, das er auf Erden besaß, schönstens erfüllt zu haben. Münire, etwas besorgt allerdings, daß der Titel Schwiegermutter ihr die unerwünschte Würde einer Matrone verleihen könne, bemühte sich, jung zu erscheinen, indem sie sich heimlich die Kleidung Muallas zum Muster nahm.

Waren Mualla und Fehim glücklich?

Drei Monate ungefähr waren vergangen. Sommersonnenglut lag sengend und blendend über dem Land. Fehim, der für zwei Monate beurlaubt war, blieb den ganzen Tag im Hause, nur gegen Abend wurden weite Spaziergänge in die Nachbardörfer unternommen, an denen sich sogar Münire Hanum am Arm ihres Mannes beteiligte. Beide Familien schätzten sich bevorzugt, ein neues Kind gewonnen zu haben, segneten dieses stille Leben fern von dem hastenden Alltag der Stadt und bereiteten für jeden Tag neue Zerstreuungen vor. Eines Tages fiel es Fehim ein, auf Fischfang zu gehen. Wie schön würde das sein! Es hieße doch, eine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen lassen, am Strande zu wohnen, und sich nicht als Fischer zu betätigen.

Als Mualla davon hörte, klatschte sie entzückt in die Hände und bestellte sich gleich ihre Lieblingsfische. Dann schlug sie vor, man solle sich ein Badehäuschen erbauen. Eifrig widerlegte sie die Einwände, die die beiden Väter in der bedächtigen Vorsicht des Alters dagegen erhoben, bis sie sie schließlich überredet hatte, und nun kam vom frühen Morgen an das Gespräch, was man alles brauchen würde, nicht ins Stocken.

Mit der Morgenröte sprangen sie jeden Tag aus dem Bett, und sobald sich Fehim mit Ruder- und Angelgerät auf den Weg gemacht hatte, überließ sich Mualla mit bebender Wonne dem morgendlich kühlen Schoß der klaren blauen Flut. In der Nebelschicht, die vor Sonnenaufgang über dem Wasser lagert, verschwimmen schemenhaft die Berge, die in der Ferne zum Himmel aufstreben. Ungeduldig, wie die Blicke eines Jünglings, der etwas von der Schönheit der Geliebten erhaschen will, drängen sich die ersten Sonnenstrahlen durch den Dunstschleier, und das Meer zittert leicht, wie eine Jungfrau, die zum ersten Male das Geheimnis ihrer Schönheit preisgibt.

Kehrte Fehim, in stolzer Freude, etwas gefangen zu haben, ins Haus zurück, dann fand er gewöhnlich seine Frau auf einem Diwan liegen, ganz in ein Buch vertieft, die noch feuchten Haare mit einem Schleier umwunden, achtlos zugedeckt.

Eines Morgens, in Bewunderung der Natur, vergaß er den Fischfang, ließ sein Boot auf den kräuselnden Wellen vom Winde treiben und versank in zeitlose Träumerei. Als er auf die Uhr sah, fielen bereits die Sonnenstrahlen senkrecht aufs Wasser, prallten gegen die glatten Felsblöcke am Gestade, wurden zurückgeworfen und bildeten Goldadern auf dem pfauenblauen Meer. Weiter draußen strichen weiße Segel hin, lustige Wirbel hinter sich herziehend; auf den Felsen saßen Möwen, ruhten auf ihren korallenroten Beinchen aus und putzten ihr blitzend-weißes Gefieder. Er näherte sich mit dem Boote der Küste. Goldfarbige Getreidefelder reichten fast bis zum Strand hinunter, liebkosend neigten die Halme ihre müden Häupter einander zu, als wüßten sie, daß die Erntezeit naht. Hie und da öffneten Mohnblumen die flammenden Lippen, um die Leuchtkraft der Sonne einzusaugen. Die Grillen gaben im Chor ihr Mittagskonzert. Plötzlich wanderte sein Blick zum Badehaus. In einiger Entfernung davon entdeckte er seine Frau. Im Vertrauen darauf, daß kein unberufener Beobachter in der Nähe sei, hatte sie nur ein ganz dünnes Trikot übergestreift, das liebevoll jede Linie ihres Körpers nachzeichnete. Tief versonnen, fast bewegungslos lag sie da. Wie Fehim sie so betrachtete, begann sich zum ersten Male etwas in seinem Herzen zu regen. Er überlegte: War seine Frau schön? Nie war es ihm bisher in den Sinn gekommen, sich in bezug auf die Kameradin, die der elterliche Wille ihm ins Haus geführt, diese Frage vorzulegen. Als er jetzt mit dem durch das Fahren auf See geschärften

Digitized by Google

Auge die Schätze dieses Körpers genoß, begriff er nicht, wie er so unbekümmert und empfindungslos daran hatte vorübergehen können.

* * *

Geräuschlos, als habe er durch das heimliche Schauen eine Schuld auf sich geladen, ruderte er wieder hinaus. Inzwischen begann Mualla vergnügt herumzuplätschern, zu springen und zu tauchen, dann legte sie sich, des tändelnden Spiels müde, auf das Wasser, schloß die Augen vor der zudringlichen Sonne und schaukelte sanft auf den Wellen.

Plötzlich sah Fehim von weitem einen Schatten durch die Bretterwand des Nachbarbadehauses fallen. Schneidendes Weh, wie es ihm bisher fremd gewesen, zuckte durch seine Seele. Also ein Fremder machte sich die Gelegenheit so zunutze! Während er, Fehim, ahnungslos zum Angeln fuhr, brannten zwei leidenschaftdurchglühte Augen auf diesem Körper, der ihm zu eigen war! Ob seine Frau es wohl wußte? Ob Mualla, mit der er fast noch nie über Liebe gesprochen, die er rein wie eine Lilie wähnte, sich wohl daran ergötzte, fremden Augen ihre Schönheit zu enthüllen? Nein, nein, das konnte nicht sein! Er bereute diesen Gedanken, der schon seine Stacheln in sein Hirn bohren wollte. Bisher hatte er Eifersucht nicht gekannt. Sollte er die jetzt wirklich kennen lernen? Muß man sich das Leben, das schon so viel Leid und Enttäuschung bringt, durch solche Leidenschaften noch bitterer gestalten? Niemals hatte er diesen dicken Nachbar leiden können, der sich auch in der Sommerfrische stets so elegant herausstaffierte. Ob dieser widerwärtige Mensch etwa nicht wußte, daß Mualla verheiratet ist?

Mit einigen platschenden Ruderschlägen und leisem Husten kündete Fehim sein Nahen an. Mualla errötete, als habe sie einen Fremden erblickt, und flüchtete ins Badehaus. Im selben Augenblick wurde eine Latte in der Umfriedung des Nachbarbades hastig geschlossen.

An diesem Tage lenkte Fehim wegen seines nervösen Gebahrens die allgemeine Aufmerksamkeit daheim auf sich. Mehr als sonst beschäftigte er sich mit seiner Frau und in seinen Augen lag ein ganz neuer Ausdruck. Als es endlich abend wurde, machte sich die ganze Familie zum gewohnten Spaziergang bereit. Fehim hatte gar keine Lust, mitzugehen, doch gab er auf Drängen nach, blieb aber still und in sich gekehrt.

Die Melancholie der hereinbrechenden Nacht braute über dem Land, langsam senkten sich tiefviolette Schatten herab, aus der Ferne scholl dumpf das Brüllen der Kühe, dazwischen klang das melodische helle Geläut von den Glocken einer Schafherde. Vor den Bauernhäusern scharrten die Hühner im Sande, auf die letzte Atzung wartend, stolz und männlich krähte der Hahn in ihrer Mitte, das Ende des Tages verkündend. Mit Krächzen flog ein Schwarm Raben wie eine schwarze Wolke landeinwärts. Im Westen, wo eben der Sonnenball unter den Horizont tauchte, loderte der Himmel in grellen Flammen wie eine ungeheure Schmiede; bis in den Zenith hinauf bedeckte ein Rosenschleier das Firmament.

Als die Familie auf dem Heimweg durch die Felder schritt, begegnete ihr, wie jedesmal, wieder der rundliche Nachbar. Elegant, geschniegelt, hochnasig, mit der Blume im Knopfloch, wie immer, stolzierte er selbstzufrieden vorbei. Ob er wohl immer so wie gerade heute vor Glück und Zufriedenheit strahlte? Fehim stellte sich selbstquälerisch diese Frage. Er trat an Mualla heran und sagte:

„Es wird kühl, Mualla, schnell, gehen wir heim...."

Als sie ihr Zimmer betraten, öffnete er, obgleich er vorher über Kälte geklagt, weit Läden und Fenster. Lindernd und beruhigend strich der Windhauch vom Meer ihm über die Stirn. Warum war in seiner Seele plötzlich alles so durcheinander gerüttelt? Warum sollte seine Frau schuldig sein, wenn aus dem Versteck, ohne daß ihre Kinderseele etwas davon ahnte, zwei verräterische Augen ihre Schönheit bewunderten? Trug er selbst nicht auch einen Teil der Schuld? Sie war ja schließlich ein Weib, und obgleich er sie fortgesetzt durch Nichtbeachtung kränkte, hatte sie ihm stets vollkommenes Glück vorgetäuscht und nie auch nur mit einem Blick um ein Almosen der Liebe gebettelt. War sie auch in den feurigsten Jahren ihres Lebens, so hatte sie doch einen so makellosen Sinn, daß sie, jeder fraulichen Eitelkeit bar, sich gewiß nicht über fremde Bewunderung freuen würde. Der erste Fremde in ihrem Leben war ihr eigener Mann, und auch vor ihm hatte sie die Scheu noch nicht überwunden.

Die Erfahrungen seines Junggesellentums rollten an seinen Augen vorüber, Bilder aller Arten von Frauen. Diese Abenteuer widerten ihn jetzt an. Unmerklich war sein Leben in eine reinere Sphäre getreten, er liebte, liebte mit der ganzen Inbrunst seiner Seele, der unbeschränkten Einheit seines Wesens. Doch eine jähe Bangigkeit sprang in ihm auf: wurde seine Liebe erwidert? Unbedenklich hätte er sein Leben hingegeben, wenn er sich nur Gewißheit verschaffen könnte!

Mit unendlich feinem Pinsel war die Sichel des zunehmenden Mondes in das Firmament gemalt, silbern schimmerte das Meer und der Schein der roten Laternen an den Fischerkähnen wetteiferte mit dem Flimmern der Sterne. Er gab sich dem seligen Gedanken dieser paradiesischen Schönheit hin, als zwei weiche Frauenhände sich von rück-

Digitized by Google

wärts über seine Augen legten und eine neckende Stimme ihm riet, den Blick nicht immer in die Ferne schweifen zu lassen.

„Mualla, Du bist's?"

Leichthin, ohne merken zu lassen, was ihre Frauenseele bewegte, sagte sie: „Wie köstlich der Abend ist! Aber Du meintest vorhin, es sei kühl, wenn Du willst, schließen wir das Fenster".

Dann eilte sie, die Lampe anzuzünden, um Licht in das rätselschwere, unheimlich vieldeutige Dunkel der Nacht zu bringen.

* * *

Unruhig wälzte sich Fehim im Bett. Als er einschlummerte, peinigten ihn böse Träume, so daß er wieder auffuhr. Leise und schüchtern begann der Morgen heraufzuziehen. Fehim erhob sich, ängstlich bemüht, Mualla nicht zu stören. Plötzlich fühlte er, daß zwei perlenklare Blicke voller Erstaunen seinen Bewegungen folgten. Er entschuldigte sich, daß er am Tage zuvor zuviel geschlafen habe, redete ihr zu, noch zu ruhen, und ging in den Garten. Unstet irrten, als er unter den hundertjährigen Bäumen saß, seine Blicke zu den Fenstern hinüber. Ob Mualla wohl bald kommen werde? Und wirklich, da kam sie schon über den Rasen! Wie gut ihr das Morgenkleid stand!

„Oh Mualla", sagte er, „warum so leichtsinnig? Die Morgenstunden sind doch frisch!" Er nahm ein Tuch und legte es sorgsam um Muallas Nacken und Haupt.

Langsam stieg die Sonne empor, weißglühend brütete die Hitze über der Erde. Fehim war an den Strand gegangen und machte sich umständlich an seinen Angelruten zu schaffen, aber unaufhaltsam trieb es ihn zu Mualla, er wollte vor ihr niederknieen, ihr offenbaren, was sein Innerstes bewegte.

In diesem Augenblicke gewahrte er, wie sie in achtlos umgeworfenem Mantel, den kornblumenfarbenen kleinen Sonnenschirm anmutig balancierend, durch die Felder schritt in der Richtung auf das Badehaus. In jeder ihrer Bewegung entdeckte er eine neue reizvolle Linie, sein Herz hämmerte ungestüm. Ab und zu bückte sie sich, um dem Strauß in ihrer Hand eine neue Blume einzufügen. Am Strande angelangt, blickte sie nachdenklich in das klare Wasser, dem sie in wenigen Minuten das Geheimnis ihrer jungen Schönheit anvertrauen sollte; einladend strichen die Wellen über den Kies, als wollten sie den erwarteten Gast freudig begrüßen. Jetzt schritt sie über den schmalen Holzsteg und verschwand. Fehim sprang empor. So schnell seine Füße ihn tragen konnten, rannte er zum Badehause. Als er bei dem Nachbarn vorüberlief, sah er ihn, aufgeblasen und selbstgefällig wie stets, die unvermeidliche Blume im Knopfloch, aus seinem Badehaus kommen. Fehim atmete auf, am liebsten wäre er diesem Manne, den er in Gedanken so niedrig verdächtigt hatte, jetzt um den Hals gefallen. Dann schritt er dem Heiligtum zu, das keiner vor ihm betreten hatte, zu dem ihm allein der Eintritt gewährt blieb.

EIN BENEIDENSWERTER.

Ein keineswegs mit einem Uebermaß an Geistesgaben gesegneter hoher Würdenträger, der aber trotzdem nicht wenig von sich eingenommen war, ließ sich einmal mit unserm Helden in eine Unterhaltung ein und sagte zu ihm:

„Deine Witze sind gut, mein Freund, manchmal haust du aber auch daneben. Wenn mir hin und wieder mal ein ungereimter Einfall entfährt, muß ich laut auflachen."

„In Wahrheit, Efendi, dann bist du zu beneiden," versetzte darauf Nasreddin schmunzelnd, „denn dann mußt du ja das lustigste Leben von der Welt führen."

Aus „Nasreddin der Schelm", von Herm. Siegfr. Rehm (Verlag Schuster & Loeffler).

Digitized by Google

ENGLANDS HUNGER UND AEGYPTENS GETREIDE.

Von Alexandrinus.

Im Dezember vorigen Jahres teilte Lord Robert Cecil dem britischen Parlament mit, daß die englische Regierung in Verhandlungen stehe mit den Regierungen Aegyptens und des Sudans über Maßregeln zur Vermehrung der dortigen Weizenerzeugung sowie über die Weizenausfuhr nach England. Wer jene Länder und ihre Regierungen kennt, weiß, daß sie willenlose Werkzeug in Englands Händen sind und nichts zu verhandeln oder zu beraten, sondern nur gehorsamst die ihnen von London kommenden Winke und Befehle auszuführen haben. Seit jener Erklärung Lord Cecils ist das tägliche Brot immer knapper geworden. Aegypten, der Sudan, sowie Indien sollen helfen. Es drohen diesen Ländern somit schlimme Zeiten. Wie sich die Dinge namentlich in Aegypten zu gestalten drohen, soll in folgendem dargelegt werden.

Begünstigt und ermuntert durch die Wirtschaftspolitik Englands, das für seine Lancashire-Spinnereien nie genug von der schönen langstapeligen seidenartigen Baumwolle Aegyptens bekommen konnte, legten sich die Fellahs eifrig auf den Anbau dieses Produktes, den Weizen- und den Getreideanbau arg dabei vernachlässigend. Man ginge jedoch zu weit mit der Behauptung, daß England den ägyptischen Landwirt zur Ueberproduktion von Baumwolle geradezu „gezwungen" habe. Der große Anreiz, den die hohen Baumwollpreise auf den armen und kurzsichtigen Fellah ausübten, machte hier Zwangsmaßregeln überflüssig; es genügte die auf einen sehr empfänglichen Boden fallende Ermunterung von oben, die tatsächlich in den letzten Jahrzehnten dem Lande viele Millionen Pfund Sterling einbrachte.

So kam es, daß Aegypten, das dank seiner großen Fruchtbarkeit einen Teil Europas mit Getreide hätte versorgen können, ein getreideeinführendes Land geworden ist. Getreide, meist in Form von Mehl, wurde seit langen Jahren stets in Aegypten eingeführt und nur in ganz geringen Mengen ausgeführt. Einer jährlichen Durchschnittseinfuhr von Getreide im Werte von über 500 000 Pfund stand eine Ausfuhr im Werte von nur 15—20 000 Pfund gegenüber.

Das Kriegsjahr 1915 bildete jedoch eine Ausnahme. Vor zwei Jahren wurde Aegypten nämlich gezwungen, seinen Baumwollbau stark einzuschränken und dafür möglichst viel Getreide zu pflanzen, nicht nur zur Bestreitung seines eigenen Bedarfs und desjenigen des stark angewachsenen englischen Okkupationsheeres, sondern damals schon zur Versorgung Englands mit Weizen und Mais. Trotz aller strengen Maßregeln und einer Verminderung des Baumwollareals um 569 266 Feddane (1 Feddan = 0,420 Hektar), d. h. um 1/3 seines bisherigen Umfanges, gelang es aber in der Periode vom 1. Januar 1915 bis Ende Oktober 1916 nur, die Getreideausfuhr auf nicht mehr als 220 000 Tonnen zu bringen, was, auf das Jahr berechnet, bloß 120 000 Tonnen ausmacht; immer noch zuviel, wenn man bedenkt, daß diese 120 000 Tonnen mit dem Ausfall eines Drittels der Baumwollernte bezahlt werden mußten und daß für den ägyptischen Landwirt der Baumwollertrag den Reingewinn bedeutet, während der Erlös aus den anderen Ernten zur Bestreitung seines Unterhaltes und seiner Betriebskosten dient.

Man ändert nicht ungestraft den ganzen Wirtschaftsplan eines Landes, auf den sich ein hauptsächlich von der Landwirtschaft lebendes Volk seit Jahrzehnten eingerichtet hat. Die Pachtpreise, Hypothekenzinsen, Steuern, die alle auf volle Ausnutzung des ägyptischen Bodens für die Baumwollkultur eingestellt sind, lassen sich nicht von einem Jahre zum andern herabsetzen. Wohl erzielte man aus dem Verkauf der Baumwolle bei dieser um ein Drittel verminderten Produktion unerhörte Preise, die immer weiter stiegen und Ende vorigen Jahres über das Doppelte der Friedenspreise betrugen, aber die ungenügende Düngung infolge des Ausbleibens ausländischer Phosphate und Nitrate, die unerschwinglichen Kohlenpreise, die für den Betrieb der Wasserhebewerke gezahlt werden mußten, die steigenden Preise der Lebensmittel und der Arbeitskräfte — all das glich den Vorteil der hohen Baumwollpreise wieder aus. So berechnet der Sachverständige Alfred Chamass in einem Aufsatz der „Bourse Egyptienne" vom 28. Oktober 1916 den Gesamtverlust, den die ägyptische Landwirtschaft im Jahre 1915, verglichen mit den Ergebnissen von 1913, erlitten hat, auf 16 000 000 Pfund. Auf 1915 und 1916 ausgerechnet, macht dies mit den dazu gehörigen landesüblichen 9% Zinsen einen Ausfall von

Digitized by Google

38—39 000 000 Pfund Sterling, also mehr als die Baumwollernte eines Jahres in Friedenszeiten einbrachte.

Kein Land kann lange solche Verluste aushalten, und nun soll es in diesem Jahre noch schlimmer werden, denn England hat Lord Cecils Vorschlag schon in die Tat umgesetzt. Aus zahlreichen ägyptischen Zeitungsnotizen erfahren wir, daß im Anfang dieses Jahres ein Beamter des ägyptischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten und der Landwirtschaft namens Mc. Killop Ober- und Unterägypten bereiste und Anordnungen für die Ausdehnung der Getreidekultur auf Kosten der Baumwollkultur traf. Großen Flächen, die sonst mit Baumwolle bepflanzt wurden, wird dieses Jahr die Bewässerung entzogen, dagegen sollen Getreideländereien im Ueberfluß mit Wasser versorgt werden, ungeachtet des daraus für die noch mit Baumwolle bestellten Ländereien erwachsenden Schadens, der die Vernichtung eines Teiles der Ernte zur Folge haben kann.

Dennoch ist zur Ausführung dieser Maßregel ein Kredit von 150 000 Pfund bestimmt worden. Um sie aber vollends zu sichern, wurde im Februar dieses Jahres durch Verfügung des Oberbefehlshabers der britischen Streitkräfte in Aegypten das „Irrigation-Service" ermächtigt, von den für den Getreidebau bestimmten Ländereien Besitz zu ergreifen und die Bewässerung für andere Kulturen auf diesen Ländereien zu verhindern. Bereits vorhandene Anpflanzungen anderer Produkte hat die Behörde aus dem Boden zu reißen oder sonst zu vernichten. Den Ortsvorstehern sind die Flächen genau bekanntzugeben, auf denen Getreide angebaut werden soll, und sie haben zuwiderhandelnde Personen unverzüglich anzuzeigen. Wer die Bestimmungen verletzt, sei er Ortsvorsteher oder einfacher Bauer, kommt vor das Militärgericht und verfällt einer Gefängnisstrafe bis zu 2 Monaten oder einer Geldstrafe bis zu 20 Pfund oder beiden Strafen zugleich.

Als diese Verfügung bekannt wurde, entstand große Aufregung im Lande. Man befürchtete Aushungerung und Verarmung. Um die Gemüter zu beruhigen, erließ die Regierung ein Getreideausfuhrverbot. Der Preis des Mehles, der in Friedenszeiten etwa 100 PT (ungefähr 22 M.) das Ardeb (1 Ardeb = etwa 150 Pfund) im Kleinhandel betrug, Ende Dezember 1916 auf 167 PT gestiegen war, um bald darauf um weitere 100 PT zu steigen, fiel auf die Nachricht des Ausfuhrverbotes plötzlich um 20%; er dürfte aber in der Zwischenzeit wieder gestiegen sein.

Die Frage wird nun sein, für welche Länder das Ausfuhrverbot gilt und ob es etwa Ausnahmen zuläßt. Englands Getreideeinfuhr ist durch das argentinische Ausfuhrverbot und den U-Bootkrieg auf ein Mindestmaß gesunken. Frankreich, das seine Getreideerzeugung von 85 Millionen Zentnern im Jahre 1913 allmählich auf 58 Millionen Zentner sinken sah und dessen Ernte für 1917 nur auf 40 Millionen geschätzt wird, ist selbst in Not. In den anderen Ententeländern stehen die Dinge nicht viel besser, am schlimmsten aber wohl in England. Und da soll England wirklich seine Machtstellung in Aegypten nicht zu seinem Vorteil ausnützen und das Axiom „Keine Regel ohne Ausnahme" unbeachtet lassen? Die nächste Zukunft wird ja zeigen, wie es England mit Aegypten meint, denn wir stehen nächsten Monat mitten in der ägyptischen Getreideperiode. Aber wie auch die Entscheidung ausfallen mag, die Lage Aegyptens wird immer eine sehr kritische sein. Behält es seine Getreideernte, so ist es wohl vor dem Hunger einstweilen bewahrt, es verarmt aber wegen des Ausfalls der Baumwollernte. Das Wahrscheinliche jedoch wird sein, daß der uneingeschränkte U-Bootkrieg wenigstens das eine Gute für Aegypten bringen wird, daß das Getreide im Lande bleibt und Aegypten bloß der Verarmung, nicht aber der Aushungerung verfällt.

Ach Reue hab' ich oft empfunden,
Doch, war ich nüchtern als ich sie empfand?
Der Frühling kam, die Rose in der Hand,
Und riß in Fetzen mir mein dünnes Bußgewand.

(Aus den „Rubayyat" des Omar Khayyam.)

Digitized by Google

SYRIEN.

Von Eduard Kniet.

Das Vordringen der Engländer nach Südsyrien hinein, die beiden für die türkischen Waffen siegreichen Schlachten bei Ghaza (Gasa), die von Dschemal Pascha verfügte Räumung Jaffas, durch welche nicht nur die arabisch sprechende Bevölkerung, sondern auch die jüdischen, z. T. vom Hilfsverein deutscher Juden gestützten Ackerbaukolonien um das alte Akkon und endlich auch die uns besonders nahestehenden schwäbischen Ansiedler betroffen worden sind, diese Ereignisse lenken unsern Blick wieder einmal auf das Quelland der Religionen, Palästina. Bis nach Jerusalem schallt der Donner der Kanonen; aber wir hoffen, daß der Engländer, dem nach dem Scheiden des Freiherrn von der Goltz Bagdad erlag, vergebens sich hier in die Rolle eines Richard the Lion-Hearted zurückträumen mag, denn hier hält ihn eine starke, sichere Faust gefaßt, die, gepaart mit einem klugen, weitschauenden Kopf, trotz aller Nöte und Hemmungen des Krieges in kaum dreijährigem energischen Wirken aus Syrien eine straff organisierte, festgefugte und von allen eigenbrödlerischen Bestrebungen wie heimlich schleichenden fremden Intrigen schonungslos gereinigte türkische Provinz neugeschaffen und einer neuen Kulturblüte entgegengeführt hat: Dschemal Pascha. Man kann heute über Syrien nicht sprechen, ohne dieses Mannes zu gedenken, der von warmer Wertschätzung deutschen Könnens erfüllt, wie so viele andere Türken jedes Standes seine Söhne nach Deutschland geschickt hat, damit sie nach Deutschem Vorbild erzogen werden. Ueber seinen schweren und aufreibenden militärischen Pflichten hat er die mancherlei sozialen und kulturellen Mängel des ihm anvertrauten Gebietes nicht vergessen, sondern mit reger Fürsorge gesorgt und geschafft, soweit seine Kraft und seine Mittel reichten. So hat er mehrere Waisenhäuser errichtet und — ein besonders markanter Zug in der liberalen Umbiegung des modernen Islams — die Frauenwelt Syriens in weitestem Umfange als Krankenpflegerinnen, Lehrerinnen, Arbeiterinnen für den nationalen Kriegsdienst hinter der Front herangezogen. Die fremden Schulen der Franzosen, Engländer, Russen hat er geschlossen, damit ihre unter pädagogisch-religiösem Deckmantel betriebene Zersetzungspolitik ausgemerzt und rein türkische Lehranstalten an ihre Stelle zu setzen sich bemüht. Professor Jäckh berichtet in Heft 23 der „Deutschen Politik" vom 8. Juni 1917, daß die erste Schule, die er von neuem eröffnet habe, die Selahije-Hochschule in Jerusalem sei. Es ist dies eine Gründung des auf pädagogischem wie literarischem Gebiet so vielseitig tätigen Herausgebers dieser Zeitschrift, des Professors Scheich Abdul Aziz Schauisch. Ferner hat Dschemal Pascha zwei Acherbauschulen, ein internes Lehrerseminar, eine externe Mädchenschule gegründet und plant weitere Schöpfungen

Schlitten zum Getreidedreschen.
(Der Schlitten, auf dem der Bauer steht, wird über das flach ausgelegte Getreide gezogen).

Digitized by Google

dieser Art. — In der Erkenntnis von der vorbildlichen Leistung Deutschlands bei der Lösung unterrichtlicher Probleme bedient sich Dschemal Pascha gern deutscher Mithilfe. So hat er einen Fachmann für die Ackerbauschule von Tanail Ksara, einen von der Deutsch-Türkischen Vereinigung ausgewählten Direktor für die Gewerbeschule in Damaskus, einen Forstmann für die Aufforstung Syriens, das durch jahrhundertelangen Raubbau fast um alle seine Wälder gekommen ist, und endlich einen Oberingenieur für die Trockenlegung der durch ihre Malariakeime so gefährlichen Sümpfe und andererseits für die Bewässerung einiger wasserarmer Ebenen ins Land gerufen ist.

Einen weiten Ausblick auf die Möglichkeiten und Notwendigkeiten der deutschen Mithilfe bei der Höherentwicklung der türkischen Provinz Syrien nach dem Kriege eröffnet Professor Dr. Blanckenhorn in seiner Schrift „Syrien und die deutsche Arbeit" (Deutsche Orientbücherei, Heft 18, herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Jäckh, Verlag G. Kiepenheuer, Weimar). Er weist darauf hin, daß wir im Hinblick auf unsere Interessen und unser tätiges Schaffen auf dem Gebiete des Eisenbahnbaus und landwirtschaftlicher Bewässerungsanlagen fast nur an das Kernland der Türkei, Anatolien, dächten, allenfalls noch Mesopotamien als verkehrstechnischen Appendix betrachten, daß aber leider das wirtschaftlich vielversprechende Syrien von unseren Politikern, Volkswirten und Banken sehr stiefmütterlich angesehen würde. Dies sei um so mehr zu bedauern, als gerade hier vor dem Kriege eine so großzügige Arbeit von den Ententestaaten geleistet worden wäre. Die durch die gegenseitige Waffenhilfe begründete Freundschaft würde hier Wandel schaffen; doch hätten wir uns davor zu hüten, nicht durch eine übermäßige Aufdrängung Mißtrauen zu erregen. Unsere Bestrebungen hätten sich, wie der Blanckenhorn zusammenfassend sagt, auf möglichste Ausdehnung unserer Handelsbeziehungen im Import und Export, auf Ausbau der Verkehrswege, Kapitalisierung industrieller und bergbaulicher Unternehmungen und namentlich auf Unterricht jeder Art, besonders solchen in deutscher Sprache und Bildung zu beschränken. Hierzu würde allerdings noch manche andere zivilisatorische Mitarbeit kommen, die, bezogen auf die gesamte Türkei, auch in Syrien vielfältigen Segen stiften würde und wird. Man denke etwa an eine Modernisierung des Rechtslebens, des Postwesens, der Bodenbearbeitung und vor allem an eine Hebung der sanitären Verhältnisse des Landes, Reformen, die schon heute teils im Lande selbst, teils von der Zentralgewalt in Konstantinopel aus in Angriff genommen worden sind.

Blanckenhorn untersucht dann mit Sachkenntnis die natürlichen Vorbedingungen für einen Ausbau der Wirtschaftsverhältnisse Syriens. Er setzt große Hoffnungen auf die merkantile und agrarische Zukunft des Landes, glaubt aber, daß die mineralische Produktion weniger Aussichten auf lohnende Ausbeute bietet. Ueber diese Punkte hat er eigene Forschungen angestellt und kann deswegen als Kenner gelten (vgl. 1.) Blanckenhorn, Syrien, Arabien, und Mesopotamien, Handbuch der regionalen Geologie, Band V, Heidelberg, 1914; 2.) derselbe, Naturwissenschaftliche Studien am Toten Meer, Berlin 1912). Sehr zutreffend sind seine Bemerkungen über die Frage der deutschen Bauernansiedlungen in Syrien. Obgleich die dortigen Templerkolonien durch ihre Musterarbeit lehrreich gewirkt haben, kann man einer Nachahmung großen Stils hinsichtlich einer Massenverpflanzung deutscher Bauern nach Palästina unmöglich das Wort reden. Die Lücken, die die zahllosen Blutopfer des Krieges unserer Volkskraft gekostet haben, machen allein schon eine Auswanderung leistungsfähiger Elemente für die nächsten Jahrzehnte weder nötig noch wünschenswert. Maßgebend aber ist hier vor allem, daß wir uns den Standpunkt der türkischen Landesherren zu eigen machen müssen, die den für einen vorurteilslosen Beurteiler wohl verständlichen Wunsch haben, in ihrem Lande, in dem so manche verschieden geartete Völkerschaften bereits hausen und nach dem so vielfältige fremde Interessen zielten, endlich einmal nach Möglichkeit „unter sich" und Meister des eigenen Bodens zu sein. Eine Zuwanderung fremder Elemente, mögen sie auch einem noch so eng befreundeten Volke angehören, mag gewisse kulturelle Vorteile bieten, im türkischen Staatsinteresse liegt sie nicht.

Diese Frage ist deshalb von solch großer Wichtigkeit, weil sie den Kernpunkt eines parallelen Problems ausmacht, nämlich den der vom Zionismus vertretenen Tendenzen der Ansiedlung jüdischer Ansiedler in Palästina.

In warmen Worten schildert Dr. Alphons Paquet „Die jüdischen Kolonien in Palästina" (im gleichen Verlage erschienen). Eingehend charakterisiert er diese Siedlungen, deren scharf getrennte Züge deutlich die Kulturstufe erkennen ließen, die eine jüdische Auswanderergruppe aus ihrem einstmaligen europäischen Heimatlande hierher in das Land der Ahnen herübergebracht hätte. Im ganzen aber beschreibt er die Niederlassungen als Nachbildungen modern-europäischer Gartenstädte. Turnhallen, Bibliotheken und Schulen sind entstanden, und wir ersehen aus des Verfassers anschaulicher Schilderung von einem Erntefest in der Kolonie Rechoboth, welch einfach-glückliches Leben hier herrscht. Ein beträchtliches Verdienst an der Unterstützung der palästinischen Juden gebührt neben den von Paquet genannten Einwanderungsgesellschaften und abgesehen von der die Interessen der Entente wahrnehmenden Alliance Israélite Univer-

Digitized by Google

selle dem Hilfsverein deutscher Juden und ihrem tatkräftigen Vorsitzenden Dr. Paul Nathan. Es hätte darüber ein Wort gesagt werden können. Die Zahl der russischen Schulen in Palästina, die Paquet auf „über achtzig" beziffert, ist zu niedrig gegriffen. Es sind, richtiger gesagt, es waren — 105. —

Einzelne Teile dieser Schrift hat Paquet seiner Arbeit „In Palästina" entnommen, in dem er oft zu dichterischer Melodik gesteigerte farbenbunte Stimmungsbilder des Heiligen Landes entwirft (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena, 1915). Einige Zeilen aus seiner Abendszene am See Genezareth mögen hier Platz finden: „Die ersten Windstöße fahren von den Höhen herab und heben aus meinem bis zum Rand gefüllten Glas das Wasser in silberne Kügelchen, die glänzend umher über den Boden stürzen. Barken, von der Stadt gesandt, nähern sich mit schräg geneigten Segeln. Ich steige ein, das Boot entgleitet und hält sich immer nahe am Ufer. Auf der Landstraße am Wasser zieht eine Schar von bestaubten bunt gekleideten Landleuten mit ihren beladenen Tieren. Auf einem weichen Bodenrücken über ihnen lagert wie ein lichtes, ziehendes Strichgewölk eine Gruppe von Gräbern, die durch einen schneeweißen und himmelblauen Kalkguß gefärbt sind. Eine Herde schwarzer Ziegen weidet zwischen diesem hellen Steingewölk dort oben in den dürren Halmen. Am Abend gehe ich in der dumpfen, warmen Stadt umher. Den Sturm erwartend, sitzen die Menschen in ihren faltigen Nachtkleidern an den kaum beleuchteten Gassen. Friedliches, heiseres Rufen der Stimmen; Schlürfen weich bekleideter Füße auf den Steinen; zitternder, gepreßter Metallklang der Singmaschine; laue Gespräche vor dem kleinen Kaffeehaus; hoch über den engen, hohlen Menschenwohnungen die Sterne. Alles geht spät schlafen. Nach Mitternacht braust es plötzlich von den Höhen hernieder und wird zum Orkan. Er heult in den Höfen, rüttelt an den festverschlossenen Fenstern und bewegt den See zu breiten Flutgeräuschen. Aber als der Morgen aufgeht, liegen Stadt und See in kühler, goldener Ruhe."

Noch beredtsamer und, wenn auch nicht so schwungvoll, so doch gedanklich viel tiefgehender macht sich Davis Trietsch zum Wortführer des Zionismus in seiner Studie „Die Juden der Türkei", erschienen in „Länder und Völker der Türkei", Veit & Co., Leipzig 1915. Trietsch weist darauf hin, daß die Juden der ganzen Welt nicht nur nach Sprache, Kultur und Wirtschaft, sondern auch politisch eine Hinneigung zu Deutschland zeigen und daß deshalb eine gewisse Interessengemeinschaft zwischen Juden und Deutschen besteht; deren Förderung durch uns von größter weltpolitischer Bedeutung sei. Andererseits gibt er an der Hand historischer Daten, angefangen mit der gastfreundlichen Aufnahme der spaniolischen Juden des Mittelalters in Saloniki und Smyrna, eine sehr einnehmende Darstellung von den zwischen Juden und Türken bestehenden Berührungspunkten, deren Ausbau durch eine jüdische Neubesiedlung er als einen Segen betrachten möchte. Er stellt sich auf den Standpunkt, daß die in zahllosen Kriegen und inneren Unruhen geschwächte Türkei nicht nur Hilfskräfte und Muster für eine den Vorsprung der Westnationen schneller einholende zivilisatorische Entwicklung, sondern als schaffende Basis vor allem der erforderliche Menschenmaterial braucht. Diese Menschen, die ein Bindeglied zwischen der Türkei und dem mit ihm verbündeten Deutschland darstellen, die aber ungleich den meisten fremden Einwanderern und manchen ansässigen Bevölkerungselementen in Palästina politisch für das osmanische Staatswesen ungefährlich sind, erblickt Trietsch in den Juden.

Die Zeitumstände gestatten nicht, zu diesen über die Grenzen des Jordangebietes weit hinausgreifenden weltpolitischen Problemen des Verhältnisses der gesamten Judenschaft zu ihrem Stammlande Stellung zu nehmen. Nachdem aber in diesen Tagen der Präsident der Vereinigten Staaten eine eigene Kommission eingesetzt hat, welche unter dem Vorsitz des ehemaligen amerikanischen Botschafters in Konstantinopel, Morgenthau, dem Zionismus weitgehendste Förderung angedeihen lassen will, erscheint es angezeigt, dem Zionismus diejenige Beachtung zu gewähren, die es zu vermeiden weiß, daß diese nicht bedeutungslose Bewegung in feindliches Fahrwasser hinübergleitet.

Digitized by Google

DAS DEUTSCH-TÜRKISCHE GESCHÄFT DER ZUKUNFT.

Von Fritz Zutrauen.

Wenn auch die Phrase vom Wirtschaftskrieg nach dem Kriege seit der letzten Pariser Wirtschaftskonferenz mehr und mehr aus den Spalten der Ententeblätter verschwunden ist, so wäre es doch ein großer Fehler, dieses Stillschweigen dahin aufzufassen, daß unsere Gegner auf den Gedanken, nach dem militärischen den wirtschaftlichen Krieg gegen uns zu führen, schlechthin verzichtet hätten. Von einem Verzicht kann wohl keine Rede sein. Freilich, unsere Feinde haben inzwischen erkannt, daß der Wirtschaftskrieg eine höchst gefährliche, weil zweischneidige Waffe ist, denn der Versuch einer Verwirklichung dieses Programms würde die Einigkeit der Entente und damit das ganze politische Gebilde in Frage stellen. Wie sollen so klaffend gegensätzliche Interessen unter einen Hut gebracht werden? Man denke nur an England und Rußland, an das englische Mutterland und die Dominions, die beanspruchen können und beanspruchen müssen, vor den Verbündeten bevorzugt zu werden. Was andererseits die Zentralmächte anbelangt, so übte die Phrase vom Wirtschaftskrieg nach dem Kriege hier die Wirkung, die nach uralter Erfahrung bei gemeinsamer Bedrohung immer beobachtet wurde: ein noch festerer Zusammenschluß kam zustande. Er vollzog sich unter der glücklichen Formel „Mitteleuropa". Man soll derartige Formeln und ihren Wert nicht unterschätzen. Sobald erst einmal eine Bewegung in Fluß kommt, ist es durchaus nicht gleichgültig, ob ihr Schlagwort geeignet ist, sich in das Hirn der Menschen einzuhämmern oder nicht.

Wenn die Phrase vom Wirtschaftskrieg nach dem Kriege aus den Spalten der feindlichen Blätter nahezu verschwunden ist, so ist es den Vätern der Bewegung annähernd ergangen wie dem Fuchs mit den Trauben. Trotzdem wollen wir uns nicht abhalten lassen, damit zu rechnen, daß der Wirtschaftskrieg gegen uns zur Tatsache wird. Die Frage entsteht also, wie wir uns für alle Fälle am besten schützen können. Und da ergibt sich von selbst, daß wir versuchen müssen, für die uns verloren gegangenen feindlichen Märkte bei unseren Verbündeten und bei den Neutralen Ersatz zu suchen. Die Neutralen mögen aus unseren heutigen Betrachtungen ganz ausschalten. Von den Verbündeten aber interessiert uns in vorliegendem Falle zunächst die Türkei.

Da ist es nun seltsam, daß man unter unseren Kaufleuten, deren Tüchtigkeit doch die Welt erobert hat, in bezug auf die Ausfuhrmöglichkeit industrieller Erzeugnisse nach der Türkei häufig Meinungen findet, die auf ein völliges Verkennen der Verhältnisse schließen lassen. So phantastische Vorstellungen können nicht früh genug ausgerottet werden. Denn wer erwartet, in der Türkei in absehbarer Zeit einen Ausgleich für uns anderwärts verloren gegangene bedeutende Absatzgebiete zu finden, der muß schwer enttäuscht werden. Muß, weil die Dinge so liegen, daß derartige Erwartungen in absehbarer Zeit sich einfach nicht verwirklichen können. Nichts vermag an der Tatsache etwas zu ändern, daß auch in 10, in 15 Jahren die Türkei für ein großes deutsches Ausfuhrgeschäft in dem Umfange, wie wir es verstehen, nicht in Frage kommen kann. Denn die türkische Wirtschaft ist einstweilen so schwach, daß sie bis auf weiteres für die Aufnahme deutscher Ausfuhrwaren nicht kaufkräftig genug sein wird.

In absehbarer Zeit wird sich diese Ausfuhr somit innerhalb sehr bestimmter, eng begrenzter Bahnen bewegen, zumal Deutschland, das an einer starken Türkei das größte Interesse hat, danach trachten muß, die Türkei für gewisse Industrien vom Auslande, auch vom verbündeten Auslande, ja sogar von Deutschland selbst, unabhängig zu machen.

Diese Industrien, die in der Türkei geschaffen werden müssen, sind in erster Linie die Textil- und die Zuckerindustrie. Bei dem ungeheuren Verbrauch von bestimmten Textilwaren und von Zucker durch unsere osmanischen Freunde begeben wir Deutsche uns unserer größten Ausfuhraussichten, wenn wir den Türken zur Errichtung eigener Textil- und Zuckerindustrien verhelfen. Wir wollen aber in dieser Hinsicht unsere eigenen Interessen denen unserer osmanischen Bundesgenossen unterordnen, weil nur dadurch die Türkei wirtschaftlich stark gemacht werden kann.

Indem wir so den türkischen Interessen vor den unsrigen den Vorrang geben, handeln wir nicht aus rein uneigennützigen Beweggründen, denn wir hoffen, aus einer wirtschaftlich erstarkten Türkei mit der Zeit einen kaufkräftigen und zahlungsfähigen Abnehmer zu machen. Soll die Türkei, was wir alle erstreben, für die Ausfuhr unserer Fabrikate in großem Stile in Betracht kommen, so muß eben zuvor ihre noch schwache Wirtschaft erheblich gestärkt werden. Hat sich doch

Digitized by Google

überhaupt nach alter Erfahrung der Wirtschaftsverkehr stets am lebhaftesten zwischen solchen Ländern gestaltet, von denen jedes wirtschaftlich stark war. Die geschäftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England, wie sie vor dem Kriege bestanden, können dafür als Schulbeispiel gelten.

Die Frage entsteht nun, ob in der Türkei die Voraussetzungen für die Gründung der genannten und anderer Industrien vorhanden sind. Diese Frage ist durch die in letzter Zeit in verschiedenen Gegenden des weiten türkischen Reiches vorgenommenen Errichtungen einschlägiger Fabriken teilweise schon bejaht worden. Insoweit hierüber Meldungen bereits vorliegen, scheinen sich die an die Errichtung jener Unternehmungen geknüpften Erwartungen voll erfüllen zu sollen. Der türkische Arbeiter ist von ausgezeichneter Güte, wie lange Erfahrungen gelehrt haben. Die erforderlichen Rohstoffe sind, namentlich soweit die Lederindustrie in Betracht kommt, in reichen Mengen vorhanden. Wo sie noch fehlen, darf erwartet werden, daß für ihre Beschaffung gesorgt werden wird, was besonders für Zuckerrüben gilt. Schwierigkeiten macht in Grunde nur die Frage der Besorgung des Heizmaterials, doch haben die mannigfachen Erfahrungen des Krieges gelehrt, daß auch dieses Problem zu lösen ist. Was die Maschinenfrage anbetrifft, so bedürfte es nur der Einrichtung von Reparaturwerkstätten an Ort und Stelle, um auch diesen wichtigen Punkt befriedigend zu erledigen.

Natürlich wird es vieler Jahre bedürfen, ehe diese Industrien so weit entwickelt sind, um den großen heimischen Bedarf voll zu befriedigen. Bis dahin wird sich dem deutschen Exporteur noch mannigfache Gelegenheit zur Ausfuhr seiner Artikel nach der Türkei bieten. Immerhin wird er gut tun, aufmerksam zu bleiben und sein Geschäft beizeiten abzubauen, damit es nicht beengt und bedrängt wird, sobald die neu erstehenden türkischen Industrien durch die Einführung von Schutzzöllen gekräftigt werden sollen. Da das Geschäft mit der Türkei im wesentlichen ein Kreditgeschäft ist, so liegt für den deutschen Exporteur die Gefahr, sich finanziell festzulegen, ziemlich nahe. Unter diesen Umständen ist die Ausfuhr von Erzeugnissen, deren Herstellung in der Türkei selbst betrieben wird, nicht ganz unbedenklich.

Was die Errichtung heimischer Fabriken und eigener türkischer Industrien in großem Stile bisher verzögert hat, das ist der Mangel an Kapitalien. Nach einem Kriege von solcher Dauer und so unerhörten Ansprüchen wird sich dieser Mangel allenthalben in der Welt fühlbar machen, am meisten in solchen Geldgeber-Staaten, die unter den Einwirkungen des Krieges am ärgsten gelitten haben. Frankreich, der einstige „Bankier der Welt", scheidet fürs erste wohl völlig aus. Aber auch England wird aller seiner Kapitalien bedürfen, um seine torpedierte Wirtschaft zusammenzuflicken. Ob die Vereinigten Staaten auch nach dem Kriege als Geldgeber für die alte Welt auftreten werden, steht dahin. Die Türkei rechnet in dieser Hinsicht auf Deutschland. Daß auch wir unsere Kapitalien brauchen, daß wir für sie nach dem Kriege im eigenen Lande ertragreiche Verwendung haben, wer wollte es bezweifeln? Und dennoch muß ein Teil unserer Kapitalien für die wirtschaftlichen Bedürfnisse unserer osmanischen Freunde abgezweigt werden. Am besten wäre es offenbar, wenn das deutsche Kapital noch während des Krieges Anschluß an die jungen türkischen Industrien suchte, denn darauf kommt es vor allen Dingen an. Ist erst die Anknüpfung erfolgt, so wird der freien Entfaltung nach dem Kriege nichts mehr im Wege stehen. Daß sich dem deutschen Kapital in der Türkei ein aussichtsreiches Feld der Betätigung bietet, ist sicher.

Noch soll hier gewisser alter türkischer Industrien gedacht werden, die ihren Ruf bis in die fernsten Weltteile getragen haben. Es gibt gewisse Spezialitäten, die in gleicher künstlerischer Vollendung nur die Türkei herstellt, so z. B. Teppiche und Stickereien. Auch dieser Industrien muß man sich annehmen, um es der Türkei zu ermöglichen, die nicht leichte ausländische Konkurrenz abzuwehren. Dieses Ziel wird ebenfalls am besten durch die Hergabe von Kapitalien erreicht werden.

Das Vorgesagte läßt sich dahin zusammenfassen, daß sich dem deutsch-türkischen Industrieverkehr sicherlich große Aussichten eröffnen, wofern man mit klarem Blick und nüchternem Urteil alle Bedingungen erwägt und phantastische Erwartungen außer Rechnung stellt. Denn darüber müssen wir uns vorweg klar sein, daß wir ein Wirtschaftsmonopol in der Türkei weder beanspruchen können noch wollen. Von einer deutschen Herrschaft über den türkischen Markt darf keine Rede sein, was freilich nicht ausschließt, daß wir doch vor allen anderen Nationen, die mit der Türkei Handel treiben, an erster, sogar bei weitem an erster Stelle zu stehen wünschen. Aber entscheiden soll nur die Tüchtigkeit. Stellt diese uns an den ersten Platz, so wollen wir bemüht sein, im Vorsprung vor den anderen zu bleiben. Wenn nicht, so müssen wir danach streben, den Vorsprung der anderen einzuholen. Daß die finanzielle Hilfe, die wir unseren osmanischen Freunden während dieses Krieges in so reichem Maße und zu so großzügigen Bedingungen zu teil werden ließen, uns wichtige Vorteile für unsere Ausfuhr gebracht hat, bestärkt uns in der Zuversicht, unsere Hoffnungen später voll erfüllt zu sehen.

Digitized by Google

BAIRAM-MORGEN.

Von Habib Edib.

Neugierig drangen lustige kleine Sonnenstrahlen durch die Ritzen der Fensterläden, tanzten an den Wänden auf, malten Schnörkel in allen Regenbogenfarben auf den Boden und huschten so lange kreuz und quer über Alis Gesicht, bis er blinzelnd die Augen aufschlug. Hastig richtete er sich hoch und versuchte durch einen breiteren Spalt des Rolladens ein Stückchen Himmel zu erspähen, um am Grade der Helligkeit die Tageszeit zu erkennen. Fest überzeugt, daß es noch sehr früh sein müsse, legte er sich noch einmal zurück, senkte die Lider und versuchte die Bilder, die der Traum gleich Figuren in losen Sand in sein Gedächtnis gezeichnet, zurückzurufen und ihren Zusammenhang zu verfolgen.

Richtig, heute war Bairamfest! Hatten nicht stets alle Hoffnungen des ganzen Jahres, alle seine Träume von Glück und Seligkeit sich auf diesen einen Tag gerichtet? Lange, lange vorher schon hatte er mit den Vorbereitungen begonnen, seine kleinen Einkäufe gemacht und allerhand erdacht, um ja recht schön zu sein, bis er dann am Vorabend des Festes, heiter und glückselig, die neuen Sachen im Arm, von denen er sich nicht trennen mochte, zu Bett ging. Rief beim ersten Morgengrauen der Nachtwächter mit ohrenzerreißendem Trommelwirbel die Männer zum Gottesdienst, dann sprang er mit einem Satz aus dem Bett, um mit seinem fröhlichen Lachen die Eltern zu wecken. Beim flackernden Schein des Petroleumlämpchens ließ er sich von der Mutter anziehen und lief dann eilfertig zum Vater hinüber, der zur Feier des Tages den Gehrock, der von der Bürde der Jahre grünlich geworden war, mit besonderer Sorgfalt angelegt hatte und pilgerte neben ihm zur Moschee. Doch bald bedrückte ihn die ehrfurchtheischende Luft des Gotteshauses, kaum konnte er noch seiner Ungeduld Herr werden und sie befanden sich unter den ersten, die den weihevollen Raum wieder verließen. Schwer, wie auf einen Stock, stützte er sich auf des Vaters Arm und trug den Kopf erst wieder hoch, wenn sie vor offenen Haustüren kleine Buben auf ihre Väter warten sahen; dann dünkte er sich ganz erwachsen und war stolz darauf, eine große Leistung vollbracht zu haben. Daheim war sein erster Weg zur Bonbonschale, deren Inhaltsmöglichkeiten sich seine Phantasie seit 24 Stunden unablässig ausmalte — ein einziger Kennerblick und mit unfehlbarer Sicherheit griff er nach dem besten Stück. Ungeduldig wartete er alsdann auf den Nachtwächter, durch dessen Erscheinen das Fest erst vollständig wurde, und der jetzt von Haus zu Haus schritt, den wohlverdienten Lohn dafür zu sammeln, daß er im verflossenen Monat Ramasan die Leute Nacht für Nacht zur Essenszeit geweckt! Mit Entzücken hörte er das Dröhnen der großen Trommel, die unter den geschenkten bunten Stoffen fast versteckt war. Besuche kamen und er durfte sie gleich bei allen Nachbarn mit dem Vater erwidern, was ihm in jedem Hause das übliche Geschenk für Kinder, ein schönes, seidenes Taschentuch, einbrachte. Am Nachmittag ging er dann auf den großen Kinderspielplatz, wo Karussel und Schaukeln ihm Gelegenheit genug boten, sich des Geldes, das ihm die Eltern zum Fest geschenkt, und als dessen unumschränkter Herr er sich so unermeßlich reich vorkam, rasch wieder zu entledigen. Am Abend aber ritt er, mit den letzten Pfennigen dieses lustigste aller Vergnügen bezahlend, stolz wie ein eleganter Kavalier auf einem Esel nach Hause, in Gedanken ganz damit beschäftigt, sich die Freuden des zweiten Festtages auszumalen....

Wie er diese Bilder jetzt vor seine Augen zauberte, und sie mit der Kraft starken Erinnerns belebte, schämte er sich fast, Wie konnte er nur heute, mit 14 Jahren, mitten im deutschen Lande, das ihn zum selbständigen Manne gereift, so törichten Dingen nachhängen! Aber wäre er auch in der Heimat und in jenem glücklichen Alter, das noch keinen Teil hat an Kummer und Seelennot, könnte er dann je wieder so ungetrübt frohe Stunden verleben? Wo war der Vater, der ihn so liebte? Mit einem Schlage wechselten die Bilder. Er sah den Vater, wie er eines Tages mit Uniform und einer seltsamen Mütze heimkam. Man sagte ihm, er ginge in den Krieg. Wohin? Das wußte er nicht. Er wußte nur eins: Krieg. Dieses Wort gehörte zu den ersten, die in sein Bewußtsein gedrungen, seit er angefangen, etwas von den Eindrücken des Lebens zu begreifen. Der Vater hatte damals immer in großen Blättern gelesen, von

Digitized by Google

deren Inhalt er sich keine Vorstellung machen konnte und hatte ihn dann oft traurigen Auges geküßt. Diesmal aber war es anders; der Vater erklärte ihm, daß auch Kinder Pflichten haben, daß er brav und artig bei der Mutter bleiben, ihr helfen und für sie sorgen müsse. Das hob ihn plötzlich aus der Kindheit heraus: er hatte eine Aufgabe, war Beschützer und Unterstützer der Mutter!

Manchmal kamen zerknitterte Briefe, die er las und aus denen er der Mutter mit wichtiger Miene immer nur die guten Nachrichten erzählte. Dann vertrauten sie sich beide mit ihren reinen Seelen getrost den Händen des allwaltenden Schicksal an. Bis eines Tages ein Schreiben des Kriegsministeriums sie aufstörte. Sie zitterten beide vor Angst, nur mühsam konnte er den Umschlag öffnen. Es war ein Formular, wie sie zu vielen, vielen tausenden, mit der Unterschrift des Kriegsministers versehen, den Familien den Heldentod eines Angehörigen mitteilen. Hüssein Effendi war an den Dardanellen gefallen, seine Tapferkeit über alles Lob erhaben, der Staat nahm innigen Anteil am Schmerze der Hinterbliebenen.

Zuerst konnten sie es gar nicht fassen. Hilfeheischend suchten sie sich mit den Blicken, mühten sich, die Tränen, die ihnen so nahe waren, zu unterdrücken, einer dem andern mit den Augen Trost zuzusprechen. Bis Ali ein Wort einfiel, das er am Tage zuvor in der Schule gehört: „Er ist für unser Vaterland gestorben; wenn er auch tot ist, so lebe doch ich."

Von da an hatte er die Bitterkeit des Lebens verspürt und dahin gestrebt, in den tausend Nöten des Alltags der Mutter keine Last zu sein. Er kam in das Erziehungsheim für Kinder Gefallener, und als er eines Tages hörte, er würde mit vielen andern nach Deutschland gebracht, um arbeiten zu lernen, und reich an Kenntnissen und Erfahrungen heimzukehren, war sein erster Gedanke, dann die noch immer ungestillten Tränen der Mutter trocknen zu können.

Mutwillig tanzten ihm jetzt die Sonnenstäubchen auf der Nase herum, suchten unter seine Lider zu dringen, um ihn zur Arbeit zu locken, doch er wandte den Kopf, noch ein wenig zu träumen, um doch auch eine kleine Festfreude zu haben. Aber er war ja kein Kind mehr, durfte sich nicht gehen lassen! „Das Leben ist nur Arbeit", hatte der deutsche Meister gesagt — das weckte ihn. Um diese selbe Morgenstunde, zu der Ali einst, fern von den Forderungen und Härten des Lebens, einem sonnigen Feiertag entgegensprang, schritt er jetzt zu den kreischenden Maschinen, in die Fabrik, zur Arbeit. . . .

EIN SCHLECHTES GESCHÄFT.

In seiner Jugend war Nasreddin meist ohne Geld und um sich aus der Klemme zu helfen, nahm er es in den Mitteln dazu nicht sehr genau. So übergab ihm einst ein Bekannter ein seidenes Hemd zum Verkauf, von dem er wußte, daß es gestohlen war.

Im Marktgewühl aber wurde ihn der Gegenstand selbst entwendet, und als der Eigentümer des Hemdes Hodscha später fragte: „Für wieviel hast du es verkauft?" antwortete dieser: „O, die Geschäfte gingen sehr flau, und da habe ich es zum Einkaufspreis abgegeben."

Aus „Nasreddin der Schelm", von Herm. Siegfr. Rehm (Verlag Schuster & Loeffler).

Digitized by Google

DIE TÜRKISCHEN SCHULEN AUF ARABISCH-ISLAMISCHER GRUNDLAGE.

Von Dr. A. Droop.

Lob und Preis sei Gott, dem hohen Herrn der Welten,
Der erbarmend herrscht am Tage des Gerichtes,
Auf Dich hoffend, als Dein Diener will ich gelten,
Daß Du führest mich den rechten Pfad des Lichtes,
Pfad der Frohen, die in Deiner Gnade Zelten,
Nicht den Pfad des Frevlers, den Dein Zorn bedroht,
Noch des ferne Irrenden in Nacht und Not.

Seit den Tagen, an denen Mohammed aus dem Glutodem der Wüste seine Lehre von der gläubigen Ergebung des Menschenwillens in die Allmacht des einen einzigen Gottes sog, jenes Allah, der, ungleich jedem Erdenwesen, alles Sein und Werden in seinem ewigen Ratschluß begreift, stehen diese Anfangsverse der ersten Sure, steht mit ihnen dieses ganze heilige Buch als Wegweiser vor dem Leben, vor jeder geistigen Regung des Mohammedaners. Aus ihm, dem Koran, entwickelt sich alle auf auf islamischem Boden, an den Höfen der Khalifen und der Sultane blühende Wissenschaft. Kein Lehrsatz der Theologie, aber auch keiner der Philologie, der Philosophie und der Jurisprudenz wagt sich aus dem Dunkel der Unbewußtheit hervor, der nicht mit einem Wort des Korans, der Sunna, der Scharia und der Hadith harmonisch zusammenklänge. Dieses völlige Eingehen der Persönlichkeit in die seelischen Fluiden des Korans, die das Herz des Muslims mit einem aller Lebensqual und allem Daseinsgewirr unverletzbar trotzenden Stahlpanzer umhüllen, wurzelt bereits tief und klar in der Jugenderziehung.

Fünfmal im scheinbaren Wandel eines Sonnenlaufes klingt die Stimme des Muezzin vom Minaret: „Gott ist groß, es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet!" Vom Tempel der Juden erklang der dröhnende Hall von Posaunen, von den Kirchen der Christen dringt der eherne Schall der Glocken, vom Gebetsturm der Moschee schwingt sich nichts als der Laut einer schwachen Menschenstimme über Markt und Dächer. Mehr aber braucht es auch nicht, steht doch das Haus Allahs mitten drin im farbenbunten, regsamen orientalischen Leben. Nicht nur die weiten Gewölbe ragen hier, in denen der ehrfürchtig entblößte Fuß des Beters wandelt, sondern an ihre Mauern schmiegen sich auch Krankenhäuser und Armenküchen, Bäder und Läden, und neben diesen Stätten des materiellen Seins finden wir Schulgebäude, die Medressen, die sich in Hörsäle, Bethallen und Wohnräume für Lehrer und Schüler gliedern.

So bildet seelisch wie räumlich die Religion den Zentralpunkt, um den das Geistesleben des Mohammedaners stille, ungebrochene Kreise beschreibt. So war es bei den arabischen Begründern der islamischen Theokratie, so ist es in den türkischen Schulen geistlicher Art bis auf den heutigen Tag.

Man treibt dort ein eingehendes Studium der arabischen Grammatik, widmet sich gleich den christlichen Mönchen des Mittelalters kalligraphischen Uebungen, lernt geschichtliche und poetische Autoren in Fülle auswendig und erwirbt so eine ästhetisch-humanistische Bildung, die allerdings praktisch zu nicht viel mehr als zu der Fähigkeit gewandter formalistischer Stilkunst führt. Die Persönlichkeitswerte dieser Bildungsmethode sind sicherlich hoch einzuschätzen, aber sie sind im Drang der Neuzeit nicht ausreichend.

Der holländische Forscher Snouck-Hurgronje entwirft von dem Unterrichtsbetrieb einer Koranschule in der Heimatstadt des Islams folgende Schilderung: „Zur guten Erziehung gehört im Islam zu allererst, daß das Kind den Koran nach den peinlichen dafür geltenden Regeln abzuleiern lerne[1]). In der Kinderschule wird alle Zeit vom Meuallim (der üblichste Name des Schulmeisters ist aber Faquin) auf den Unterricht in dieser eigentümlichen Rezitation verwandt. Kinder, deren Eltern die geringen Kosten solcher Lehrjahre nicht bestreiten können, lernen von irgend einem Kundigen nur vom Hören die kleinen Abschnitte des heiligen Textes ableiern, die sie zu den religi-

[1]) Den herabsetzenden Ausdruck „ableiern" möchte ich beanstanden. Mir erscheint die seltsame rhythmische Melodik der Koranrezitation überaus eindrucksvoll.

Digitized by Google

ösen Verrichtungen brauchen. In der Schule schreiben die Kinder aber unter Aufsicht des Schulmeisters ihre jeweilige Aufgabe selbst mit Tinte auf die jedes Mal wieder weiß gewaschene hölzerne Tafel. Einige kleinere Kapitel müssen alle auswendig lernen; das Ideal des Knaben ist aber, es zum Hafiz zu bringen, d. h. den ganzen Koran auswendig zu können. Kleine Mädchen gehen wohl mit Knaben zusammen in die Schule; nach etwa achtjährigem Alter behält man sie aber zu Hause oder schickt sie zu einer Schulmeisterin. Wenn der Vater den Knaben zuerst in die Schule bringt, gibt er dem Faquih eine Eröffnungsgabe (Istiftah) im Betrage von ¼—2 Dollars[2]), und von da an bekommt der Schüler an jedem Donnerstag etwas im Wert von 4—16 Pfennigen für den Lehrer mit. Auch an allen Festtagen gibt der Vater selbst oder durch die Hand des Sohnes dem Lehrer seinem Vermögen angemessene Geschenke. In der Schule sitzen die Knaben im Kreise um den Lehrer herum auf dem Boden und machen mit ihren Gesamtübungen einen Höllenlärm; jeder achtet indessen ängstlich auf die Stimme, die Gebärden und den Stock des Faquih, der seinerseits aus dem Wirrwarr der Stimmen fast jeden Fehler heraushört und den Schuldigen bestraft. Wenn der Schüler die Hälfte oder etwa zwei Drittel (bis zur 36. Surah) des Korans durchrezitiert hat, so meldet der Faquih das seinem Vater; dieser bestimmt dann den Tag der Azimah, wozu außer dem Lehrer alle Mitschüler eingeladen werden. An dem Tage legen die Knaben ihre schönsten, mit Gold gestickten Festgewänder an und kommen mit ihren Schreibtafeln auf den Häuptern zu ihrem glücklichen Freunde, der selbst seine in feines, mit Gold umsäumtes Zeug gehüllte Tafel auf gleiche Weise trägt. Ihn in die Mitte nehmend, stellen sie sich in Reihen auf und machen einen Spaziergang durch die Stadt, wobei ein älterer Schüler ein Gedicht rezitiert oder passende Koranverse vorträgt. In das Haus zurückkehrend, finden sie hier die männlichen Verwandten des Knaben mit dem Faquih und genießen mit diesen eine Mahlzeit. Diese Feier heißt Içrafah. Aehnlich wie diese Içrafah wird die sogenannte Iqubalah gefeiert, wenn der Schüler den Koran zu Ende gebracht hat."

Derjenige Schüler, welcher der Wissenschaft treu zu bleiben gedenkt, setzt seine Studien in der Medresse fort, deren erste von Nizan al Mulk 1065 in Bagdad gegründet worden sein soll. Oft aber versammeln sich die Studenten auch im Hof der Moschee oder bei schlechtem Wetter in den angrenzenden Säulengängen. Hurgronje erzählt aus Mekka: „Wer gleich nach dem Calat (Gebet) der Morgendämmerung zu lesen anfängt, kann noch ohne Scheu im Hofe der Moschee sitzen; erst wenn die ein bis zwei Stunden des Unterrichts vorüber sind, fängt die Sonne an, über die Zinnen des östlichen Daches ihre Strahlen hineinzuwerfen. Viele sind aber in der ersten Stunde noch anderweitig beschäftigt und eröffnen dann ihr Kolleg unter dem Dache der Säulenhalle. Beim ersten Gang durch die Moschee begegnen wir also in beiden Räumen wißbegierigen Versammlungen. Einige Minuten vor dem Anfang eines Dars (Vorlesung) legt ein Diener oder ein befreundeter Schüler des Medarris (Professor) an dessen gewohntem Platze sein Polster auf den harten Kies des Hofes oder die Marmorsteine der Hallen, die Vorderseite genau der Kaaba zugewandt. Um das Polster des Lehrers herum bilden die nach und nach herbeitretenden Schüler einen regelmäßigen Kreis, dessen Umfang mit ihrer Zahl auf- und niedergeht. Jeder Student hat auf der Schulter seinen Gebetsteppich und breitet ihn, bevor er sich setzt, vor sich aus, daß er von dem Rande des Kreises nach dessen Mittelpunkt gerichtet sitzt. Damit der Lehrer möglichst wenig Zuhörern den Rücken zuzuwenden habe und auch die hinter ihm Sitzenden seine Stimme deutlich vernehmen, liegt sein Polster den letzteren viel näher als denen, welche die Kaaba im Rücken haben und der Vorderseite des Lehrers zugewandt sind. Auf dem hinteren Teile der Sedjadah sitzend, behalten die Zuhörer vor sich auf dem Teppich Raum für ihr kupfernes Tintenfaß, dessen eine Seite sich in einen länglichen Köcher zur Aufnahme des Schreibrohres und des Federmessers verlängert, und für ihr Kollegienheft, worin sich ein paar Bogen des Textes, der den Vorlesungen zugrunde gelegt wird, und etwas Schreibpapier befinden. Beim ersten Blick fällt uns die große Verschiedenheit des Alters auf; im selben Kreise sitzen Graubärte und bartlose Knaben mit reifen Jünglingen und kräftigen Männern zusammen. Die älteren Herren zerfallen in zwei Klassen, die darin übereinstimmen, daß sie hauptsächlich „des Segens halber" die Vorlesungen anhören. Eine Klasse bilden die Gelehrten, die eigentlich alles, was hier zur Besprechung gelangt, längst im Kopfe haben, aber ihrem früheren Lehrer zu Ehren in Stunden, in denen sie selbst nicht lesen, sich zu dessen Füßen setzen. Die übrigen sind Leute, denen in der Jugend die Zeit oder die Lust zur wissenschaftlichen Ausbildung fehlte und die nun die Lücke ergänzen wollen. Aber auch unter den eigentlichen Schülern kommt es gar nicht selten vor, daß etwa Sechzehn- und Vierzigjährige den gleichen Vorlesungen zuhören. Die Vorlesungen sind in jeder Beziehung öffentlich und frei. In den paar Dutzend Halbkreisen der Zuhörer, die wir durchmustern, und deren Studentenzahl je zehn bis sechzig beträgt, wird fast ausnahmslos Gesetzeskunde gelehrt. Den Inhalt kann man sich kaum zu einförmig denken. Ein heutiger Professor hat von folgenden Methoden eine

[2]) Es sind wohl Maria-Theresientaler gemeint.

Digitized by Google

zu wählen: 1. seinen Schülern einen der Kommentare mit den von einem berühmten Vorgänger herausgegebenen Randglossen vorzutragen, wobei der Vorteil des mündlichen Unterrichts lediglich in der genauen Vokalisation und etwaigen Erklärung kleiner Schwierigkeiten besteht, 2. die Lektüre des Kommentars durch mündliche Erläuterungen fruchtbar zu machen, die er aus mehreren von den besten Randglossen schöpft, 3. aus den letzteren selbst eine neue Kompilation zusammenzustellen und herauszugeben.

Feierlich fangen die Ulama ihre Vorlesungen an; denn die Beschäftigung mit der Wissenschaft gehört in erster Linie zu den wichtigen Handlungen, die man nicht ohne Anrufung von Allahs Namen beginnen darf. Die ersten Worte jedes Kollegs wie jedes moslimischen Buchs und jeder Abhandlung sind: „Im Namen Allahs, des allbarmherzigen Erbarmers." Dann folgt immer eine Reihe von Lobpreisungen Gottes und seines letzten Gesandten, worauf die meisten ohne weiteres anheben: „Der Verfasser des (von uns erläuterten) Buches sagt"; langsam lesen sie nun die Worte vor, die sich den im letzten Kolleg besprochenen anschließen und beleuchten dieselben nach einer von den oben beschriebenen Methoden. Länger als zwei Stunden liest auch der eifrigste Medarris kaum; zuletzt schließt er das Buch und spricht in der üblichen Haltung (d. h. mit emporgerichtetem Blick), während die Hände so erhoben sind, als läse der Betende aus seinen Handflächen vor, flüsternd ein Gebet. Seinem Beispiele folgen die Zuhörer, und wenn er durch leises Reiben der Hände über das Gesicht zu erkennen gibt, er sei fertig, so erheben sich jene nach und nach, gehen auf den sitzenden Lehrer zu, knien an seiner rechten Seite nieder und küssen ihm zum Abschied die Hand.

Nachdem die Morgenkollegien geschlossen sind, gilt die Universitätsordnung bis nach dem Mittagsçalat gewissermaßen als aufgehoben. Sobald aber die Frauen in den Säulenhallen unter Leitung eines von den vier am Mittag nacheinander fungierenden Imams ihre Andacht verrichtet haben und den Raum allmählich freimachen, bilden sich hier Kreise und Halbkreise von Studenten, diesmal zur Pflege der sogenannten Instrumentalwissenschaften (Flexion, Grammatik, Poetik, Logik, Rhetorik) oder der Dogmatik. Etwa nach vier Uhr, wenn das Açrçalat in der Moschee beendigt ist, fangen ähnliche Vorlesungen wie nach dem Mittag an, jetzt aber in größerer Zahl. Zwischen dem Çalat des Sonnenuntergangs und dem des Ischa ist gerade für eine Vorlesung Zeit genug. Jeder Student bringt zu diesen und den späteren Abendkollegien seine mit einer Wachskerze versehene Laterne mit und zündet sie gleich nach dem Çalat an; auch neben die Polster der Professoren stellen ihre Diener große Fanuse, denn die zu gleicher Zeit angezündeten gläsernen Lampen der Moschee gewähren nur ein Halbdunkel, wobei man nicht lesen kann. In der Hauptsache sind die Vorlesungen des Maghrib gleicher Art wie die nach Sonnenaufgang. Zum Ischa lösen sich die Kreise wieder auf und werden die Lichter in den Fanusen ausgelöscht. Nach diesen letzten Kollegien werden die Räume des Heiligtums allmählich leer. Hier und da liegt einer auf seiner Matte oder seinem Teppich und schläft. Einzelne Fromme halten für sich freiwillige Nachtçalats ab oder sorgen dafür, daß der Mataf nicht ganz menschenleer sei, obgleich der Tradition nach Engel und Dschinn nie verfehlen, ihre Umzüge um die Kaaba zu verrichten, wenn die Menschen nachlässig sind."

Der Charakter der mohammedanischen Geistesentwicklung ist zwar dem der Scholastik verwandt, sie schließt sich in den Rahmen der religiösen Interessen, sie wird von ihnen beherrscht und durchdrungen, doch man würde irren, wollte man glauben, daß der Islam der freien Entfaltung der Wissenschaft hemmend im Weg steht.

Eine Unterbindung wissenschaftlicher Bestrebungen, mögen sie der erkennenden Forschung des noch unerschlossenen oder der Vermittlung gewonnener Wissenswerte an junge Geister dienen, würde dem Sinn und Willen des Propheten geradlinig zuwiderlaufen. In Medina, das nach Mekkas Fall das Ideenzentrum des aufstrebenden Islams geworden war, sammelten sich nicht nur aus Arabien, sondern aus Mesopotamien, Persien, Syrien, ja auch aus dem byzantinischen Machtgebiet, wo die fanatischen Nachfolger Justinians die Freiheit des Denkens bedrohten, gelehrte und nach neuem Wissen verlangende Männer, um den Worten Mohammeds zu lauschen. Eine Ueberfülle von Aussprüchen ist aus seinem weisen Munde erklungen, in denen er das Erkennen, das Wissen und das Lehren gefeiert hat:

„Erwirb dir Erkenntnis, denn der, welcher sie erwirbt auf dem Wege des Herrn, vollzieht eine Tat der Frömmigkeit; wer von ihr spricht, preist den Herrn; wer sie sucht, betet Gott an; wer sie lehrend verbreitet, reicht Almosen dar; und wer sie geeigneten Zielen zuwendet, vollzieht eine Tat der Gottesverehrung. Die Erkenntnis befähigt den, welcher sie besitzt, zu unterscheiden, was verboten ist, und was nicht; sie erleuchtet den Pfad zum Himmel; sie ist unsere Freundin in der Wüste; unsere Gefährtin in der Einsamkeit; unsere Genossin, wenn alle uns verlassen; sie führt uns zum Glück; sie stützt uns im Leid; sie ist unser Schmuck in der Gesellschaft der Freunde; sie dient als ein Panzer wider unsere Feinde. Im Besitz der Erkenntnis erhebt sich der Diener Gottes zu den Höhen der Reinheit und zu edler Größe; sie macht ihn gleich den Herrschern dieser Welt und führt zur Vollendung der Seligkeit in der nächsten."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

ORIENT-BIBLIOGRAPHIE.

D. **Kriegsliteratur.**

Bär, Adolf, Die Entwicklung der großen osteuropäischen und orientalischen Fragen des Weltkriegs, Weimar, Panse, 1915.

Beusch, Paul, Der Weltkrieg und die Orientfrage, München-Gladbach, Sekretariat sozialer Studienarbeit, 1915.

Bleek-Schlombach, Allah il Allah, Mit den Siegesfahnen an den Dardanellen und auf Gallipoli, Leipzig, Zehrfeld, 1916.

Erdmann, Gustav, Adolf, Die Dardanellen, Konstantinopel und die Meeresengen einst und jetzt, Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1916.

Förster, Richard, Hauptmann a. D., Um den Suezkanal, Leipzig, Hirzel, 1916.

Frech, F., Der Kriegsschauplatz in Armenien und Mesopotamien, Heft 5 der Sammlung „Die Kriegsschauplätze", herausgegeben von Dr. A. Hettner, Berlin-Leipzig, Teubner, 1916.

Froberger, Joseph, Weltkrieg und Islam, München-Galdbach, Sekretariat sozialer Studienarbeit, 1916.

Funke, Dr Alfred,. Ayesha, Fahrten und Abenteuer der Emdenmannschaft von den Kokosinseln bis nach Konstantinopel, nach Erzählungen des Kapitänleutnants v. Mücke, bearbeitet von —, Berlin, Marinedank-Verlag, 1915.

Galli, Dr. Gottfried, Dschihad, der heilige Krieg des Islams und seine Bedeutung im Weltkriege, Freiburg, Troemer, 1915.

Grimme, Professor, Dr. Hubert, Islam und Weltkrieg, Münster, Borgmeyer, 1915.

Grothe, Dr. Hugo, Die Türken und ihre Gegner, Kriegsgeographische Betrachtungen, Frankfurt a. M., Hendschels Telegraph, 1915.

—, Der russisch-türkische Kriegsschauplatz (Kaukasien und Armenien), Leipzig, Veit & Co., 1915.

Hennig, Dr. Richard, Der Kampf um den Suezkanal, Heft XXXV der politischen Flugschriften „Der Deutsche Krieg", herausgegeben von Professor Dr. Ernst Jäckh, Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1916.

Hoffer, Carl, Ignaz, Oberleutnant, Aegypten im Weltkrieg, Graz, Leykam, 1916.

Huber, Professor, Michael (Pater), Kreuz und Halbmond im Weltkriege, Erinnerungen und Erwägungen eines Palästinafahrers, Hamm, Breer & Tiemann, 1916.

Imhoff, Generalleutnant, Die türkische Heeresmacht und ihre Entwicklung in „Der neue Orient", Schriftensammlung der Deutschen Vorderasiengesellschaft, herausgegeben von Dr. Hugo Grothe, Heft X, Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1916.

Kartriener, S., Asien im Krieg, drei Monate im mohammedanischen Osten, Temesvár, Hunyadi-Buchdruckerei, 1915.

Kaukasielli, Der Kaukasus im Weltkrieg, Band XV der Orientbücherei, herausgegeben von Professor Dr. Ernst Jäckh, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Lindau, Rudolf, Die Stimme Allahs, Berlin, Fleischel, 1916.

Ludwig, Emil, Die Fahrten der Emden und der Ayesha, nach Erzählungen des Kapitänleutnants von Mücke, seiner Offiziere und Mannschaften, Berlin, S. Fischer, 1915.

Mackay, Freiherr v., Dr., Der Vierbund und das neue europäisch-orientalische Weltbild, Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1916.

Meinardus, Der Suezkanal, Vortrag gehalten im Historischen Verein zu Münster, München, Borgmeyer, 1916.

Mi-Baschan, A., Dr., Der arabische Orient und der Krieg, Zürich, Orell Füßli, 1916.

Mirbt, Prof., Dr. Islam und Christentum in dem gegenwärtigen Weltkrieg; Sonderausgabe aus dem Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz 1915, Leipzig, Wallmann, 1915.

Mordtmann, Hilde, Als ich die Türken pflegte, Band XIX der Deutschen Orientbücherei, herausgegeben von Professor Dr. Ernst Jäckh, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Mücke, Hellmuth v., Kapitänleutnant, Ayesha, Berlin, August Scherl, 1915.

Niederberger, Leonz, Der Suezkanal, seine Geschichte, Lage und Bedeutung für den Weltverkehr und im Weltkrieg, Limburg-Lahn, Steffen, 1916.

Prigge, E. R., Major, Der Kampf um die Dardanellen, Band XIII der Deutschen Orientbücherei, herausgegeben von Professor Dr. Ernst Jäckh, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Riba, Theodor, Ritter v., Der türkische Bundesgenosse, Heft V der Sammlung „Deutsche Kraft, Kriegskultur

Digitized by Google

Heimarbeit", Berlin, Leipzig, Wien, Collignon, 1914/15.

Salih, Schaich — Aschscharif Attunisi, Haqiqat aldschihad, Die Wahrheit über den Glaubenskrieg, aus dem Arabischen übersetzt von Karl E. Schabinger, herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde, Berlin, Reimer, 1915.

Schäfer, Richard, Islam und Weltkrieg, Leipzig, Krüger, 1915.

Serman, E., Mit den Türken an der Front, Berlin, August Scherl, 1915.

Stabsoffizier, Von einem —, Gallipoli, Der Kampf um den Orient, Berlin, August Scherl, 1915.

Trampe, L., Staatsanwalt a. D., Der Kampf um die Dardanellen, Heft XXXIX der politischen-Flugschriften „Der Deutsche Krieg", herausgegeben von Professor Dr. Ernst Jäckh, Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1916.

Trietsch, Davis, Die Welt nach dem Kriege, Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1915.

Tschudi, Rudolf, Der Islam und der Krieg, Deutsche Vorträge hamburgischer Professoren, Nr. VII, Hamburg, Friedrichsen, 1914.

Tseretheli, Michael, von, Georgien und der Weltkrieg, Weimar, Kiepenheuer, 1916.

Wahn, Rudolf, Der Weltkrieg 1914/16 und sein Zusammenhang mit der Orientkrise, Wien, Braumüller, 1916.

Walther, Johannes, Professor, Zum Kampf in der Wüste am Sinai und Nil, Beobachtungen und Erlebnisse, Leipzig, Quelle & Meyer, 1916.

Zabel, Rudolf, Im Kampf um Konstantinopel und die wirtschaftliche Lage der Türkei während des Weltkrieges, Leipzig, Th. Thomas, 1915.

ARABISCHE SPRÜCHE.*)

Von Mahmud ben Jemineddin.

Jedes, dem du Gaben spendest,
Herr und König bist du;
Jedem, den du flehst um Gaben,
Untertänig bist du;
Jeder doch, von dessen Huld
Du nichts willst erreichen,
Sei er Herrscher einer Welt,
Ist nur deinesgleichen.

Halte die Feder stets in höherem Wert als den Degen,
Wenn sie gleich an Kraft sicher die mindere ist.
Wenn im Sinne du führst, durch Herrschaft die Menschen zu lenken,
Zeichne dich der Kiel immer vor anderen aus.
Siehst du nicht, wie der Feder, zur Unterhaltung des Lebens,
Groß und klein bedarf, Männer- und Frauengeschlecht?
Tausend rüstige Männer, das Schwert in den Händen, sie weichen
Einem findigen Mann, welcher die Feder regiert.

*) Aus „Gedankenwelt des Orients", herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Schulte. Verlag von Haude & Spener, Berlin.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Für den Anzeigenteil A. Freid, Berlin.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Digitized by Google

OTTO HAUMANN

BERLIN C 2
Burgstraße 26
Telegramme: TIFTIK BERLIN

Bukarest
Strada Corabiei 2
Telegramme: TIFTIK BUKAREST

Konstantinopel
Kenadjian Han
Telegramme: TIFTIK KONSTANTINOPEL

EXPORT · IMPORT KOMMISSION

Rohprodukte, Eisen
Chemikalien, Oele
Textilwaren

Digitized by Google

Leipziger Mustermesse

Größte internationale Ausstellungs- und Kaufgelegenheit der Welt!

Sie findet alljährlich zweimal statt und umfaßt in der Hauptsache folgende Artikel:

Porzellan-, und andere keramische Waren, Glas-, Metall-, Holz-, Papier-, Leder-, Gummi-, Korb-, Bein- und Zelluloidwaren, Kunst- und Luxusgegenstände, Haus- und Küchengeräte, Zimmerschmuck, Kurz- und Galanteriewaren, Puppen- und Spielwaren, Karneval- und Kotillonartikel, Attrappen, Christbaumschmuck, Japan- und Chinawaren, künstliche Blumen, Bijouterie- und Schmuckwaren, Seifen und Parfümerien, Toilette-, Reise- und Sportartikel, Schreib- und Zeichenwaren, Schul- und Bureauutensilien, Beleuchtungsartikel, Musikinstrumente und -werke, Automaten, optische Artikel, desgl. wissenschaftliche und gewerbliche Instrumente und Bedarfsartikel sowie verwandte Waren aller Art. :: :: :: :: ::

Die leistungsfähigsten Fabrikanten sind vertreten und stellen die Muster ihrer vorteilhaftesten und hervorragendsten Erzeugnisse aus.

Die diesjährige Frühjahrsmesse vom 5. bis 10. März brachte

38000 Besucher gegen 30000 im Vorjahre

Das ist ein nie dagewesener Erfolg, der beweist, daß jeder seine Rechnung findet, ob Fabrikant, Großhändler, Kleinhändler.

30 Meßpaläste bieten erstklassige Ausstellungs- und übersichtliche, angenehme Einkaufsgelegenheit.

Unsere Freunde laden wir zum Besuche der Herbstmesse, die am **26. August** beginnt, besonders herzlich ein; sie werden mit kleinen Unkosten schon bei einmaligem Versuch bedeutende geschäftliche Vorteile haben und sicher als unsere ständigen Gäste wiederkehren. — Erhebliche Reise-, Wohnungs- und Ausstellungs-Vergünstigungen werden gewährt.

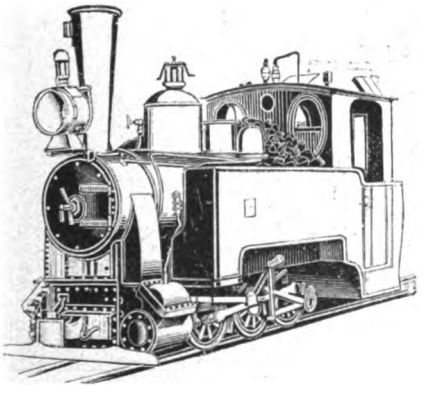
Nähere Auskunft erteilt gern

Das Meßamt für die Mustermessen in Leipzig.

Gesellschaft für Feldbahn-Industrie

Smoschewer & Co.

Breslau



Feldbahn- und Lokomotivfabrik

W. MERTENS & Cie.

G.M.B.H. BERLIN

Bergbauunternehmungen im Auslande

Vornehmlich: **Zinnerz und Erdöl**

Untersuchung von Lagerstätten nutzbarer Mineralien jeder Art

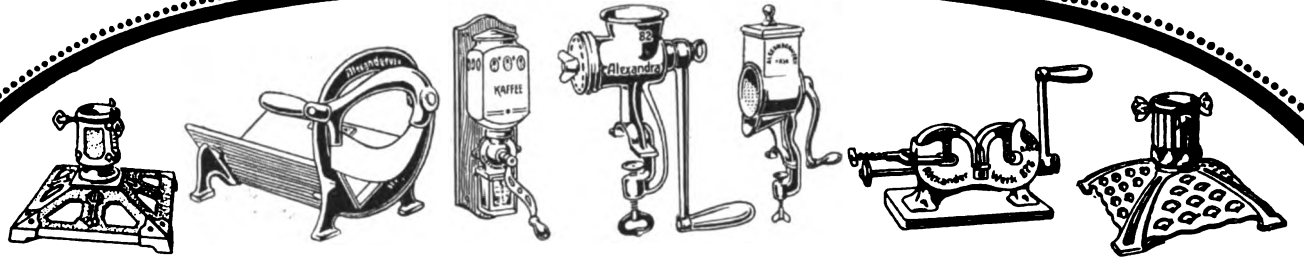
Pflanzungsunternehmungen in den Tropen u. Subtropen

Ausnutzung von Waldgerechtsamen

Berlin W 9, Königin-Augusta-Strasse 10

Telegramme: Langomell, Berlin.

Digitized by Google



Alexanderwerk-

Haushalt-Maschinen, Haus- u. Küchengeräte

Große Auswahl • Sorgfältige Ausführung • Neuzeitliche Bauart

Preise auf Anfrage.

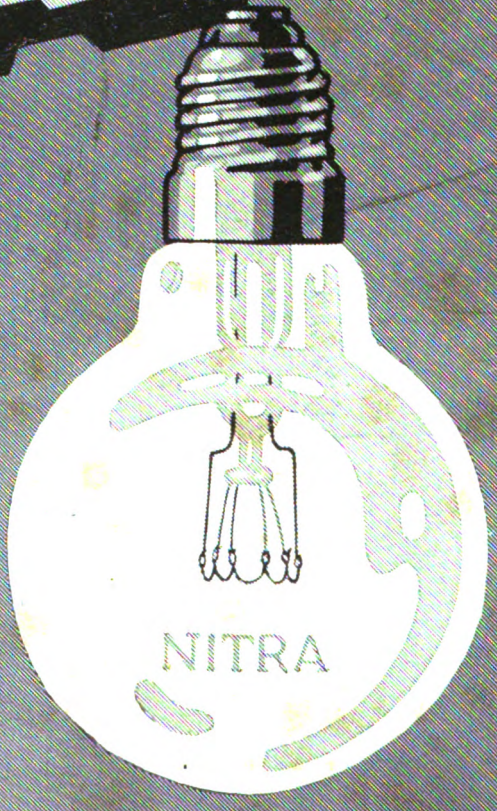
Alexanderwerk A. von der Nahmer, Akt.-Ges.

Remscheid. Berlin S.14.

Digitized by Google

Digitized by Google

AEG NITRA-LAMPE



PASS & GARLEB G. M. B. H., BERLIN W. 57, BÜLOWSTRASSE 66.

Digitized by Google

DIE ISLAMISCHE WELT

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR POLITIK / WIRTSCHAFT UND KULTUR

Herausgeber: SCHEICH ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Schriftleitung: BERLIN W. 15, KONSTANZER STRASSE 5

Fernsprecher: Amt Pfalzburg 2513

Telegramm-Adresse: Jslamwelt

Nummer 9 ■ Preis des Einzelheftes 1 M., jährlich 9 M. halbjährlich 5 M., vierteljährlich 3 M. ■ August 1917

Digitized by Google

INHALT

Aegyptens Sehnsucht. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch Seite 501

Deutsche Kolonialpolitik in Verbindung mit dem Islam. Von Carl Peters . . . . . „ 504

Von den Kriegszielen unseres türkischen Bundesgenossen. Von Graf E. zu Reventlow . . . . . „ 508

Die Friedensbewegung und die unterdrückten Völker des Orients. Von Ibn Marawan . . . . . „ 513

Naturpoesie und Bauernleben. Von Deschenab Schehabeddin . „ 515

Tahir Bej von Brussa. Von Friedrich Schrader . . . . . „ 517

Die Türkei in der wirtschaftlichen Einheitsfront der Mittelmächte. Von Dr. J. Krause . . . . . „ 520

Gedanken zur türkischen Freiheitsfeier. Von Halid Sia . . . . „ 523

Abdullah Dschewdet als Uebersetzer. Von Dr. O. Hachtmann . „ 526

Der Islam in China. Von Dr Freiherrn v. Mackay . . . . „ 530

Das Deutsche Kaiserreich Mittelafrika. Von Emil Zimmermann „ 533

Die Kriegslage. Von Major a D. E. Moraht . . . . . „ 537

Die Juden der Türkei. Von Davis Trietsch . . . . . „ 541

Die drei spezifischen Eigenschaften des türkischen Thrones. Von einem türkischen Diplomaten . . . . . „ 544

Die türkischen Schulen auf arabisch-islamischer Grundlage. Von Dr. A Droop . . . . . „ 547

Die Zukunft der Ottomanbank. Von Fritz Zutrauen . . . . „ 552

Der zukünftige Friede und die algerischen Muslims. Von Leutnant El Hadji Abdallah . . . . . „ 557

Die Türkei als Raubobjekt der Entente. Von Rudolf Rotheit „ 560

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für
Politik, Wirtschaft und Kultur

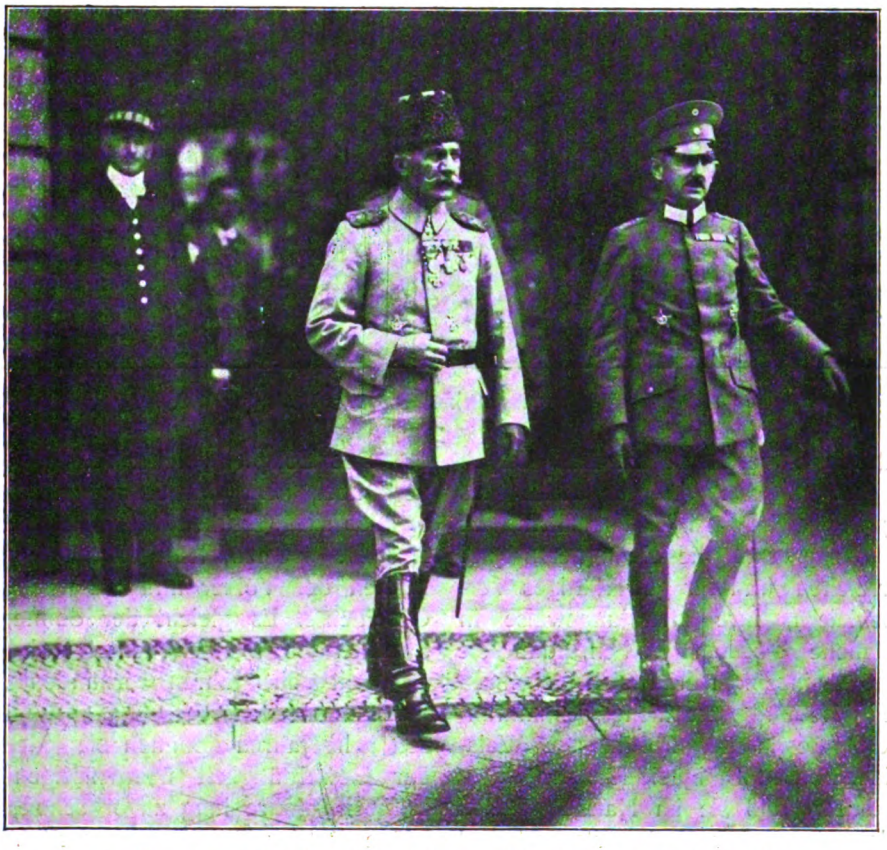
Herausgeber:
Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 9 | Berlin, 31. August 1917 | Jahrgang I

ÄGYPTENS SEHNSUCHT.

Von Scheich Abdul Aziz Schauisch.

Stärksten Eindruck machte seinerzeit die jungtürkische Revolution auf die Gemüter des ägyptischen Volkes. Viele Menschenalter hindurch unterlagen die Türkei und ihre geliebte Tochter Aegypten demselben Schicksal. Grausame Behandlung und Zwangherrschaft schädigten gründlich beider Macht und Herrlichkeit und verwischten die vielen erhebenden Züge ihrer Geschichte.



Se. Exz. Assad Pascha, Führer der 1. türkischen Armee, in Berlin.

Wohl erblickt der Reisende in Aegypten auf Schritt und Tritt noch in gewaltigen Bauwerken die Zeugnisse ehemaliger hoher Kultur und Zivilisation, aber um so öder starrt die jüngste Vergangenheit ihn an.

Vergiftet waren Geist und Seele Aegyptens durch die Berührung mit der englischen Niedertracht, nicht minder aber litt das osmanische Kaiserreich darunter, bis durch Wiedereinführung der verfassungsmäßigen Staatsform die neue Morgenröte für die Türkei anbrach. Ein nahezu zum Skelett abgezehrter Körper war das traurige Ergebnis jener schrecklichen Zeit, die für die Türkei glücklicherweise bereits vorüber ist, unter deren Plagen Aegypten aber noch immer seufzt.

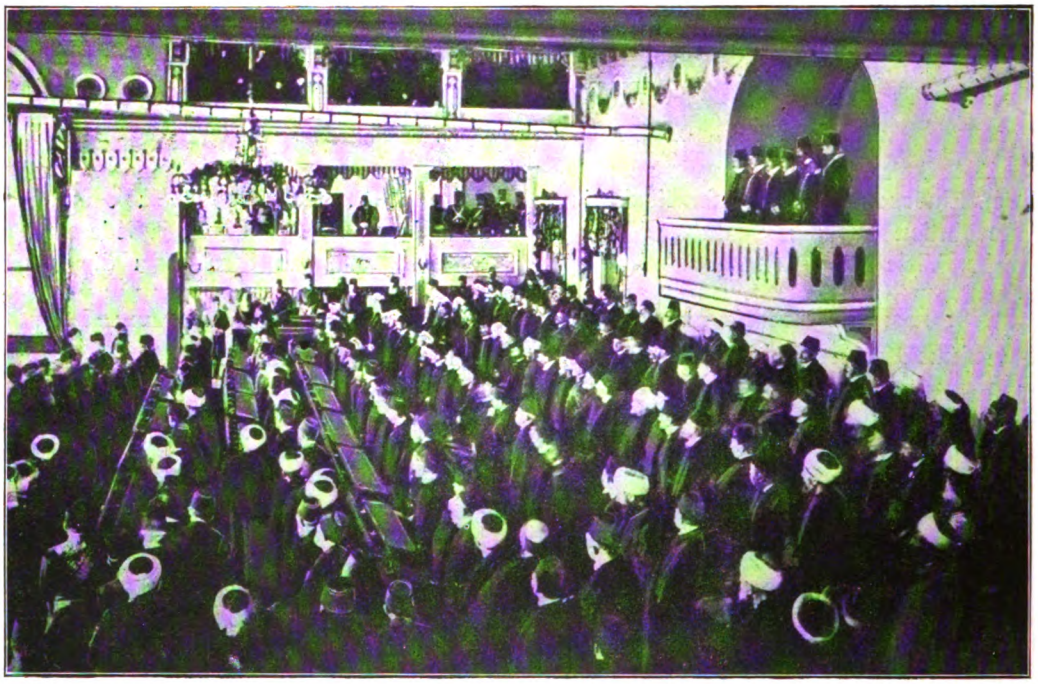
Dürr und geborsten sind die Felder, als trage Aegypten das Gewand eines Bettelkindes, und wie die Tränen eines Unglücklichen rinnen seine Flüsse durch die Täler. Mit dem vernichtenden Fuß des fremden Eindringlings sind Gewaltherrschaft und Ungerechtigkeit über das Land hinweggeschritten. Die Engländer in Aegypten sowie die Gewalt-

Digitized by Google

herrscher in der Türkei ließen das Licht der Aufklärung nicht hinein, ihnen war die Finsternis willkommen als ein Vorhang, der zugleich mit ihren eigenen Gewalttaten die Gaben der unterdrückten Völker verbarg. Dunkle Unwissenheit schwächte die Sehkraft der Mißhandelten und hinderte sie, den richtigen Weg zu finden, gleichwie der Schwimmer seine Willenskraft verliert und von den Wellen hin und her geworfen wird, wenn er sein Ziel nicht vor sich sieht.

Wie Fäulniserreger in eiternden Wunden, so betätigten sich die Gewaltherrscher im Körper jener unglücklichen Länder, die in ständigem Fieberzustand durch sie erhalten wurden. Gegen solche Leiden gibt es kein anderes Mittel als die Beseitigung der widerwärtigen Parasiten. Es tat nichts zur Sache, daß die Zwingherrn, um ihre Ziele zu erreichen und ihr gewalttätiges Verfahren zu verschleiern, ihre Handlungsweise in angeblich gesetzliche Formen hüllten, daß sie z. B. Gerichtshöfe einsetzten und sich bei ihren Urteilen auf religiöse und gesetzliche Bestimmungen beriefen, daß sie in der Politik alle Weisheit, Geschicklichkeit und Billigkeit für sich selbst in Anspruch nahmen, daß sie im Handel und in der Industrie den Gipfel der Volkswirtschaft und Volkswohlfahrt erreicht zu haben behaupteten. Solche Deckmäntel zur Verbergung der Tyrannei und solche schillernden Farben, welche die Tyrannei wohlgefällig machen sollen, können wohl das gewöhnliche Auge täuschen. Es gehört durchdringender Blick und klarer Verstand dazu, den wahren Kern zu erkennen.

Durch solche Verschleierungen, zu denen Gewalthaber stets ihre Zuflucht genommen haben, führen sie die Völker ins Verderben. Aber was nützt es ihnen? Tatsache ist und bleibt, daß jede Nation auch über Männer verfügt, die sich gegen die Gewaltherrschaft wenden, und, was immer geschehen mag, das Bewußtsein in sich tragen, daß ein Volk nicht sterben kann. Nein, ein Volk stirbt nicht, lebendig begraben werden aber kann es und in diesem Elendszustand kann es bleiben, sofern es nicht endlich doch die Kraft findet, die über ihm lastende Erdschicht zu durchbrechen und mit erneuter Seele zu neuem Leben aufzuerstehen.



Die erste Sitzung des türkischen Parlaments in 1908.

Das Beispiel solcher Männer, die ihre Pflicht gegenüber dem Mutterboden, aus dem sie entstanden sind, erfüllen, die ihr ganzes Leben solcher Aufgabe widmen, lebt fort in der Erinnerung, im Herzen der Völker und bleibt aufbewahrt in der Geschichte. Es gleicht der Sonne, die mit ihren Strahlen die Welt erleuchtet und belebt.

Seit acht Jahren verkünden die Vorkämpfer der osmanischen Freiheit aller Welt ihre Botschaft, seit acht Jahren kommen sie jedem Wunsche des der Gewalttätigkeit überdrüssigen Volkes nach. Fünfzehn Jahre lang zuvor schon, hatten sie ihre Pläne in der Stille ausgearbeitet. Nicht ein unsinniger Traum war es, dem sie nachhingen, vielmehr standen sie voll auf dem Boden der Tatsachen, und sobald sie ihre Stimme für die Freiheit erhoben, war in kürzester Frist die Gewaltherrschaft gebrochen. Und wenn auch aus diesem Anlaß Blut floß, so darf nicht vergessen werden, daß die hohe Ehre, das Vaterland zu schützen, nicht

Digitized by Google

erlangt und nicht aufrechterhalten werden kann ohne einen Graben von Blut ringsherum.

Jede Zeit der Freiheit und Reformen hat die Pflicht, die schlechten Menschen, die das Land verseuchen, zu beseitigen und die vernünftigen Politiker, die weisen Gelehrten, die Träger edler Tugend zu unterstützen.

Die freiheitliebenden Jungtürken erhoben sich, durchbrachen mit dem Glanz ihres blitzenden Schwertes die Finsternis gewalttätiger Unterdrückung und verbreiteten Freiheit, Brüderschaft und Gleichheit. Als dies geschah, befand sich

Türkische Infanterie auf dem Wege nach Mesopotamien.

Aegypten, die geliebte und getreue Tochter der Türkei, kummervollen Herzens in den Krallen des britischen Löwen. Als die bedeutungsvolle Kunde von den türkischen Ereignissen zu ihr gelangte, vermischten sich die Tränen ihres Schmerzes mit Tränen der Freude. Aegypten blickte nach Osten in der Richtung der Morgen- und der Freiheitssonne, um von ihrem Licht beleuchtet zu werden. Wie groß ist doch der Durst Aegyptens nach den Quellen der Türkei, und wie schön wäre es, wenn dieser Durst gelöscht werden könnte mit den zu beiden Seiten des Bosporus fließenden süßen Freiheitswassern, während Aegypten jetzt noch genötigt ist, aus der salzigen englischen Flut von Suez zu trinken!

Wohl ist die Stimme des gefesselten Aegyptens schwach, trotzdem hoffen wir, daß sie die Herzen derer erreichen wird, die sich nicht damit zufrieden geben, das islamische Reich vor dem Verderben bewahrt zu haben, sondern auch danach trachten, dieses Reich den Großmächten gleichzustellen. Und islamische Schwerter werden es hoffentlich sein, die mit ihrer bewährten Schärfe die Trauerschleier, die Hoffnungslosigkeit von Aegypten nehmen und den Bewohnern den Blick eröffnen werden auf eine glückliche Zukunft.

Wenn Aegypten die türkische Verfassung willkommen hieß, so geschah es in erster Linie deshalb, weil Aegypten darin einen künftigen Schutz auch seines eigenen freien und unabhängigen Daseins sieht. In dieser Hoffnung trotzt Aegypten seinem schweren Geschick. Tausendfach geschwächt, bleibt es dennoch stark, tausendfach beraubt, bleibt es dennoch reich, und obwohl gefesselt, regt sich die Freiheitsseele mächtig in ihm. Seine heilige Vaterlandssache wird Aegypten niemals aufgeben. Aegyptens Haltung im Weltkrieg, obwohl Waffen und Munition fehlen, hat England daran gehindert, aus der versklavten Bevölkerung von 15 Millionen irgendwelchen Nutzen für sich selbst zu ziehen. Kein Aegypter erhob für Englands Zwecke seine Hand gegen die Brüder im Osten und Westen. So beschaffen ist dieses Volk, das sehnsüchtig hinüberblickt nach dem Sitz des Kalifats, der Zeit harrend, wo die konstitutionelle Türkei die Kraft gewinnt, Aegypten zu erlösen aus niedriger Knechtschaft zu dauernder herrlicher Freiheit.

Digitized by Google

DEUTSCHE KOLONIALPOLITIK IN VERBINDUNG MIT DEM ISLAM.

Von Carl Peters.

Es liegt auf der Hand, daß unsere Kolonialpolitik, nach dem gegenwärtigen Kriege, welches auch immer sein Abschluß sein möge, eine neue Richtung einschlagen wird. Die einzelnen Wendungen dieses Völkerkampfes haben uns zu viel neue Tatsachen beigebracht, als daß wir nicht aus ihnen lernen sollten.

Zunächst würde heute auch wohl ein Bismarck nicht mehr der Meinung sein, daß unsere Kolonien vor den Toren von Metz verteidigt werden könnten. Sondern der Leiter unserer Kolonialpolitik nach dem Kriege wird von vornherein grundsätzlich und systematisch auf eine zeitgemäße Verteidigung unseres überseeischen Gebietes hinarbeiten müssen: zur See, gegen die See und auch der Verbindungen nach dem Innern. Dazu wird eine zweckentsprechende Wehrordnung der einzelnen deutschen Ansiedler nicht zu vermeiden sein, und an diese wird sich naturgemäß ein auf Selbstverwaltung beruhendes Gemeinwesen aufzubauen haben.

Wir haben ferner gelernt, daß eine über den ganzen Planeten verstreute Anzahl von Liliput-Kolonien sich nicht verteidigen lassen, sich für das Deutsche Reich also nicht empfehlen. Um so weniger, wenn sie in feindlichen Interessensphären überseeisch emporwachsender Gemeinwesen gelegen sind, wie Kiautschau in chinesisch-japanischen Gebieten, Neu-Guinea und unsere Südseeinseln gegen-

Das Hauptquartier türkischer Flieger in San Stefano.

Digitized by Google

über Austral-Asien und Amerika, Südwestafrika gegenüber der südafrikanischen Union. Ich lese immer wieder Denkschriften, welche aus sentimentalen und auch geschäftlichen Gesichtspunkten für die Festhaltung aller dieser Schutzgebiete eintreten. Ich kann das vom Standpunkt ihrer früheren Ansiedler und Interessenten sehr wohl verstehen. Aber die Verteidiger dieser Ansicht müßten uns klar machen, wie wir alle diese kleinen Länder und Inseln gegen den Willen der feindlichen Mitbewerber an Ort und Stelle wieder erwerben könnten, und ob es sich bezahlen wird, sie gegen solche Nebenbuhlerschaft in nächster Nähe dauernd zu

S. K. H. Prinz Osman Fuad Effendi im Hauptquartier der Flieger in San Stefano.

verteidigen. Es wird im Zusammenhang mit dieser Forderung nach unseren einzelnen früheren Kolonien meistens darauf hingewiesen, daß unsere Flotte Stützpunkte in den verschiedenen Weltmeeren nötig habe, und deshalb müsse das Reich alle einzelnen Kolonien auch in der Südsee wieder haben. Aber die Frage ist, ob diese sich als Stützpunkte unserer Schiffahrt und als Kohlenstationen oder gar befestigte Häfen eignen; jedenfalls stehen wir in diesem Verlangen einer Aufgabe unserer zukünftigen Flotten- und nicht unserer Kolonialpolitik gegenüber, und beide werden wohl nur streckenweise zusammengehen können.

Ich habe seit einem Menschenalter die Anschauung vertreten, daß Deutschland klug daran tun würde, sich ein großes Kolonialreich in Mittelafrika zu schaffen, vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean, vom Oberen Nil bis gegen den Sambesi hin. Die Einzelheiten eines solchen Planes habe ich früher dargelegt[1]).

Dieses Reich könnte, gemäß unserer Machtstellung beim Friedensschluß, nach Norden sowie nach Süden beliebig vorgeschoben werden, und stützte sich vornehmlich auf Deutsch- und Britisch-Ostafrika und den Kongostaat im Westen, Uganda, die ehemaligen Provinzen Emin Paschas sowie den Oberen Nil. Es würde etwa den Flächenraum Brasiliens umfassen, steigt in Terassen von beiden Küsten, im Osten wie im Westen empor zu den gesunden Hochländern Zentral-Afrikas. Es besitzt demnach übereinander die verschiedenen Klimate sowie die einzelnen Kulturzonen der Tropen und enthält gewaltige Gebiete um den Viktoriasee herum und um den Tanganjikasee, welche sich für die Besiedlung durch Europäer eignen. Es hat eine Reihe breiter und tiefer Häfen, welche leicht zu verteidigen sein werden. Dies alles habe ich früher des Näheren ausgeführt[2]).

Hier möchte ich auf einen anderen Gesichtspunkt hinweisen, welcher von mir noch nicht dar-

[1]) Siehe hierzu „Zum Weltkrieg", S. 227 bis 232; siehe hierzu auch: Professor Dr. Felix Hänsch: „An der Schwelle des größeren Reichs", S. 142 und 215.

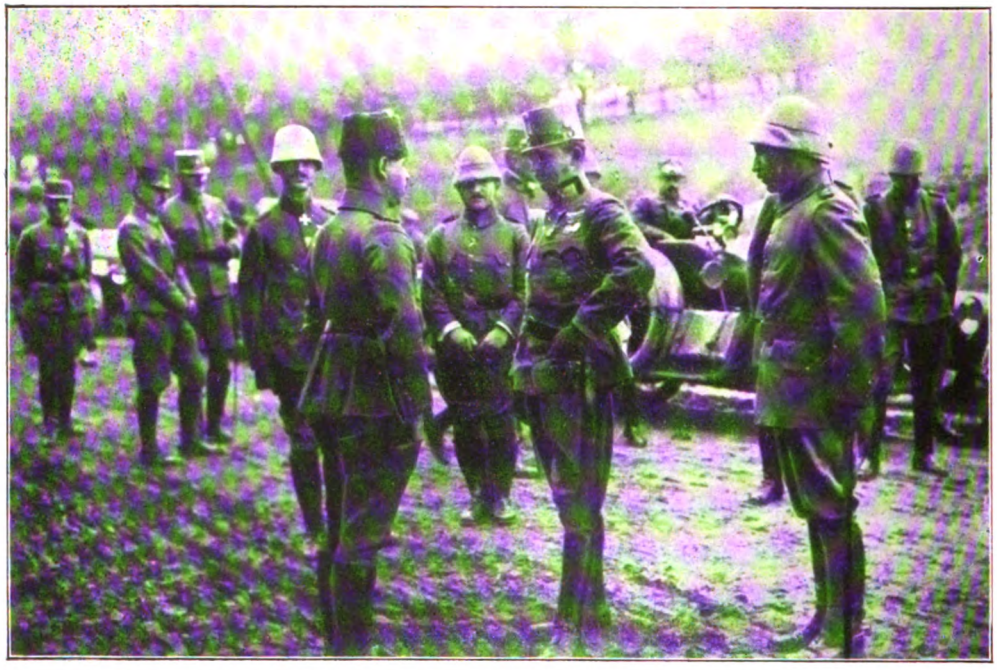
[2]) Siehe mein „Zum Weltkrieg".

Digitized by Google

gelegt ist. Wenn dieser Krieg in Europa mit einem Sieg der Mittelmächte endet — und sonst brauchen wir uns über Zukunftspläne in bezug auf Kolonialpolitik überhaupt den Kopf nicht zu zerbrechen —, so gehört Aegypten mit dem Sudan, von Rechts wegen, wieder dem Kalifa in Konstantinopel. Zum wenigsten fällt dorthin die politische Suzeränität und die religiöse Oberhoheit für die islamische Welt, welche das lange Niltal und seine Umgebung bewohnt. Nun würde das mittelafrikanische deutsche Kolonialreich sofort mächtig an wirtschaftlicher und politischer Bedeutung gewinnen, wenn es sich im Norden an Gebiete unter der befreundeten Türkei anstatt unter dem feindlichen und mißgünstigen britischen Reich lehnen könnte. Schon 1910/11 war der Wasserweg von Khartum bis über Ladó hinaus nach Gondókoro eröffnet, und regelmäßige Dampfer führten den Touristen von der Südgrenze Aegyptens bis in die alte Aequatorialprovinz Emin Paschas.

Es ist klar, daß eine Nil-Eisenbahn von Kairo bis zum Viktoriasee das erste Unternehmen sein müßte, welches sich an die Gründung von Deutsch-Mittelafrika anzuschließen hätte. Zum Teil ist diese Bahn bereits ausgeführt und in Betrieb. Fertiggestellt, wird sie etwa 4000 km lang sein. Von Kairo bis Port Said ist sie ebenfalls schon in Betrieb, und von dort wäre die Fortsetzung bis nach Konstantinopel fertigzustellen, von wo die Orientbahn bis Sofia, Wien und Berlin führt. Vom Suez-Kanal über Damaskus nach Konstantinopel dürfen wir etwa 1500 km rechnen. Wir würden dadurch eine Landverbindung von Mittel-Europa bis nach Deutsch-Afrika schaffen, welche diese schöne und entwicklungsfähige Kolonie nach meiner Schätzung bis auf 9—10 Tagereisen an unsere Heimat heranschieben würde.

Bereits 1887 schloß ich enge Freundschaft mit Said Bargasch von Sansibar und dem arabischen Element daselbst und auf dem Festland von Afrika. Das erste Ergebnis war die Abtretung der Küste



Kaiser Karl an der türkischen Front in Galizien.

von der Mündung des Umba bis zum Kap Delgado mit allen Häfen und Städten an mich für Deutschland. Der Grundgedanke bei uns beiden war, eine enge Verbindung zwischen Moslim und Deutschen in Ostafrika zu schaffen, die ganze Verwaltung in allem Wesentlichen durch arabische Elemente und unter deutscher Aufsicht im Namen des Sultans von Sansibar ausüben zu lassen. Schon bot dieser mir auch die Verwaltung von Sansibar und Pemba sowie von Patta und Manda, ferner von Merka, Barawa und Magdischu unter derselben Voraussetzung an. Mein Amtsnachfolger als Generalvertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der Konsul a. D. Vohsen, schien diesen grundlegenden Gedanken einer solchen Verbindung des Deutschtums und des Islams in Ostafrika in

Digitized by Google

seiner praktischen Fruchtbarkeit entweder gar nicht zu verstehen, oder er hielt ihn für falsch. Er hat nicht versucht, ihn aufzunehmen und lebendig werden zu lassen. Die Folge war der Küstenaufstand der Araber in Ostafrika gegen unsere Herrschaft und der Zusammenbruch der Verwaltung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1888.

Inzwischen haben sich die deutschen Beziehungen im nahen Osten im Sinne der von mir geplanten und schon 1887 in Sansibar ins Leben gerufenen Verbindung zwischen dem Islam und der deutschen Welt entwickelt. Ich will die Geschichte der deutsch-türkischen Freundschaft hier nicht im einzelnen erzählen. Ihr Ergebnis liegt in dem Bruderkampf, welchen sie beide Schulter an Schulter gegen einen gemeinsamen erbitterten Angriff und um Sein oder Nichtsein zu führen haben, klar vor jedermanns Augen.

Die natürliche Folge solcher engen Freundschaft zwischen dem Oberhaupt der Moslims und dem Deutschen Reich macht sich schon jetzt auch im Kampf unserer afrikanischen Kolonien gegen die Feinde fühlbar. Ueberall steht die mohammedanische Bevölkerung auf unserer Seite. In den Moscheen an der ostafrikanischen Küste wird für den Erfolg der deutschen Waffen gebetet, in die Reihen unserer Askari drängen sich die Anhänger des Propheten, und eigene arabische Freikorps haben sich gebildet, um für die gemeinsame Sache mitzukämpfen. Die islamische Welle flutet über den ganzen Sudan bis nach Westafrika hin, bis nach dem Tschadsee und an die atlantischen Küsten, bis in die Nordgebiete von Togo, in die Fulbeländer und bis nach Deutsch-Adamaua in Kamerun. Ueberall kämpfte und steht die mohammedanische Bevölkerung auf unserer Seite.

Dies muß ein dauerndes Merkmal der deutschen Kolonialpolitik in Nordafrika und besonders in Nordost-Afrika auch nach dem Kriege werden. Dann werden die beiden Bundesbrüder ihre weiten Gebiete in Nordafrika mit der Anwendung der modernen Technik zur Blüte entwickeln können. Wenn es ihnen gelingt, auch Abessinien für sich zu gewinnen, welches zurzeit durch die italienisch-französisch-englischen Besitzungen von Massaua über Dschibuti nach Berbera von den natürlichen Zugängen an die See abgeschnitten ist, so würde dieser nordostafrikanische Dreibund militärisch das Uebergewicht in Nordost-Afrika gewinnen können. Der Preis für Abessinien würde in der Erwerbung der Küstenlandschaften liegen, welche sich heute noch in den Händen der feindlichen drei Völker befinden. Die Rebellierung der ehemalig mahdistischen Stämme am Oberen Nil würde sich daran schließen. Dies sind die Grundzüge der für uns beide gegebenen nordostafrikanischen Politik, welche Aussicht auf Erfolge im Nilgebiet eröffnet. Sie bieten nicht nur die Hoffnung, daß es gelingen wird, das Nilgebiet von den Engländern zu befreien, sondern auch, daß das deutsche Mittelafrika in der Anlehnung an islamitisches Gebiet eine glänzende Entwicklung in absehbarer Zeit erlangen wird. Wenn auch sein Frachtverkehr wohl dauernd zum größten Teil den billigeren Seeweg beibehalten wird, so wird doch für die Ansiedler die schnellere Verbindung auf dem Schienenwege über Land eröffnet werden können. Das rückt für die Bewohner das Gebiet um etwa ein Drittel Reisezeit näher an das Vaterland und bewahrt unser Schutzgebiet ein für allemal vor der Gefahr, daß es im Fall eines Krieges völlig von der Heimat getrennt werden kann. Auf diese Weise ist der Wert unserer mittelafrikanischen Kolonie unberechenbar für uns zu vermehren.

Digitized by Google

VON DEN KRIEGSZIELEN UNSERES TÜRKISCHEN BUNDESGENOSSEN.

Von Graf E. Reventlow.

Soviel wie man im Deutschen Reiche über Kriegsziele spricht, seitdem es gestattet ist, darüber zu sprechen, so wenig werden in diesen Erörterungen und Meinungsstreitigkeiten die Kriegsziele unseres türkischen Bundesgenossen berührt. Man muß zugeben, daß eben der türkische Bundesgenosse hieran ein wenig mit schuld ist, denn wir hören wenig von ihm darüber oder es ist, wie ich nicht zu beurteilen vermag, eine der Ursachen darin zu suchen, daß die öffentliche Meinung in Deutschland zu wenig über die türkische Presse unterrichtet wird. Sollte das der Fall sein, so müßte man es bedauern, und es wäre zu wünschen, daß eine Aenderung des Zustandes einträte. Von Vertretern der türkischen und der deutschen Regierung haben wir zwar nach Veröffentlichung des betreffenden Abkommens gehört: das eigentliche türkische Kriegsziel bilde die Abschaffung der Kapitulationen. Daß diese einen der Kriegsziele bildet, und zwar ein außerordentlich bedeutendes, ohne dessen Erreichung alle anderen wenig wert sein würden, sei gern zugegeben. Die Abschaffung der Kapitulationen und alle ihre ungemein wichtigen Folgeerscheinungen als einziges Kriegsziel unseres türkischen Bundesgenossen zu betrachten, erscheint uns aber denn doch nicht zutreffend.

Als das Türkische Reich an der Seite der Mittelmächte im Spätherbst 1914 in den Kampf eintrat, waren sich die damals in Wirklichkeit führenden Männer darüber einig, daß der Kampf der Großmächte unter allen Umständen auch das Schicksal der Türkei entscheiden und besiegeln müsse. Es war für das Türkische Reich eine praktische Unmöglichkeit, in diesem Kampfe neutral zu bleiben.

Die türkische Regierung verlangte im August 1914 die Aufhebung der Kapitulationen, die Auslieferung der beiden türkischen Kriegsschiffe, den Verzicht auf alle Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Türkei, die eventuelle Rückgabe Westtraziens und die Wiederherstellung der griechischen Inseln. Darauf antwortete Sir Edward Grey: „Die Forderungen der türkischen Regierung sind übermäßig. Wir wünschen indessen nicht, jede Diskussion zu verweigern, und sie können daher, sobald der französische und der russische Botschafter gleiche Instruktionen erhalten haben, der Pforte die folgende Mitteilung zugehen lassen:

„Wenn die türkische Regierung unverzüglich die deutschen Offiziere und Mannschaften der „Goeben" und „Breslau" in die Heimat zurückschicken will, wenn sie eine schriftliche Erklärung abegeben wird, daß alle Erleichterungen für die friedliche und ununterbrochene Durchfahrt von Kauffahrteischiffen gegeben werden sollen, und daß alle Pflichten der Neutralität von der Türkei während des gegenwärtigen Krieges beobachtet werden sollen, so wollen die drei verbündeten Mächte (Großbritannien, Frankreich und Rußland) als Gegenleistung sich damit einverstanden erklären, bezüglich der Kapitulationen ihre exterritoriale Jurisdiktion zurückzuziehen, sobald eine Gerichtsverfassung, die modernen Anforderungen genügt, eingeführt sein wird.

Sie (die Mächte) wollen außerdem gemeinschaftlich eine schriftliche Garantie geben, daß wir die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei achten werden und uns verpflichten, daß keinerlei Bedingungen im Friedensvertrage am Ende des Krieges diese Unabhänigkeit und Integrität beeinträchtigen werden."

Diese in einem der englischen Blaubücher enthaltene Note ist überaus bezeichnend, schon die für Kenntnis der türkischen Regierung nicht bestimmte Einleitung ist es: man lasse der Pforte jene Mitteilung nur zukommen, um nicht jede Diskussion in dem kritischen Augenblicke zu verweigern. Das in der Note versprochene Entgegenkommen in der Frage der Kapitulationen blieb ganz hypothetisch, denn es ruhte auf der Voraussetzung: „sobald eine Gerichtsverfassung, die den modernen Anforderungen genügt, eingeführt sein wird." Die Ententemächte hätten natürlich beurteilt, ob die Gerichtsverfassung modernen Anforderungen genüge und dieses stets verneint.

Dazu kam das folgende: Die Verpflichtung der Ententemächte, die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei zu achten, beabsichtigte von vorneherein keine der Ententemächte zu halten. Den führenden Persönlichkeiten in Konstantinopel war das bekannt und sie kannten ebenso das russische Kriegsziel: Konstantinopel. Ich glaube, daß gerade

Digitized by Google

die türkischen Staatsmänner aus langen traurigen Erfahrungen der politischen Geschichte ihres Landes von vorneherein gewußt haben, was von Versprechungen dieser Art der drei habgierigen Großmächte zu halten sei. Es kommt hier wenig auf die Frage an, ob die großbritannische Regierung wirklich im Ernste daran gedacht hat, dem russischen Reiche die türkischen Meerengen mit Konstantinopel auszuliefern. Den Kernpunkt vom türkischen Standpunkte gesehen, mußte die Ueberlegung bilden, daß die Türkei während des Krieges ihre Neutralität auf die Dauer gegen Großbritannien, Rußland und Frankreich nicht würde verteidigen können, und daß diese drei Mächte trotz schriftlicher Versprechung nicht daran denken würden, die türkische Neutralität zu achten. Unter türkischer Neutralität verstanden die Regierungen der Westmächte und Rußland zunächst die sofortige Entfernung aller deutschen Offiziere und Mannschaften aus Konstantinopel und die dauernde uneingeschränkte Oeffnung der Meerengen. Mit der Erfüllung dieser Forderung hätte sich das Türkische Reich wehrlos in die Hände der Tripleentente gegeben, auch ohne jede Möglichkeit, dann noch eine Stütze an den Mittelmächten zu finden. Es liegt im Wesen einer neutralen Macht im allgemeinen, daß sie, um ihre Neutralität zu stützen und zu schützen, sich bald auf die eine, bald auf die andere kriegführende Partei bezieht, sie gegen die andere ausspielt, der einen oder der anderen droht, sich ihr anzuschließen, kurz, sich durch den von allen Seiten ausgeübten Druck oder Zug politisch und militärisch intakt halten zu können, weil er eben gleichzeitig von allen Seiten ausgeübt wird und diejenigen Mächte, welche ihn ausüben, mit allen Kräften gegeneinander arbeiten und in allen ihren Interessen entgegengesetzt sind.

Wenn die türkische Regierung damals die Forderung der Entente erfüllt hätte, „alle Erleichterungen für die friedliche und ununterbrochene Durchfahrt von Kauffahrteischiffen zu bieten", so hätten sich die Meerengen und damit Konstantinopel und mit Konstantinopel das Türkische Reich mit seiner ganzen Existenz wehrlos in der Hand der Entente befunden. Jede Verbindung mit den Mittelmächten hätte sich ausgeschlossen und ohne Zweifel wären Bulgarien und Griechenland durch die Gewalt der Umstände ebenfalls auf die Seite der Entente gedrängt worden. Man bedenke zudem, daß jene Verbindung der Entente mit Rußland durch die türkischen Meerengen nicht nur von unschätzbarer militärischer und wirtschaftlicher Bedeutung war, sondern ihre schrankenlose Oeffnung durch die Türkei aus den Gewässern vom Eingange der Dardanellen bis zum Ausgange des Bosporus ein englisches Gewässer gemacht haben würde. Ueberall an den Ufern wären bewachte und gesicherte Stapelplätze entstanden, kleine Garnisonen hätten sich gebildet und, was nicht vergessen werden darf: die türkische Marine hätte sich unter dem Oberbefehle der britischen Marinemission befunden. Als in jenen Herbstmonaten die türkische Regierung die Dardanellen erst bis zu einem gewissen Grade, dann ganz schloß, handelte sie in wohlbegründeter Selbstverteidigung und in weiser Vorsorge. Es war kein geographischer Zufall, daß die Sperrung der Verbindung zwischen Rußland und dem Mittelmeer die Existenz des Türkischen Reiches bedeutet.

Wie dann im Verlaufe des Krieges die Türkei die Dardanellen in Waffenbrüderschaft mit den Deutschen erfolgreich gegen die größte Seemacht der Welt verteidigt hat, ist bekannt. Auch diese Verteidigung war so nur möglich durch Verbindung der Türkei mit den Mittelmächten zu Lande wie zu Wasser.

Diese Erinnerungen mußten vorausgeschickt werden, um einige der Kriegsziele der Türkei als Notwendigkeiten zu bezeichnen. Die erste dieser Notwendigkeiten bildet die Verfügung des Türkischen Reiches über die Meerengen im Verein mit seinen Verbündeten. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß von seiten unserer jetzigen Feinde versucht werden wird, im Friedensschlusse die Meerengen wieder unter „internationale Kontrolle" zu setzen, einerlei, wie der Krieg ausgeht. Wollte man sich denken, die Ententemächte blieben Sieger, so würde das Schicksal Konstantinopels und der Meerengen sowieso besiegelt sein. Kommen aber, wie sicher ist, die Dinge anders, so wird die britisch-russisch-französische Diplomatie alles Denkbare tun, um Einfluß und Einwirkung auf die Meerengen zu gewinnen und wieder eine Meerengen„frage" herzustellen. Gerade mit der Meerengenfrage aber muß es ein für alle Male aus sein und die türkischen Meerengen dürfen nicht mehr zu einem internationalen Kompromißgegenstande gemacht werden. Die Türkei und ihre Bundesgenossen haben gezeigt, daß sie die Meerengen auch gegen die größte Seemacht der Welt verteidigen konnten. Darin liegt der wirksamste und bestbegründete aller Besitztitel enthalten. Wenn es aber irgend angeht, darf auch die Form nicht fehlen, sie würde die Krönung des Werkes bilden.

In verschiedenen Noten, Reden und Kundgebungen haben die großbritannische und amerikanische Regierung keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie eines ihrer Hauptkriegsziele in der Vernichtung des Türkischen Reiches erblicken. Je länger der Krieg dauerte, destoweniger hat man zu Washington und London damit zurückgehalten. Die Vertreibung der türkischen Herrschaft aus Europa sei etwas Selbstverständliches, so las man, denn die Türken wären dort widerrechtlich eingedrungen. Wir lasen weiter mit Ueberraschung, daß die Vertreibung der türkischen Herrschaft aus

Digitized by Google

Europa und im besonderen aus Konstantinopel und von den Meerengen nichts anderes bedeute als eine Wiederherstellung des status quo in Europa. Mr. Wilson war aber bei aller seiner unparteiischen Gerechtigkeit mit dieser englischen Deutung vollkommen einverstanden. Er und seine Bundesgenossen hatten auch nichts gegen die andere englische Auffassung: eine türkische Herrschaft über Mesopotamien habe niemals bestanden und von einem türkischen Rechte auf Mesopotamien sei nicht die Rede; ebensowenig wie Bagdad gehöre Mekka zum Türkischen Reiche und Gerechtigkeit wie das Wohl der Menschheit fordere dringend die Befreiung der arabischen Stämme vom türkischen Joche. Dabei braucht auf die bekannte Tatsache nur hingewiesen zu werden, daß englische Agenten und englisches Gold schon lange vor dem Kriege immer eifrig tätig gewesen sind, am Persischen Golfe, in Mesopotamien und an den arabischen Küsten alles getan haben, um gegen die legitime türkische Herrschaft zu arbeiten. Und ebenso bekannt ist das alte englische Ziel, den Landweg nach Indien durch Zerteilung und damit Vernichtung des Türkischen Reiches, verbunden mit Errichtung eines Kalifats in Mekka, zu erreichen, ein Plan, der in der Oeffentlichkeit zuerst vor zwölf Jahren erörtert wurde.

Die neulichen Enthüllungen des deutschen Reichskanzlers haben weiterhin bestätigt, daß die Entente vertraglich das Türkische Reich bereits unter sich „verteilt" hat: Rußland erhält Armenien, außerdem Konstantinopel usw., Frankreich Syrien, Italien und Griechenland dürften jedenfalls in Kleinasien belohnt oder „entschädigt" werden, und Großbritannien übernimmt alles übrige, natürlich nicht als Besitz, sondern unter seine Obhut zum Wohle der Menschheit und insbesondere der betreffenden Bevölkerungen. Dafür hat man eine ganze Menge Bezeichnungen, sei es, daß man solche Gebiete unter „internationale Kontrolle" stellt, oder sie für „unabhängig" erklärt. Großbritannien hat sich bisher in der Wahl solcher Bezeichnungen immer als geschickt bewährt und immer verstanden, seinen eigenen Einfluß in den betreffenden Gebieten herrschen zu lassen. Daß Großbritannien dabei edel und uneigennützig bleibt und, wie englische Minister sagen und englische Zeitungen schreiben, keinen Quadratkilometer annektieren will, würde nichts an der Tatsache ändern, daß im Falle des Sieges unserer Feinde die britische Herrschaft unbestritten und vollständig über Kleinasien, Mesopotamien und Arabien und über der Sinaihalbinsel liegen würde, ebenso wie bisher über Aegypten; daß tatsächlich das Aufhören des Türkischen Reiches gekommen und die islamische Welt zur britischen Kolonie geworden wäre. Frankreich würde in Syrien nur von Großbritanniens Gnaden wohnen.

Man muß sich diese Ausblicke vergegenwärtigen, wenn man vom türkischen Kriegsziele spricht. Aber nicht nur das, sondern man muß sich besonders jetzt vergegenwärtigen, welche Stellung Großbritannien zurzeit im Bereiche des Türkischen Reiches einnimmt. Würden morgen Friedensverhandlungen beginnen, so wäre die Stellung des Türkischen Reiches in diesen Verhandlungen eine denkbar ungünstige, denn der britische Feind steht nördlich von Bagdad, und im Norden wie im Süden des Türkischen Reiches sind erhebliche und wichtige Gebiete vom Feinde besetzt. In der Presse der Mittelmächte ist mehrfach darauf hingewiesen worden, ich denke hier vor allem an Aeußerungen des Grafen Czernin: man werde bei dem sogenannten Verständigungsfrieden wechselweise mit den Gegnern besetzte Gebiete austauschen und so schließlich der Gebietsausgleich herbeigeführt werden. Wer das las — inzwischen ist es vielleicht anders geworden — mußte sich fragen, wie denn dieser Gebietsausgleich sich so vollziehen könne, daß das Gebiet des Türkischen Reiches wieder vollkommen hergestellt würde. So wird das selbstverständliche Kriegsziel der Türkei: die vollständige Herstellung ihres Gebietes zu einem Probleme, welches alle Aufmerksamkeit verdient, sowohl bei jedem Türken, wie auch bei uns Deutschen. Wir haben alles Interesse — wörtlich und dem Sinne nach verstanden —, daß das Türkische Reich nach dem Kriege gedeihfähig, selbständig und vollständig dastehe. Wollte man in Deutschland anders denken, so wäre das nicht nur Untreue, sondern eine große politische Torheit. Ein geschwächtes und in seinem Gebiete beeinträchtigtes Türkisches Reich würde ebenso wie für die Türken auch für die Deutschen einen unerträglichen Zustand bedeuten. Ein Türkisches Reich, welches nicht sein vollständiges Gebiet wiedererhielte, wäre nicht nur verkleinert, sondern unerträglich geschwächt, unerträglich für das Türkische Reich selbst und im höchsten Grade bedenklich für das indirekte wie das direkte deutsche Interesse. Das indirekte Interesse, wenn wir es so nennen dürfen, ist das allgemeine Interesse an einer starken, unabhängigen Türkei, einer Türkei, die als Bundesgenosse und Machtfaktor überhaupt bei jeder Frage und Streitfrage schwer ins Gewicht fällt, sich außerdem mit Sicherheit verteidigen kann. Das direkte deutsche Interesse läßt sich kurz dahin ausdrücken, daß eine geschwächte und zerrüttete Türkei zugleich das Ende jeder deutschen Orientpolitik, das heißt jener Politik wirtschaftlicher deutscher Ausdehnung nach Südosteuropa, nach Mesopotamien, Kleinasien, Persien bis nach Indien ein für alle Male vorbei wäre. Diese Politik, welche das Deutsche Reich ein Menschenalter lang im engsten Einvernehmen mit der Pforte betrieben hat, würde dann in der Wurzel vernichtet sein. An ihre Stelle

Digitized by Google

würde die auf Vernichtung des Türkischen Reiches gerichtete englische Herrschaft treten.

Das Kriegsziel der Türkei, die Befreiung des eigenen Gebietes vom Feinde, kann nur erreicht werden, wenn der Krieg so lange geführt wird, bis der britische Feind vom türkischen Boden vertrieben worden ist, sei es durch direkte Waffengewalt, sei es indirekt durch das Ergebnis des U-Bootskrieges. Wird der U-Bootskrieg entsprechend durchgeführt, so muß ein Augenblick kommen, wo Großbritannien auch der Forderung bedingungsloser Räumung allen türkischen Gebiets nachgeben muß, soweit die Waffen des Landkrieges diese Räumung noch nicht oder noch nicht vollständig dann erreicht haben.

Aus diesen Ueberlegungen geht ohne weiteres hervor, daß ein vorzeitig geschlossener Friede für die Türkei wahrscheinlich nicht nur sehr nachteilig sein, sondern einer Katastrophe gleichkommen würde. Einen Austausch von Gebieten, der ihre Integrität wieder herstellen könnte, gibt es nicht, ich sehe wenigstens keine Möglichkeit, weder im Osten, noch im Westen, noch Uebersee. Beiläufig bemerkt, wird man bei unseren türkischen Bundesgenossen ohne Zweifel auch bemerkt haben, wie überaus feindlich sich nicht nur die englischen Noten, sondern auch die amerikanischen der Türkei gegenüber auch in ihrem Tone charakterisieren. Die Note des Papstes spricht von Armenien und berührt im übrigen die Türkei nicht, ein deutlicher Beweis, daß auch an dieser Stelle keinerlei Absicht oder Wunsch der Wiederherstellung der türkischen Integrität vorhanden ist oder gar der Wille, auf sie hinzuwirken. Man könnte es für denkbar halten, daß an einem gewissen Punkte der Entwickelung des Krieges unsere Feinde auf dem Standpunkte ankämen, den Mittelmächten den status quo ante anzubieten und sie gleichzeitig zu veranlassen, die Türkei preiszugeben und den Friedensschluß auf Kosten des türkischen Gebietes und Reiches vor sich gehen zu lassen. Ich habe über diese Perspektive bereits gesprochen und sie vom deutschen Standpunkte natürlich weit fortgewiesen. Auch eine Preisgabe Persiens wäre im Lichte deutschen Interesses ein schwerer Fehler, der nur gerechtfertigt werden könnte durch ein gebieterisches militärisches Muß. Von einem solchen Muß ist und bleibt aber weniger denn je die Rede.

Für das Türkische Reich gilt, genau ebenso wie für das Deutsche Reich, die Tatsache, daß ein sogenannter Verständigungsfrieden seinen Untergang bedeuten würde. Das Deutsche Reich würde mit Sicherheit verkümmern und zerbröckeln, wenn es sich bereitfinden ließe, den berühmten Scheidemannfrieden über sich ergehen zu lassen, also selbst dann, wenn es seinen Gebietsstand behielte. Was die Türkei anlangt, so würden unsere Feinde auch in einem solchen Friedensschluß nicht entfernt daran denken, ihr ihren Gebietsstand zu lassen, geschweige denn ihre Unabhängigkeit. Das würde sich im übrigen auch ganz automatisch aus der durch einen Scheidemannfrieden bewirkten Ohnmacht des Deutschen Reiches ergeben. Eine unabhängige, starke Türkei ist undenkbar, sobald das Deutsche Reich von der Höhe einer selbständigen Großmacht herabgesunken wäre. Der Scheidemannfrieden würde das aber sofort bewirken. Die Türkei hat mithin ein Lebensinteresse daran, daß das Deutsche Reich bis zum Siege kämpft. Ebenso hatte das Türkische Reich ein Lebensinteresse daran, daß das Deutsche Reich im vergangenen Winter den Entschluß des uneingeschränkten U-Bootskrieges faßte. Der uneingeschränkte U-Bootskrieg bedeutete und bedeutet die einzige Waffe, über welche der gesamte mitteleuropäische Vierbund verfügt, um an einen Lebensnerv des britischen Reiches und Volkes heranzukommen. Wie der Landkrieg sich entwickelt hatte, bestand sonst ohne den uneingeschränkten U-Bootskrieg eine nicht abzuweisende Möglichkeit und Aussicht dafür, daß Großbritannien mit der von ihm geleiteten Koalition den Krieg schließlich durch Erschöpfung des mitteleuropäischen Vierbundes zu einem ähnlichen Ausgange bringen werde, wie die napoleonischen Kriege. Damals war Großbritannien durch seine Seemacht der Sieger und die Briten glaubten auch dieses Mal, daß die Beherrschung der Ozeane und dadurch die Verfügung über die Hilfsquellen der ganzen Welt an Menschen, Rohstoffen und Waren schließlich die Erschöpfung der von den Ozeanen abgeschnittenen Vierbundmächten herbeiführen würde. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Landkrieg, wie er ohne Zuhilfenahme des U-Bootskrieges sich ausnahm, für den mitteleuropäischen Vierbund eine sichere Aussicht siegreicher Entscheidung kaum mehr versprach. Auch der Ausbruch der russischen Revolution hätte daran nichts geändert. Durch die Einführung des U-Bootskrieges ist das Bild ein anderes geworden, und nicht zum mindesten dadurch, daß er die Munitionszufuhr für die kämpfenden Heere unserer Feinde in hohem Maße beeinträchtigt. Die Oberste Heeresleitung hat dieses mit Nachdruck festgestellt.

Man könnte fragen, was diese Ueberlegungen mit den Kriegszielen des Türkischen Reiches zu tun hätten. Ich möchte darauf antworten, daß sie im engsten Zusammenhange damit stehen, denn sie beweisen von einer anderen Seite, daß die Türkei ebenfalls den Sieg braucht, um bestehen zu können. Durch den Unterseebootskrieg und seine Durchführung bis ans Ende würde der ganze mitteleuropäische Vierbund zum Sieger werden und die nötigen Bedingungen stellen können, um jedes seiner Glieder alle notwendigen Lebensbedingungen, und zwar gesichert, erreichen zu lassen. Fragt

Digitized by Google

man aber umgekehrt, ob reine Landsiege im Norden Europas genügen würden, um die Briten aus Mesopotamien usw. zu vertreiben, so muß diese Frage doch wohl verneint werden, jedenfalls ihre Beantwortung ist wohl eine sehr zweifelhafte Sache.

Das Kriegsziel des türkischen Volkes muß also in erster Linie sein, daß der Krieg in seinem Abschluß die nötigen Grundlagen für einen der Türkei erträglichen Frieden gibt. Das kann nach unseren Ueberlegungen nicht ein sogenannter Verständigungsfrieden sein, sondern wie für Deutschland ein deutscher Frieden, so muß es für die Türkei ein türkischer Frieden sein. Die Herstellung der Integrität des türkischen Gebietes ist eine erste Forderung, Sicherung der Grenzen eine ebenso wichtige. Die Türkei wird nicht gestatten können, daß ihre Grenzen dauernd bedroht bleiben. Wie man in Großbritannien hierüber denkt, zeigt jene Aeußerung des Manchester Guardian vom vergangenen Frühjahr: Der Suezkanal sei kein Schutz für Aegypten, sondern bedürfe seinerseits des Schutzes. Deshalb müsse man über ihn hinaus vordringen und die jenseits liegenden Gebiete unter englische Kontrolle bringen. Das wäre die alte britische Glacispolitik. Aehnliches droht vom Persischen Golf aus. Erinnern wir uns, daß das erste, was die Engländer im August 1914 taten, die Entsendung eines Kriegsschiffes in das Chatt-el-Arab war. Alle Proteste der damals neutralen Türkei blieben erfolglos.

Mit einer Einschränkung Großbritanniens auf den Suezkanal als Grenze kann sich die Türkei aber, falls die Gesamtlage bei Beendigung des Krieges es irgend gestattet, nicht begnügen. Großbritannien hat während des Krieges seine Jahrzehnte lange Politik des Raubes und der Vergewaltigung Aegypten gegenüber durch Ausspruch der Annexion zu verewigen und zu besiegeln versucht. Kriegsziel der Türkei muß sein, diesen Akt zur Aufhebung zu bringen und die Befreiung Aegyptens bis zu einem nur irgend möglichen Grade zu erreichen. Ich brauche nur zu erwähnen, daß dieses Ziel auch im eminenten Interesse der Mittelmächte liegt, denn abgesehen davon, daß jede Stärkung unseres Bundesgenossen uns erwünscht sein muß und daß die Befreiung der Aegypter und des Islams in Nordafrika vom englischen und französischen Joche eine Forderung von höchster Bedeutung ist, würde allein durch Befreiung Aegyptens der Suezkanal seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführt werden können: ein internationales Verkehrsmittel zu sein, welches keiner Macht dienstbar ist, am allerwenigsten Großbritannien. Ob dieses Ziel erreicht werden wird, steht dahin, aber daß es aufgestellt werden muß, scheint mir nicht fraglich zu sein. Wird es nicht erreicht, so wird sich die Türkei um so mehr vor der Aufgabe sehen, sich stark zu machen, nach allen anderen Seiten und Grenzen hin sicher und gedeckt dazustehen. Eine wie große Rolle für die Grenzsicherung, außerdem für die Erhaltung von Ruhe und Ordnung im Inneren des Reiches ein wohlorganisiertes Netz von Verkehrswegen spielen muß, brauche ich nicht des Näheren auszuführen.

Bis zum Kriege hat die Türkei, teils unter den schlimmen Nachwirkungen eines eigenen früheren Systems, teils unter dem Drucke der Habgier und Raubsucht der Ententemächte gestanden. Sie verfügte nicht über die Rechte und Befugnisse eines unabhängigen und freien Landes, obgleich sie ihr nominell gehörten. Das wird nach dem Kriege alles anders werden und den einen großen Schritt dazu bildet die Aufhebung der Kapitulationen, mit allen organisatorischen und sonstigen Maßnahmen, die sich aus ihr ergeben. Ein zweites großes Erfordernis und Ziel bildet die Befreiung der türkischen Geldwirtschaft von der internationalen Kontrolle. Der Krieg hat auch hier die Möglichkeit gegeben, den gordischen Knoten zu zerhauen. Die künftige positive Regelung in dieser Beziehung ist ebenfalls ein Hauptkriegsziel und eine an Größe kaum zu überschätzende Aufgabe für die türkischen Staatsmänner.

Das sind, im großen betrachtet, die türkischen Kriegsziele. Ihre ganze oder annähernde Erreichung hängt vom Siege des Vierbundes ab und damit vom Durchhalten bis zum Siege. Unsere türkischen Bundesgenossen dürfen versichert sein, daß das deutsche Volk von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß die türkischen Kriegsziele und ihre Erreichung für die Zukunft des Deutschen Reiches von außerordentlicher, teils von vitaler Bedeutung sind. Ich habe mir in den vorstehenden Zeilen nur die Aufgabe gesetzt, das türkische Kriegsziel allgemein zu umschreiben, wie es sich meinen deutschen Augen darstellt. In allen Einzelfragen dürften die berufenen und bedeutenden Führer der jetzigen Türkei genaue Pläne haben und verfolgen. Deshalb und weil diese Fragen teils sehr verwickelt sind, maße ich mir nicht an, hier auf sie eingehen zu wollen.

Digitized by Google

DIE FRIEDENSBEWEGUNG UND DIE UNTERDRÜCKTEN VÖLKER DES ORIENTS.

Von Ibn Marawan.

Von europäischen Händen in Bewegung gesetzt, verrichtet die Kriegsmaschine in Europa ohne Unterlaß ihr schauriges Werk. Nicht allein das Schicksal Europas jedoch, sondern auch das des Orients hängt vom Ausgang des Krieges ab. Wenn auch die unterdrückten Völker des Orients nicht unmittelbar in die tosende Brandung des Krieges gestürzt sind, so teilen sie doch mit den Europäern die Aufregungen, die nervenzerreißende Spannung, die der Krieg hervorbringt. Die Ebbe und Flut des Kriegsglücks wird von manchen Orientalen mit demselben atemlosen Interesse verfolgt, wie von den verantwortlichen Politikern der kriegführenden Länder. Von jedem wichtigen Ereignis, sei es auf dem Schlachtfelde, sei es in der politischen Arena, werden die Herzen dieser Orientalen berührt. Je mehr der Krieg sich dem Ende nähert, um so straffer wird die Spannung, um so intensiver das Interesse.

Der Orientale versucht, ein klares und deutliches Bild von der Richtung zu gewinnen, die zum Frieden führt, und die Grundlagen zu erfassen, auf denen der künftige Friede sich aufbauen soll. Fest, stark, unerschütterlich, wie die Pyramiden, soll das zu errichtende Friedensgebäude allen Stürmen der Zukunft trotzen; und je nachdem der Glücksstern zur Zeit der Friedensverhandlungen den Orientalen hell leuchtet oder verdunkelt ist, wird sich deren künftiges Geschick gestalten. Es darf deshalb nicht Wunder nehmen, daß der Orientale mit jeder Fiber seines Seins den Tönen zu lauschen versucht, die der leiseste Hauch in der Friedensharfe erklingen läßt.

Zwei Fragen stellt er sich:

1. Bildet die gegenwärtige Kriegslage eine ihm günstige Grundlage für einen dauernden und vorteilhaften Frieden?
2. Ist die Sicherung oder wenigstens eine Besserung seiner Zukunft in den Friedensbestrebungen enthalten?

Was die erste Frage anbelangt, so steht den in Betracht kommenden Völkern, als Nichtkämpfenden, kaum das Recht zu, ihre Meinung laut werden zu lassen. Es darf ihnen jedoch nicht als Selbstsucht ausgelegt werden, wenn sie die Hoffnung hegen, daß ein Friede erkämpft wird, der sowohl für den Westen als auch für Mittelasien und den afrikanischen Nordosten ein dauernder sein wird. Beides hängt eng miteinander zusammen. Der Westen kann und wird niemals Ruhe haben, so lange die zahlreichen Orientfragen nicht in einer die unterdrückten Eingeborenen befriedigenden Weise gelöst werden; geschieht das nicht, so bleiben diese beiden Länder auch weiterhin der Zankapfel Europas.

Auf die zweite Frage sucht der Orientale die Antwort in den gegenwärtigen Friedensbemühungen, die aussichtsreicher zu sein scheinen als die vorhergehenden. Schon die Tatsache, daß Reuter berichtet, der Heilige Stuhl habe sich vor Absendung seiner Note mit allen kriegführenden Regierungen in Verbindung gesetzt, läßt trotz des wütenden Gebahrens der Entente auch bei ihr eine Friedensneigung durchblicken.

Man kann kaum annehmen, daß die wenigen Orientalen, die in der Lage sind, den Lauf der Kriegsereignisse in Europa genauer zu verfolgen, sich auf den Standpunkt unbeteiligter Neutraler stellen, und es hat daher bei ihnen das höchste Erstaunen und auch eine gewisse Erregung verursacht, daß der Papst, dessen Unparteilichkeit über jeden Zweifel erhaben ist und dessen Kundgebung ebenso unzweifelhaft den Gefühlen reiner Menschlichkeit entspringt, mit keinem Wort der langunterdrückten Orientvölker gedachte, daß ihm anscheinend die Armenier, die in ihren Wohnsitzen durchaus keine Bevölkerungsmehrheit darstellen und seit Jahrzehnten sich zu Werkzeugen ausländischer Ränke hergeben, von größerer Bedeutung erscheinen, als hunderte Millionen Unterdrückter in Indien, Persien, Aegypten und im übrigen Nordafrika. Offenbar haben diese Völker nicht die Möglichkeit gehabt, sich im Vatikan bemerkbar zu machen. Wie hätte sonst der Papst, der ohne Unterschied der Nationalität und Religion, die Sonne seiner Nächstenliebe über die ganze Menschheit ergießt, und der dem Recht die Vorherrschaft über die Macht einzuräumen wünscht, diese armen Völkerschaften in seiner Note übergehen können?

Es sind daher, um die Aufmerksamkeit des Papstes auf die beklagenswerte Lage ihrer Brüder

Digitized by Google

zu lenken, verschiedene Orientalen nachträglich beim Vatikan vorstellig geworden. Einige dieser Eingaben seien hier angeführt.

Dr. M. Rifat schreibt:

„Zuerst zweifelten wir an der Richtigkeit des Textes der Friedensbotschaft Eurer Heiligkeit. Die Welt, besonders die unterdrückten Nationen, hatte vom Heiligen Stuhl wahre Unparteilichkeit, Toleranz und echte Humanität erwartet. Nur Armenien wurde von Eurer Heiligkeit erwähnt, aber andere unterdrückte Nationen, wie Irland, Tripolis, Marokko, Persien, Indien und besonders unser Vaterland Aegypten, das England während dieses Krieges trotz aller seiner feierlichen Verpflichtungen geraubt hat, werden in der Botschaft Eurer Heiligkeit vollständig übergangen. Ein Schiedsrichter muß unparteiisch sein. Im Namen des Nationalitäts- und Humanitätsprinzips protestieren wir von neuem energisch gegen die Annexion unseres Vaterlandes durch England und gegen jeden, der über unsere heiligen Rechte hinwegschreiten will."

Der folgende, an „Die Islamische Welt" zur Veröffentlichung eingesandte Protest stammt aus der Feder des Emirs Ahmed Mukhtar Abdul Kader von Algerien:

„Es nimmt uns nicht Wunder, daß Frankreich und die anderen Ententeländer den Orient im Zusammenhang mit ihren Kriegszielen und Friedensbestrebungen unerwähnt lassen. Es erscheint nur natürlich, daß sie die Länder, denen sie bitteres Unrecht zugefügt, mit Stillschweigen zu übergehen wünschen. Auf das höchste erstaunt aber sind wir, daß Seine Heiligkeit der Papst, die unglücklichen Länder des Orients in seiner Friedenskundgebung übergeht. Durch Ihre Zeitschrift wollen wir die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf das Algerien zugefügte Unrecht lenken. Viele Jahre lang ist Algerien von Frankreich unterdrückt worden. Wir hoffen, daß die Stimme des algerischen Volkes überall dort gehört wird, wo wahre Menschlichkeit sich dem Unterdrückten zuwendet."

Der persische Patriot Mohammed Ali Djemal Zadeh schreibt der „Islamischen Welt" wie folgt:

„Der uns am meisten interessierende Teil der Papstnote betrifft die strittigen Gebietsfragen und den Hinweis auf Armenien, die Balkanstaaten und Polen. Die ganze Menschheit muß Seiner Heiligkeit dem Papst für den in der Note zum Ausdruck kommenden Beweis seiner Gerechtigkeit und Menschenliebe dankbar sein. Wir können uns jedoch eines Gefühls der Trauer nicht erwehren, daß die päpstliche Note gewissen Völkern eine besondere Bedeutung zuspricht, und diejenigen Länder unerwähnt läßt, die unter dem Joche einiger europäischer Mächte dem schlimmsten Elend ausgesetzt sind. Ich spreche von den orientalischen Ländern und Völkern. Verdienen denn diese Länder des Orients, als die Wiege Christus und der Zivilisation, nicht das besondere Wohlwollen des Papstes? Ergreift das Elend dieser Völker die Seele weniger als die Leiden anderer Nationen?

Wir empfinden die Zurücksetzung um so mehr, als die päpstliche Note die gleiche Liebe für alle „ohne Ansehen der Person, ohne Unterschied der Nationen und der Bekenntnisse" betont.

Obwohl wir voll anerkennen, daß die päpstliche Note den Gefühlen reiner Menschlichkeit entspringt, befürchten wir, daß sie das Ziel verfehlt, das der Heilige Vater sich gesteckt. Er spricht von einer Verbrüderung der Völker. Die Unterdrückten können jedoch niemals die Brüder der Unterdrücker sein und ein Friede, der den Nationen des Orients keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, wäre auf einem Vulkan aufgebaut.

Zum Schlusse spreche ich die Hoffnung aus, daß das in der Note des Papstes zum Ausdruck gelangte Nationalitätsprinzip uns Perser der Freiheit näher bringen wird."

Hoffen wir, daß beim nächsten Versuch, die kriegführenden Nationen Europas dem Frieden näherzubringen, die Hunderte von Millionen Unterdrückter nicht wieder vergessen werden. Man denke: Drei Kriegsjahre haben eine Lebensmittelnot geschaffen, die den davon betroffenen Völkern unerträglich erscheint; in Indien aber erliegen jedes Jahr unzählige Menschen dem Hungertode, während die übrige Masse der Bevölkerung an Unterernährung dahinsiecht. Aehnlich stehen die Dinge in Tunis und Algerien, und demselben Schicksal gehen Persien, Aegypten, Marokko entgegen.

Läßt es sich leugnen, daß diese schuldlos leidenden Völker größere Rücksicht verdienen, als z. B. Serbien, das den Weltbrand entfachte? Enttäuschung beschleicht den Orientalen, wenn er bemerkt, daß sich die Presse und die Friedensverkünder der Mittelmächte in der Erörterung ihrer Kriegsziele nicht mit demselben Nachdruck und demselben Eifer für die gerechte Sache der unterdrückten orientalischen Völker einstezen, wie die Entente für Serbien oder Belgien. Die Befreiung der Orientstaaten durch die Mittelmächte könnte um so machtvoller gefördert werden, als deren Parteinahme für die Unterdrückten auf dem Freiheitsideal, auf wahrer Sympathie und gegenseitigem Interesse und nicht, wie im Falle der Entente, auf bloßen heuchlerischen Vorwänden beruht.

Digitized by Google

NATURPOESIE UND BAUERNLEBEN.

Von Deschenab Schehabeddin.

Eine erleuchtete Dichterseele, die in grenzenloser Liebe die unendliche Weite der Natur in sich faßt, verwebt mit den Bildern der äußeren Erscheinungswelt die künstlerische Schönheit und Poesie ihrer Empfindungen. So entstehen die begeisterten Lieder, die die Natur besingen; die Eindrücke, die von außen her in unsere Seele dringen, läutert und veredelt sie, sie durchwirkt sie kraft ihrer Schöpfergabe mit Schönheit und Glanz. Die wahre Naturpoesie ist eine Liebesfrucht, gezeugt aus der innigen Verschmelzung von natürlicher Schönheit und künstlerischem Geist.

Der hohe Sinn der Natur befreit uns aus aller Erdenenge, erfüllt uns mit glühender Liebe für alle Weite und Größe, daß wir in heißer Inbrunst die ganze Welt umschlingen möchten.

Für mein Gefühl steht das Leben des Städters ganz im Banne des Pflastersteins. Die drängende Hast der Menschen stößt mich ab, bedrückt mich. Komme ich dagegen in die freie Natur hinaus, dann geht mein Atem frei und leicht, ich sehe über mir nur Himmel und Sterne, denen meine Phantasie wie der ranke Stamm einer Wunderpflanze pfeilschnell entgegenschießt, bis die Berührung der Wolken meine Stirn kühlt. Der Regen, der in der Stadt, ich weiß nicht recht warum, stets den Ausdruck einer tiefen Müdigkeit trägt, uns schaudernd an kalten Schweiß gemahnt, ist in Wiesen und Feldern köstlicher Tau und säuselt süße Melodie. Man möchte vor Freude in die Hände klatschen wie ein entzücktes Kind, möchte mit den Fingern die kristallenen Strähne fassen, streicheln und kämmen. Die Stille der Natur wirft die Stimme der eigenen Gedanken stets wieder in unsere Seele zurück; so weit wird unser Inneres, daß wir meinen, der Weltenraum sei unser. Die Natur scheint unser Ich zu höchster Vollendung zu reifen, wir schwelgen in Schöpferstolz, an dem Wahrheit und Einbildung gleichen Anteil haben. Nichts draußen stiehlt und zerstückelt unsere Zeit: als unzerstörbare Einheit liegt das Leben in unserer Hand, daß wir nach eigenem Begehr damit schalten und walten, Herr über uns selbst sind. Und immer werden wir in einen holden Rausch von Schönheit gewiegt, die Weite in uns ist ein hehrer Tempel, die Natur ein unvergleichlich weihevolles Gotteshaus zur Andacht unserer Gedanken; ein Hauch von Ewigkeit weht durch unsere Seele; das Zwitschern der Vögel wird unserm Ohr vernehmliche Stimme; Sterne und Blumen sind uns vertraute Kameraden; wir lauschen dem Flüstern der Zweige in Busch und Strauch, die sich leise im Winde regen: das Rascheln der Aeste, das Wispern der Zweige enthüllen uns geheimste Töne der Musik. Wie viel stumme Musik offenbart uns die abendliche Stille des Sonnenuntergangs, die sanft das Fieber unseres Blutes kühlt, wieviel die unaufhaltsame Bewegung des Morgens, die den Schlummer von unserer Seele wäscht! Wenn die Sonnenstrahlen den perlmutterschimmernden Dunst am Horizont aufküssen, entschleiert sich uns das Geheimnis der Erde. Der Abend gleicht einer braunen, die Frühe einer blonden Geliebten. Selbst das Sterben ist in großer Landschaft weniger bitter; während die Seele entflieht, tauchen die Augen des Menschen in ein Stück Himmel und auf seiner Brust ruht ein Strauß von lichten Strahlen.

Bleiche Gestalten wimmeln ameisengleich durch die Straßen der Städte, draußen aber wogen auf den Feldern goldene Aehren und lichttrunkene Wolken schweben darüber hin. Niemals habe ich zwischen hohen Mauern an die Ewigkeit denken können, umfängt mich aber die Weite des Himmels, so empfinde ich die Unvergänglichkeit der Gedanken. Das Schweigen der Dörfer atmet, es summt süße Wiegenlieder, lautlos duckt sich der Kummer in eine Ecke unseres Herzens, schließt die Augen und entschlummert.

* * *

Bemitleidenswert jeder, der nicht das Dorfleben lebt, der die Poesie und den Zauber der Natur nicht genießen kann! Aber ach, jeder Bauer ausnahmslos betrachtet es als eine der zahllosen Strafen, die Elend und Armut über ihn verhängen, daß er zu diesem Leben verurteilt ist! Umgibt ihn auch noch so seltene Schönheit, so sieht er trotzdem in seiner Hütte nichts als ein Grab, das den Boden um ein paar Fuß überragt. Ich bin kein Landkind, aber Schicksal und Zufall haben mir beschieden, lange Jahre inmitten der Natur zu verbringen. Ich weiß sehr wohl, daß der schweigsame Bauer müde von der Arbeit in seine Hütte kommt und sie mit Streit und Zank erfüllt, daß er Erde, Himmel, Wolken, Stadt, Straßen und Märkte mit vorwurfsvollen, strafenden Blicken betrachtet. Die Sonne hat seine Haut gegerbt, geschwärzt und blutlos gemacht, sein Körper ist verunstaltet und gleicht nach 30 Jahren einem ver-

Digitized by Google

rosteten Pfluge. Darum hassen die Bauern mit unversöhnlicher Feindschaft Bäume und Sträucher, Blumen und Vögel, Lämmer und Schmetterlinge und alle die zarteste Schönheit der Natur.

Ja, gewiß, der Bauer sieht in der Erde seine Mutter, aber eine Rabenmutter, deren Busen unempfindlicher ist als härtester Stein. Dem Boden, den er an herrlichsten Frühlings- und Herbsttagen mit Strömen seines Schweißes düngt, entsteigt seinen Sinnen nur schwüler Leichengeruch. Die unvergleichliche Sonne ist seinem Nacken sengende Last. Der schwarze Boden, auf den er starrt, hat seine Augen getrübt, sie gleichen Hausfenstern, die mit Papier überklebt sind, daß selbst die Lichtstrahlen des Morgens darin nur wie Tränen glänzen. In unlösbaren Fesseln hält ihn der Boden. Sein Fassungsvermögen geht nicht über den Horizont der Schafe, nicht über den Spiegel des Flüßchens hinaus; es offenbart sich nur in Schweigen oder Traurigkeit.

* * *

Wir halten den Bauer für den Herrn der Erde, er selber aber weiß, daß der Boden unter seinen Füßen sein unerbittlicher Tyrann ist, der ihm in geiziger Willkür oft die Mühe eines ganzen Jahres kaum mit einer Handvoll Kleie lohnt.

Nicht anders tritt im allgemeinen der Bauer vor die Natur hin, als der Kriegsgefangene vor das Antlitz des triumphierenden Siegers: beim Anblick seiner frohlockenden Macht fühlt er die blutende Wunde aufs neue zucken und brennen. Trotz ihrer verführerischen, prangenden Schönheit vermag der Landmann die Natur nicht zu lieben, er weiß sich als winzige Ameise im ungeheuren Getriebe der Welt. Wühlt er mit der Hacke den Acker auf, so strömt ihm drohender Brodem entgegen. Dumpf, in unbegreiflichem Hasse, grollen die Wolken über seinem Haupte. Himmel und Erde lohnen nicht nach Verdienst, sondern in sinnloser Willkür. Nur unter der Bedingung beherrscht der Bauer die Erde, daß er sich in willenloser Sklaverei den Naturkräften unterwirft. Er forscht in den Stimmungen der Landschaft nur, um die Aussichten für eine gute oder schlechte Ernte zu ergründen.

Wüßten die Bauern, in wie begeisterten Strophen die Dichter die Felder besungen haben, sie würden staunen und mehr noch lachen. „Wie? Dieser Himmel soll schön sein? Dieser Himmel, der mich im Sommer versengt, im Winter erstarren läßt? Dieser treulose Himmel, der in einer einzigen Stunde das Brot, das ich mir in einem langen Jahr erarbeitet habe, zu Schmutz zermahlt? Dieser leichtsinnige Himmel, der am Morgen versprechend lacht und am Abend grollend weint?" Vor den blöden Augen dieser Bauern, die ausdruckslos sind wie zwei große Wassertropfen, schwirren die trillernden Vögel wie ein riesenhaftes Bündel von Flügeln vorbei, verwehen wie der Wind, hinterlassen weniger Spur als eine Welle im Bächlein. Was des Städters Seele zu freudiger Erregung beschwingt, bedeutet dem Landmann nur einen Vorboten kommenden Unheils, denn bittere Erfahrung hat ihm gelehrt, daß diese kleinen heiteren Musikanten eine Räuberhorde sind, die meuchlerisch über die Ernte herfällt.

Wir dürfen die Empfindungen des Bauers nicht an unseren eigenen messen, sonst wird unser Urteil schief. Unseren Augen scheint es, als streue die säende Hand goldene Funken in die schwarzen Furchen; die mehlbestaubten Köpfe der Müller wecken in uns Erinnerungen an die gepuderten Frisuren an den Höfen des vierzehnten und fünfzehnten Ludwigs; um die Arme einer Wäsche auswindenden Bäuerin am Ufer des Flusses webt der Seifenschaum uns ein Spitzengewebe.

Niemals wird auch nur ein Schatten solcher Traumgebilde den Sinn eines Bauern durchziehen. Der hat nur ein Streben: von der Müdigkeit seines Daseins auszuruhen. Haben wir denn ein Recht, zu erwarten, aus dem Munde, der sich nur zum Gähnen öffnet, würden die Klänge holder Poesie uns entgegentönen? Sitzen wir auch noch so dicht neben einem Bauer, so sieht er doch zwischen sich und uns einen Weg von langen Jahrhunderten. Er scheut vor der Unendlichkeit dieses Weges zurück, und nie wird er den Fuß erheben, um sich uns auch nur einen Schritt zu nähern. Stets bleibt er auf demselben Fleck. Während wir unsere Hände denen unserer Enkel reichen, schlingen sich die des Bauers unlösbar in die seiner Vorfahren.

* * *

Die Liebe allein vermag Glücksgefühle im Bauer zu wecken. Flammen, die ihm entgegenschlagen, entzünden sein schwerfälliges Herz. Ein junges Paar, das sich in hohen Aehrenfeldern versteckt, wähnt sich im Paradiesgarten. Gleicht die liebende Städterin einer Gartenrose, so ist die verliebte Bäuerin dem wilden Mohn ähnlich: die Liebe verringert den Unterschied zwischen beiden. Wer immer wir seien, um das Leben schön zu sehen, müssen wir unsere Augen mit einem buntschillernden Schleier bedecken, und nur eine Macht kann dieses Wunder vollbringen: die Liebe.

Vielleicht erschließt sich dem liebenden Bauer die geheimnisvolle Poesie seiner Umgebung tiefer und reicher als uns!

Uebersetzt von Habib Edib Bey.

Digitized by Google

TAHIR BEJ VON BRUSSA.

EIN TÜRKISCHER SOLDAT UND GELEHRTER.

Von Friedrich Schrader (Konstantinopel).

Ich werde nie die Begegnung vergessen, die ich einmal im Hause eines gemeinschaftlichen Freundes mit dem früheren Abgeordneten von Brussa und Oberstleutnant a. D. Tahir Bej gehabt habe. Einem solchen wahrhaft heiligen Forschertrieb und Wissenseifer, wie er ihn zeigte, war ich bisher unter Türken selten begegnet. Hinter den Brillengläsern hervor schauten mich zwei Augen an, die von dem Lichte einer unbegrenzten Liebe zu seiner Nation, einem tiefen inneren Leben, das durch die Beschäftigung mit dem „Tessawüf", der Theosophie des Islams, genährt war, und von unendlicher Güte zeugten. Unser Gespräch in jener Nacht betraf die „Osmanli Müelifleri", das große Werk Tahirs über die halb oder ganz vergessenen geistlichen und weltlichen Schriftsteller des türkischen Islams. Aus der feierlichen Art und Weise, wie Tahir Bej von diesem Buche sprach, konnte ich schließen, daß er seine Abfassung geradezu als eine Pflicht gegenüber den Toten betrachtete, die unter umgestürzten Grabsteinen oder in fast verschwundenen Gräbern dem großen Tag des Gerichts entgegenschlafen. Und tatsächlich durchzieht dieser große und schöne Gedanke sein ganzes Leben, das der großen Familie der Armee, der Gemeinschaft seines Derwischordens (der Nakschbendi) und der Gemeinbürgerschaft des Islams und des Türkentums mit Zurückdrängung aller individualistischen Strebungen gewidmet war. Dieser Gedanke leitete seine Forschungen zur Geschichte des türkischen Schrifttums. Er führte ihn zu einem geheimen seelischen Verkehr mit den Geistern der Vergangenheit.

Ein Verehrer Tahir Bejs, der zu ihm mit der Ehrfurcht aufblickt, die im Islam der Schüler vor dem Lehrer empfindet, der Professor Wehiji, hat nun eine Lebensbeschreibung Tahir Bejs verfaßt, die mir in mehr als einer Hinsicht von wesentlicher Bedeutung erscheint. Er ließ sich dabei von dem Gedanken an die vorbildliche Bedeutung dieses Menschenlebens für die Zeitgenossen und die aufwachsende Generation leiten und entwarf ein in manchen Zügen vielleicht idealisiertes Bild eines Osmanen, der den nationalen Ueberlieferungen, dem Vaterlande und der Religion des Islams so treu ergeben ist, daß diese Treue sein ganzes Leben durchdringt. Er schildert, wie sich bei Tahir Bej diese Art des Denkens und Fühlens durch die Ueberlieferungen seiner Familie und den Einfluß seiner Umgebung entwickelte. Er führt uns in die Kreise ein, für die die Zugehörigkeit zu einem Derwischorden eine innere Kraftquelle bedeutete, die sie gegen alle Widerwärtigkeiten des Schicksals gleichgültig machte und über die niederen Sorgen des Lebens erhob. Diese Kraftquelle ist bei Tahir Bej nie versiegt. Sie tröstete ihn, als er nach dem Heldentode seines Vaters Rifaat Bej bei Plewna mit seiner Mutter als Waise zurückblieb. Sie begleitete und bewahrte ihn auf seinen Wegen und führte ihn zu einem Lehrer, dem Ulema-Kemal Effendi, der ihm einen tiefen Hang zur Wissenschaft einimpfte. Er lernte ihn bei einer Mevlud in der Moschee Atik Ali Pascha im Fatikviertel in einer Weise kennen, die nicht ohne romantische Umstände ist. Das sollte der Lehrer werden, der Tahir Bej als „Mürid" in die Tiefen des „Tessawüf" einführte. Der Schüler gehörte aber schon wie sein Vater Rifaat und seine Mutter dem Orden der Nakschbendi an. Der Durst nach der lebendigen Weisheit war daher in ihm schon früh erwacht. Seine Seele war von jener göttlichen Liebe (Aschk) durchdrungen, die er leider oft vergebens bei den Mitgliedern der Derwischorden suchte.

Die Vertiefung des religiösen Gefühls war aber bei Tahir nicht von dem gewöhnlich sich dazu gesellenden Fanatismus begleitet. Tahir suchte das, was er in der Schule lernte, auch bei den geistlichen Oberen und war enttäuscht, als er fand, daß ihr Wissen vom Weltganzen äußerst mangelhaft war. Sein Glaube war ebenso hell und aufgeklärt, wie er tief und seelisch war. Er war religiös ebenso sehr mit dem Kopfe wie mit dem Herzen.

Das Leben Tahir Bejs als Mitglied der Armee verfloß zum großen Teile in einem Kreise, wo diese Entwicklung seines Seelenlebens ihm zu statten kommen mußte. Er bekleidete Lehrer- und Direktorstellen an verschiedenen Militärschulen, in Monastir, Uesküb und Saloniki. Ueberall übte er einen starken Einfluß auf seine Schüler aus, die dem großen Wohlwollen, das von seiner Persönlichkeit ausging, dankbar entgegenkamen. Gleichzeitig mit

Digitized by Google

dieser Lehrtätigkeit Tahir Bejs nahmen seine literargeschichtlichen Studien ihren nie unterbrochenen Fortgang. Er veröffentlichte in jener Zeit verschiedene kleine Einzelschriften. Bei dem unerhörten geistigen Druck, den die Regierung Abdul Hamids auf die Nation ausübte, mußten diese Studien, so harmlos sie auch waren, das Mißtrauen der Jildis-Kreise herausfordern. Tahir Bej setzte jedoch unbekümmert darum seine vom rein vaterländischen und religiösen Interesse eingegebenen Studien fort. Er suchte mit heißem Bemühen, Licht über das Dunkel zu verbreiten, das die Geschichte so vieler frommer und weiser Männer der osmanischen Vorzeit einhüllt. Er unterhielt zu diesem Zweck einen ausgedehnten Briefwechsel, durch den er ein sicheres Material für seine großzügige gelehrte Tätigkeit sammelte. Bewußt oder unbewußt schwebte ihm hierbei das Beispiel des großen türkischen Polyhistors des 17. Jahrhunderts vor, der in Europa als Hadschi Kalfa bekannt ist, während er in der Türkei gewöhnlich „Kiatib Tschelebi" genannt wird. Dieser klassischen Verkörperung türkischer Gelehrsamkeit und türkischen Forschertriebes, der in seiner großen Bibliographie „Keschf es Sunna en essami ul kutub we ul funun" die Frucht einer zwanzigjährigen gewaltigen Arbeit niedergelegt und in seiner Kosmographie „Dschihan Numa" eine wertvolle geographische Darstellung der Länder des Islams geboten hatte, widmete Tahir Bej eine bibliographische und biographische Studie, die zuerst in Saloniki im Jahre 1906 erschien und im Jahre 1915 neu herausgegeben wurde. Die kleine Schrift war, wie alle anderen Arbeiten Tahir Bejs, das Ergebnis mühevoller Bibliothekstudien, denen er sich neben seinen Berufsgeschäften hingab. Andere seiner Schriften betreffen den Anteil der Türken an den wissenschaftlichen Leistungen der arabischen Literatur, die arabischen und türkischen Handschriften, die politische Gegenstände behandeln, die Lebensbeschreibungen alter türkischer Ulemas, Dichter, Geschichtsschreiber und Aerzte. Diese ganze Schriftstellerei war aber nur eine Vorbereitung auf sein großes Lebenswerk, die „Osmanischen Schriftsteller", dessen erster Band im Jahre 1916 in Konstantinopel erschien.

Tahir Bej, ganz seinem Lehramt und seinen Studien hingegeben, hätte selbst für die Sbirren des Jildis gegen allen Verdacht geschützt sein sollen. Zwar wußte jederman, daß der gelehrte Offizier ein feuriger Vaterlandsfreund war, aber er stand nicht inmitten der politischen Strömung, so groß auch die Sympathien waren, mit denen er sie verfolgte. Und trotzdem war die schriftstellernde Tätigkeit des damaligen Majors den Werkzeugen des Jildis ein Dorn im Auge, weil sie wußten, daß sie zur Stärkung des Vaterlandsgedankens in dem geknechteten türkischen Volk beitrug. So wurde er dann im Jahre 1906, also zwei Jahre vor der türkischen Julirevolution, aus seinem geliebten Saloniki, wo er in einem den gleichen Idealen wie er dienenden Freundeskreise gelebt hatte, zum zweiten Korps nach Smyrna strafversetzt und zum Kommandanten des Redif-Bataillons Ala Schehir ernannt. Diese Versetzung aus der geistig so regsamen mazedonischen Metropole in ein ödes kleinasiatisches Nest war für Tahir Bej eine Verbannung. Und tatsächlich hatte die Regierung nichts anderes beabsichtigt, als den warmherzigen Vaterlandsfreund wegen seines Eintretens für die idealen Güter der Nation zu bestrafen. In kurzer Zeit hatte sich aber der Major der neuen Umgebung in seiner Weise angepaßt. Einen Beweis dafür lieferte er in seiner Schrift „Die Scheiche, Ulemas, Dichter und Schriftsteller des Wilajets Aidin". So fand sich Tahir Bej überall in den türkischen Landen zurecht, wo es nur halbverwitterte Grabsteininschriften, halbzerfallene Moscheen und halbvergessene Erinnerungen an einstige Größe gab.

Die Verbannung erreichte ein baldiges Ende. Im Jahre 1908 ging plötzlich die Sonne der Freiheit auf, und Tahir Bej sollte nun den Lohn für sein stilles, hingebungsvolles Schaffen im Dienste des Landes erhalten. Er wurde in Brussa zum Abgeordneten gewählt. Hierzu bemerkt aber sein Biograph fast schalkhaft: „Um die Wahrheit zu sagen, hatte er sich im stillen vorgenommen, der Beschäftigung mit den Büchern treu zu bleiben." Die Politik fesselte ihn nur sehr mäßig. Es zog ihn stark nach den Bibliotheken und zu den Bücherkennern Stambuls hin. Er verkehrte hier in täglichem Umgang mit Ismail Pascha aus Bagdad, Ali Emisi Effendi aus Diarbekir, dem Bibliothekar Hodscha Ismail Effendi, mit Ibn Emir Mahmud, Kemal Bej und Tevhid Bej. Diese Gruppe von Bücherfreunden, deren Mitglieder alle durch ein mit geringen Abweichungen gleiches Interesse zusammengehalten wurden, hielten Versammlungen ab, die zur Vervollkommnung ihrer Kenntnisse führten. Drollig wird geschildert, wie Tahir Bej seine politischen Kollegen in der Kammer willig oder widerwillig in den Dienst seiner Forschungen stellt und ihnen Fragebogen zuschickt. Er wird in Stambul von einem Forschungsfieber befallen, das ihn alles andere vergessen läßt. Große Freude bereitete ihm damals die Begegnung mit einem früheren Bekannten und Gesinnungsgenossen, dem Hodscha Hussein Hissamuddin, dem Geschichtsschreiber von Amasia, der sich nun auch dem Kreise der Bücherfreunde anschließt. Tahir Bej betätigt sich in dieser Zeit nicht nur in eigenem Schaffen, sondern auch in fruchtbaren Anregungen, die er jüngeren Forschern und Schriftstellern gibt. Aus diesen Schilderungen der Lebensbeschreibung lernen wir das Vorhandensein eines Kidealen, geistigen Stambuls kennen, dessen Bedeu-

Digitized by Google

tung weit über die gewöhnlichen literarischen Bestrebungen hinausgeht.

Einen Höhepunkt dieses angeregten Lebens bezeichnet die Ernennung Tahir Bejs zum Kommissar des Wakufministeriums für die Durchsuchung der Bücherschätze der alten Stambuler Handschriftenbibliotheken. Der gelehrte Offizier ist anderthalb Jahre lang mit der Sichtung der Handschriften beschäftigt. Jetzt erst geht ihm die ganze Freude an den kostbaren Pergamenten auf, von denen viele auf die Zeit ihrer Verfasser selbst zurückgehen. Er erfreut sich an den kalligraphischen Meisterleistungen, dem Miniaturenschmuck und den glänzenden Einbänden. An den Früchten seiner Studien und dem Ergebnis wertvoller Funde läßt Tahir Bej die jüngere Gelehrtengeneration, unter der Köprülüsade Mehmed Fuad Bej durch besonders scharfen Forschergeist hervortritt, mit besonderer Freude teilnehmen. So wächst in dieser Stambuler Periode dieses Gelehrtenlebens das große nationale Werk der „Osmanischen Schriftsteller" immer mehr seiner Vollendung entgegen.

Das letzte Kapitel der Biographie Wehiji Bejs ist, abgesehen von den zahlreichen Anhängen, der Schilderung von Tahir Bejs Lebensweise gewidmet. Der inzwischen beim Ausscheiden aus der Armee zum Oberstleutnant ernannte Gelehrte hatte in dem an den blauen Wellen des Bosporus gelegenen Orte Tschengelköj ein Heim gefunden, das, altmodisch und bescheiden, von mancher getäuschten Hoffnung, vom entsagungsvollen Gelehrtenschicksal spricht, das im Orient keine andere Tracht trägt als in Europa. Diese Seiten der Biographie sind für uns ein wertvolles, kulturgeschichtliches Dokument. Noch hat kein einziger osmanischer Schriftsteller diese ernste, würdige Seite des türkischen Lebens in so anschaulicher, liebevoller Weise dargestellt. Wir lernen Tahir Bej als Wirt kennen, der nach den alten Ueberlieferungen seiner Familie — sie stammt von einem Sejid, dem Hatib der Ajaoma-Moschee in Skutari, Mehmed Emir Bej, ab — gern lieben Gästen ein bescheidenes Haus öffnet. Wir hören ihn in seiner Unterhaltung, die zumeist gelehrte Gegenstände betrifft. Wir sehen ihn im angeregten Verkehr mit den Derwischen des Tekke Hedaji Asis Mahmud Effendis, um deren Bibliothek er eifrig bemüht ist. Wir sehen ihn allen, die zu ihm kommen, die Schätze seines tiefgütigen Herzens öffnen.

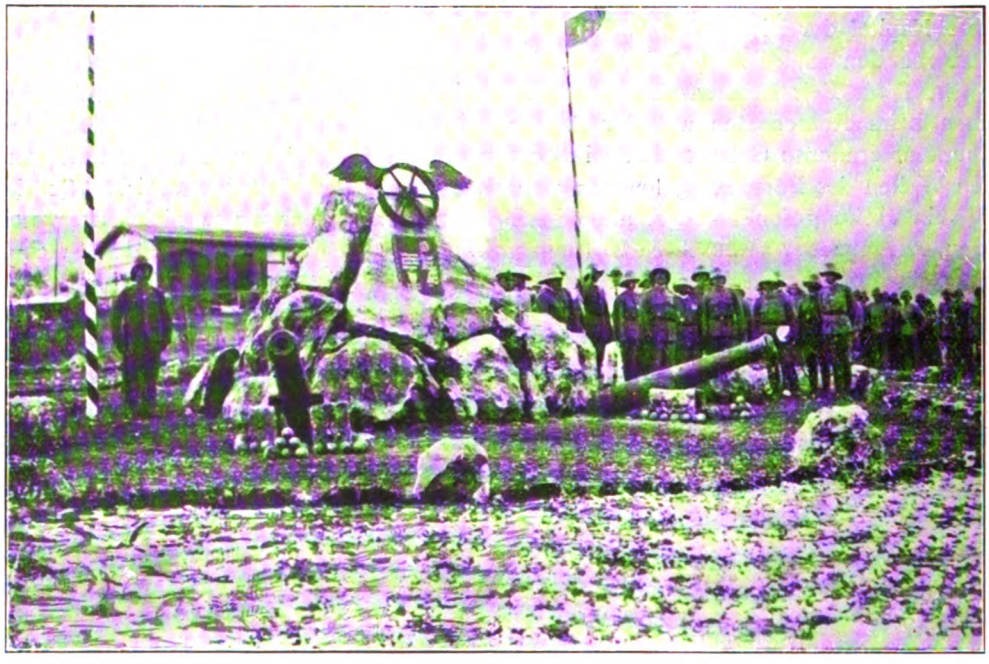
Alle die Gradheit und Tiefe des muhamedanischen Lebens erschließt sich uns aus den anspruchslosen, von aufrichtiger Liebe und Bewunderung eingegebenen Seiten dieser Biographie des Verfassers der „Osmanischen Schriftsteller." Was diesem Leben zugrunde liegt, ist jene auch im Christentum vorhandene Mystik, jene Beschäftigung mit den Wundern der unsichtbaren Welt, der Welt der Geister. Bei Tahir Bej ist aber dieser Mystizismus gepaart mit einem durchdringenden, scharfsinnigen Forschergeist, dessen Vorhandensein in der Türkei wohl für viele unter uns eine Offenbarung sein mag. Die Türkei ist eben nicht nur ein wirtschaftliches Ausbeutungsgebiet, sie ist immer noch das Land tiefer Gedanken und großer, schlichter Menschen. Daß das türkische Schrifttum solche Menschen bisher noch nicht dargestellt, daß es sich stets an der Oberfläche der Erscheinungen gehalten hat, ist bedauerlich. Man wäre wohl geneigt, diese Oberflächlichkeit französischem Einfluß zuzuschreiben. Unter allen Umständen aber tut es gut, in dieser aufklärerischen, trockenen Wüste eine solche Oase zu finden, wo die aus der Tiefe kommende Weisheit des Orients wie ein befruchtender Paradiesesquell hervorströmt.

Digitized by Google

DIE TÜRKEI IN DER WIRTSCHAFTLICHEN EINHEITSFRONT DER MITTELMÄCHTE.

Von Dr. J. Krause (Hamburg).

Wenn auch auf den Fronten noch die heftigsten Kämpfe toben, beschäftigt man sich doch in den kriegführenden Ländern eifrig mit Fragen des Friedens und mit der Zeit nach dem Friedensschluß. Solange noch nicht die letzte Entscheidung der Waffen gefallen ist, können nach der militärischen und politischen Seite derartige Erörterungen keinen



Gedenkstein einer deutschen Kraftfahrerformation für ihre Gefallenen im Taurus.

größeren Wert haben als den einer Konjunkturalpolitik. Die Ententemächte, denen der große Erfolg der Waffen versagt geblieben ist, haben sich auf wirtschaftlichem Gebiete zu einem gemeinsamen Programm zusammengefunden, um die Raubgier, die den großen Verband zusammengeführt hat, möglichst frühzeitig, wenigstens auf dem Papier, zu befriedigen. So entstanden die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz mit allen jenen Maßnahmen, die diesen Vereinbarungen folgten.

Es ist selbstverständlich, daß man bei den Mittelmächten die Pariser Beschlüsse nicht unbeachtet ließ. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß Deutschland infolge seiner über die ganze Welt ausgebreiteten Handelsbeziehungen durch das feindliche Vorgehen am meisten bedroht ist. Was ist nun bis jetzt zur Abwehr wirtschaftlicher Vergewaltigung bei uns geschehen? Man hat ein Vergeltungsgesetz erlassen, und Handel und Industrie fordern, es solle für jedes vom feindlichen Auslande erlassene Gesetz ein deutsches Gegengesetz geschaffen werden, damit wir beim Friedensschluß ein Kompensationsobjekt bereit haben. Das beweist zweifellos die hohe Achtung, die der Deutsche vor Gesetz und Rechtsprechung hat, es zeugt aber auch davon, wie wenig weite deutsche Kreise aus den Erfahrungen des Weltkrieges gelernt haben. Denn diese deutsche Haltung läßt gänzlich die Geistesverfassung des feindlichen Auslandes außer acht, der sich auch die Richter jener Länder nicht entziehen. Von Vergeltungsgesetzen darf man sich in jetziger Zeit nicht

Digitized by Google

allzu viel versprechen, besonders wo es sich um Ausgleichung bereits begangener wirtschaftlicher Vergewaltigungen handelt, vielmehr ist es unbedingt erforderlich, die militärisch-politische Einheitsfront der Mittelmächte, die so hervorragende Ergebnisse erzielt hat, zu erweitern auf eine wirtschaftliche Einheitsfront.

Diese Forderung ist nicht neu. So oft sie gestellt wurde, handelte es sich aber dabei immer nur um den Zusammenschluß der Mittelmächte nach dem Kriege, um dem drohenden Wirtschaftskriege der Entente ein Gegengewicht bieten zu können. Doch

Aufklärungstruppe an der Sinai-Front.

genügt es nicht, um eine wirtschaftlich starke Stellung der Mittelmächte gegen die Entente zu schaffen, eine wirtschaftliche Einheitsfront für die Zeit nach dem Kriege vorzubereiten, eine solche muß schon vor Friedensschluß erreicht werden. Die Staaten des Vierbundes müssen ihre wirtschaftliche Kraft, jeder nach seinem Können und den sich bietenden Möglichkeiten, zu einem festgeschlossenen Willen zusammenschließen, um die feindlichen Pläne zu durchkreuzen.

In dieser Richtung kann die Türkei in hervorragendem Maße mitwirken. Man weiß, daß in der Zeit vor dem Kriege wegen der Kapitulationen, aber auch aus zahlreichen anderen Gründen die türkische Bevölkerung jeder wirtschaftlichen Initiative ermangelte und daß alle größeren Unternehmungen in fremden Händen waren. Unter den ausländischen Unternehmungen in der Türkei nehmen die Schöpfungen der jetzt feindlichen Ausländer eine hervorragende Stelle ein. An der Spitze stehen die Bahnunternehmungen der Engländer und Franzosen, und zwar

The Ottoman Railway from Smyrna to Aaidin;
Société ottomane du chemin de fer de Smyrne-Cassaba et prolongement;
Société ottomane du chemin de fer Dams-Hamah et prolongement;
Société ottomane des Tramways Libanais;
Société du chemin de fer de la Palestine;
Société du chemin de fer de Mondania-Brousse.

Die Bahnen stellen einen Wert von etwa 350 Millionen Mark dar. Dazu kommen die Hafen-, Kai- und Werftanlagen:

Société anonyme ottomane des Quais, Docks et Entrepôts de Constantinople;
Compagnie ottomane du Port, des Quais et Entrepôts de Beyrouth;
Société des Quais de Smyrne;
Société du Port de Zoungouldagh;
Société des phares de l'Empire ottoman;
Société impériale co-intéressée des constructions maritimes de docks et arsenaux;
Société anonyme ottomane des docks et ateliers du Haut-Bosphore (Stenia).

Diese Unternehmungen sind auf etwa 70 Millionen Mark zu bewerten. Stellt man noch die von

Digitized by Google

Franzosen, Engländern und Belgiern begründeten Industrie-Unternehmungen in Rechnung, so die

Compagnie des Eaux de Constantinople;
The Beyrouth Waterworks Cy Ld;
Compagnie ottomane des Eaux de Smyrne;
Société impériale ottomane d'Eclairage par le gaz et l'électricité;
Ottoman Gaz Cy Ld;
Société d'Héraclée;
Borax Cy Ld.

und eine Reihe anderer Bergwerkunternehmungen, so ergeben sich weitere 100—150 Millionen Mark feindlichen Besitzes in der Türkei, also insgesamt etwa 550 Millionen Mark.

Es ist selbstverständlich, daß die türkische Regierung die Unternehmungen feindlicher Ausländer beschlagnahmt hat. Auch ist ein staatliches Enteignungsverfahren gegen sie teils eingeleitet, teils durchgeführt worden, so daß der türkische Staat dadurch an Frankreich und England mit etwa einer halben Milliarde Mark verschuldet wird, während er selbst im feindlichen Auslande nennenswerte Forderungen nicht geltend machen kann. Die Frage, ob ein derartiges Rechnungsschuldverhältnis im Interesse der Türkei liegt, muß man verneinen. Denn wollte die Türkei ihren Besitz an feindlichem Vermögen bei der Rückforderung des von den Gegnern besetzten türkischen Gebietes geltend machen, dann müßte sie sich für diesen Besitz voraussichtlich eine Berechnung von den Feinden gefallen lassen, die ins Ungeheure ginge. Daher müssen die beiden Fragen unabhängig voneinander gelöst werden. Die Landbesitzfrage wäre von den Staatsmännern der Mittelmächte als allgemeine, den ganzen Vierbund angehende politische Frage zu behandeln, und die wirtschaftlichen Angelegenheiten wären am besten derart zu ordnen, daß die Staaten des Vierbundes ihre wirtschaftlichen Positionen untereinander ausgleichen. Nach Lage der Dinge ist anzustreben, daß die Türkei aus Kriegsmaßnahmen nicht Schuldner der Ententemächte bleibt, weshalb zwischen der Türkei und Deutschland eine Vereinbarung zu treffen wäre, auf Grund deren nicht die Türkei, sondern Deutschland der Schuldner für die enteigneten Ententeunternehmungen in der Türkei wird. Die Türkei wäre dadurch von einer Beeinträchtigung ihrer politischen Stellung bei den Friedensverhandlungen befreit und Deutschland würde sich bei den Verhandlungen auf ein günstigeres wirtschaftliches Saldo stützen. Sobald die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Einheitsfront schon während des Krieges sich bei den Mittelmächten durchgesetzt hat, wird der Wille auch einen alle Teile befriedigenden Weg finden lassen. Die Türkei könnte z. B. den sequistierten englisch-französischen Besitz an Deutschland unter Wahrung weitgehender Rechte bei der Verwaltung und beim Betriebe und unter Sicherung eines Rückkaufs- oder Anfallrechts verkaufen, ein Weg, der sich für die Türkei um so mehr empfehlen würde, als ihr die organisatorischen und ausführenden Kräfte für einen Staatsverkehrsbetrieb fehlen. Ueberdies ist für die Türkei die tunlichste Ausscheidung des wirtschaftlichen Einflusses der Entente für die Zukunft ein wichtiges Erfordernis, da sie doch Jahrzehnte hindurch am eigenen Leibe erfahren hat, was für harte Gläubiger die Ententemächte sind. Auch dieser Grund trägt dazu bei, zu einer baldigen Vereinbarung im Sinne unserer Ausführungen zu drängen.

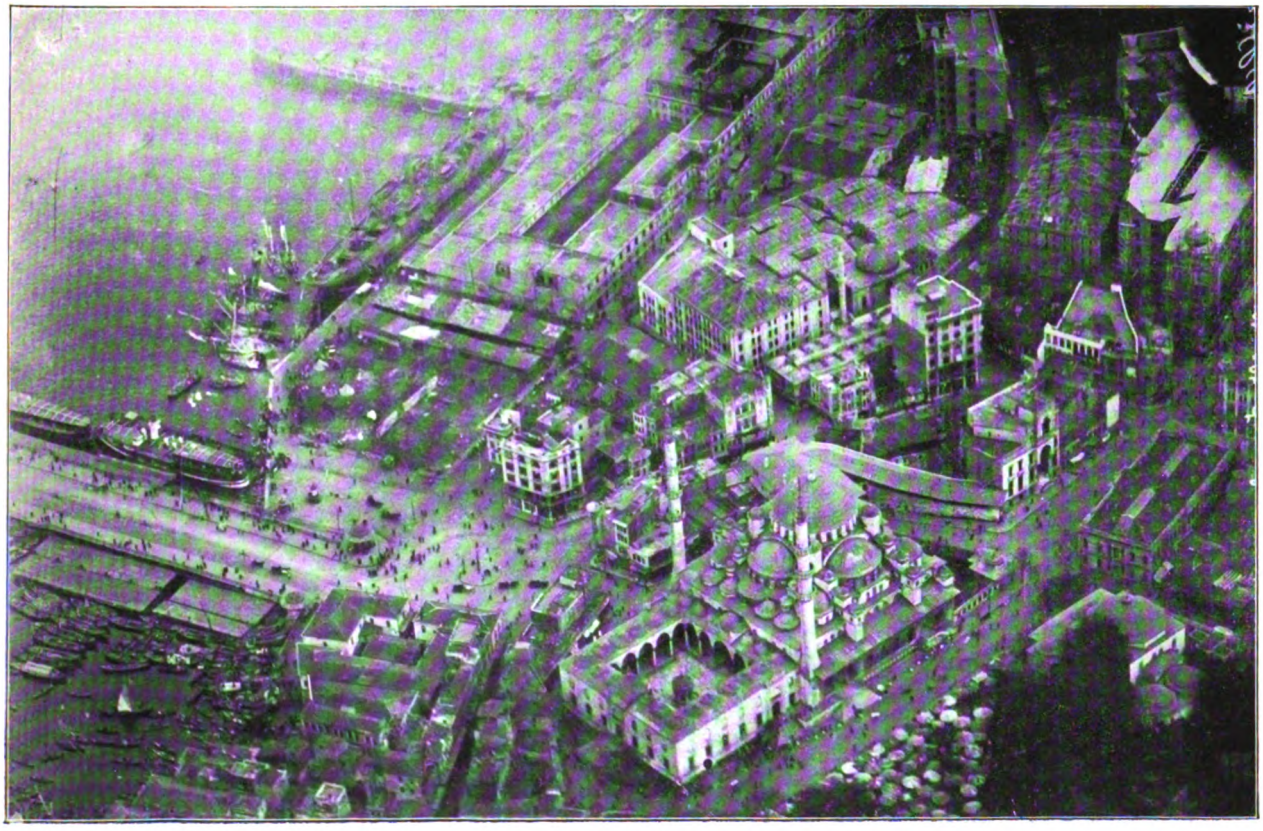
Digitized by Google

GEDANKEN ZUR TÜRKISCHEN FREIHEITSFEIER.

Von Halid Sia.

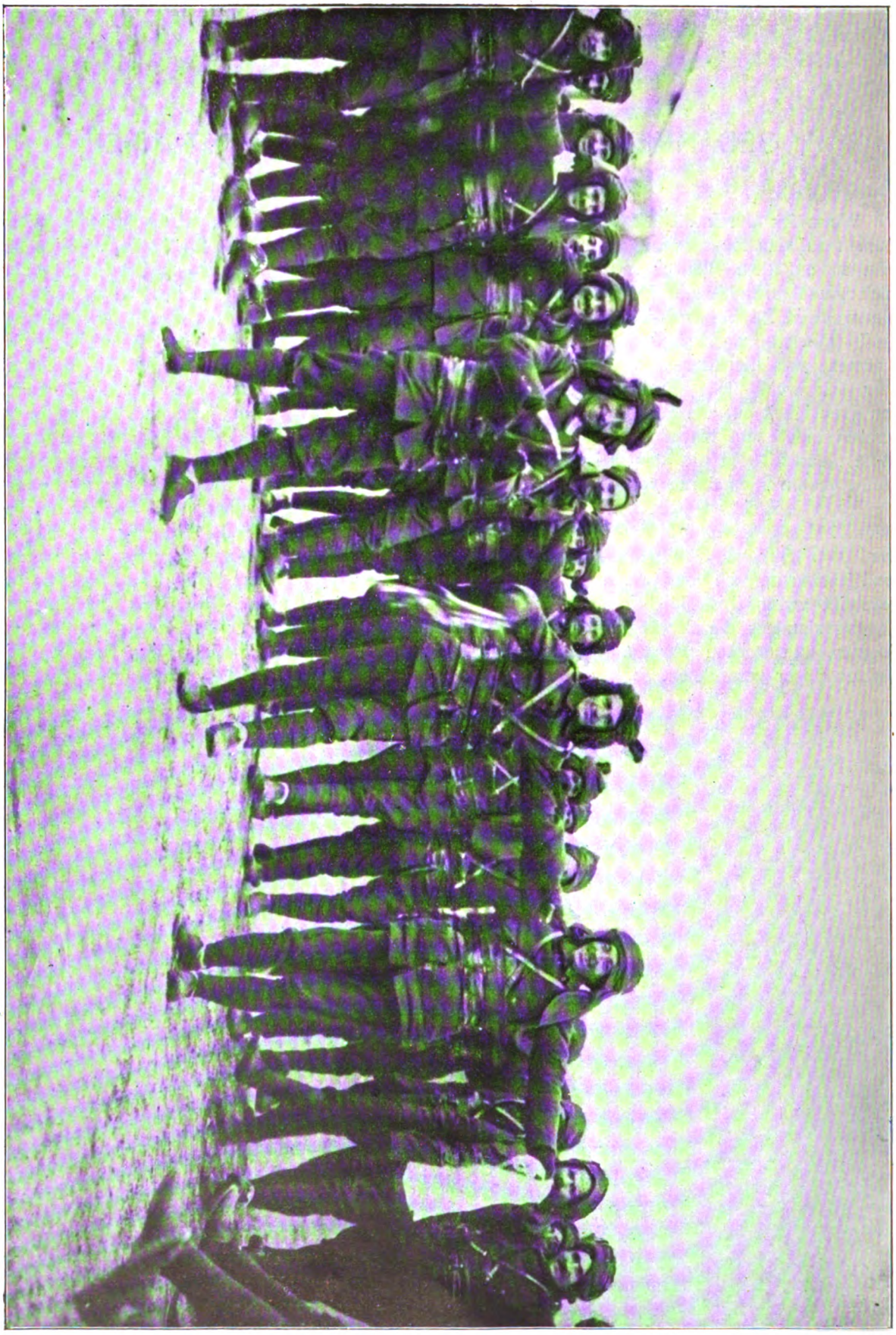
Wenn ich durch die Straßen gehe, die roten Fahnen auf den Häusern wehen und ihren Rosenschatten auf dem Pflaster sehe, dann freue ich mich wie ein Kind. Mein Herz erzittert und mein Blut wallt im Rhythmus der windgewellten Fahnen, die in meinen Augen zu strahlen und zu lachen scheinen, wie die Morgenröte. Doch seit einem Jahr, ich weiß nicht warum, fällt ein Schatten von Traurigkeit auf alle Festtage, der Schmuck der Straßen ladet zum Nachdenken ein. Gewiß wird heute niemand, den die Stadt im Feiertagsgewand grüßt, gedankenlos daran vorüber gehen.

Es ist jetzt sieben Jahre her. Aus Monastir und Saloniki drang leises Flüstern in die Hauptstadt, ward von Ohr zu Ohr getragen, peitschte tausend Herzen auf, die von Zweifel und Verzweiflung gepeinigt waren, bis plötzlich drei Zeilen in der Zeitung standen: die Bestätigung der Verfassung! So kurz und trocken war die Nachricht, daß die meisten Leser vermuteten, es handle sich nur um eine Täuschung durch den Absolutismus. Wie wenig Wahrheitsmöglichkeit besaß die wichtige Kunde! Das Publikum traute seinen Augen nicht oder hielt die amtliche Bekanntmachung für einen Wahn, den das Fieber ihm vorgaukelte, Wiederherstellung der Verfassung! War ein Wunder geschehen? Doch schließlich bestätigte sich die Wahrheit der Meldung. Die Freiheit, nach der die Osmanen seit mehr als 30 Jahren geschmachtet hatten, endlich war sie der Faust des Machthabers entrissen. Die finstere Nacht der Grausamkeiten war vergangen, die Morgenröte der Gerechtigkeit zog herauf. Die neue Regierung versprach uns Freiheit und Gleichheit, Gerechtigkeit, Neuordnung und Zivilisation, kurz und gut, alle Bausteine zur Errichtung eines Hauses des Glücks. Von nun an würden die Osmanen nicht mehr in Bedrücker und Unterdrückte, in Getreue und Verräter geteilt sein, die Nation würde eins sein, wie die Fahne, würde einig zusammenstehen in Glück und Unglück. Wie Glieder



Stambul: Emin-Eunu-Platz und Galata-Brücke. (Fliegeraufnahme.)

Digitized by Google



Tanz türkischer Soldaten an der galizischen Front am Jahrestag der türkischen Freiheitsfreier

Digitized by Google

einer großen Familie sollten wir miteinander lachen und weinen; wir waren ja nun von einem 30jährigen Alpdruck befreit, hatten uns die Augen gerieben und waren erwacht. Die Nation feierte nichts anderes als unser Erwachen. „Die Türken sind erwacht!" Voller Staunen riefen es unsere Freunde, voller Mißbehagen und Sorge wiederholten es unsere Feinde. Sie hofften, noch ehe wir die letzte Benommenheit des Schlafes von uns geschüttelt, uns aufs Haupt schlagen zu können, und richteten die Schlünde ihrer Geschütze auf unser Vaterland. Es blieb uns keine Zeit, uns unserm Ziele auch nur um Schritteslänge zu nähern, die Flammen eines Krieges waren noch nicht verlöscht, als schon der nächste entbrannte. Tragödien, die bei anderen Nationen auf den Zeitraum eines Jahrhunderts verteilt sind, drängten sich für uns in sechs Jahren zusammen. Neue Wunden bluteten, noch ehe die alten vernarbt waren, und fügten neue Schmerzen den alten hinzu. Wir ersticken in Pulverrauch und -Gestank.

Ach, gäbe es doch dieses Pulver nicht, das gleichzeitig ein deutscher und ein englischer Pastor erfunden haben! Dann gäbe es auch keine Geschütze und die Grausamkeit des Krieges wäre um 1000 Prozent verringert. Die Erfindung des Pulvers mußte die der Kanonen im Gefolge haben, doch hatten die Menschen von dazumal wohl mehr Nächstenliebe, da sie ihre Kanonen nur auf Festungsmauern richteten. Die Engländer waren die ersten, die sie auch zur Vernichtung von Menschenleben anwandten — ein Dienst mehr, den sie der Kultur geleistet! Seitdem ist die schaurige Stimme der Kanonen nie mehr in Menschenohren verstummt, und ein betäubender Friedhofsgeruch mischt sich heute in das Donnern der Geschütze, das durch ganz Europa dröhnt. Witwen und Waisen mehren sich in allen Ländern, die Zahl der gefallenen Gatten und Väter beträgt Millionen...

Auf den Aeckern keine Bauern, in den Fabriken keine Arbeiter, verlassen stehen die Maschinen, alle Hände, die sich regen können, handhaben blutiges Werkzeug draußen auf dem Schlachtfeld. Arbeit, Kunst, Wissenschaft, Klugheit und Würde, sind zu einem Riesenheer zusammengeschweißt, das mit aufgepflanztem Bajonett marschiert.

Alle Köpfe sind vom Taumel des Krieges benommen, von der Hoffnung auf Sieg berauscht. Siegeshymnen klingen aus aller Munde, alles Recht winkt dem Sieger von morgen! Heute ist das Leben nichts als eine Ware, die gegen den Sieg eingetauscht wird....

Krüppel, Greise, Frauen und Kinder, die für den Kampf nicht taugen, gießen Kanonen, verfertigen Gewehre, sorgen, daß die straffen Muskeln der Krieger mit Munition versorgt werden.

Seit drei Jahren ist ganz Europa ein rauchendes Blutbad, und wir müssen wohl daran glauben, daß Dampf und Elektrizität allein für den Fortschritt der Kultur nicht genügen; Blut und Tod gehören dazu.

Zwei große Wege stehen den Staaten offen, um Nahrungssorgen von sich fern zu halten: entweder arbeiten wie die Ochsen auf dem Felde oder jagen wie die Wölfe in den Wäldern. Europa hat den Weg der Arbeit verlassen und den des Raubtieres eingeschlagen, doch wird es wieder auf den Pfad der Arbeit zurückkehren.

Wohl kein Türke vermag, ohne daß ihm Freudentränen in die Augen steigen, das türkische Heer auf dem Schlachtfeld sich vorzustellen. So erregend und gewaltig ist dieses Bild, daß nur aus dem tiefsten Born des Herzens aufsteigende heiße Zähren es wiederspiegeln können. Ein Held an Liebe und Geduld auf dem Acker, an Arbeit und Gehorsam in der Garnison, ist der Türke ein Held an Kühnheit und Unerschrockenheit auf dem Schlachtfeld. Wo immer er sich befindet, umwebt ihn die Gloriole stillen Heldentums. Weder der auf seine Beute stoßende Adler, noch der in afrikanischen Wüsten brüllende Löwe messen sich an Tapferkeit mit ihm. Sieh ein Regiment, das ins Gefecht marschiert — nichts verrät, ob diese Menschen zum Siege, ob sie der Liebe entgegen oder in den Tod schreiten. Keine Spur von Trauer und Aufregung. Sie sind losgelöst von allen persönlichen Banden, gehören nur noch dem Vaterlande. Knattern die Gewehre, donnern die Kanonen, dröhnt stöhnendes Echo von den Bergen, mitten im Toben der Schlacht ist der türkische Soldat erfüllt von Freude und Befriedigung. Ich höre, wie unser gesamtes Heer „Gott" sagt; „Gott, Gott" tönt es von den Bergen, das All ist erfüllt von diesem Wort und das Schlachtfeld wird zum Tempel.

Eins ist stärker als alles andere in dieser Zeit: unser Heer.

Uebersetzt von Habib Edib Bey.

Digitized by Google

ABDULLAH DSCHEWDET ALS ÜBERSETZER.

Von Dr. O. Hachtmann.

Abdullah Dschawdet hat sich als Politiker, medizinischer und sozialer Schriftsteller, als Journalist, als Lyriker in französischer und türkischer Sprache und als Uebersetzer hervorgetan. Er ist asiatischer Türke, am 7. 9. 1869 in Ma'mure-el-'aziz (am ob. Euphrat gelegenes Wilajet) geboren. Seine Ausbildung empfing er auf einer dortigen Militärschule, dann in Konstantinopel auf der militärärztlichen Schule, die er als Tabib jüzbaschy, d. h. etwa „Stabsarzt", verließ. Er ist also von Beruf Mediziner und hat diesen Beruf auch ausgeübt, sich auch literarisch darin betätigt, indem er mehrere Abhandlungen (französisch und türkisch) über die Physiologie des Gehörs, die Cholera u. a. schrieb. Aber Wissenschaftler ist er doch nur im Nebenamt. Er ist ein politischer Feuerkopf. Kein Wunder, daß er wiederholt von der Rache des Tyrannen Abdul Hamid getroffen wurde und in der Verbannung leben mußte. Das auferlegte Exil, z. B. in Tripolis und Fezzan, verwandelte er durch Flucht in ein freiwilliges, indem er nach Europa ging. Genf wurde lange Jahre sein Wohnsitz. Auch in Paris und London knüpfte er politische und literarische Beziehungen an, wie denn z. B. der beste Darsteller der türkischen Poesie, Gibb, ihn sehr hochschätzte und mit ihm in Briefwechsel stand. In Genf gründete er die Zeitschrift „Jdschtihad" („Kampf"), die er noch heute leitet. Später ging er nach Aegypten. Nach der Revolution von 1908/09 konnte er es endlich wagen, in seinem Vaterlande zu leben.

Von seinen Werken sind viele in französischer Sprache geschrieben. Sie umfassen u. a. neben den schon oben genannten medizinischen Abhandlungen eine Denkschrift über „Die Notwendigkeit einer Schule für die sozialen Erzieher", die er dem „Internationalen Kongreß für soziale Erziehung in Paris 1900 vorlegte und die auch ins Deutsche übersetzt ist (von V. H. von Eisenschmid), und eine Reihe französischer Gedichtbände, in denen Abdullah Dschewdet eine geradezu unglaubliche Fähigkeit an den Tag legt, sich die müde Schmerzwollust und die in seltsamen Worten und Gedanken schwelgende Sprache französischer Dekadents zu eigen zu machen. In türkischer Sprache hat er auf dem Gebiete der schönen Literatur nur ein einziges Originalwerk veröffentlicht: Die „Quallerijjat (etwa „Gewaltlieder, Sturmgedichte"), wild revolutionäre Vierzeiler voll Freiheitsglut und Tyrannenhaß. Im übrigen hat er eine Reihe populärwissenschaftlicher Werke geschrieben, darunter eine illustrierte Weltgeschichte, eine Sammlung von Weisheitssprüchen der Weltliteratur u. a.

Es wäre ungerecht, es Abdullah Dschewdet vorzuwerfen, daß er vorzugsweise Französisch geschrieben hat. Er ist darum doch im Herzen ein Türke geblieben.

Daß er französisch schrieb und nicht eine andere europäische Sprache, erklärt sich einfach aus seiner Vorbildung, die, wie bei allen gebildeten Türken der vorigen Generation, ausschließlich französisch war; dann aus seinem langjährigen Aufenthalt in der französischen Schweiz und dem lebhaften Interesse, das ihm von französischen Politikern und Literaten entgegengebracht wurde. Daß aber sein ungemein vielseitig empfänglicher Geist trotz seiner vielen dekadentmäßig empfundenen französischen Gedichtbände durchaus nicht einseitig französiert ist, beweisen seine zahlreichen Uebersetzungen aus dem Englischen und Deutschen. Aus dem Französischen hat er an größeren Werken sogar nur wenig übersetzt: ich nenne einige Werke von Gustave Le Bon, dem berühmten Soziologen, den die Türken so außerordentlich hoch schätzen und beständig zitieren.

Damit sind wir zu Abdullah Dschewdet als Uebersetzer gekommen. Aus fünf Sprachen hat der Unermüdliche übersetzt: Persisch, Französisch, Englisch, Deutsch und Italienisch. Aus dem Persischen übertrug er die weltberühmten geistsprühenden Vierzeiler des kühnen Freidenkers Omar Chajjam (11. Jahrh.); die Uebersetzungen aus dem Französischen sind eben schon erwähnt; von den Uebersetzungen aus dem Englischen, Deutschen und Italienischen soll nunmehr äusführlicher die Rede sein.

Ich habe das Englische nicht etwa aus demütiger Höflichkeit vorangestellt, sondern deshalb, weil ich Abdullah Dschewdets Bedeutung vor allem in seinen Shakespeareübersetzungen sehe. Folgende Dramen hat er seit 1908 übersetzt und zum größten

Digitized by Google

Teil veröffentlicht: Hamlet, Julius Caesar, Macbeth, König Lear, Romeo und Julia, Antonius und Kleopatra und Othello. Die drei letzten sind allerdings noch nicht in Buchform erschienen: nach der mir auf meine Bitte freundlichst gegebenen Auskunft des Uebersetzers selbst ist das erste von ihnen als Feuilleton in der Zeitschrift „Schahbal" erschienen, das zweite ist im Manuskript abgeschlossen und soll erst nach dem Kriege gedruckt werden. Othello habe ich nur auf dem Umschlag der Lear-Uebersetzung als demnächst erscheinend angekündigt gefunden. Hoffentlich ist es Abdullah Dschwedet vergönnt, seinem Volke den ganzen türkischen Shakespeare zu schenken. Was er bisher geleistet hat, läßt ihn als den geeigneten Mann für diese gewaltige Aufgabe erscheinen. Ich habe „Macbeth" und Julius Caesar" Wort für Wort mit dem Original verglichen und die Treffsicherheit des Uebersetzers aufs höchste bewundert. Eins ist allerdings schade: mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. bei dem Hamlet-Monolog — „Sein oder Nichtsein" — hat Abdullah Dschewdet die Shakespeareschen Verse in Prosa umgewandelt. Aber diesem Mangel steht ein großer Vorzug gegenüber, er hat nicht gekürzt. Auf Einzelheiten dieser Shakespeareübersetzung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur zwei charakteristische Merkmale will ich hier hervorheben: 1. Die knappe, sozusagen komprimierte, oft dunkle Ausdrucksweise Shakespeares erscheint etwas verbreitert und geglättet und bisweilen durch erklärende Umschreibungen leichter verständlich gemacht. Die Gründe dafür sind naheliegend: sie sind: die Umwandlung in Prosa, der Geist der gebildeten, arabisch beeinflußten türkischen Sprache, die zwar im Satzbau mindestens ebenso komprimiert ist wie die englische, aber eine Vorliebe für Wiederholungen und Zusammenkopplung sinnesverwandter Ausdrücke hat, endlich wohl auch ein gewisser Einfluß der französischen Uebersetzungen, die Abdullah Dschewdet neben dem Original benutzt hat: französische Uebertragungen streben ja immer nach Klarheit und Leichtverständlichkeit.

2. Als spezifisch orientalisch ist wohl die zeremonielle Höflichkeit zu buchen, mit der hochgestellte Persönlichkeiten angeredet werden, so, wenn etwa ein knappes „I'll see it done" (ich werd's besorgen), das Shakespeare den Thane von Roß zu König Duncan sagen läßt, bei dem Uebersetzer so klingt: „Ich werde die größte Aufmerksamkeit darauf verwenden, daß diese Befehle buchstäblich vollzogen werden." (S. 13 der Uebersetzung.).

Was trieb Abdullah Dschewdet zu Shakespeare? Nicht ein rein wissenschaftlich-philologisches Interesse, obgleich ihm auch dieses nicht fehlt, wie manche Anmerkungen beweisen. Dschewdet ist vor allem Gesinnungsmensch. Was ihn an Shakespeare begeistert, ist sein weites Menschentum und seine männliche Freiheitsliebe, wie sie z. B. im „Julius Cäsar" leuchtet. Gerade dieses Drama hat er mit besonderer Liebe übersetzt. Das zeigt die überschwengliche Vorrede, aus der ich einige Stellen mitteilen möchte. Sie beweisen zugleich auch das vaterländische Feuer, das den edlen Mann durchloht.

„Shakespeare ist eine ganze Welt, eine ganze Schöpfung, ein ganzes Universum. Vor Scham in die Erde versinken muß ein Volk, das von Shakespeare noch nichts weiß und Shakespeare noch nicht in seine Sprache übersetzt hat. Ja, ein solches Volk bedarf nicht einmal der Scham, um in die Erde zu versinken: solche Völker wird sicherlich in kurzer Frist die Natur selbst in die Erde versinken lassen!"

„Shakespeare lehrt die Menschen nicht, Torpedos, Festungen, Panzerschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen und Teleskope herzustellen, aber neben dem, was Shakespeare lehrt, sind alle diese Dinge nur wertloses Spielzeug. Shakespeare lehrt einen, wahrhaft Mensch zu sein. Wer ein wahrer Mensch ist, der ist den Beherrschern aller Reiche überlegen, der ist der Allermächtigste. Die Mucker mögen mich verketzern, so viel sie wollen. Ja, der wahre Mensch ist ewig und unvergänglich, Ihn zu überwinden, ist unmöglich. Der wahre Mensch ist gottentstammt und trägt göttliche Züge."

„Achilles, den Homer schuf, hat große Kriegshelden erzogen. Brutus, den uns Shakespeare in dem vorliegenden Buche vor Augen stellt, wird Helden erziehen, die für das Heil des Vaterlandes sich das Herz mit eigener Hand aus der Brust reißen und es hinwerfen. Ein Volk, das unter seinen Angehörigen Väter aufweisen kann, die Brutus gleichen, und Mütter, die Porzia gleichen, solch ein Volk darf sich frei nennen. Denn mag es auch heute noch geknechtet sein, morgen muß es unbedingt frei werden."

„Dem Brutus riefen Rom und die Römer zu: „Brutus, Du schläfst! Erwache! Erkenne, was Du bist! Soll Rom geknechtet bleiben? Sprich! Triff! Verhilf dem Recht zum Siege! Brutus, Du schläfst! Erwache!" So wurden Rom und Römer frei. Und ich kümmere mich nicht um meine Unbedeutenheit gegenüber der unendlichen Größe des Brutus und rufe auch Euch zu: „O Ihr Muslims, O Ihr Türken, o all Ihr türkischen Vaterlandsgenossen! Ihr schlaft! Wacht auf! Sprecht! Trefft! Verhelft dem Recht zum Siege!

„Solche erhabenen, gewaltigen, tröstlichen, unwiderstehlichen Wahrheiten zu zeigen, auch denen zu zeigen, die sie nicht sehen und nicht sehen wollen — mit Milde und Grimm, mit Wohllaut

Digitized by Google

und gellendem Ruf — sie zeigen mit Worten, die zwar nicht töten, aber doch verwunden können, die zwar nicht vor dem Tode retten, aber doch das Leben vor Jämmerlichkeit bewahren — sich vernehmlich zu machen den tauben Ohren jahrhundertelang erstorbener Felsen, das Meer aufzupeitschen und aus dem Schlafe emporzureißen, — Ach! Das ist die erhabene Pflicht des Dichters!"

Daß gerade „Julius Caesar" Abdullah Dschewdets Lieblingswerk ist, ist kein Wunder: ist es doch ein Revolutionsdrama größten Stiles, und der Uebersetzer fühlt sich Brutus wesensverwandt. Aber auch an „Hamlet" hat ihn sicherlich die sittlich revolutionäre Stimmung begeistert: der verrottete Hof des Königs Claudius von Dänemark erschien ihm wohl als ein Gegenstück zu dem Jildiz-Köschk Abdul-Hamids. Und ist Macbeth nicht auch ein gestürzter Tyrann? Gewiß, nicht politische Gründe allein haben Abdullah Dschewdet zu Shakespeare hingerissen — sonst hätte er nicht „König Lear" und „Romeo und Julia" übersetzt! — aber daß sie in erster Reihe stehen, ist unleugbar. Auch bei seinen Uebersetzungen aus dem Deutschen und Italienischen werden wir das bestätigt finden. Aber auch eine weitere Uebertragung aus dem Englischen gehört hierher: schon ehe er Shakespeare-Uebersetzungen herausgab, übertrug er Lord Byrons „Gefangenen von Chillon" ins Türkische (1904). Dieser Bonnivard, der wegen freiheitlicher Gesinnung im unterirdischen Kerker schmachtet — es ist niemand anders als Dschewdet selbst. Wie oft mag er von dem nahen Genf aus Schloß Chillon besucht und dort unten in dem feuchten Kerker bitter eigenen verwandten Schicksals gedacht haben! Auch hier ist die Vorrede wichtig: Abdullah Dschewdet wendet sich gegen diejenigen, die ihm vorwarfen, er habe das Werk eines Türkenfeindes übersetzt. Er betont, — unter Anführung eines Byronschen Lobes des türkischen Charakters —, daß Lord Byron durchaus nicht der Feind des türkischen Volkes, sondern nur der türkischen Regierung gewesen sei. Hätte er die türkische Revolution von 1908 erlebt, würde er sicherlich in den Reihen der Jungtürken gefochten haben!

Natürlich konnte einem Freiheitsschwärmer wie Abdullah Dschewdet der größte und edelste aller Freiheitsdichter nicht entgehen: Schiller! So hat er denn während der Zeit seiner Verbannung in Tripolis den „Wilhelm Tell" übersetzt, allerdings nicht nach dem Urtext, sondern nach einer französischen Uebersetzung. Infolgedessen ist der Titel auch „Guillaume Tell". (Uebrigens erscheinen auch in seinen Shakespeareübersetzungen die Eigennamen vielfach in französischer Lautgebung.). Die Vorrede ist wieder ganz politisch-sozial. Sie ist auch gesondert unter dem Titel: „Iki emel" (zwei Wünsche) erschienen und hat mehrere Auflagen erlebt. Die zwei Wünsche sind: die niederen Volksklassen der Türkei sollen nach Freiheit und Bildung streben, und die oberen sollen ihnen dabei helfen. Wahre Bildung erlangt man aber nur durch die Genies der Literatur, wie Schiller einer war. Der Fortschritt kämpft mit den Waffen des Geistes, er vergießt kein Blut. Dem widerspricht nach Abdullah Dschewdets Meinung durchaus nicht, daß Tell den Geßler tötet: Geßler hatte ja kein Blut in den Adern, sondern nur Eiter und Gift." Wieder war für den feurigen Uebersetzer der Landvogt niemand anders als Abdul Hamid, und er selbst fühlte sich als Tell! Wie „Wilhelm Tell", so mußten dem Freiheitsschwärmer Abdullah Dschewdet auch die „Worte des Glaubens" im Innersten packen:

„Der Mensch ist frei geboren, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren!"

Er hat dieses Schillersche Gedicht in seiner Zeitschrift „Idschtihad" (5. Dezember 1913) übersetzt. In derselben Nummer findet sich übrigens auch der Anfang einer Werther-Uebersetzung von Ali Kami, wie überhaupt „Idschtihad" reich an Uebersetzungen ist. Daß er aber auch bei Schiller nicht nur von dessen politischem Pathos ergriffen war, beweisen die Uebertragungen des „Führer des Lebens", der „Würde der Frauen" und „Sängers Abschied". Auch das „Lied von der Glocke", das doch ganz und gar antirevolutionär ist, hat er übersetzt. Am 12. August 1913 hielt er im Vortragssaale der Konstantinopler Universität einen begeisterten Vortrag über seinen geliebten Schiller. Schiller ist übrigens schon ziemlich früh in der Türkei bekannt geworden: schon der geistreiche Wefig Pascha und der Vielschreiber Ahmed Midhat haben einiges übersetzt, der zweite z. B. „Kabale und Liebe", das sogar in den 70er Jahren aufgeführt wurde. (vergl. Stambul und das moderne Türkentum. Von einem Osmanen. (Wordtmann?), Leipzig, Dunker und Himblot 1877, I, 163). Szenen aus den „Räubern" und der „Jungfrau von Orleans" sind 1909 in Konstantinopel in türkischer Sprache erklungen. Schillers „In Tyrannos" mußte ja den Jungtürken besonders in die Ohren tönen!

Revolutionär gestimmt sind die Werke, die Abdullah Dschewdet aus dem Italienischen übersetzt hat. Es sind mehrere Schriften des freiheitsstolzen Grafen Alfieri. Als besonders bezeichnend für des Uebersetzers Geschmack nenne ich „Della Tirannide" (Ueber Tyrannenherrschaft). Abdullah Dschewdet wandelt hier übrigens in den Spuren des berühmten Lyrikers Mahmud Ekrem, der schon 1875 eine Uebersetzung eines gleichfalls gegen Tyrannei gerichteten italienischen Werkes veröffentlichte, nämlich die bekannten Schilde-

Digitized by Google

rungen österreichischer Kerker für politische Gefangene von Silvio Pellico: „Le mie prigioni" (meine Gefängnisse).

Ueberblickt man die zahlreichen Uebersetzungen Abdullah Dschewdets, so ergibt sich als Gesamteindruck, daß er mit ihnen nicht gelehrte oder literarische Arbeit tun, sondern auf den Geist seiner türkischen Landsleute wirken will, zumal derjenigen unter ihnen, die nicht fähig sind, europäische Werke in der Ursprache zu lesen. Er will sie alle zu freiheitsstolzen, tief gebildeten Menschen machen. Möge es ihm vergönnt sein, noch lange in diesem edlen Sinne zu wirken, und möge er neben Shakespeare auch Schiller weiter übersetzen! „Fiesco" und noch mehr „Don Carlos" sind ja wie geschaffen für diesen feurigen türkischen Freiheitsschwärmer. Aber sein Geist ist weit und reich genug, um auch den andern, nicht so ausgesprochen politischen Dramen unseres großen Dichters gewachsen zu sein, nicht minder den Werken anderer deutscher Dichter. Es wäre herrlich, wenn er den Türken die Wunder deutschen Schrifttums erschlösse. Er ist einer der Berufensten zu solchem hohen Werke!

WIR SIND UNSERSGLEICHEN.

Von Tewfik Fikret.

„Weisheit wollen wir erkennen,
Bey und Pascha uns nicht nennen,
Keine Schranke soll uns trennen.
Jeder Unterschied muß weichen,
Wir sind Schüler, unsersgleichen.

Dieses Land ist unsre Wiege,
Diese Fahne vor uns fliege,
Trennung ferne von uns liege.
Jeder Unterschied muß weichen,
Wir sind Schüler, unsersgleichen.

Von denselben Eltern stammen
Alle wir, und wir entflammen
Für dasselbe Vaterland.
Jeder Unterschied muß weichen,
Menschen sind wir, unsersgleichen."

Uebersetzt von Wely Bey Bolland im Schlüssel p. 81 zu seinem türkischen Lehrbuch.

Digitized by Google

DER ISLAM IN CHINA.

Von Dr. Freiherrn v. Mackay.

II.

In der vorhergegangenen Skizze (Nr. 8 der „Islamischen Welt") wurde eine Darstellung der Lage des Mohammedanertums in China von der Pekinger Warte aus zu geben versucht; die gegenwärtige neue Umsturzkrise in der Republik der Mitte drängt eine andere Frage in den Vordergrund: das Problem der allgemeinen geistigen und ethischen Beziehungen zwischen Islam und Chinesentum und deren Einfluß auf die modernen politischen Verwicklungen.

Kurz nach Ausbruch des Krieges richtete Tschang Tai-scheng, der Oberpriester der Moschee Niu-tschieh, an das Kultusministerium ein Gesuch um Aufnahme bestimmter Abschnitte aus der Sittenlehre des Korans in die chinesischen Unterrichtsbücher. In der Begründung sagte er, der Mohammedanismus sei in China bereits sehr alt und habe sich den Sitten und Gewohnheiten des Volkes bestens angepaßt; lernte Jungchina die Koranlehre kennen und umgekehrt die Muslims die chinesischen Klassiker, so würden sich enge Bindungen geistiger Wahlverwandtschaft ergeben. Der Unterrichtsminister Tang Hua-lung beschied das Gesuch abschlägig. „Erziehung, so meinte er, sei von Religion zu scheiden; der ursprüngliche Zweck einer Religionsgründung bestehe darin, die Menschen zu veranlassen, gut zu sein, so daß die menschliche Gesellschaft davon einen Segen habe. Eine Religion müsse für ihr Wachstum ihren eigenen Grund und Boden haben und nicht aufs Erziehungsgebiet übergreifen. Tausend Jahre lang habe Kung-Fu-tse wegen seiner Lehre, die von den meisten Theologen falsch ausgelegt worden sei, Verehrung genossen. Um es einfach auszudrücken: die Verehrung Kungs sei eine Religion der gebildeten Klassen, nicht eine Religion neben anderen. Der Mohammedanismus dagegen würde als Religion eindringen und jene aufgerichtete Grenze zwischen Religion und Erziehung zerbrechen."

Tatsächlich konnte die Pekinger Regierung kaum anders antworten, weil sie sonst allen anderen Glaubensbekenntnissen gleiches Recht hätte einräumen müssen und damit offenbar heillose Zustände im Unterrichtswesen eingerissen wären. Die konfessionslose Schule blieb also in der Republik bestehen, so wie es in der Monarchie Brauch gewesen war; gleichwohl war der Vorgang höchst charakteristisch für die verdeckte Unterflut religiöser Kämpfe im Strom des Umsturzes seit 1911. Damals begannen die schwarmgeistigen Bannerträger der triumphierenden Komingtang laut und marktschreierisch, mit der selbstgefälligen Geste der Erleuchteten, im ganzen Land den „Antikungfutse" zu predigen, und sie erreichten wirklich soviel, daß durch einen Ministererlaß von 1912 alle Lehrbücher des Weisen von Lu aus den Schulen verbannt wurden. Ihr Haß gegen den Mann, dessen Tahio — die erhabene Wissenschaft — durch zwei Jahrtausende Fundament und Träger des chinesischen Staatsgebäudes war, erschien begreiflich genug; ist doch Auffassung Meister Kungs vom Wesen und von den Entwicklungsgesetzen des Staates so wenig radikal wie nur möglich. Alsbald aber setzte der Umschwung ein; die Regierung bestimmte unter Verwerfung jenes Beschlusses, daß als ethische Untermauerung der Volkserziehung und des gesamten Schulwesens das Tahio wieder in die alten Ehren einzusetzen sei. Die Gründe des Stimmungswechsels liegen klar zutage. Die Begeisterung für die Republik war verflogen. Von den Segnungen, die sie verhieß, hatte nichts reifen wollen. Statt dessen seufzte das Land unter dem Druck allgemeiner Anarchie und der erstickenden Atmosphäre eines Tammanysystems, das von den neuen parlamentarischen Körperschaften aus sich auf alle Kreise der Gesellschaft verbreitete und die schlimmsten Zeiten früheren Mandarinenregiments in Schatten stellte. In der Ernüchterung strebte man die schützenden Götter wieder aufzurichten, die man voreilig gestürzt hatte. Eindringlich warnender Stimme und heißen, vaterländisch besorgten Herzens mahnte Jüanschikai in seiner Oktoberbotschaft die Nation an das kungfutsische Taoteh, das Gebot der Sittenreinheit, als Leuchte auf einem Wege zu besserer Zukunft; um damit gewiß ganz im Sinne aller ernst denkender Chinesen zu sprechen, die erkannten, daß Meister Kungs kategorische Gebote der Uneigennützigkeit des Handelns, der unbedingten Rechtlichkeit, der Pflichttreue und der selbstlosen Unterstellung des Ichs in den Dienst der Gemeinwohlfahrt wieder zur Geltung gebracht werden müßten, solle nicht die Republik, die die Hoheit des Himmelssohnes und seiner göttlichen Weihe zu Fall brachte, im Sumpf sittlicher Verwilderung untergehen.

Der weitere Verlauf der Umwälzung zeigt aber nur zu deutlich, daß die Rückkehr zu Kung-Fu-tse keineswegs das Reich der Mitte vor weiterer Zersetzung beschützen konnte. Die Tragödie des Zerfalls des ältesten Kaiserreichs der Welt hat sich vielmehr wie nach unabänderlichen Gesetzen, deren Wurzeln unschwer zu finden sind, fort- und fortentwickelt.

Digitized by Google

Als „Urseele" Chinas hat nicht eigentlich die Lehre des Weisen von Lu zu gelten, sondern Laotses berühmter Tao-te-king, das Buch vom göttlichen Geist und vom rechten Weg. „Es gibt ein Wesen, unbegreiflich vollkommen, bevor Himmel und Erde entstanden. So still, so übersinnlich! Es allein beharrt und wandelt sich nicht. Durch alles gehts und gefährdet sich nicht. Es ist der Welt Mutter. Ich kenne nicht seinen Namen; denke ich's, so nenn' ich's Tao." Während also Kung Fu-tse sich um den Gottesbegriff überhaupt nicht kümmert, wird hier dessen Wesen als ein Urgrund alles Seins dargestellt, der, erhaben über Gut und Böse, über Sein und Nichtsein und die Gegensätze der endlichen Welt, aller Dinge Beseelung ist und sich in allen Dingen offenbart. Die Möglichkeit der Erkenntnis des Tao beruht darauf, daß der sinnliche Mensch sich vom Sinnlichen abwendet und in sein Innerstes einkehrt, wo das Reingeistige gefunden wird. Das Erschauen „des Ewigen, das aller Welt Zuflucht ist", erfordert somit eine sittliche Tat, Entsagungswilligkeit, Abkehr vom äußerlichen Lebensflitter; „Gewinnen und Festhalten ist der Tod, Verleugnen und Zurücktreten ist das Leben". Guttun, ohne die Absicht der Güte zu zeigen, beim vollbrachten Werk nicht verharren, sein Juwel im härenen Gewand tragen: wer so handelt, der ist der vollendete Weise, ist der „heilige Mensch", mag ihn die Welt verspotten; „wahrlich ich habe das Herz eines Toren".

Laotse lebte in einer Zeit, die an ganz ähnlichen Krankheiten litt, wie die heutige: man glaubte, alle Tugenden und alle Talente durch schablonenmäßige Dressur anerziehen zu können. Die Formen galten alles, der Inhalt nichts, Vielgeschäftigkeit tötete den Sinn des Lebens, und dessen Geist erdrückte prunkvoller Geschäftsflitter. Gegen eine solche Veräußerlichung des menschlichen Daseins kämpfte Laotse mit seinem berühmten Imperativ: Wuwei! Keine Mache! kein Künsteln, kein Prunken und Schauspielen! keine Werkheiligkeit! Soweit bleibt die Linie der westlichen Weltanschauung gewahrt. Aber dann, mit seiner immer wiederkehrenden Mahnung: nicht handeln! wendet Laotse sich von ihrem Licht völlig ab. Wie alles Begehren und Besitzen, so hat nach ihm auch alles Tun nur Leid im Gefolge. Das Wuweigesetz ist daher zugleich die Verherrlichung des leidsamen, weiblichen Handelns im Gegensatz zum angreifenden, männlichen Handeln. „Das Weichste von der Welt überwindet das Härteste. Das Nichtseiende durchdringt das Zwischenraumlose. Des Nichtredens Lehre, des Nichttuns Vorteile — wenige in der Welt erreichen sie. Das rechte Leben gleicht dem Wasser, das, zu allem passend, sich allem anpaßt". Mit Recht hat H. Weber zu dieser Stelle bemerkt: „Laotse predigt die Schmiegsamkeit! Und wer die Chinesen kennt, weiß, daß sie diese Schmiegsamkeit sowohl im alltäglichen Leben, als im Geschäft und in der Politik meisterhaft verstehen; sie sind geradezu Künstler des passiven Widerstandes. Auch ihre Erfolge im Aufsaugen fremder Völkerschaften, sogar ihrer Besieger, verdanken sie ohne Zweifel der Befolgung der Lehre Laotses und Kung Fu-tses, nicht zu handeln, vielmehr zu überwinden, ohne zu überwältigen".

Aber die Gegenwart predigt mit tausend Zungen, daß heute auf solche Siege nicht mehr zu rechnen ist. Arbeitsfleiß, angewandte Wissenschaft und Technik Europas haben mit harten Griffen an die Tür des Himmlischen Reiches geklopft und heischen Abkehr vom alten Passivismus, von der Scheu vor heldenhaftem Kampf mit der Natur. Diese Forderung ist so gebieterisch, daß Jungchina sich ihrem Druck unmöglich hat entziehen können. Zeugnis dessen ist nicht nur der Fortschritt des Christentums, sondern auch die Erweckung des Buddhismus aus jahrhundertlanger Starre und zwar in sehr eigentümlicher Form. Die marktgängige Vorstellung von dem rein esoterischen, weltabgewandten Wesen der Lehre Gotamamas ist irrig. Das berühmte Kamma (Sanskrit Karma), die grundlegende Idee seiner Philosophie, bedeutet soviel wie Energie im wörtlichen Sinn des Wortes: Innenkraft. Es ist dasjenige, was ein Lebewesen zur Persönlichkeit, zur Individualität macht: aus ihm leitet sich das Prinzip des „Virjam", der Tatkraft ab. „Für den Trägen gibt es kein Entweichen aus dem Samsara, der Welt des Leidens." Nicht in losgelöster Weltentsagung soll der Buddhist, der an ein persönliches Gotteswesen nicht glaubt, ein müßiges Dasein fristen, sondern in mannhafter Weltüberwindung das Virjam, die geistige und sittliche Handlungsfähigkeit und Willensgröße erringen, die die Voraussetzung der inneren Befreiung und allgemeiner Hinaufentwicklung der Menschheit ist. Auf dieser Forderung fußt die neubuddhistische Bewegung, die in Kanton entstanden ist und deren Ziele auf eine merkwürdige Verquickung geistlicher und weltlicher Interessenvertretung hinstreben.

Welchen Stand nimmt nun der Islam im Strom all dieser geistigen Flutungen ein? Das seit Kriegsbeginn durch die ganze Welt geflatterte Wort „Dschihad" leitet sich von dem Wortstamm djidh ab; es bedeutet, ähnlich jenem „virjam", soviel wie Anstrengung, Kraftaufwand und hatte ursprünglich keinen anderen Sinn, als er der Aufforderung Paulus' an den Christen eignet: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! Das religiöse Prinzip ist also dasselbe wie beim Bekenner Christi, das Ziel aber weicht von dessen Idealen stark ab. Strebt der Europäer, und insbesondere der Germane, den Reichtum der ganzen Menschheit

Digitized by Google

in sich darzustellen, das beängstigende Gemenge der Abhängigkeiten und Folgegesetzlichkeiten des Weltgeschehens und das erdrückende Gewirr der entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen in ein ursächlich und urgründig bedingtes und geordnetes System zu bringen, so sucht der Orientale letzten Endes nicht die Bewegung, die Tätigkeit, sondern die Ruhe, die Beharrungskraft des Innern. Er ringt um die Gestaltung des Selbst, die Ruhe im Leiden, das Ewige schon im diesseitigen Dasein; sein Sinnen ist daher der Mutterschoß der Religionen, auch der christlichen. Schon daraus ergibt sich deutlich, wie der Muslim in der ostasiatischen Welt auf einer eigentümlichen, überaus günstigen vermittelnden Stufe zwischen christlicher und mongolischer Weltanschauung steht. Hinzu kommen die engen Berührungspunkte seiner Morallehre mit derjenigen Kung Fu-tses. Der bekannte Orientforscher J. Hell urteilte treffend, das wesentliche Merkmal der mohammedanischen Glaubenslehre sei ihre nüchterne, überzeugende Vernünftigkeit und die Signatur der Ethik ihre Zweckmäßigkeit und Erfüllbarkeit. Alle Bestimmungen seien so vollkommen aus praktischen Gesichtspunkten herausgewachsen und den Bedürfnissen nicht nur des Individuums, sondern auch der mohammedanischen Gemeinde angepaßt, daß eine Scheidung religiöser und weltlicher Erscheinungen und Verpflichtungen kaum noch möglich erscheine. In all solchen Denkformen aber steht der Islam, der nüchternen, aus dem Sinnfälligen abgeleiteten und auf das Praktische hingerichteten Moral Kung Fu-tses merkwürdig nahe. In seiner ursprünglichen Form vertritt er durchaus freiheitlich-demokratische Ideale: er fordert strengen Gehorsam gegen die Obrigkeit, kennt aber keine hierarchische Kirchenordnung, kein papistisches Machtwort, kein dynastisches Gottesgnadentum, kein Recht des Stärkeren, predigt vielmehr die völlige Gleichheit vor dem Gesetz, vom Kalifen angefangen bis hinab zum einfachsten Bauer. Das entspricht genau den Idealen des Gemeinsinns und der Wechselseitigkeit, auf denen der chinesische Staat seit Jahrtausenden ruht: auf der Abweisung jedes Herrenmenschentums, auf dem Streben zum Rhythmus der mittleren Linie, auf der Heiligung der fünf Kardinaltugenden, Menschlichkeit, Rechtlichkeit, Schicklichkeit, Weisheit, Treue.

* * *

Von den Provinzen Chinas weisen Kansu, Schensi, Jünnan, eine überwiegend mohammedanische Bevölkerung auf; besonders stark islamisiert sind ferner Szetschwan und Schantung mit großen Gemeinden der Koranbekenner in Tsining-tschou, Tsinan-fu, Tschingtschou-fu. Ein Blick auf die Karte belehrt über die politisch- und kulturgeschichtliche Bedeutung dieser geographischen Lagerung und Entwicklung des muslimischen Einflusses. Aus dem Gebirgsstock des Kukunor bricht er wie ein gewaltiger Bergstrom hervor, breitet sich in Tälern und großen Staubecken aus, sammelt sich in starkem Fluß und bricht, dem Laufe des Hwangho folgend, zum Gelben Meer hin vor. All das durchströmte Land gehört aber zu den Gebieten des Reichs der Mitte, die dessen kräftigste nationale Gruppe umfassen: Völkerschaften, die an wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit, soldatischer Tüchtigkeit, staatlicher Schöpfungs- und Erhaltungskraft weit über dem Durchschnitt des Südchinesentums stehen. Die Ausbreitungsform ist gewiß kein Zufall, hat vielmehr offensichtlich ihre natürlichen Wurzeln darin, daß der Islam diesen Völkern eine willkommene Antriebskraft ihres natürlichen Drangs zur Ueberwindung jenes Quietismus war, in den die kungfutsische Lehre mit der einseitigen Verherrlichung des sanften Ausgleichs aller Gegensätze, mit der mangelnden Würdigung heldischen Glaubenskampfes und der Verkennung der Tatsache zerfließt, daß die Lebenszwecke und -gesetze des Staates weder aus den Interessen der einzelnen Menschen und ihrer geselligen Verbände abgeleitet, noch in das philosophisch ersonnene Geistestraumland allgemeiner Menschheitskultur verlegt werden können, sondern aus seiner eigenen Natur, welche seinem Wesen eines Organismus gemäß Macht, Selbstbehauptungswille, Ich- und Rechtsentwicklungstrieb ist, bestimmt und geschöpft werden müssen.

Nach jahrhundertelangem Zusammenleben gingen die Mohammedaner des Reiches der Mitte in dessen Volkstum völlig auf; sie ziehen nicht auf den Alaman, um ihren Glauben mit Schwertesschärfe zu verbreiten, sind vielmehr friedliebend, tätig in Ackerbau, geschickt im Handel, eine Hauptstütze des Gewerbefleißes des Staatswesens. Gleichwohl haben sie in dessen Geschichte ihre besondere Rolle gespielt, und sind zweifellos berufen, diese in Gegenwart und naher Zukunft mit vielleicht noch größerem Gewicht fortzuführen. Auf der Scheide zwischen Nord und Süd stehend, aber mehr zu jenem als diesem neigend, waren sie in allen bisherigen Umsturzflutungen ein Rückhalt des konservativen Elements, in dessen Uebergewicht über den maßlosen, zersetzenden Radikalismus der Kantonesenpartei die einzige Hoffnung für schließliche glückliche Ueberwindung des politischen Krankheitszustandes seit dem Fall der Mandschudynastie beruht. Der Islam war stets ein Salz der chinesischen Erde und bleibt es; er hat eine höhere Sendung im fernen Osten erfüllt und wird sie weiter zu erfüllen haben nach dem Wahrspruch, daß, „wer den Glauben hat, nicht nur als Gottes Hand wirkt, sondern selbst Gottes Hand ist".

Digitized by Google

DAS DEUTSCHE KAISERREICH MITTELAFRIKA.*)

Von Emil Zimmermann.

Der Gedanke eines großen deutschen Kolonialreiches in Mittelafrika marschiert; er wird von immer weiteren Kreisen in Deutschland aufgenommen. Und es gereicht mir zu besonderer Freude, dazu auch ein wenig beigetragen zu haben.

Den Ruhm, die Mittelafrika-Idee in die Welt gebracht zu haben, dürfen aber die Araber für sich in Anspruch nehmen, und es war besonders ihr größter Afrikaner der neueren Zeit, der berühmte Tippu Tib (richtig Hamid bin Mohammed, geboren 1837 oder 1838 in Zanzibar, gestorben in seiner Vaterstadt am 14. Juni 1905), der eine Zusammenfassung aller Gebiete um die großen innerafrikanischen Seen, von der Ostküste bis weit ins Kongobecken hinein und bis zum Kasai hin, unter arabischer Herrschaft erstrebte.

Auf arabischen Schultern standen die großen weißen Erforscher Mittelafrikas, die Engländer Livingstone, Burton und Speke, Cameron, der Amerikaner Stanley, die Deutschen Schweinfurth, Junker, Baumann, Wißmann, Carl Peters, Graf Götzen, Emin Pascha, und Deutsche haben an der Aufhellung der mittelafrikanischen Probleme mindestens so großen Anteil wie die Engländer.

Es ist nicht leicht gewesen, der deutschen Oeffentlichkeit die Bedeutung Mittelafrikas klar zu machen. Sie sträubte sich, zum Teil unter Führung deutscher Kolonialkreise, heftig dagegen, im belgischen Kongo etwas anderes zu sehen, als ein durch Schlafkrankheit verseuchtes, von den Belgiern völlig ausgesogenes Sumpfgebiet; der Widerwille gegen ein unbefangenes Urteil trat besonders nach dem deutsch-französischen Marokkovertrage zutage, der weite Kreise des deutschen Volkes enttäuscht hatte.

Schon nach dem deutsch-französischen Vertrage vom November 1911 bin ich gegen die Sumpf-Legende zu Felde gezogen, und wer heute den Mittelafrikagedanken zum Durchbruch verhelfen will, wird bei den falschen Vorstellungen über die Kongogebiete, die heute noch die deutsche öffentliche Meinung beherrschen, den Hebel anzusetzen haben. Wesentliche Dienste können dabei die amtlichen belgischen Berichte und die Berichte der englischen Konsuln über den belgischen Kongo (enthalten in „Correspondences respecting the Affairs of the Congo") leisten, und in meiner neuesten Publikation, der ich den Titel „Das deutsche Kaiserreich Mittelafrika" gegeben habe (Verlag der Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung, Berlin) habe ich gerade diesen amtlichen Dokumenten einen breiten Raum gewährt. Sie lassen erkennen, daß der belgische Kongo alles andere ist als ein verwahrlostes ausgesogenes Sumpfgebiet, daß er, wie alle anderen Teile der Erde auch, neben schlechten und ungesunden Strichen bessere und beste enthält, und daß selbst der große Urwald lange nicht so düster ist wie der Wald der Vorurteile über diese Kolonie. Im Kongo-Urwald bilden die zahlreichen schiffbaren Flüsse ein prachtvolles Verkehrsnetz; der sichere Beweis für einen weit in die voreuropäische Zeit reichenden Verkehr des inneren Kongo nach der Westküste ist die Einbürgerung amerikanischer Kulturpflanzen im Kongobecken. Und selbst im Kongo-Urwald leben kulturell sehr hochstehende Negerstämme. Eines der wenigen mittel- und südafrikanischen Negerreiche, die eine mehrere Generationen überlebende Dauer gehabt haben, lag im südlichen Kongobecken. Es war das große Lunda-Reich zwischen Kwango und Lualaba, dessen Tributärstaaten bis zum Bangwelo- und Meru-See hinreichten. Wie portugiesische Berichte erkennen lassen, hat er schon im sechszehnten Jahrhundert bestanden; er war Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch in voller Blüte.

Diese in deutschen Kreisen fast ganz unbekannten Tatsachen wirken, namentlich mit den englischen Berichten zusammen, fast wie eine Offenbarung. Ein früherer deutscher Diplomat, dem ich Einsicht in das Manuskript gewährte, schrieb mir, die Ausführungen entzögen zweifellos dem Urteil, das in Mittelafrika nur ein für Weiße unbewohnbares, unfruchtbares und unverwendbares Seuchen-

*) Vergl. den vorangehenden Aufsatz von Carl Peters; beide Aufsätze fußen in der Hauptsache auf gleichen Gedankengängen.

Digitized by Google

gelände erblickt, durch Beibringung von Tatsachenmaterial den Boden und ließen ein deutsches Mittelafrika als ein erstrebenswertes politisches, militärisches und wirtschaftliches Ziel erkennen. Und so rufe die Schrift unbestreitbar den Eindruck hervor, daß uns ein deutsches Mittelafrika wichtiger sein müsse als ein deutsches Flandern.

Es genügt aber heute durchaus nicht, den Wald von Vorurteilen über Mittelafrika im allgemeinen und den belgischen Kongo im besonderen niederzulegen, man muß auch auf die Vorstellungen eingehen, die sich an Flandern knüpfen, von dem zu unrecht erwartet wird, daß es Deutschland den Weg zu einer wirklichen Weltpolitik öffnen werde.

Die Flandernpolitiker haben darin recht, daß der Kampf um die Weltmachtstellung Deutschlands geführt wird. Deutschland besaß, das muß man scharf erkennen, bisher nur eine Schein-Weltmacht, die auf dem Gewährenlassen der Angelsachsen aufgebaut war. Sie gaben Deutschland die offene Tür und ließen uns in den weiten Gebieten, die sie entwickelt hatten, unter ziemlich denselben Bedingungen arbeiten wie ihre eigenen Leute. Unser Emporkommen gründete sich zum großen Teile auf dieses Wohlwollen. Die Engländer haben ohne Zweifel erwartet, daß wir uns für ihr Entgegenkommen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete erkenntlich zeigen würden. Aber wir betonten stark unsere politische Unabhängigkeit und bauten, um sie zu schützen, eine große Flotte. Das wollte England nicht dulden, und sein Bestreben geht jetzt dahin, unsere Schein-Weltmacht zu vernichten, indem es uns in Gemeinschaft mit den anderen Besitzern großer Gebiete die offene Tür sperrt. Was wir in vergangenen Jahrzehnten unter Duldung Englands — zum Teil in englischen Kolonien — aufgebaut haben, soll vernichtet werden, damit wir wieder das rein kontinentale Deutschland etwa der Jahre 1870 bis 1880 werden. Und wir müssen heute danach trachten, an die Stelle der Schein-Weltmacht wirkliche Weltmacht zu setzen.

Soweit bin ich mit den Flandernpolitikern durchaus in Uebereinstimmung; aber sobald ich zu der Frage nach dem Wege zur Weltmacht komme, beginnt die Trennung. Der Flandernpolitiker will die flandrische Küste als ausgesprochenes Druckmittel gegen die Angelsachsen. Er will durch sie die Fortsetzung der Politik der offenen Tür erzwingen. Die Angelsachsen sollen gezwungen werden, zu dulden, daß wir weiter auf ihren Kolonialböden und den durch sie erschlossenen Ueberseeböden unsern Reichtum sammeln, die Quelle unserer wirtschaftlichen und militärischen Kraft. Das werden aber die Angelsachsen nicht zugeben, und sie haben, wenn es also hart auf hart geht, alle Neutralen für sich. Diese sagen sich: Will Deutschland schon die Engländer zwingen, eine deutsche Kolonial- und Ueberseepolitik auf englischen Kolonialböden zu dulden, wie wird es dann erst uns ergehen!

Die flandrische Küste, wie sie von den deutschen Flandernleuten verlangt wird, bedeutet, die Politik der offenen Tür durch stete Bedrohung fordern; es ist in diesem Sinn, wie ein Flandernpolitiker richtig bemerkte, die Pistole auf die Brust der Angelsachsen gerichtet.

Dieses Zwangsmittel muß versagen, weil es die ganze Welt herausfordert, und weil wir damit Amerika, Ostasien und Südasien ebensowenig wie Mittel- und Südafrika zwingen können, uns Rohstoffe zu liefern. Der übertriebene Zwang muß zum Weltboykott gegen Deutschland führen. Deshalb verwerfe ich den Weg über Flandern und über die erzwungene offene Tür, und ich erkenne als richtigen Weg zur deutschen Weltmacht nur den dornenvollen Pfad eigener Arbeit draußen in der Welt, wie sie von der aktiven Kolonialpolitik gefordert wird. Wenn Deutschland sich zu einer großen aktiven Kolonialpolitik bekennt und damit bekundet, daß es gar nicht daran denkt, durch Flandern einen Druck auf die Welt auszuüben, sprengt es mindestens Südamerika von den Angelsachsen ab, weil Südamerika nicht in den Vereinigten Staaten und England seine Ergänzung findet, die selber weite Rohstoffgebiete besitzen, sondern in Deutschland, das ja Mittelafrika erst entwickeln will. Und wenn die Angelsachsen Deutschland die offene Tür verschließen wollen, so mögen sie es tun; wir werden dann mit Südamerika und anderen Rohstoffgebieten friedliche Verträge schließen. Diese friedliche Vertragspolitik wird durch die Forderung eines deutschen Kaiserreiches Mittelafrika aufs beste eingeleitet, und dieses neue politische Gebilde löst durch seine Lage zum Arabertum, zum englischen Reiche um den Indischen Ozean und zu Südamerika große politische Wirkungen aus und gibt Deutschland die Grundlage zu einer wirklichen Weltpolitik. Deutschmittelafrika und die Türkei sind zusammen unüberwindlich.

Der Aufbau dieser wirklichen deutschen Weltmachtstellung wird sich mit Hilfe des Auslanddeutschtums und des Arabertums vollziehen. Die Auslanddeutschen in aller Welt wird nach Beendigung des Krieges einige Jahre dauernde Unruhe erfassen; sie werden ihre alten Sitze verlassen und neue suchen. Sie für die neue deutsche Weltpolitik zu gewinnen und auszunutzen, wird eine der wich-

Digitized by Google

tigsten Aufgaben deutscher Politik nach dem Kriege sein. Und wir müssen die Ueberseedeutschen nach Südamerika und in das große deutsche Kolonialreich hinleiten, wo durch ihre Arbeit mit die Grundlage für die neue deutsche Weltpolitik geschaffen werden soll.

Selbstverständlich muß nachgewiesen werden, daß Deutsch-Mittelafrika fünfzigtausend Weiße und mehr tragen kann. Den Beweis dafür, daß der Weiße in Mittelafrika gut 4—5 Jahre hintereinander mit Frau und Kindern leben kann, und daß er eine Reihe solcher Perioden hindurch ohne Schaden an seiner Gesundheit aushalten kann, sehe ich durch die bisherigen Erfahrungen als erbracht an. Es bleibt nur nachzuweisen, wie 50 000—100 000 Deutsche dort eine gute Existenz finden können.

Ich fordere da allerdings gewisse Vorbedingungen, die bisher nicht gegeben waren. Erstens muß die deutsche Kolonialwirtschaft ein Teil der deutschen Volkswirtschaft werden. Nordamerika ist durch Geld- und Maschinenkraft begünstigt, Ost- und Südasien durch die unheimliche Menschenfülle. Dagegen kann die mittelafrikanische Produktion nicht aufkommen, wenn sie nicht geschützt wird. Sie muß Vorzugszölle haben. Weiter muß sich der Grundsatz durchringen, daß, wenn weiße Arbeit den Bodenwert in Afrika steigert, dann der Weiße seinen Anteil daran mit Recht fordert, daß die natürlichen Reichtümer endlich bis auf einen billigen Anteil, der den Eingeborenen zugesprochen werden muß, der Oeffentlichkeit gehören. Wenn das öffentliche Wohl die Verpflanzung der Einwohner fordert, dürfen wir auch davor nicht zurückschrecken, und wir müssen begreifen, daß schließlich auch in Afrika eine gegenwärtig lebende Generation Unbilden auf sich nehmen muß, wenn dadurch das Glück künftiger begründet wird.

Wenn diese Grundsätze angenommen und beachtet werden, könnten allein in der Ausbeutung der Oelpalmenbestände Mittelafrikas über 3000 Weiße lohnende Beschäftigung finden. Kamerun und die Kongogebiete enthalten gewaltige Bestände von Oelpalmen. Sie wurden bisher nur wenig ausgebeutet, weil die deutschen Kaufleute lieber in die englischen und französischen Kolonien Westafrikas gingen, wo sie 80—90 Prozent des Palmkernhandels an sich gerissen hatten. Von einer Ausfuhr dieser Kolonien von etwa 270 000 Tonnen gingen 1913 über 214 000 Tonnen (80 Prozent) nach Deutschland. Wird der deutsche Handel gezwungen, nach Mittelafrika zu gehen, dann holt er dort sehr schnell 200 000 Tonnen Palmkerne und mehr heraus.

Mittelafrika ist das gewaltigste Holzreservoir der Erde, reich an Bau- und Nutzhölzern, deren Ausbeute kaum noch in Angriff genommen ist.

Das Kautschukgeschäft, der Handel mit Kopal und Kautschuk können mehrere tausend Weiße beschäftigen.

Groß sind die Aussichten in der Viehzucht und im Häutegeschäft. Der Plantagenbau wird wieder aufleben; in geeigneten Strichen werden wir auch einige tausend Kleinsiedler ansetzen. Die geeigneten Leute werden aus Amerika, Australien, Südafrika kommen.

Wenn wir wirklich wollen, muß es gelingen, von den 30 Millionen Negern Mittelafrikas 10 Millionen dahin zu bringen, daß sie Oelfrüchte, wie Erdnuß, Sesam, Rhizinus, ferner Baumwolle, Mais, Reis, Maniok für den Export anbauen. Wenn 1000 solcher Anbauer einem weißen Kaufmann die Grundlage der Existenz geben, sind 10 Millionen die Existenzgrundlage für 10 000 Weiße.

Dann denke man an die reichen Bodenschätze in Mittelafrika, denke an die großen Möglichkeiten, welche die zahllosen schiffbaren Ströme des Kongobeckens dem Verkehr bieten, an die 6000 Beamten und Offiziere, welche das große Gebiet erfordern wird, an die Heranziehung von Kaufleuten, Handwerkern, Gastwirten, Bankangestellten, ferner an die Geistlichen, Schullehrer, Rechtsanwälte, Aerzte, Ingenieure, Bahnbeamten, Beamten der Post und Telegraphie, und man sieht eine erdrückende Fülle von Existenzmöglichkeiten in Mittelafrika. Es wird eine Kleinigkeit sein, dort in wenigen Jahren auch hunderttausend Weiße unterzubringen.

Wird Mittelafrika in dieser Weise entwickelt, dann vermag es Süd- und Mittelamerika zu den europäischen Mittelmächten und ihren türkischen und bulgarischen Verbündeten heranzuziehen, und es entsteht durch geeignete Zollmaßnahmen und Handelsabkommen eine nicht „angelsächsische" Gruppe, deren Teile alles in ihrem Bereiche finden, was sie brauchen. Mitteleuropa, Vorderasien, Mittelafrika und Südamerika haben zusammen gegen 200 Millionen Schafe, die genügend Wolle für alle Menschen dieses Gebiets liefern. Sie haben mehr Holz, Kaffee, Kakao, Tabak, Kautschuk als sie brauchen, verfügen über einen genügenden Anbau von Oelfrüchten, über mindestens 100 Millionen Stück Rindvieh, also auch genügend Häute und Leder.

Ueber die künftige Einrichtung des deutschen Kaiserreiches Mittelafrika habe ich in meinem erwähnten Buche gesagt, daß in den ersten 2—3 Jahren nach dem Kriege 40 000 Ueberseedeutsche

Digitized by Google

mit einem Kapital von einer runden Milliarde Mark ins Land gezogen werden sollen. Entschädigungen der alten deutschen Ansiedler, der Gesellschaften führen weitere 200—300 Millionen Mark ein. Das wirtschaftliche Leben wird mit großer Stärke erwachen. Durch Förderung der Ausfuhr von Palmkernen und Palmöl, Kautschuk, Förderung des Anbaues der Eingeborenen werden wir dahin kommen, daß das Kolonialreich schon 2—3 Jahre nach Friedensschluß eine Ausfuhr von 300—350 Millionen Mark hat. In weiteren 5—7 Jahren wird eine Steigerung auf das Doppelte eintreten. Dementsprechend wird die Einfuhr sein.

Mittelafrika, richtig angefaßt, wird sehr bald eine eigene Einnahme von 100 Millionen Mark haben. Das Land soll zu seiner Verteidigung eine große Kolonialarmee von 50 000 bis 60 000 Schwarzen unter 5000 weißen Offizieren und Unteroffizieren aufstellen. Die Kosten (60 Millionen Mark) trägt zur Hälfte die Heimat, zur anderen Hälfte die Kolonie.

An der Spitze des deutschen Kaiserreiches Mittelafrika soll ein Vizekönig stehen, ein Mann aus fürstlichem Geblüt, dessen Person dafür bürgt, daß Reibungen zwischen militärischen und Zivilbehörden fortfallen. Der Vizekönig — sein Sitz soll möglichst zentral gelegen, aber von der Küste aus leicht und schnell erreichbar sein — hat die zentrale Verwaltung unter sich; unter ihm stehen die Gouverneure. Das ganze Gebiet wird in vier bis fünf Gouvernements geteilt. Die Provinzen sollen möglichst selbständig werden nach dem Muster der brasilianischen, aber Armee- und Verkehrswesen sollen einheitlich geleitet sein. Die koloniale Gesetzgebung liegt in den Händen des Vizekönigs, der dem Kaiser verantwortlich ist. Dem Vizekönig steht eine Bundesversammlung zur Seite, die sich aus den Delegierten der Provinzen zusammensetzt. Es soll von vornherein auf die Entwicklung einer möglichst weitgehenden Selbstverwaltung Bedacht genommen werden. Jede Ansiedlung tüchtiger Deutscher, welchem Glauben, welcher politischen Richtung sie auch angehören mögen, ist zu begünstigen.

So soll das deutsche Kaiserreich Mittelafrika zu einer Grundlage deutscher Weltpolitik werden, die durch nichts erschüttert werden kann.

DIE TURKMENENMAID.*)

„Aus Vaters Zelt, das Glut verschlang,
Von rotem Gold fünftausend Frank
Raubt' ich, mich hetzt der Rächer Troß,
Mein junger Bei, geschwind aufs Roß!

Der Vater späht, die Mutter fragt,
Uns kommen Reiter nachgejagt,
Sie sind uns nah! Sie blicken Mord!
Turkmenenmaid, ich kann nicht fort.

Ob Vater späht, ob Mutter fragt,
Ob Reiter kommen nachgejagt,
Ob ihre Zahl fünfhundert sei,
Was kümmert's mich, mein junger Bei!

Des Rosses Huf ist ungestählt,
Die Decke seinem Rücken fehlt,
Kein Korn bereit für nächt'gen Ritt,
Turkmenenmaid, wie könnt' ich mit?

Aus Spangen schaff ich Hufbeschlag,
Mein Mantel sei das Wetterdach,
Der Perlen Zier sein Futter sei,
Zu Roß mit mir, mein junger Bei!

Turkmenenmaid, Turkmenenmaid!
Das Dunkel weicht der Frührotzeit,
Der Morgenstern schon funkelt dort.
Flieh du allein, ich darf nicht fort.

Mein junger Bei, mein Pascha du!
Mein Arm sei deines Hauptes Ruh',
Mein Haar des Lagers Decke sei.
So laßt uns fliehn, mein junger Bei!

Ins Joch hab' ich den Stier gespannt,
Die Saat gesät ins Ackerland,
Ein junges Weib hab' ich gefreit.
Ich will nicht fort, Turkmenenmaid.

So fresse Feuer Hof und Hall',
Der Wolf in deine Lämmer fall'.
Dir bringe Schmach, die du gefreit.
Dich haßt mein Herz in Ewigkeit."

*) Dies prächtige Beispiel türkischer Volkspoesie, von Georg Jacob übersetzt, entnehmen wir den Anmerkungen zu dem von Dr. Karl Lokosch herausgegebenen Büchlein „Türkische Volkstümliche und Volkspoesie".

Digitized by Google

DIE KRIEGSLAGE.

Von Major a. D. E. Morath.

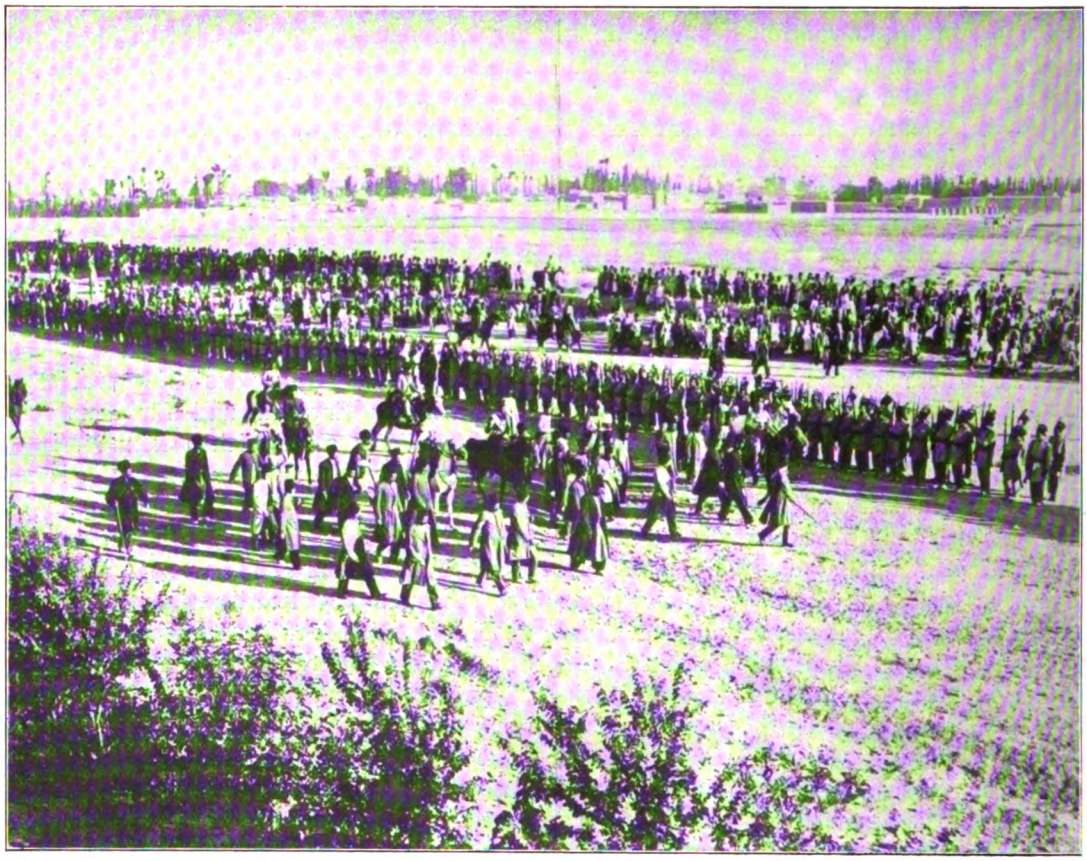
Es ist von Anfang an von mir der Standpunkt vertreten worden, daß der uneingeschränkte U-Bootkrieg die Kriegführung Großbritanniens nicht nur beeinflussen, sondern gänzlich verändern würde. Die Entwicklung der Kriegslage seit dem 1. Februar dieses Jahres bestätigt die Richtigkeit der Behauptung. Es zeigt sich größere Lebhaftigkeit im englischen Kriegsamt. Die langen Pausen zwischen den einzelnen größeren Operationen zu Lande fallen nach und nach fort. England stößt Frankreich, Rußland und Italien in neue Kämpfe hinein, obgleich diese Staaten der Ruhe dringend bedürfen und sich politisch in einem recht kritischen Stadium befinden, so daß jeder neue Rückschlag auf den Kampffeldern des Krieges eine Gefahr für den inneren Zusammenhalt der einzelnen Regierungen werden muß. Aber darauf nimmt England keine Rücksicht, und es darf keine Rücksicht nehmen, weil es selbst in Not gerät, wenn es die Entscheidung weiter hinaus verzögert. In der Zeitung „Genevois" vom 21. August, einem Blatte, dem man gewiß nicht Deutschfreundlichkeit nachsagen kann, wird ausgeführt, der U-Bootkrieg habe die englische Regierung völlig zur Einsicht gebracht, daß die Verschleppung des Krieges durch eine ununterbrochene Kampfhandlung größten Stiles ersetzt werden müßte. Wir können dies Erkennen Englands ohne weiteres verstehen, wenn wir uns die Verluste vergegenwärtigen, die Großbritannien im ersten Halbjahr an Schiffsraum erlitten hat. Es sind insgesamt 5 495 000 Br.-Reg.-Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraums vernichtet worden. Es sind ja nicht alle Schiffe englische, welche auf dem Boden des Meeres liegen. Aber die Unterscheidung, ob englisch oder nicht, ist ohne Wert, denn England allein gebietet über die Tonnage der Alliierten und der Neutralen.

Noch eine weitere Folge hat unser erfolgreicher U-Bootkrieg gezeitigt. Groß-Britannien ist angewiesen auf den Sieg zu Lande; denn der Sieg zur See ist und bleibt ihm versagt. Die größte aller Marinen darf nicht eingesetzt werden, um die Entscheidung herbeizuführen. Das wäre nach englischer Auffassung ein zu großes Risiko. Denn in der Zeit nach dem Kriege bedarf kein Land zum Aufbau seiner Kräfte mehr die Beherrschung der See als Großbritannien. Um nun den Sieg zu Lande sicher in die Hand zu bekommen, verstand es England, aus dem neutralen Nordamerika ein kriegerisches zu machen. Darüber ist sich aber die Fachkritik aller Staaten einig: Die Wirkungen des Kriegseintrittes Amerikas können sich erst in ziemlich ferner Zeit bemerkbar machen. Im Frühjahr 1918 können die ersten Divisionen als Kampfeinheiten in den westlichen Krieg eingreifen. Eine Lösung des Kriegsproblems werden sie doch für England und für Frankreich nicht bedeuten. Was sie erreichen können, ist nur das Hinausschieben der Entscheidung. Die amerikanische Hilfe spielt in den englischen Reden und in der Presse eine große Rolle, und in Frankreich bildet sie den Hoffnungsanker während der schweren gegenwärtigen Tage. Es kann nicht ausbleiben, daß der unrichtigen Darstellung von der nahen Hilfe von Amerika eine schwere Enttäuschung folgen wird. England fühlte das richtig heraus, und so ergriff es die Initiative, um seine hinzögernde Kriegführung, die eine drohende Gefahr für Großbritannien selbst wurde, aufzugeben, und die bisher geschonten starken Kräfte einzusetzen, um die Entscheidung so schnell wie möglich herbeizuführen.

Ist es England nun jetzt gelungen? Die Frühjahrsoffensive an der Arrasfront ist vergeblich gewesen. Ganz kleine örtliche Erfolge wurden erzielt und konnten nicht weiter ausgenutzt werden. Der folgende Angriff der englischen Divisionen gegen den deutschen Wytschaetebogen hatte ein großes Ziel. Er sollte ebenso wie die Angriffe aus der Richtung Lens das deutsche Bollwerk Lille gefährden. Nur ein örtlicher Erfolg ohne strategische Wirkung wurde erzielt und wieder bluteten Hunderttausende des englischen Heeres. Der Angriff in Flandern, die englische Sommeroffensive, hat zum Ziel die Zerstörung der deutschen U-Bootsbasis an der belgischen Küste. Die Linie Ostende—Zeebrügge soll durch siegreichen Vormarsch zu Lande und durch Einschwenken gegen die Küste ins Meer gedrückt werden. Bislang haben zwei Großkampftage und

Digitized by Google

viele angeschlossene geringe Kämpfe nichts erreicht, als eine kleine Einbuchtung unserer Stellungen zwischen Yser und Lys. Die zusammengefaßte englische Kraft hat wieder mehr als eine Viertel Million Mann verloren und steht vor der unlöslichen Aufgabe, die deutsche Artillerie niederzukämpfen und dann infanteristisch den Durchbruch zu erzwingen. Das sind die englischen „Entscheidungen" geworden, die Lloyd George suchte und nicht fand. Und wenn er mit dem Ergebnis dieser schweren Frühjahrs- und



Besichtigung persischer Truppen durch den Schah.

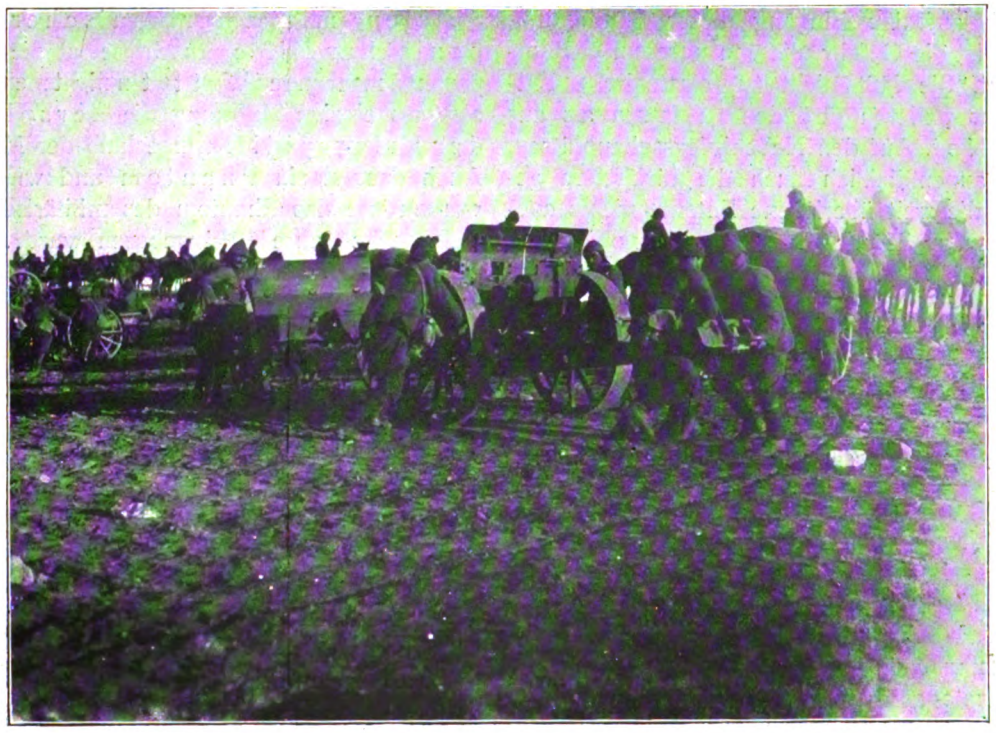
Sommerkämpfe zufrieden ist, so schlägt er jeder Wahrheit und zugleich sich selbst ins Gesicht.

Im April dieses Jahres hatte England das schon müde gewordene Frankreich zu neuen Angriffen aufgestachelt. Die furchtbare Niederlage der französischen Hauptkraft unter General Nivelle östlich und westlich Reims, an der Aisne und in der Champagne, war das Ergebnis. Wieder verblutete Frankreichs Kraft, die das gesteckte Ziel nicht erreicht hatte. Sie wurde so schwach, daß seit Monaten deutsche Gegenstöße ein Stück des Gewinnes nach dem anderen im Aisnegebiet wieder entreißen konnten. General Nivelle wurde mit dem Schandnamen „Blutsäufer" belegt und seines Amtes entsetzt. General Pétain, der frühere „Befreier" von Verdun, übernahm das Kommando und gleichzeitig erklärte der Kriegsminister Painlevé mit der Methode der nutzlosen großen Angriffe brechen zu wollen. Frankreich wollte Blut schonen und dachte an seine Zukunft. Aber England erschien dieser gewiß berechtigte und besonnene Gedanke unzeitgemäß. Wieder hat es den Rest der französischen Kraft auf den Plan gedrängt, und im Raume von Verdun sehen wir zurzeit den Versuch der französischen Republik, gleichzeitig mit Englands Heer in Flandern die deutsche Westfront zu erschüttern und zu durchbrechen. Die Tage des bisherigen Kampfes dortselbst haben uns nur die Ueberzeugung einprägen können, daß ein strategischer Plan der Franzosen, der die Wiedergewinnung des Erzbeckens von Briey zum Gegenstand hat, erfolglos bleiben muß. Wohl haben auf 23 Kilometer Frontbreite einige Hunderttausend Franzosen den schwächeren Verteidiger an manchen Stellen zurückdrängen können. Verdun als Hauptausfallstor Frankreichs wird aber dadurch nicht entriegelt. Weiter wird es gegen unsere Grenzen abgesperrt bleiben und auf die Gesamtlage des westlichen Krieges wird diese französische blutige Aktion ebensowenig Einfluß haben wie auf die Gesamtlage des Weltkrieges überhaupt.

Nichts hat dem englischen Plan der Fortsetzung des Krieges so sehr geschadet, als der

Digitized by Google

Zusammenbruch des russischen Staates. Dieser Staat, auf Autorität in politischer und religiöser Beziehung gegründet, mußte aufs tiefste erschüttert werden durch die Zersplitterung jener Eckpfeiler seiner Macht. Das Märchen von dem Zuwachs republikanischer Kraft ist zu Ende. Die Anarchie im Heere und im Staate konnte nur noch einmal auf kurze Zeit durch englische Agenten und amerikanisches Gold bekämpft werden. General Brussilow war der gehorsame Vollzieher britischer Befehle. Er hat mit seiner Offensive, die eine politische war und eine militärische nicht werden konnte, nur ein kurzes Aufflackern der russischen Kraft erreicht. Wohl



Türkische Artillerie in der Wüste.

eine halbe Million Russen haben den Gewinn mit ihrem Leben und ihren Wunden bezahlt, der ihnen nach kurzer Zeit durch unseren strategischen Durchbruch in Ostgalizien wieder entrissen wurde. Es folgte eine unaufhaltsame Offensive der Mittelmächte bis an die Grenzen Galiziens und der Bukowina, Rußland verlor sein Faustpfand und floh haltlos unter Meuterei seiner Truppen nach Osten. Gleichzeitig setzte unser Angriff gegen die Moldau ein. Die Mittelmächte, in den Ententeberichten müde und zusammengebrochen geschildert, fanden die Kraft, das neugebildete rumänische Heer zu schlagen und in eine gefährliche Lage der Ueberflügelung zu bringen. Die Kämpfe sind noch nicht abgeschlossen, aber Aussichten für den Feind, seine Lage zu verbessern, sind nicht entstanden. Der rechte Flügel der Makkensen-Front hält nach wie vor die Donauniederungen. Galatz ist bedroht und ebenso die Serethlinie. Die feindlichen Armeen sind auf die Trotuslinie zurückgeworfen und von Norden her droht Gefahr für ihre rückwärtigen Verbindungen.

In diesem kritischen Augenblick unternahm der französische Präsident Poincaré einen Bittgang nach Italien. Längst waren dort französische, englische und amerikanische Geschütze eingetroffen. Gewaltige Munitionsmengen waren aufgestapelt und man hatte die Hoffnung, Italien werde zu gleicher Zeit mit den Westmächten seinen Angriff gegen die Isonzolinie wiederholen. Das ist nicht gelungen, aber immerhin folgte die 11. Isonzoschlacht den flandrischen Stürmen auf dem Fuße und begleitet zeitlich den letzten Versuch der französischen Armee bei Verdun. Italiens Heer ist zusammengefaßt, um der Entente zu dienen. Im Juniheft dieser Zeitschrift schrieb ich: „Man muß damit rechnen, daß Italien bis zum Weißbluten durch seinen englischen Bundesgenossen ausgenutzt werden wird. Wenn nicht das italienische Volk selbst dieser Ausnutzung entgegentritt, die doch gänzlich ohne Aussicht auf Erfolg ist, so muß man damit rechnen, daß die Isonzoschlacht ihren Fortgang solange nehmen wird, bis in den Reihen der kämpfenden Armeen des Herzogs von Aosta sich jene Kampfmüdigkeit einstellt, welche jedesmal am Isonzo das Blutvergießen beendete.“ Soweit man jetzt die Kampflage auf dem italienischen

Digitized by Google

Kriegsschauplatz übersehen kann, liegen keine Aussichten für den Feind vor, sein Ziel Triest zu erreichen.

So zeigt uns die Gesamtkriegslage das Bild des gigantischen Ringens der Entente auf vier Hauptkriegsschauplätzen zu gleicher Zeit, die ungünstige Lage durch eine bessere umzuwandeln. Man will die Fortsetzung des Krieges während des Winters möglichst vermeiden. Man setzt seine Restkraft ein und hat als Hoffnung für die Zukunft nur noch das wertlose Versprechen Amerikas in der Hand, dereinst kriegsungewohnte Truppen zur Hilfe senden zu wollen. Aber man sieht nicht einmal sich imstande, dies „dereinst" abzuwarten. Wieder komme ich auf den Eingang dieser Betrachtung zurück: Es ist die Gefahr, die von unserem U-Bootkrieg droht. Sie läßt nicht zu, strategische Entschlüsse aus anderen Gründen zu fassen als aus denen der Not. Auf den Nebenkriegsschauplätzen, zu denen augenblicklich auch die türkischen gehören, hat die weit überlegene Entente nichts ausrichten können. Sowohl in unseren Kolonien wie in Mesopotamien und Kleinasien halten die Abwehrlinien stand.

Die Entente will den Frieden und muß ihn haben, aber den einzigsten Weg dazu ergreift sie nicht. Ihre Kriegsziele sind nach wie vor auf Zerstückelung der Mittelmächte und deren Bundesgenossen gerichtet. Länderraub und Zertrümmerung unserer nationalen Existenz schwebt ihnen als Ziel vor. Aber die Mittel fehlen, solche gigantischen Ziele zu erreichen. Die drei Jahre des Kampfes haben unsere Feinde nicht belehrt. Man fragt sich vergebens, woher die große Wandlung der Kriegslage kommen soll, um ihnen Aussichten für die Zukunft zu gewähren. Von außen kann sie nicht mehr erscheinen, denn das Spielen mit amerikanischer und japanischer Hilfe täuscht selbst die dafür Propaganda machenden Weststaaten nicht mehr. Es bleibt also als einzige Hoffnung die Zersplitterung der Kriegspolitik innerhalb der Mittelmächte. Auch das ist ein Phantom und wird begraben werden wie das Phantom des militärischen Sieges, welches im Jahre 1914 geboren wurde.

TÜRKISCHER SPRUCH.

Wohl hat ein Wort, das aus zween Lippen fiel,
Oft hundert Edlen Ruh' und Glück geraubt.
Schön klingt des Dichterwortes witz'ges Spiel:
„Der sein Geheimnis wahrt, der wahrt sein Haupt;
Wenn man den Vogel aus dem Käfig läßt,
Knüpft keine Hand den Fuß ihm wieder fest."

(Mewlana Dschami.)

Digitized by Google

DIE JUDEN DER TÜRKEI.

Von Davis Trietsch.

Benjamin Disraeli — vielleicht der letzte große Staatsmann Weltbritanniens — der sich seines jüdischen Blutes allezeit stark bewußt geblieben war und mit Schmerz die Rechtlosigkeit der Juden in vielen europäischen Ländern mitansehen mußte, hat einmal den Ausspruch getan, daß trotz allem „die Sache der Juden nicht verzweifelt sei, solange noch die Halbmondflagge irgendwo in Europa wehe."

In der Tat, die Türkei ist Hort und Zuflucht der Juden gewesen alle diese Jahrhunderte hindurch, und auch heute wieder blicken viele Zehntausende durch den Krieg entwurzelter Juden nach der Türkei, als dem Lande, wo ihnen ein Leben nach ihrer kulturellen Eigenart und unverkümmert durch staatliche oder gesellschaftliche Beschränkungen eher möglich sein würde, als in den Ländern der Christenheit.

Diese Beziehung zwischen den Juden und der Türkei ist nicht neu. Zahlreich sind die Zeugnisse von den guten Beziehungen zwischen diesen beiden außerchristlichen Elementen Europas von den ersten Zeiten des Auftretens der Türken in der europäischen Geschichte an.

Einige wenige von diesen Zeugnissen seien hierhergesetzt.

In Graetz's Geschichte der Juden (Bd. 8, Note 6) findet sich (unter der Ueberschrift „Der Ruf aus der Türkei an die Juden Deutschlands, das Land ihres Elends zu verlassen") die Wiedergabe eines Sendschreibens des Isaak Zarfati, worin es einleitend heißt, daß zwei deutsche Juden, welche einerseits das Elend und die Verfolgung der deutschen Juden gesehen oder mitempfunden und andererseits die Ruhe und glückliche Lage der Juden in der Türkei wahrgenommen hatten, den Verfasser ermutigt hätten, ein Sendschreiben an die Juden von Schwaben, des Rheinlandes, von Steiermark, Mähren und Ungarn zu erlassen, um sie aufzufordern, ihre elende Heimat aufzugeben und nach der Türkei auszuwandern. Das Dokument, in dem der Gegensatz zwischen dem Druck in Deutschland und der Freiheit in der Türkei aufs drastischste geschildert wird, dürfte aus der Zeit unmittelbar vor der gastfreundlichen Aufnahme der spanischen und portugiesischen Juden in der Türkei stammen. Unter anderem heißt es dort: „Wüßten die deutschen Juden nur den zehnten Teil des Glücks, das die Juden hier (in der Türkei) genießen, so würde sie nicht Regen noch Schnee hindern, und sie würden Tag und Nacht nicht ruhen, bis sie hierher gekommen sind."

Ein ähnliches Einladungsschreiben ist uns aus dem Jahre 1550 erhalten, worin die Saloniker Juden die Gemeinden der Provence auffordern, ihr elendes Leben mit dem glücklichen Dasein unter dem Islam zu vertauschen.

Graetz schreibt darüber: Die Gemeindevertreter von Salonik konnten den Sendboten beruhigende Auskunft geben und entwarfen eine begeisterte Schilderung mit hellen Farben und mit verlockenden Aussichten von der Lage der Juden in der Türkei. Die Auswanderer würden dort nicht nur Ruhe und Freiheit, sondern auch Wohlstand und Lebensbehaglichkeit finden, denn Volk und Regierung hegten nur Wohlwollen gegen die Juden, besonders gegen die aus der Christenheit ausgewanderten. Die Reichen würden Gelegenheit finden, ihr Gut zu vermehren, und die Armen durch Handwerk ihre Existenz zu sichern. Sie mögen nur nicht durch Selbsttäuschung mit der Auswanderung zögern, sonst würde es ihnen wie denen in Spanien und Portugal ergehen, in der letzten Stunde durch Drangsale aller Art gezwungen, zum Scheine das christliche Bekenntnis zu heucheln. Denn das Ende der Quälereien werde doch die Austreibung sein. Sultan Suleiman brauchte nicht wie Karl V. den Juden fort und fort Schutzbriefe zu erteilen. Sie fanden ausreichenden Schutz an dem duldsamen Geiste, der in der Türkei herrschte.

Bekannt ist auch, daß Mohammed II. gleich nach der Einnahme von Konstantinopel einen Aufruf an die Juden erlassen hat, sich daselbst niederzulassen, ihnen Freiheiten einräumte und den Rabbiner Mose Kapsali in den Divan berief.

Auch die Juden des byzantinischen Reiches hatten allen Grund, den Uebergang dieser Länder unter türkische Herrschaft zu begrüßen. Wie u. a. die „Jewish Encyclopedia" bestätigt, wurden sie von ihren neuen Herren viel toleranter und gerechter

Digitized by Google

behandelt als jemals von den christlichen Byzantinern. Die Juden von Thrazien und Thessalien forderten denn auch bald ihre Glaubensgenossen in Brussa wo Sultan Urkhan sie gleich nach Eroberung der Stadt angesiedelt hatte auf, ihnen Leute herüberzusenden, die ihnen das Türkische beibringen könnten usw.

Zur Zeit der spanischen und portugiesischen Verfolgungen gewährte die Türkei den Juden Gastfreundschaft. Von Sultan Beyasid II. wird berichtet, daß er die jüdische Einwanderung nach der Türkei als einen großen Vorteil für sein Land ansah. Er soll geäußert haben: „Wie kann man Ferdinand von Spanien einen weisen Herrscher nennen — der doch sein Land arm und unseres reich macht."

Führen uns diese Erinnerungen in die frühesten Zeiten des osmanischen Auftretens in Europa, so haben bis in die allerneueste Zeit die Türken diese freundliche Haltung den Juden gegenüber bewahrt, und von jüdischer Seite ist diese ungewohnt gute Behandlung stets mit einer Dankbarkeit quittiert worden, die auch für die Türkei nicht ohne Belang geblieben ist.

Nicht nur haben auch die neuen jüdischen Einwanderer den Wohlstand der neuen Heimat vermehrt, sondern es hat sich auch dadurch die alte Sympathie der Juden für das türkische Reich immer wieder erneuert, eine Sympathie, die sich sehr bemerkbar zu machen pflegt in der öffentlichen Meinung der Welt, in der Presse und auch in den finanziellen und allgemein-wirtschaftlichen Dingen. Die Juden mit ihrem angeborenen Verständnis für die Dinge des Orients sind stets und überall geneigt, der „europäischen" Auffassung entgegenzutreten, die sich in der Türkei so wesensverschiedenen Dingen gegenübersieht, die sie aus mangelndem Verständnis für fremde Eigenart leicht verurteilt. Bei dem beträchtlichen Einfluß auf die Journalistik, die Literatur und die Politik, den die Juden sich errungen haben, ist ihre Parteinahme nicht ohne Bedeutung.

Man wird also ohne Uebertreibung von einer Gegenseitigkeit der Interessen reden dürfen, die sich aus dem geschichtlichen Verlauf der Dinge, und einstweilen noch ohne System, entwickelt hat. Sehr möglich, daß eine bessere gegenseitige Fühlungnahme zu einem systematischen Ausbau dieser schon bisher für beide Teile wertvollen Beziehungen führen kann. Die Vorbedingungen dazu scheinen in jeder Beziehung gegeben zu sein.

Betrachten wir einmal zunächst den gegenwärtigen Status der Juden im türkischen Reiche*.

Dadurch, daß die alte Heimat der Juden im engeren und im weiteren Sinne im türkischen Reiche gelegen ist, haben die Juden von jeher einen nicht unwichtigen Teil der türkischen Einwohnerschaft ausgemacht. In Palästina und Syrien hat es zu allen Zeiten, auch nach der Vernichtung des jüdischen Staates, Juden gegeben, und auch in Mesopotamien, Kleinasien und Arabien waren schon frühzeitig starke Judenschaften entstanden.

Außer diesen im engeren Sinne „eingeborenen" Juden hat die Türkei auch zahlreichen Juden des Abendlandes Aufnahme gewährt, die vor den Verfolgungen christlicher Machthaber flüchten mußten. So ist ein großer Teil der aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden direkt oder indirekt nach den türkischen Ländern gelangt, und heute noch bilden die Juden von Salonik und Smyrna vorwiegend spaniolisch sprechende Gemeinden, während die von Konstantinopel, die ursprünglich ebenfalls vorwiegend aus spanischen Juden bestand, neuerdings immer mehr ostjüdische Einwanderer aufnimmt. Daneben gibt es zahlreiche kleinere jüdische Gemeinden von fast ausschließlich spanischer Herkunft, und das Spaniolische ist heute noch eine der Hauptsprachen der türkischen Juden.

Das dritte jüdische Volkselement der Türkei entstammt der aschkenasischen Hauptmasse der Juden, d. h. der deutsch und jüdisch-deutsch redenden großen Mehrzahl der Judenheit, die gegenwärtig 14½ Millionen umfaßt, wovon über 13 dem deutschen Sprachzweig zuzurechnen sind*.

Von jeher schon hatten religiöse Beweggründe vereinzelte Juden aus der ganzen Welt nach Palästina gezogen, wo die vier „heiligen Städte", Jerusalem, Hebron, Tiberias und Safed größere Gemeinden beherbergten. Durch die Austreibung der Juden aus Spanien soll die Zahl der Juden in Jerusalem innerhalb weniger Jahre von 70 auf 1500, die der Juden von Safed von 300 auf 2000 Familien angewachsen sein. In neuerer Zeit haben die aschkenasischen Juden hier die Ueberzahl gewonnen.

Diese Entwicklung hängt hauptsächlich mit den neuen Judenverfolgungen in Rußland (seit 1881) zusammen, die eine ungeheure Auswanderung zur Folge hatte, die zwar weitaus der Hauptsache nach Amerika und den europäischen Westen zum

*) Siehe auch des Verfassers: „Die Juden der Türkei" (in: Länder und Völker der Türkei. Verlag Veit & Co.), Leipzig 1915. — Außerdem: „Juden und Deutsche. Eine Sprach- und Interessengemeinschaft." (Wien 1915). Ferner: „Deutschland und der Islam. Eine weltpolitische Studie." Orient-Verlag, Berlin 1911. — „Levante-Handbuch" (3. Aufl.), Gea Verlag, Berlin 1914. — „Der Aufschwung des Islam" (bei Putkammer & Mühlbrecht, Berlin 1915). „Palästina-Handbuch" (3. Aufl., Berlin 1912). „Jüdische Emigration und Kolonisation". Orient-Verlag, Berlin 1917.

*) Von den 7 Millionen Juden Rußlands gehören hierher 97%. Aehnlich ist es bei den fast 3 Millionen Juden in Nordamerika und den 2,3 in Oesterreich-Ungarn. Dies sind aber schon allein über 12 Millionen.

Digitized by Google

Ziele hatte, von der aber einige Zehntausende sich auch in der Türkei — besonders in Palästina — niederließen.

Gegenwärtig zählt das türkische Reich alles in allem etwa 420 000 Juden. Von diesen entfallen auf:

die europäische Türkei	etwa	100 000
Kleinasien	„	60 000
Syrien	„	50 000
Palästina	„	120 000
Mesopotamien	„	60 000
Arabien (Yemen) . . .	„	30 000

Die allgemeine Besonderheit der jüdischen Lebensform, nämlich die Bevorzugung der Hauptstädte oder wenigstens der größeren Plätze tritt in der Türkei in ganz besonderem Maße zutage. Von den 100 000 Juden der europäischen Türkei leben an 70 000 in der Hauptstadt Konstantinopel und etwa 25 000 in Adrianopel. Von den 60 000 Juden Kleinasiens entfallen 35 000 auf Smyrna. Von den 50 000 syrischen Juden finden wir wohl an 40 000 in Aleppo und Damaskus. Jerusalem beherbergt fast zwei Drittel der palästinensischen Judenheit, von den 60 000 Juden Mesopotamiens leben etwa 50 000 allein in Bagdad, und von den 30 000 yemenitischen Juden entfallen über zwei Drittel auf die Hauptstadt Sanáa.

Was die politischen Rechte der türkischen Juden anbetrifft, so sind diese aufs beste gewahrt. Im ersten Parlamente der neuen Türkei hatten die Juden vier Sitze inne. Konstantinopel, Salonik, Smyrna und Bagdad hatten je einen jüdischen Vertreter. Jerusalem nicht, weil die dortigen Juden ihrer Mehrzahl nach damals noch nicht das türkische Bürgerrecht besaßen. Es waren meist Juden aus Rußland, und es war russische Praxis, dem Austritt der Juden aus dem russischen Staatsverband Schwierigkeiten in den Weg zu legen, weil ein zahlreiches „russisches" Element den russischen amtlichen Vertretungen besonderes Gewicht verleihen mußte!

Bei Eintritt der Türkei in den Weltkrieg sind fast alle ausländischen Juden — unter großem Entgegenkommen seitens der Türkei — in den osmanischen Staatsverband eingetreten, so daß bei den nächsten Wahlen wohl auch Jerusalem einen jüdischen Vertreter zugebilligt bekommen wird.

Uebrigens hatte schon die türkische Konstituation von 1876 den Juden eine volle Vertretung in den staatlichen Körperschaften gewährt. In der Nationalversammlung von 1877 waren drei jüdische Deputierte, zwei Juden waren Mitglieder des Senats, zwei weitere Mitglieder des Staatsrats und auch der Sekretär der letzteren Körperschaft war ein Jude.

Von besonderem Interesse ist die rechtliche Stellung derjenigen Juden, die vor der Rechtlosigkeit in Rußland, Rumänien und anderwärts sich nach der Türkei gewandt hatten. Zunächst hatte es schon viel für sie bedeutet, überhaupt in der Türkei eine offene Tür zu finden, während die meisten anderen Länder ihnen auf die eine oder andere Weise verschlossen waren. Dann aber fanden sie hier die Möglichkeit einer weder von der Regierung noch von der Bevölkerung verhinderten Tätigkeit auf allen Gebieten, sowie die Freiheit der eigenen kulturellen Entfaltung.

Besonders in Palästina war es den Juden möglich gewesen, zahlreiche landwirtschaftliche Kolonien zu begründen, städtische Quartiere anzulegen, sich ihre Gemeinde-Einrichtungen und ihr Schulwesen nach eigenem Ermessen zu gestalten und auch in wirtschaftlicher Hinsicht voranzukommen.

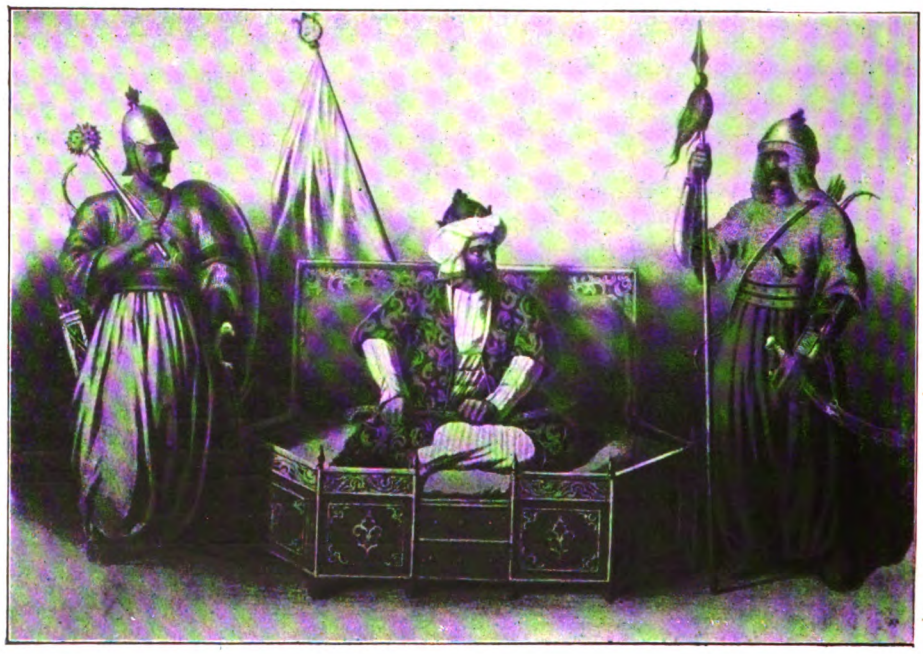
Es ist klar daß die in solchen Dingen nicht verwöhnten Juden das zu schätzen wissen. Sie sind bestrebt — ebenso wie in den frühesten türkischen Zeiten — eine immer stärkere Einwanderung hervorzurufen, und es ist selbstverständlich, daß sie ihre überall bewährte Staatstreue in ganz besonderem Maße auch in der Türkei betätigen.

Digitized by Google

DIE DREI SPEZIFISCHEN EIGENSCHAFTEN DES TÜRKISCHEN THRONES.

Von einem türkischen Diplomaten.

In Nr. 6 der „Islamischen Welt" finden wir eine Erörterung über die wirtschaftliche Bedeutung der islamischen Länder und deren Wichtigkeit für das deutsch-türkische Bündnis. Als Verfasser dieser Ausführungen zeichnet Herr Davis Trietsch. Das berechtigte Interesse, das man jener Erörterung entgegenbrachte, veranlaßt mich heute dazu, eine andere Seite der mohammedanischen Länder eingehender zu beleuchten:



Die politische Wichtigkeit der mohammedanischen Gebietskomplexe. Wie groß diese für uns und unsere Verbündeten ist, wurde bereits des öfteren in der deutsch-türkischen Presse betont. Die Hoffnungen, die man auf die orientalische Zukunft setzt, können jedoch nur unter Beibehaltung des Kalifats verwirklicht werden. Es ist vielleicht zweckentsprechend, wenn wir an dieser Stelle die drei spezifischen Eigenschaften des Sultanats hervorheben, die oft miteinander verwechselt, oft auch mißverstanden werden.

Auch in türkischen Kreisen herrschen diesbezüglich noch entgegengesetzte Ansichten. Die Meinungen darüber, ob eine ausschließlich islamische, eine vorwiegend türkische oder eine osmanische Politik zu den größten Zukunftshoffnungen berechtigt, sind heute noch geteilt. Als Argument für oder wider die eine Richtung wird leider die sprichwörtlich gewordene Schwäche der Türkei vor dem Kriege zitiert. Abgesehen davon, daß dieser Vorkriegszustand bereits überwunden ist, müssen auch die Gründe, die Schwäche und Verfall vor dem Kriege herbeigeführt haben, auf anderen Gebieten gesucht werden.

Welches sind nun die drei spezifischen Eigenschaften des Sultans, Kaisers der Osmanen und Türken, die ihn von anderen Monarchen unterscheiden? Die drei ihm eigentümlichen Funktionen bestehen:

1. in der Repräsentation des Kalifats,
2. der des Türkentums,
3. der des Osmanentums.

Bei der Ausübung ihrer äußeren Politik ist es Pflicht, ja Lebensnotwendigkeit für die türkische Regierung, sich dieser drei Qualitäten dauernd bewußt zu bleiben und ihre Erfordernisse bei politischen Aktionen in Rechnung zu stellen.

Wenn man die Gesamtheit des türkischen Interessenkomplexes analytisch in diese drei Funktionen zerlegt, darf man doch nie vergessen, daß sie eigentlich ein organisches Ganzes ausmachen und daher praktisch nicht voneinander getrennt werden können. Würde man die eine stärker berücksichtigen und in den Vordergrund bringen, eine andere dagegen vernachlässigen, so griffe man dadurch den türkischen Existenzbedingungen an die Kehle. Versuche, die in dieser Richtung hin und wieder gemacht worden sind, haben eindeutig be-

Digitized by Google

wiesen, daß man mit diesen zur Existenz unentbehrlichen Fragen nicht spielen darf.

Betrachten wir als erste Funktion das Kalifat. Wir sind ein islamisches Reich, was historisch bewiesen und von der ganzen Welt anerkannt ist. Der Sultan, der Kaiser der Türken, Osmanen und Araber ist, ist auch das Haupt der islamischen Welt. Daher beanspruchen Ereignisse und Probleme im Mohammedanismus sein Interesse und seine Teilnahme. Als Vertreter des Propheten sind ihm die Mohammedaner zu Gehorsam verpflichtet, während er wiederum für das Schicksal und die Zukunft des Islams verantwortlich ist, den er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln vor Gefahren und Angriffen zu schützen hat. Aus dieser Verpflichtung erhellt die ungeheure Wirkung, die unter Umständen das Kalifat auf unsere äußere Politik ausüben kann. Die Bedeutung des Kalifats für die äußere Politik wird besonders einleuchtend bei Berücksichtigung der wirtschaftlichen Vorteile, die Deutschland in absehbarer Zeit durch uns erzielen soll. Es sind die islamischen Länder, die durch ihren Reichtum und ihre von der Natur begünstigten Bodenverhältnisse die Absichten des feindlichen Blocks, die seit der Pariser Konferenz auf die Vernichtung der mitteleuropäischen Industrie und des mitteleuropäischen Handels hinzielen, zunichte machen werden. Deutschland, als Freund des Kalifats, bleibt es vorbehalten, die Gunst der Bevölkerung der islamischen Länder und damit einen Einfluß zu gewinnen, dessen Folgen im deutschen Wirtschaftsleben zutage treten werden.

Nicht nur in der äußeren Politik, auch bei der Regelung der inneren Verhältnisse muß die Eigenschaft des Kalifats berücksichtigt werden. Das türkische Reich ist nicht von einem einheitlichen Volksstamm bewohnt, sondern ist die Heimat vieler, anderen Rassen angehörenden Völker. In bezug auf Zahl und Verbreitung bilden Türken und Araber das religiös vereinte Hauptelement der Bevölkerung. Wie aber für die Türkei Unversehrtheit der Grenzen Lebensnotwendigkeit ist, so ist Existenzbedingung dieser beiden Rassen die Grenzverteidigung gegen den Feind. Ein Arabien ohne Türkei oder umgekehrt ist nicht denkbar. Seien wir der Bedeutung dieser Frage eingedenk heute, wo England sich alle erdenkliche Mühe gibt, Arabien von uns zu trennen und das Kalifat in seine Einflußsphäre zu bringen. Das Band, das Araber und Türken umschlingt, uns Schulter an Schulter gegen den Feind in Europa, Asien und Afrika kämpfen heißt, ist der gemeinsame Glaube. Tausende unserer Glaubensgenossen setzen heute in Afrika ihr Leben für die mohammedanische Religion und ihre Zukunft ein. Es wäre falsch, wollte man an Aegypten, Indien usw. verzagen, denn der heiligste Wunsch von Millionen von Mohammedanern, die heute unter anglosächsischer Knechtschaft seufzen, heißt der Sieg der islamischen und der verbündeten Waffen und Vernichtung des Feindes. Das einigende Band ist das Kalifat. Eine weitere hohe Pflicht obliegt noch der Türkei: Die Schaffung einer geistigen und seelischen Gemeinsamkeit in der islamischen Welt. Unsere geographische und politische Lage wird dazu beitragen, das geistige Band, das die Mohammedaner der Welt verknüpft, zu festigen. Man lese aus dieser friedlichen Absicht keinen Offensivgeist heraus. Wie die „Islamische Welt" in verschiedenen Abhandlungen auseinandergesetzt hat, steht der Panislamismus jeder Angriffsidee fern. Wenn unsere Feinde entgegengesetzte Gerüchte in die Welt setzen, so haben sie ganz bestimmte egoistische Absichten dabei. Die Türkei, d. h. das Kalifat, kann mit seinen natürlichen Grenzen zufrieden sein; seit Jahrhunderten hat es keine aggressive Politik getrieben, und in Zukunft werden innere Umformungen auf lange Zeit hinaus unsere Kräfte vollauf in Anspruch nehmen. Aber auch die Vergangenheit sah unser Schwert nur als Abwehrwaffe; es diente allein unserer Sicherheit und der Verteidigung unserer Ehre.

Eine allgemeine, in einsichtigen türkischen Kreisen bedauerte Tatsache sei hier noch erwähnt: Die türkische Jugend hat oft nach Absolvierung ihrer europäischen Studien unseren Verfall, unsere soziale und politische Unordnung der mohammedanischen Religion zur Last gelegt. Dies ist ein unverzeihlicher Fehler derer, die eigentlich wissen sollten, daß die islamische Religion niemals ein Feind des Fortschritts war, und daß die Wende unseres nationalen Schicksals zum größten Teil auf Gleichgültigkeit zurückzuführen ist. Weit davon entfernt, dem Fortschritt abhold zu sein, enthält unsere Religion viele Grundsätze, die in freiheitlicher und fortschrittlicher Hinsicht die soziologischen Prinzipien anderer Konfessionen um ein Bedeutendes überragen. Sie ist auch kein Hemmschuh bei der Abänderung sozialer und rechtlicher Verhältnisse. Neben den Cherigerichten, deren Kompetenz beschränkt ist, fungieren unsere Zivilgerichte, die sich an Uebersetzungen des Code Napoléon halten. Wenn auch die Grundsätze unseres Zivilrechts der Religion entnommen sind, so bleibt es uns doch vorbehalten, die einzelnen Klauseln den Bedürfnissen des modernen Lebens anzupassen.

Als zweite spezifische Funktion liegt dem Sultan die Wahrung des Türkentums ob. Obwohl wir uns selbst nicht ein türkisches Reich nennen, so werden wir doch von den Ausländern so bezeichnet. Diese Benennung ist insofern berechtigt, als das Reich von Türken gegründet ist und eine türkische Dynastie hat. Bilden die Türken auch nicht gerade die herrschende Klasse, so sind sie doch in der Regierung überwiegend stark vertreten. Nur zu oft

Digitized by Google

wird bedauert, daß diese Klasse in geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht nicht den Rang einnimmt, den man ihr zuweisen möchte, da doch das türkische Element das einzige und berufene ist, das Gleichgewicht zwischen anderen Elementen herzustellen.

Die Türken spielen eine ähnliche Rolle wie die Deutschen seinerzeit in Oesterreich-Ungarn. Darum ist es doppelt wünschenswert, daß die nationale Idee des türkischen Elements geweckt wird. Man hüte sich jedoch vor einem übertriebenen Pantürkismus, der die anderen Rassen und Völker beunruhigen könnte. Nur aus politischer Rücksicht warne ich vor dem konsequenten Pantürkismus, während es durchaus meinen Wünschen entspricht, daß, wie Afrika und Indien durch ein geistiges und religiöses Band zusammengehalten werden müssen, so auch das Bewußtsein inniger Zusammengehörigkeit uns mit den anderen Zweigen der großen türkischen Familie verbinden muß. Es ist eine Rasseeigentümlichkeit, daß bei uns die religiöse Tradition und die Besonderheiten des Glaubens tiefer wurzeln als die nationale Idee, und selbstverständlich heißt es in Zeiten, die alle nationalen und religiösen Kräfte aufs äußerste anspannen, ein Experiment zu vermeiden. Die Sache selbst wird einleuchtender, wenn man bedenkt, daß die religiöse Idee auch in der europäischen Vergangenheit eine außerordentliche Kraftentfaltung hervorgebracht hat. Heute haben im Okzident nationale Ideen und Bestrebungen die Religion abgelöst, und durch die Kraft der nationalen Idee haben z. B. die Balkanländer Großes geleistet. Wir Türken aber haben keine einheitliche Bevölkerung, darum kann bei uns die religiöse Idee die nationale ersetzen. Wir haben auf andere Elemente, besonders auf das arabische, Rücksicht zu nehmen, mit dessen Eigenart man rechnen muß. Die Rassenfrage, die in Europa eine eminente Rolle spielt, wird bei uns viel zu wenig beachtet. Wie man sie praktisch unberücksichtigt läßt, so hat man ihr auch wenige theoretische Erörterungen gewidmet. Man versuche nicht, das Kalifat durch den Pantürkismus zu ersetzen, denn unsere Kräfte reichen nicht aus, die Sachlage mit einem Schlag zu ändern. Es ist unsere Pflicht, in der Politik den europäischen Anschauungen zu folgen, die oft ganz anders sind, als manche bei uns denken. Jedenfalls ist bei uns das auf Rassebewußtsein basierende nationale Gefühl nicht annähernd so stark wie die Glaubensgemeinschaft.

An dritter Stelle wollen wir den Sultan als Kaiser der Ottomanen (d. h. der Türken, Araber, Armenier, Juden, Griechen usw.) betrachten. Die nichtmohammedanische Bevölkerung stand und steht bei uns im Genuß sehr weitgehender religiöser Freiheiten, wie sie früher von keiner anderen Nation gewährt wurden. Unter der Regierung von Mohammed, dem Eroberer in Konstantinopel, gab es Gottlob noch kein mächtiges Rußland, das im Namen der Religion eine politische Oberherrschaft über ottomanische Nichtmohammedaner beanspruchen konnte, auch kein England, das Verbrechen unter der nichtmohammedanischen Bevölkerung ermutigen und fördern konnte. Vielmehr war die Politik jener Zeit von einer Großzügigkeit und Freiheit, wie sie in der Geschichte nicht ihresgleichen findet. Durch das Edikt von Gulhané von 1839, die Reformen von 1856 und die Verfassung von 1877 erhielten die ottomanischen Nichtmohammedaner alle politischen Rechte, so daß eine absolute Gleichheit unter der Bevölkerung bestand. Nichtmohammedaner hatten Stellen als Botschafter, Minister, Gouverneur und Beamte inne. Dies zeigt, daß Kalifat und Ottomanentum sich nicht ausschließen, sondern sehr gut zu vereinigen sind. Die wachsende Kraft und Macht der Türkei wird sowohl der mohammedanischen wie der nichtmohammedanischen Bevölkerung Vorteile bringen. Bedingung ist eine treue Zusammenarbeit sowohl bei der Durchführung der wirtschaftlichen Reformen wie bei der Nutzbarmachung der natürlichen Hilfsquellen des Landes. Es steht sogar zu erwarten, daß auf diesem Gebiet die Nichtmohammedaner die ersten Früchte ernten werden, denn für das Geschäftsleben bringt speziell der mohammedanische Türke nicht soviel Eignung mit, wie der Nichtmohammedaner. Da eine starke Türkei eine reformierte und ansehnliche Wirtschaft als Basis braucht, ist es von Bedeutung, daß die Zeit der Reformen ungestört von innerem Zwiespalt verläuft. Dazu bedarf es der geschickten Leitung unserer Außenpolitik, in der das Kalifat die erwähnte große Rolle spielt.

Ein Blick auf diese Ausführungen ergibt, daß die drei spezifischen Eigenschaften des türkischen Thrones, wie drei Beine eines Tisches sind. Zerbricht das eine, so verliert er sein Gleichgewicht und fällt um. Keine dieser drei Funktionen darf daher vernachlässigt werden. Sie sind von gleicher eminenter Wichtigkeit, und es würde verhängnisvoll für das türkische Reich werden, wollte man das Kalifat und seine Bedeutung für die Länder, in denen und mit denen wir leben, nicht in Betracht ziehen.

Digitized by Google

DIE TÜRKISCHEN SCHULEN AUF ARABISCH-ISLAMISCHER GRUNDLAGE.

Von Dr. A. Droop.

II.

Wir fahren zunächst in der Wiedergabe von Weisheitssprüchen Mohammeds fort, in denen er das Erkennen des Wissens und der Lehren gefeiert hat:

„Die Tinte des Gelehrten ist heiliger als das Blut des Märtyrers".

„Suchet die Wissenschaft, und müßtet ihr sie aus dem fernen China holen".

„Wer sein Haus verläßt, um der Wissenschaft nachzugehen, wandelt auf dem Pfade Gottes".

„Wer nach der Erkenntnis forscht, dem zeigt Gott den Weg zum Paradiese".

„Den Lehren der Erkenntnis und der Wissenschaft zu lauschen, und sei es nur eine Stunde lang, ist verdienstlicher, als in den Leichenzügen von tausend Märtyrern wandeln, verdienstlicher, als tausend Nächte im Gebete verharren".

„Dem Schüler, der fortzieht, um nach der Erkenntnis zu forschen, wird Gott einen erhabenen Platz in den himmlischen Wohnungen gewähren; jeder Schritt, den er geht, ist gesegnet, jede Lehre, die er empfängt, hat ihren Lohn".

„Auf die Worte der Gelehrten hören und die Lehren der Wissenschaft einflößen, ist besser, denn Gottesdienst".

In Mohammeds Spuren wandelte sein Liebling Ali, der mit seinem Vetter Ibn Abbas öffentliche Vorlesungen über Poetik, Grammatik, Geschichte und Mathematik hielt, denen wieder andere Schüler des Propheten sich mit Vorlesungen über Rhetorik und die im Islam so beliebte und zu höchster Blüte entwickelte Kalligraphie anschlossen.

Freilich widmeten sich die Araber schon vor Mohammeds Auftreten nicht nur der Sterndeuterei, sondern auch der Dicht- und Redekunst; aber erst das Wort und Werk des Propheten legte den Grundstein zu jener strahlenden Entfaltung der islamischen Wissenschaft, die dem Geistesboden der Schulen von Bagdad und Basra, von Kairo und Kairwan, von Cordova und Granada, von Kufa und Salerno, von Buchara und Samarkand entwuchs. Unter der Herrschaft der Omaijaden (661 bis 749) entstand zuerst in dem von allem Glanz des Orients umleuchteten Damaskus ein edler Wettstreit zwischen Sarazenen und Griechen. Philosophische und sprachwissenschaftliche Studien wurden hier mit alexandrinischer Regsamkeit betrieben und die hellenische Kultur feierte auf dem dankbaren, des Empfangens frohen und von keiner engherzigen Orthodoxie ummauerten Geistesfelde des Islams neue Triumphe.

Erst mit der im 2. Jahrhundert der Hedschra sich vollziehenden Siedelung der Araber in Städten beginnt in Wahrheit jene Blüteperiode der islamischen Kultur, die in eine Zeit fällt, zu der im Abendlande grauer Aberglaube und kirchlicher Fanatismus jeden Geistesfunken brutal erstickten. Mit dem Emporsteigen der Abbassiden wurde der Schwerpunkt der mohammedanischen Macht, der von Mekka—Medina nach Damaskus gewandert war, nach dem Osten verlegt. Almansur, der Siegbegabte, einer der machtvollsten Fürsten aller Zeiten, schuf die Märchenstadt Bagdad am Tigrisufer im Jahre 145 der Hedschra (762). Hier entstanden zahllose Akademien und Schulen, von denen zwei durch ihre Pracht und die Zahl ihrer Schüler alle anderen überragten, die Nisamieh und die Mustansarieh, die erste 1065 von Nisam al Mulk, dem Großwesir des Seldschukensultans Malek Schah, die andere 200 Jahre später von dem Khalifen Al Mustansir geschaffen. Mansur, selbst ein Gelehrter von großer mathematischer Begabung, veranlaßte, daß eine Reihe von wissenschaftlichen und literarischen Werken ins Arabische übersetzt wurde. Die indische Fabelsammlung Hitopadesa, das indische Buch über Astronomie Siddhanta,

Digitized by Google

Schriften des Aristoteles, des Ptolemäus und des Euklid befanden sich unter diesen der Bereicherung des arabischen Wissens dienenden Schöpfungen, und die Anregungen des Khalifen begegneten unter den islamischen Gelehrten der freudigsten Aufnahme. Seine Nachfolger, besonders Harun al Raschid und Mamun, folgten seinen Spuren und führten die in der Glorie aller Künste und Wissenschaften schimmernde Epoche der sarazenischen Kultur herauf. Der Leser wird sich gar manchen Namens erinnern, der dieser Zeit der Dichter und Künstler, der Mathematiker und Astronomen, der Chemiker und Physiker, der Geographen und Mediziner, der Botaniker und Zoologen das Gepräge verliehen hat. Und ihre Namen klingen um so reiner in der Geschichte des Menschentums, als jene Zeit auf christlichem Boden nichts Gleichwertiges sah. Vielmehr müssen wir die schmerzliche Wahrheit feststellen, daß die Kreuzfahrer manche Tat der Zerstörung unwiederbringlicher Schätze des Orients sich haben zu schulden kommen lassen. Hier verschmolzen die griechisch-römischen Gedankenfluten des Westens mit den von Iran, von Indien und von China herbeiströmenden intellektuellen und ästhetischen Geistesflammen zu einem unirdischen Lichtmeer, dessen stolzer, froher Glanz, nachdem er, allzu kurzlebig, Wunder über Wunder geschaffen und, mag man das Wort zeitlich oder örtlich nehmen, Paradiese zwischen Wüsten erzeugt hatte, in dem glutroten Düster der Mongolenstürme erlöschen sollte.

Wie zu Beginn des islamischen Aufstieges die arabischen Khalifen wetteiferten, Kunst und Wissenschaft als leuchtende Demanten dem Kronenschmuck ihrer Macht einzufügen, erhoben sich die ghaznawidischen, seldschukischen und osmanischen Sultane aus der Dürftigkeit des Nomadentums und der steten Kampffähigkeit ihres Erobererwillens bald zu Fürsten, welche die Gaben eines weisheitspendenden Friedens mit reichem schönheits- und erkenntnisfrohen Herzen würdigten. Schon um das Jahr 1000 ließ Musa, der Sohn Karachans, Moscheen, Schulen und Klöster anlegen. Eine seltsame Fügung des Schicksals hat es gewollt, daß in Nicäa von dem Osmanenfürsten Orchan, der die Stadt 1330 den Griechen entriß, dieselbe Hagia Sofia, in der das Konzil der Konsubstanzialitätslehre getagt hatte, in eine Moschee verwandelt und mit einer Medresse verbunden wurde. An dieser behandelte der Gesetzeskundige David aus Kaisarie die islamische Morallehre.

Trotz der wohlwollenden Förderung, die diesen Schulen durch die Sultane zuteil wurde, kann man sie doch keineswegs als staatliche Anstalten betrachten. Sie werden von frommen Stiftungen erhalten und vermitteln einen durchaus geistlichen Lehrstoff. Da die arabischen Lehnwörter einen breiten Raum im türkischen Sprachschatz einnehmen und die arabische Schrift auch zur graphischen Darstellung des Türkischen dient, war neben der religiösen Bedeutung der Koransprache das Lesen und Auswendiglernen des heiligen Buches nicht ohne praktischen Wert, im übrigen aber wurde den Bedürfnissen des realen Lebens mit seinem Konkurrenzkampf gegen die nichtislamischen Reichselemente der Juden, Armenier, Griechen, von den Westeuropäern ganz zu schweigen, so wenig Rechnung getragen, daß die Regierung sich genötigt sah, im Jahre 1846 die unteren geistlichen Volksschulen zu verstaatlichen. Die höheren geistlichen Schulen, die Medresse, unterstehen indessen bis heute nicht eigentlich der Regierung. Sie werden nicht vom Unterrichtsministerium, sondern vom Scheich-ül-Islamat verwaltet. Ihre Konstitution erhielten sie unter Mohammed II Fatih (1451—1481), dem Eroberer Konstantinopels, und unter Suleiman II. (1520—66).

Nachdem Mohammed II 1453 die christlich-byzantinische Herrschaft des letzten Paläologen in der Stadt Konstantins gebrochen hatte, wandelte er ungesäumt acht der größten Kirchen der neuen Hauptstadt zu Gotteshäusern des islamischen Glaubens um und schuf neben diesen acht neuen Moscheen ebenso viele Medresse, die aus den Einkünften der bisherigen Kirchen unterhalten wurden. Damit nicht genug, erbaute er später die nach ihm genannte Mehmed Fatih Dschami (1463—69) auf dem Gipfel des Hügels über der Alten Brücke und stiftete an diesem Gotteshause allein acht Medresse. Diese lagen trotz des sonst unebenen Geländes in gleicher Höhe mit der Moschee und wurden als die acht Hohen Schulen des Feldes bezeichnet. Es ist das Verdienst des Großwesirs Mahmud Pascha, daß nunmehr eine scharfe Trennung zwischen Lehr- und Priesterstand eintrat, daß der Lehrstand eine fest umrissene Organisation erhielt und daß auch die Besoldungsverhältnisse auf eine sichere Grundlage gestellt wurden. Die Aemter der Professoren wurden ausschließlich aus den Reihen der Ulema besetzt, Gelehrte, welche das Studium der Theologie und der im Islam eng mit ihr verknüpften Jurisprudenz pflegten. Die Studenten bezeichnete man mit dem arabischen Ausdruck Thalib, die (nach Wissen) Verlangenden, oder mit dem persischen Ausdruck Sochta, die (in der Liebe zur Wissenschaft) Entbrannten, wo-

Digitized by Google

raus die heutige Form Softa entstanden ist. Ihr Eintritt erfolgte nach vorhergehendem Besuch der Mekteb im elften oder zwölften Lebensjahre. Sie wohnten in besonderen, an die acht Medresse anstoßenden Kollegienhäusern, Tetimme, die Vollendenden, genannt, und erhielten dort auch freie Verpflegung. Ihre, zahlreichen Prüfungen unterworfenen Studien umfaßten Grammatik, Syntax, Logik, Metaphysik, Philosologie, Tropik, Stilistik, Rhetorik, Geometrie und Astronomie. Nach der Absolvierung dieses Studienganges und Erledigung einer Abschlußprüfung erhielten sie den Titel Danischmende, Wissenschaftbegabte, und konnten oft bereits als Muid, Wiederholer, den Bildungsgang der jüngeren Studenten leiten und fördern. Nach Erreichung dieses Grades verließ der größte Teil der angehenden Gelehrten die Medresse, sie übernahmen als Hodschas Lehrerstellen an den Mekteb oder die Tätigkeit eines Naib, eines niederen geistlichen Richters, oder endlich die eines Imam, eines Geistlichen mit der Funktion des Vorbeters oder Gottesdienstleiters in den Moscheen. Diejenigen, die im Hinblick auf die wissenschaftlich höherstehende Amtstätigkeit der Muderris, der Medresseprofessoren, ihre Studien fortsetzten, widmeten sich dem weiteren Lehrgange der Ulema, der Gelehrten. Neben einer Vertiefung ihrer Kenntnisse in der Rhetorik und Metaphysik arbeiteten sie auf dem Gebiete der theologischen Jurisprudenz in den vier Zweigen der Glaubenslehre, des religiösen Gesetzes, der Ueberlieferungskunde und der Exegese. Sie wurden dann Mülasim genannt. Ein solcher Mülasim hatte sieben weitere Jahre zu studieren und war nach Erledigung einer Abschlußprüfung befähigt, eine Professorstelle zu übernehmen, falls er es nicht vorzog, sich der Laufbahn eines Mollas, eines höheren Richters, zuzuwenden. Die Besoldung der Muderris erfolgte in der damals üblichen Münze der Aspern oder Weißpfennige. Das tägliche Einkommen schwankte zwischen zwanzig und sechzig Aspern. Die Muderris der Mehmedije-Medressen erhielten 50 Aspern, die der Moscheeschule von Ejub ebensoviel, die an dem Institut der Aja Sophia angestellten sogar 60. Im übrigen war das Gehalt dieser Professoren nach der Bedeutung abgestuft, die man ihrem Lehrfach beimaß. Die Muderris, die über ein bestimmtes dogmatisches Werk lasen, erhielten 20 Aspern und wurden danach kurzweg als die „Zwanziger" bezeichnet. Derjenige, der ein rhetorisches Werk behandelte, erhielt 10 Aspern mehr und galt als „Dreißiger". Der Gelehrte, der über die Gesetzeskunde vortrug, war ein „Vierziger". Die letzten Stufen des „Fünfzigers" und „Sechzigers" wurden von den Muderris bekleidet, welche die Ueberlieferung oder die Exegese des Korans zum Gegenstande ihrer Vorlesungen nahmen.

Die Stellung der Gelehrten, die eine in kaum einem anderen Staate der Welt sich wiederholende Verehrung genossen, erfuhr eine weitere Erhöhung unter Suleiman II, dem Prächtigen, der von 1520 bis 1566 regierte und wegen seiner organisatorischen Herrschertugenden den Beinamen el Kanuni, der Gesetzgeber, erhalten hat. Er befreite sie von allen Abgaben, bestimmte auch, daß sie von keinen entehrenden Strafen getroffen werden sollten. Den Beinamen des Prächtigen verdankt Suleiman vor allem seinem mit wundersamen Gärten geschmückten Palast am Kap St. Dimitri (Seraj Burun). Unter vielen anderen Baulichkeiten hatte er dort eine Fürstenschule errichtet, an der vier Lehrer zahlreiche Schüler im Verständnis des Korans und der Hadith unterwiesen, um sie so für ihre Beamtenlaufbahn vorzubilden. Das Gehalt der Lehrer betrug 10 Aspern, und sie durften, eine Maßregel, die den übermäßigen Züchtigungen Einhalt tun sollte, bei Strafe des Verlustes der rechten Hand die Schüler höchstens einmal am Tage schlagen. Diese wurden von Suleiman mit Gewändern und Geld beschenkt. Sie durften sich, gleich den christlichen Kurrendeschülern, bei Begräbnissen durch die Rezitation von Suren einen Verdienst schaffen und erhielten beim Verlassen der Anstalt von ihrem hohen Gönner in einem feinen, gestickten Taschentuch 1000 Aspern ausgehändigt, wenn sie als fleißige Abiturienten dem Landesherrn, der sich, ähnlich dem Karl Eugen der Karlschule, als ihren „Vater", Padischah-Baba, betrachtete, mit goldenen Stirnreifen an ihrer Adschemoglanenmütze vorgestellt wurden.

Die Verhältnisse änderten sich in der Folgezeit wenig. Die Zahl der Schulen Stambuls wuchs mit der Zahl und der Lebensführung der Einwohner. Um 1700 hatte Konstantinopel 515 Unterrichtsanstalten. Gegen Ende des Jahrhunderts waren es 1255. Die Regierung ließ die Jugenderziehung nicht aus dem Auge. So erbaute der Großwesir Hussein aus der Familie der Kjöprülü, die von 1640—1710 im Osmanenstaat die Macht in Händen hatte, eine Medresse für 250 Studenten. Dabei blieb man aber bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts bei der einseitig abstrakten Methode des Koranstudiums. Fast in jedem kleinsten Ort gab es damals eine Mekteb, so daß die Zahl der Analphabeten auf 5 v. H. zurückging. An höheren Schulen befanden

Digitized by Google

sich in Konstantinopel 300, in Adrianopel 50 Medressen.

Die gegen Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende Auflösung des Reiches, die inneren Wirren in Syrien, Aegypten, Arabien, Serbien, die fast unaufhörlichen Kriege gegen Oesterreich und Rußland stellten die Angelegenheiten der Kultur in den Hintergrund. Der Gedanke an die Notwendigkeit von Reformen, von Selim III. (1789—1807) fruchtlos begonnen, von Machmud II. (1808—1839) erfolgreicher fortgesetzt, richtete sich, dem Drange der Zeit entsprechend, mehr auf die Reorganisation des Heerwesens. Die Geschichte der eigentlichen inneren Reformen beginnt erst mit der Regierung des milden und melancholischen, aber von tatkräftigen Beratern unterstützten Abdul Medschid. Am 3. November 1839 verlas sein Minister Reschid Pascha in einer vor dem Gülhane, dem Rosenhaus, zusammengetretenen erlauchten Versammlung das Hatt-i-scherif, worin der Sultan allen Untertanen — auch den nichtmohammedanischen — die Unantastbarkeit von Ehre, Besitz und Leben zusicherte. Er bestimmte darin auch eine gerechte neue Steuerordnung, versprach den Beamten regelmäßige Bezahlung der Gehälter und bedrohte Bestechlichkeit mit Strafen. Man ahnt die Vorboten einer neuen Zeit. Die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß die Türkei mit den bestehenden überlebten Einrichtungen, dem ständig wachsenden Druck von außen nicht mehr standhalten kann, wenn sie sich nicht dem Rahmen der allgemeinen Kulturenentwicklung organisch einzufügen strebt. Damit beginnt das Zeitalter der Reformen nach christlichem Muster.

Der arabisch-iranisch-islamische Urgrund, auf dem sich der osmanische Staat und das türkische Volkstum, religiös von ihm restlos getragen, entwickelte, bleibt bestehen. Von den griechisch-byzantinischen Kulturkeimen nur äußerlich befruchtet, innerlich zersetzt, wendet sich die in der Person des Sultan-Khalifen verkörperte Islamwelt nach dem zivilisatorisch überragenden Westen, um von ihm neue Waffen, zunächst wörtlich genommen: militärische, dann im übertragenen Sinne: geist- und willenbildende, zu entlehnen.

Am unmittelbarsten aber erblickte die Phantasie des Orientalen die Verwirklichung solcher Träume im Lande des Mamelukenbezwingers, im Lande der Revolution von 1789, in Frankreich. Indessen hat die Bedeutung der französischen Macht und des französischen Ansehens noch tiefer haftende und weiter zurückliegende Wurzeln.

Es ist nicht ohne Reiz, nachzulesen, was einer der gründlichsten Kenner und objektivsten Beurteiler der türkischen Zustände über diese Fragen bereits im Jahre 1845 geäußert hat: „Die Beweggründe, die zu der Abfassung des Erlasses von Gülhane geführt haben, und der Plan, dadurch das Verwaltungssystem des türkischen Reiches zu reformieren, waren zweifellos höchst lobenswert. Sie waren die Schöpfung eines wohlwollenden und freisinnigen Geistes, aber nicht die eines wirtschaftlich denkenden Staatsmannes, der mit den einander widerstrebenden Vorurteilen und mit den in gegenseitiger Wechselbeziehung stehenden Verhältnissen der großen Mehrzahl oder mit den Zielen und dem rastlosen Ehrgeiz der Minderzahl seiner Volksgenossen vertraut ist. Ehe man jedoch den Charakter des Verhältnisses zwischen Herrscher und Volk individuell veränderte, und ehe man vor allem fremde Einrichtungen nachzuahmen sich bestrebte, hätte unbedingt in Betracht gezogen werden müssen, inwieweit diese Verschiebungen und Nachahmungen auf die Untertanen der Hohen Pforte in ihrer Gesamtheit anwendbar wären. Als die administrativen Reformen, deren unpraktische und destruktive Eigenschaften jetzt allgemein als solche erkannt worden sind, von Reschid Pascha eingeführt und von Europa mit Beifall begrüßt wurden, scheint eine solche vorbereitende Untersuchung und Vorausberechnung vernachlässigt worden zu sein. Die Paten, von ihren übermäßig liberalen und philantropischen Ideen hingerissen, sahen in dem Erlaß eine Quelle der Beruhigung und der Verschmelzung aller Untertanen des Sultans, und die, welche dem Edikt ihren Beifall spendeten, urteilten, wie eben freundlich gesinnte Gemüter aus der Entfernung zu urteilen pflegen. Niemand von ihnen scheint jedoch die Folgen so abgewogen zu haben, wie sie sich jedem aufzwingen, der mit jenen, in den vorgeschlagenen Reformen enthaltenen Elementen der Auflösung vertraut ist. Daher die Notwendigkeit, hier einzuschränken und dort aufzugeben, und die in immer steigendem Maße laut werdenden Klagen über das merkbare Zurückweichen in den Entscheidungen der Osmanischen Regierung während der letzten zwei Jahre. Eine Reihe von Leuten, die von den Verhältnissen im Innern und von dem Zustand der einzelnen Volksgruppen, die das Osmanische Reich bilden, am besten unterrichtet sind, haben ihre Ansichten beträchtlich gewandelt. Sie sind zum größten Teil davon überzeugt, daß — die Nützlichkeit und vielleicht auch Notwendigkeit der Einführung einiger verwaltungstechnischer Grundsätze, wie sie heute

Digitized by Google

in europäischen Staaten Geltung haben, vorausgesetzt — es unpolitisch und sogar gefährlich war, die Verfassungsformen dieser Staaten und vor allem diejenigen Frankreichs zu übernehmen. Es ist nicht schwierig, diese Behauptung zu beweisen oder darzutun, daß Reschid Pascha einen schweren Irrtum beging, als er auf die hörte, welche ihn überredeten, die Vorbilder zu den Neuerungen, mit denen er die Türkei beglücken wollte, in Frankreich zu suchen. Hätte er dagegen seine Blicke nach Preußen oder auch nach Oesterreich gerichtet, so wären die Aussichten auf eine erfolgreiche Durchführung erheblich bessere gewesen. In den Gesetzen, welche diese Staaten regieren, hätte er Beispiele gefunden, mit deren Hilfe er die seines eigenen Landes hätte abändern können, wenn es schon erforderlich war, fremdes Vorbild und fremden Rat nachzusuchen."

Gerade heute entbehrt es nicht des politischen Interesses, zu wissen, daß die angeführten Worte aus der Feder eines Engländers stammen. Es war Charles White, der in seinem Buche „Three Years in Constantinople" (Bd. I, 110—112), dieses absprechende Urteil über das Bestreben, französische Reformideen in die türkische Stagnation hineinzutragen, gefällt hat, und der gleichzeitig die Auffassung vertrat, daß eine deutsche Einwirkung von höherem Wert für die Türkei gewesen wäre.

Wenn aber die Zeit damals noch nicht reif war, um Hilfe dort zu holen, wo Freundeshand sie gegeben hätte, so wäre doch nur dann aus der neuen Saat ein fruchtbringender Herbst geboren worden, wenn man nicht fremden Samen auf den steril gewordenen Boden uralter Kultur geworfen, wenn man nicht auf den immer noch in märchenholden Blüten prangenden Wunderbaum des islamischen Geistes ein ihm so wesensfremdes Reis gepfropft hätte. Nein, man hätte mit der liebevollen Hand des erfahrenen Gärtners das Erstarrte zum Leben zurückrufen, Vergessenes erwecken, Verlorenes wiederfinden und nur das, was nicht mehr lebensfähig war, behutsam herausschneiden und durch daseinskräftigere Organe ersetzen sollen, die, zu gleichem orientalischen Geist stetig gewandelt, der alten Wesenheit sich harmonisch eingegliedert hätten.

Vambéry, wiederum kein Deutscher, sondern diesmal ein Ungar, sagt („Der Islam im 19. Jahrhundert", 173): „Wie ganz anders hätten sich die Verhältnisse gestaltet, wenn man anstatt der Nachäffung des französischen Schulwesens, statt der Einführung wildfremder Lehrgegenstände, dem Unterricht und der Bildung gleich im Anfang eine nationale Richtung gegeben hätte, wenn man z. B. anstatt zuerst mit der französischen Grammatik lieber mit dem Unterricht in dem nationalen Idiom, der Nationalliteratur und der nationalen Geschichte angefangen hätte.

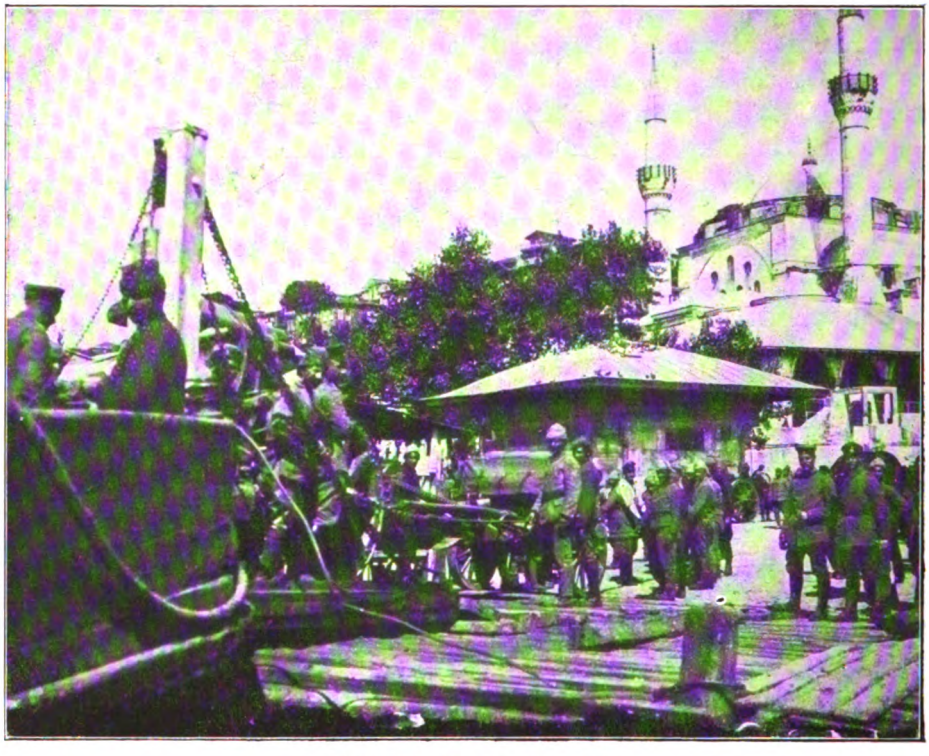
Diese Probleme einer Nationalreform konnten erst in unseren Tagen einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden. Damals war das bestimmende Element nicht nur die Erkenntnis der osmanischen Staatsmänner, daß die Forderungen einer von Mars regierten Stunde Aenderungen im Aufbau des Reiches erheischten, damals rief nicht wie heute der Türke den Freund, sondern damals überstürzte und verwirrte die eitle Machtpolitik eines fremden Staates die lebensnotwendige Reorganisation; damals wurden Form und Wesen der Neugestaltung den Türken mit oder gegen ihren Willen aufgedrängt. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

DIE ZUKUNFT DER OTTOMANBANK.

Von Fritz Zutrauen.

Wer sich vor die Aufgabe gestellt sähe, zu entscheiden, auf welchem Gebiete des türkischen Wirtschaftslebens nach dem Kriege eine Reform an Haupt und Gliedern vielleicht am dringendsten notwendig wäre, der wird, falls er allgemeines volkswirtschaftliches Verständnis mit auch nur oberflächlichen Kenntnissen der besonderen Bedürfnisse der Türkei verbindet, kaum im Zweifel darüber sein, daß eine gründliche Reform der Ottomanbank für die gesunde Entwicklung des Landes eine conditio sine qua non und vielleicht das dringlichste ökonomische Problem des Landes ist. — Der Krimkrieg, in welchem sich — im Gegensatz zu der unnatürlichen Konstellation während des gegenwärtigen Krieges — Frankreich und England, gemeinschaftlich mit der Türkei, zum Kampfe gegen Rußland zusammengefunden hatte, zeigte als eine der ersten Folgen den Anschluß der Türkei an den übrigen Teil Europas, dem das Osmanische Reich bis dahin im Grunde doch nur eine terra incognita gewesen war — und umgekehrt. Dieser Anschluß fand seinen sichtbaren Ausdruck zunächst in einer wirtschaftlichen Annäherung oder doch mindestens in Versuchen zu einer solchen. Die erste Voraussetzung hierzu war die Schaffung einer Bank. So wurde denn im Jahre 1863, unter Uebernahme der 7 Jahre zuvor errichteten englischen „Ottoman-Bank" von französischen Gründern, die Banque Impériale Ottomane ins Leben gerufen. Da es den Gründern ohne besondere Schwierigkeiten gelang, das neue Institut mit Unterstützung der ottomanischen Regierung von vornherein mit einer Reihe wertvoller Privilegien auszustatten, so hatte die französische und mit ihr die englische haute finance in dem Boden der Türkei mit einem Schlage in einer Weise Fuß gefaßt, die spätere Mitbewerber ihr gegenüber in hoffnungslose Unterlegenheit brachte. Man wird in aller Unbefangenheit den Franzosen und Engländern das Zeugnis nicht vorenthalten dürfen, daß sie es meisterhaft verstanden, diese ihnen in den Schoß gefallene Vorzugsstellung bis aufs äußerste auszunützen und daraus ein Instrument für die rücksichtslose Wahrnehmung ihrer eigenen, nicht nur wirtschaftlichen Interessen herzustellen; sogar noch, als der Ausbruch des Krieges und das Eingreifen der Türkei an der Seite der Zentralmächte dem Institut, das aus Paris und London fortgesetzt seine Weisungen bezog, doch allein schon aus Gründen elementarsten Taktes, die größte Zurückhaltung zur selbstverständlichen Pflicht hätte machen müssen . .



Türkischer Truppentransport.

Daß ein derartiger Zustand unhaltbar und einer Großmacht, die in diesem Kriege so glänzende Beweise ihrer Tüchtigkeit gegeben hat, unwürdig ist, bedarf schwerlich noch umständlicher Beweise. Ent-

Digitized by Google

weder — oder. Entweder bleibt die „Banque Impériale Ottomane" die ausländische Bank, als die sie begründet wurde, die sie nie aufgehört hat, zu sein, und deren nicht ottomanische Nationalität im Grunde ihre „raison d'être" war, dann müssen ihr sämtliche Privilegien, namentlich das Recht der Notenausgabe, entzogen werden. Oder aber sie wird, wie sie in ihrer Firma verspricht, eine wirkliche „Kaiserlich Ottomanische Bank", dann muß der Einfluß ausländischer Drahtzieher für immer beseitigt werden. Ein nationales Noteninstitut in Konstantinopel, das seine Weisungen aus Paris und London bezieht, ist ein Unding, eine Fortdauer dieses Zustandes nach diesem Kriege undenkbar. Es ist ja an sich schon überraschend genug, daß sich diese Verhältnisse bis zum gegenwärtigen Kriege zu erhalten vermochten. Solange sich England der Türkei als einer Schildwache gegenüber dem gefürchteten russischen Nebenbuhler bediente, war der Zustand allenfalls noch erträglich. Seitdem aber die englische Politik auf dem Umwege über Paris eine Annäherung an Rußland zustande gebracht hatte, seitdem sich dadurch das Gefühl der Bedrohung Indiens durch Rußland für England mehr und mehr abgeschwächt hatte, seitdem war das Schicksal der „Banque Impériale Ottomane" im Grunde besiegelt. Mit der neuen Orientierung der englischen Politik gegenüber der Türkei ging ein désintéressement Englands im Hinblick auf die türkischen Finanzgeschäfte Hand in Hand. Die Folge davon war, daß der englische Einfluß bei der Ottomanbank immer mehr in den Hintergrund trat zugunsten des französischen Einflusses, der sich in der Verwaltung des Instituts breiter und breiter machte, bis er eine vollständige Monopolstellung inne hatte. Das Schlimme war, daß diese Entwickelung durch die eigenartige Konstitution der Bank noch begünstigt wurde. Daß sie keine reine Staatsbank war, mochte noch hingehen. Auch die Deutsche Reichsbank ist keine Staatsbank. Im Falle der Ottomanbank war aber kaum noch ein Zusammenhang zwischen Bank und Staat vorhanden. Gewiß — das Kapital der Bank war auch hier nicht vom Staate geliefert worden. Aber auch mit der Verwaltung des Instituts hatte der Staat nichts zu schaffen, und selbst vom Gewinne der Bank floß ihm kein Anteil zu. Das einzige Recht, das ihm die Gründer freundlichst zugestanden hatten, bestand in der Ernennung eines Staatskommissars. Welche waren aber dessen Befugnisse? Zunächst stand dem Verwaltungsrat und einem besonderen Bankausschuß ein Einspruchsrecht gegen die Persönlichkeit jenes Kommissars zu. Nur wer den führenden Männern der Ottomanbank genehm war, hatte auf ein Agrément zu rechnen. Was aber die Befugnisse dieses eigenartigen Funktionärs anbelangt, so beschränkten sie sich darauf, daß ihm gestattet war, in die Geschäftsführung der Bank Einsicht zu nehmen. Das war alles. Von einer Teilnahme an der Verwaltung, von einem Einspruchsrecht gegen die Geschäftsgebarung war mit keinem Wort die Rede. Auch die Bestellung eines von der Pforte einzusetzenden Kontrolleurs für die Finanzgeschäfte mit dem Schatzamt vermochte an der Unwirksamkeit dieser Schutzmaßregeln nicht ein Jota zu ändern. In der Generaldirektion saß ein Franzose und ein Engländer, der Verwaltungsrat war ein Areopag von Mitgliedern der Pariser und Londoner haute finance, und über jeden Posten eines Filialdirektors wurde von Paris aus, wohl meist im Einverständnis mit London, entschieden. Freilich — daß eine Staatskontrolle, wenn auch nur nominell, vorhanden war, wurde äußerlich durch das Siegel des Staatskommissars auf den Banknoten zum Ausdruck gebracht. Diese Staatskontrolle stand eben nur — — auf dem Papier, das zur Anfertigung der Banknoten diente . . .

Allen diesen weitgehenden Rechten der Bank standen Pflichten nur in sehr begrenztem Umfange gegenüber. Die Erfüllung ihrer Pflichten lag übrigens der Verwaltung weit weniger am Herzen als die Wahrnehmung ihrer Rechte. Was die Monatsausweise anbetrifft, zu deren Veröffentlichung die Bank nach dem Wortlaute ihrer Konzession verpflichtet war, so hat sie es stets sorgsam vermieden, nähere Einzelheiten über die Art ihrer Kassenbestände und die Zusammensetzung ihres Goldvorrats mitzuteilen. Die Jahresbilanz ihrerseits war jeweils von einem ganz unzureichenden, geradezu dürftigen Verwaltungsbericht begleitet, der mit auf anderen Gebieten gewiß schätzbaren Diskretion über alles Wissenswerte mit schweigender Eleganz hinwegglitt . . .

Worin besteht nun eigentlich das wahre Ziel der türkischen Bankreform? Daß eine solche die Errichtung einer Zentralnotenbank, deren Emissionen im ganzen Lande umlaufsfähig sind, erstreben muß, dürfte nach Vorgesagtem ohne weiteres klar sein. Es fragt sich nur, in welcher Form dieses Ziel am sichersten und vollständigsten erreicht wird. Zunächst ist es offenbar, daß nur noch die Schaffung eines Instituts in Frage kommen kann, das der vollen, in anderen Ländern üblichen Staatskontrolle unterliegt. Bedarf es zu diesem Zwecke einer Umwandlung in eine reine Staatsbank? Diese Frage ist zu verneinen. Für das angestrebte Ziel würde es durchaus genügen, die Ottomanbank in technischer Hinsicht unserer Reichsbank gleichzustellen. Demgemäß kann ihr privates Stammvermögen ihr erhalten bleiben, wofern nur die sonstigen für eine Zentralnotenanstalt erforderlichen Voraussetzungen erfüllt sind. Dazu gehört, daß das Institut vom Staate geleitet und beaufsichtigt wird, ferner eine Gewinnbeteiligung des Staates als Gegenleistung für das von letzterem gewährte Notenprivileg. Die übrigen, für

Digitized by Google

den Betrieb eines Zentralinstituts erforderlichen Bedingungen müssen ebenfalls erfüllt werden. Von ihrer Aufzählung kann, da sie sekundär sind, hier abgesehen werden.

Freilich — was das Kapital der Bank anbetrifft, so wird die Frage seiner Beschaffung nicht ohne Schwierigkeiten zu lösen sein. Ob die türkischen Kapitalisten die erforderlichen beträchtlichen Summen aus eigenem werden aufbringen können, darf füglich bezweifelt werden. Es schadet ja aber auch gar nichts, wenn auch fernerhin ausländisches Geld bei der Beschaffung mitwirkt, vorausgesetzt

Als wahres Ziel der türkischen Bankreform wurde oben die Schaffung einer Zentralnotenbank, deren Notenumlaufsfähigkeit sich über das ganze Land erstrecken muß, bezeichnet. Der Hauptton liegt auf der Vorsilbe „Zentral" und auf den Worten „über das ganze Land". Denn darin lag ja gerade der Hauptmangel der Ottomanbank als Noteninstitut, daß sich die Zirkulation ihrer Emissionen nur auf Konstantinopel beschränkte, worauf der Aufdruck der Noten „remboursable à Constantinople" ausdrücklich hinwies. Von dieser Einschränkung abgesehen, waren die Vor-

Tscharshi (Markt) in Konstantinopel.

natürlich, daß unerwünschte Majorisierungsbestrebungen von vornherein unmöglich gemacht werden. Eine andere Frage ist allerdings, ob sich ausländisches Kapital nach diesem Kriege für derartige Zwecke finden wird. Ob die Franzosen und Engländer nach den Erfahrungen seit 1914 und unter so veränderten (für sie ungünstigen) Verhältnissen zur Hergabe ihrer Mittel noch bereit sein werden, wer vermag das heute zu sagen? Die Verquickung von Finanzen und Politik ist eine rein französische Spezialität. Ihre Praxis wurde später, unter dem Drucke der Konkurrenz, auch von anderen Ländern übernommen. Daß diese Uebung unheilvoll sein kann, das haben die Franzosen während der gegenwärtigen Feindseligkeiten am eigenen Leibe reichlich erkannt — jedenfalls reichlicher, als ihnen lieb sein mag. Ob man aber in Paris aus den Erfahrungen dieses Krieges die sich ergebenden Lehren ziehen wird, bleibt doch immerhin abzuwarten . . .

aussetzungen für die Durchführung der Rolle einer Notenbank wohl erfüllt. Die Bank besitzt zunächst ein Notenmonopol. Die Noten besitzen gesetzliche Zahlkraft. Die Höhe der jeweiligen Zirkulation, deren Höchstgrenze vor dem Kriege auf 2 Millionen türkische Pfund festgesetzt war, mußte mit mindestens einem Drittel durch Barvorräte gedeckt sein.

Was hinderte nun die Bank an der Einlösung ihrer Noten außerhalb Konstantinopels? Konnte sie nicht oder wollte sie nicht? Wenn man den Erklärungen der Bankverwaltung Glauben schenken will, so wäre es beinahe ein Verbrechen, ihren guten Willen anzuzweifeln. Herrscht nicht in der türkischen Provinz ein durch die frühere Papierwirtschaft an sich verständliches Mißtrauen gegen Banknoten im allgemeinen und die Noten der Ottomanbank im besonderen? Durfte die Bank sich unter diesen Umständen bewußt der Gefahr aussetzen, ihre Noten im Lande mit Disagio zirkulieren zu lassen

Digitized by Google

und dadurch das Vertrauen der Hauptstadt zu dem inneren Werte der Noten zu erschüttern? So argumentierte die Bankverwaltung, und wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Scheinen — denn in der Wirklichkeit nahmen sich die Dinge doch wesentlich anders aus. Den türkischen Bauern von seinem Mißtrauen gegen das Papiergeld zu heilen, dazu wird es wohl noch vieler Jahrzehnte bedürfen. Aber diese Aufgabe war der Ottomanbank gar nicht zugefallen. Nicht um den Bauern handelt es sich zunächst, der zur Gewöhnung an die Banknote erzogen werden soll, sondern um den Händler, den das Papiergeld ein längst vertrautes und geschätztes Hilfsmittel des Geldverkehrs ist. Auch konnte es sich vorerst nicht darum handeln, die Noten der Bank in dem entlegensten Dorfe des weiten türkischen Reiches zur normalen Zirkulation zu bringen, sondern auf die großen Handelsplätze der Provinz kam es an. Der Kaufmann in Smyrna, in Beirut, in Aleppo braucht an das Papiergeld nicht erst gewöhnt zu werden. Ihm ist das Wesen der Banknote wohl bekannt, und von Mißtrauen dagegen ist bei ihm so wenig — oder so viel — die Rede wie bei der Bevölkerung von Konstantinopel. Im übrigen spricht ja schon die Stückelung der Banknoten in Abschnitte von 100, 50 und 5 türk. Pfund deutlich dafür, daß nicht die große Masse, sondern der Handel der Hauptpfeiler des von der Ottomanbank aufgerichteten Notengebäudes ist. Angesichts dieser Sachlage nimmt sich die Argumentation der Verwaltung der Ottomanbank doch äußerst dürftig aus....

Nein — der wahre Grund, weshalb die Noten „remboursables à Constantinople" waren, liegt auf ganz anderem Gebiete. Man wird überrascht sein, zu hören, daß dieser Grund politischer Natur ist. Wären die Noten der Ottomanbank auch in der Provinz einlösbar gewesen, so hätte das Institut daselbst mehr oder minder bedeutende Goldreserven unterhalten müssen. Davon wollten aber die Herren an der Seine und Themse aus begreiflichen Gründen nichts wissen. Gold ist Macht, und darum mußten die Goldbestände nach Möglichkeit zentralisiert werden, in Konstantinopel oder, besser noch, in Paris und London.

„Was die Türkei", so schrieb ich im Aprilheft der Islamischen Welt („Die Finanzen der Türkei im Kriege"), „in finanzieller Hinsicht aus der Reihe aller kriegführenden Länder heraushob, — von Staatsgebilden wie Montenegro abgesehen, — das war der in der Finanzgeschichte großer Staaten ohne Präzedenzfall dastehende Umstand, daß sie bei Kriegsbeginn keine nationale Notenbank für die Deckung der ersten Bedürfnisse zur Verfügung hatte. Freilich, ein Institut, das zur Uebernahme jener Rolle berufen und verpflichtet gewesen wäre, war schon vorhanden: jene Anstalt, die den stolzen Namen „Banque Impériale Ottomane" führt. Aber diese Bank, die schon in Friedenszeiten der Mittelpunkt aller finanziellen, wirtschaftlichen und auch politischen Machenschaften der Entente gegen die Türkei war, verweigerte, auf Grund der aus Paris und London empfangenen Weisungen jede Hilfe. Von einer Bereitschaft, einzuspringen, war unter keinen Umständen die Rede, an einen Versuch, der bedrängten Regierung das Notenprivileg im kritischen Augenblick anzubieten, kein Gedanke. Auch nicht zu Bedingungen, die jedes Moment der Unsicherheit von vornherein ausgeschaltet hätten. Denn, finanziell gesprochen, war es doch schließlich nur eine Frage der Deckungsvorschriften oder hätte es mindestens nur eine solche sein dürfen — eine Frage, von deren befriedigender Lösung die Entscheidung über das Notenprivileg abhängen durfte. Nichts von alledem. Paris locuta, causa finita erat..."

Und während die deutschen und österreichischen Banken in Konstantinopel bei Ausbruch des Krieges das Menschenmöglichste leisteten, um dem gesteigerten Bedürfnis nach Bargeld durch große Goldrimessen abzuhelfen, hat die Verwaltung der Ottomanbank nicht nur jede Hilfe zur Milderung der schweren Geldkrise verweigert, sondern sie hat sich im Gegenteil nicht gescheut, Gold aus dem Lande herauszupressen, was natürlich nur unter Anwendung unlauterer Mittel möglich war. Es handelt sich hier um einen finanziellen Verrat, wie er niedriger und gemeiner schwerlich ausgedacht werden kann.

Was nun die Frage anbelangt, auf welchen Wegen man zur Schaffung einer wirklichen Zentralnotenbank gelangt, so scheint die erste Voraussetzung hierzu die systematische Befolgung einer gründlichen Filialpolitik zu sein. Das Problem, wo und wann Niederlassungen des Instituts zu errichten sind, ist von kapitaler Wichtigkeit. Ueber die Plätze, welche für die Errichtung von Filialen in Betracht kommen, dürfen in Zukunft ausschließlich die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Landes entscheiden. Das war im Konzessionsferman auch ausdrücklich vorgesehen, insofern als die Gründung von Zweiganstalten von der Frage der „Bedürfnisse und Interessen des Reiches und des Tresors" abhängig gemacht werden sollte. Die Verwaltung der Ottomanbank hat sich an dieser Bestimmung in keiner Weise gebunden gefühlt. Nicht das türkische, sondern einzig und allein das französische und englische Interesse war für die Auswahl der Orte, an denen Filialen gegründet wurden, maßgebend. So konnte es geschehen, daß die Ottomanbank an wichtigen türkischen Handelsplätzen, wo sie sicher ein reiches Feld gewinnbringender Tätigkeit gefunden hätte, nicht vertreten war. Dagegen leistete sie sich den Luxus einer Agency in Manchester, weil doch die He-

Digitized by Google

bung des Exports von „Manchester goods" auf dem Programm des Londoner Ausschusses stand.

In welcher Weise das neu zu errichtende Filialnetz zu organisieren sein wird, ist eine andere Frage. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Landes und bei der gewaltigen Verschiedenheit der Provinzen unter einander und ihrer Bewohner, wird sich eine straffe Zentralisation schwer ermöglichen lassen. Eine solche ist auch durchaus entbehrlich. Vielmehr scheint eine planmäßige Dezentralisation, welche die Errichtung von Nebenzentralbanken im Reiche vorsieht, am Platze. Was die Frage der Diskontpolitik anbetrifft, die nach Lage der Dinge erst einer späteren Zukunft vorbehalten bleiben muß, so würde gegen die Verschiedenartigkeit von Diskontsätzen, entsprechend dem Charakter der einzelnen Reichsteile und ihrer Bevölkerung, durchaus nichts einzuwenden sein. Es sei in diesem Zusammenhange nur an das Beispiel der Russischen Reichsbank erinnert. Wurde oben als erste Voraussetzung für die Schaffung einer wirklichen Zentralnotenbank eine gründliche Filialpolitik bezeichnet, so ist die zweite Bedingung die Befolgung einer planmäßigen Währungspolitik. Daß deren Ziel die allmähliche Durchführung der reinen Goldwährung sein muß, versteht sich von selbst. Nun sieht zwar die Münzreform in der Türkei, laut Gesetz vom 8. April 1916, die Einführung der reinen Goldwährung vor, indem ihr erster Artikel lautet: „Die Grundlage des Münzsystems des Osmanischen Reiches bildet die Goldwährung. Die Münzeinheit ist der Piaster." Ob aber die Bestimmungen des Artikels 4: „Die Höchstgrenze der in Silber anzunehmenden Betrages ist 300 Piaster. Kein Gläubiger ist verpflichtet, einen höheren Betrag in Silberwährung anzunehmen", nicht letzten Endes der Durchführung der reinen Goldwährung hinderlich sein werden, bleibt abzuwarten. Es scheint, daß die türkische Münzreform mit ihren wohlgemeinten, aber zu radikalen Vorschriften den Ereignissen weit voranläuft, denn zu einer reinen Goldwährung wird ein Land wie die Türkei voraussichtlich erst nach Generationen gelangen. Für Länder mit passiver Handels- und Zahlungsbilanz, wie es die Türkei eines ist und nach menschlichem Ermessen noch auf lange Zeit hinaus bleiben dürfte, ist eine absolute Goldwährung höchster Luxus. Wie soll die dauernd drohende Gefahr des übermäßigen Goldabflusses anders beseitigt werden als — in Ermangelung eines Ausfuhrüberschusses — durch fortgesetzte Inanspruchnahme der ausländischen Geldmärkte im Anleihewege? Ein derartiger Zustand ist an sich gewiß ungesund. Im vorliegenden Falle ist er um so unhaltbarer, als die Türkei, besonders in den auf den Friedensschluß folgenden Jahren, ihre Importe, und damit die Passivität ihrer Handelsbilanz, stark wird erhöhen müssen. Denn letzten Endes ist und bleibt das Ziel jeder türkischen Wirtschaftspolitik die Aktivierung der Handelsbilanz, und eine solche wird, wenn überhaupt in absehbarer Zeit, doch nur ermöglicht durch intensivste Steigerung der Produktion, für welche aber wiederum die Einfuhr aller Arten von Maschinen usw. in größtem Stil zunächst die erste und hauptsächlichste Voraussetzung bleibt. Aus diesem circulus notwendigerweise viciosus kann auch die Türkei nicht heraus, und so wird sich eine Abänderung der Bestimmungen des Münzgesetzes im Sinne obiger Darlegungen auf die Dauer in der Praxis schwer umgehen lassen.

Wenn sich die Banque Impériale Ottomane für ihre Filial- und Währungspolitik planmäßig auf Erwägungen stützte, die den vorstehenden Ausführungen entsprechen, so ist die Zukunft des Instituts schon gesichert, weil damit das Problem der Reform der Bank im wesentlichen gelöst wäre. Daran wird auch die Gründung der Osmanischen Nationalkreditbank nichts ändern, die sich als ein geschickter Gegenzug der osmanischen Regierung gegenüber der Verwaltung der Ottomanbank erweisen dürfte. Irgendwie muß eine Form gefunden werden, die entweder beiden Instituten das Arbeiten nebeneinander ermöglicht oder, was wahrscheinlicher ist, ein Aufgehen des einen in das andere voraussieht. Normalerweise sollte, insoweit Prophezeihungen überhaupt am Platze sind, die Osmanische Nationalkreditbank in die Banque Impériale Ottomane aufgehen. Falls sich jedoch die Dinge wider Erwarten ungünstig entwickeln, so wird die Ottomanbank von der Nationalkreditbank übernommen werden müssen. So oder so — es bleibt jedenfalls zu Recht bestehen, was im Anfang dieses Aufsatzes als Forderung aufgestellt wurde: entweder bleibt die Banque Impériale Ottomane die ausländische Bank, als die sie begründet wurde, die sie nie aufgehört hat, zu sein, und deren nichtottomanische Nationalität ihre „raison d'être" war. Dann müssen ihr sämtliche Priviligien, namentlich das Recht der Notenausgabe, entzogen werden. Oder aber sie wird, wie sie in ihrer Firma verspricht, eine wirkliche „Kaiserlich Ottomanische Bank", dann muß der Einfluß ausländischer Drahtzieher für immer verschwinden. Wie dem auch sei: die uns verbündete Türkei wird aus der Entwicklung der Dinge in jedem Falle Nutzen ziehen, und das ist für unsere osmanischen Alliierten einer der größten wirtschaftlichen Gewinne dieses Krieges....

Digitized by Google

DER ZUKÜNFTIGE FRIEDE UND DIE ALGERISCHEN MUSLIMS.

Von Leutnant El Hadj Abdallah.

Es wird behauptet, daß der zukünftige Friede zwischen den und innerhalb der aus verschiedenen Völkern zusammengesetzten Nationen ein dauernder sein wird. Jedes Volk, ob klein oder groß, ist zu einem Platz an der Sonne berechtigt. Wenn dem so ist, dann können die fremdem Joch unterworfenen Muslims nach dem Friedensschluß auf eine weitgreifende Besserung ihrer Lage hoffen. Schon beginnen die algerischen Muslims sich den islamischen Gruppen anzuschließen, die sich darauf vorbereiten, im gegebenen Moment ihre Rechte geltend zu machen. In dem engen Rahmen dieses Artikels wollen wir jedoch nur der algerischen Frage nähertreten.

Ankunft österreichischer Offiziere in Damaskus, Begrüßung durch Gamal Pascha.

Tunis hat einen Bey, Marokko seinen Sultan. Es sind dies zwei Protektorate, an deren Spitze zwei muslimische Monarchen unter der Kontrolle der französischen Besetzung stehen. Wir wollen nicht behaupten, daß in diesen Provinzen alles in schönster Ordnung ist, im Gegenteil. Es genügt, an die in verschiedenen Broschüren zum Ausdruck gekommenen Proteste der Tunesen zu erinnern. Algerien, die den Muslims mit Gewalt entrissene alte französische Kolonie, besaß weder Bey noch Sultan. Der frühere Emir ging im Augenblick der französischen Besitzergreifung ins Exil. Ohne arabische konstitutionelle Monarchie, ohne energische Führer, war Algerien größerem Unrecht ausgesetzt als Tunis und Marokko. Der Generalgouverneur Algeriens vereinigt in seiner Person Aemter mannigfacher Art: er ist Bey, er ist Sultan und er ist der „Beherrscher der Gläubigen" unter den algerischen Muselmanen. Die von der französischen Regierung eingesetzte Verwaltung bringt den Interessen, der Religion und den Sitten der Eingeborenen wenig Sympathie entgegen. Aus diesem Grunde hat wahrscheinlich Präsident Wilson in seinen jüngsten Manifesten über den künftigen Frieden den Ausspruch getan, daß diejenigen Staatsangehörigen, die einer Nation eines anderen Glaubens als dem ihrigen untertan sind, selbst die Regierung wählen sollten, der sie ihr Schicksal anvertrauen. Die französische Kolonisation hat sich in ihrer Eingeborenenpolitik grobe Fehler zuschulden kommen lassen. In der Tat besteht zwischen Franzosen und algerischen Muslims eine tiefe, dumpfgrollende und latente Feindschaft. Wenn man bedenkt, daß die algerischen Muslims im französischen Heere dienen und man oft von der Regierungstreue der Bevölkerung reden hört, mag dies seltsam erscheinen. Diese Kundgebungen der Loyalität von seiten der Eingeborenen sind jedoch nichts weiter als der Ausdruck einer automatischen Unterwürfigkeit, die zutage

Digitized by Google

tritt, wenn die Beherrscher ihren Interessen wohlwollend entgegenkommen.

Diesem trügerischen und verhängnisvollen Wohlwollen ist es zuzuschreiben, daß die algerischen und tunesischen Muslims sogar so weit gingen, auf ihre Glaubensgenossen in Marokko zu schießen. Ist es nicht auch ein Verbrechen von seiten der französischen Ansiedelungspolitik, die afrikanischen Araber dazu aufzustacheln, sich gegenseitig zu vernichten, nur um sich in den Besitz von Ländereien zu setzen. Die französische Kolonisation sät blutigen Zwist unter den Eingeborenen und lehrt den Haß

Kriegsbedürfnisse gemacht wird. Im Laufe dieses selbigen Krieges hat der Generalgouverneur Algeriens zahlreiche Gefangenenlager, „Lager verdächtiger Eingeborenen" genannt, errichten lassen, wo tausende unserer Glaubensgenossen, auf den leisesten Verdacht hin, interniert werden. Abteilungen französischer Truppen durchstreifen das Land bis in den fernsten Winkel, und sind bereit, das Feuer der Maschinengewehre auf die Ansammlungen der Eingeborenen zu eröffnen, die gegen die ungehörigen Ansprüche und die mißbräuchlichen Forderungen der Regierung Einspruch erheben. Sprechen

Türkische Offiziere beobachten die Artillerie beim Feuern.

unter anderen Völkern; sie hat sogar versucht, Türken und Deutsche aufeinander zu hetzen. In Wirklichkeit haben wir keinen anderen Feind auf Erden als den, der uns gewaltsam unser Land entriß und uns seit 87 Jahren mit empörender Ungeschicktheit und Ungerechtigkeit regiert. Diese ungesunden Zustände müssen sich jedoch an denen, die dafür verantwortlich sind, rächen. Die Unzufriedenheit der eingeborenen Bevölkerung hat sich oft in Teilaufständen Luft gemacht, trotzdem wurden unsere Beschwerden immer wieder durch Waffengewalt unterdrückt. Die Verwaltung duldet weder arabische Zeitungen noch energische Volksvertreter. Führen wir eine der vielen von der französischen Regierung inszenierten Farcen an. Jüngsthin wurde eine arabische Zeitung gegründet, nicht etwa in Nordafrika, nein, in Paris. Jedermann — auch Aly El Ghaity — schreibt für dieses Blatt, mit Ausnahme der Muslims Nordafrikas. Diese müssen sich darauf beschränken, die Propaganda zu lesen, die für die

diese Anzeichen nicht deutlich dafür, daß zwischen dem Franzosen und dem algerischen Muselmann ein geheimer Krieg besteht? Wir glauben, daß diejenigen, die dazu berufen sind, den Frieden unter den Völkern wiederherzustellen, die Frage der unterdrückten Muselmanen nicht vergessen werden. Die Araber Algeriens haben im geeigneten Moment ernste Wiederherstellungsforderungen und gewichtige Einsprüche geltend zu machen.

* * *

Die Friedensverhandlungen werden natürlich in dem Augenblick auf große Schwierigkeiten stoßen, wo zur Sicherung eines dauernden Friedens die Rückgabe des in früheren Kriegen verlorenen oder in diesem Kriege besetzten Gebietes verlangt wird. Unter diesen Bedingungen eingeleitet, wird der kommende Friede ein ungerechter sein, wenn dem unterdrückten Muselman nicht solche Konzessionen eingeräumt oder zum allermindesten nicht diejenigen

Digitized by Google

internationalen Garantien gewährt werden, die die Willkür und Unterdrückung, welche die herrschenden Nationen den unterdrückten Völkern gegenüber ausüben, vermindern. Auf diese Betrachtungen gestützt, greifen wir ein Beispiel heraus: Serbien, die ursprüngliche Ursache des großen Kriegsdramas, verlangt, oder man verlangt für es, die Rückgabe seines Gebietes, seine Unabhängigkeit und seine Freiheit. Wenn seine Ansprüche befriedigt werden, dann verstehen wir nicht, warum die algerischen Muselmanen, die sich keinerlei, zu Zwistigkeiten zwischen den Nationen führenden Handlungen schuldig machten, fortfahren sollten, ihres Landes beraubt zu sein und das bitterste Joch der Erde zu tragen. Es kann keine zweierlei Gewichte und Maße in einem Frieden geben, der die Kultur und die Freiheit der Welt sichern soll. Wohl können wir erraten, was die französische Regierung den afrikanischen Muslims sagen wird, wenn die Umstände diesen Muslims erlauben werden, ihre Rechte geltend zu machen — denn es handelt sich um unwiderlegbare Rechte und wohlberechtigte Forderungen. Sie wird ihnen sagen, daß die Ereignisse des großen Krieges sich in Europa zutragen, das heißt unter Kulturvölkern; daß ihr Schutz der kleinen europäischen Staaten auf alten Verträgen beruht, daß man die politischen Verhältnisse und die Sitten der kleinen Völker Europas und der Muslims nicht vergleichen kann und daß es endlich ganz außer Frage ist, solch rückständigen Völkern, wie den Muslims Nordafrikas, Gebiet zurückgeben oder freiheitliche Konzessionen gewähren zu können. Mit diesen gebieterischen und entschiedenen Worten wird man wahrscheinlich den Forderungen der Muslims entgegentreten. Gelegentlich der letzten Friedensvorschläge des Präsidenten Wilson hat die französische Presse gewisse Einzelheiten eingehend erläutert und erklärt, daß den Muslims Nordafrikas, deren Kultur rückständig und deren Religion und Sitten von denen anderer Völker verschieden seien, keine Zugeständnisse, wie man sie den Armeniern und Serben einzuräumen gedenkt, gewährt werden sollen. In bezug auf die Besserung des Schicksals der kleinen unterdrückten muslimischen Völker und die ihnen zu gewährende Freiheit teilt also die französische Regierung nicht im geringsten die Ansicht des Präsidenten der amerikanischen Republik.

Diese abweisende Haltung gibt zu den folgenden Fragen Anlaß:

1. Warum hat die französische Regierung in einem Krieg zwischen Kulturvölkern den politisch rechtlosen, algerischen Muslims die Wehrpflicht aufgezwungen?

2. Warum wurden diese kulturell rückständigen und sich zu einer anderen Religion und anderen Sitten bekennenden Muslims als Kämpfer für die europäische Kultur auf die Schlachtfelder Europas geführt?

3. Für welches Ideal sterben diese selben Muslims auf den Schlachtfeldern Europas? Um Witwen und Waisen in einem der Gewaltherrschaft und Ausnahmegesetzen unterworfenen Lande hilflos zu hinterlassen?

4. Aus welchem Grunde werden Tausende von eingeborenen Arbeitern in Algerien eingezogen, ihrer Beschäftigung entrissen und nach Frankreich befördert, wo sie Feld- oder Bergwerkarbeit für das Land verrichten?

Diese einfachen Fragen bilden nur die Einführung zu dem Protest, den wir lautwerden zu lassen beabsichtigen. Wir nehmen an, daß neben den den kleinen christlichen Völkern gewährten Wohltaten, wie Gebietsrückgabe, Sicherung der politischen Unabhängigkeit und der Selbstregierung, die Interessen der unterdrückten Muslims, die für die Kultur der Europäer in Europa gekämpft haben, nicht geopfert werden dürfen. Das Märchen von den Reformen, die die französische Regierung in Algerien seit vielen Jahren ankündigt und die immer im Sande verlaufen, sollte keine algerischen Muslims mehr täuschen. Die Opfer aller Art, die der afrikanische Islam im Laufe dieses Krieges gebracht hat, legen dem algerischen Muselman die Verpflichtung auf, die Verwirklichung langgehegter Hoffnungen zu erstreben. Wenn die in früheren Kriegen eroberten Gebiete den ehemaligen Besitzern zurückgegeben werden, wenn kleine Staaten, wie Serbien, blutigen Zwist unter den großen Nationen entzünden, um in der Folge Freiheit und Unabhängigkeit zu gewinnen, dann wollen wir einen energischen Appell an das Gewissen derjenigen richten, die für die Gerechtigkeit und die humane Grundlage des kommenden Friedens arbeiten.

Die französische Herrschaft in Algerien kann sich in ihrer jetzigen Form, mit ihren die eingeborene Bevölkerung willkürlich unterdrückenden Ausnahmegesetzen, nicht bis ins Unendliche halten. Die algerischen Muslims sind in die Ereignisse des europäischen Krieges hineingezogen worden; sie haben für die Kultur und die Unabhängigkeit der kleinen christlichen Völker gekämpft; es wäre nicht mehr als gerecht, wenn sie durch die Rückgabe ihres Gebietes, durch die Wiederherstellung ihrer Freiheit oder wenigstens durch eine Regierung nach ihrer Wahl, entschädigt würden.

Digitized by Google

DIE TÜRKEI ALS RAUBOBJEKT DER ENTENTE.

Von Rudolf Rotheit.

Als das Mitglied des türkischen Parlaments, Schekib Arslan, Abgeordneter für den Hauran, durch Vermittlung der Presse unlängst die Frage an den französischen Ministerpräsidenten Ribot richtete, welche Bewandtnis es mit dem englisch-französischen Abkommen habe, wonach Frankreich Syrien und England Palästina erhalten soll, mit Ausnahme Jerusalems, aus dem man eine internationale Republik bilden will, waren dem Fragesteller zwar schon die Mitteilungen bekannt, die der Reichskanzler Dr. Michaelis bei einem Empfang von Vertretern der Berliner Presse über die Kriegsziele der Entente gemacht hatte, doch hatte er damals noch keine Kenntnis von den noch wichtigeren und bedeutend weitreichenderen Enthüllungen zu demselben Gegenstande, die der Reichskanzler in einer Rede im Hauptausschuß des Reichstages am 21. August d. Js. einflocht. Schekib Arslan stellte jene Frage in seiner Eigenschaft als Araber und Osmane und gab damit den Gefühlen Ausdruck, von denen die Verteidiger des türkischen Reiches angesichts der Raubpolitik der Entente beseelt sind. In vier verschiedenen Etappen lernten sie während des Weltkrieges diese Politik kennen. Den ersten Raubanspruch stellte laut und öffentlich Rußland, und der russische Ministerpräsident Trepow war es, der von der Dumatribüne aus triumphierend verkündete, daß die Verbündeten Rußlands diesen Anspruch — nämlich auf die russische Besitzergreifung Konstantinopels und der Dardanellen — gutgeheißen und anerkannt haben. Es tut in diesem Zusammenhange wenig zur Sache, daß später das revolutionäre Rußland sich anders besonnen und die Eroberung Konstantinopels und der Dardanellen aus seinen Kriegszielen ausgeschaltet hat. Aufrecht bleibt trotzdem die Tatsache der englischen und französischen Bereitwilligkeit, Konstantinopel und die Dardanellen den Russen zu überliefern, eine Bereitwilligkeit, die allerdings vergaß, die Kraft der Dardanellenverteidiger entsprechend in Rechnung zu stellen. Wäre es den Engländern und Franzosen geglückt, diese Kraft zu brechen, dann stünde das russische Zartum heute wahrscheinlich noch in voller Machtfülle da, die Revolution wäre nicht eingetreten und der Verzicht auf das lockende Meerengenziel wäre nicht erfolgt. Wenn man mit Recht sagt, daß durch die Waffen des Vierbundes dem Zaren die Krone vom Haupte geschleudert wurde, so stehen hierbei die Waffentaten an den Dardanellen mit in erster Linie.

Als die zweite Etappe der Aufdeckung der feindlichen Kriegsziele gegen die Türkei darf die Antwort der Entente auf die Friedensnote des Präsidenten Wilson gelten, worin die Entente trotz der Mißerfolge an den Dardanellen auf der Vertreibung der Türken aus Europa bestand. Und doch war das immer noch ein winziger Teil der wirklichen Absichten der Entente gegen die Türkei. Man kann es nicht anders sagen: die Entente geht aufs Ganze. Sie tut es gegen Deutschland, sie tut es gegen Oesterreich-Ungarn und so auch gegen die Türkei. Ihre Parole heißt in allen drei Fällen: Zertrümmerung. Man glaubte vielleicht in der Türkei, als man in der dritten Enthüllungsetappe von den syrischen und palästinensischen Ententeplänen erfuhr, daß die Entente damit ihr Genügen finden werde, denn die Vertreibung der Türken aus Europa im Verein mit der Absprengung Syriens und Palästinas vom türkischen Reiche wäre ja schließlich eine ganz gewaltige Rache- und Räubertat. Aber über den vollen Umfang der ihnen zugedachten Katastrophe wurden die Türken erst in der letzten Etappe durch die Mitteilungen des Reichskanzlers vom 21. August belehrt. Um es kurz zu sagen, handelt es sich bei diesen Plänen um die Austreibung der Türken aus Europa und Asien zugleich, um Enttürkisierung aller Provinzen des osmanischen Reiches, um die völlige Ausmerzung der türkischen Herrschaft überall da, wo die Halbmondflagge weht, um die Freiheitsberaubung des gesamten Türkentums. Die europäische Türkei und die asiatische Türkei hätten bis auf die letzten Reste unter die Ententemächte aufgeteilt werden sollen, sei es durch völlige Besitzergreifung durch diese Mächte, sei es durch Schaffung von „Interessensphären" unter deren Oberhoheit. Nur für Jerusalem mit einem geringen Landgebiet in der Runde hatte man sich eine Besonderheit zurechtgelegt: die heiligen Stätten, deren Heiligkeit die Engländer nicht hinderte, sie unlängst mit Fliegerbomben heimzusuchen, hätten „internationalisiert" werden sollen. Der Ausdruck „Internationalisierung" ist in diesem Falle eine etwas ver-

Digitized by Google

schämte Umschreibung für „Judaisierung". Hier setzt nämlich die von Wilsons Türkenfeindschaft diktierte Agitation für die Errichtung eines palästinensischen Judenstaates ein, womit Wilson zwei Fliegen mit einer Klappe treffen will: erstens sollen dadurch die Juden aus allen Teilen der Welt an den Wagen der Feinde der Mittelmächte gespannt werden, und zweitens liegt es im Interesse sowohl der christlichen Amerikaner als auch der reichen amerikanischen Juden, daß der Massenstrom armer jüdischer Auswanderer, der bisher vornehmlich nach Amerika geht, von dort nach anderer Richtung abgelenkt werde.

Das Weltverteilungssyndikat der Entente hat sich also in ganz hervorragendem Maße gerade das osmanische Reich zum Tätigkeitsgebiet erkoren. In diesem Syndikat spielen die Engländer die Führerrolle. Sind sie doch mit dem Weltverteilungsgeschäft, wobei stets der Löwenanteil ihnen selbst zufällt, von jeher am besten vertraut. Auch hier handelt es sich für sie nicht bloß um irgendeinen neuen Gebietszuwachs, sondern vor allem um eine bedeutende Erweiterung und Befestigung ihrer Weltmachtstellung. Sie sitzen augenblicklich in Mesopotamien und haben in Arabien, an den heiligen Stätten des Islams, Verräter an der türkischen Sache, durch Gold für sich gewonnen. Sie haben ferner versucht, von Aegypten aus nach Palästina einzudringen, erlitten jedoch hierbei durch die Türken eine schwere Niederlage an der Sinaifront bei Gaza. Anscheinend ziehen sie für neue Operationen Verstärkungen nach Mesopotamien und an die Sinaifront heran. Nachdem das venizelistische Griechenland neue Hilfstruppen für die Entente gestellt hat, konnte England offenbar einen Teil seiner eigenen Soldaten von Saloniki für andere Kriegsschauplätze freimachen. Der Schwerpunkt aller feindlichen Pläne einer Aufteilung der Türkei liegt in dem englischen Bestreben, über türkisch-asiatisches Landgebiet hinweg eine feste Brücke zwischen Aegypten und Indien zu erlangen. Dadurch wird England für die Türkei — wie aus anderen Gründen für uns Deutsche — der zäheste und gefährlichste Feind unter allen. Nicht mehr Rußland, wie ehedem, sondern England ist der wirkliche Erbfeind des osmanischen Reiches. Unter allen Interessengemeinschaften innerhalb des Vierbundes ist kaum eine so offenkundig und in die Augen springend, wie die deutsch-türkische Parallelität gegen England. Was die deutschen Soldaten in Flandern, was die deutschen U-Boote zur See ausrichten, kommt unmittelbar auch der Türkei zugute, die nicht eher aufhören wird, bedroht zu sein, als bis England durch die deutschen Waffen so geschwächt ist, daß es nicht mehr im Stande ist, seine Pranken nach türkischem Gut auszustrecken.

PERSISCHER SPRUCH.

Nicht wert der Unbill ist das Glück der Erde,
Des Lebens Lust nicht wert der vielen Plagen,
Und ein Genuß von siebentausend Jahren
Des Leids nicht wert von sieben Kummertagen.

(Schemseddin Mohammed Hafis.)

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Für den Anzeigenteil A Freid, Berlin.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Digitized by Google

OTTO HAUMANN

BERLIN C 2
Burgstraße 26
Telegramme: TIFTIK BERLIN

Bukarest
Strada Corabiei 2
Telegramme: TIFTIK BUKAREST

Konstantinopel
Kenadjian Han
Telegramme: TIFTIK KONSTANTINOPEL

EXPORT · IMPORT KOMMISSION

Rohprodukte, Eisen
Chemikalien, Oele
Textilwaren

Digitized by Google

Leipziger Mustermesse

Größte internationale Ausstellungs- und Kaufgelegenheit der Welt!

Sie findet alljährlich zweimal statt und umfaßt in der Hauptsache folgende Artikel:

Porzellan-, und andere keramische Waren, Glas-, Metall-, Holz-, Papier-, Leder-, Gummi-, Korb-, Bein- und Zelluloidwaren, Kunst- und Luxusgegenstände, Haus- und Küchengeräte, Zimmerschmuck, Kurz- und Galanteriewaren, Puppen- und Spielwaren, Karneval- und Kotillonartikel, Attrappen, Christbaumschmuck, Japan- und Chinawaren, künstliche Blumen, Bijouterie- und Schmuckwaren, Seifen und Parfümerien, Toilette-, Reise- und Sportartikel, Schreib- und Zeichenwaren, Schul- und Bureauutensilien, Beleuchtungsartikel, Musikinstrumente und -werke, Automaten, optische Artikel, desgl. wissenschaftliche und gewerbliche Instrumente und Bedarfsartikel sowie verwandte Waren aller Art. :: :: :: :: ::

Die leistungsfähigsten Fabrikanten sind vertreten und stellen die Muster ihrer vorteilhaftesten und hervorragendsten Erzeugnisse aus.

Die diesjährige Frühjahrsmesse vom 5. bis 10. März brachte

38000 Besucher gegen 30000 im Vorjahre

Das ist ein nie dagewesener Erfolg, der beweist, daß jeder seine Rechnung findet, ob Fabrikant, Großhändler, Kleinhändler.

30 Meßpaläste bieten erstklassige Ausstellungs- und übersichtliche, angenehme Einkaufsgelegenheit.

Unsere Freunde laden wir zum Besuche der Herbstmesse, die am **26. August** beginnt, besonders herzlich ein; sie werden mit kleinen Unkosten schon bei einmaligem Versuch bedeutende geschäftliche Vorteile haben und sicher als unsere ständigen Gäste wiederkehren. — Erhebliche Reise-, Wohnungs- und Ausstellungs-Vergünstigungen werden gewährt.

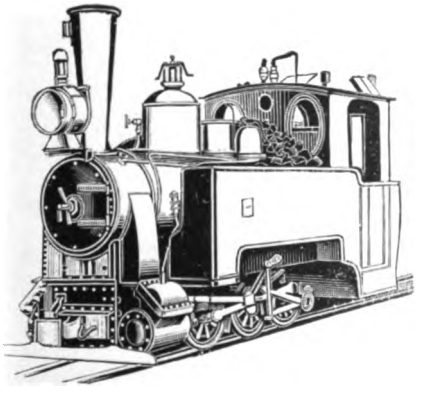
Nähere Auskunft erteilt gern

Das Meßamt für die Mustermessen in Leipzig.

Gesellschaft für Feldbahn-Industrie

Smoschewer & Co.

Breslau



Feldbahn- und Lokomotivfabrik

W. MERTENS & Co.

G.M.B.H. BERLIN

Bergbauunternehmungen im Auslande

Vornehmlich: **Zinnerz und Erdöl**

Untersuchung von Lagerstätten nutzbarer Mineralien jeder Art

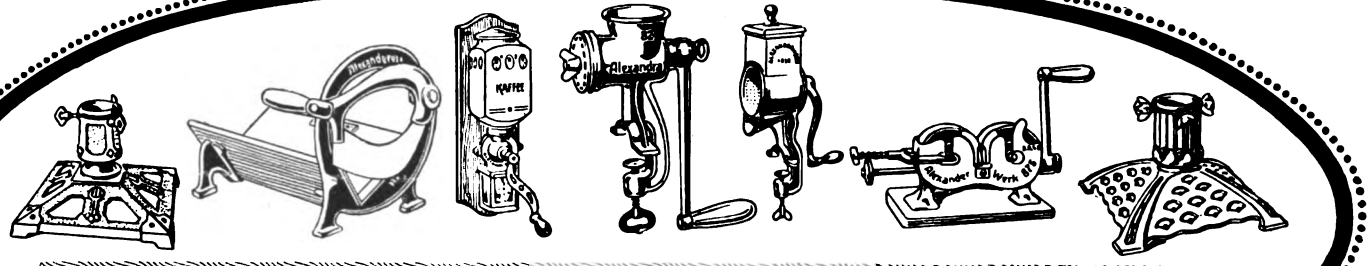
Pflanzungsunternehmungen in den Tropen u. Subtropen

Ausnutzung von Waldgerechtsamen

Berlin W 9, Königin-Augusta-Strasse 10

Telegramme: Langomell, Berlin.

Digitized by Google



Alexanderwerk-

Haushalt-Maschinen, Haus- u. Küchengeräte

Große Auswahl • Sorgfältige Ausführung • Neuzeitliche Bauart

Preise auf Anfrage.

Alexanderwerk A. von der Nahmer, Akt.-Ges.

Remscheid. Berlin S.14.

Digitized by Google

WERKZEUGE für jede Metall- und Holzbearbeitung

SÄGEN und SÄGEBLÄTTER

für alle Zwecke,
Bandsägen, Kreissägen, Schlitzfräser,
Bügelsägeblätter für Hand u. Maschinen
Alle Arten Feilen

SPIRAL- u. GEWINDEBOHRER
REIBAHLEN, FRÄSER
SCHLEIFSCHEIBEN

für jeden Zweck

WERKZEUGMASCHINEN:

Rohr- und Fräsmaschinen. Dreh- und Hobelbänke. Shaping- und Werkzeugschleifmaschinen,
Maschinen zur Blechbearbeitung usw.

Vorzügliche Beschaffenheit der Erzeugnisse und besondere Preisvorteile

WESTDEUTSCHE VERTRIEBS-GESELLSCHAFT

JULIUS H. JERABEK & CO. (Inh.: FRITZ HÄRTL)

DÜSSELDORF 25

Digitized by Google

AEG
NITRA-
LAMPE

Digitized by Google

DIE ISLAMISCHE WELT

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR POLITIK / WIRTSCHAFT UND KULTUR

Herausgeber: SCHEICH ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Schriftleitung: BERLIN W. 15, KONSTANZER STRASSE 5

Fernsprecher: Amt Pfalzburg 2513

Telegramm-Adresse: Jslamwelt

Nummer 10 ▪ Preis des Einzelheftes 1 M., jährlich 9 M. halbjährlich 5 M., vierteljährlich 3 M. ▪ September 1917

Digitized by Google

INHALT

Die muslimischen Völker im Kampf. Von Abdul Malik Hamsa Bey . . . . . Seite 565

Die englischen Machenschaften am persischen Golf. Von Schekib Arslan . . . . . „ 568

Das Heiligtum an der Stadtmauer. Von Friedrich Schrader . „ 570

Türkische Reiseeindrücke in Deutschland . . . . . „ 574

Die entschleierte Frau. Von Else Marquardsen-Kamphövener „ 578

Der Kampf um Zion. Von Dr. Freiherrn v. Mackay . . . . „ 581

Die Kriegslage. Von Major a. D. E. Moraht . . . . . „ 586

Die Zukunft der russischen Turko-Tataren. Von Rudolf Rotheit „ 590

Türkische Frauen und ihre Rechte. Von Habib Edib Bey . . „ 593

Deutsch-türkische Zukunftsarbeit im Indischen Ozean. Von Emil Zimmermann . . . . . „ 595

In chinesischen Moscheen. Von Herbert Mueller . . . . . „ 598

Muttergefühl. Von Chalide Edib Hanym . . . . . „ 602

Die Türkei und Friedrich der Große. Von Achmed Refik . . „ 605

Abdul Kader und die Franzosen. Von Emir Achmed Maktar Abdul Kader . . . . . „ 608

Paphlagoniens Land und Städte. Von Paul Dapping . . . . „ 610

Hilferuf des persischen Volkes . . . . . „ 615

Die türkischen Schulen auf arabisch-islamischer Grundlage Von Dr. A. Droop . . . . . „ 618

Die Reform der Banque Agricole. Von Fritz Zutrauen . . . „ 624

Ein neues türkisches Lehrbuch . . . . . „ 626

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für
Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber:
Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 10 | Berlin, 30. September 1917 | Jahrgang I

DIE MUSELMANISCHEN VÖLKER IM KAMPF.

Von Abdul Malik Hamsa Bey.

Alljährlich am 10. des Monats El Hedja feiern die muslimischen Völker ihr großes Beiramfest. Als am Beirammorgen des mohammedanischen Jahres 1331 (1914 nach westlicher Zeitrechnung) die Gebete der Gläubigen in den Moscheen gen Himmel stiegen, lieh ein zweiter größerer Anlaß der Andacht doppelte Inbrunst. Dieser Feier, die noch bedeutsamer war, als der durch Ueberlieferung geheiligte Beiramtag, lag der Eintritt der Türkei in den Weltkrieg, Schulter an Schulter mit ihren großen Verbündeten, gegen die natürlichen Feinde des Islams zugrunde. Die Bezeichnung „Feier" mag vielleicht dem Leser seltsam und barbarisch erscheinen. Denn der Krieg ist ein Unheil, das lawinengleich donnernd auf die Menschheit herabstürzt und Glück und Ruhe auf Jahre hinaus begräbt. „Wie ist es möglich", fragt sich der erstaunte Leser, „daß die islamischen Völker den Krieg nicht allein mit Freuden begrüßten, sondern in ihm den Anlaß zu einer nationalen Feier erblickten?" Die Antwort ergibt sich aus der Lage der islamischen Völker, von denen die meisten in ein Sklaventum verfallen waren, das ihnen das Leben wertlos erscheinen ließ. Und schlimmer noch! Drohend stand vor ihnen das Gespenst der vollständigen Auflösung, des Versinkens in ein Nichts. Das osmanische Kaiserreich, auf das sich alle muslimischen Hoffnungen stützten, sah sich vor der Gefahr, seine Unabhängigkeit zu verlieren und durch seinen Sturz in die Tiefe des Vasallentums alle islamischen Freiheitsaussichten zu vernichten. Die einzige Rettung lag im schnellen Handeln, in der bestimmten Tat.

Die begeisterten Kundgebungen der Türken bei der Kriegserklärung, ungeachtet einer durch schwere Kampfjahre erzeugten Kriegsmüdigkeit, Jahre, die in jeder Familie des Landes schonungslos Opfer forderten und die ganze Wirtschaftskraft lahmlegten, sind der beste Gradmesser für die Gefahr, der die Türkei entgegengegangen wäre, wenn sie dem Weltkrieg ferngeblieben wäre. Freiwillig zog sie es vor, die Opfer, die der neue Krieg erfordert, auf sich zu nehmen und sich mit Zuversicht das neue Leben zu erkämpfen, dessen Strahlen die Wolken des Krieges golden umsäumten.

Zu gleicher Zeit schüttelten die islamischen Völker die tatenlose Verzweiflung ab, die sie solange gehemmt hatte. Sie sahen das Morgenrot der Freiheit am Himmel des Ostens dämmern. Aus dem dumpfen Tale des Sklaventums sollte der neue Tag sie zur Höhenluft freien Menschentums führen. Wie auf den Sonnenaufgang, warteten sie auf den Augenblick der frischen Tat. Dieser Artikel wird dem Leser in seinen weiteren Ausführungen den Beweis bringen, daß die Islamvölker der Blässe des Gedankens nicht erlaubten, die angeborene Farbe der Entschließung anzukränkeln, sondern je nach Verhältnissen und Gelegenheiten an die Verwirklichung ihrer Hoffnungen und Bestrebungen schritten.

Die Bedeutung dieser islamischen Bestrebungen und Ziele wurde von den Mittelmächten nicht übersehen. Ganz im Gegenteil knüpften sich hohe Erwartungen an sie, die man durch systematische Förderung zu beiderseitigem Nutzen zu verwirklichen suchte. Die Erklärung des Heiligen Krieges wurde überall freudig begrüßt, und der Krieg selbst nach Tunlichkeit auf mannigfache Weise begünstigt.

Hier drängt sich die Betrachtung auf, daß die in Europa sich abspielenden gewaltigen Er-

Digitized by Google

eignisse die öffentliche Meinung gerechtfertigterweise so in Anspruch nehmen, daß das Interesse für die Bestrebungen islamischer Völker und für ihre unaufhörliche Arbeit an der Verwirklichung dieser Bestrebungen in den Hintergrund gedrängt wird, oder daß man sich in Europa aus ungenügender Kenntnis der Verhältnisse allzu großer Hoffnungen hingab und die Grenzen vergaß, die den unterdrückten Völkern aus Mangel an Mitteln und Organisation gezogen sind. Die Verkennung der Schwierigkeiten der unterjochten islamischen Völker, denen es an der Bewegungsfreiheit der unabhängigen Nationen fehlt, hat zu einer abfälligen Beurteilung ihrer Tatkraft geführt. Man ging sogar soweit, zu behaupten, daß viele der islamischen Völker mit ihrem Los zufrieden seien. In Wirklichkeit aber haben manche dieser Völker, ungeachtet ihrer kritischen Lage, große Tapferkeit an den Tag gelegt, während andere allerdings durch unabwendbare Notwendigkeit gezwungen waren, von einem tatkräftigen Einschreiten abzusehen. In keinem Fall aber kann ihre durch physische Gewalt erzwungene Haltung als Zufriedenheit mit ihrem Geschick ausgelegt werden.

Ich mache mich keiner Uebertreibung schuldig, wenn ich behaupte, daß die meisten islamischen Völker jede sich ihnen bietende Gelegenheit benutzten, ihren Feinden mit Waffen entgegenzutreten. Eine kurze Uebersicht der Ereignisse in Persien und der Vorgänge, die sich in Marokko und Tripolis abspielten und noch abspielen, beweisen die Schlagkraft der Islamvölker. Sobald eine islamische Völkergruppe die geringste Bewegungsfreiheit erhält, sobald sie die Luft der Freiheit nur wittert, erwacht in ihr ein nicht zu dämmender Tatendrang. Alle Lässigkeit weicht, das Dahindämmern macht neuerwachter Energie Platz und aus den denkbar kleinsten Mitteln wird der größtmögliche Nutzen gewonnen. Nur in den Ländern, denen das Licht der Freiheit fehlt, welkt die Blüte des islamischen Mutes ruhmlos dahin.

Als glänzendes Beispiel islamischen Heldenmutes erwähne ich die Tat der persischen Patrioten von Kirmandschah, die Anfang 1915 die englische Garnison angriffen und die Konsuln Englands und Rußlands zur Flucht zwangen, und als die beiden Konsuln Ende August mit einer Kosakenabteilung zurückzukehren versuchten, wurden sie von den Persern im Verein mit dem deutschen Konsul Schönemann zurückgeschlagen. Schon vor diesem Zeitpunkt hatten es die Freiwilligen von Tinkistan und Borazian (bei Buschir) unter Führung von Hussein Khan, Tschah Kutahi, Zayer Khazer und Raiss ali Delbari, dank ihrer ganz besonderen Tapferkeit fertiggebracht, die in Buschir gelandeten Engländer zu besiegen und zum Verlassen dieses Ortes zu zwingen. Im Oktober fanden zwischen persischen Freiwilligen und Kosaken auf dem Wege von Kirmandschah nach Sineh mehrere Gefechte statt.

Am 12. November 1915 gab der Schah, um dem russischen Drucke zu entgehen, den Wünschen der Nation nach und entschloß sich, Teheran zu verlassen, um sich nach Isphahan zu begeben. Gleichzeitig stellte sich die persische Gendarmerie offen auf die Seite der Nationalisten. Am selben Tage verließen Parlamentsmitglieder und Nationalisten von Ruf in größerer Zahl Teheran und reisten nach Kum, wo sie ein Komitee für Landesverteidigung gründeten, das mehrere Freiwilligenkorps organisierte, die sich trotz Munitionsmangels den Russen entgegenwarfen. Eine Bewegung größeren Umfanges griff nun in Persien Platz. In mehreren Städten, wie Kohan, Isphahan, Hamadan, Sultanabad, Malayer, Kirmandschah, sowie unter den hauptsächlichten Stämmen, wie den Bachtiaren, Kalhurs, Kakavands, den Bewohnern von Puscht-i-Kuh, den Sinjabis, bildeten sich freiwillige Truppen, die sich unter Leitung solcher vaterlandstreuer Führer wie Abolhassan Khan, Amir Hichmat und oft auch unter deutschen Offizieren dem Feinde entgegenstellten. Erbitterte Kämpfe, wie die Schlacht von Robat Karim vom 23. Dezember 1915, lieferten beredtes Zeugnis von dem Helden- und Opfermut der Perser. Da jedoch die Russen von Tag zu Tag ihre Truppen verstärkten und es den Persern an Munition fehlte, sah sich das Komitee für Landesverteidigung durch den russischen Druck am 23. Dezember genötigt, Kum aufzugeben und sich nach Kirmandschah und schließlich nach der türkischen Grenze zu wenden, um dort den günstigen Augenblick für die Wiederaufnahme einer Offensive abzuwarten.

In den Kämpfen von Bid-Sorkh und Kasri-Chirin zeigte sich die persische Gendarmerie von bewundernswerter Tapferkeit. Größtes Lob verdienen auch die Sindjabi, die, obwohl von den Russen dezimiert und mehrmals zerstreut, doch immer wieder mit großer Erbitterung gegen den Feind vorgingen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Erfolge, die der türkischen Armee bis zum Fall von Bagdad blühten, zum Teil auf dem heldenmütigen Verhalten der patriotischen persischen Freiheitskämpfer beruhten.

Wenden wir uns nun Marokko zu. Dort scheint Abdul Malek, Sohn des bekannten algerischen Patrioten Abdul Kader, in die Fußtapfen seines Vaters zu treten. Seine militärische Erziehung genoß Abdul Malek in der Türkei. Von dort begab er sich vor etwa 15 Jahren nach Marokko, wo er enge Beziehungen mit den Stammesoberhäuptern anknüpfte. Sein freundschaftliches Verhältnis zu den Führern, sowie seine militärische Vorbildung scheinen dem energischen Oberst während des letzten Kriegsjahres sehr zustatten gekommen zu sein. Gewisse militärische Ereignisse in Marokko,

Digitized by Google

die in der deutschen Presse wenig Beachtung fanden, riefen in der französischen Republik große Beunruhigung hervor. Die Kämpfe spielen sich im Süden Marokkos, im Mittelpunkt des Zentralatlasgebirges, und besonders im Norden des östlichen Marokkos ab. Die Franzosen, die vom Norden aus eine Eisenbahnverbindung mit Algerien herzustellen wünschten, versuchten den Bau einer Bahn zwischen Fez und Eldja, doch widersetzten sich die Eingeborenen in Erkenntnis der Gefahr, die ihrer Freiheit durch eine solche in französischen Händen befindliche Bahn drohen würde, auf das heftigste diesem Plan. Seit drei Monaten sind Oberst Abdul Malek und seine Getreuen in ständige Kämpfe verwickelt, die vor kurzem zur Eroberung der vom Stamme der Teza bewohnten Orte führte und das Ergebnis zeitigte, daß dieser Stamm sich ihm anschloß. Abdul Malek hält den Gebirgsstock von Bu Mehares, Ain Dru, Kelace, Czenaia und Sidi Amor. Dazu kommt, daß im südlichsten Punkt (Algerisch-Marokko) die Bewohner von Tafilalet unter der Führerschaft des Scherifs el Hiba starken Widerstand leisten. Die Lage läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß durch die Vorgänge in Marokko Frankreich mit einer weiteren Kampfesfront zu rechnen hat. Die französische Beunruhigung darüber läßt sich leicht zwischen den Zeilen der Blätter lesen.

Die Schritte, die Ali Ibn Dinaar, Sultan von Darfur unternahm, sind in Deutschland zur Genüge bekannt. Das tragische Ende, das seinem Vorhaben beschieden war, kann dessen Bedeutung nicht beeinträchtigen. Von ebenso großer Wichtigkeit sind die Leistungen der Sanussi in Tripolis. Ihren Anstrengungen gelang es, die Engländer im Winter 1915 zur Räumung der Oasen zu zwingen. Nur mit Hilfe einer Armee von fünf wohlausgerüsteten Divisionen vermochten die Engländer jene verlorenen Stellungen zurückzugewinnen. Beinahe ein volles Jahr hielten die Sanussi die englischen Streitkräfte in dieser Stellung fest und zwangen sie zu heftigen Kämpfen. Zum Rückzug entschlossen sie sich erst, als sie es für ratsam hielten, ihre vereinten Kräfte gegen die Italiener zu wenden, denen sie die Früchte ihres kostspieligen Tripolis-Feldzuges entrissen und die sie zwangen, sich mit einem schmalen Küstenstreifen zufriedenzugeben.

Den Aegyptern war es leider nicht vergönnt, dem Geist der Empörung durch die Waffen Nachdruck zu verleihen. An Hand und Fuß gefesselt, war es ihnen nicht möglich, ihre streitbare Manneskraft in den Dienst der heiligen Vaterlandsache zu stellen. In einem unterdrückten Lande, wo ein vielverzweigtes Eisenbahnnetz dem Unterdrücker erlaubt, Truppenmassen nach Belieben zu verschieben, ist es für das unterjochte Volk ein Ding der Unmöglichkeit, einen organisierten Aufstand ins Werk zu setzen, besonders wenn ihm Waffen und Führer fehlen. Doch, obwohl die Aegypter nicht den Versuch gemacht haben, sich durch offenen Widerstand von der Fremdherrschaft zu befreien, ein Versuch, der, wie der Aufstand der irischen Sinnfeiner, von vornherein zum Mißerfolg bestimmt gewesen wäre, so geben sie dem Geist der Empörung auf bedeutsame Weise Ausdruck. Ich erinnere an die Weigerung der ägyptischen Reservisten, auf englischer Seite zu kämpfen, was zu Unruhen führte, denen 35 Aegypter zum Opfer fielen. Eine weitere Folge war die unter dem Druck der nationalen Empörung geäußerte Drohung des von England eingesetzten Khediven Hussein Kamel, daß er abdanken würde, wenn die Engländer die Verwendung der ägyptischen Armee für ihre Zwecke nicht einstellten. Was die Engländer schließlich zwang, von der Verwendung ägyptischer Truppen tatsächlich abzusehen, war der Umstand, daß die Aegypter keine Gelegenheit verloren, zum Feinde überzugehen. An der ägyptischen Westfront vereinigten sich 600 Soldaten der Küstenwache samt ihren Offizieren mit den Sanussi, denen sie durch ihre genaue Kenntnis des Landes große Dienste leisteten. Und ägyptische Offiziere waren es bisher, die unter Führung Nuri Posras und Sidi Ahmeds el Scherifs beinahe die ganze Leitung in Tripolitanien unter sich hatten.*)

Diese kurze Uebersicht islamischer Freiheitsbestrebungen schließe ich mit der Hoffnung, daß das deutsche Volk ihre wahre Bedeutung anerkennen und — wenn sich die Gelegenheit bietet und der rechte Augenblick kommt — seine Stimme zugunsten dieser langunterdrückten Nationen erheben wird.

*) Diese Mitteilung stammt von einem ägyptischen Offizier, der vor kurzem aus Tripolitanien ankam, nachdem er zwei Jahre mit dem Sanussis gegen die Engländer und Italiener gekämpft hatte.

Digitized by Google

DIE ENGLISCHEN MACHENSCHAFTEN AM PERSISCHEN GOLF.

Von Schekib Arslan,
Mitglied des türkischen Parlaments.

Im Einklang mit der Raubpolitik, die England, wie überall, von jeher auch am Persischen Golf verfolgte, erklärte es im Einverständnis mit Frankreich zunächst sein Protektorat über das Sultanat Oman, und die mannigfaltigen politischen Schwierigkeiten der osmanischen Regierung, die England zu verschärfen sich bemühte, boten ihm nach und nach Gelegenheit, seine Macht in jener Gegend durch Erpressung auszudehnen. Nach dem Sultanat Oman kam die Halbinsel Bahrein an die Reihe, deren arabischer Emir Issa Ibn Ali sich dazu herabwürdigte, Vasall Englands zu werden. Wie bekannt, ist Bahrein der Mittelpunkt der Perlenfischerei; die schönsten Perlen der Welt werden dort zutage gefördert. England hat indessen diese Quelle nationalen Reichtums so stark mit Steuern belastet, daß sich die Eingeborenen mit einem verschwindend kleinen Teil des Ertrages begnügen müssen. Dann versuchten die Engländer durch allerlei Schikanen Katar, den Hafen des osmanischen Sandschaks von Nedschd, an sich zu reißen, und schließlich benutzten sie die Zerwürfnisse in der Familie des Emirs von Koweit dazu, um sich auch dieses Hafens, der damals zur osmanischen Provinz Bassora gehörte, zu bemächtigen. Der Gouverneur von Bassora, Mubarek Ibn Sabah, der auch den Bezirk Koweit verwaltete, tötete eines Tages seinen Bruder, mit dem er in Streit lag. Die Söhne des Ermordeten wandten sich an ihren Oheim mütterlicherseits, den Scheich Kassim Ibrahim, einen der reichsten und hervorragendsten Männer Arabiens, daß er ihnen gegen den Bruder ihres Vaters beistehe. Die osmanische Regierung behandelte die Angelegenheit wie sie von Rechts wegen behandelt werden mußte, und Mubarek zitterte nicht allein um sein Emirat, sondern auch um sein Leben. Da griff nun der englische Konsul ein, um sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen zu lassen. Er wußte den Emir von Koweit zu veranlassen, daß er den Schutz Englands in Anspruch nehme, und die Folge war, daß England einen Druck auf die osmanische Regierung ausübte, damit dem englischen Schützling kein Haar gekrümmt werde. Die Hohe Pforte widersetzte sich dieser Einmischung Großbritanniens, wurde aber durch rasch aufeinanderfolgende Schwierigkeiten anderer Art verhindert, gegen Emir Mubarek bewaffnet vorzugehen.

Se. Exc. Emir Schekib Arslan.

Mehrere Jahre lang blieb die Angelegenheit in der Schwebe, bis die Hohe Pforte anläßlich von Verhandlungen, die zwischen der Türkei und Deutschland auf der einen und England auf der anderen Seite wegen der Bagdadbahn geführt wurden, den jetzigen Botschafter in Berlin, Hakki Pascha, mit deren Regelung beauftragte. Das Ergebnis war, daß zwar die türkische Oberhoheit über Koweit von England anerkannt wurde, daß aber auf Englands Betreiben Mubarek Ibn Sabah viel größere Machtvollkommenheit von der Türkei erhielt, als er vordem in seiner Eigenschaft eines Verwaltungsbeamten gehabt hatte. Damals wurde auch Englands Forderung durchgesetzt, daß die Bagdadbahn nicht über Bassora hinaus bis Koweit verlängert werden durfte und daß zwei englische Beamte in die Verwaltung der Bagdadbahngesellschaft einzutreten hätten. So hatte England den Boden für die Besitznahme von Koweit vorbereitet.

Einige Zeit vorher hatte England mit Kazaal Khan, dem Emir des Bassora benachbarten,

Digitized by Google

aber auf persischem Gebiete gelegenen Mohamarra, Beziehungen angeknüpft. Kazaal Khan, Araber vom Stamm der Beni Kaab und Gouverneur eines arabischen, aber unter persischer Oberherrschaft befindlichen Landes, konnte sich nichts Besseres wünschen, als die starke Unterstützung Englands gegen Persien, wenn es etwa den Persern einfallen sollte, ihn abzusetzen. So gewann England auch diesen Emir. Nun hatte es auf der einen Seite von Bassora den Emir von Koweit, auf der anderen den Emir von Mohamarra zu seinen Verbündeten und wandte seine Blicke auf Bassora selbst. Es setzte sich mit einem einflußreichen Führer aus jener Gegend, Talib Bey el Nahib, in Verbindung, dem die osmanische Regierung, besonders das Kabinett Kamel Pascha, weitgehende Zugeständnisse gewährt hatte, so daß er die Provinz Bassora wie eine eigene Domäne beherrschte. Zum Danke dafür verband er sich mit Mubarek Ibn Sabah, Kaazal Khan und dem Groß-Emir Ibn Lud von Nedsched, um das Spiel Englands zu spielen. Der Eitelkeit der drei Männer schmeichelnd, überhäuften die Engländer sie mit Geschenken und Ehrenbezeugungen; die großen englischen Schiffsgeschütze mußten ihnen zu Ehren Salut feuern.

Nun wußte aber England ganz genau, daß, wenn auch Ibn Sabah, Kaazal Khan, Talib Nahib und andere Anhänger sich geneigt zeigten, Englands Verbündete zu werden, sie doch im Grunde ihres Herzens mißtrauisch blieben und das englische Joch nicht dauernd gegen die keineswegs drückende türkische Herrschaft einzutauschen gewillt waren. Aus diesem Grunde spann England insgeheim auch Ränke gegen sie selbst. Die Stärke dieser Emire und Führer beruht auf den arabischen Stämmen und den ihnen zu Gebote stehenden Waffen. Daher beauftragte England seine Agenten mit dem Ankauf aller Gewehre neueren Systems, die sich in den Händen der arabischen Stämme befanden. Ueberall in jenen Gebieten, auch in Bassora und im ganzen Irak wanderten die englischen Agenten unter der Maske von Händlern umher, um Gewehre für das Doppelte, das Drei- und selbst das Vierfache des Wertes aufzukaufen.

Das englische Konsulat in Bagdad war seit Jahren schon wie eine Kaserne. In allen Teilen Mesopotamiens hatte England Agenten, die seine Propaganda betrieben. Die englische Lynchgesellschaft, die die Tigrisschiffahrt übernahm, gehört ebenfalls in das Kapitel der Vorbereitungen zur Besetzung Mesopotamiens. Alsbald nach Ausbruch des Weltkrieges entsandte England denn auch seine Streitkräfte nach Mesopotamien und besetzte Bassora. Da von Indien aus alles vorbereitet war und da von dort Truppen und Kriegsbedarf in 4 bis 5 Tagen nach jenen Gegenden befördert werden können, so konnten sie gegen eine so starke Seemacht, wie England es nun einmal ist, nicht verteidigt werden und es gelang den Engländern, in Mesopotamien vorzudringen. Trotzdem erblühte ihnen der schwere Rückschlag von Kut el Amara, dessen Wirkung auf dem gesamten Orient ungeheuer war. Das Prestige Englands, daß es eine unüberwindliche Macht sei, die im Orient nach Belieben schalten und walten könne, hatte den empfindlichsten Stoß erlitten. Um es nach Möglichkeit wiederherzustellen, wurden nach dem Fall von Kut el Amara ein volles Jahr lang Vorbereitungen zur Entsendung einer 130 000 Mann starken Armee unternommen, deren große zahlenmäßige Ueberlegenheit dann allerdings zur Wiedereinnahme von Kut und zur Besetzung von Bagdad führte. Bei ihrem Einzug in die Kalifenstadt erklärten die Engländer, sie wären nicht gekommen, um sich des Landes zu bemächtigen, sondern um die Araber „vom türkischen Joch zu befreien".

Jeder Araber aber weiß, daß Mesopotamien seit langer Zeit eines der Ziele englischer Raubsucht ist und daß England mit Rußland und Frankreich einen Vertrag geschlossen hat, der den Engländern Mesopotamien und die arabische Halbinsel, den Franzosen Syrien und den Russen Konstantinopel zusprach. Während also die Engländer ihren Einzug in Bagdad mit der Lüge weihten, sie seien zur Befreiung der Araber in das Land eingedrungen, und während sie sich in Lobreden auf die arabische Kultur und Geschichte ergingen, war es ganz klar, daß sie dem Volke nur Sand in die Augen zu streuen versuchten, bis sie das Land fest in der Hand hätten, um ihm dann die Knute zu zeigen. Es ist dies dieselbe Methode, die der Besitzergreifung Indiens, Aegyptens und aller Länder, die England an sich gerissen hat, vorausging. Es kommt bald die Zeit, so hoffen wir, daß die Engländer wieder aus Mesopotamien vertrieben werden, und dann wird eine weise Regierung und eine mehr islamische Politik sämtliche Stämme Arabiens veranlassen, sich auf die Seite der Türken zu stellen, wie es Azermi-el-Asami el Sadun, das Oberhaupt des großen Stammes der Muntefig, bereits getan hat.

Digitized by Google

DAS HEILIGTUM AN DER STADTMAUER.

EIN BILD AUS STAMBUL.

Von Friedrich Schrader.

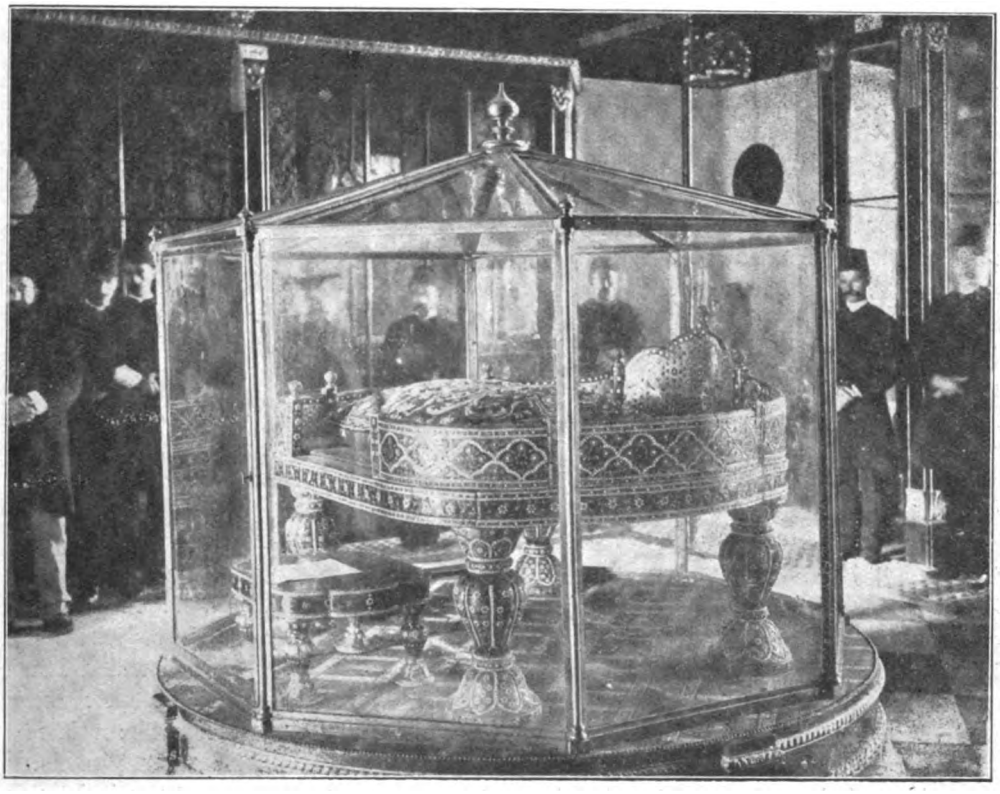
In den Obstgärten reifen die Feigen unter der mächtigen Sonne des Südens heran. Weit und breit ist das Gras verbrannt. Die Quellen sind vertrocknet. Aus den uralten Zisternen schöpfen die Frauen Wasser für die Gemüsebeete. Unendlich zieht sich der Pfad durch die Gärten hin; bisweilen hallt unser Schritt auf einem alten gepflasterten Wege wieder, der in die Richtung auf die Stadtmauer führt. Auf denselben Pfaden mit den riesigen, ungleichen Pflastersteinen zogen einst die gepanzerten Verteidiger der Stadt, damals, als sie fallen sollte, weil das Schicksal es so wollte. Und dann steigt, wie ein riesiger steinerner Vorhang vor der untergehenden Sonne die Mauer des Theodosius selbst vor uns auf und breitet beschützend ihren Schatten über uns. Am Rande des einsamen Weges hocken einige mohammedanische Greisinnen. Kein Laut ist vernehmbar als die Stimme des Windes in den Bäumen des Gartens. Die alte Stadt träumt von ihrer Vergangenheit. In dem dunklen Vorhang glüht es aber wie ein tief leuchtendes Auge. Eine Nische öffnet sich in der Mauer und durch die Oeffnung, durch die kaum ein Mensch kriechen kann, flammt die alte byzantinische Wölbung dahinter, von den Strahlen der im Westen sinkenden Sonne rot auf. Es ist wie ein Mihrab, an dem täglich, wenn die Sonne sinkt, Lichter angezündet werden.

Schatzkammer im Sultanspalast.

Und dann stehen wir vor dem Tor, das in der Vergangenheit „Porta Rhegii" oder auch „Porta Melandesia" hieß. Auch den Namen „Russion" trug dieses, noch heute trotzig seine Bogen über den Wanderern wölbende Bollwerk der Vorzeit. Die einen glauben, es sei so benannt worden, weil einst Igor, der Großfürst von Kiew, bei seinem Angriff auf die Stadt Byzanz seinen Schild hier aufgehangen habe. Die anderen leiten den Namen „Russion" dagegen von der byzantinischen

Digitized by Google

Zirkuspartei der Roten (russi) ab und stützen sich dabei auf eine Inschrift, die den Wortlaut hat: „Der von Gott und (der Partei der Roten) beschützte Kaiser Konstantinos möge siegreich sein." Hierbei ist es nur schade, daß gerade die Worte, auf die es ankommt: „der Partei der Roten" auf einer Konjektur beruhen. Für die „Knechte Gottes", dieses bescheidene und demütige Volk des Islams, das durch diese Torbogen aus- und eingeht, ist es jedoch unwesentlich, wem dieses Tor seinen alten Namen verdankt. Für sie beginnt die Geschichte der Stadt mit dem Augenblick, als sich die Voraussagung der Sure der Eroberung erfüllte und Sultan Mehmed II. in die eroberte



Schatzkammer im Sultanspalast.

Stadt einzog. Und die Herzen, die hier in die schöne, stille Kampagna der alten Stadt hinausziehen, sind auch zu sehr von den Sorgen der Gegenwart in Anspruch genommen. Es zieht sie hinaus zu einem Nothelfer, zu dem sie unbegrenztes Vertrauen haben, zum Scheich Musliheddin Merkes Effendi, seinem heiligen Quell und seinem Grabe.

Nicht weit von dem Tor, hinter dessen Bogen uns die ganze Schönheit dieser heroischen Landschaft mit ihrer Reihe trotziger Türme und der Vision des fernen Mittelalters, ihren dunklen Zypressen über den alten Gräbern und ihrem Blick über die blaue Marmara aufgeht, führt ein stiller, von Gärten und Gräbern eingefaßter Weg zu dem Heiligtum.

Musliheddin Merkes Effendi war gegen das Ende des 15. Jahrhunderts im Dorfe Sari Mohmudli der Kasa Ladakieh im Sandschak Kutahia geboren. Als eifriger, kenntnisreicher Theologe war er aus seiner Heimat nach Stambul gekommen, wo er sich in dem Kreise, den Hysir Bey Sadek Ahmed Pascha um sich sammelte, in der Gotteserkenntnis vervollkommnete. Von einer Reise nach Amasia zurückgekehrt, wo er den Umgang des berühmten Habib Karamani genoß, heiratete er die Tochter des Scheichs des Klosters El Jemes in Psamatia und wurde Prediger an der Hagia Sophia. Er wandte sich jetzt vom orthodoxen Islam immer mehr dem Derwischtum zu und trat in den vom berühmten Koranausleger Sinan Sünbül Dede neu begründeten Zweig der Halveti, den Sünbüli-Orden ein. Er wurde Derwisch im Kloster des Kovadschi Dede und bald darauf zum Scheich des Tekka der Sünbül in Magnesia ernannt. Als Scheich Sinan Sünbüli im Jahre 936 der Hedschra das Zeitliche segnete, kehrte Muhliseddin nach Konstantinopel zurück, um an seiner Stelle Vorsteher des von jenem gegründeten und heute noch bestehenden Tekka in Kodscha Mustapha Pascha zu werden, wo in byzantinischer Zeit die Kirche des Apostels Andreas lag. Um jene Zeit muß es geschehen sein, daß Musliheddin hier vor dem Tore von Rhegion diese Stelle fand, die ihm als ein Ort der Versenkung und der Andacht, als ein Helvetgiah, geeignet erschien. Muslihed-

Digitized by Google

din muß nach allem, was die Quellen von ihm erzählen, ein großer und liebevoller Freund der leidenden Menschheit gewesen sein. Und so wird es gekommen sein, daß er, der in der Linderung ihrer Leiden das Ziel seines Lebens sah, einmal an jene Stelle kam, wo aller Wahrscheinlichkeit nach schon seit ältester Zeit ein Ajasma, ein heiliger Quell, den Zuspruch der Kranken und Leidenden genoß. Hier sah er das Elend dieser Welt und ward davon bewegt. In der byzantinischen Kampagna lagen hier verschiedene heilige Quellen, deren vornehmste, die der „Zoodochos Piji", noch heute in den Händen der Griechen ist. Auch machte mir der ehrwürdige Scheich von Merkes Effendi die Angabe, daß einer Ueberlieferung (rivajet) nach der Heilige hier schon tatsächlich einen Quell vorgefunden habe. Es ist sogar möglich, daß der Name „Merkes" nicht der Persönlichkeit Musliheddins von Hause aus zukommt, sondern an die Oertlichkeit gebunden war. Es mag die Uebersetzung des griechischen „Kentron" sein und könnte sich, wie der Russe Gordlewski in seinem Aufsatz über "Islamische Sagen und Legenden" annimmt, auf eine unterirdische Verbindung beziehen, die von hier aus unter der Stadtmauer in die innere Stadt ging.

Die Stambuler Volkssage vom Brunnen Merkes Effendis lautet wesentlich anders. Danach sandte Merkes Effendi Boten zum Sultan Selim I., um dessen Tochter als Gemahlin für sich zu fordern. Der Sultan verspricht dem Heiligen seine Tochter, falls dieser imstande sei, Kamele mit einer Last Gold zu beladen. Und Merkes Effendi beladet einige Kamele mit Erde, die er von der Ostseite seines unterirdischen Gewölbes genommen hatte. Die Erde verwandelte sich dann in lauteres Gold, aber aus der Höhlung sprudelte eine wundertätige Quelle hervor. Hierauf verheiratete der Sultan seine Tochter mit dem Heiligen. Einer anderen Sage zufolge wollte Merkes Effendi aus übergroßer Bescheidenheit nicht zu seinem Lehrer Sinan Sünbül gehen. Einmal gelang es ihm jedoch, durch die Kraft des Gebetes Wasser im Brunnen hervorzuzaubern. Das zeigte ihm, daß sein Gebet gottgefällig war und gab ihm Mut, zu Sinan Sümbül zu gehen. Das ist die Legende von dem Wunderbronn.

Was die angebliche Verheiratung des Heiligen mit der Tochter Sultan Selims betrifft, so vermischt die Volkssage Geschichtliches mit Sagenhaftem. Diese Tochter des Sultans Selim und Schwester Sultan Suleimans ist niemand anders als die mit dem Großwesir Lutfi Pascha verheiratete Prinzessin Schah Sultan, die eine große Verehrung vor Merkes Effendi hegte und für ihn die Moschee und das Derwischkloster bei Beharije in der Nähe von Eijub gegründet haben soll, weil sie einmal auf einer Reise, die sie mit ihrem Gatten unternahm, von Räubern angefallen wurde und im Augenblick der Not den Heiligen leibhaftig vor sich sah. Sie war es auch, die nach seinem Tode im Jahre 1552 über seinem Grabe ein Mausoleum baute und eine Moschee daneben gründete. Ihre Frömmigkeit war durch die seelischen Leiden, die sie an der Seite eines ausschweifenden Gatten zu erdulden hatte, noch vertieft worden.

Auf dem mit steinernen Fliesen gepflasterten Hof des Heiligtums steht eine mächtige alte Kastanie. Ueber den „Schadrevan" in der Mitte ranken sich grüne Zweige und rote Blüten. Durch die Aeste des dunklen Baumes streicht mild und klar die Abendbrise. Darüber wölbt sich der tiefblaue Himmel.

Und dann steigen wir hinab zu dem Brunnen Merkes Effendis. Dunkel und Feuchtigkeit und der Schauer der Vorzeit empfangen uns, wenn wir diese enge und finstere Nische betreten, die dem Heiligen als „Halvetgiah" gedient hat. Das Wasser strömt aus dem Brunnen dann in ein Becken, aus dem, wie aus einer byzantinischen Zisterne, zwei Säulen aufragen. Grün und tief schlummert das heilbringende Wasser in seinem Kranz von großblätterigen Pflanzen, die es einrahmen. Die Steinchen auf dem Grunde des Brunnens nehmen diejenigen als Talismane mit, die nach Erfüllung irgendeines sehnlichen Wunsches verlangen. Und wenn der Wunsch in Erfüllung gegangen ist, dann tragen sie den Stein zum Brunnen zurück und werfen ihn in die Tiefe hinab, wo er dann spurlos verschwinden soll.

Wir sitzen in der Gesellschaft des ehrwürdigen Scheichs unter dem Kastanienbaum. Er hockt, eine Zigarette drehend, neben uns nieder und erzählt uns von seinen Derwischen und ihren oft tiefen Gedanken: „Gott ist der Hauch, der die Flöte bläst. Wir Menschen gleichen einer „Naj", wie sie die Messlewiderwische spielen, und geben die Melodie von uns, die der göttliche Flötenspieler uns einbläst." — „Der Mensch ist wie ein Löwe, dessen Bild in eine Fahne eingestickt ist. Er bewegt sich nur, wenn der Wind in ihren Falten weht." — Solche Verse schrieb ein einfacher Derwisch im Kloster Kodscha Mustapha Pascha.

Vor uns liegt schon in den Abendschatten der einfache Holzbau, den die Prinzessin einst über dem Grabe des Heiligen errichtet hat. Ein Negermädchen holt unbekümmert um unsere Anwesenheit Wasser an dem Brunnen mit den Blumen. Es ist furchtbar einsam in der Einsiedelei Merkes Effendis, wo sich nur an Donnerstagen eine große Gemeinde sammelt. Dann nehmen die Gläubigen von dem Wasser des Brunnens, das vom Fieber heilen soll, und halten den Derwischen kranke Kinder hin, damit sie diese anhauchen (nefes) und heilen. Und mein Derwischscheich philosophiert weiter: „Einem jeden tritt Gott gegenüber in der Form und Gestalt,

Digitized by Google

die seinen Verstandskräften entspricht. Die einen wollen materielle Wunder sehen — die anderen kehren den Blick in die Tiefe ihrer Seele hinein und streben nach der Vereinigung (vaslet) mit Gott. Stufenweise nur kann die wahre Erkenntnis erreicht werden." Das ist die Lehre des Derwischtums, die an die antiken Mysterien nur zu deutlich erinnert. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" —, wo der Geist des Ewigen schwebt. Merkes Effendi, der Freund der Armen und Elenden, der den geschichtlichen Aufzeichnungen nach die arme Bevölkerung jener Stadtviertel lehrte und unterrichtete, ist der volkstümlichste Heilige in Konstantinopel. Zahlreich sind die Menschen, die in ihrer Kindheit in den Schutz Merkes Effendis gestellt wurden. „Merkes Effendinin eolâdy", Kinder Merkes Effendis, so nennen sie sich ihr ganzes Leben hindurch. Manche türkische Mutter gedenkt mit dankbarem Herzen der Hilfe, die ihr der Heilige vor dem Tore Mewlewihane Kapussi gewährt hat bei der Auferziehung schwächlicher und kränklicher Kinder, die jetzt als vollkräftige Menschen in der Blüte der Jahre stehen. Darum ist sein stilles Heiligtum von so großer Verehrung umgeben. Es liegt ein Hauch von Seufzern, Aengsten und gestillten Wünschen in der Luft.

AUSSPRÜCHE DES PROPHETEN.

Für jeden jungen Menschen, der die Alten wegen ihres Alters ehrt, vermag Gott die zu bestimmen, die ihn, wenn er bejahrt ist, ehren werden.

Alle Geschöpfe Gottes sind Seine Familie; und Gott liebt den am meisten, der danach trachtet, an Gottes Geschöpfen die höchste Wohltat auszuüben.

Der Tod ist eine Brücke, die den Freund mit dem Freunde vereint.

Bete Gott an, wie du es tun würdest, wenn du Ihn sähest; denn wenn du Ihn auch nicht siehst, Er sieht dich.

Digitized by Google

TÜRKISCHE REISEEINDRÜCKE IN DEUTSCHLAND.

Wir geben nachstehend einige der Aufsätze wieder, die von türkischen Journalisten nach ihrer Heimkehr von vierwöchiger Deutschlandfahrt in Konstantinopler Blättern veröffentlicht wurden.

Berliner Gemeinde-Einrichtungen.

Eine der Fahrten, die wir in Berlin unternahmen, war von der Berliner Gemeinde veranstaltet. Man ließ uns im Auto alle Teile der Stadt besichtigen. Wir gewannen so einen Begriff von der Schnelligkeit, mit der Berlin, das vor zwei oder drei Jahrhunderten noch ein einfaches Fischerdorf war, gewachsen und gediehen ist. Im größten Maße hat man Sorge dafür getragen, daß diese Stadt bei solcher Schnelligkeit der Entwicklung nicht zurückblieb in bezug auf Künste, Schönheit und Poesie. So hielten wir z. B. an einem Platz, der nach einem Märchenbrunnen benannt war. Zwischen Bäumen und Wasserbecken erheben sich Gestalten der bekanntesten Kindermärchen, und ganze Gruppen stellen die hauptsächlichen Szenen dieser Märchen dar.

Wir besuchten das Virchow-Hospital, wo wir außer dem Umfang und der Geräumigkeit des Gebäudes die vollkommene Organisation, die bewundernswerte Ordnung, die dort herrschte, und noch sehr viel anderes Schöne bemerkten.

Nachdem wir dem Rathaus einen Besuch abgestattet und von der Höhe seines Turmes das Panorama Berlins bewundert hatten, besuchten wir eine der städtischen Volksküchen. Die Küche wird von einer Dame der Berliner Aristokratie ehrenamtlich geleitet. Alles wird mit Hilfe großer Maschinen hergestellt. Die Kartoffeln z. B. werden mit der Maschine gezählt und geschält. Nichts geht verloren. Selbst die Schalen finden verschiedene Verwendung. Diese ungeheure Küche, die 10000 Menschen versorgt, arbeitet in jeder Beziehung in musterhafter Organisation und Ordnung. Für Leute, die dort ihre Mahlzeiten einzunehmen wünschen, stehen gedeckte Tische bereit, die man sogar nicht unterlassen hat, mit Blumen zu schmücken. Obgleich wir von der Stadtbehörde zu einem Bankett eingeladen waren, aßen wir mit Vergnügen ein Gericht, das man uns zur Probe vorsetzte.

Türkisches Gold in der Reichsbank.

In den Räumen des Nachrichtenamtes „Ueberseedienst" zeigte man uns einen Film, der uns selbst auf einem Spaziergang durch den Zoologischen Garten darstellte. Doch ich will mich über die vielen Besuche kurz fassen und vor allem einige Worte über die Goldvorräte in der Reichsbank sagen. Als wir dort waren, öffnete man uns verschiedene verschlossene Türen, die nach der Schatzkammer führten. Dort befanden wir uns inmitten unzähliger Goldbarren, sparten uns jedoch die Mühe, eine Schätzung dieser Reichtümer zu versuchen. Es erschien uns im Augenblick, als ob all dies Gold uns gehörte. Ein Regal erregte unsere besondere Aufmerksamkeit. Eine Aufschrift zeigte an, daß das Gold, das sich darauf befand, von der „Möwe" erbeutet war. Noch mehr interessierte uns eine andere Kammer, deren Tür verschlossen war. Durch das Gitter sahen wir große Goldbarren. Der Schlüssel zu dieser Tür befindet sich in unserer Botschaft. Die hier aufgespeicherten Goldbarren sind als Deckungswert für unser Papiergeld hinterlegt. Wie nützlich wäre es, hätten wir von unseren unwissenden Landsleuten, die geneigt sind, geringschätzig von unserm Papiergeld zu sprechen, einen nach dem anderen hierherkommen und sie das Gewicht dieses Goldes ein wenig fühlen lassen. Dies kam uns allen in den Sinn, als wir voll Bewunderung des deutschen Nationalreichtums die Bank verließen.

Der neue Journalismus.

Mit einem Besuch der drei größten Druckereibetriebe, nämlich von Mosse, Scherl und Ullstein, begannen wir. Zu verschiedenen Zeiten hatte ich früher schon zahlreiche Zeitungsdruckereien besucht. Ich kannte den Unterschied sehr genau, der in bezug auf die Mittel zwischen der Journalistik der großen europäischen Mittelpunkte und dem der Türkei besteht. Dessenungeachtet hat der Besuch der drei genannten Betriebe, die den höchsten Grad der Entwicklung und Vollkommenheit erreicht haben, die lebhaftesten Gedanken über den neuen Journalismus in mir wachgerufen.

Der neue Journalismus ist nichts Anderes als die Anwendung der vervollkommneten Methoden des Kapitalismus auf das Pressewesen. Wie in allen anderen großen Unternehmen, die mit starkem Kapitalaufwand betrieben werden, bemerkt man auch im Journalismus vor allem eine Neigung zur Spezialisierung. An Stelle der alten Journalisten, die selbst alle Fragen behandelten, begegnen wir jetzt Schriftstellern, von denen sich die einen mit der inneren, die anderen mit der auswärtigen Poli-

Digitized by Google

tik, wieder andere mit wirtschaftlichen Fragen oder Sport, mit Wissenschaften und Künsten beschäftigen. Nachdem die Aufsätze in jeder Abteilung redigiert sind, werden sie nach der denkbar schnellsten Methode gesetzt und gedruckt. Der Inseratenteil ist auf die erfinderischste Weise organisiert. Der Vertrieb an allen Ecken und Enden Berlins, auf allen Bahnhöfen Deutschlands und der Nachbarländer sowie in allen Verkaufsständen wird durch das denkbar beste System bewerkstelligt.

Es ist bemerkenswert, daß, obwohl man in jedem der großen Betriebe, die wir besucht haben, mehr oder weniger eine bestimmte politische Richtung einhält, man dort trotzdem je vier oder fünf Tageszeitungen nach dem Geschmack von vier oder fünf verschiedenen Leserkreisen druckt. Hierauf beschränkt sich jedoch die Tätigkeit der genannten Betriebe nicht. Sie drucken auch eine große Anzahl literarischer und wissenschaftlicher Schriften, Modezeitungen, Kalender, Jahrbücher usw. Seit einiger Zeit wenden die genannten drei Betriebe den volkstümlichen Literaturerzeugnissen große Aufmerksamkeit zu. Für diese Ausgaben ist eine Verkaufsziffer von mehreren Hunderttausend oder sogar von einer Million Exemplaren nichts Außergewöhnliches.

Berliner Berufsgenossen.

Ein Zeitungsbetrieb, der so viele Tausende von Schriftstellern und Arbeitern beschäftigt, läßt sich mit einer Fabrik vergleichen, die sich damit befaßt, neue Gedanken zu erzeugen, neue Kenntnisse heranzuschaffen oder schon bekannten Ideen und Kenntnissen neue Formen zu geben. Die Journalisten sind sozusagen Arbeiter in einer Abteilung dieser Fabrik. Bei meinem Besuch der Betriebe Mosse, Scherl und Ullstein, wo zu gleicher Zeit — außer Blättern von geringerer Bedeutung — drei so große Zeitungen wie das „Berliner Tageblatt", der „Lokal-Anzeiger" und die „Vossische Zeitung" gedruckt werden, drängte sich mir die Frage auf: bleibt den Berliner Kollegen, die nicht in Berührung mit dem allgemeinen Lauf der Ereignisse sind und von denen jeder sich nur mit seinem besonderen Fach beschäftigt, das journalistische Empfinden erhalten oder nicht? Beschränken sich diese Kollegen ausschließlich auf ihr Spezialfach, halten sie sich von allem fern, was außerhalb ihres bestimmten Gebietes liegt? Beim Frühstück mit den Kollegen im Kasino der bei Ullstein angestellten Redakteure und noch am gleichen Tage bei einer Zusammenkunft im Zoologischen Garten versuchte ich, mir über diesen Punkt Aufklärung zu verschaffen. Ich sprach lange Zeit mit vielen Kollegen und atmete dann erleichtert auf: die Entwicklung des Kapitalismus war nicht imstande, den Geist des Journalismus zu töten. Ungeachtet des Systems der Spezialisierung, das die Journalisten Berlins in ihrer Arbeit befolgen, bringen sie doch den außerhalb ihres besonderen Gebietes liegenden Angelegenheiten das regste Interesse entgegen. Sie haben nichts eingebüßt von dem allgemeinen journalistischen Gefühl, nichts von der Liebe zum Beruf, und die Journalisten der verschiedenen Zweige, die sich auf einer Festlichkeit zusammenfanden, zeigten Gefühle aufrichtiger Brüderlichkeit gegeneinander. Ein zweiter Faktor, der diese Kameradschaftlichkeit stärkt, besteht in den gemeinschaftlichen Studien auf der Universität. Dieser Faktor trägt viel zur Solidarität der Berliner Journalisten bei.

Die deutschen Behörden und die Presse.

Vor Kriegsausbruch waren die Beziehungen zwischen den verschiedene Fächer bearbeitenden Berliner Journalisten nicht ganz so herzlich. Das kam daher, daß diesen Journalisten nicht öfter die Gelegenheit geboten war, sich persönlich kennenzulernen. Der Krieg jedoch hat hier einen Wandel geschaffen. Seit dem Kriege haben sich die Journalisten unter Beibehaltung der Verschiedenheit ihrer Stellungnahme zu politischen Fragen in bezug auf andere Probleme, wie Kriegsfürsorge, Wahrung der Volksinteressen, Kriegswucher usw. sozusagen zu einer einzigen großen Familie zusammengeschlossen und ihre gemeinsamen Bestrebungen mit denen der Regierung auf diesen Gebieten vereint. Zur Organisierung der Grundlagen einer gemeinsamen Tätigkeit während des Krieges bedient man sich in Deutschland eines ausgezeichneten Systems. In einem Saale des Reichstagsgebäudes treten allwöchentlich ein oder zwei Vertreter jeder Zeitung mit hohen Beamten der Militär-, Zivil- und Stadtbehörden zur sogenannten Pressekonferenz zusammen. In dieser Konferenz richtet jeder Journalist seine Fragen über verschiedene Angelegenheiten an den zuständigen Beamten, der die notwendigen Antworten erteilt, die durch die Blätter veröffentlicht oder von den Journalisten zur Bearbeitung benutzt werden. Außerdem erteilen die genannten Beamten Auskunft über die Lage an den verschiedenen Fronten, über politische Fragen, Nahrungsmittelverteilung usw. und geben zu gleicher Zeit den zur Veröffentlichung zugelassenen Teil ihrer Ausführungen an. Auf diese Weise erhalten die Journalisten wertvolles Material für ihre Leser und gewinnen zu gleicher Zeit einen Einblick in die wahre Lage der Dinge. Dies beseitigt irrige Auffassungen, falsche Veröffentlichungen und erleichtert ein Zusammenarbeiten der Presse im Interesse der Allgemeinheit. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß die Pressekonferenzen viel zu der Einigkeit und Harmonie, die man heute in Deutschland bemerkt, beigetragen haben. Ich verließ Deutschland mit einem Gefühl des Neides auf den deutschen Journalismus. Dieser Neid bezieht sich weniger auf die großen Druck-

Digitized by Google

maschinen der deutschen Blätter als auf die harmonischen Beziehungen, die zwischen der Presse und den zuständigen Behörden bestehen, und auf die Vorteile, die dem Lande selbst in bezug auf den Krieg, daraus erwachsen.

Achmed Emin Bey im „Sabah".

Allgemeine Eindrücke.

Wir haben den größten Teil Deutschlands besucht. Mit Ausnahme des an der Nordsee gelegenen deutschen Gebietes sahen wir beinahe alle wichtigen Städte, alle wirtschaftlichen Mittelpunkte Deutschlands. Wahrlich, unsere Reise war dem Fluge eines Vogels vergleichbar. Von einer Stadt, von einer Provinz zur anderen führte uns der Zug. Wie ein Panorama zogen die deutschen Städte, Burgen, Dörfer, die deutschen Ebenen, die deutschen Blumen, die weiten deutschen Wälder an unseren Augen vorüber. Ueberall, wo wir hielten, überboten sich unsere Führer darin, uns soviel wie möglich zu zeigen und uns die Zeit angenehm zu machen. Sobald wir in einem Ort ankamen, beeilte man sich nach deutscher Sitte, uns ein Programm vorzulegen. Selbst die Minuten waren darin in Rechnung gezogen. Die Plätze, die wir besuchen sollten, die Bankette, zu denen wir eingeladen waren, alles war auf das genaueste aufgezeichnet. Wer schon ähnliche Reisen in Deutschland gemacht hat, weiß, was ein deutsches Programm bedeutet. Man mußte sich Punkt für Punkt nach diesem Programm richten, ohne eine Minute zu vergeuden. Für Leute, die, wie wir, nicht gewohnt waren, ein so streng geordnetes Leben zu führen, für Leute, die, wie wir, unser Dasein verbringen, wie es uns beliebt, ohne den Wert der Zeit zu schätzen, war es schwer, sich diesem System zu fügen.

Nun wohl! Wenn wir uns selbst um zehn Minuten verspäteten, was hätte geschehen können? Die Welt wäre doch deshalb wirklich nicht untergegangen! Der Gedanke jedoch, daß die uns von der Regierung und der Presse zugeteilten Führer zur bestimmten Minute unten auf uns warteten, wirkte auf uns so, daß wir uns diesem eisernen, maschinenmäßigen System fügten. Manchmal freilich verspäteten wir uns etwas. Nicht viel. Was wollen Sie? Die Gewohnheit ist die zweite Natur.

In dem Programm war alles in Betracht gezogen, die Plätze, die wir besuchen, die Bankette, denen wir beiwohnen, die Kleidung, die wir tragen sollten. Alles war festgesetzt. Die Automobile führten uns straßauf, straßab. Museen, bedeutende Anstalten, Fabriken, Reisebureaus, zogen an unseren Augen vorüber. Dann Bankette, Reden. Gegen 2 Uhr nachts kehrten wir in unsere Behausungen zurück, um um 7 Uhr morgens von neuem zu beginnen. So verbrachten wir unsere Zeit.

Es ist klar, daß man bei einer solchen Reise nicht auf Einzelheiten eingehen kann. Es wären zum Beispiel nicht zwei Tage, sondern mindestens zwei Monate nötig gewesen, um sich ein Bild von dem Betriebe Krupps in Essen machen zu können. Das trifft auch auf andere Plätze zu. Nichtsdestoweniger hinterließen alle diese Bilder, die in rascher Folge an uns vorüberzogen, den Eindruck, daß Deutschland eines der fortgeschrittensten und bestorganisierten Länder der Welt ist und daß das deutsche Volk den Krieg so lange wird fortsetzen können, wie es will. Nach allem, was ich in der feindlichen Presse über unseren Verbündeten gelesen hatte, sah ich nun die ausgezeichnete Lage, in der Deutschland sich befindet, und ich gab mir angesichts dessen volle Rechenschaft von dem Maß an Unwissenheit und Dummheit auf seiten unserer Gegner.

Da die feindliche Presse unausgesetzt von dem Nahrungsmittelmangel in Deutschland sprach, hatten wir uns — unter dem Einfluß dieser Schreibereien — bei unserer Abreise aus Konstantinopel mit Lebensmitteln versorgt, doch fanden wir gar nicht die Gelegenheit, sie zu verwenden. Nicht allein leiden die Deutschen keinen Hunger, sondern sie laufen sogar Gefahr, durch zu vieles Essen zu bersten. Ein gutes Frühstück am Morgen, eine gute Mahlzeit am Mittag, um 4 Uhr wieder Imbiß, um 8 Uhr Abendessen. Wir, die wir nicht gewöhnt sind, so viel zu uns zu nehmen, fühlten uns dadurch etwas belästigt. Man darf aber nicht glauben, daß dieser Ueberfluß sich auf den Kreis beschränkt, in dem wir uns befanden. Ich besuchte eine Gastwirtschaft für Arbeiter. Dort aß ich für 1,50 M. drei verschiedene Gerichte. Ich versichere dem Leser, daß sie schmackhaft waren und daß noch eine zweite Person sich daran hätte satt essen können. Das Brot ist natürlich rationiert, Kaffee, Tee, Zucker sind sehr knapp. Die Deutschen essen aber wenig Brot, und eine große Menge Fisch, Gemüse usw. ersetzen es. Was Tee, Kaffee und Zucker anbelangt, so hat die deutsche Wissenschaft angenehme Ersatzmittel für sie gefunden, die der Gesundheit nicht schaden und die jeder gern genießt. Es herrscht wohl eine gewisse Knappheit, aber durchaus kein Mangel in Deutschland. Die deutsche Organisation hat alles vollkommen geregelt. Wir waren sprachlos vor Bewunderung über die Ausdehnung der bebauten Flächen und den guten Stand der Ernte in Deutschland und im besetzten Frankreich und Belgien. Zieht man dazu die ausgezeichnete Ernte der rumänischen Gebiete in Betracht, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sich im nächsten Jahre die besten Lebensbedingungen für Deutschland ergeben. Kurz also, von der Hungersnot, auf die unsere Feinde mit so großer Zuversicht bauen, ist keine Spur zu merken. Auch wenn sie zehn

Digitized by Google

Jahre warten würden, könnten sie in dieser Beziehung ihre Träume nicht verwirklicht sehen.

An der Westfront.

Was das Menschenmaterial anbetrifft, so irren sich unsere Feinde sehr stark auch in diesem Punkt. Ueberall, wo wir durchkamen, sahen wir Weg und Steg und alle Orte voller junger deutscher Mannen, voller deutscher Soldaten. Auch hierin hat die deutsche Kriegskunst Wunder vollbracht, sie hat im höchsten Maße das Leben der Söhne Deutschlands geschont und hat es verstanden, die Verluste in den Kämpfen auf ein Mindestmaß hinabzudrücken. Auch in dieser Hinsicht können die Feinde noch jahrelang warten. Die Deutschen werden immer die nötige Anzahl von Männern in ihren Reihen auftreiben können.

Außerdem besitzen die Deutschen eine Eigenschaft, die unseren Feinden abgeht, und die keinen Zweifel darüber gestattet, daß der Krieg zu unseren Gunsten ausgehen wird. Diese Eigenschaft besteht in der Rührigkeit, die die Deutschen an und hinter der Front entfalten. Es ist unmöglich, sich ein Bild von dieser Tätigkeit zu machen, wenn man sie nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Ueberall, wohin die Deutschen gekommen sind, haben sie Eisenbahnschienen mit sich geführt, und sie haben zahlreiche Wege angelegt, so daß dank dieser Verkehrs- und Beförderungsmittel selbst die Männer in den vordersten Schützengräben mit dem Vaterland in Verbindung bleiben können. Alle Bewegungen werden in der kürzesten Frist ausgeführt. Die besetzten französischen Gebiete gleichen heute in keiner Weise dem alten Frankreich. Die Deutschen haben dort neue Eisenbahnwege, Bahnhöfe, Etappen usw. errichtet. Hinter jedem Armeekorps befinden sich Wäschereien, Schneiderwerkstätten, Sattlereien mit Maschinenbetrieb, so daß die Soldaten in den Schützengräben beständig mit frischen Lebensmitteln, frischem Brot, reiner Wäsche, neuen Anzügen usw. versehen sind. Das Heer wird ausgezeichnet verpflegt. Alles ist reichlich: das Fleisch, der Zucker, der Kaffee, alles! In bezug auf Nahrungsmittel ist bei der Armee — im vollsten Sinne des Wortes, — alles wie im Frieden, und wenn in Berlin alles, vom Kanzler bis zum Arbeiter, anstatt Kaffee, Tee, Zucker „Ersatz" zu sich nimmt, so stehen denen, die in den Schützengräben für ihr Vaterland kämpfen, alle Lebensmittel im Ueberfluß zu Gebote.

Welches Bild moralischer Größe! Das Heer ist sich der Größe des Volkes, dem es angehört, voll bewußt, und setzt seinen ganzen Mut, seine ganze Entschlossenheit ein, es zu verteidigen. Der moralische Mut eines unter solchen Bedingungen kämpfenden Heeres ist immer und überall groß. An allen Fronten, in allen Feldlagern, die wir besuchten, herrschte ein Geist des höchsten Vertrauens, ein Geist des Sieges. Offiziere, Soldaten und Führer sind von diesem Geiste beseelt.

Unzählige, mit allen Verteidigungs- und Angriffsmitteln ausgestattete Schützengräben reihen sich hinter der Front staffelförmig aneinander. Wenn es dem Feinde nach größten Anstrengungen und unerhörten Opfern gelingt, einen Schützengraben zu nehmen, dann zieht sich die Besatzung sofort, wenn der Befehl gegeben wird, in den dahinter liegenden Schützengraben zurück, und dann ist der Feind genötigt, wieder monatelang davor stehen zu bleiben.

Ein Offizier an der Champagne-Front sagte uns: „Sehen Sie jene Höhen und jene Flächen, die sich vor ihnen erstrecken? Sie scheinen nur mit Grün bedeckt zu sein, in Wirklichkeit strotzen sie von Truppen und Kanonen. Der Hügel da, den Sie drüben bemerken, ist im Laufe eines Jahres mehrere Male aus den Händen der Franzosen in die unseren übergegangen."

Ich bin durchaus überzeugt, daß es unter diesen Umständen für die Engländer und Franzosen unmöglich ist, ihr Ziel zu erreichen. Was wir gesehen haben, hat in uns die unerschütterliche Ueberzeugung erweckt, daß auf dieser Seite Deutschland immer siegreich bleiben wird. Und was auf der anderen Seite die Ereignisse in Rußland anbetrifft, so müssen auch sie unseren Feinden klarmachen, daß weiterer Widerstand sinnwidrig ist.

Aga Oglu Achmed
im „Terdschumani-Hakikat".

Digitized by Google

DIE ENTSCHLEIERTE FRAU.

Von Else Marquardsen-Kamphövener.

Die Frage der Entschleierung der Türkin hat sehr starke Parteinahme für und gegen den Schleier hervorgerufen. Der folgende Aufsatz zeigt die Stellungnahme einer mit dem türkischen Leben vertrauten europäischen Schriftstellerin.

Das Symbol des neuen Lebens der Türkei ist der fallende Schleier der Frau. Was jahrhundertelanges Dämmern umgab, wird plötzlich ans Licht des Tages gezogen, was in Schweigen wuchs und wurde, wird in lautem, grellem Leben begutachtet und herabgezerrt.

Seltsam sind die Gebilde, die durch dieses unvermittelte Eindringen der neuen Zeit entstehen, seltsam und nicht immer erfreulich. Wohl war es seit Jahrzehnten der Lieblingsgedanke aller Frauenrechtlerinnen der ganzen Welt, die Türkin „zu befreien". Nachdem nun diese „Befreiung" durch die Verhältnisse selbst vollbracht wurde, geht es wie Triumphgesang durch alle Bureaus des „Frauenrechtes" aus Freude darüber, daß die arme „leidende Schwester" dort hinten weit in der Türkei ihrer „unwürdigen Fesseln" entledigt wurde. Alles das mag ja wohl ehrlicher Ueberzeugung entspringen und vielleicht auch dem Willen, zu helfen; jedenfalls aber ist dieses Urteil der Frauenstellung in der Türkei durch keinerlei Sachkenntnis getrübt. Weil der Europäerin, besonders wenn ihr Horizont ein wenig über das Alltägliche hinaus geht, ein Leben nach Art der Orientalin unerträgliche Behinderung der Freiheit erscheinen würde, so muß es, glaubt sie, der Schwester im Süden ebenso gehen. Der gleiche Fehler, wie er im Hinblick auf alle Fragen des Orients in Europa gemacht wird — das Uebertragen der eigenen Anschauungen auf die Lebenserscheinungen des orientalischen Lebens — wird auch hier wieder begangen. Die unbewußte Ueberhebung des Okzidents, die ihn veranlaßt, bei allem den eigenen Maßstab anzulegen, leitet ihn auch hier wieder irre. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß in der Orientalin nicht auch ein gewisses Freiheitssehnen liegt, wie schließlich in jedem Menschen; aber es fehlt ihr völlig der Wunsch des rücksichtslosen Durchsetzens ihrer eigenen Persönlichkeit, wie solcher die ursprüngliche Triebfeder aller Freiheitsbestrebungen der Europäerin ist.

Die Frau des Orients ist seit Jahrhunderten gewohnt, ihren Lebenszweck darin zu sehen, dem Manne die Freude und das Glück der Liebe und der Zukunft Kinder zu geben. Auf diese Feststellung pflegt die Ausdrucksweise des Frauenrechts, die in der Wahl ihrer Worte nicht zimperlich ist, zu erwidern, daß man schon längst wisse, es handle sich im Orient für die Frau nur darum, entweder Freudenmädchen oder Gebärmaschine zu sein. Aber man irrt. Die Orientalin ist dem Manne weder das eine noch das andere, sie ist ihm nur im schönsten Sinne des Wortes — Frau. Weiß man denn überhaupt heute noch, was dieses Wort, wenn man es auf seinen tiefsten Sinn hin prüft, eigentlich bedeutet? Wird man sich klar über all die Möglichkeiten an Wärme, Stärke, Dulden und Freudigkeit, die dieses Wort in sich schließt? Man hat etwas von seiner Bedeutung wieder erkannt durch das, was der Krieg an den Frauen offenbarte, aber schon in dem Wort „offenbaren" liegt verborgen, wie sehr das Verständnis für die Frau unter dem Druck des Alltaggetriebes leidet. Und eben das ist es, was der Orient erkannt hat: daß eigentlich die Frau für den Alltag nicht geeignet ist, daß sie ein Feiertag in sich ist, ein verborgener festlicher Garten, darin der müde Wanderer nach des Tages Staub Erquickung findet. Und so verbannte der Orient die Frau aus dem Alltagsleben und schuf ihr ein verstecktes Dasein, darin sie Herrscherin sein konnte und darin der Mann stets alles das fand, was ihm das Leben der Arbeit und des Verkehrs nicht zu gewähren imstande war. In diesem ihrem Verborgenhalten liegt keine Mißachtung der Frau, vielmehr liegt die eifersüchtige Liebe darin, die der Besitzer eines köstlichen Schatzes fühlt, der sein Kleinod nicht dem entweihenden Blick des gleichgültigen Beschauers aussetzen will. Wenn ich hier das Wort „eifersüchtig" gebrauchte, so höre ich schon, daß man erwidert: „Na ja, da sieht man es wieder! Eifersucht ist immer entwürdigend, weil sie Mißtrauen bedingt, und der Orientale sperrt seine Frau eben ein, weil er sonst ihrer nicht sicher ist". Nein, das tut er eben nicht. Eifersucht ist hier so gemeint, wie der Begriff anzuwenden wäre auf die Besitzfreude an einem wunderbaren, einzigartigen Stück bedeutenden Kunstwertes. Wer wirklich inneres Verständnis für dessen Wert hat, wird es nie ausstellen, sondern sich geheim daran erfreuen und es nur solchen zeigen, die er im besten Maße imstande glaubt, sein Empfinden vollauf zu teilen; jeder

Digitized by Google

gleichgültige Blick wird ihm schon Entweihung dünken. So verbirgt der Orientale die Frau, so ist seine Eifersucht auf sie beschaffen und so seine Wertschätzung für sie, die ihm das Leben seines Hauses bedeutet.

Wie ein wilder Rausch ist das Neue über die Türkei gekommen und hat von heute auf morgen Besitz genommen vom Denken und Fühlen weiter Kreise des Volkes. Frauen, denen es die Sitte nicht einmal gestattet hatte, zu Fuß zu gehen, sondern die nur von ihren Equipagen aus die Straßen kannten, zeigten sich plötzlich mitten im Trubel des Alltagsgetriebes ohne Schleier noch Mantel mit einem Versuch, die europäische Art nachzuahmen. Es war eine große Tat für sie, so aufzutreten, und innerlich zitternd und bebend taten sie es. Die Türkin ist bisher nicht imstande, das Maß ihrer Wirkung auf andere Männer zu erkennen; sie weiß nur vom Verkehr mit dem eigenen Manne und ihren allernächsten männlichen Verwandten, die ihr vertraut sind von frühester Kindheit an. Als Weib sich zu geben und zu verhalten, ist ihr also nur dem Manne gegenüber vergönnt, dem sie gehört; was so die Frau an kleinen Künsten hat, führt sie in gleicher Lieblichkeit immer wieder ihm zu Liebe ins Feld. Dazu kommt, daß die Empfindungen von den Dingen des Geschlechtslebens von größter Einfachheit und Natürlichkeit sind. Ein Verschleiern, ein verstecktes Lüsternes gibt es nicht; es ist, wie es nun einmal ist, und niemand denkt auch nur für eines Herzschlags Dauer darüber nach. All dieses stattet die Türkin natürlich in keiner Weise aus zu dem Kampfe, der sich unausgesetzt im Leben Europas zwischen den Geschlechtern abspielt; ein Kampf, bei dem jedes Mittel recht ist und bei dem kein Pardon gegeben wird. Die Türkin muß da als Freiwild erscheinen, da für den europäischen Mann die Faktoren nicht gegeben sind, welche ihm eine richtige Beurteilung ihres Denkens und Empfindens vermitteln würden. Das unfehlbare Ergebnis dieser Situation ist also entweder ein Mitgehen mit den Anschauungen des Okzidents und somit ein Vernichten alles dessen, was ihres Lebens Halt war; oder aber ein Abweisen alles Okzidentalen und ein Verlust auch dessen, was ihr der Okzident vielleicht hätte bieten können für ihr neues Leben.

Diese Alternative mag dem oberflächlichen Beobachter nun keineswegs schreckenerregend erscheinen, doch liegt in ihr die Frage der Erhaltung oder Zerstörung der Lebenskraft des Orients begründet. Denn was der Frau des Orients Halt gibt, ist das, worauf das gesamte Leben des Orients sich aufbaut: die islamische Ueberlieferung. Man darf hier nicht in den Fehler verfallen, etwa das Schlagwort von der Trennung von Kirche und Staat hervorzuholen. Was sich im Okzident anwenden läßt, kommt für den Orient nicht in Betracht. Der Koran mit seinen Verordnungen stellt nicht etwa eine Ansammlung abstrakter religiöser Forderungen dar, sondern ist das ethische und praktische Gesetz, wonach seit Jahrhunderten die Türkei lebt. Das ist ja hinlänglich bekannt, doch wird aus dieser Kenntnis nicht die notwendige Folgerung gezogen, die darin besteht, daß man nicht imstande ist, dem Orient einen Ersatz zu bieten für das, was man ihm nehmen würde, so man ihm das Leben nach der islamischen Tradition raubte. „Aber das will man ihm ja gar nicht rauben!" heißt es dann immer entrüstet. Ich aber behaupte, daß man das will, wenn man sich auch nicht ganz klar darüber ist. Wenn also die Frau ihren Schleier ablegt, so bedeutet das nicht eine Toilettenangelegenheit, sondern einen gewaltsamen Bruch, der in zahlreichen Fällen vielleicht nicht durchdacht worden ist. Gewiß ging manchmal ein schwerer innerer Kampf voraus, der sich schließlich ein äußeres Ausdruckssymbol wählte, aber oft war nur die Freude am Neuen maßgebend, oft dachten sich die Frauen, wie unterhaltend es doch sein müsse, nicht mehr in Begleitung, nicht mehr in enge Wagen eingeschlossen, nicht mehr in dunkle Mäntel verborgen, frei umherzugehen und alles zu tun, was die Franken tun! „Oh, wie muß das Leben kurzweilig sein, wenn man es so verbringen kann und wer weiß, vielleicht passiert auch mir einmal so ein ganz kleines Abenteuer ... es darf nichts Schlimmes sein! .... wie immer in den schönen gelbgebundenen französischen Büchern beschrieben ist! Ach, wie unterhaltend muß das Leben nun werden!" Und die Frau, die nur die dämmernde Stille ihres Hauses kannte, deren jeder Schritt umhegt war, jeder Gedanke nur auf ihres Mannes Liebe gerichtet und ihrer Kinder Glück, sie sieht sich plötzlich dem schmutzigen Alltag gegenüber und sie weiß nicht, wie die Handschuhe beschaffen sind, die vor unsauberen Berührungen schützen könnten. Sie steht ratlos vor dem leichten Spiel, das der Europäer treibt, und verliert bei der Erschütterung der Grundlage, auf der sich ihr Leben aufbaute, die Ruhe der Sicherheit, die sie vorher genoß. Das muß bei einer oberflächlichen Frau zu Leichtsinn, bei einer tiefer veranlagten zu inneren Kämpfen führen, denen sie wahrscheinlich nicht gewachsen sein wird. In jedem Falle entsteht mehr Schaden als Nutzen aus dieser voreiligen Annahme europäischer äußerer Sitten. Die Orientalin aber ist und fühlt sich nur im Kreise ihrer Familie sicher, da allerdings vollkommen und mehr, als man es bei Europäerinnen im Durchschnitt antrifft.

Alles das hört sich nun gewiß sehr reaktionär an; man wolle aber bedenken, daß auch für Europas Frauen bis jetzt noch kein Ersatz gefunden wurde für das, was sie verließen, um sich in den

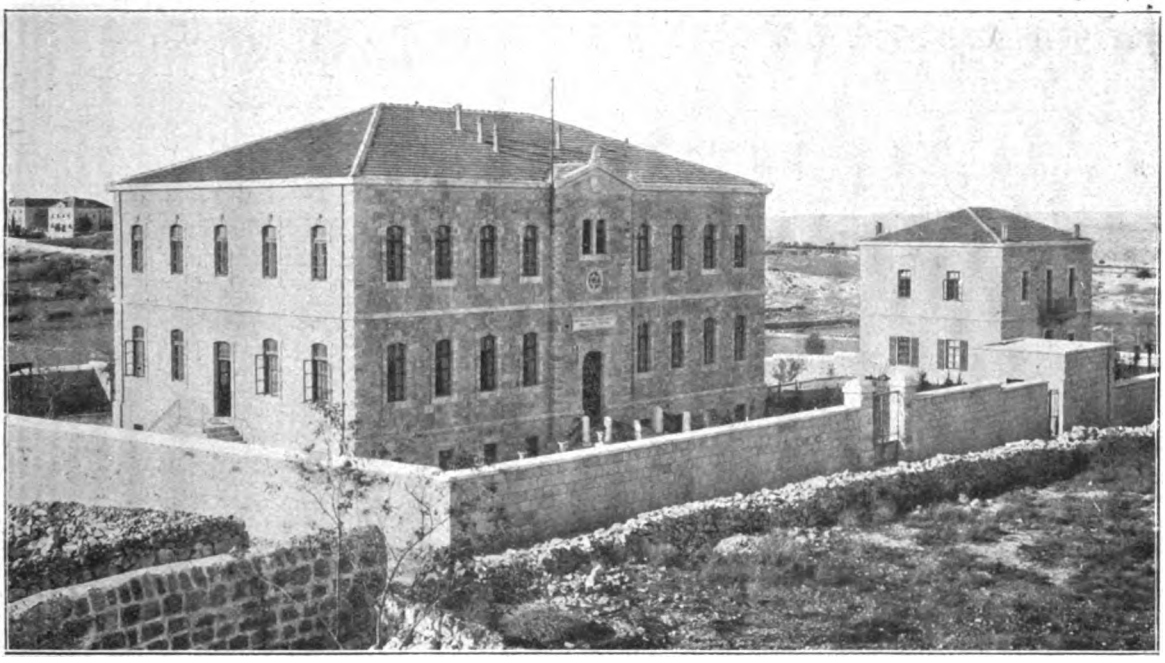
Digitized by Google

Kampf des Daseins zu stürzen; man wolle nicht vergessen, daß mit ganz verschwindend wenigen Ausnahmen auch die heftigste Verkünderin des freien Rechtes der Frauen bereit ist, eine in der Liebe und der Mutterschaft glückliche Frau zu werden, wenn man ihr nur Gelegenheit dazu geben wollte. Je heftiger die Arbeit nach außen, desto stärker die verschwiegene Sehnsucht des einsamen Herzens, nach dem, was das wahre Recht der Frau ist, nämlich das Recht auf Liebe. Wer ehrlich ist unter den Frauen Europas, die im Kampfe des Daseins stehen, muß es zugeben, daß die Krone, die der Erfolg der Frau auf die Stirne drückt, eine schwere, harte, kalte Last ist, die abzulegen Seligkeit bedeuten würde.

Warum nun soll die Orientalin diese Krone der Qual tragen müssen? Warum läßt man ihr nicht das Glück, das sie in der Gebundenheit zu finden vermochte, das Glück, das ihrem Wesen volle Entfaltung gestattet? Man will ihr das höchste Menschengut, die erhabene innere Freiheit, bringen, und man vergißt die Kleinigkeit, daß diese innere Freiheit die Frucht schwersten Ringens reifer Menschen mit sich selbst ist, nicht aber eine Frage der Kleidung. Man entreißt der Orientalin die Stützen ihres Seins ohne doch imstande zu sein, ihr neue zu schaffen. Aber das kann eben nur die Zeit bringen, nur die langsame Umwandlung, die durch den Einfluß unsichtbaren Wechsels hervorgerufen wird. Jetzt aber ist es noch zu früh. Wenn man jetzt in der Türkei die armen kleinen Dämchen herumgehen sieht auf ihren für den Weg des Alltags so ungeeigneten Schuhchen, mit ihren für das Treiben des Lebens so ungeeigneten ängstlichen oder auch kecken Blicken — ach, wie tut einem da das Herz weh um all die Lieblichkeit, die vernichtet wurde, um all den stillen Zauber, der zerrissen wurde. Manche kleiden sich ganz europäisch nur natürlich unter gänzlich falscher Behandlung der großen Kleiderfrage; andere suchen einen Kompromiß zu schaffen zwischen Orient und Okzident und bringen etwas ganz Unglückliches zustande; allen aber ist eines gemeinsam: die Schleierlosigkeit. Schleierlos wollen sie hinfort durchs Leben gehen, schleierlos so dem Glück wie Unglück ins Auge blicken; und bei dem ersten rauhen Luftzug ziehen sie sich entsetzt in sich selbst zurück, denn so hatten sie sich das Leben nicht vorgestellt! Und dann möchten sie den Schleier wieder haben; möchten wieder vor alles Häßliche den Schleier der Fürsorge, die immer für sie rege war, gebreitet haben — doch wo ist er hin? Möchten wieder vor dem leeren Himmel den Schleier ihres reinen Kinderglaubens wehen haben — doch wohin entschwand er? Möchten wieder durch den Schleier der Liebe ihrer Kinder alles Geschehen um sich sehen — doch ach die Kinder? Auch sie riß das neue Leben fort — auch sie irren schleierlos in einer ihnen fremden Welt. Und der Mann? Er, der bisher wahrhaft ein Weib hatte und ein Heim, eine Zufluchtsstätte, die ihm offen stand, und nur ihm, wie auch das Leben ihn zausen mochte — was wird aus ihm? Er kennt dieses Wesen nicht wieder, das, haltlos zwischen Wunsch und Bangen hin und hergerissen, nicht mehr weiß, wohin es sich wenden soll, um die verlorene Ruhe wiederzufinden. Zu einer geistigen Gefährtin ist diese arme Flocke im Wirbelwind des Daseins noch lange nicht reif genug, und alles, was sonst ihren Reiz ausmachte, sucht sie abzulegen so schnell sie nur vermag. Aber nicht den Reiz der Europäerin tauscht sie ein für das, was sie ablegt, nicht die Geschlossenheit innerer Freiheit erlangt sie mit der äußeren zugleich. Nein, sie verliert ihren eigenen unbeschreiblichen Liebreiz und sie gewinnt — eine gewagte Pariser Toilette. Der Mann aber hat nicht genug an dieser Pariser Toilette, die er in früheren Zeiten in der Versteckheit seines Heimes auch bewundern konnte und die nun die Straßen ziert; ihm liegt daran, wieder ein Weib zu haben, das sein Glück in seiner Liebe sucht. Was also tut er? Er sucht dieses Weib da, wo es sich ihm in richtiger Abschätzung der Verhältnisse bietet.

Man darf nicht Rosen pflücken wollen, ehe sie die Zeit ihrer Blüte erreichten; treibt man sie künstlich, so zerstört man den Stock. Es ist unrecht, Vögel singen machen zu wollen zu jeder Stunde, deren Lied ihnen nur in geheimen Augenblicken aus der Brust dringt; will man es, so muß man sie blenden. Nicht unbedenklich ist es, Menschen das Geschenk der Freiheit bringen zu wollen, ehe sie es nicht durch Kinder und Kindeskinder hindurch mit ihres Herzens Blut erkämpften. Schmerzhaft ist dem schattenungewohnten Auge das Bild des Lebens und des Alltags, schmerzhaft dem träumereichen Herzen das Erkennen des Daseins, und es gehört Kraft der Seele und des Geistes, Losgelöstheit vom Glück dazu, um das zu sein, was man heute die Türkin und mit ihr die ganze Türkei zwingen will, zu heißen: die entschleierte Frau.

Digitized by Google



Lämelschule des „Hilfsvereins der deutschen Juden", Jerusalem.

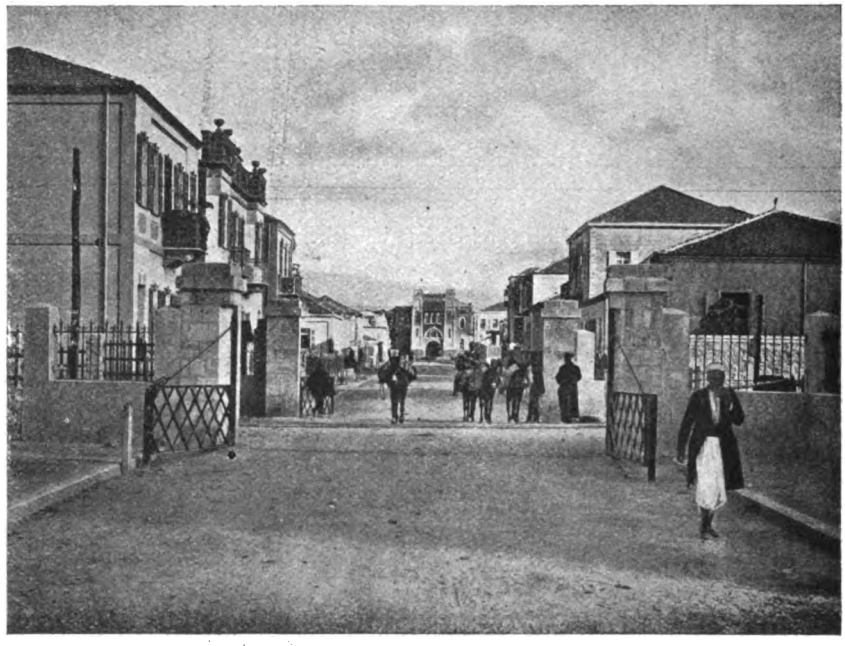
DER KAMPF UM ZION.

Von Dr. Freiherrn v. Mackay.

Es war vor rund 2600 Jahren, als es Sanherib auf einem Feldzug gegen Syrien und Juda nach dem Besitz Jerusalems gelüstete. Monatelang beobachtete er, wie die Inschriften auf den Felswänden von Bawian berichten, mit seinem Heerestroß von ferne die Stadt, dann zog er unverrichteter Sache ab. Ob ihn die Schwierigkeiten der Belagerung zurückschreckten oder ob er durch wichtigere Aufgaben abgelenkt wurde, kann dahingestellt bleiben; jedenfalls war der Erfolg seiner Umkehr, daß sich der Ruf Zions als eines den Heiden unzugänglichen heiligen Wohnsitzes Jehovas unter allen morgenländischen Völkern erhöhte. Die Geschichte liebt Wiederholungen des Szenenspieles ihrer Weltbühne und kleidet deren Vorgänge doch in immer neue Formen. Heute lagert zur „Beobachtung" von Jerusalem das britische Heer bei Gasa, der im Altertum mächtigsten der fünf Hauptstädte der Philister, deren Entfernung von Zion 75 Kilometer beträgt. Kann man bei besonders sichtigem Wetter, wie es bisweilen der klare Himmel der Levante beschert, mit bloßem Auge von dem Ort aus, unter dessen Mauern 1239 das Heer des sechsten Kreuzzuges vernichtend geschlagen wurde, die Höhen von Bet Dschala erkennen, so ist es also den Fliegern Englands um so leichter, Jerusalem und seinen Tempelberg im Auge zu halten. Aber dabei soll es, anders als zur Zeit des großen Assyrerkönigs, nicht bleiben. Wer heute die Londoner Presse liest, dem fällt es auf, wie bei allen Betrachtungen der orientalischen Kriegsfragen sich immer wieder die Blicke nach der Heiligen Stadt wenden. Die Lage der Briten in Westasien befindet sich trotz allen, teils durch militärische Leistungen, teils durch Bestechung erzielten Erfolgen in eigentümlicher Schwebe. Durch den Zusammenbruch Rußlands ist England des Petersburger Druckes in Nordpersien ledig, aber auch des Vorteils verlustig geworden, daß durch zarische Streitkräfte die Hauptmasse der den Türken auf den asiatischen Kampfplätzen zur Verfügung stehenden Truppen festgehalten werden. Zeitweilig war einmal eine Verbindung von Bagdad aus über Scheraban durch die Zagrospforte hergestellt, der Weg ist heute durch den erfolgreichen Vorstoß der osmanisch-kurdischen Reiterei gegen Kirmanschah, Hamadan und Dschevanrus, der die russischen Kosakenverbände zur Freigabe von Hanekin und schleuniger Flucht in östlicher Richtung zwang, wieder völlig in türkischen Händen und damit den Briten, zumal unseren Verbündeten der Fortschritt der Bagdadbahn gute Dienste leistet, das Vorrücken gegen Mossul sehr erschwert. In Arabien erscheint der Triumphzug der Briten erst recht zwitterhafter Art. Said Pascha steht nach wie vor unmittelbar

Digitized by Google

vor Aden in Lahidj el Hota und beherrscht damit fast das ganze Bled el Engris. In britischem Dienst stehende Verbände des bestochenen Großscherifen von Mekka haben zwar von Akaba aus angeblich Maan erreicht, um die Hedschasbahn durchzustoßen und den Engländern den Weg von Gasa aus nach Bir es Seba und weiter nach Katrane freizumachen, von wo aus dann über Dschof die Verbindung mit dem Zweistromland hergestellt und ganz Arabien abgeschnürt werden sollte. Tatsächlich aber haben die britischen Truppen sich bislang bei den Angriffen auf die starke türkische Stellung bei Gasa nur blutige Nasen geholt, und ebenso sind alle Versuche ihrerseits zum Vordringen gegen die Pilgerbahn gescheitert. Nach alledem ist also die Sehnsucht, mit der sich heute die Blicke Zion zuwenden, begreiflich genug. Nachdem das frühere Prinzip, wonach die Sinaiwüste als natürlich gegebenes Puffergebiet zwischen Aegypten und Türkisch-Syrien galt, preisgegeben wurde, kommt es für London darauf an einen festen, weiter vorgeschobenen Stützpunkt zu gewinnen, der aus bekannten Gründen nur Jerusalem sein kann.

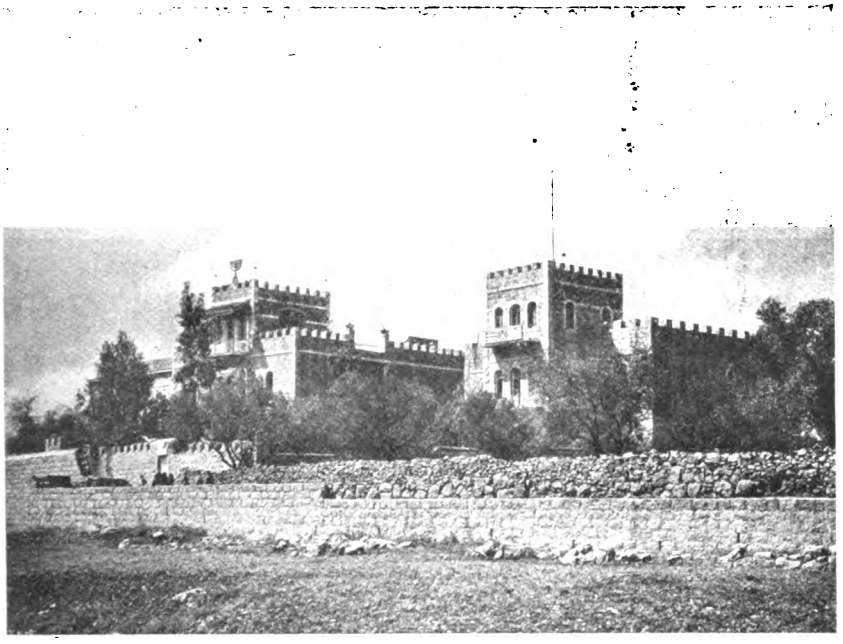


Hauptstraße des neuen jüdischen Stadtviertels „Tel-Alwiw" („Frühlingshügel") bei Jaffa. Im Hintergrunde das Hebräische Gymnasium.

Ueber die militärischen Pläne, wie dieses Ziel erreicht werden soll, wird natürlich an der Themse im allgemeinen Schweigen bewahrt, nach einer besonderen Richtung hin die Angelegenheit freilich um so mehr in der Oeffentlichkeit breitgetreten. In der Frühlingszeit des dritten Kriegsjahres wurde an der Themse ein eigentümlicher Plan flügge. Der Aerger der Londoner über die Hunderttausende von russischen Juden, die, statt Heeresdienst zu tun, ihre Geschäfte weiter betrieben, wurde immer größer. Zunächst dachte man daran, sie nach der Heimat abzuschieben, dann, sie in besonderem Verband unter der Fahne zu sammeln, und daraus entstand wieder der Entwurf, aus der ganzen zugewanderten Judenschaft ein Heer zu bilden und dieses für die Eroberung Palästinas einzusetzen. Im Kriegsministerium wurde eine besondere Abteilung für die Verwirklichung des Planes geschaffen. Rothschild übernahm das Protektorat, Oberst Paterson die militärische Leitung. Ueber einen eigenen Uniformschnitt und sogar eine jiddische Armeesprache wurde verhandelt, ein Feldlager unweit London für die neue Truppe hergerichtet und der Rahmen für eine ganze Division geschaffen, der aber bei der Auffüllung zunächst auf eine Brigade und dann auf ein Regiment zusammenschrumpfte, mit dem allein Zions Mauern zu erstürmen nicht wohl angängig erschien. Aber darum ist die Angelegenheit keineswegs eingeschlafen. Ganz im Gegenteil! An und für sich scheint es sich nur um eine nebensächliche tragikomische Episode aus der Geschichte des Militarismus Englands zu handeln; in Wirklichkeit bewährt sich hier, wie so oft die Wahrheit, daß kleine Dinge Hebel der Bewegung zu größten Dingen sind.

Auffällig und doch begreiflich genug ist die begeisterte Aufnahme, welche die Idee vom englischen Zionsheer in den Vereinigten Staaten gefunden hat. 1830 ging von New York aus die erste presbyterianische Mission nach Palästina. Männer wie Eli Smith und Cornelius van Dyk gruben damals in unvergänglicher Weise ihre Namen in die Geschichte des Landes. Seitdem hat der amerikanische Geist dort das Erziehungswesen immer schärfer gegen die türkische Herrschaft beeinflußt. Die Saat demokratischen Geistes, die Amerika dort ausstreute, fiel auf günstigen Boden, ohne aber glückliche Früchte zu erzeugen. Mit wenigen Ausnahmen, unter denen der berühmte Schulmann Butru Bustani als ein glänzender Stern hervorleuchtet, wurde lediglich ein Skribententum gezüchtet, dessen Anmaßung nur zu oft im umgekehrten Verhältnis zu seinen Fähigkeiten stand und dessen Vertreter, wurzellocker in ihrem Wissen wie im Verhältnis zum eigenen Land, vor der Verfolgung unter Abd ul Hamid nach New York oder Buenos Aires flüchteten, um dort, weit vom Schuß, eine verhetzend wirkende Zeitungspolitik zu treiben.

Digitized by Google



Jüdische Kunstgewerbeschule „Bezalel" in Jerusalem.
(Auf dem Hauptgebäude der siebenarmige Leuchter.)

Eben am Hudson aber trafen sie mit einer anderen Partei zusammen, deren Blicke ebenfalls, wenn auch aus Gründen ganz anderer Art, nach Jerusalem gerichtet waren: der zionistischen. Ihr Ziel ist bekanntlich die Erlangung eines Freibriefs für die unabhängige Besiedlung Palästinas durch die Juden. Lag der Schwerpunkt der Bewegung früher in London, so hat er sich in neuerer Zeit nach New York verlagert dank dem großen Einfluß, den das jüdische Großkapital von Wallstreet in Washington und bei allen Wahlen ausübt. Wie wirksam diese Bindungen gerade heute sind, bezeugt beredten Mundes die Tatsache, daß Wilson jüngst eine „Palästinakommission" von drei Vertrauensleuten, den Herren Eckstein, Frankfurter und dem früheren Botschafter Morgenthau, mit der Untersuchung der Frage beauftragte, wie das Gelobte Land am besten von der türkischen Türaneni zu befreien sei. Wie also Amerika geistig den syrischen Boden für die britischen Wühlereien vorbereitet hat, so leistet es England jetzt politische Vorspanndienste für dessen politische Machtbegehrlichkeiten. Auch auf orientalischem Boden bewährt die großkapitalistische Verkittung des angelsächsischen Bundes unter der Hülle schöner Menschlichkeits- und Freiheitsphrasen ihre Festigkeit und Wirksamkeit.

Ein leidiges Uebel ist freilich, daß England bei seiner Sehnsucht nach dem Gelobten Land nicht minder scharf als mit den Vierbundsmächten auch mit den eigenen Bundesfreunden, vorab mit Frankreich und dessen aus der Napoleonischen Zeit stammenden Ansprüchen auf die Schutzherrschaft über Syrien und den Libanon zusammenstößt. Nach den Feststellungen des deutschen Reichskanzlers wären in Westasien dem Zarismus die armenischen Wilajets nebst Trapezunt und Kurdistan, den Franzosen Syrien mit Adana und Mersina, den Engländern das Zweistromland zugefallen, während Palästina internationalisiert werden und das kleinasiatische Stammland des Osmanentums in ein französisches und britisches Einflußgebiet eingeteilt werden sollte. Wie stark aber unterdessen die Ententepläne zugunsten Englands umgestülpt worden sind, wie sehr Paris und Rom von Englands Machtwort abhängig geworden sind, beweist die jüngste Besprechung von St. Jean de Maurienne, wo Frankreich und Italien zu militärischer Unterstützung der von London für den Herbst geplanten neuen Wiederaufnahme des syrischen Feldzugs in vollem Widerspruch zu den eigenen Interessen und zu den früheren Beutezusicherungen gegen andere luftige Entschädigungsversprechen sich verstehen mußten, trotzdem die bisherigen britischen Kriegserfolge gewiß nichts weniger als

Ansicht einer jüdischen landwirtschaftlichen Kolonie in Palästina.

Digitized by Google

staunenerregend sind. Es handelt sich bei den englischen Angriffsplänen offensichtlich um einen letzten entscheidenden Schachzug, um Gewinn oder Verlust des wechselvollen, an furchtbaren Niederlagen wie an glücklichen Gewinnen reichen Kampfspiels für Englands Herrengewalt im Orient. Daß es den englischen Staatsmännern trotz allen großartig und geschäftig betriebenen Vorbereitungen nicht recht wohl bei dem Unternehmen ist, geht deutlich aus Betrachtungen ernster Londoner Zeitungen hervor, die offen eingestehen, daß sich hier die Fernwirkungen des deutschen Tauchbootkrieges mit der Erschwerung des Truppen- u. Munitionstransports am ehesten bemerkbar machen müßten. Die Besorgnis ist sicherlich wohl berechtigt. Die Reichweite unserer U-Boot-Waffe ist tatsächlich unbegrenzt; die Eigenart seiner Stoßkraft liegt darin, daß sie Weltbritannien überall und zunächst gerade auf den entferntesten Kampfplätzen schwächt, deren Versorgung vorab zugunsten des Hauptkriegsschauplatzes in Flandern zurückstehen muß. Diese Tatsache und die bewährte Tapferkeit der osmanischen Truppen erscheint als die beste Gewähr, daß statt der Hoffnungen Englands, durch den Stoß gegen die Hochburg Palästinas das osmanische Reich und mit ihm der Vierbund ins Herz zu treffen, umgekehrt der vergebliche Ansturm zu diesem Ziel hin die deutsch-türkische Freundschaft nur noch fester verklammert wird.

Ein 85jähriger jüdischer Kolonist in Palästina.

Vor 900 Jahren kniete Gottfried von Bouillon im Büßerhemd vor dem Heiligen Grab, Vergebung seiner Sünden erflehend und auch den Muslim in sein Gebet einschließend: ein erstes Hinfühlen des Christentums zur Verständigung mit dem Islam bahnte sich mitten in blutigen und gehässigen Glaubenskämpfen an. Friedrich der Zweite, der eigentliche Barbarossa, der ursprüngliche Held der Sage vom Kyffhäuser und der Träume von deutscher Zukunftsmachtherrlichkeit, legte dann die Linien einer Abend- und Morgenland umfassenden Weltpolitik in großzügigster Weise aus. Sein Herrscherideal war bereits eine innige Verschmelzung und Verklammerung der geistigen Gehalte, der wirtschaftlichen und politischen Kräfte beider Kulturwelten unter Abweisung der päpstlichen Forderungen, den Kampf um Jerusalem in Feindschaft gegen den Islam durchzuführen. Für die Verwirklichung solcher herrscherlichen Hochgedankens arbeitend, wußte er nicht nur durch geschicktes Verhandeln mit den entzweiten syrischen Fürsten die Einräumung freien Besuchs der Aksa- und Omarmoschee und die friedliche Abtretung von Jaffa, Saida, Bethlehem, Nazareth zu erreichen, sondern er richtete auch den

Jüdischer Koloniewächter in Palästina.

Digitized by Google

Blick nach Afrika und schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Sultan al Kamil von Aegypten, der ihm die Abtretung des Königreiches Jerusalem im Fall wirksamer Unterstützung gegen seinen Bruder Muattam zusicherte; am 12. März konnte er sich bekanntlich tatsächlich, vom Patriarchen mit dem Interdikt belegt, die Krone in der heiligen Grabeskirche aufs Haupt setzen. Wer geschichtskritisch zu denken weiß, der wird es gewiß nicht als Zufallsfügung betrachten, daß die größten Fürsten des alten Deutschen Reichs immer wieder nach dem Morgenland ausschauten und in dessen Boden festen Ankergrund für die Sicherung und glückhafte Entwicklung ihrer Reichsmacht im politischen Weltgetriebe auf dem Fuß friedlichen Zusammenwirkens mit den Fürsten des Islams suchten, sondern darin Walten und Führung der Menschheit nach einem höheren Weltplan erkennen, der sich heute glücklich erfüllen soll.

Nirgendswo tritt so der schroffe Gegensatz zwischen deutscher und britischer Orientpolitik gleich scharf hervor wie beim Blick nach Jerusalem. Londons Spiel mit dem falschen ägyptischen Khediven, die Bestechung der arabischen Fürsten und Scherifen und schließlich die gewissenlosen, selbst die eigenen Freunde hintergehenden Ränke zum Zweck, Palästina in den Griff zu bekommen, sind eine fortlaufende Kette von Beweisen für den hetzerischen und raublüsternen Charakter derjenigen Macht, die sich als Schutzherrin von Völkerfreiheit vor aller Welt ins Schaufenster stellt.

Deutschland ist seit mittelalterlicher Zeit einen anderen Weg gegangen. Es sah in der Vergangenheit der Stadt, die der Hochsitz der drei großen monotheistischen Religionen der Christen, Juden und Mohammedaner ist, das vom Himmel aufgerichtete Wahrzeichen und Gebot, durch den Geist einer wahrhaft versöhnlichen Staatskunst dauernden Frieden auf dem blutdurchtränkten Boden Westasiens zu schaffen und die drei Bekenntnisse, die trotz allen Gegensätzen der Glaube an den einen Gott verbindet, in schiedlich-friedlicher Gesellung einander näherzubringen. Es erkannte aber auch die Wahrheit, daß dieses Ziel nur erreichbar ist durch die Aufrechterhaltung der Macht des Osmanentums, das ungeachtet aller berechtigten oder übertreibenden Vorwürfe gegen seine früheren Regierungsformen doch als staatsschöpferisches Herrenvolk ersten Ranges sich bewährt hat. In diesem Sinn will und wird es heute in gärender Zeit, die das ganze politische Weltgefüge umformt, das Testament betreuen, das ihm die drei größten Kaiser seiner mittelalterlichen Vergangenheit, ein Karl der Große, Otto I. und Friedrich II., hinterlassen haben und das Wilhelm II. durch feierliches Gelöbnis am Grabe Saladins erneute: die Befestigung seiner Machthoheit in Europa durch Erfüllung seiner geschichtlichen Friedenssendung in dem Lande, das der Mutterschoß der Religionen ist.

AUSSPRÜCHE DES PROPHETEN.

Meine Aussprüche heben nicht das Wort Gottes auf, aber das Wort Gottes kann meine Aussprüche aufheben.

Wer auch immer eine Schuld und Kinder hinterlassen hat, laßt sie zu mir kommen; ich bin ihr Beschützer, ich werde die Schuld abtragen und den Kindern ein Freund sein.

Der gehört zu den vollkommensten Muslims, dessen Gesinnung seiner eigenen Familie am besten gefällt.

Speiset den Hungrigen, besucht den Kranken und befreit den Gefangenen, wenn er ungerecht eingesperrt ist. Steht jedem Unterdrückten bei, ob er ein Muslim ist oder nicht.

Wenn der Ungläubige den Umfang der Barmherzigkeit Gottes kennte, er würde nicht am Paradiese verzweifeln.

Das Nachsinnen einer Stunde ist besser als die Anbetung eines Jahres.

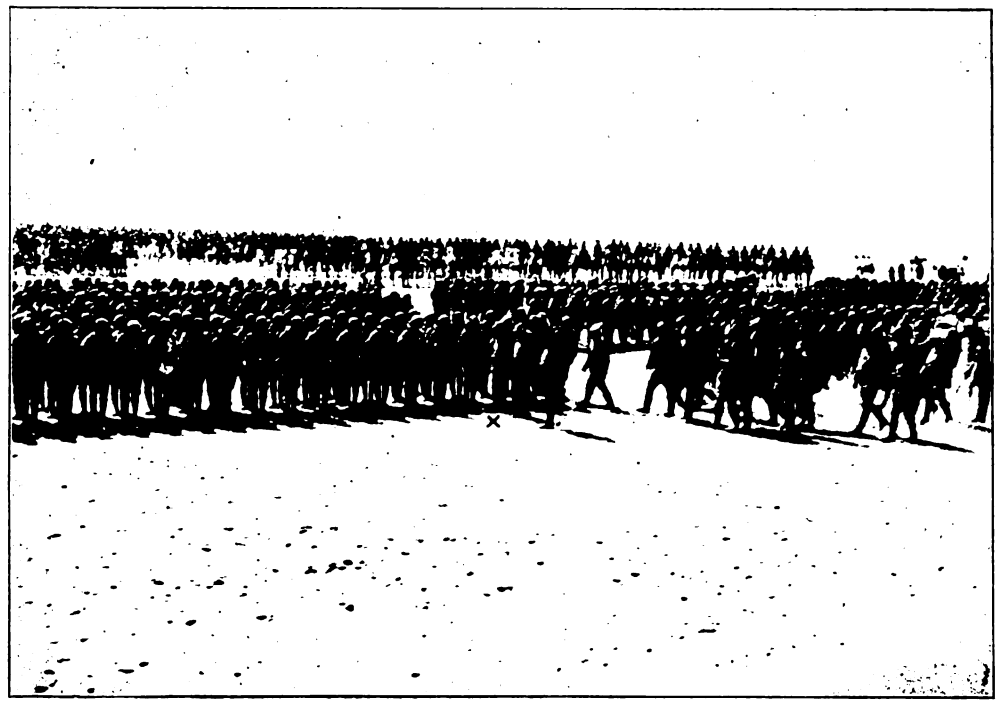
Digitized by Google

DIE KRIEGSLAGE.

Von Major a. D. E. Moraht.

Als ich vor einem Monat, Ende August 1917, über die Kriegslage an dieser Stelle berichtete, ging ich davon aus, daß die Erfolge des U-Bootkrieges der Mittelmächte die eigentliche Triebfeder sind für die krampfhaft eingeleiteten und ausgeführten Angriffe der Entente. England ist es zwar, welches am meisten unter der Wirkung der Schiffsversenkungen leidet und später leiden wird, aber es trägt dieses Leid nicht allein, sondern zwingt seine Bundesgenossen dazu, es mit ihm zu teilen. Frankreich, Rußland und Italien vor allen Dingen mußten im vergangenen Monat September wieder für die englischen Weltinteressen ihr Blut lassen. Endlich war die Generaloffensive auf allen Fronten der Landkampfplätze ins Leben getreten. Die ungeheure Zahl von 6 300 000 Br.-Reg.-Tonnen, welche seit Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges versenkt worden sind, rechtfertigt in Englands Augen die Fortsetzung jener blutigen Schlachten, die im Frühjahr, April 1917, begonnen sind und weiter kein Ergebnis gehabt haben, als das Blut der Entente in Strömen fließen zu lassen.

Wenn ich gleich das Resultat der Generaloffensive unserer Feinde vorausnehme, so geschieht es, um den Ueberblick zu erleichtern über die Brennpunkte der Kämpfe, die nebeneinander hergingen und einander folgten und überdauerten. Die Kampffront der Mittelmächte sollte durch die Alliierten im Westen um jeden Preis zurückgedrückt werden. Die Politik des Lloyd George hat ganz richtig erkannt, daß den Mittelmächten der Stachel, mit dem sie fortwährend die Entente verwunden, ausgebrochen werden muß, ehe von einem Siege oder einem Frieden die Rede sein kann. Dieser Stachel ist verankert in Belgiens Küste, was England anbetrifft, und für Frankreich ist er fundamentiert in dem wichtigen Gebiet des lothringischen Erz- und Kohlenbeckens. Diese doppelte und gemeinsame Gefahr der Alliierten ist nun aber in der Sommeroffensive der Franzosen und Engländer nicht beseitigt worden.



Dschemal Pascha besichtigt Truppen an der Sinai-Front.

England hat seit dem 31. Juli drei mächtige Flandernschlachten begonnen. Es hat den Vorstoß unternehmen wollen von Ypern aus auf Gent, um dort eine strategische Unter-

Digitized by Google

nehmung gegen Ostende-Zeebrügge fortzusetzen. Gleichzeitig sollte die Festung Lille, das mächtigste Bollwerk Deutschlands in Nordfrankreich, von Norden und von Süden nach dem gelungenen englischen Durchbruch isoliert werden. Nun sind aber die Engländer, von den Franzosen nur schwächlich unterstützt, in ihrem Angriffsraum steckengeblieben. Alles, was sie erreichten, ist eine geringe Ausbuchtung ihrer Front nach Osten zwischen Drie Grachten am Yserkanal und der Grenze nördlich Armentières. Ueber fünf Kilometer Tiefe ist der englische Geländegewinn nicht herausgekommen, und ein strategisch wichtiger Punkt kam nicht in ihre Hand. Sie ließen für diesen Gewinn weit über eine halbe Million Mann an Verlusten auf dem Schlachtfelde oder in den Spitälern liegen. Der englische Ersatz ist spärlicher geworden. Die anfängliche Angriffsfront ist von 30 km Breite auf zwölf zusammengeschmolzen, und die Zahl der eingesetzten Divisionen wird bei jedem neuen Versuch schwächer. England steht am Ende des Sommers somit ohne nennenswertes Resultat seinem großen Einsatz gegenüber und wird sich darein fügen müssen, entweder im Winter auf größere Angriffe an dieser Stelle zu verzichten oder zum Frieden geneigt zu werden. Das letztere aber bedeutet für die großbritannische Politik das Eingeständnis: Die Mittelmächte sind mit dem Schwerte nicht zu besiegen.

Die Franzosen haben ihre Bundesgenossen nicht im Stich gelassen. Die französische Politik ist auch nach dem Wechsel des Kammerpräsidiums völlig von der englischen beherrscht. Der neue Kriegsminister Painlevé, zugleich der Präsident der neuen Kammer, hat zwar bewegliche Klagen an die Adresse seines britischen Bundesgenossen gerichtet, das Blut Frankreichs künftig zu schonen, und England ist auch diesem Wunsche durch Uebernahme einer größeren Kampffrontstrecke etwas entgegengekommen. Aber dennoch forderte es von Frankreich die Verdun-Offensive unter General Pétain. Was ich im letzten Aufsatz an dieser Stelle schrieb, hat sich bewahrheitet: „Verdun als Hauptausfalltor Frankreichs wird durch die Offensive nicht entriegelt." Die Franzosen haben mit vielem Material und unter Einsatz ihrer letzten verfügbaren größeren Reserven den Versuch des Durchbruchs gegen Sedan einige Wochen fortgesetzt. Jetzt ist nur noch der Kampf der Kriegsmaschinen im Gange und General Pétain hat einsehen müssen, daß seine pfiffigsten Methoden an der Tapferkeit der deutschen Infanterie und der an Wert sehr gewachsenen deutschen Artillerie zuschanden werden mußten. Somit ist auch Frankreich auf einem toten Strang angelangt.

Zu dem Bild der Generaloffensive der Entente gehört auch der starrköpfige Kampf Cadornas am Isonzo. Jetzt scheint der Augenblick gekommen zu sein, in welchem Italien wiederum „bis zum Weißbluten" sich anstrengte, sein strategisches Ziel, Triest, zu erreichen, und nach wochenlangen Kämpfen die Hoffnung aufgeben muß. Vor einem Monat konnte ich urteilen, daß „keine Aussichten für den Feind vorliegen, sein Ziel zu erreichen". Der österreichisch-ungarische Verteidiger hat am Isonzo eine Riesenarbeit geleistet. Wie immer mußte Italien — seine Kriegsgeschichte lehrt es — von Verbündeten unterstützt werden, um in der Hoffnung lebendig zu bleiben, einst siegen zu können. Das Artilleriematerial, welches die Stellungen unserer Verbündeten eintrommelte und das Hinterland des Kampfes mit seinen Granaten zerwühlte, war durch amerikanische, französische und englische Sendungen zu einer nie geahnten Höhe gebracht. Aber die nachfolgenden Infanteriestürme der Italiener wurden durch die Standhaftigkeit der Infanterietruppenteile des Verteidigers jedesmal blutig zurückgewiesen. Ein kleiner Teil der Isonzofront, nördlich Görz, hat zurückgebogen werden müssen. Aber die gerade Linie, die nach Triest führt, bleibt durch die stählerne Festigkeit der Verteidigung auf dem Karstplateau gesperrt. Italien hat an seine vergebliche Offensive über eine Viertelmillion Mann verschwendet und im Hinterland sind gefährliche Unruhen entstanden, welche die Fortsetzung des Krieges bedenklich in Frage stellen.

Während wir in Rumänien die beiden Heeresfronten des Erzherzogs Joseph und des Generalfeldmarschall von Mackensen das neue russisch-rumänische Heer in Bedrängnis bringen ließen, so daß sogar eine Gefahr der Einkesselung vorlag, rührte sich die Balkanarmee des Generals Sarrails aufs neue. Sie war verstärkt worden durch Zuwachs an italienischen Truppen auf dem linken Flügel an der albanischen Front. Auch waren unzuverlässige französische Regimenter, die in Frankreich abgekämpft waren, dorthin verladen, um die Ehre der französischen Nation, welche bei diesem aussichtslosen Unternehmen stark engagiert ist, zu retten. Es wurden heftige Angriffe auf dem linken Flügel der Sarrailarmee unternommen. Ein wenig wurde der rechte Flügel der Verteidiger im Raume des Ochridasees zurückgedrückt, aber die Verluste Sarrails waren schwer, und nach wenigen Tagen war seine Stoßkraft zu Ende. Nirgends ist die Orientarmee der Entente durchgebrochen, und auch osmanische Truppen haben hier aufs neue ihre Standhaftigkeit im Verein mit den Bundesgenossen der Mittelmächte bewiesen.

Zur größten Ueberraschung der Entente setzte in einem Augenblick Deutschland mit einem

Digitized by Google

Offensivunternehmen ein, in welchem von Paris und London heftige Aufforderungen an Rußland ergingen, das Seinige zu tun, um im Westen die deutsche Kampfkraft zu schwächen. Diesmal war es die Nordfront, die sich von dem Rigaischen Meerbusen bis zur Festung Dünaburg erstreckt, an welcher deutsche Feldherrnkunst und deutsche Kampfkraft sich neuen Ruhm holen konnten. In den ersten Tagen des September entspann sich um den russischen Brückenkopf, welcher westlich von Riga und dem Dünafluß uns seit Jahren aufgehalten hatte, ein kurzer heftiger Kampf. Die russische 12. Armee wurde über den Strom zurückgetrieben, Riga fiel in deutsche Hände, der Dünafluß wurde überschritten, und die Geschichte des Krieges sah in wenigen Tagen an Stelle des russischen Brückenkopfes westlich der Düna einen deutschen Brückenkopf östlich des Stromes entstehen. Jetzt haben wir uns ein Ausfalltor geschaffen in der Richtung auf Petersburg und gleichzeitig haben wir unsere Stellung für den kommenden Winter wesentlich verbessert. Damit aber nicht genug. Nach kurzer Ruhe von einigen Wochen wurde ein neuer Vorstoß unternommen, und der Rest des russischen Brückenkopfes westlich der Düna, welcher Jacobstadt vorgelagert war, wurde vernichtet. Die Russen flüchteten nach kräftigem Widerstand auf das östliche Ufer des Stromes, überließen uns Jacobstadt mit reicher Beute.

Straße in Jaffa.

Diese beiden Unternehmungen an der Nordfront haben die Entente zu der schmerzlichen Erkenntnis gebracht, daß trotz ihrer mächtigen Angriffe in Belgien und Frankreich wir die freie Initiative besitzen, offensiv zu werden, wo die Kriegslage Erfolg verheißt. Man hat uns jahrelang als ermattet und erschöpft hingestellt. In diesem Augenblick wirkt aber das neue Verrechnen unserer Feinde ganz besonders wuchtig. Es ist eine Mahnung für das rüstende Amerika. Was soll ein amerikanisches Heer, gänzlich unerfahren in den neuen Methoden des

Digitized by Google

Krieges, gegenüber einem Gegner ausrichten, der stets imstande wäre, seine mächtigen Kräfte von der Ostfront nach dem Westen zu werfen? Geht doch der russische Koloß seiner Auflösung entgegen. Politisch und militärisch kann die Entente mit seinem Gehorsam und seiner Kraft nicht mehr unbedingt rechnen. Das bedeutet aber für die Gegner der Mittelmächte das Versiegen des großen Menschenreservoirs, auf das sie ihre Hoffnung von Anfang an setzten. Viermal ist die russische Kraft bis zum Bodensatz erschöpft. Das heranwachsende Geschlecht und die aus den Kämpfen mit ihren schlechten Erfahrungen zurückgekehrten, aufgelösten und gemaßregelten Truppenteile werden nichts dazu tun, um den Siegeswillen aufs neue zu beleben. — Die Engländer haben keineswegs ihre Operationspläne in Mesopotamien und an den Grenzen Palästinas aufgegeben. Folgen doch diese Pläne der schon im Frieden gesponnenen Politik, den Landweg von Aegypten nach Indien möglich zu machen und zu sichern. Nebenbei will England den Zweck, welchen die Bagdadbahn verfolgt, zerstören. So wäre es schon denkbar, daß Großbritannien alles versuchen wird, in der für Operationen kommenden günstigeren Jahreszeit seine Erfolge auszubauen. Im Verfolg dieses Gedankens könnte man an eine Teilnahme des neuen griechischen Heeres denken. Der Diktator Venizelos arbeitet an der Disziplinierung der neu ausgehobenen und organisierten Divisionen, die er jedoch in Griechenland selbst schwerlich verwenden kann. Wozu waren sonst vor kurzem griechische Abgeordnete Teilnehmer der Pariser Konferenz, wenn nicht Verabredungen vorlägen, im Dienste der Entente irgendwo am Kriege teilzunehmen? Das kann nur im Orient sein, sei es an der Front Palästinas oder an derjenigen Mesopotamiens. Zwar muß dieses Mal England auf den russischen Bundesgenossen verzichten. Tiefer als vorher sind die russischen Truppen Persiens nach Osten zurückgewichen, und auch die armenische Front der Russen zeigt nichts von Angriffsgeist.

ARABISCHE SPRÜCHE.

Ich achte meinen Lehrer höher denn meinen Vater. Von meinem Vater kam mir die Pflege und Ehre, aber mein Lehrer nährte meinen Geist, und der Geist ist die Perle, während der Vater den Körper nährte, der nur eine Schale ist.

* * *

Wäre das Ende der Dinge dem Menschen so klar wie ihr Anfang, so würde er nie etwas zu bereuen haben.

* * *

Der Mann der Wissenschaft lebt nach seinem Tode ewig fort, während sein Leib unter dem Staube vermodert; der Unwissende aber ist tot, während er noch auf der Erde wandelt; er wird unter die Lebenden gerechnet, während er dem Nichts angehört.

* * *

Füge zu deinem Fehler nicht seinen Bruder hinzu; der schlimmste Fehler ist, zweimal zu fehlen.

* * *

Die Welt ist das Meer, die andere Welt das Gestade; die Schiffe, worin die Menschen sicher reisen, ist die Tugend.

* * *

Die Ehre liegt im Gehorsam und der Reichtum in der Genügsamkeit.

* * *

Die verflossene Lebenszeit ist der Traum eines Schlafenden, der Rest in eine Zeit leerer Hoffnungen.

Aus „Gedankenwelt des Orient" von Prof Dr. Wilhelm Schulte (Verlag Haude & Spener).

Digitized by Google

DIE ZUKUNFT DER RUSSISCHEN TURKO-TATAREN.

Von Rudolf Rotheit.

Mitte August ereignete sich in Kasan, dem Hauptorte der Wolga-Tataren, eine gewaltige Explosionskatastrophe. Man erfuhr, daß sie von Soldaten verursacht worden war, die sich dem Befehl, an die Front zu gehen, widersetzten. Als sie durch herangeholte andere Truppen aus Simbirsk dazu gezwungen werden sollten, stürmten sie die große Kasaner Geschoßfabrik, die alsbald zusammen mit anderen dortigen Kriegswerkstätten bei diesem Anlaß in die Luft flog. Die Soldaten, um die es sich dabei handelte, waren Mohammedaner. Es sollen deren fünftausend an Zahl gewesen sein. Ein Teil von ihnen war bereits auf den Bahnhof von Kasan gebracht worden, als aber der Zug mit ihnen abfahren wollte, zündeten sie einen mit Explosivstoffen gefüllten Wagen an. Durch die Explosion gerieten auf dem Bahnhof Behälter mit Petroleum in Brand. Der Bahnhof und zahlreiche ihm benachbarte Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Für Millionen von Rubeln verbrannten auch Getreidevorräte.

Es liegt nahe, dieses Ereignis mit dem mohammedanischen Soldatenkongreß in Verbindung zu bringen, der in den ersten Augusttagen gleichzeitig mit einem mohammedanischen Priesterkongreß in Kasan tagte. Ein Verbot des Ministerpräsidenten und Kriegsministers Kerenski gegen die Abhaltung des Soldatenkongresses erwies sich als unwirksam. Die Mohammedaner kümmerten sich um das Verbot ebensowenig wie zuvor in Kiew die Ukrainer. Auch diese setzten sich über den Petersburger behördlichen Widerstand hinweg.

Die Parallele zwischen Mohammedanern und Ukrainern ist bemerkenswert. Die Ukrainer sind Nachbarn der Krim-Tataren, die durch den „Allrussischen Vollzugsausschuß der Mohammedaner" mit den Glaubensgenossen der anderen muslimischen Siedelungen Rußlands in enger Verbindung stehen. Tiefere Gegensätze oder Zerwürfnisse zwischen Ukrainern und Krim-Tataren bestehen nicht. In jetziger Zeit sind sie im Gegenteil, als Gleichstrebende, aufeinander angewiesen, und es liegt geradezu in der Natur der Sache, daß sich unlängst die Krim-Tataren an den Ukrainischen Zentralrat nach Kiew um Unterstützung ihrer Autonomieforderungen wandten. Sie baten die Ukrainer zugleich, mit ihnen dahin zu wirken, daß die mohammedanischen Truppen aus der russischen Armee ausgeschieden und nach der Krim gebracht werden. Auch hier wieder eine Gleichheit der Bestrebungen, denn auch die Ukrainer wünschen, daß ihre im russischen Heer dienenden Volksgenossen der Heimat wiedergegeben werden. Die beiden zahlreichsten unter den russischen Fremdvölkern also, die Ukrainer, die ungefähr 30 Millionen Seelen stark sind, und die mohammedanischen Stämme, die an Zahl nicht weit dahinter zurückstehen, rütteln in diesem kritischen Augenblick, wo um die Zukunft des russischen Reiches die eisernen Würfel fallen, an den ihnen von den Großrussen auferlegten Ketten, während die Großrussen nicht imstande sind, anders als durch papierne Verbote einen Schimmer von Herrschaft noch vorzutäuschen. Allerdings haben die Mohammedaner einen schwierigeren Stand als die Ukrainer, welche reiche und weite Gebiete in durchaus geschlossener Masse bewohnen, wogegen die mohammedanischen Gruppen sich ohne territorialen Zusammenhang auf verschiedene Landstriche verteilen.

Der Kasaner Kongreß mohammedanischer Soldaten wurde von den Veranstaltern als vorbereitender Akt für die Wahlen zur Konstituante ausgegeben, daß aber dieses gesetzesfromme Mäntelchen, das dem Minister Kerenski die Genehmigung erleichtern sollte, den wahren Zweck nicht zu verdecken vermochte, beweist aber Kerenskis Auftreten gegen den Kongreß. Den Mohammedanern Rußlands ihrerseits erblühte so ein erster Triumph über eine russische Regierung. Da sich auf dem Zuge der Kornilow-Truppen gegen Kerenski auch mohammedanische Regimenter befunden haben sollen, könnte man auf die Vermutung kommen, daß die Kasaner Vorfälle die Mohammedaner zu dem Versuch bestimmt hätten, sich mit den Waffen in der Hand gegen Kerenski zu wenden. Wahrscheinlicher jedoch ist die Annahme, daß es sich dabei um Teile jener kaukasischen Söldnertruppen gehandelt hat, die zu Beginn des Krieges gegen einen Monatslohn von 30 Rubeln sich als sogenannte „wilde Truppen" zu russischen Kriegsdiensten haben anwerben lassen, ein Umstand, der keineswegs Schlüsse auf die Haltung der mohammedanischen Kaukasusstämme zuläßt, die alle Ursache

Digitized by Google

schon lange vor dem Kriege und erst recht während des Krieges hatten, sich in Verteidigungsstellung gegen die Russen einzurichten. In der Tat spricht eine spätere Meldung davon, daß ein Großteil der Militärmacht Kornilows aus sogenannten wilden Truppen bestand.

Ende Juni d. J. war im Moskauer „Russkoje Slowo" ein Bericht über das Anwachsen der mohammedanischen Unabhängigkeitsbewegung im Kaukasus, in Sibirien, Turkestan, Bochara und in den von Russen besetzten Teilen Persiens zu lesen. Welche Ziele im einzelnen diese Bewegung sich setzt, wissen wir aus der Denkschrift, die im Januar vorigen Jahres eine Abordnung der Konstantinopler „Gesellschaft für Rechte der turko-tatarischen Völker Rußlands" den auswärtigen Aemtern der Mittelmächte und der Neutralen überreichte. Danach sollen die Chanate Chiwa und Bochara vollständig von Rußland befreit und mit Turkestan vereinigt werden. Die politische und administrative Unabhängigkeit der Kirgisen soll gewährleistet werden. Das alte Kasaner Chanat ist wieder aufzurichten, desgleichen, unter dem Schutze des osmanischen Sultans, das Chanat der Krim. Der Wolgafluß und der Kaspische See sind zu neutralisieren. Dieses aus natürlichem Freiheitsbedürfnis geborene Programm war ursprünglich auf die Loslösung vom Zarenreiche zugeschnitten. Es entsteht die Frage, ob es auch gegenüber der russischen Republik seine Gültigkeit beibehält. Die Antwort ergibt sich daraus, daß die Mohammedaner-Bewegung nach dem russischen Märzumschwung nicht etwa zur Ruhe gekommen ist, sondern an Umfang und Stärke sogar noch zugenommen hat. Vernimmt man doch auch schon von schweren Mohammedaner-Unruhen in Taschkent. Die Ursache davon aber liegt in den Erfahrungen, die die russischen Mohammedaner mit den links gerichteten russischen Parteien gemacht haben.

In der aus den radikalsten Elementen gebildeten ersten Reichsduma hatten die Vertreter der Mohammedaner mit den Ukrainern und anderen Fremdvölkern einen „Autonomistenklub für die Rechte nichtrussischer Volksstämme" gegründet. Diese Vereinigung bestand auch in der noch immer sehr radikalen zweiten Duma. Ihr gehörten in der ersten Duma 24, in der zweiten 42 mohammedanische Mitglieder an.

Zu einer Probe der Gesinnung der Großrussen gegen die Fremdvölker fand sich aber in diesen beiden ersten russischen Parlamenten, die sich in stürmischer Opposition gegen die Regierenden austobten, keine Gelegenheit. In der auf Grund eines von oben aufgezwungenen, reaktionären Wahlrechts gewählten dritten Duma war die Mohammedanergruppe auf etwa 10 Mann zusammengeschmolzen. In dieser Duma trat bereits die russisch-nationalistische Richtung nicht nur der Rechten, was nicht weiter auffällig wäre, sondern auch der Linken deutlich hervor. Auf die Fremdvölker wurde keine Rücksicht genommen. Ihre Wünsche und Beschwerden verhallten ungehört. Dasselbe war auch in der vierten Duma der Fall. Im Hinblick darauf äußerte sich zu Beginn vorigen Jahres die mohammedanische Moskauer Zeitung „Sius", die an Stelle des im Jahre zuvor unterdrückten Blattes „Il" getreten war, daß die in Rußland lebenden 20 bis 25 Millionen Mohammedaner keine andere Organisation besitzen, als die mohammedanische Reichsdumafraktion, die aber auch nichts ausrichten könne (Seitdem ist der bereits erwähnte „Allrussische Mohammedanerrat" entstanden.). Die Angabe des „Sius" wurde um dieselbe Zeit bestätigt durch einen in dem Blatte „Gaspi" (Baku) veröffentlichten Brief des Dumavertreters von Daghestan: „Die muslimischen Abgeordneten in der Duma werden gegenwärtig völlig ignoriert; die Interessen der vielen Millionen Mohammedaner bleiben unberücksichtigt". Die streng russisch-nationalistischen bürgerlichen Parteien der vierten Duma behandelten die Mohammedaner und die anderen Nichtrussen mit unverhohlener Feindseligkeit, die sozialistische und sozialrevolutionäre äußerste Linke stand ihnen, soweit sie ihre Unzufriedenheit nicht für eigene Zwecke politisch ausnützen konnte, gleichgültig gegenüber. Als der Weltkrieg ausbrach, verschlimmerten sich die Verhältnisse, denn nun war der krasseste Nationalismus Trumpf, und als gar die Türkei mit in den Kampf eintrat, zogen die bösesten Zeiten für die Mohammedaner Rußlands auf. Fortan standen sie unter der Beschuldigung hochverräterischer Zuneigung zur Türkei, und Pogrome gegen sie waren keine Seltenheit, namentlich im Kaukasus, wo die alten Nationalitäts- und Glaubenskämpfe zum Nachteil der Muselmanen wieder aufflammten.

Aus alledem läßt sich folgern, daß die Russen, auch die am weitesten links stehenden, freiwillig den Mohammedanern nennenswerte Zugeständnisse nicht machen werden, sondern daß es für die Mohammedaner wie für andere Volksstämme gilt, ihre Kraft in die Wagschale zu werfen, um sich die angestrebten nationalen Rechte zu erkämpfen. Inwieweit es sich dabei für die einzelnen mohammedanischen Siedelungsgruppen um Selbstverwaltung im Rahmen des russischen Staates oder um völlige Abtrennung vom russischen Staate handelt, ist mehr eine geographische Frage. Das am weitesten gesteckte Programm, nämlich völlige Unabhängigkeit von Rußland, konnten sich, als Randgebiete, Chiwa und Bochara sowie die Krim zu eigen machen, welch letztere sich unter den Schutz des osmanischen Sultans zu begeben wünscht. Für die Mohammedaner des kaukasischen Völkergemisches liegt dieses Ideal schon weiter aus dem Weg und für die innerrussischen Wolga-

Digitized by Google

Tataren ist es ebenfalls kaum aufzustellen. Wenn aber die Richtung, die die Dinge in Rußland in letzter Zeit eingeschlagen haben, auf die Entstehung eines Förderationsstaates hinauslaufen sollten, so ließe sich ein wiedererrichtetes Chanat von Kasan in dessen Rahmen wohl denken. Gerade im Gebiet der Wolgatataren verfolgten die Russen am nachdrücklichsten das System der zwangsweisen Enteignung muslimischer Grundbesitzer, das auch in den unter russischer Herrschaft stehenden Chanaten Mittelasiens im Schwange war. Daß wirtschaftlich und kulturell jene Landstriche darunter litten, war den Russen gleichgiltig, ihnen kam es darauf an, Nationalrussen, sozusagen als Sprengmittel, in nichtrussischen Gegenden anzusiedeln. Aehnlich verfuhren sie ja auch gegen andere Fremdvölker. Gegen diese Russifizierung nun nahm der Kasaner Mohammedaner-Kongreß ebenfalls Stellung. Es wird Sache der Mohammedaner sein, nach und nach auf die Entrussifizierung hinzuwirken. Das wäre dann eine echte und rechte „Desannexion". Um sie in die Wege leiten zu können, verlangte der Kongreß die Uebertragung der Verwaltung in den mohammedanischen Gebieten auf die Mohammedaner.

Eine nationale Kräftigung des russischen Turko-Tatarentums, als eines der Ergebnisse dieses Weltringens und der daraus entsprungenen russischen Wirren, kann unseres Erachtens unter keinen Umständen ausbleiben. Schon weil seine Seelenverbindung mit der Türkei aus diesem Kriege gestärkt hervorgeht und weil ferner seine Kirchenverwaltung, die unter russischer Fuchtel stand, nunmehr endlich ihm selbst zufallen muß. Schwer haben die russischen Mohammedaner in allen ihren geistigen und kulturellen Bestrebungen darunter gelitten, daß ihre Priester, die Muftis, von der russischen Regierung ernannt wurden, die vielfach übelbeleumundete Personen in solche geistliche Würden einsetzte, wie ja die russische Geistlichkeit selbst sich nicht gerade durch Ehrenhaftigkeit auszeichnen. Bei der engen Verbindung zwischen Kirchen- und Schulwesen gerade bei den Mohammedanern, waren solche Zustände eine doppelte Plage. Rührende Beweise von dem starken Bildungsdrang der Turko-Tataren Rußlands bekommt die Schriftleitung der „Islamischen Welt" fast täglich. Zahlreich sind die Zuschriften kriegsgefangener Turko-Tataren aus allen Teilen Deutschlands sowie aus Oesterreich-Ungarn, die in russischer Sprache dringend um Zusendung tatarischer Bücher und Zeitschriften bitten. Alle Versuche, sich der tiefgreifenden russischen Bevormundung auf ureigenstem konfessionellen Gebiete zu entziehen, schlugen bisher fehl, jetzt aber ist es zweifellos damit vorbei. Dies ist nur ein Punkt, allerdings ein wichtiger, der auf eine bessere Zukunft hinweist. Eine Organisation, deren Fehlen noch im vorigen Jahre, wie oben bemerkt, sich so schwer fühlbar machte, ist ebenfalls die Frucht dieser Kriegszeiten. Und wenn der allrussische Mohammedanerrat, wie zu hoffen ist, sich erhält und ausgestaltet wird, so muß, von dem in ihm wirkenden Geist ganz abgesehen, das Gewicht der von ihm vertretenen Millionenbevölkerung die Wagschale zugunsten ihrer Forderungen herabdrücken. Wie für ganz Europa, wie für die ganze Weltkugel, so bricht auch für die Mohammedaner Rußlands eine neue Zeit an. Und alle Anzeichen sprechen dafür, daß ihnen ein gutes Morgenrot leuchtet.

* * *

Das europäische Zentralkomitee der Indischen Nationalisten richtete an den Allrussischen Mohammedanerrat folgende Kundgebung mit der Bitte, sie den Teilnehmern der Vereinigten Mohammedanerkongresse in Kasan zur Kenntnis zu bringen:

„Wir Inder begrüßen das mutige Eintreten der russischen Mohammedaner zugunsten der unterdrückten Völker Asiens und Afrikas. Dadurch, daß sie von der Provisorischen Regierung des freien Rußlands eine entschlossene und konsequente Politik verlangten, die die Anerkennung der gleichen Rechte und der vollen nationalen Selbstbestimmung sowohl für die Völker Europas als auch für diejenigen Asiens und Afrikas zum Ziele hat, haben sie der Sache der Menschheit einen großen Dienst geleistet. Irrig ist es jedoch, wenn man in Rußland glauben sollte, die Stockholmer Konferenz würde sich für die Völker des Orients einsetzen. Wir Inder, die wir mit den übrigen Delegationen des Morgenlandes vom Organisationskomitee der Konferenz empfangen wurden, haben die Ueberzeugung gewonnen, daß das Komitee eine tatsächliche Hilfeleistung nicht beabsichtigt. Die dreihundertfünfzehn Millionen starke Bevölkerung Indiens, die vor den Augen der alten und der neuen Welt von England unbarmherzig geknechtet und ausgebeutet wird, arbeitet unermüdlich an der Erreichung ihrer vollen nationalen Unabhängigkeit, wobei sie sich bewußt ist, daß mit der Befreiung ihres Landes die stärkste Säule des Imperialismus zusammenbricht. Die Solidarität aller orientalischen Völker und die Unterstützung durch das freie Rußland, das dem Imperialismus des zaristischen Regimes feierlichst entsagt hat, werden dazu verhelfen, den Prozeß der politischen Wiedergeburt des Morgenlandes zu beschleunigen. Für die Initiative, die die russischen Mohammedaner auf beiden dieser Bahnen ergriffen haben, sprechen wir Inder ihnen unsern tiefgefühlten Dank aus."

Digitized by Google

TÜRKISCHE FRAUEN UND IHRE RECHTE.

Von Habib Edib Bey.

Gnädigste Frau!

Es war mir eine Freude, von Ihnen zu hören, daß mein Brief*) Ihr Interesse wachgerufen und mehr noch, daß es mir gelungen ist, Ihre Gedanken stark damit zu beschäftigen. Hätte ich nicht gefürchtet, in den Verdacht zu geraten, allzu eifrig Propaganda zu treiben, so würde meinem ersten Schreiben das zweite rascher gefolgt sein. Verstehen Sie mich recht: mein Wunsch geht einzig dahin, mit meinen geringen Kräften den türkischen Frauen, die heute die Repräsentantinnen der gesamten islamischen Frauenwelt sind, zu helfen, im Kampfe um ihre Entwicklung den Schleier des Unbekannten und Wunderlichen, der sie bisher vor Europas Augen verbarg, zu lüften.

Sie sagen mir, daß Ihnen manches in meinen ersten Ausführungen unklar geblieben; zweifellos sind Sie im Recht. Doch bedenken Sie, daß es fast unmöglich ist, gleich das ins hellste Licht zu rücken, was jahrhundertelange Ueberlieferung mit dem Dunkel des Geheimnisses umhüllt, und wie schwer es zudem ist, fest eingewurzelten Glauben an gewisse Dinge gleich in seinen Grundlagen zu erschüttern! Trotzdem haben Sie die Ueberzeugung in mir gefestigt, daß es mir gelungen ist, in Ihrem starken Herzen, das so warm und verstehend für die ganze Menschheit schlägt, auch einen Platz für Ihre türkischen Schwestern zu gewinnen.

Nun geben Sie mir zwar zu, daß in der Theorie und nach altem Religionsgesetz den türkischen Frauen gar viele Rechte zustehen, doch sei in Wahrheit, nach Ihrer Meinung, ihnen kein Stückchen Glück beschieden. Mir will es scheinen, als ob für das, was man gemeinhin „Glück" nennt, weder Maß noch feste Grenzen bestehen, daß es ein ganz relativer Begriff ist, der vom Seelenzustand des einzelnen Individuums abhängt. Nehmen Sie z. B. zwei Frauen, von denen die eine im Besitz der köstlichsten Juwelen ist — dennoch bleibt ihr Hunger nach Schmuck, ihre Unbefriedigtheit unstillbar; die andere aber ist im tiefsten Herzen beglückt, wenn sie sich eine einfache, selbstgepflückte Blume in den Gürtel stecken kann; — wer wollte entscheiden, ob Glück nur in der eigenen Seele zu finden ist oder dem Menschen von außen her kommt ...

Aber auch andere Einwendungen hatten Sie, die nichts mit dem zu tun haben, was jeder von uns unter „Glück" versteht. Da ist z. B. die Art des Verheiratetwerdens, die „Brautschau". Das Wort allein weckt in Europa heftiges Mitleid für jene, die unter dieser Einrichtung zu „leiden" haben. Ich will diese Art des Vereinigens zweier Menschen nicht verteidigen, ich will Sie nur darauf hinweisen, auch sie nicht losgelöst, vielmehr im Zusammenhang orientalischer Sitten und Anschauungen zu betrachten. In Dörfern pflegen die Bauern alle eine große Gruppenfamilie zu bilden, die Jugend wächst miteinander auf und der „Brautschaugang" der Mutter ins Haus des Mädchens ist nichts weiter als eine von jeher übernommene Förmlichkeit. In gebildeten Kreisen der größeren Städte ist auch diese Zeremonie jetzt fast ausgestorben, da die jungen Mädchen den Eltern, die sich ihre ganze Kinderzeit hindurch den Kopf darüber zerbrochen, die Entscheidung über die Gattenwahl allmählich abnehmen. Doch gibt es nicht nur in den niederen Schichten, sondern auch in hochgebildeten Kreisen Familien, die der Ueberlieferung treu bleiben und bei denen der alte Brauch so fest eingewurzelt ist, daß er durchaus nicht als etwas Entwürdigendes betrachtet wird, daß vielmehr ein Bruch damit eine Ungeheuerlichkeit bedeuten würde. Darf ein junges Mädel zum ersten Male bei der Brautschau erscheinen, so ist das ein Ereignis, das sie aus den Kinderschuhen zu den Erwachsenen heraushebt; und nicht nur das, es gibt ihr auch willkommene Gelegenheit, sich zu schmücken, zu versuchen, das Wohlgefallen fremder Augen zu erringen. Und strebt nicht das Verlangen jeder Frau auf der ganzen Welt, auf welcher sozialen und geistigen Entwicklungsstufe sie auch steht, ob es bewußt ausgeübt oder nur die Folge eines dunklen Triebes ist — dahin, sich schön zu machen, Bewunderung zu erregen, das Wohlgefallen der Mitmenschen herauszufordern? Sollte es nicht das sein, was sich in der scheuen, zartfühlenden Orientalin unter der Form der Brautschau versteckt? Sind nun auch die Heiratsverhandlungen Sache der Eltern, so entwickelt sich doch unter dem Schutze des heiligen Bundes nichtsdestoweniger eine große Liebe der jungen Eheleute zueinander. Lassen Sie mich Ihnen das erklären.

Das alte Regime in der Türkei verstand nur zu gut, daß gerade die Frauen das Ferment des Fortschritts in sich tragen, und es suchte einerseits jede Entwicklung zu ersticken, andererseits aber gründete es unter vielversprechenden Namen, um nach außen hin den Glanz seines Ansehens zu heben, eine ganze Reihe von Frauenschulen. Dort aber wurden unvorbereitete Hirne mit Theorien überlastet, die sie nicht verdauen und also dem geistigen Organismus nicht nutzbar machen konnten, so daß statt Klarheit Verwirrung gestiftet wurde und man bei weitem jene Mädchen vorzog, deren

*) Vergl. Nr. 7 der „Islam. Welt".

Digitized by Google

Gedankenwelt nicht durch unverstandene Lehren angekränkelt war. Als Vorbild galten nur jene Töchter angesehener Familien, die durch Privatunterricht europäischer Erzieher sorgfältig herangebildet waren. Wie ich schon in meinem ersten Brief erwähnte, galten nach Wiederherstellung der Verfassung die eifrigsten Bemühungen der Frauen selbst und auch des neuen Staates der Gründung von Schulen nach diesem erstrebten Muster. Aber auch jetzt noch beträgt die Zahl der studierenden Frauen, wie mir eine Statistik des vergangenen Jahres zeigte, kaum ein Viertel bis ein Drittel der der studierenden Männer. Da nun unsere Mädchen in jungen Jahren heiraten und eine weniger hohe Bildungsstufe besitzen, als der Durchschnitt ihrer europäischen Schwestern, so haben sie auch ein stärker ausgeprägtes Anlehnungsbedürfnis, vertrauen sich mehr der Leitung, dem Rat, der Güte ihres Mannes an. Wird ihnen freudig und willigen Herzens Verständnis entgegengebracht, so wächst mit der Liebe auch die Achtung vor dem Gatten und damit das Verlangen, sich ihm dankbar, fügsam zu zeigen. Es entsteht das natürliche Bestreben, jeden Wunsch des freudig als überlegen Anerkannten zu erfüllen, das Leben so einzustellen, daß es nur seinem und der Kinder Dasein zum Glück gereicht. Glauben Sie also nicht, meine gnädige Frau, daß es des Mannes hochmütiger Egoismus sei, der die Frau in eine ihr unbehagliche Stellung zwingt — nein, es ist ihr Wille, der freie Wille, den ungezählte Generationen empfunden, der sie diesen Weg als den richtig erkannten beschreiten läßt.

Abgesehen von jenen Frauen, die aus wirtschaftlichen Gründen sich jetzt einen Platz im Kampfe ums Dasein zu sichern trachten, leben die anderen nach den ursprünglichen Naturgesetzen, die Männern und Frauen getrennte Pflichtenkreise zuteilen. Die Hauptaufgabe der Frau bilden die inneren Angelegenheiten des Hauses, alle außerhalb liegenden fallen dem Manne zu. Die Frau ist geschaffen, das Nest zu schmücken, es schön und heiter zu gestalten. Wenn Sie bedenken, daß der ganze Kampf des Mannes im Leben darum rotiert, sich ein Heim zu schaffen, in dem sich ihm das höchste Maß von Lebensglück erfüllen soll, so müssen Sie zugeben, welch hohe Stellung der Frau vorbehalten bleibt, die ihm hierzu verhelfen kann!

In zwei inneren Angelegenheiten aber fällt dem Manne die Entscheidung zu: bei Toilettenfragen und wenn es sich um die Ausgänge seiner Frau handelt. Eine Frau, die sich in diesen Punkten der Einsicht des Mannes nicht willig fügt, wird allgemein gering geachtet. Jetzt höre ich Sie leise lachen —: wie es denn möglich sei, von „glücklichen Ehen" zu sprechen, wenn sich Eifersucht und Mißtrauen des Mannes in so kleinlichen Fragen offenbaren! Sie irren, Gnädigste! Mit diesen Empfindungen hat das nichts zu tun; es sind nur Ueberbleibsel von alten Vorschriften der Geistlichen, die in alles, was sie nichts anging, ihre Nase steckten. Ein berühmter Schriftsteller berichtet einmal von der Unterhaltung mit einer Dame, der er erzählte, ein großer geistlicher Gelehrter habe angeordnet, eine Frau dürfe überhaupt nur dreimal in ihrem Leben das Haus verlassen: beim Einzug in das Haus ihres Gatten, zum Begräbnis ihrer Eltern und zu ihrem eigenen. Darauf hat ihm die Dame erwidert: „Der freundliche Geistliche hätte besser getan, den dritten Fall an die erste Stelle zu setzen!" Sie werden begreifen, daß Frauen, die so treffende Antworten zu geben verstehen, weder durch das Wort eines Geistlichen noch durch finstere Gebote ans Haus zu fesseln sind; daß einzig Liebe und Ehrerbietung vor dem Gatten sie dazu zu bewegen vermögen. Da unsere Frauen im großen Schauspiel des Lebens nicht mitwirken, bleiben ihnen nicht nur viele Qualen des Handelnden, sondern auch die Leiden des Schauenden erspart. Nicht als unerwünschte Einmischung eines Unberufenen empfinden unsere Frauen den Einspruch des Mannes in Toilettenfragen, sondern als wohlmeinenden Rat eines Erfahrenen, dem sie freudig folgen. Ebenso ist es mit dem Verlassen des Hauses: sie fragen gewohnheitsmäßig, nicht nur junge, auch solche, die unsere Großmütter sein könnten und bei denen wirklich der Verdacht, männliche Eifersucht könne in Frage kommen, lächerlich ist. Wie überall in der ganzen Welt, treffen wir gelegentlich mißbrauchtes Vertrauen, lebenvergiftende Eifersucht.

Vor sieben Jahren war eine bekannte französische Dichterin in Konstantinopel, der zu Ehren der Finanzminister ein Festmahl veranstaltete. Dabei äußerte diese kluge Frau: „Sagen Sie Ihren Frauen, daß die Sitte, die sie zwingt, abseits vom Treiben des Lebens zu stehen, ihnen unermeßliches Leid erspart. Sie wissen nicht, wie viele Freundinnen ihr Unglück schon in meinen Armen ausgeweint, von wie viel Klagelauten meine Ohren widerhallen! Gewiß scheint es auf den ersten Blick begehrens- und erstrebenswert, sich in einem lichtdurchfluteten Ballsaal bewegen zu dürfen; für einen Mann jedoch, der seine Frau liebt, ist dieser Ort schlimmer als die glühendsten Feuer der Hölle!"

Ich hoffe, Gnädigste Frau, daß es mir gelungen ist, Sie zu überzeugen, daß ein allgemeines Urteil über glückliche oder unglückliche Frauenleben immer nur ein verzerrtes Bild geben kann. Wir Türken aber wollen erstreben, die türkischen Frauen und mit ihnen alle mohammedanischen Schwestern auf dieselbe geistige Höhe zu führen, auf der die Frauen Europas stehen, ohne ihr stilles Glück anzutasten. Wie das geschehen soll, darüber sollen mir Ihre Anregungen Fingerzeige geben, und ich will versuchen, in meinem nächsten Brief Ihnen meine Pläne zu entwickeln.

Digitized by Google

DEUTSCH-TÜRKISCHE ZUKUNFTSARBEIT IM INDISCHEN OZEAN.

Von Emil Zimmermann.

In deutschen kolonialen Kreisen wird eifrig für erneute Festsetzung Deutschlands im Stillen Ozean Stimmung gemacht, und in einer Entschließung der deutschen Kolonialgesellschaft wurde der Erwerb von Stützpunkten im Indischen Ozean gefordert. In Veröffentlichungen von Marinepolitikern habe ich sogar gelesen, es müsse sich ein Gürtel von deutschen Besitzungen um die Erde ziehen.

Der Wunsch, eine deutsche Weltmacht so aufzubauen, daß deutsche Schiffe auf ihren Weltreisen nach Süden und nach dem fernen Osten immer in deutschem Kielwasser fahren können, ist natürlich begreiflich. Erst darin würde sich deutsche Weltmachtstellung ausdrücken, wenn deutsche Schiffe, gleich den englischen, auf ihrer Fahrt nach Australien nach Australien und China von einem deutschen Hafen zum andern fahren könnten.

Das Anbari-Tor in Medina.

Nicht alle Leute in Deutschland glauben, daß dies Ziel erreicht werden könne. Selbst ein national so zuverlässiger Politiker wie Dr. Carl Peters, dem man schwerlich Liebhaberei für England nachsagen darf, hat in der „Täglichen Rundschau" (Abendblatt vom 2. Oktober 1917) geschrieben:

„Ich möchte wissen, wie Kiautschou und ein Teil der Südseeinseln von Japan, ein anderer Teil und Neu-Guinea von Australien, Südwestafrika von der Südafrikanischen Union gegen deren Willen zurückzuerobern sind. Selbst wenn wir annehmen wollten, daß das britische Reich geneigt sei, die Rückgabe an Deutschland zu vermitteln, glaube ich doch nicht, daß es dies könnte".

Auch ich glaube, daß es nicht leicht sein wird, einen deutschen Kolonialgürtel um die Erde zu legen, und es wäre schon viel erreicht, wenn es gelänge, starke deutsche Wirkung im Indischen Ozean zu erzielen. Der Stille Ozean, dessen wirtschaftliche Wichtigkeit sehr häufig überschätzt wird, dürfte künftig das Kreuzungsgebiet amerikanischer, japanischer und englischer Interessen werden.

Eine ganz außerordentliche Entwicklung könnte der Verkehr in diesem größten Weltmeere nehmen, wenn die sehr zahlreiche chinesische Bevölkerung aus ihrer wirtschaftlichen Rückständigkeit sich erheben und eine gewaltige Konsumkraft entwickeln würde. Wenn 300 Millionen Chinesen jeder jährlich ein Kilogramm Baumwolle mehr konsumieren, macht das schon 300 000 Tonnen aus, und China könnte ein so starker Abnehmer der Vereinigten Staaten werden, daß diese ihre Verschiffungen nach Europa dann ganz erheblich einschränken müßten. Aber diese Aufwärtsentwicklung Chinas liegt noch weit im Felde. Sein Handel war zwar von 1782 Millionen Mark in 1904 auf 3098 Millionen in 1913 gestiegen, doch war ein großer Teil davon Europahandel. Der Handel mit den Vereinigten Staaten belief sich auf 220 Millionen M. etwa in 1913, der mit Japan auf 27,75 Millionen englische Pfund oder 554 Millionen M. Dann spielte

Digitized by Google

noch Hongkong mit 866 Millionen M. Gesamthandel mit China im Handelsverkehr dieser Macht eine große Rolle, doch war dies mehr Binnenlandshandel (über Hongkong ging ein erheblicher Teil des Verkehrs des südlichen Chinas nach den anderen Teilen des Landes) als wirklicher Auslandshandel. Es ist schwerlich zu erwarten, daß sich in wenigen Jahren oder Jahrzehnten Güter im Werte von Milliarden von China nach den Vereinigten Staaten und umgekehrt bewegen werden oder von China nach Australien und umgekehrt, und deshalb werden die kleinen Inseln in der Südsee schwerlich als Häfen und Umschlagsplätze eine große Rolle spielen. Für den Verkehr von Europa, aber nach China — England ca. 340 Millionen M. Handel, Frankreich 137 Millionen M., Deutschland 136, Belgien 67 Millionen M. — spielt der Indische Ozean eine große Rolle.

Die weit größere Wichtigkeit des Indischen Ozeans ist einmal in der Tatsache begründet, daß Indien mit den Malaienstaaten und Ceylon 320 Millionen Einwohner hat, zum andern in dem gewaltigen und schnell steigenden Handel Indiens, Australiens, Südafrikas, der holländischen Kolonien, der sich überwiegend nach Europa richtet. Britisch-Südafrika hatte 1913 einen Handel von 1466,1 Millionen M., der von Britisch-Indien, Ceylon, den Straits Settlements belief sich auf 9161 Millionen M., während Australien und Neuseeland einen Handelsverkehr von über 4000 Millionen M. hatten. Allein die britischen Besitzungen am Indischen Ozean hatten 1913 einen Außenhandel von über 15 Milliarden M. Es kommen hinzu Holländisch-Indien mit 1140 Millionen M. Handel, Persien mit 400 Millionen M., endlich Ostafrika. Und wenn man zum Handel des Stillen Ozeans auch den Japans mit 2,9 Milliarden schlägt, und den Handel der amerikanischen Westküste und der Inseln, bleibt der Indische dem Stillen Ozean doch immer überlegen, und das vor allem auch dadurch, daß seine Borde von uralten Kulturvölkern (Malaien, Inder, Perser, Araber) bewohnt sind, die zu jener Zeit, als der Indische Ozean für die europäischen Völker noch Terra incognita war, dieses Meer überquert haben, und — die Malaien wenigstens — wahrscheinlich auch nach Südamerika vorgedrungen sind. Der Reisende in Peru, der die Kordilleren überklettert, findet dort in Matterhornhöhe Riesentempel, die Zeugen einer Jahrtausende alten, untergegangenen Kultur. Gewaltige Quadern, davon jeder ein europäisches Zimmer füllen könnte, finden sich dort übereinander getürmt. Nachdenklich steht der Europäer und begreift nicht, wie man vor fünf bis sechs Jahrtausenden diese gewaltigen Steinmassen auftürmte, die unsere mächtigsten Dampfkrane nicht von der Stelle zu rühren vermögen. Diese selben mächtigen Steinbauten, allerdings in roher Struktur, findet man heute noch auf den Karolinen, so auf der kleinen Insel Nan Tauatsch bei Ponape und dem Inselchen Lele bei Kusaie (Ostkarolinen). Gewaltige cyklopische Häuptlingsresidenzen, Grabstätten und Verteidigungswerke sind aus Basaltsäulen aufgetürmt von einer Größe und Schwere, daß wir vor einem Rätsel stehen und uns nicht erklären können, wie der Transport bewerkstelligt worden ist. Es muß ein Zusammenhang zwischen diesen Bauten und denen in Südamerika bestehen, und die heute so stille Welt des Indischen und Stillen Ozeans birgt tiefe Geheimnisse und Wunder.

Große alte Kulturen können wieder auferstehen, und Mitteleuropa hat sicher weit mehr Interesse daran, den Indischen Ozean und seine Länder wieder belebt zu sehen als den Stillen Ozean und seine Randgebiete. Die Hauptmacht im Indischen Ozean ist England. Es möchte ganz Ostafrika, Arabien und Persien mit Indien und Australien zu einem gewaltigen Block zusammenschweißen für eine spätere Zeit, wenn einmal die vielen Millionen der Gelben sich gegen Indien wälzen sollten. Dann sollen Vorderasien und Ostafrika für England bluten. Das wird so sein müssen, und Holland wird sich auch eng an das Britentum anklammern, wenn der Türkei die Aufgabe zugewiesen wird, allein die Fahne der Unabhängigkeit am Indischen Ozean hochzuhalten. Auf sich allein gestellt kann die Türkei, im Norden noch von Rußland bedroht, gegen die englische Uebermacht nichts ausrichten; die Landgebiete um den Indischen Ozean fallen dann völlig unter Englands Führung, und sie werden dann immer nur die Aufgabe haben, ein Druckmittel zu sein, wodurch England seinen Willen auch im Stillen Ozean durchsetzt. Für die mitteleuropäische Politik würde dann der Indische Ozean ebenso wie der Stille Ozean ausfallen. Der Indische Ozean und seine ganzen Randländer würden in den Gegensatz Ostasien-Amerika-Australien hineingerissen werden; zwischen den gewaltigen Machtgebilden: Indisch-Afrikanisches Kaiserreich Englands, Japan-China und Nordamerika würden Machtkämpfe ausgefochten werden, welche den Schwerpunkt des Weltgeschehens nach Indien oder auf die Brücke zwischen Australien und Indien verlegen müßten. Mitteleuropa würde trotz seiner jetzigen riesenhaften Anstrengungen nichts mehr sein als ein vergessener Winkel. Und über die ganzen Gebiete am Indischen Ozean würde sich die Gleichförmigkeit englischer Kulturheuchelei lagern. Nicht eine Erweckung alter Kulturen würde erfolgen, sondern die Einspannung aller am Indischen Ozean wohnhaften Völker in den englischen Weltherrschaftsgedanken.

Das Heil für Mitteleuropa liegt in der Erweckung alter Kulturen, nicht in ihrer Unterdrückung. Von den alten Kulturvölkern am In-

Digitized by Google

dischen Ozean müssen sich zunächst Araber und Perser wieder frei regen können. Luft zum Atmen in der sie umgebenden feindlichen Welt erhalten sie, wenn Mitteleuropa an der künftigen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung am Indischen Ozean aktiven Anteil nimmt. Dieses Anteilnehmen kann nicht darin bestehen, daß Deutschland einige Flottenstützpunkte auf Inseln erwirbt, die in Zeiten großer Entscheidungen doch nicht gehalten werden können; die mitteleuropäischen Staaten, vornehmlich Deutschland, müssen in einem großen, festgefügten Gebiet eine so umfangreiche Kulturarbeit leisten, daß dieses Gebiet mit dem türkischen Vorderasien und Persien zusammen eine Macht darstellt, die beachtet werden muß. Mit anderen Worten: Es dürfen nicht Experimente gemacht werden, für welche die Türkei die Deckung zu übernehmen hätte,. es muß eine so große und starke Position ausgebaut werden, daß sie und Vorderasien sich gegenseitig decken und verstärken. Diese Position kann nur gefunden werden im Ausbau der ostafrikanischen Stellung Deutschlands und in ihrer engen Verknüpfung mit dem Türkischen Reiche und Persien. Der uralte Verkehr zwischen Ostafrika und Arabien und Persien muß wieder aufleben. Es muß sich beachtenswertes, nichtenglisches Leben am Indischen Ozean entwickeln. Sind diese Gebilde auch militärisch stark, um so besser für alle im Indischen Ozean wirkenden Mächte. Selbst England wird, wenn es das haben will, ihre Hilfe gegen Angriffe vom fernen Osten her bekommen können; denn Deutschland und die Türkei werden kein Interesse daran haben, daß sich die gelbe Rasse im Indischen Ozean festsetzt. Und Holland bewahrt seine selbständige Stellung, wenn sich im Bereiche seiner wichtigen Kolonialbesitzungen neben dem englischen auch noch ein anderer Wille geltend macht.

Im Indischen Ozean hat sich schon vor dem Kriege ein Handelsverkehr von beinahe 18 Milliarden M. vollzogen. In diesem wichtigen Weltmeere würden die Türkei sowohl wie Deutschland eine bedeutsame Rolle spielen können, wenn Deutschland wieder in Ostafrika Fuß faßt und von dort aus in Zusammenarbeit mit der Türkei und mit Persien auf die wirtschaftlichen und politischen Fragen der Indischen Ozean-Gebiete Einfluß gewinnt.

PERSISCHE SPRÜCHE.

Wenn je ein Neider Böses von mir spricht,
Geschieht es darum, weil er durch mich leidet;
Mich aber kränkt des Neiders Leiden nicht,
Denn nur wer Neides wert ist, wird beneidet.

* * *

Nicht durch Herkunft sei bekannt,
Doch nach Seeleninhalt trachte:
Nicht sein Stamm, sein Blühen machte
Den Diamanten zum Diamant!

* * *

Das Schicksal gleicht dem Wasserrad,
Drum wehe, die ihm trauen, allen;
Wie volle Eimer hebt es sie
Und läßt sie leer hinunterfallen.

Aus „Die Gedankenwelt des Orients" von Prof. Dr. Wilhelm Schulte.

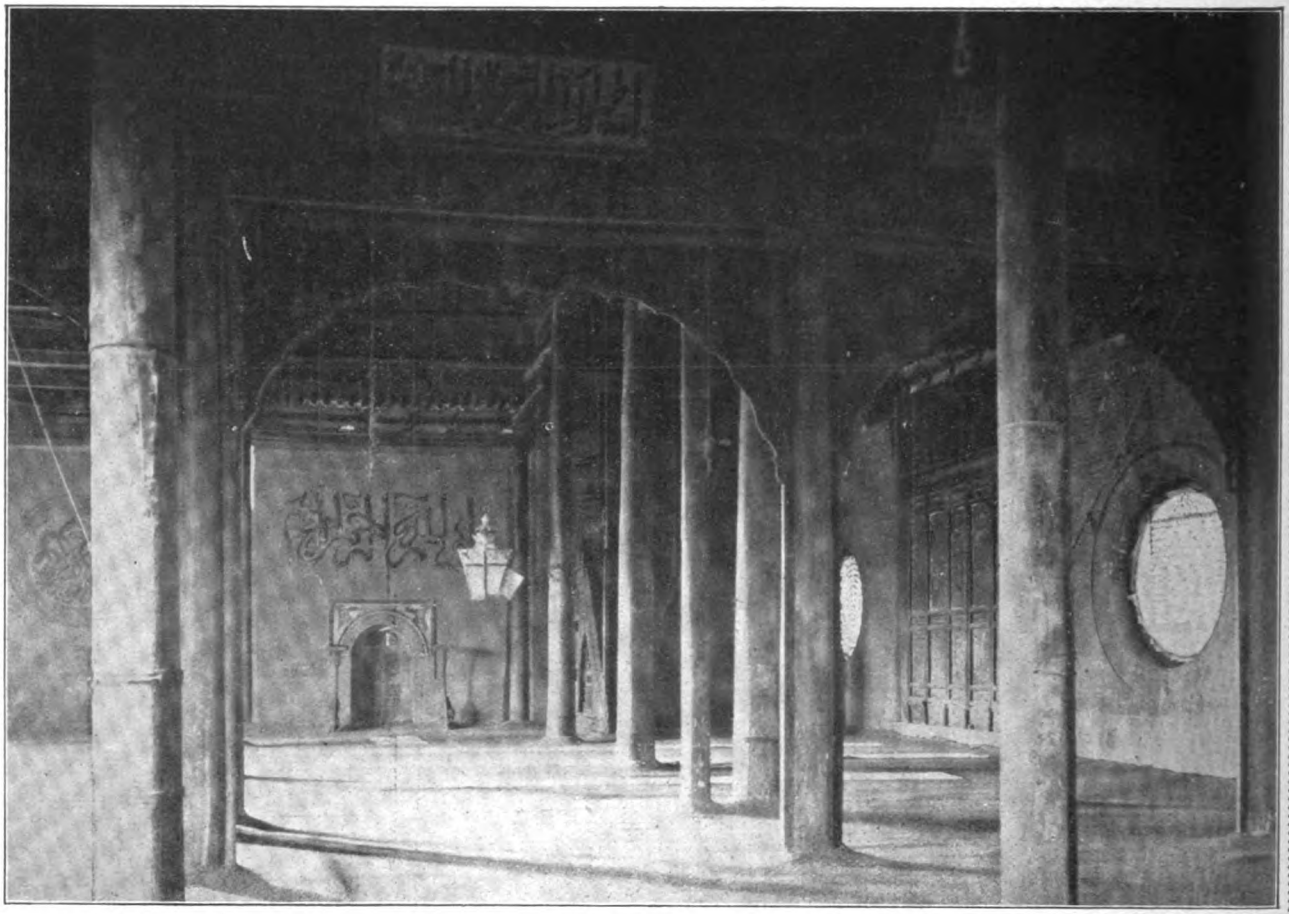
Digitized by Google

IN CHINESISCHEN MOSCHEEN.

Von Herbert Mueller.

Es war an meinem zweiten oder dritten Tag in Mukden. Ich streifte allein, meinem Glück und meinen mangelhaften Sprachkenntnissen vertrauend, durch die Straßen, blieb bald hier, bald dort stehen und bog, wo mich ein in grünen oder gelben Ziegeln leuchtendes Tempeldach oder das Gestürme einer Pagode reizte oder auch nur sich drängendes Volk einen neuen Anblick versprach, in schmale Seitengassen ein. So stand ich mit einem Male auf einem kleinen Platz, in den winklig hinein die von breiten Türen gebildete Front eines großen Gebäudes sprang, so groß, wie ich es an derart abgelegener Stelle nicht erwartete. Die Seitentüre zur Linken war weit geöffnet, der Einblick aber durch einen schweren, von eingenähten Hölzern gesperrten blauen Tuchvorhang verwehrt. Nichts unterschied den Bau von dem Amtsgebäude irgendeines Beamten. Auf meine Frage, was für ein Gebäude das sei, antworteten mir spielende Kinder: „Li-pai-sze!" Es war eine Moschee, vor der ich stand. Nichts ließ sie von außen als solche erkennen. Wo war die Kuppel, wo das Minaret?

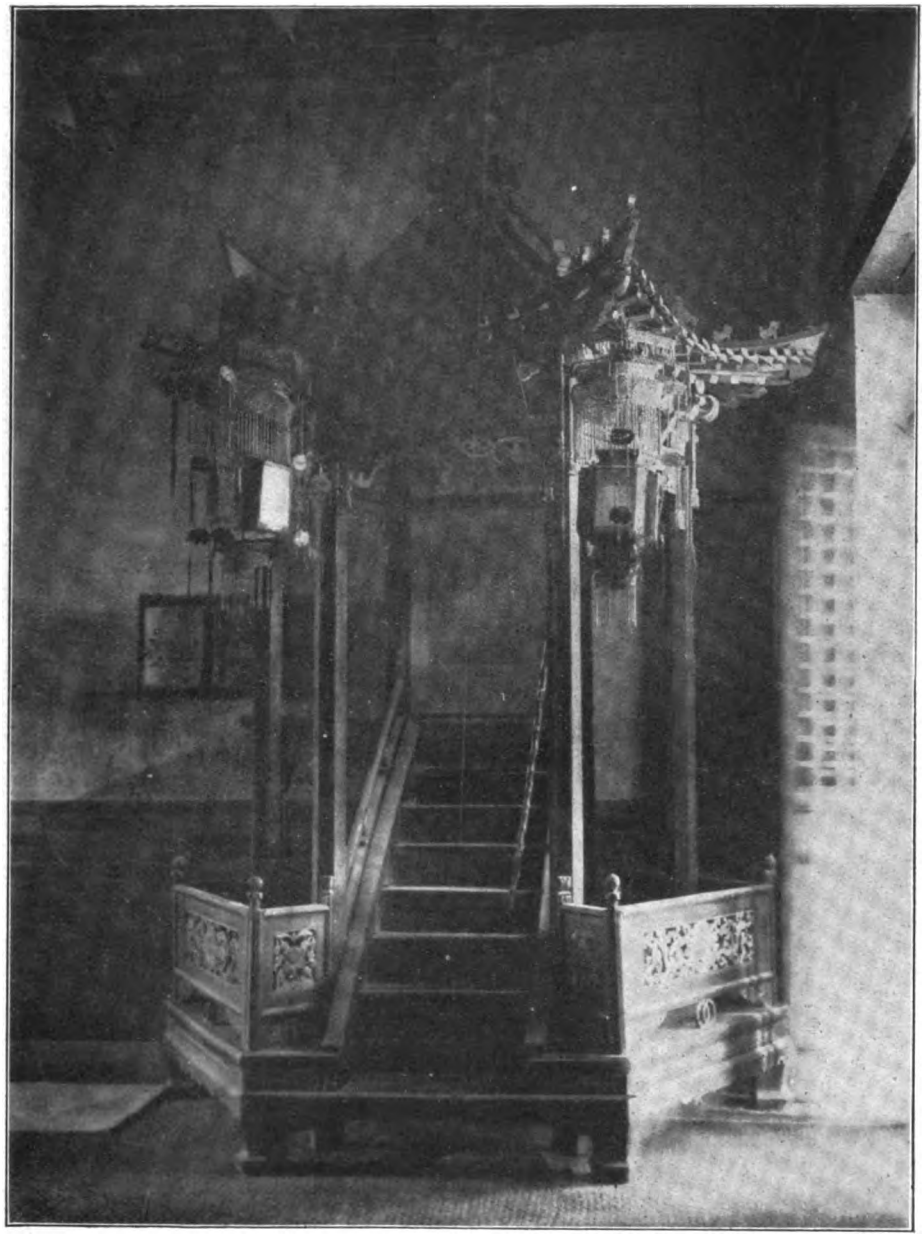
Ein freundlicher alter Herr, der eben die wenigen Stufen vor dem Gebäude herabstieg, hatte meine Frage gehört und erbot sich sogleich, mir auch das Innere zu zeigen. Wir stiegen auf die Estrade und während wir auf einer der beiden, den Eingang flankierenden schmalen Bänke unsere Schuhe auszogen und sie zu dem guten Dutzend der dort schon wartenden Fußbekleidungen stellten, erzählte mir mein freundlicher Führer, daß dieses nur eine von im ganzen drei Moscheen in Mukden sei, allerdings die älteste. Schon zur Mingzeit wurde sie erbaut, erfuhr aber wesentliche Erweiterungen unter dem Kaiser K'ang-hi (1662—1722), dem sie auch einen umfangreichen Land-



Inneres einer Moschee in Ts'ing-chou-fo (Prov. Schantung) In der Mitte Mihrab, rechts davon Mimber.

Digitized by Google

besitz verdankt. Die anderen beiden Moscheen stammen aus der Zeit K'ien-lung's (1736—1796) und Kia-king's (1796—1820), so daß man danach wohl darauf schließen darf, daß die zur Mingzeit kleine Muhammedanergemeinde Mukdens im 18. Jahrhundert einen starken Zuwachs erhalten hat. Heute wohnen nach Angabe meines Gewährsmannes etwa 4000 Bekenner des Islam in der Hauptstadt der Mandschurei. Inzwischen hatten wir uns unserer Schuhe entledigt, hoben den Vorhang hoch und standen in einem weiten Raum, ganz unähnlich den Hallen, die man sonst in chinesischen Bauten, selbst großen Stils, sieht. Während sonst nämlich auch die größten Hallen nach einem ganz einfachen Prinzip gebaut sind, das ich das „Scheunenprinzip" nennen möchte, und auch bei den größten nur zwei oder mehr Säulenreihen das eine hohe Giebeldach tragen helfen, dieses eine Dach aber den ganzen Raum deckt, waren hier eine Reihe solcher kleineren Gebäude hintereinander gestellt und bildeten, da die Längswände durch Holzsäulen ersetzt waren, einen Raum von in andern chinesischen Bauten nicht zu sehenden Abmessungen. Der vordere und ältere Teil des Ganzen, in dem wir zunächst standen, bildete eine Halle mit zwei Reihen Holzsäulen. Dahinter lag, zwei Stufen höher, der etwas breitere, unter K'ang-hi hinzugekommene Erweiterungsbau mit einer noch weiter hinausgeschobenen Nische in der Mitte. Durch Seitenfenster des letzteren Bauteils fiel strichweise helle Sonne auf die, den ganzen Boden bedeckenden Strohmatten. Allmählich gewöhnte sich das Auge an das im vorderen Teil des Baues herrschende Halbdunkel und entdeckte Weiteres, das fremd war. Da spannten sich zwischen den Säulen geschwungene Bogen, da hingen bunte Lampen von der Decke, Moscheenlampen, wie wir sie aus dem nahen Orient kennen, nur wenige, in größerer Zahl aber chinesische Papierlaternen und Hängelampen europäischer Art und Arbeit. Da prangte

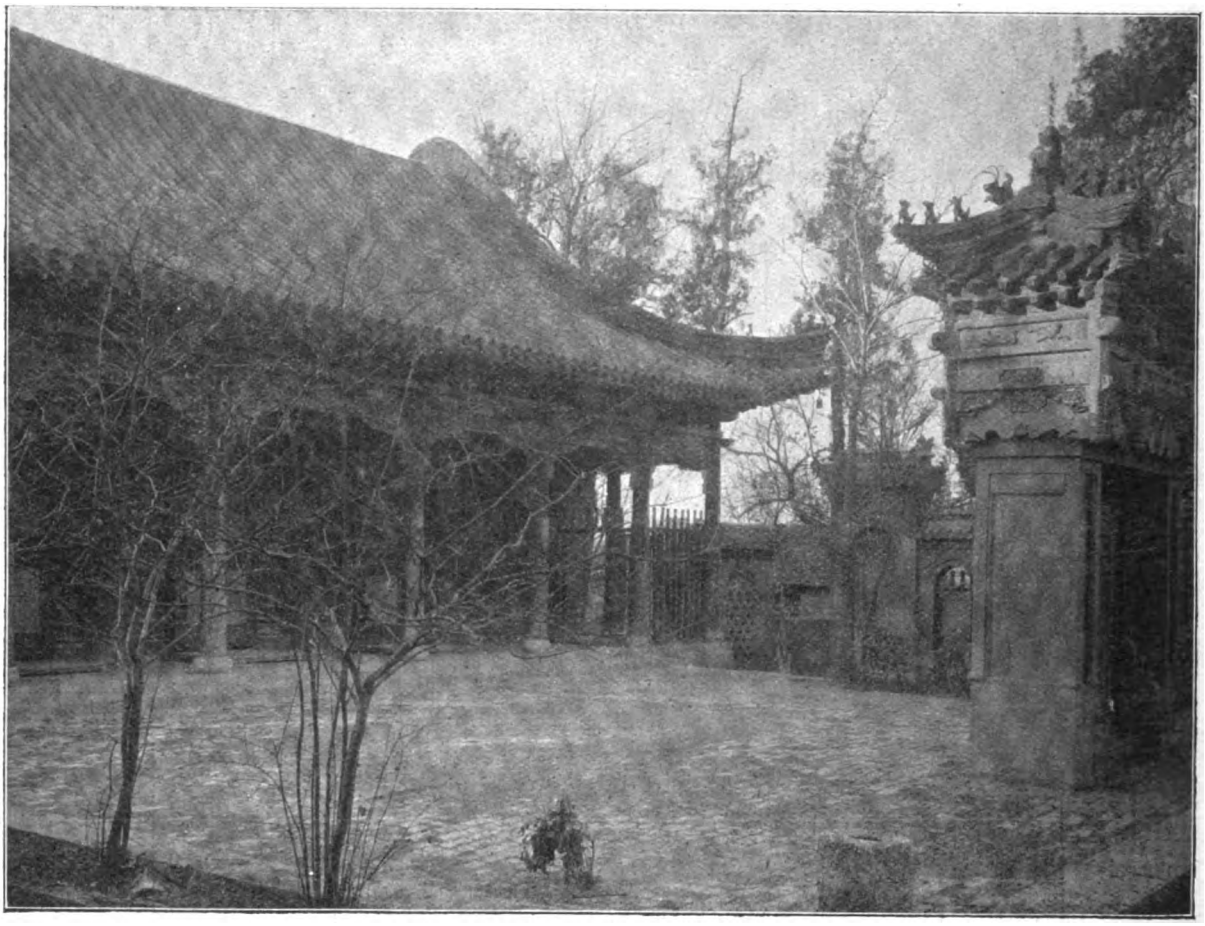


Mimber in einer Moschee in Tsi-nan-fu (Prov. Schantung).

Digitized by Google

herrliche arabische Schrift an den Wänden, da erblickte das nun besser eingestellte Auge in der Nische das nach Mekka weisende Symbol des Mihrab und rechts in der Ecke des Anbaus eine schön aus Holz geschnitzte Kanzel, das Mimber. Das Seltsamste und Fremdeste aber war der Anblick der Beter. Wohl trugen sie die Kleider des gewöhnlichen chinesischen Volkes, um ihre Köpfe wieder ihre Schuhe anzogen und, wieder ganz und nur Chinesen, in der Menge des Volkes untertauchten.

Ich habe noch eine Reihe von Moscheen in China besucht, insbesondere im Norden, in Schantung und in Peking, und habe überall ungefähr dieselbe Bauart, denselben Schmuck, die gleiche Andacht gefunden. In den meisten Fällen aller-



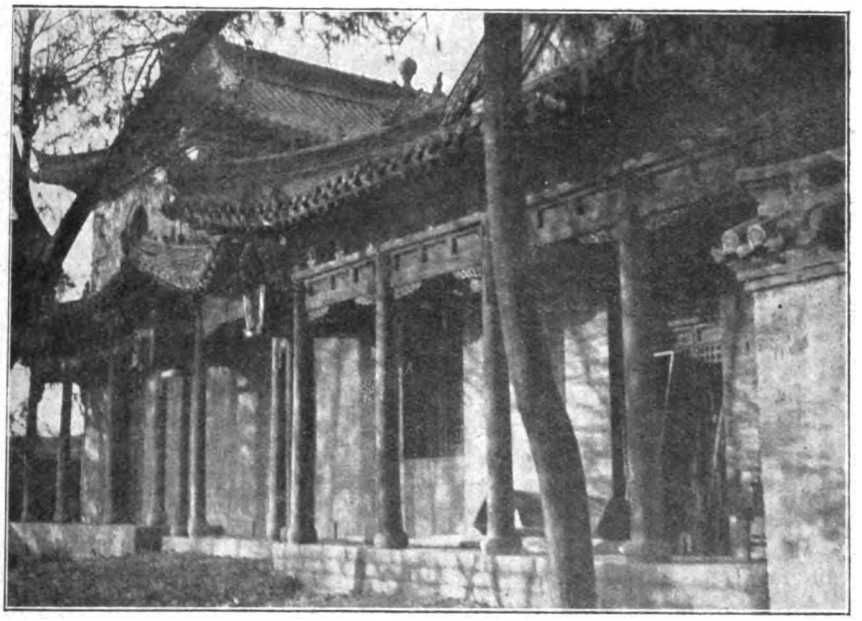
Haupthof der großen Moschee in Tsi-nan-fu (Prov. Schantung).

aber war ein weißer Turban gewunden. Sie lagen auf ihren Knien, in der vorderen Halle, der Nische zugewandt, und wiederholten refrainartig die Worte des Vorbeters, der in der Mitte vor ihnen saß, dort, wo zwei Stufen nach dem ferneren Teil der Moschee führten. Bald war das Gebet zu Ende. Der Vorbeter erhob sich als Erster, während der eine und der andere aus der Gemeinde noch eine Weile sich im stillen Gebet nach dem Mihrab verneigte, bis alle schließlich ihre Andacht beendet hatten, aufstanden, an einem der Tür zunächststehenden Tisch den Turban mit ihrer dort deponierten Mütze vertauschten, vor dem Eingang sich

dings liegt das Hauptgebäude der Moschee nicht so für sich allein, sondern gleich anderen öffentlichen und privaten Bauten Chinas in einem Komplex von Höfen und Gebäuden. Da ist ein stattlicher Torbau, vielleicht mit einer arabischen Inschrift darüber. Wir durchschreiten ihn und betreten einen Hof, in dem verschiedene Inschriftensteine fromme Stiftungen verzeichnen oder auch dem Islam oder dieser besonderen Moschee freundliche Edikte chinesischer Kaiser festhalten. Rechts und links liegen Räume, die als Wohnung für die Priester, als Bibliothek und als Empfangsgemach für Besucher dienen. Vielleicht ist auch

Digitized by Google

eine Schule mit der Moschee verbunden und erfordert weitere Räumlichkeiten in einem Nebenhof. Ein Gebäude, das nur selten nicht in demselben Gebäudekomplex mit der Moschee selber liegt, ist das Badehaus, das den Gläubigen Gelegenheit zu den rituellen Waschungen gewährt, gerne aber auch dem durchreisenden Europäer zu einem gründlichen Reinigungsbade zur Verfügung gestellt wird. Ein kleines, abgeschlossenes Geviert dient dem Schächter zur rituellen Tötung der von den Gläubigen zur Schlachtung gebrachten Tiere. Das sind die Räume und Plätze, die mit einer Moschee auf einem Grundstück vereinigt sein können. Mangel an Raum, Armut und in manchen Fällen wohl auch Gleichgültigkeit der Gemeinde vereinfachen oft die Anlage. Niemals aber fehlt in einem Ort, wo Muhammedaner in nur halbwegs beträchtlicher Zahl wohnen, die Moschee, niemals in ihr Mihrab und Mimber, ersteres allerdings oft nicht als Nische, sondern nur als deren Andeutung und letzterer in fast allen Fällen in dimunitiver Form, die seine tatsächliche Benutzung als Kanzel ausschließt.



Seitenansicht einer Moschee in Tsing-chou-fo (Prov. Schantung).

Wenn Kuppel und Minaret den chinesischen Moscheen fehlen, so war dies nicht immer so. Noch heute weisen die Ruinen der alten Moschee von Ts'uan-chou-fu in der südchinesischen Provanz Fukien, das schon Ibn Batuta unter dem Namen Zaitun bekannt war, Zeichen eines alten Kuppelbaus auf, und eine aus der Mingzeit stammende Inschrift weiß zu berichten, daß diese im elften Jahrhundert von einem Araber aus Sanah errichtete Moschee auch ein Minaret besaß. In Kanton steht noch heute, wenn auch stark verfallen, neben der Moschee des Heiligen Gedächtnisses, die im 10. Jahrhundert erbaut sein soll, ein 160 Fuß hoher, zylindrischer Turm, das alte Minaret. So haben also die ersten Missionare des Islams mit ihrem Glauben auch ihre alten westasiatischen Bauformen nach China zu verpflanzen gesucht.

Digitized by Google

MUTTERGEFÜHL.

Von Chalide Edib Hanym.

Sie hatte große, braune Augen, über die stets Schwermutsschatten glitten. Ihre Lippen waren schmerzlich verzogen: die trostlosigkeit des Waisentums lag auf ihnen. Sie standen in seltsamem Gegensatz zu den weichen Linien ihres runden, blassen Gesichtchens. Ihr Wesen verriet, daß sie mit müder Ergebung und ganz still einen großen Schmerz trug, und jeder, der sie sah, fühlte gleich, daß sie keine Mutter mehr hatte. Dieses Kind war meine Stieftochter Nesrin.

Als ich dieses verschlossene Kind, das unter anderer Obhut aufgewachsen war, zum ersten Mal erblickte, war mir sofort klar, wie viele Falten es in seiner kleinen Seele hatte, die mit mütterlicher Hand geglättet werden mußten, und daß sein ganzes Wesen von dem Gefühl des Mangels und trostloser Einsamkeit gequält wurde. Vom ersten Augenblick an war ich entschlossen, ihm alle nur denkbare Liebe zu erweisen. Aber trotz all seiner Zartheit und Weichheit bewahrte es der verstorbenen Mutter tiefe, ernste und unerschütterliche Treue, und als ich an Stelle ihrer Mutter treten wollte, die ihr kleines Herz mit Trauer verdüsterte, legte sie solch eine Fremdheit und Gleichgültigkeit an den Tag, daß es mir nicht möglich war, ihrem Herzen nahezukommen. Mochte ich noch so viele Spielsachen aus Pera herbeischaffen und noch so viele Spiele ausdenken, damit sich zwischen uns ein Gefühl der Kameradschaftlichkeit bildete: es gelang mir doch nicht, jene andere aus ihrem Herzen zu verdrängen. Der einzige Mensch in unserem Hause, an dem sie hing, war eine alte Tante, ein Erbstück aus der Zeit, wo ihre Mutter noch lebte. Unzertrennlich war sie von dem derben und groben Weibe, das mich mit feindseligen Augen anblickte. Ich merkte: sie hielt die alten Wunden offen, die ich schließen wollte, sie hielt die alten Erinnerungen frisch. Am scheuesten floh das Kind vor mir an Tagen, wo ihr Vater sich abmühte, uns einander näherzubringen. Dann sah sie ihn mit großen, tränenfeuchten Augen bedeutungsvoll an. Es war, als läge in ihnen der Vorwurf, daß er so rasch vergessen hätte, und ihr Vater schämte sich dann. Sie seufzte ganz leise und drückte sich in eine Ecke des Zimmers. Nichts auf der Welt konnte ihr starres Schweigen brechen. Ich merkte allmählich, wie unendlich schwer meine Stellung war gegenüber den reinen, aber für das wirkliche Leben verständnislosen Blicken dieser Kinderaugen. Wie sollte ich ihr nur klarmachen, daß es doch keine Sünde sei, den Platz einer Frau einzunehmen, die schon längst zu Staub zerfallen war?

Manchmal trieb es mich, aus dem Hause und vor dem traurigen Kinde mit seinen großen Augen zu fliehen und das heilige Erinnerungsbild seines Mütterchens nicht zu erzürnen; manchmal aber dachte ich auch, daß eine andere Frau, die dann an meine Stelle treten würde, ihre zarten Seelenschmerzen nicht verstehen könnte und ebensowenig ihre seltsame, schwermutsvolle, verschlossene Teilnahmlosigkeit, die aus ihrer Sehnsucht nach der verstorbenen Mutter stammte und sich in ihrem ganzen Benehmen ausprägte. Wenn ich mir die Möglichkeit vorstellte, sie könnte ihr wehe tun, dann brachte ich es nicht übers Herz, sie verständnislosen Händen und dem unbarmherzigen Zufall preiszugeben.

Wie oft empfand ich Sehnsucht, ihr Zutrauen zu gewinnen, aber es gelang mir trotz aller Mühe nicht. Dann zog ich mich von ihr zurück und verhielt mich ganz still. Wenn sie mich dann so niedergeschlagen dasitzen sah, schmiegte sie sich ganz zart an mich und bat mich mit den demütig-bittenden Blicken ihrer seelenvollen Augen um Verzeihung dafür, daß sie mich nicht lieben könne.

Ich hatte das Gefühl, daß sie sich schneller an mich gewöhnen und mich schließlich liebgewinnen würde, wenn die alte Tante Nedechibe ihre Erinnerung nicht immer durch ihre harten, trüben Augen wachhielte und in der Dämmerstunde nicht immer in ihrem Köpfchen die fernsten und dunkelsten Winkel der Vergangenheit aufleuchten ließe. Das sagte ich eines Tages auch ihrem Vater. Da glitt eine tiefe Bitterkeit über das sonst so freundliche Gesicht dieses Mannes, der immer beteuerte, er betrachte jedes Wort von mir wie ein Gesetz. Er hob die Hände, als ob er das verwaiste Kind vor einem Schlage schützen wollte, der es nach seiner Einbildung bedrohte. Dann sagte er: „Nimm ihr ja nicht ihren einzigen Trost!" Da fühlte ich

Digitized by Google

gegen meinen Gatten eine Art Zorn, aber doch eine tiefe Ehrfurcht seiner Vaterliebe gegenüber. Wenn ich ein böses Weib gewesen wäre, hätte er sicherlich nicht geduldet, daß ich sie schlecht behandelte. Trotzdem kam es oft genug vor, daß er sie unter irgendeinem Vorwand zu dem Dienstmädchen hinausschickte und sich mit allen Kräften bemühte, das Kind meinem Herzen näherzubringen. Nesrin selbst fühlte, das mit schmerzvollem Verständnis heraus und ich glaubte förmlich zu sehen, wie sich in ihrem Herzen tiefe, brennende Spuren eingruben. Ach, die Männer! Nun kam aber eine Zeit, wo auch ich ganz allmählich lernte, wie ich es anfangen müßte, um mehr Freude über Nesrins Leben zu breiten. Seit ich die begründete Hoffnung hatte, selbst Mutter zu werden, bekam ich erst das rechte Verständnis für alles, was ihr fehlte. Ich verstand es nun, alle Kümmernisse ihres Daseins zu überwinden, ohne sie zu ängstigen. Besonders näherte sie sich mir an Tagen, wo ich sie mit ihrem Vater allein ließ und meine herrschende Stellung im Hause nicht so fühlbar wurde. Aber ich merkte, daß dieses Verfahren die Ordnung des Haushaltes zerrüttete und zur Folge hatte, daß die Dienstmädchen nicht mehr parierten. Als ich eines Tages am Mädchenzimmer vorbeiging, hörte ich, wie die alte Nedechibe mit ihrer harten Stimme sagte: „Endlich spielt sie nicht mehr die erste Violine beim Herrn!" Das erschütterte mein Selbstgefühl aufs heftigste. Es brauste mir schrecklich in den Ohren, als ich mich anschickte, die Treppe hinaufzusteigen. Also war ich wirklich in Gefahr, allen Einfluß bei meinem Gatten einzubüßen? Seine Augen glänzten so vielsagend, wenn er mit seinem Kinde zusammen war. Hing das mit den unendlich vielen Erinnerungen zusammen, die ihn mit der Vergangenheit verknüpften? Diese Angst quälte mich und erfüllte mich mit dem Gefühl einer seltsamen Verlassenheit. Oder war ich eifersüchtig? Gibt es denn einen Mann, dessen Vergangenheit schneeweiß ist und dessen Erinnerung ganz frei ist von anderen Gesichtern und den Bildern anderer Wesen?

Aber solche grollenden und nervenzerrüttenden Gedanken hielten nie lange an: mein Denken kehrte gleich zu meinem eigenen Kinde zurück, dessen Antlitz ich noch nicht kannte. Ach, vielleicht würde auch ich es fremden Händen überlassen und zu der düsteren Stätte wandern müssen, wo unter Zypressen schon meine Vorgängerin ruhte, auf deren Andenken ich so eifersüchtig war? Wie würde die neue Frau, die dann erscheinen würde, mein Kind behandeln? Oft wachte ich nachts in kaltem Schweiß gebadet auf, weil solche quälenden Gedanken meinen Geist bestürmten. Ach, wie willig kam ich Nesrins Wünschen entgegen, und mochten sie noch so kindisch sein! Wer weiß — mein Eifer und meine mütterliche Herzlichkeit würden vielleicht einst mein eigenes Kind vor liebloser Behandlung bewahren! Ich flehte zu Gott, ich möge doch lange leben oder, wenn das nicht ginge, so möchte doch wenigstens eine Frau in unser Haus einziehen, die meinem Kinde dieselbe nachsichtige und weitherzige Zärtlichkeit erwiese, die ich für das Kind einer anderen Frau im Herzen trug!

Nesrin ängstigte sich vor meiner ewigen Schweigsamkeit und meiner sorgenzerfurchten Stirn, auf der immer düstere Gedanken lagerten. Ja, einmal füllten sich ihre Augen mit Tränen — ihre Augen, die ja schon vertraut waren mit dem Herzweh einer Mutter, die das Grab vor sich sieht, und sie sagte: „Gerade so sah das Gesicht meines Mütterchens aus, ehe sie von mir ging." Da ergriff mich eine Schwermut, die ich damals selbst nicht recht verstand; Tränen rannen mir aus den Augen, und ich stürzte aus dem Zimmer.

Ich genas ganz langsam von meiner langen, schmerzhaften Krankheit. Aber wie schrecklich verwaist war mein armes Herz! Seine Wunde wollte sich nicht schließen, und seine Leere wollte sich nicht füllen! Immer quälte mich ein herzzerreißendes Schreckbild: ich stellte mir vor, wie es mit seinen Samthändchen und dem rosigen, seidenweichen Gesichtchen in der schwarzen Erde lag. Mein Herz fühlte die Kälte und Einsamkeit seines kleinen Sarges, in den Regen und Schnee hinabsickerten und über den vielleicht schon die Würmer herfielen, und immer schauderte es vor der eiskalten Berührung einer riesigen, schwarzen Knochenhand. Ich kannte die winzigsten Besonderheiten der Zimmerwände und die kaum unterscheidbaren Linien der Decke ganz genau. Den ganzen Tag lag ich auf dem Rücken und meine Augen starrten beständig zur Decke. Ich wartete auf den Tod. Aber ich genas wieder. Nur mit großer Mühe freilich gelang es, mich zu heilen. Immer sah ich am Kopfende meines Bettes das gute, zärtliche, bleichgewordene Gesicht meines Mannes: er hatte Angst, mich zu verlieren, und er rang um mich mit dem Tode. Eines Tages blickte er auf die Tränen, die mir aus dem Herzen aufstiegen und über meine Wangen strömten. Da sagte er: „Arme Frau! Du hattest doch Nesrin so lieb! Weshalb versuchst Du denn nicht einmal, Dich mit ihr zu trösten?" Ich begehrte bitter auf. „Schweig!" rief ich. „Wie soll ich denn je-

Digitized by Google

mand anders an die Stelle meines eigenen Lieblings setzen?" Aber im selben Augenblick blitzte ein Vergleich in meinem Herzen auf. Ich befand mich ja jetzt in derselben Lage wie Nesrin vor einem Jahre. Wenn ihr Vater sich mühte, mich an die Stelle ihrer Mutter zu setzen, wie vorwurfsvoll hatten da ihre Augen geblickt! Jetzt wußte ich, daß man niemals einen Menschen ersetzen kann, zumal wenn es sich um Mutter und Kind handelt!

Der Sturm rüttelte an den Fenstern, und von den Zypressen her kam ein unheilverkündendes Stöhnen. Schneeflocken wirbelten vorbei im bleichen, trüben Mondenschimmer. Ach, wo sind jetzt die sterblichen Reste meines süßen Lieblings in all dem schrecklichen Aufruhr der Natur? Mit solchen furchtbar schmerzlichen Gedanken richtete ich mich im Bett auf. Wie viele Monate nun schon war mein Geist von Trauer und Unglück zerrüttet! Mein ganzes Sein löste sich in giftige Atome auf. Auf schrie ich in meines Herzens Bitterkeit. Am liebsten wäre ich in der Elemente Toben, in den erbarmungslosen Schneesturm hinausgestürzt, um meines toten Lieblings zartes Körperchen dort unter den schrecklich einsamen, kalten Zypressen zu beschützen. Als ich mit bloßen Füßen zur Tür lief, da öffnete sie sich plötzlich. Es war Nesrin, mein Stieftöchterchen, Sie hatte ihr langes, weißes Nachthemd an, und aus ihren weichen Augen sprach eine Zartheit, wie sie solchen eigen ist, die viel Leid erlebt haben, und ein Schmerz, wie er den Schmermütigen vertraut ist. So kam sie zu mir. Zum allerersten Male sagte sie ganz von selbst und liebreich mit ihrer melodischen Stimme: „Mütterchen! Mütterchen!" Dann senkte sie ihre Stimme zum Flüstern und sprach zärtlich und herzlich weiter: „Du ängstigst Dich um mein Brüderchen, nicht wahr? Aber sieh mal: mein Mütterchen ist doch schon so lange dort. Darum fürchte Dich nicht. Sie liegt ja jetzt noch da und hält mein Brüderchen im Arm. Ach, wenn Du nur wüßtest, wie schön sie einem wärmt, den sie umarmt!"

Ich setzte mich auf den Stuhl am Bett und brach in Schluchzen aus. Sie umschlang mich mit ihren Aermchen und sagte: „Von jetzt ab will ich Dein Kind sein, ja?"

So will denn von nun an meine gequälte Seele glauben, daß meine liebreichen Bemühungen um die kleine Waise doch nicht vergeblich waren, und daß mein toter Liebling auf dem zerfallenen Friedhof sich an die zärtliche Liebe und in die leeren Arme einer Frau schmiegt. Und statt des Brüderchens, das ich dem Mütterchen der kleinen Nesrin ins Grab zur Gesellschaft geschickt habe, wärmt sie nun mein Herz und füllt sie nun meine leeren Arme.....

Uebersetzt von Dr. O. Hachtmann.

ALTÄGYPTISCHE WEISHEITSLEHRE

Verhalte dich nicht roh gegen die Frau in deinem Hause, wenn du weißt, daß sie gute Ordnung hält. Rufe ihr nicht zu: Wo ist dies? Bring es her! Sie hat es gewiß schon an den Platz gelegt, der ihm zukommt; denn dein Auge hat sie beobachtet, und du bist doch still geblieben, als du ihre Verdienste wahrnahmst. Lege nur fröhlich deine Hand in die ihre? Es gibt ja noch viele Leute, welche nicht wissen, wie der Mann sich ein Vergnügen daraus macht, das Unglück in sein eigenes Haus einzuführen, und dies gewiß nur, weil er die rechte Weise nicht findet, sein Weib zu behandeln. Die gesamte Leitung dessen, was ein Haus enthält, hängt ab von der Gemütsruhe eines Mannes.

Digitized by Google

DIE TÜRKEI UND FRIEDRICH DER GROSSE.

Von Achmed Refik.

Die politischen Beziehungen zwischen Preußen und der Türkei reichen zurück bis auf Sultan Achmed III. und seinen Schwiegersohn, den Großwesir Ibrahim Pascha aus Neschir.

Doch auch schon vor dieser Zeit war das preußische Königtum den türkischen Staatsmännern ebenso wenig unbekannt, wie die Tatsache, daß der eisenköpfige Schwedenkönig Karl XII. nach der Niederlage bei Pultawa in Bender Zuflucht gesucht, und schließlich verwundet und aller Hilfsmittel bar, nach Westpommern gelangt war. Doch noch bestand keine persönliche Fühlung mit Preußen, diese ward erst angeknüpft, als Friedrichs des Großen Vater, Friedrich Wilhelm I. sich zum ersten Mal an die Hohe Pforte wandte; und zwar mit dem Begehr, aus dem Besitze des Sultans einige türkische Vollblutpferde für seinen Marstall zu erwerben. Dem königlichen Abgesandten Johannes Jorgutschky ward am osmanischen Hofe großes Entgegenkommen erwiesen und Sultan Achmed schickte dem Könige noch einen besonders schönen Hengst zum Geschenk. Friedrich Wilhelms Sohn und Nachfolger auf dem Throne erfaßte sehr bald den hohen Wert der Beziehungen zur Türkei im Kampf gegen den gemeinsamen Feind beider Staaten: Rußland. Es schien ratsam für Preußen, sich mit der Türkei zu befreunden, möglicherweise ein Bündnis zu schließen, um die Uebermacht der Russen zu brechen und sich gegen seine Feinde Luft zu schaffen. Die Türkei erwies sich dem Scharfblick Friedrichs des Großen als natürlicher Bundesgenosse, da sie unter der Grausamkeit der Zarin Elisabeth nicht weniger zu leiden hatte, als Preußen selbst, und er einen muslimischen Staat vollkommen bündnisfähig achtete.

Wie bekannt, lebte Friedrich der Große nach dem Grundsatz, daß „der König der erste Diener seines Staates ist" und ihm somit die heilige Pflicht obliegt, kein Mittel ungenützt zu lassen, das dem Ausbau seines Landes dienen kann.

Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung faßte Friedrich den Plan, die Beziehungen zur Türkei aufzunehmen und knüpfte im Jahre 1160 (d. H.) Verhandlungen mit Sultan Mahmud I. an. Indessen setzte Rußland seinen ganzen Einfluß bei der Pforte ein, um diesen ihm gefährlichen Plan zu vereiteln, doch vermochte es nicht, Friedrichs Absichten zu ändern, wenn es auch gelang, ihre Ausführung zu hemmen. Zunächst wurde zum Vertreter der preußischen Interessen in Konstantinopel ein kaufmännischer Beamter ernannt. Die Wahl des Königs fiel auf Karl Adolf Rexin, der lange als Kaufmann in der Türkei gelebt und mit orientalischen Sitten und Gebräuchen wohl vertraut war. Er erfüllte die ihm übertragene Aufgabe bei der Hohen Pforte mit gutem Erfolg und vermochte, unterstützt durch den schwedischen Gesandten Selsing, manche Intrige Rußlands zu hintertreiben.

Als 1168 Osman III. den Thron bestieg, sandte ihm Friedrich ein Glückwunschschreiben und blieb von da ab, solange Ibrahim Pascha das osmanische Staatsschiff steuerte, in reger Verfolgung seiner Ziele. Zwar verhinderte das Dazwischentreten des französischen Gesandten de Vergé das Zustandekommen eines Bündnisses zwischen der Türkei und Preußen, doch gelang es Friedrichs beharrlichen Bemühungen, wenigstens einen Handelsvertrag abzuschließen. Dieser bestand aus 8 Paragraphen und einem Anhang und enthielt im wesentlichen dasselbe, wie die Verträge mit Neapel, Dänemark und Schweden. Der König vermochte seinen Untertanen dadurch die gleichen Vorrechte zu sichern, die andere europäische Staaten ihren in Konstantinopel lebenden Bürgern durch die Kapitulationsverträge verschafft hatten. (1174 d. H.).

Als Friedrich sich im Siebenjährigen Kriege rings von Feinden eingekreist sah, erstarkte in ihm der lange gehegte Wunsch, mit türkischer Hilfe Rußlands Herr zu werden. Er hatte den außerordentlich glücklichen Gedanken, daß die Türkei, der in jedem Falle ein russischer Einfall bevorstand, sobald Rußland Kräfte frei bekam, von Süden her das Moskowiterreich angreifen sollte. In diesem Lichte mußte das vorgeschlagene Bündnis auch dem Sultan äußerst vorteilhaft erscheinen, doch lehnte es der Großwesir, trotz des unleugbar bestehenden gegenseitigen Interesses ab, teils mit Rücksicht auf die mangelhafte Organisation des osmanischen Heeres, teils unter dem Einfluß der Vorstellungen des französischen Gesandten.

Inzwischen befreite der Tod der Zarin Elisabeth Friedrich aus seiner peinlichen Lage; der neue Herrscher aller Reußen war ein Freund des Preußenkönigs, zog seine Heere zurück und ermöglichte es dadurch dem Könige, über seine andern Feinde Herr zu werden. War das Bündnis mit der Türkei für den König nun auch nicht mehr von zwingender Bedeutung, so hielt er dennoch fest an

Digitized by Google

dem einmal eingeschlagenen Wege freundschaftlichen Einvernehmens. Der Pforte indessen flößten die veränderten Beziehungen zwischen Preußen und Rußland heftige Besorgnis ein und sie beschloß, zur Wahrung ihrer Interessen und zur Festigung der Stellung Rexins einen Gesandten an den preußischen Hof zu entsenden. Die Wahl fiel auf Hadschi Achmed Resmi, bisher höchsten Finanzbeamten Anatoliens.

Seine Aufgabe war ihm klar vorgezeichnet: er sollte den Polen die Unterstützung der Pforte garantieren und im Falle der König von Preußen Rußland ein Offensiv- und Defensivbündnis vorschlug, der Pforte dies sofort zur Erwägung mitteilen. Nach einer fünfmonatigen Reise über Rumänien und Polen erreichte Resmi mit seiner Begleitung Berlin und hielt sich dort etwa ein halbes Jahr auf.

Infolge von Resmis Mission änderte sich Rexins Stellung, und sein Nachfolger Sigelin sah sich in Konstantinopel vor ganz neue Verhältnisse gestellt. Sein Hauptaugenmerk galt der Regelung der polnischen Frage: August III., König von Polen, war gestorben und Friedrich ließ durch seinen Gesandten der Pforte den Vorschlag unterbreiten, dem polnischen Volke freie Wahl seines Königs zu garantieren, unter Ausschluß französischer und österreichischer Einmischung; bei dieser Gelegenheit ließ er auch bestätigen, daß die preußisch-russische Annäherung keine Gefahr für die Türkei bedeute. Auch die späteren Verhandlungen, betreffend die Teilung Polens, führte Sigelin im Auftrag des Königs mit der Hohen Pforte und zeigte sich seiner Aufgabe vollauf gewachsen.

Die Verehrung, die die Türken dem großen Friedrich zollten, beruhte nicht nur auf der Bewunderung seiner glänzenden, überragenden Geistesgaben und Charaktereigenschaften, sondern auch auf der Anerkennung seiner hervorragenden Soldatentugenden, darauf, daß er zugleich ein genialer Feldherr und Politiker war. Seine Abschiedsworte an seine Generäle hat Schani Sade Atta üla ins Türkische übertragen.

Zweifellos hätte die politische Lage der Türkei das Bündnis mit einem Staate gefordert, der ein so ausgezeichnet organisiertes Heer besaß wie Preußen und seiner geographischen Lage nach der natürliche Feind Rußlands war, aber die zerrütteten Zustände des Landes und die dementsprechende Verfassung der Armee ließen es unmöglich erscheinen, sich zu neuem Kampf zu rüsten, nachdem erst wenige Jahre zuvor die Schrecken eines Krieges dem Staate auferlegt gewesen und die Streitigkeiten in Persien noch fortdauerten. Die Türkei bedürfte dringend der Ruhe, um Land und Heer zu reorganisieren, so daß dies neben andern politischen Einflüssen mit die Ursache wurde, daß über den bestehenden Handelsvertrag hinaus kein Bündnis mit Preußen zustande kam.

Die Urkunden über die politischen Beziehungen zwischen der Türkei und Friedrich dem Großen bestehen aus 17 Briefen und der Abschrift eines Handelsvertrages, diejenigen über die Beziehungen seines Vaters zum osmanischen Staat aus vier Briefen. Dagegen sind die Urkunden über später geschlossene Verträge besonders aus der Zeit Selims III. sehr zahlreich. In den folgenden Artikeln beschränken wir uns auf die Wiedergabe der wichtigsten Dokumente über die Beziehungen Friedrichs des Großen zur Türkei und — als Dokument für die ersten Anfänge des türkisch-preußischen Bündnisses — auf die Anführung einiger Bruchstellen der Briefe, die zwischen Friedrich Wilhelm dem Ersten und Sultan Achmed III. gewechselt worden sind.

(Aus einem Brief Friedrich Wilhelms an Achmed III.) „... Da die Pferde aus Eurer Majestät weiten Ländern wegen ihrer Leistungsfähigkeit und Schönheit in der ganzen Welt rühmlichst bekannt und allen andern Pferden vorzuziehen sind, ist es Unser ausdrücklicher Wunsch, auch etliche dieser edlen Tiere zum Stolz und zur Zierde Unseres Marstalles zu besitzen. Zu diesem Zweck haben Wir Unsern Stallmeister Johannes Jorgutschky abgesandt, um in Eurer Majestät Landen für Uns einige Pferde käuflich zum Eigentum zu erwerben. Wir bitten daher um Eurer Majestät allergnädigste Wohlgeneigtheit für den Auftrag des Genannten. Die Bewilligung Unseres Vorhabens wird den Freund Eurer Majestät überaus erfreuen und wird ihn veranlassen, sich zu den wahrhaften Freunden Eurer Majestät zu zählen. Hierfür spreche ich im voraus meinen Dank aus und versichere, daß ich die Pflege der zwischen uns aufkeimenden Freundschaft niemals vernachlässigen werde."

(Aus einem Brief an den Großwesir Ibrahim Pascha, 1724.) „... In dem Wunsche, einige starke türkische Pferde anzukaufen, haben Wir Unsern Stallmeister Johannes Jorgutschky entsandt, um die Genehmigung Seiner Majestät des Sultans zu solchem Vorhaben zu erlangen, und bitten Eure Hoheit um freundwillige Unterstützung. Eurer Hoheit Bemühen in Unserer Angelegenheit wird sich stets Unseres Gedenkens erfreuen und Wir werden nicht versäumen, sie bei Gelegenheit zu erwidern."

(Aus einem Briefe Sultan Achmeds III. an König Friedrich Wilhelm I.).

„... Durch den von Unserem Großwesir überreichten Brief erfahren Wir, daß die Pferde unseres Landes auch in anderen Staaten rühmlichst bekannt sind, und daß Eure Majestät, von dem Wunsche beseelt, einige dieser Tiere zu besitzen, einen Stallmeister namens Johannes Jorgutschky entsandt haben, um Meine Genehmigung zu solchem Ankauf zu erwirken und Freundschaftsbeziehungen zu Unserm Herrscherhause anzubah-

Digitized by Google

nen. Alter Ueberlieferung getreu, befleißigt sich Mein Haus, das Anerbieten einer solchen Freundschaft freudigen Herzens aufzunehmen und dem Freunde alle erdenklichen Erleichterungen zuteil werden zu lassen. Deshalb war es Uns Bedürfnis, dem Wunsche Eurer Majestät Gewähr zu geben, so daß Eurer Majestät Beauftragter nach erfüllter Aufgabe nunmehr nach Berlin zurückkehrt. Wir übermitteln mit ihm dieses kaiserliche Schreiben und versichern, daß die zwischen uns geschlossene Freundschaft, solange sie nicht von seiten Eurer Majestät aufgehoben wird, von Uns und Unserm Staate festgehalten werden soll."

(Aus einem Briefe des Großwesirs Ibrahim Pascha an König Friedrich Wilhelm I.). „... Das Handschreiben Eurer Majestät an Seine Majestät den Sultan sowie Eurer Majestät wohlgeneigter Brief an den Unterzeichneten sind durch Vermittlung Unseres Freundes, des englischen Gesandten, vom Stallmeister Eurer Majestät überreicht worden. Nach altem Staatsbrauch sind die Schreiben übersetzt und von dem dienstwillig Unterzeichneten Sr. M. dem Sultan übergeben worden. Wir haben daraus entnommen, daß, da S. M. der Sultan dem Freundschaftsangebot geneigt war und ein Handschreiben an Eure Majestät gerichtet hat, so möchte Eurer Majestät zukunftsgläubiger Freund, der Unterfertigte, nicht verfehlen, mitzuteilen und durch Vermittlung des obengenannten englischen Gesandten dem Beauftragten Eurer Majestät kund zu tun, daß unser erhabener Herrscher, um den Gefühlen seiner Freundschaft Ausdruck zu verleihen, noch ein besonders kostbares Pferd zum Geschenk für Eure Majestät bestimmt hat. Der Wunsch Eurer Majestät, die Beziehungen zur Türkei enger zu gestalten, wird von Sr. M. dem Sultan lebhaft unterstützt werden, solange dieser Freundschaftsbund besteht."

(Aus einem Briefe des Königs Friedrich II. an den türkischen Sultan.) ...„Daß Eure Majestät, dem heißen Wunsche aller Einwohner Ihrer Länder (der Untertanen sowohl wie der Nichtuntertanen,) folgend, den Ihnen rechtmäßig zustehenden Thron bestiegen haben, haben wir zu Unserer größten Freude vernommen. Deshalb lassen Wir es Uns vor allen Dingen angelegen sein, Unsere Freundschaft durch Wort und Tat zu bezeugen und Eurer Majestät Unsere herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Die zwischen Uns bestehende Freundschaft soll treu gewahrt und von Tag zu Tag mehr gefestigt werden. Unsere Bemühungen hat Unser Kommissar und Vertrauter Karl Adolf Rexin mitgeteilt. Wir bitten besonders, die von ihm in dieser Angelegenheit unterbreitete Note freundlichen Sinnes aufzunehmen..."

TÜRKISCHE SPRÜCHE.

Derjenige ist klug und verständig, der weiß, daß er nichts weiß, und sich nicht schämt, daß man, wenn er fragt, erfährt, daß er nichts weiß, und töricht ist derjenige, der nichts weiß und auch nicht weiß, daß er nichts weiß, und sich schämt, daß man, wenn er fragt, erfahren möchte, daß er nichts weiß.

* * *

Mit dem Waffenhandwerk ist nichts auf Erden zu vergleichen. Wahrlich, wenn auch manche Gefahren damit verbunden sind, so bietet es doch so viele Freuden, daß sie uns jene vergessen machen. Wenn man sich ihrer erinnert, ist man glücklich.

Digitized by Google

ABDUL KADER UND DIE FRANZOSEN.

Von

Emir Achmed Muktar Abdul Kader[1]).

Die glänzenden Erfolge, die der Emir Abdul Malik, der jüngste Sohn des großen Abdul Kader, ebenso wie seine Verbündeten Al-Hiba und Si Ahmed Muwasch neuerdings in Marokko über die Franzosen davongetragen haben, liefern den klarsten Beweis, daß in den Herzen der Muslime Nordafrikas noch immer das heilige Feuer der Rache nicht erloschen ist, sondern sich im Gegenteil zu heller Flamme entzündet hat. Es zeigt sich, daß das Vorbild Abdul Kaders tief im Volke von Marokko Wurzel geschlagen hat, daß der Ruf des Kalifen in Stambul, der das Banner des Heiligen Krieges wider die Feinde des Islams entfaltet hat, dort begeisterten Widerhall gefunden hat.

Das Werk der Befreiung des marokkanischen Volkes konnte nur ein Mann in Angriff nehmen, der selbst schwer unter der Bedrückung zu leiden hatte, der tief in der Seele die Wunden fühlte, aus denen sein eigenes Vaterland blutete, der mit dem Schmerz der Trennung im Herzen seine algerische Heimat verlassen mußte.

Werfen wir heute einen Blick auf Algerien. Wer herrscht in diesem Lande? Ein Eindringling, der sich seinerzeit eines nichtigen Vorwandes bediente, um im algerischen Hafen Sidi Farrudsch eine Armee zu landen. Es ist schon eine lange Weile seit der Eroberung Algeriens verflossen, die Dokumente aber bleiben bestehen. Die Geschichte der Eroberung Algeriens ist mit Treulosigkeit und Wortbruch geschrieben.

Als die algerischen Araber die Notwendigkeit ihres Freiheitskampfes einsahen, wählten sie den damals erst 21jährigen Emir Abdul Kader, der die nötigen Charakter- und Willenseigenschaften sowie die Vaterlandsliebe dazu hatte, zum Oberhaupt aller Stämme um Maskara in der Provinz Oran. Während der beiden ersten Kriegsjahre steigerten sich seine Waffenerfolge, so daß er die französischen Truppen bis an die Grenze von Oran zurückdrängen konnte. Der damalige Befehlshaber der in Oran operierenden französischen Truppen, General Desmichel, seiner Verbindungen und Hilfsmittel beraubt, mußte um Frieden bitten und erkannte im Vertrage vom 25. Februar 1834 die Herrschaft des Emirs in allen Provinzen von Oran, mit Ausnahme der Städte Arzen und Mustaghanem, an. Nachfolger Desmichels wurde General Trezel. Dieser trifft ohne irgendwelche vorherige Benachrichtigung mit Verstärkungen und Munition in Oran ein. Eine französische Kolonne dringt in das Gebiet des Emirs ein und greift seine Anhänger an. Der Vertrag vom 25. Februar 1834 wird verletzt. Der Emir widersetzt sich und bringt der Kolonne Trezel eine schwere Niederlage bei. General Trezel, der sich nicht zu Lande nach Oran zurückziehen kann, vollzieht seinen Rückzug zu Schiff. Alle Stämme Algeriens, mit Ausnahme des Beys von Konstantine und eines Teiles seines Beamten erkennen nun die Oberhoheit Abdul Kaders an. Ein neuer Waffenerfolg des Emirs im Jahre 1837 über eine französische Kolonne unter General Arlanges veranlaßte die Regierung des Königs Louis Philipp den General Bijou mit dem Auftrage zu entsenden, Friedensverhandlungen mit Abdul Kader anzuknüpfen. Das Ergebnis ist der Vertrag von Tafna, der am 30. Mai 1837 vereinbart und am 16. Juni desselben Jahres von Louis Philipp ratifiziert wurde. Danach zerfiel Algerien in eine arabische und eine französische Zone. Die Stadt Algier, die Sakel, die Metidje, Blida, Oran, Mustaghanem, Arzen und Mazagran bildeten die arabische Zone, das übrige Algerien mit Ausnahme der Stadt Konstantine und ihrer Bannmeine, die unter der Verwaltung des Beys Ahmed blieben, wurde französisch.

Allein die Franzosen beruhigten sich damit nicht. General Damrémont, Befehlshaber des Küstenokkupationskorps, suchte ein Gegengewicht gegen die Macht des Emirs zu schaffen und hetzte daher die Stämme der französischen Zone auf, Feindseligkeiten auf dem arabischen Gebiete zu begehen. Er ließ in Tunis eine französische Abordnung unter Kapitän Poltz mit dem Auftrage landen, Unfrieden zwischen dem Bey Ahmed von Konstantine und dem Emir Abdul Kader zu stiften. Abdul Kader, von diesen Umtrieben unterrichtet, sendet dem General Damrémont folgendes Schreiben: „Du mußt den Friedensvertrag wohl kennen,

[1]) Aus einem Vortrag, gehalten auf einen Empfangsabend im Berliner Heim Emir Abdul Muktars, Enkels des berühmten algerischen Emirs und Freihetskämpfers Abdul Kader.

Digitized by Google

den wir mit dem General Bijou geschlossen haben (den Vertrag von Tafna). Wir hätten gewünscht, daß er durch deine Vermittlung abgeschlossen wäre, weil du ein weiser Mann bist, der wohlvertraut ist mit dem, was im Kabinett des Königs vor sich geht. Beruhige dich unseretwegen. Dir wird kein Uebel von dem widerfahren, das die unter meinem Befehl stehenden Araber anrichten können. In kurzem werde ich, so Gott will, zu dir reisen und die Unordnung abstellen, ich werde alle Angelegenheiten klarstellen, damit nichts übrig bleibe, was nicht mit dem Recht übereinstimmt."

Inzwischen wird Marschall Vallée Generalgouverneur der französischen Zone an Stelle des in einem Kampfe vor Konstantine gefallenen Generals Damrèmont. Die Expedition gegen Konstantine war wegen der Weigerung des Beys dieser Stadt, sich mit dem Emir zu überwerfen, beschlossen worden. Vallée trat seinen Posten in Algerien in sehr kriegerischer Stimmung an. Der Konsul Gravani, der vom Emir ernannt wurde, um seine Interessen bei der französischen Regierung wahrzunehmen, wurde von dieser abgelehnt. Der Emir richtete hierauf folgenden Protest an den Marschall Vallée: „Als unser Konsul Gravani Forderungen aufstellte, hast du ihn nicht angehört und von ihm nichts wissen wollen. Dieses Benehmen zeigt einen gewalttätigen Charakter, welcher aufreizt. Du willst Unfrieden unter uns stiften. Man verletzt die Gebräuche, man sucht alles, was das Wohl meines Dienstes betrifft, zu beschränken und man will mich demütigen. Du mußt deinem Minister schreiben, daß ich meinen Konsul zu behalten wünsche und keinen anderen haben will. Wir hoffen, aus Frankreich einen weisen Mann ankommen zu sehen, um in Algier den Befehl zu führen. Wir hatten geglaubt, daß deine Handlungsweise nicht die der Draufgänger sein würde, die dir vorhergegangen sind, wenn du aber den Spuren jener Leute folgst, wird Gott uns über unsre Feinde, über die, die uns belästigen wollen, den Sieg verleihen. Gott hat gesagt: „Die Ungerechtigkeit falle auf ihren Urheber zurück!" Uebrigens werde ich mich nicht vom Vertrage von Tafna entfernen, wenn du selbst ihn beobachtest."

Die Ränke des Marschalls Vallée gegen die Unabhängigkeit des Emirs Abdul Kader werden immer offenkundiger. Dieser richtet einen dritten Protest unmittelbar an den König Louis Philipp: „Seit der Begründung des Islams," sagt Abdul Kader darin, „befinden sich die Muslims und Christen im Krieg. Jahrhunderte lang war dies eine heilige Pflicht für beide Religionen. Aber die Christen, die wahrscheinlich weniger getreu ihre Vorschriften befolgten, haben schließlich den Krieg als ein Mittel zur Gebietserweiterung betrachtet. Für den Muslim ist der Krieg Vorschrift, wenn der Christ sein Gebiet angreift. Nach diesem Grundsatze habe ich mich von meiner Religion entfernt, als ich mit dir, einem christlichen König, einen Friedensvertrag über ein arabisches Gebiet geschlossen habe, und besonders, indem ich heute diesen Frieden zu befestigen trachte. Die Ränke deiner Vertreter in bezug auf den Vertrag von Tafna werden unerträglich, und ich berufe mich auf deine Weisheit, daß sie dieser feindseligen Strömung ein Ende mache."

König Louis Philipp, vielleicht unter dem Einflusse verschiedener sich bekämpfender Strömungen im Parlament, geruhte nicht einmal, dies Schreiben des Emirs, das doch von friedlichen Absichten eingegeben war, zu beantworten.

Einige Zeit später, am 31. Oktober 1839, überfielen von langer Hand vorbereitete starke französische Heeressäulen die arabische Zone. Der Vertrag von Tafna war damit wider Recht und Sitte zerrissen. Als die Nachricht davon den Emir erreichte, rief er aus: „Gott sei Dank! Unsere Feinde haben es auf sich genommen, den Frieden ohne Ankündigung zu brechen, an uns ist es zu zeigen, daß wir den Krieg nicht fürchten."

So wurde der Krieg zwischen Muslims und Franzosen von neuem entfesselt, jener Krieg, der nach langjährigen, erbitterten Kämpfen, nach hinterhältigen Ueberfällen und treulosen Vertragsbrüchen der Franzosen mit der Katastrophe endete, die die algerischen Muslims alles dessen beraubte, was jedes menschliche Wesen auf der Erde beanspruchen darf: der Freiheit und Unabhängigkeit auf dem Boden der Vorfahren!

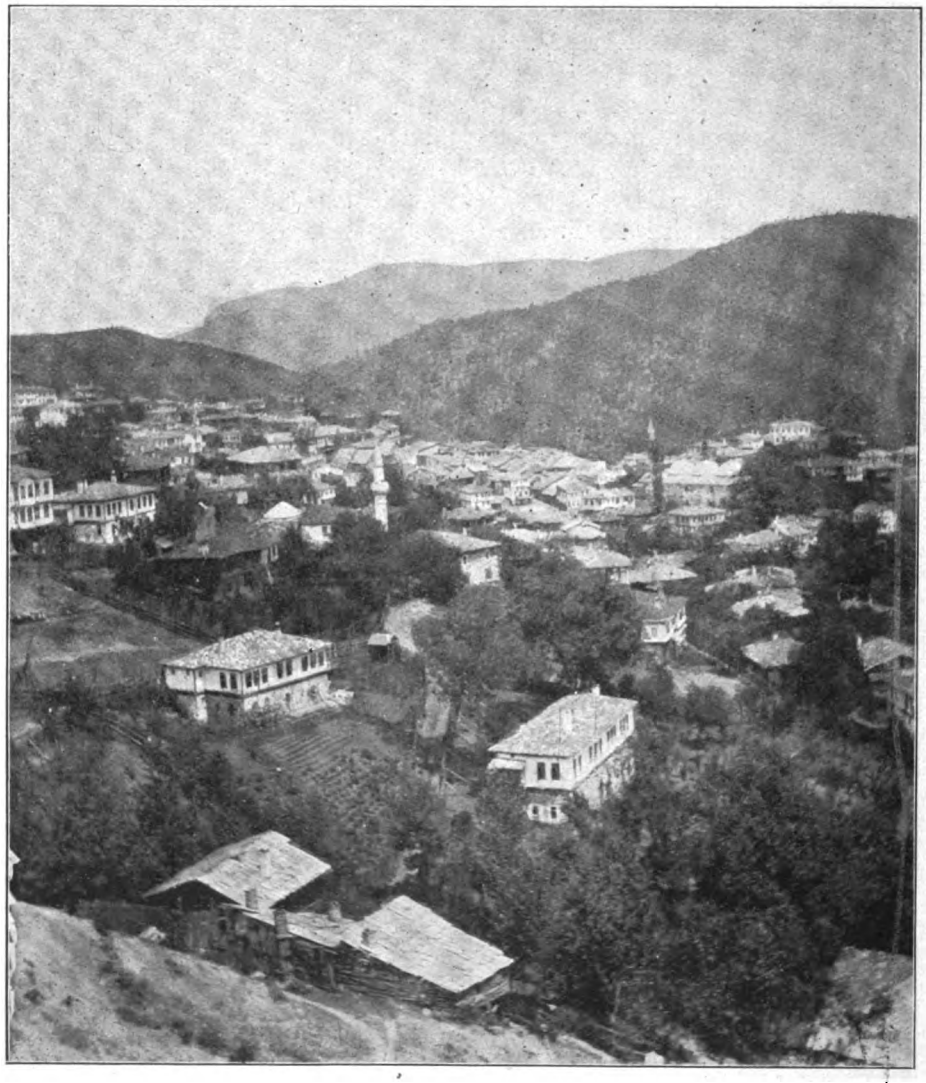
Digitized by Google

PAPHLAGONIENS LAND UND STÄDTE.

BILDER AUS DEM WILAJET KASTAMUNI.

Von Paul Dapping.

„Wak yt nakyidyr" lautet im Türkischen das Sprichwort „Zeit ist Geld", und diese Sentenz beginnt sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in der heutigen Türkei in raschem Siegeslaufe Geltung zu verschaffen. Industrieunternehmungen, Handel und Wandel, Straßen- und Bahnbau drängen kräftig vorwärts, ganz besonders gefördert durch die „Partei für Einheit und Fortschritt", die fast in jedem kleinen Städtchen eine Ortsgruppe mit eigenem Vereinshaus besitzt. Dieser Wirkung patriotischen Schaffens begegnet man überall auch im Gebiete des alten Paphlagoniens im jetzigen Wilajet Kastamuni. Neue Straßen, die selbst für Automobile gut fahrbar sind, Krankenhäuser und sonstige Anstalten der öffentlichen Wohlfahrtspflege entstehen allenthalben und über das ganze Wilajet spannt sich ein ausgedehntes Netz von Karakols (Gendarmeriestationen), solid und ansprechend erbaut und fast durchweg mit dem Sitz der übergeordneten Mutessarife (etwa Regierungspräsidenten) telefonisch verbunden.



Küre Nehas, Kupferminenort im pontischen Randgebirge.

Der südlichste Teil des Wilajets ist der Sandschak (Regierungsbezirk) Tschangry. Ihn trennt von dem benachbarten Gebiete des Wilajets Angora, dem alten Galatien, der ureigensten Heimat der Angoraziegen und der Fettschwanzschafe, eine weite Welt öder Bergketten, die Sand und Heide und immer wieder Sand und Heide zeigt, in der man bei zweitägigem Ritte nur äußerst selten in gelegentlichen Bodenfalten, wo reichlicheres Wasser etwas fetten Humus zusammengetragen hat, dürftige Dörfer mit geringem Baumbestand findet, aber unter einer solchen Gluthitze leiden, daß die Lebenskraft der Menschen schon in früher Jugend

Digitized by Google

zu verdorren droht und ein ständiger Wechsel der Bevölkerung vor sich geht, da dort Geborene, wie mir die Bauern von Tunei versicherten, fast nie älter als vierzig Jahre werden und die Zugewanderten bald dem Siechtum verfallen.

Nähert man sich aber Tschangry, so ändert sich das Bild bereits, wenn man aus den letzten Ketten der Steppenberge hinabreicht in das sonnige Heidetal. Hat man den Aidjyfluß auf einer breiten Holzbrücke überschritten, so beginnt eine Straße, die sich mit jeder guten deutschen Heerstraße getrost messen kann, und die nun nicht mehr aufhört, bis ihre äußersten Strahlen im Norden am Schwarzen Meer enden. Die Höhen der Gebirge sind zum kleineren Teile noch mit Steppen-, zum größeren aber bereits unter der Einwirkung der pontischen Winde und reicherer Niederschläge mit Getreide-, Wiesen- und Weideland, ja mit prächtigem, urwaldähnlichem Hochforst bedeckt und in den Flußtälern steht reichlich gutes Wasser zur Verfügung. Weizen-, Reis-, Baumwoll- und Obstbau, Tabakbau und Seidenraupenzucht, Weinbau und Safrangewinnung sind die Hauptwerte dieser überaus fruchtbaren Täler, in denen sich Dorf an Dorf reiht, und manche Städte 10—25 000 Einwohner zählen.

Deutsche und türkische Offiziere in Tschangry.

Prächtige Fleckchen Erde findet man hier, so die etwa zwei Stunden lange und breite Talebene am mittleren Devrez, wo sich um den auf einem Hügel die Gegend beherrschenden Marktflecken Kotschissar neun reiche Dörfer gruppieren, oder den Flußlauf des Gök an dem von Kastamuni bis Taschköprü auf 45 km Länge die Dörfer beiderseits der herrlichen Straße Usunkawak (lange Pappel) nicht enden und verschiedene Marktorte die Möglichkeit der Verwertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse bieten. Solche Einrichtungen wie der Germetsch-Bazar am Gökyrmak sind Dörfer aus wenigen Wohnhäusern für Marktarbeiter und langen Reihen von nach der Straße zu fensterlosen, nur mit großen Schiebetüren versehenen Lagerschuppen, die nur an Markttagen geöffnet werden.

Paphlagonien ist auch einer der wenigen Teile Kleinasiens, die noch über reichen Hochwald verfügen. So ist der mächtige Ilgas von undurchdringlichem Urwald bedeckt, und in den nördlichen Teilen der pontischen Randgebirge befinden sich ausgedehnte Wälder. Besonders schön ist die

Digitized by Google

Pracht des Hochwaldes und des alpin anmutenden Niederwaldes an den Hängen des bis über 1400 Meter aufragenden Elekdagh, der als nordöstlichster Vorsprung des Ilyas den direkten Weg von Taschköprü zum heißen Petroleumquellkessel von Bojabad verlegt.

Die Stadt Tschangry, etwa 16000 Einwohner zählend, liegt am Zusammenfluß des Adjy und des Taily oder Derbend, eingebettet in eine paradiesische Gartenlandschaft, in ein Meer von Kirsch-, Maulbeer- und anderen Obstbäumen, sowie von Platanen. Die vom Adjy herführende Straße, von der aus man den schönsten Blick auf die Stadt hat, schneidet diese in zwei Teile, in die westliche hübsche Landhausstadt mit ihren schattigen Gärten, Ruheplätzchen und Gartenkaffehäusern, und die östliche Altstadt mit ihren ansteigenden Straßen und den flachdachigen Häuschen, überragt von den schlanken Minarets. Das ganze Stadtbild wird beherrscht von einem steilschroffigen, zerrissenen Felsen, auf dessen obersten Klippen noch Reste einer alten Akropolis als Zeugen längst entschwundener großer Zeit sich wehmütig zum wolkenlos blauen Himmel emporrecken. Der kleine Marktplatz in der Altstadt ist ein wahres Idyll für sich. Der winzige Platz ist von einer mächtigen Platane überschattet und ringsum von den nach der Straße zu offenen Geschäften und von kleinen Kaffeehäusern umrahmt, deren Gäste bei dem lullenden Gemurmel eines kleinen Brunnens im Schatten des Laubdaches draußen behaglich sitzen.

Angeschwemmte russische Mine bei Sinope.

Tschangry ist ein wichtiger Straßenknotenpunkt, von dem aus das Salz der nahen Salzminen, ferner Wolle und Getreide in beträchtlichen Mengen den Weg zu den großen Handelsplätzen des Orients antreten.

Kastamuni, die Wilajetshauptstadt, zählt heute etwa 26000 Einwohner. Wenn auch vielleicht nicht der wirtschaftliche, so ist es doch sicher der geistige Mittelpunkt von Paphlagonien, einem der dem Islam und dem Kalifen am treuesten ergebenen Teile des türkischen Reiches. Mehrere große Derwischklöster bestehen hier nebeneinander und das Islamisch-Religiöse verleiht dieser Stadt einen besonderen Ausdruck, etwa wie es mit Trier, Aachen oder Köln im katholischen Teile Deutschlands der Fall ist. Naht man der Stadt von Süden, so hat man zu früher Morgenstunde den schönsten Blick von der Höhe des Plateaus, über das der Weg vom Ilyas her führt. Mit rotem

Digitized by Google

Türkische Jugendwehr und Volkstypen in Tschangry.

Strahlenkranze fällt die Sonne auf die wundervolle Landschaft, übergießt besonders jenseits des Tales die braunen Hänge der pontischen Berge und das dunkelbraune Gemäuer der Isfendierburg von Kastamuni mit einem wahren Flammenmeer, während drunten im Tale die Stadt und die weiten Baumpflanzungen sich wie ein dunkler Sammetteppich unter den Feuerfarben der Berghöhen abheben. Kastamuni, überragt von grünen Baumwipfeln und den terrassenförmig aufsteigenden beiden Ufern des Gökyrmak, eingepreßt in fahlgelbe Bergrücken, deren nördlichem der steile Burgberg mit seiner gewaltigen Ruine wie eine Kanzel vorgelagert ist, bietet aus der Ferne einen entzückenden, wildromantischen Anblick. Tritt man jedoch in das Tal ein und nähert sich der in siedender Gluthitze träge lagernden Stadt, so ändert sich der Eindruck sehr zu ihren Ungunsten. Der von den mattgelben Berghängen zurückgeworfene Sonnenglanz sticht schmerzend in die Augen, das Stadtbild erscheint fahlgelb und staubgrau, die entsetzliche Hitze wirkt bedrückend und beklemmend. Während der etwa 3½ Monate dauernden guten Jahreszeit steigt die Hitze in dem engen Talkessel zu unerträglichen Graden an, der lange Winter dagegen bringt scharfe Kälte mit schweren Schneegestöbern. Es ist eine ungesunde Gegend und mit gutem Bedacht sandte man zu Abdul Hamids Zeiten politisch mißliebige Personen mit Vorliebe hierher in die Verbannung, hoffend, daß dieses Klima ihren Lebensfaden nicht eben allzu lange weiterspinnen werde.

Gewerblich ragt Kastamuni durch seine Kupfertreibarbeiten hervor, wie nicht minder durch hübsche Kattundrucke, regendichte weiße Mäntel, Wolldecken, Seile, Segeltücher und beingriffige Dolchmesser. Auch Bärenfelle, ja selbst junge Bären, sind nicht selten auf dem Markte von Kastamuni käuflich zu erwerben, denn im nahen Ilyas hausen viele Bären, die hauptsächlich im Winter von den Bauern und Hirten gejagt und mit Beilpicken erschlagen werden, weshalb die Felle oft durch die Einhiebstellen stark entwertet sind.

Wesentlich günstiger als in Kastamuni ist das Klima am pontischen Randgebirge. Hier ist zunächst in einer Entfernung von 90 km von der Hauptstadt der kleine Hafen Ineboli zu nennen. Seit Erbauung der ganz besonders guten Straße Kastamuni—Ineboli hat dieses buntbewegte Türkenstädtchen außerordentlich gewonnen. Seitdem liefen im Frieden jährlich mehr als vierhundert Dampfer und über zweitausend Segelschiffe den Ort an, um die Bretter aus den zahllosen Sägemühlen der Küstengebirgswälder, die Ziegen- und Schafwolle der Hochebenen und das Obst, das Gemüse und die Gewerbeerzeugnisse Kastamunis abzuholen.

Genau auf der Hälfte des Weges zwischen Kastamuni und Ineboli bietet in großartiger Umgebung am Osthange des Kuschdagh (1170 m) der etwa 1120 m hoch gelegene große Han von Edjevid Gelegenheit zum Uebernachten in freundlichen, sauberen Räumen. Das Bergmassiv ist hier in dunklen Laub- und Fichtenwald gekleidet, die Luft wundervoll rein und klar, mit einem Wort, die Gegend ein Paradies, wie es köstlicher für einen Luftkurort nicht gedacht werden könnte. Sieben Kilometer weiter nördlich liegt an der gleichen Straße der kleine Marktflecken Küre Nehas, bekannt durch Kupferminen, die, wenige Minuten unterhalb des Ortes, hart an der Straße sichtbar, jetzt zwar stilliegen, aber noch nicht erschöpft sind und nach dem Kriege wohl eine Wiedergeburt erleben werden. Auch die Lage von Küre Nehas ist wahrhaft entzückend. Um die Hauptstraße, die den einzigen ebenen Teil der Stadt bildet, gruppieren sich, steil emporsteigend und steil abfallend, die anderen Stadtteile, abwärts bis hinab in ein tobelartiges, etwa 120 m tiefes Tal. Es ist ein Alpendörfchen, wie es schöner kaum gedacht werden kann.

In einem engen Talkessel, eingeschlossen von hohen Heideplateaus, die die Hitze förmlich an sich ziehen und über dem Talkessel zu wahrer Feuersglut zusammenballen, liegt Bojabad, das seine Signatur durch einen mächtigen, ganz steil etwa 150 m hoch aufstrebenden Felsen hart an der einen Seite der Stadt erhält. Der Steinblock

Digitized by Google

ist durch einen etwa 30 m breiten Durchbruch des Gökyrmak in zwei ungleiche Hälften geborsten, deren größere die Ruinen einer alten Festung trägt. In unmittelbarer Nähe von Bojabad befindet sich eine stark fließende Petroleumquelle, die aber der industriellen Ausnutzung noch nicht erschlossen ist. Das Oel wird von den Einwohnern nach einem primitiven Verfahren gereinigt und lediglich zum Eigenbrand benutzt.

Die Perle der paphlagonischen Städte und landschaftlich wohl überhaupt eine der schönsten Ortschaften der Türkei ist der kleine Hafen Sinope am Schwarzen Meer. Er liegt auf einer etwa 370 m breiten Landzunge, die mit ihren weißen Dünen die Verbindung zwischen den Abhängen der pontischen Berge und dem etwa 200 m hohen, abgestumpften Kegelberge Boztepe bildet. Der alte Teil des Ortes ist westlich und östlich umgrenzt von den gewaltigen, vorzüglich erhaltenen Ruinen jenes Schlosses, in dem Mithridates der Große im letzten Jahrhundert v. Chr. vor seinem Sturze durch die kriegserfahrenen Heere der Römer den höchsten Glanz des Königreichs Pontus erlebte. Mächtig wirken die vier Ecktürme, die durch zinnengekrönte Mauern untereinander verbunden sind. Einige Gewölbe sind noch ganz erhalten, so daß es nicht schwierig wäre, die ganze Anlage wiederherzustellen. Vier große Säle bedürfen nur der Aufräumung und der Wandbekleidung, um benutzbar zu sein.

Sinope ist von jeher ein beliebtes Seebad der Orientalen gewesen und wird es nach dem Kriege wohl wieder werden. Für Europäer ist es wegen des gänzlichen Mangels an neuzeitlichen Gasthöfen wenig geeignet. Den größten Genuß bietet ein Blick von der Höhe des Boztepe ringsum über die brandende Flut des Schwarzen Meeres, über die Häuser Sinopes im Rahmen der beiden Ruinengürtel, über die zum Festlande führenden, schneeweiß leuchtenden Dünen und über die waldbedeckten, grünen, bald sanfter, bald schroffer zur See abfallenden pontischen Berge.

TÜRKISCHE SPRÜCHE.

Die Zunge hat keine Knochen, aber doch zermalmt sie.

* * *

Die Augen sind eine Wage, deren Gewichte das Herz ist.

* * *

Unter zehn Männer sind neun Weiber.

* * *

Das schreiende Kind bekommt die Milch.

* * *

Ein großer Fluß macht keinen Lärm.

* * *

Wenn es nötig wäre, ein Schloß vor den Mund Unverschämter zu legen, so würden die Schlosser wegen ihres Reichtums berühmt unter den Handwerkern.

* * *

Lerne, mein Sohn, von der Muschel, den Mund selten zu öffnen; Wie sie wirst du dann Perlen im Mund führen.

* * *

Der besiegt und unterwirft die Feinde, der verzeiht, wenn er sie strafen kann.

Digitized by Google

HILFERUF DES PERSISCHEN VOLKES.

Im Namen des persischen Volkes richteten die in Europa weilenden Mitglieder des persischen Parlaments Wahid-ul-Mulk und Takisade an den Stockholmer Sozialistenkongreß eine Denkschrift, die wir im folgenden auszugsweise wiedergeben:

Die persische Nation ist eine der ältesten der Welt; sie ist die einzige überlebende von den Völkern, die die Zivilisation im Orient aufblühen ließen. Sie besitzt seit den ältesten Zeiten eine reine Rasse, eine eigene Bildung und eine ihr eigentümliche Kultur. Sie hat von jeher berühmte Persönlichkeiten, literarische, wissenschaftliche, politische und künstlerische Genies hervorgebracht. Sie hat in weitestem Maße Anteil an dem Fortschritt der Menschen und des Geistes und blickt auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurück. Das persische Volk ist von jeher nach dem Zeugnis aller europäischen Schriftsteller und Reisenden, die Persien besucht haben, ein hervorragend begabtes Volk mit schöpferischem Geist. Unter anderem war und ist es heute noch im ganzen Orient das Beispiel der Duldsamkeit und des guten Geschmacks, indem es die natürlichen Feinheiten einer vielhundertjährigen Kultur mit den patriarchalischen Sitten der Gastfreundschaft, Höflichkeit und Sanftmut verbindet. Dies Volk hat in weitgehender Weise am geistigen Erbteil des Menschengeschlechts mitgewirkt, es hat auch heute noch die erforderliche Fähigkeit, daran mitzuarbeiten, vorausgesetzt, daß man ihm die Freiheit gibt, die allein das Genie zur Entfaltung bringt. Das persische Volk, das auf dem geheiligten Boden seiner Vorfahren von den ältesten Zeiten her, von der Zeit eines Cyrus und eines Zoroaster an, bis zu dem heutigen Tage eine von allen anderen sich unterscheidende Nation gebildet hat von unbestreitbarer Gleichartigkeit und Reinheit, ist heutzutage Gegenstand der Unterdrückung und der Marterung durch solche Völker geworden, mit denen es durch keine gemeinsame Vergangenheit verknüpft ist, und die von ihm nicht allein durch Tausende von Kilometern getrennt sind, sondern noch vielmehr durch die völlige Verschiedenheit der Rasse, der Nationalität, der Religion und Sprache.

Wahid-ul-Mulk,
Mitglied des persischen Parlaments.

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß in den letzten Jahrhunderten ein Stillstand in dem geistigen und wirtschaftlichen Fortschritt des Landes eingetreten war, aber in den letzten zehn Jahren vollzog sich eine große Umwälzung, und es begann die Aera seiner ernsten Wiedergeburt auf dem Gebiete des bürgerlichen und politischen Lebens sowie in der Verwaltung. Diese von Grund aus nationale Bewegung, deren Einzelheiten der europäischen Welt fast unbekannt geblieben sind, muß zu den reinsten und erhabensten Umwälzungen gezählt werden. Die einhelligen Anstrengungen, welche die persische Nation machte, um den vielhundertjährigen Despotismus, der Persien in Fesseln hielt, abzuschütteln, waren einfach bewunderungswert, wenn man betrachtet, was für Anforderungen sie an den Opfermut, den Takt und die Achtung vor dem Leben und jeglichem Eigentum der im Lande wohnenden Fremden stellten. Aber dieser schöne Aufschwung konnte keine Früchte tragen und wurde alsbald durch die beiden mächtigen Nachbarn — Rußland und England — im Keime erstickt. Diese beiden Mächte widersetzten sich dem Fortschritt und der Freiheit, nach welcher Persien strebte, und verhinderten jede Reform. Rußland und England erstickten die Freiheitsbestrebungen des persischen Volkes durch die systematische Anwendung aller Arten von Intrigen, Drohungen, Ultimatums, Strafexpeditionen, Verhängung von Todesstrafen und Verfolgungen sowie durch Absperrung der finanziellen Hilfswege, die Persien hätte betreten können; endlich entzogen sie dem persischen Volk nach und nach die meisten seiner Freiheiten und seiner wichtigsten Rechte.

Persien hatte kaum den Weg der Reformen betreten, als Rußland und England ihn durch einen im Jahre 1907 geschlossenen Vertrag versperrten, der jedem der beiden Länder eine Einflußzone einräumte und der in Wirklichkeit die stillschweigende Aufteilung Persiens bedeutete. Und seitdem verfehlten diese beiden Mächte keine Ge-

Digitized by Google

legenheit, um in Persiens Angelegenheiten sich einzumischen und ihren unheilvollen Einfluß fühlen zu lassen.

Der schreckliche, noch jetzt wütende Krieg brachte keine Aenderung in jene unqualifizierbaren Vereinbarungen, und am 4. August 1916 überreichten Rußland und England der persischen Regierung eine Note, die eine absolute Kontrolle über die Finanzen und die Streitkräfte des Landes bezweckte. Diese Note verlangte 1. daß eine gemischte, aus russischen und englischen Aufsichtsbeamten bestehende Kommission mit Zuziehung einiger belgischer und persischer Mitglieder die Leitung der Finanzen des Landes, seiner Einnahmen und Ausgaben, mit unbeschränkter Gewalt in die Hand nehmen solle; 2. daß zwei persische Armeen gebildet würden, jede zu 11 000 Mann, die eine im Norden, unter dem Oberbefehl russischer Offiziere, die andere im Süden unter englischen Offizieren. Alles Kriegsmaterial und die notwendige Ausrüstung sowie der Unterhalt der in Frage kommenden Streitkräfte sollte durch die obengenannten Staaten während der Dauer des gegenwärtigen Weltkrieges gewährleistet werden. Es erübrigt sich zu sagen, daß alle vorstehenden Forderungen der persischen Regierung unterbreitet wurden, aber in einer Form, die das Land mit dem völligen Verlust seiner Unabhängigkeit bedrohte. Aber die persische Regierung versuchte seit dieser letzten, so beleidigenden Zumutung einen passiven Widerstand, was ein neues Ultimatum zur Folge hatte, das ihr im Laufe des Monats Januar 1917 zuging. Was England anbetrifft, so tat es das Seine, um der Unabhängigkeit Persiens vielfachen Schaden zuzufügen: Die englische Bank in Persien war allein befugt, Papiergeld auszugeben, ohne daß Persien irgendein Aufsichtsrecht gehabt hätte. Die Engländer traten in direkte Verbindung mit den Ortsvorständen in den südlichen Provinzen, mit denen sie Verträge abschlossen, völlig unabhängig von der persischen Regierung. Die Engländer nahmen nach ihrer Verbrüderung mit Rußland 1907 an dessen Vorgehen in Persien teil.

Diese beiden Mächte lassen es sich heute angelegen sein, Persien zu ersticken, den letzten Hauch des Lebens und der Freiheit auszulöschen und die bereits so fragwürdige Existenz eines Volkes zu vernichten, das nur den einen Wunsch hat, frei und unabhängig zu leben. Im Jahre 1915 und 1916 besetzten die Russen fast die Hälfte des Landes, und ihre Heere hielten die Regierung unter dem Schwert des Damokles, während sie die Hauptstadt einschlossen und terrorisierten. So erlangten sie die Befriedigung ihrer Forderungen, die auf die völlige Vernichtung der Unabhängigkeit des Landes hinzielen. England hat bei allem, was vorherging, mit Rußland gemeinsame Sache gemacht. Augenblicklich beschäftigen sich seine Offiziere damit, ein persisches Heer an der Südgrenze zu schaffen, ohne sich um die Regierung des Landes zu kümmern. Die Kapitalisten an den Ufern der Newa und der Themse versuchen die demokratische Bewegung in Mittelasien zu ersticken. Und um dieses Ziel zu erreichen, schrecken sie vor keinem noch so ungesetzlichen Mittel zurück und sie achten weder ein Prinzip noch irgendein sittliches Ideal. In Persien hat der größte Dichter und Literat des Orients, Saadi, das Licht der Welt erblickt, der Mitte des 13. Jahrhunderts sagte:

„Die Söhne Adams sind alle Glieder eines
und desselben Körpers,
Wenn diejenigen, welche bei der Schöpfung
aus derselben Substanz gemacht sind,
Durch das Geschick in einem ihrer Glieder
verletzt werden,
So verläßt die Ruhe alle andern."

So ist Persien von jeher von einem demokratischen Geist beseelt gewesen. Heute haben sich dort sogar große politische Parteien gebildet, mit Zielen, deren größter Teil mit denen der Sozialisten übereinstimmt, und man muß annehmen, daß, wenn nicht die Dazwischenkunft der Fremden die Fortschritte dieser jungen und enthusiastischen Demokratie verhindert hätte, sie gegenwärtig unzweifelhaft das ganze Land für ihre Sache gewonnen haben würde.

Wir persischen Konstitutionalisten haben alle unsere Anstrengungen darauf gerichtet, in Persien die Freiheit der Rede, der Presse, der Versammlungen, der Streiks im weitesten Sinne des Wortes aufrechtzuerhalten, ebenso wie die Gewissensfreiheit, um darnach durch friedliche Entwicklung den Fortschritt und die Wohlfahrt, deren das Land bedarf, zu verwirklichen und insbesondere die Lebensbedingungen des Bauern zu bessern, und, indem wir unser Land vor der Begierde der Fremden schützen, soviel als möglich zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens beizutragen.

Aber damit dieses Ziel erreicht werde, ist es vor allen Dingen nötig, daß die Ketten, die unsere Anstrengungen lähmen, zerbrochen werden, und daß dem Lande seine völlige Unabhängigkeit wiedergegeben werde, ohne daß die Fremden sich ferner in die Ausübung seiner Rechte mischen können. Wir verlangen also, kurz zusammengefaßt, daß die englisch-russische Konvention von 1907, soweit sie Persien anbetrifft, annulliert werde;

daß die politische und wirtschaftliche Freiheit Persien zurückgegeben werde;

daß Persien volle Freiheit habe, seine Finanzen und seine Streitkräfte zu organisieren;

daß die persische Regierung ihr Recht zurückerhält, fremde Berater aller Nationalitäten je nach ihrem Bedürfnis zu wählen;

Digitized by Google

daß Persien das Recht wiedererhalte, uneingeschränkte Anleihen in jedwedem Lande zu machen;

daß die Zollfreiheit ihm zurückgegeben werde, damit das persische Volk nicht gezwungen sei, bei seiner wirtschaftlichen Versorgung von den Kapitalisten in Moskau und Manchester ausgebeutet zu werden auf Kosten der arbeitenden Klasse Persiens, die dadurch zum größten Elend verdammt ist;

daß Persien das freie Recht der Schiffahrt auf den angrenzenden Meeren habe;

daß Persien von seinem Mineralreichtum Nutzen ziehen möge, während bis jetzt Rußland und England durch Drohung und Gewalt daraus Monopol gemacht haben;

daß die Konzessionen, die Konventionen und die zahlreichen Kontrakte, die nacheinander und immer mittels Ultimatums und Drohungen der persischen Regierung entrissen worden und für diese ein Hindernis in der Ausübung ihrer Macht geworden sind, für ungültig erklärt werden;

und daß die absolute und vollkommene Unabhängigkeit der persischen Nation sowie ihre freie fortschrittliche Aufklärung und ihre friedliche Entwicklung ihr zugesichert sei.

Taki'sade, Mitglied des persischen Parlamentes.

Die einzige Lösung, die befriedigend erscheint, wäre, daß Persien in Mittelasien das würde, was die Schweiz in Mitteleuropa ist: Sein eigener Herr mit eigenen Rechten, unantastbarer Unabhängigkeit, Verteidigungs- und Absperrungsrecht nach außen gegen europäische Begehrlichkeit.

Jetzt, meine Herren, scheint es, daß der Zarismus, der stets für alle Freveltaten, die in Persien geschehen sind, verantwortlich war, für immer aufgehört hat; jetzt bleibt abzuwarten, ob die gegenwärtige Regierung in Rußland versuchen wird, das Uebel und die Schreckenstaten, die durch ihre Vorgänger in Persien ausgeübt wurden, wieder gutmachen und versuchen wird, die blutigen Spuren zu tilgen, die der Zarismus dort zurückgelassen hat. Obgleich all unser Unglück aus Rußland kommt, sind wir heute geneigt, ohne Haß noch Rache der Freund des russischen Volkes zu werden und ihm einer der aufrichtigsten und freundlichsten Nachbarn zu sein. Wir sind geneigt, die Vergangenheit, die so reich an schmerzlichen Erinnerungen für uns ist, zu vergessen, und die Bruderhand dem Nachfolger des Zaren zu reichen, vorausgesetzt, daß er, ebenfalls die Vergangenheit vergessend, gutwillig die Ketten zerbricht, mit denen man uns beladen hat, und uns so behandelt, wie man eine freie Nation im wahren Sinne des Wortes behandeln muß.

Die beiden Verfasser dieser Denkschrift, die oben bereits genannten Herrn Wahid-ul-Mulk und Takisade, leisteten ihrem Vaterlande auch durch persönliche Besprechungen mit sozialistischen Vertretern verschiedenen Staaten in Stockholm gute Dienste. Sie bemühten sich mit Erfolg, den dort versammelten Sozialisten das Unrecht klar zu machen, das seit vielen Jahren den Persern angetan wird. Wichtig waren besonders Unterredungen mit Mitgliedern der russischen Delegation in Stockholm, die das Versprechen gaben, ihr Aeußerstes zu tun, um auf ihre Regierung einzuwirken, daß sie befriedigende Erklärungen über die russischen Absichten hinsichtlich Persiens abgebe und die Zurückziehung der russischen Truppen aus Persien veranlasse, sobald sie Sicherheit erhält, daß die geräumten Plätze nicht von osmanischen Truppen besetzt werden. In einer langen Konferenz mit dem holländisch-skandinavischen Komitee unter Vorsitz Brantings warb Wahid-ul-Mulk ebenfalls um Sympathie für die persische Sache und erhielt von Branting die Zusage, daß dieser sich alle Mühe geben werde, den persischen Beschwerden auf der geplanten internationalen Konferenz zu Stockholm Gehör zu verschaffen.

Digitized by Google

DIE TÜRKISCHEN SCHULEN AUF ARABISCH-ISLAMISCHER GRUNDLAGE.

Von Dr. A. Droop.

(Schluß.)

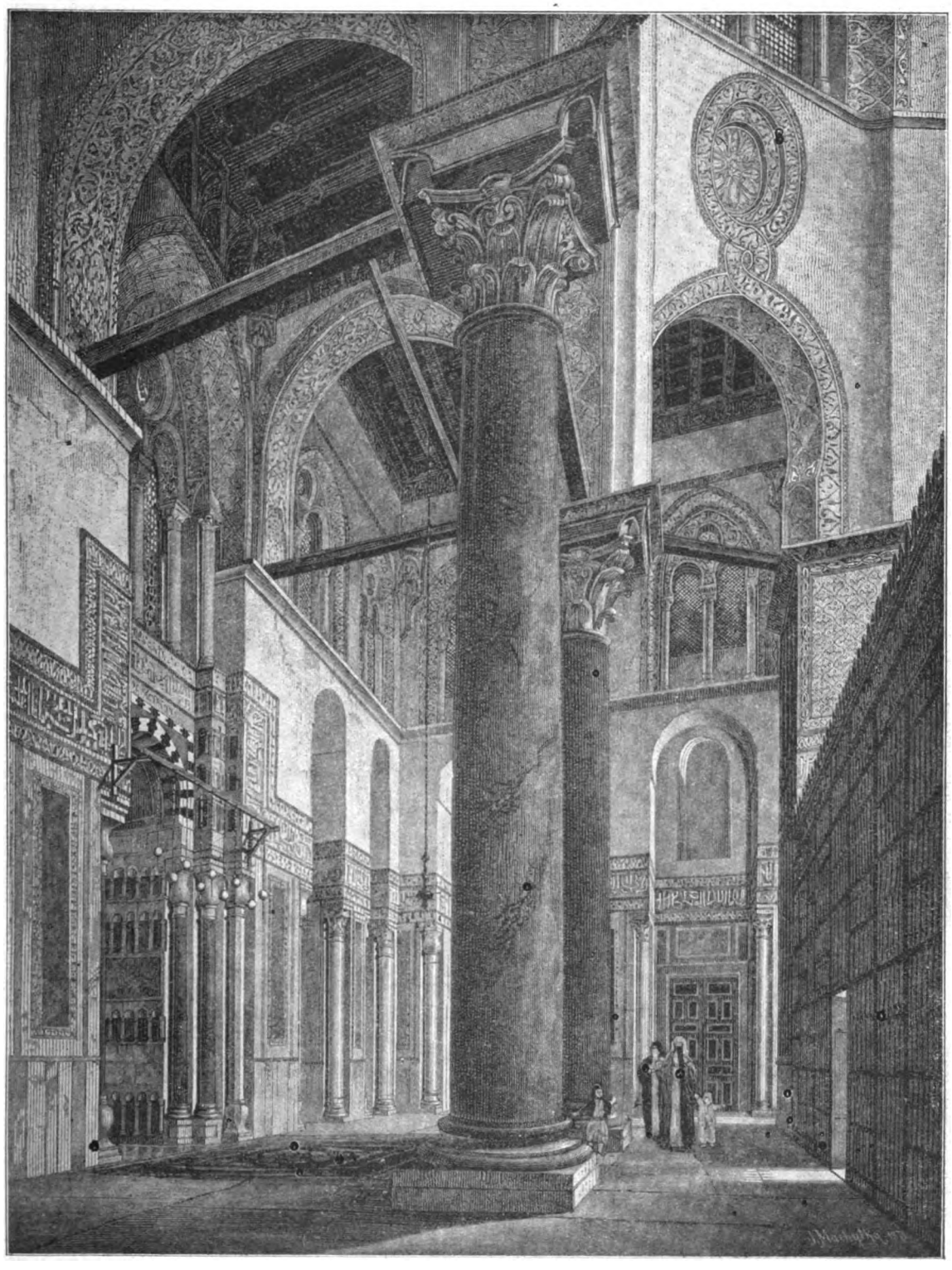
Bei den folgenden Ausführungen über die französische Epoche der Geschichte des türkischen Bildungswesens schließe ich mich vielfach an die Darlegungen eines trotz seines deutschen Namens französischen Diplomaten an. Ed. Engelhardt, Botschafter Frankreichs in Konstantinopel, verfaßte nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt dort um die Wende des Jahres 1881 ein Buch unter dem Titel „La Turquie et le Tanzimat ou histoire des réformes dans l'Empire Ottoman depuis 1826 jusqu'à nos jours." In diesem geistreichen, zweibändigen Werk führt er zu Beginn des zweiten Bandes ein Wort des Großwesirs Reschid Pascha an: „Immer wenden wir uns an Frankreich, dieses Land hat uns unsere Reformen diktiert, und diesem Lande möchten wir ihre Vollendung und ihren Erfolg verdanken."

Im Jahre 1839 setzte die Reformbewegung mit dem Hatt-i-scherif von Gülhane ein. Nachdem Sultan Abdul Medschid über Heerwesen, Verwaltung, Rechtspflege und Finanzen Verfügungen erlassen hatte, wandte er sich sechs Jahre später der Sache des öffentlichen Unterrichts zu. Im Februar 1855 erläßt er folgende Verfügung: „Es kann nicht geleugnet werden, daß trotz der Bemühungen, die man der Verwirklichung meiner Ansichten hat angedeihen lassen, keiner meiner Pläne, mit Ausnahme der militärischen Reformen, die Ergebnisse gezeitigt hat, die ich mir von ihnen versprach, und sogar die militärische Reform ermangelt einer festen Grundlage, derjenigen der allgemeinen Wohlfahrt meines Landes. Ich bin darüber im tiefsten Herzen betrübt. Ich befehle also Dir, meinem Großwesir, und all meinen Ministern, in völliger Uebereinstimmung über alles zu beraten, was notwendig ist, um die große Wohltat des materiellen Gedeihens meiner Völker sicherzustellen, und da dieser Fortschritt vor allem davon abhängt, daß die Unwissenheit sowohl in der geistlichen wie in der weltlichen Ordnung der Dinge verschwinde, betrachte ich als die dringendste Angelegenheit die Errichtung der erforderlichen Schulen, damit man in ihnen die Wissenschaften und die Grundlagen der Künste und Handwerke erlerne."

Im darauffolgenden Jahre schritt man zu einer Ausführung dieser Verordnung. Eine besondere Kommission wurde gebildet, welcher der Scheich ül Islam, der Reichsgeschichtsschreiber Mehemed Essad, der Kadi Asker (Oberrichter) Rumeliens und die hohen Würdenträger Ali und Fuad angehörten. Der letztgenannte, der später im politischen Leben der Türkei eine bedeutende Rolle spielen sollte, war schon hier der führende Geist. Die gefaßten Beschlüsse betreffen die Regelung der Schulverwaltung, die Gründung einer Universität und einer technischen Hochschule, die Entwicklung der Fachschulen, die Schaffung von höheren Schulen und die Verweltlichung der Volksschulen, ein umfassendes Programm, das aber vorläufig nur auf dem Papier stand. Immerhin wurde ein Anfang gemacht: Man setzte einen Medschlis-i-me'arif-i-umumije ein, einen Oberschulrat, aus dem im März 1857 das Me'arif-i-umumije nesareti, das Unterrichtsministerium, entstand. Am ersten September 1846 legte man in der Nähe der Hagia Sophia den Grundstein zum Universitätsgebäude. Als Studienleiter an die neue Polytechnische Hochschule, die einen militärischen Charakter trug, berief man drei französische Offiziere. Man bemühte sich um die Hebung der von den Sultanen Achmed II. (1703—30) und Machmud II. (1808—39) gegründeten Beamtenschulen, der Medizinschule von Galata Seraj, der Tierarzneischule, der drei Militärschulen und der Ackerbauschule von San Stefano. Man gestaltete das Dar-ül-muallimin (Lehrerseminar) nach französischem Muster um. Eine Akademie wurde eingerichtet. Endlich schuf man in der nächstfolgenden Zeit sechs höhere Schulen, in denen Grammatik, Geschichte, Geographie, Arithmetik und Geometrie gelehrt wurden. Eine Verfügung des Sultans bestimmte, daß alle Kinder vom sechsten Lebensjahre ab die staatlichen Elementarschulen besuchen sollten und kein Knabe vor ihrer Zurücklegung als Gewerbelehrling aufgenommen werden dürfte. Aber man wagte nicht, das jahrhundertealte Vorrecht der Ulema ohne Uebergang zu beseitigen und die zahllosen Medressen zu verstaatlichen und zu modernisieren. Man wollte an allen Enden bessern, wollte Schulen schaffen, für die man keine vorgebildeten

Digitized by Google

Lehrer hatte, wollte Fächer lehren, zu denen erst Schulbücher geschaffen werden mußten — tatsächlich reiste Kemal Bey, der Inspektor der



El Aksar-Moschee in Kairo.

Volksschulen, nach Frankreich, um sich für die von ihm zu bearbeitenden Lehrbücher Muster zu beschaffen — kurzum, es bedarf nicht erst der Mär vom orientalischen Kef- und Kismetglauben, um zu verstehen, daß das von einem warmen Idealismus getragene Werk nicht über Nacht reife Frucht bringen konnte.

Doch der Stein war ins Rollen gekommen. Mochte der Unterrichtsbetrieb in den Elementarschulen auch veraltet sein, immerhin zählte man 1864 im Türkischen Reich 15 071 derartige An-

Digitized by Google

stalten mit 660 000 Schülern. Und der Besuch dieser Volksschulen war wie derjenige der höheren Lehranstalten — ein soziales Moment, das unsere Heimat bis heute nicht hat erreichen können — trotz der ständigen türkischen Finanznot unentgeltlich.

Inzwischen brauste wiederum ein Sturm über den nach neuen Daseinsmöglichkeiten suchenden Osmanenstaat dahin: der Krimkrieg. Frankreich und England, die dem Sultan gegen den moskowitischen Erbfeind Beistand geliehen hatten, forderten für diese Hilfe die Einführung neuer Reformen, welche die innere Kraft des Türkischen Reiches angeblich festigen, den Fremden aber neue Vorteile, vor allem den Christen gleiche Rechte mit den Mohammedanern zubilligen sollten. So erließ Ab ul Medschid am 21. Februar 1856 das Hatt-i-humajun. In den Artikeln 9 und 10 dieser Verfügung hieß es: „Alle Untertanen meines Reiches sollen ohne Unterschied in den bürgerlichen und militärischen Staatsschulen Aufnahme finden, wenn sie im übrigen den Altersvorschriften und den durch die Schulordnung angegebenen Prüfungen genügen. Außerdem wird jede Gemeinde ermächtigt, öffentliche Schulen für Wissenschaften, Künste und Handwerke zu errichten. Nur sollen die Unterrichtsmethode und die Auswahl der Lehrkräfte in den Schulen dieser Kategorien unter der Aufsicht eines gemischten Schulkollegiums für den öffentlichen Unterricht stehen, dessen Mitglieder durch eine von mir zu erlassende Verordnung ernannt werden."

Die steigende Finanznot einerseits, die Ränke der einander befehdenden Mächte andererseits aber ließen es nicht zu einer durchgreifenden Neuordnung kommen. Abd ul Medschid starb, Abd ul Asis, sein Bruder, folgte ihm 1861 auf den Thron. Erst im Jahre 1867 wurde das Reformwerk wieder aufgenommen und unter dem Druck Frankreichs im französischen Geist und Interesse weitergeführt. Im Januar jenes Jahres richtete die Pariser Regierung eine Note an die Hohe Pforte, worin auf eine energische Durchführung der im Hatt-i-humajan von 1856 versprochenen Neuschöpfungen gedrungen wurde. Es war dies ein Eingreifen in innere Angelegenheiten eines selbständigen Staates, das, mochte eine gründliche Regelung noch so notwendig sein, nur als anmaßende Bevormundung angesehen werden kann.

Die Lage der Dinge war (nach Engelhardt) die folgende: Die Reform des öffentlichen Unterrichts in der Türkei hatte keine gefährlicheren Gegner als die Gelehrten, die Ulema. Diese waren Jahrhunderte lang die einzigen Vertreter der nationalen Erziehung gewesen, und es war nur zu natürlich, daß sie eifersüchtig ein Vorrecht hüteten, auf dem zum guten Teil ihre Macht im Staat beruhte.

Abd ul Medschid hatte 1845 versucht, wenigstens die niederen Schulen dem Einfluß der Ulema zu entziehen, und eine besondere Kommission war eingesetzt worden, um für diese teilweise Verweltlichung Mittel und Wege zu finden, doch haftete den damaligen Maßregeln die Scheu der Regierung vor einer Kränkung der Ulema an, und so blieb, besonders in der Provinz, eine Ordnung der Verhältnisse bestehen, die durch ihre einseitige Richtung und ihre Lückenhaftigkeit niemals die Elemente einer freien wissenschaftlichen Tätigkeit bilden konnte.

In den Unterricht teilten sich damals zwei Gruppen von Lehranstalten: die einfachen Volksschulen, die man Mektebi-Sibian nannte, und die gehobenen Volksschulen, die Rüschdije. In den Mektebi-Sibian lernte man die türkische (arabische) Schrift und beschäftigte sich mit der Lektüre des Korans in arabischer Sprache. In den Rüschdije lernte man türkisch schreiben und lesen, erwarb einige Kenntnisse im Rechnen, in der Geometrie, Geschichte und Landeskunde. Ohne pädagogische Zwischenglieder bauten sich darauf die Moscheeschulen oder Medressen auf, deren Kurse die Grammatik, Syntax, Logik, Metaphysik, Sprachkunde und Literatur umfaßten. Die exakten Wissenschaften waren nur durch die Geometrie und die Astronomie vertreten. Den Studenten, die sich für die Laufbahn der Ulema entschieden, war das vollständige Studium des Rechtes in seinen vier Formen der Dogmatik, des Gesetzes, der Kommentare des geschriebenen Gesetzes und der mündlichen Ueberlieferungen vorbehalten, ein ergänzendes Studium, das ebenso lange dauerte, wie es mühevoll war. Unabhängig von den Medressen gab es mehrere Fachschulen, die den Studierenden offen standen, die nach Zurücklegung der Rüschdije und einiger Vorbereitungsanstalten, namens Idadije, die öffentliche Laufbahn des Verwaltungsbeamten, Offiziers oder Arztes einzuschlagen beabsichtigten. An solchen Schulen sind zu nennen: Die beiden Lehranstalten an der Achmed- und der Suleiman-Moschee, beide von Machmud II. für Zivilbeamte errichtet, die Hochschule der Walide-Moschee, 1850 für die eigentlichen Verwaltungsbeamten gegründet, das Dar-ül-muallimin-i-ali (höheres Lehrerseminar), die Medizinschule, die Militärschule (seit 1830), die Artillerie- und Genieschule, die Marineschule, die Ackerbauschule (seit 1848) und die Tierarzneischule. Endlich unterhielt die Regierung mit großen Kosten eine Anzahl von jungen Leuten, die man zur Vollendung ihrer an den heimatlichen Fachschulen erhaltenen Ausbildung ins Ausland geschickt hatte.

Sicherlich konnte in der scholastischen Enge der Medressen der junge Mohammedaner nicht die Kenntnisse erwerben, die ihn auf die Grundlage der europäischen Zivilisation hätte stellen

Digitized by Google

können. Außerdem fehlte es (abgesehen von den Idadije, die nichtausreichende Vorbereitungsanstalten für die Fachschule waren) an Anstalten, die die Zöglinge der Vorschulen für die höheren Studien hätten vorbilden können. Diese Mängel traten in den Anstalten, die von den im Türkischen Reiche wohnenden Christen verschiedener Glaubensbekenntnisse und Nationalitäten unterhalten wurden, nicht hervor, was nicht allein die aus den Staatsschulen und Medressen hervorgegangenen Türken hinsichtlich ihrer Vorbildung im Leben schädigte, sondern auch die christlichen Eltern noch mehr als religiöse Vorurteile davon abhielt, ihre Kinder in Staatsschulen zu schicken.

Das von der französischen Regierung vorgeschlagene neue System, das dazu dienen sollte, das fehlende höhere Schulwesen aus den Volksschulen herauszuentwickeln, die Staatsschule ihres nationalen Charakters — den man gerade zur Vertiefung einer tüchtigen, tatkräftigen und opferbereiten Vaterlandsliebe hätte weiterbilden sollen! — zu entkleiden, um durch diese Nivellierung die heterogenen Elemente einander zu nähern, gliedert sich in drei Stufen:

1. Die Elementarschulen,
2. die höheren Schulen,
3. die Hochschulen.

Zur untersten Stufe zählen die einfachen Volksschulen, Mektebi-Sibian, und die Grammatikschulen, Rüschdije.

Zur mittleren Stufe rechnet man die Vorbereitungsschulen oder Realschulen, Idadije, die Gymnasien, Sultanije, die Beamtenschulen und die Verwaltungsschule.

Die oberste Stufe zerfällt in die Universität und die Fachschulen. Die Universität, Dar-ül-funun, umschließt die Fakultäten der Literaturwissenschaft, der exakten Wissenschaften und der Rechtswissenschaft. Zu der Gruppe der Fachschulen gehören die Medizinschule, das höhere Lehrerseminar, die Marineschule, die Artillerie- und Genieschule, die Kriegsschule, die Kunstgewerbeschule und die Bergakademie.

Die Verwaltung aller Schularten sollte einer Reichsschulkommission und den Provinzialschulkollegien unterstehen. Die praktische Durchführung dieser Projekte wurde nun an derjenigen Anstalt versucht, die in der Folge Musterschule und Kern des höheren Bildungswesens in der Türkei geblieben ist: in dem Gymnasium von Galata Seraj.

Im Hinblick auf das gegenwärtige Wirken unserer Professoren an der Universität Stambul, die sich mit Erfolg des Türkischen als Lehrsprache bedienen, ist es von Interesse festzustellen, daß in den Verhandlungen über die Gründung des französisch-türkischen Gymnasiums von Galata Seraj der osmanische Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Ali Pascha, das berechtigte Verlangen äußerte, es solle die Landessprache auch Unterrichtssprache sein, daß aber der französische Kultusminister Duruy diese Forderung als unerfüllbar ablehnte. „Es schien", so erklärt Engelhardt, „unmöglich, ein Zugeständnis zu machen, das das im Entstehen begriffene Unternehmen zu Tode getroffen hätte. Das Türkische bildet wegen seiner Dunkelheit und der Mangelhaftigkeit seiner graphischen Zeichen selbst für die Mohammedaner ein Hindernis bei der Verbreitung des Unterrichtswesens."

Daß hier Schwierigkeiten vorliegen, ist nicht zu leugnen, aber Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden. Die Frage war: Sollte ein Propagandainstitut für den Esprit gaulois geschaffen werden oder eine Musterschule für das türkische Bildungswesen?

Der Lehrplan des Lyzeums von Galata Seraj wurde so geordnet, daß die Schüler im Alter von 18 bis 20 Jahren entweder in die Fachschulen eintreten oder zum Universitätsstudium übergehen konnten. Er umfaßte die Naturwissenschaften, die exakten Wissenschaften, die türkische Geschichte, das Studium der Landeserzeugnisse, die Weltgeschichte, die Erdkunde, die türkische Sprache und die lateinische, soweit diese für gewisse Berufe erforderlich ist, endlich einen Kursus in griechischer Etymologie und in Staatswirtschaftslehre. Es wurde bestimmt, daß die Hälfte der Schüler der mohammedanischen Religion angehören sollte.

Das Gymnasium wurde am 1. September 1868 eröffnet und fand trotz anfänglicher Anfeindung durch die Griechen, die Juden und die römische Kurie eine größere Anzahl von Schülern. Im Dezember des folgenden Jahres zählte man 622 Zöglinge, davon 277 Mohammedaner, 91 gregorianische und 28 orthodoxe Armenier, 85 griechische und 65 römische Katholiken, 29 Israeliten, 40 Bulgaren und 7 Protestanten. Besonders erfreulich war es, daß unter diesen nach Rasse und Religion so verschiedenen Elementen — einige vornehme junge Türken saßen, sogar auf der gleichen Bank mit ihren Sklaven[1]) — völlige Kameradschaftlichkeit herrschte. Um den mohammedanischen Kindern, die eine andere Vorbildung als die christlichen Zöglinge genossen hatten, das Mitkommen zu erleichtern, schuf man eine externe Vorbereitungsschule. Auch hier zeigte sich wieder der Nachteil der französischen Unterrichtssprache, an deren Stelle die türkische hätte gewählt werden müssen. Beispielsweise fiel es den griechischen und italienischen Schülern leichter, sich in das ihrer Sprache verwandte Französisch hineinzufinden, als ins Türkische, für das doch in erster Linie die Anstalt bestimmt war. Weitere Gymnasien nach dem Muster des Lyzeums von Galata Seraj sollten in den Provinzhauptstädten errichtet werden, um

Digitized by Google

gebildete Beamte heranzuziehen und gleichzeitig die „Idées de fusion" (Engelhardt), die Ideen der Rassenverschmelzung, zu fördern, Tendenzen, die zum Schaden des Türkentums von der französischen Regierung warm empfohlen und leider auch von Fuad Pascha für heilbringend erachtet wurden.

Die Mängel, die beim Aufstand auf Kreta in der Ausbildung der Offiziere hervorgetreten waren, lenkten die Aufmerksamkeit auf die Kriegs- und Marineschule. Der Divisionsgeneral Ghalib Pascha, der seine Ausbildung in Wien erhalten hatte, wurde zum Leiter der ersten und der englische Kapitän zur See Hobbart zum Direktor der zweiten ernannt.

Die deutschen Siege der Jahre 1870 und 71 erschütterten die Machtstellung Frankreichs im Orient schwer und befreiten die türkische Regierung von der Bevormundung durch das Pariser Kabinett. Der Nachfolger Fuads, der Großwesir Ali Pascha, der am Tage von Sedan den Ausspruch tat: „Deutschland wird die Macht sein, welche die Türkei stärkt und entwickelt", bekam die Freiheit des Handelns zurück. Das Französische wurde an mehreren Anstalten, darunter an der Medizinschule, beseitigt, der französische Direktor des Lyzeums von Galata Seraj wurde durch einen Griechen ersetzt, und später verlegte man, wenn auch nicht für dauernd, die ganze Anstalt nach Gülhane in ein rein türkisches Viertel, um sie westlichen Einflüssen möglichst zu entziehen. Indessen wurde die französische Einwirkung später wieder stärker. Vor dem Weltkriege gab es eine beträchtliche Anzahl Franzosen, unter den achtzig Lehrern der inmitten eines herrlichen Parkes an der Großen Perastraße gelegenen Anstalt, die damals etwa 700, meist mohammedanische Schüler zählte.

Wir sind bei der neuesten Periode angelangt. Am 24. Juli 1908 zerbrach das türkische Volk die inneren Hemmungen eines knebelnden Absolutismus, am 30. Oktober 1914 die äußeren Ketten einer Einschnürung durch die Ringmächte. Das herrschende Streben, der türkischen Zukunft Größe und Freiheit zu geben, hat nicht umsonst neben der Einheit den Fortschritt auf seine Fahne geschrieben. In heißem Ringen stehen heute auf zahllosen Kampfstätten harte Männer um die Fahne des Halbmonds, mit unerschütterlicher Heldentreue ihr Blut opfernd, um das seit Jahrhunderten umdrohte, ausgebeutete, gedemütigte Vaterland endlich zu einer von keinem ländergierigen Neider anzutastenden kraftvollen Heimat neugründend zu schaffen. Durch die Zypressen des heiligen Friedhofes von Ejub geht ein leises Raunen, und goldner schimmern die Wasser des Bosporus in der Abendsonne — das Ahnen eines neuen, froheren Tages klingt durch die Seelen eines edlen und um seines stillen Adels willen viel betrogenen Volkes. Wie die Donner von Gallipoli im Siegesjubel erloschen sind, wird auch das erdumtosende Dröhnen dieses ungeheuren Krieges einmal verstummen. Möge dann an allen Orten in den Sonnenlanden des Islams die Jugend, des Friedens froh und der Zukunft gewiß, aus den erneuten marmorhellen Bronnen der Wissenschaft Kraft und Klarheit schöpfen.

*) Die Reste ehemaliger Sklaverei wurde in der Türkei am 23. Dezember 1876 aufgehoben.

INDISCHER SPRUCH.

Wer furchtsam, ohne Kräfte ist,
der füge sich in sein Geschick.
Ein Held, der Mut im Herzen fühlt,
der kümmert sich ums Schicksal nicht.
Wer tüchtig ist, mit eigner Kraft
das Schicksal zu bewältigen,
Der ist ein Mann, und schmachtet nie,
vom Schicksal seines Glücks beraubt.

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE REFORM DER BANQUE AGRICOLE.

Von Fritz Zutrauen.

Seit das alte, morsche Regime in der Türkei gestürzt ist, haben die neuen und frischen Kräfte, die an seine Stelle getreten sind, es für eine ihrer wichtigsten Aufgaben gehalten, das landwirtschaftliche System in der Türkei zu verbessern und auszubauen. Der türkische Agrikulturstaat hat umfangreiche Ländereien, die noch brachliegen und deren Aufschließung um so höheren Gewinn verspricht, als sie von der Natur mit außergewöhnlicher Fruchtbarkeit ausgestattet sind. So hat denn die osmanische Regierung eine Reihe von gesetzgeberischen Maßnahmen nach dieser Richtung hin getroffen und in richtiger Erkenntnis der vorhandenen Bedürfnisse diese Maßnahmen soeben durch eine Reform der Banque Agricole vervollständigt.

Die Banque Agricole? Was ist sie und wer kennt sie? Die in Konstantinopel erscheinende „Revue Financière", die französische Wochenausgabe der türkischen Revue „Rissalé-i-Maliye", gibt uns darüber Auskunft. Die Bank besteht schon seit dem Jahre 1888. Wenn man bisher vergleichsweise wenig von ihr gehört hat, so erklärt sich das aus der Tatsache, daß die Bank bisher nur einen sehr begrenzten Wirkungskreis hatte und zudem infolge des Unverstandes ihrer Leitung im Grunde ganz anderen Zwecken diente, als ihr laut ihren Satzungen zukam. Der Begriff des landwirtschaftlichen Kredits ist freilich dehnbar, und es ist daher schon verständlich, daß den Bauern gewisse finanzielle Erleichterungen gewährt wurden, die mit der in den Satzungen der Bank vorgesehenen „Ermutigung der Landwirtschaft im allgemeinen" herzlich wenig zu tun hatten. Was aber ganz unbegreiflich ist, das ist die Tatsache, daß die Bank immer mehr ihre Aufgabe darin erblickte, den Bauern die Mitgift für ihre Töchter oder die Kosten der eigenen Eheschließung zu verschaffen, wodurch die „Landwirtschaft" als solche weder „im allgemeinen", noch im besonderen „ermutigt" wurde. Und dieser Mißbrauch wurde im Laufe der Zeit von der Ausnahmeerscheinung zur Regel.

Dadurch wurde die Basis verlassen, auf der diese Bank ihre Geschäfte sinngemäß aufzubauen gehabt hätte. Diese Geschäfte bestehen offenbar in der Erteilung von Vorschüssen gegen Hypotheken auf Grund von Annunitäten bis zur Tilgung der Schuld. Soweit solche Operationen von der Banque Agricole abgeschlossen wurden, nahmen sie nur in den seltensten Fällen solchen normalen Verlauf. In der Mehrzahl der Fälle sah sich der Darlehnsnehmer außer Stande, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Die Folge war, daß die Bank, wollte sie zu ihrem Gelde kommen, die als Sicherheit gegebenen Ländereien übernehmen mußte, ein für den Darlehnsnehmer verderblicher, für die ausleihende Bank zum mindesten höchst peinlicher Vorgang. „Diese Eventualität der erzwungenen Expropriation", so schreibt die „Revue Financière", „wäre jedoch zu verhindern, wie solches in gewissen Ländern geschieht, durch jenes System, das man zuweilen als Mobilisation des Grundbesitzes bezeichnet. Das System, das darin besteht, die hypothekarischen Forderungen, gleich kommerziellen Forderungen, im Wege des Giros negoziabel zu machen, ist in Deutschland äußerst geschickt organisiert worden. Der deutsche Besitzer kann auf diese Weise vor jeder Anleihe auf seinem Grund und Boden hypothekarische Forderungen schaffen, die er alsdann, je nach seinen Bedürfnissen, negoziert, wie etwa ein Bankier, der auf seine Kasse Schecks ausstellt."

Wie dem aber auch sei — eine Reform der Banque Agricole war nicht länger aufzuschieben. Das Institut, das eine Erleichterung im ökonomischen Leben des Landes sein sollte, war eher eine Gefahr für die normalen Funktionen des türkischen Wirtschaftskörpers geworden. Langer Erwägungen bedurfte es, bevor sich die Regierung in Konstantinopel zu einer Revision der Satzungen der Bank entschloß. Das eingehende Studium des Problems hat zu der Ausarbeitung neuer Satzungen geführt, die seit dem 20. Juli d. J. in Kraft sind.

Die allgemeinen Bestimmungen besagen, daß die Bons (Seneds) der von der Banque Agricole bewilligten Kredite vor dem Notar legalisiert werden müssen. Falls der Bank von Gesellschaften, die in der Absicht gegründet sind, den Fortschritt der Landwirtschaft zu sichern, Beteiligungen angeboten werden, so sind zunächst die legalisierten Satzungen dieser Gesellschaften vom Verwaltungsrat des Hauptsitzes zu prüfen. Wird die Beteiligung angenommen, so kann sie nur durchgeführt werden, nachdem die Gründer dieser Gesellschaften die vom Verwaltungsrat für die Wahrung der In-

Digitized by Google

teressen der Bank gestellten Bedingungen angenommen haben. Die Beteiligung der Bank darf jeweils ein Viertel des Kapitals jener Gesellschaften nicht übersteigen. Falls die Bank es für notwendig erachtet, so kann sie Arbeitstiere, Saatgut sowie Maschinen und Geräte in der Güte und von dem Typ, wie sie vom Landwirtschaftsministerium gebilligt sind, anschaffen und an die Bauern gegen bar oder staffelförmige Zahlung abgeben. Auch sonst kann sie den Bauern beim Kauf von landwirtschaftlichen Geräten Erleichterungen gewähren. Der Verwaltungsrat hat sich mit der Generaldirektion darüber zu verständigen, welche Berufe als landwirtschaftliche anzusehen und vorzugsweise zu unterstützen sind. Es wäre zu lang, die Statuten der Bank in allen Einzelheiten hier wiederzugeben. Was die neuen Satzungen von den alten in der Hauptsache unterscheidet, ist die Tatsache, daß die alte Bank Vorschüsse nur an die eigentlichen Landwirte gewährleistete, während die neuen Bestimmungen viel weiter gefaßt sind und sich auch auf den Gartenbau, die Milchwirtschaften usw., kurzum auf alle Zweige des landwirtschaftlichen Gewerbes erstrecken.

Als zweiter wesentlicher Punkt in der Verbesserung der Statuten ist die Höhe der Vorschüsse zu nennen. Nach den alten Satzungen betrug das Höchstmaß eines Darlehns nur 15 000 Piaster. Was konnte ein Großgrundbesitzer damit anfangen? Die neuen Bestimmungen besagen, daß den Darlehen der Wert der als Sicherheit angebotenen Ländereien zu Grunde zu legen ist, und daß die Vorschüsse an eine Privatperson den Betrag von 500 000 Piaster erreichen dürfen. Freilich behält sich die Bank das Recht vor, die Ausgaben zu beaufsichtigen. Am einschneidensten sind die Bestimmungen über die landwirtschaftlichen Gesellschaften. Bisher waren sie der Möglichkeit, Darlehen bei der Banque Agricole aufzunehmen, vollkommen beraubt. Nach den neuen Satzungen können ihnen Vorschüsse bis zum Betrage von einer Million Piaster gewährt werden.

Die wichtigste Aenderung liegt aber in dem Umstande, daß die Banque Agricole, die früher nur auf Ländereien Vorschüsse geben durfte, nunmehr auch Mobilien, Ernten, Aktien und Obligationen, Wechsel usw. beleihen darf. Damit ist an die Stelle des bloßen, um nicht zu sagen: primitiven Bodenkredits der eigentliche landwirtschaftliche Kredit getreten. Er sieht dem Grundkredit, bei flüchtiger Betrachtung, recht ähnlich und ist doch sehr verschieden von ihm. Auch er verfolgt allerdings den Zweck, dem Landwirt Geldmittel zu verschaffen, aber sein wirtschaftliches Ziel und sein juristischer Charakter sind ebenso verschieden von jenem, wie es die Institute sind, deren Organe sie bilden. Der landwirtschaftliche Kredit kann dem Interessenten viel größere Dienste leisten, denn er will ja dem Landwirt nicht nur die Mittel besorgen, die er braucht, um Neuanschaffungen zu machen, sondern das für die laufenden Ausgaben unentbehrliche Betriebskapital, den „fond de roulement". Gerade für die Landwirtschaft ist das ein sehr wichtiger Punkt, liegt es doch in ihrem Wesen, Einnahmen erst nach Jahresfrist, oft noch später, zu liefern, während die Ausgaben fortlaufend sind. Die Folge ist, daß die Landwirte auf Vorschüsse mehr oder weniger dauernd angewiesen sind — eine Erscheinung, der ja der landwirtschaftliche Kredit sein Entstehen und seine Daseinsberechtigung verdankt. Daß die neuen Satzungen, im Gegensatz zu den alten die Exklusivität der Vorschüsse auf feste Termine abschaffen, ist ebenfalls eine Neuerung, die im Interesse der türkischen Landwirtschaft zu begrüßen ist. Diese Darlehen ausschließlich mit vorher festgesetzten Rückzahlungsfristen in Fällen, wo der Geldnehmer auf längere Zeit nicht gebunden zu sein wünscht, waren ein alter Zopf, der schon längst hätte verschwinden müssen. Fortan kann der Landwirt, sofern die Unterlagen genügen, Darlehen in jedem Augenblick bekommen und sie ebenfalls in jedem Augenblick ganz oder teilweise zurückzahlen. Die vorherige Tilgung ist also durchaus in das Belieben des Darlehnsnehmers gestellt, wie sichs auch gehört. Denn der frühere Zustand bedeutete doch in finanzieller Beziehung oft nichts Anderes, als daß der Landwirt für eine Zeit, wo er den Vorschuß nicht mehr brauchte, sich an Zinsen verbluten mußte. Verbluten, denn die Zinssätze waren nicht eben mäßig. Was geschah also? Entweder mußte der Landwirt, der für einige Wochen Geld benötigte, unter das kaudinische Joch des Vorschusses auf festen Termin kriechen und längere Zeit hohe Zinsen zahlen, oder — und das war der bei weitem schlimmere Fall, dessen Gefahr jedoch der in Geldsachen meist ganz unerfahrene orientalische Ackerbauer nicht oder nicht rechtzeitig erkannte — er geriet in die Hände eines jener Wucherer, deren trübe Geschäfte in dem osmanischen Riesenreiche so wunderbar blühen. Diese Wucherer sind es, die mit ihren 300, 400 und 500 Prozent Zinsen die türkische Landwirtschaft zu einem erheblichen Teil auf dem Gewissen haben. Ihnen wird durch die neuen Satzungen der Banque Agricole wenigstens auf diesem Gebiete das Handwerk gelegt werden. Was das für die Landwirtschaft bedeutet, das werden am besten die Hunderttausende von vernichteten Existenzen begreifen, die diesen Zinshyänen zum Opfer gefallen sind....

So stellt sich denn die Reform der Banque Agricole als ein erfreulicher und begrüßenswerter Versuch dar, die stark im Argen liegenden Zu-

Digitized by Google

stände der türkischen Landwirtschaft zu bessern. Die Voraussetzungen hierzu scheinen gegeben, die Frage ist nur, ob der große Moment nicht ein schwaches Geschlecht findet. Das größte Wohlwollen für unsere Bundesgenossen darf nicht zur Kritiklosigkeit verleiten, und so werden sich alle Kenner der in Betracht kommenden Zustände darüber klar sein, daß jede Form finanzieller Erleichterung — wie sie auch in den neuen Satzungen der Banque Agricole zum Ausdruck kommt — nicht ohne Bedenken für den Darlehnsnehmer ist. In einem früheren Artikel der „Islamischen Welt" habe ich auf diesen Punkt bereits einmal hingewiesen und die Gefahren beleuchtet, die sich daraus ergeben. Ich verglich sie mit den Gefahren, die unserem deutschen kleinen Beamtenstande aus der Praxis der Abzahlungsgeschäfte drohen. Wie hier die Versuchung groß ist, Käufe in einem Umfange vorzunehmen, der das Mehrfache der Anschaffungen gegen Barzahlung beträgt, so wird auch der kleine türkische Landwirt der Verlockung, Vorschüsse auf seine Ländereien, seine Ernte, sein Vieh usw. aufzunehmen, schwer widerstehen können, sobald ihm erst einmal zum Bewußtsein gekommen ist, wie sehr ihm derartige Darlehnsoperationen durch die neuen Statuten der Banque Agricole erleichtert werden. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Auch die orientalische Geistesverfassung läßt sich mit keiner Heugabel austreiben. Allein diese Erwägung hindert nicht, anzuerkennen, daß die Reform der Banque Agricole ein bedeutendes Werk ist, ein tüchtiger Fortschritt unserer türkischen Bundesgenossen auf dem Wege zur wirtschaftlichen Gesundung.

Ein neues türkisches Lehrbuch

Das enge Waffenbündnis mit dem osmanischen Reiche hat eine Flut von Lehrbüchern der türkischen Sprache und Schrift gebracht, aus der es nicht leicht ist, etwas Passendes und wirklich Wertvolles herauszufinden.

Zu den praktisch guten Werken, welche in die türkische Sprache einführen, möchte ich rechnen: Wilhelm Weil, Türkisches Lehrbuch, enthaltend Grammatik, Konversationsübungen, Lesebuch und Wortlisten. Mit Illustrationen (der Kaiser-Wilhelm-Brunnen in Konstantinopel, Bildnis Muhammeds II., türkische Münzen) und zwei Karten. Frankfurt am Main, Heinrich Keller, 1916.

Der praktische Wert des Buches, der es auch für den Autodidakten geeignet erscheinen läßt, beruht zunächst äußerlich auf der Uebersichtlichkeit der Anordnung und der logisch spezialisierenden Klarheit des Druckes. Ganz ausgezeichnet sind u. a. die Konjugationsschemata (pp. 42—47) gegeben. Auch die türkischen Schriftproben, die der Verfasser verständigerweise eingeschränkt, aber nicht ganz fortgelassen hat, zeichnen sich durch Schärfe des Druckes aus.

Die Bedeutung des Buches liegt in seiner auf praktischer Konversation aufgebauten Methode. auf praktischer Konservation aufgebauten Methode. In dieser Hinsicht dürfte es das Beste sein, was sich dem Orientfahrer bietet. Leichtfassliche Sätze in Frage und Antwort, welche alle Gebiete des täglichen Lebens, auch des modernsten behandeln, häufige Wiederholungen in wechselnden Formen und im dritten Teil eine Darstellung aller Verhältnisse der Türkei von einst und jetzt, welche den Schüler einerseits über diese Dinge in ihren Hauptgesichtspunkten zu belehren weiß und ihn andererseits auch längere Perioden, wie sie ihm in der Zeitungslektüre oder in einer tieferdringenden Unterhaltung mit Landeseinwohnern begegnen mögen, zu verstehen befähigt. So spricht Weil über den kaiserlichen Hof, die Regierung, die Justizpflege, die militärischen Verhältnisse, Land und Leute, den Reichtum Kleinasiens an jagdbaren Tieren sowie über die Bodenschätze der ganzen Türkei.

Mit alledem wird dem Anfänger eine tüchtige Grundlage gegeben, und auch der Fortgeschrittenere wird mit Weil manche Lücke ausfüllen, manche Unebenheit glätten können und an der geistvollen Anlage des ganzen Werkes seine Freude haben.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Für den Anzeigenteil A. Freid, Berlin.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Digitized by Google

Leipziger Mustermesse

Größte internationale Ausstellungs- und Kaufgelegenheit der Welt!

Sie findet alljährlich zweimal statt und umfaßt in der Hauptsache folgende Artikel:

Porzellan-, und andere keramische Waren, Glas-, Metall-, Holz-, Papier-, Leder-, Gummi-, Korb-, Bein- und Zelluloidwaren, Kunst- und Luxusgegenstände, Haus- und Küchengeräte, Zimmerschmuck, Kurz- und Galanteriewaren, Puppen- und Spielwaren, Karneval- und Kotillonartikel, Attrappen, Christbaumschmuck, Japan- und Chinawaren, künstliche Blumen, Bijouterie- und Schmuckwaren, Seifen und Parfümerien, Toilette-, Reise- und Sportartikel, Schreib- und Zeichenwaren, Schul- und Bureauutensilien, Beleuchtungsartikel, Musikinstrumente und -werke, Automaten, optische Artikel, desgl. wissenschaftliche und gewerbliche Instrumente und Bedarfsartikel sowie verwandte Waren aller Art. :: :: :: :: ::

Die leistungsfähigsten Fabrikanten sind vertreten und stellen die Muster ihrer vorteilhaftesten und hervorragendsten Erzeugnisse aus.

Die diesjährige Frühjahrsmesse vom 5. bis 10. März brachte

38000 Besucher gegen 30000 im Vorjahre

Das ist ein nie dagewesener Erfolg, der beweist, daß jeder seine Rechnung findet, ob Fabrikant, Großhändler, Kleinhändler.

30 Meßpaläste bieten erstklassige Ausstellungs- und übersichtliche, angenehme Einkaufsgelegenheit.

Unsere Freunde laden wir zum Besuche der Herbstmesse die am **26. August** beginnt, besonders herzlich ein; sie werden mit kleinen Unkosten schon bei einmaligem Versuch bedeutende geschäftliche Vorteile haben und sicher als unsere ständigen Gäste wiederkehren. — Erhebliche Reise-, Wohnungs- und Ausstellungs-Vergünstigungen werden gewährt.

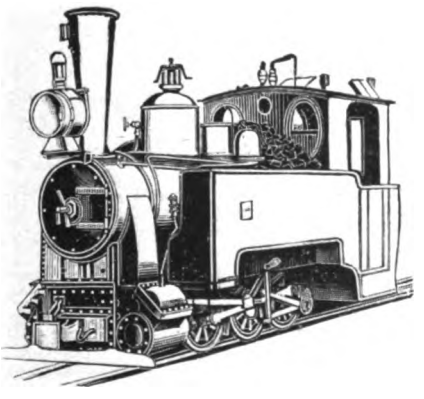
Nähere Auskunft erteilt gern

Das Meßamt für die Mustermessen in Leipzig.

Gesellschaft für Feldbahn-Industrie

Smoschewer & Co.

Breslau



Feldbahn- und Lokomotivfabrik

Bergbauunternehmungen im Auslande

Vornehmlich: **Zinnerz und Erdöl**

Untersuchung von Lagerstätten nutzbarer Mineralien jeder Art

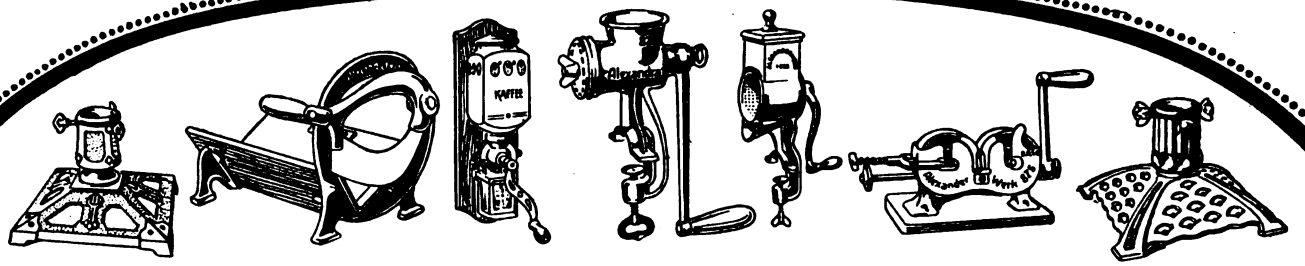
Pflanzungsunternehmungen in den Tropen u. Subtropen

Ausnutzung von Waldgerechtsamen

Berlin W 9, Königin-Augusta-Strasse 10

Telegramme: Langomell, Berlin.

Digitized by Google



Alexanderwerk-

Haushalt-Maschinen, Haus- u. Küchengeräte

Große Auswahl • Sorgfältige Ausführung • Neuzeitliche Bauart

Preise auf Anfrage.

Alexanderwerk A. von der Nahmer, Akt.-Ges.

Remscheid. Berlin S.14.

Digitized by Google

WERKZEUGE für jede Metall- und Holzbearbeitung

SÄGEN und SÄGEBLÄTTER

für alle Zwecke,
Bandsägen, Kreissägen, Schlitzfräser,
Bügelsägeblätter für Hand u. Maschinen
Alle Arten Feilen

SPIRAL- u. GEWINDEBOHRER
REIBAHLEN,, FRÄSER
SCHLEIFSCHEIBEN

für jeden Zweck

WERKZEUGMASCHINEN:

Rohr- und Fräsmaschinen. Dreh- und Hobelbänke. Shaping- und Werkzeugschleifmaschinen,
Maschinen zur Blechbearbeitung usw.

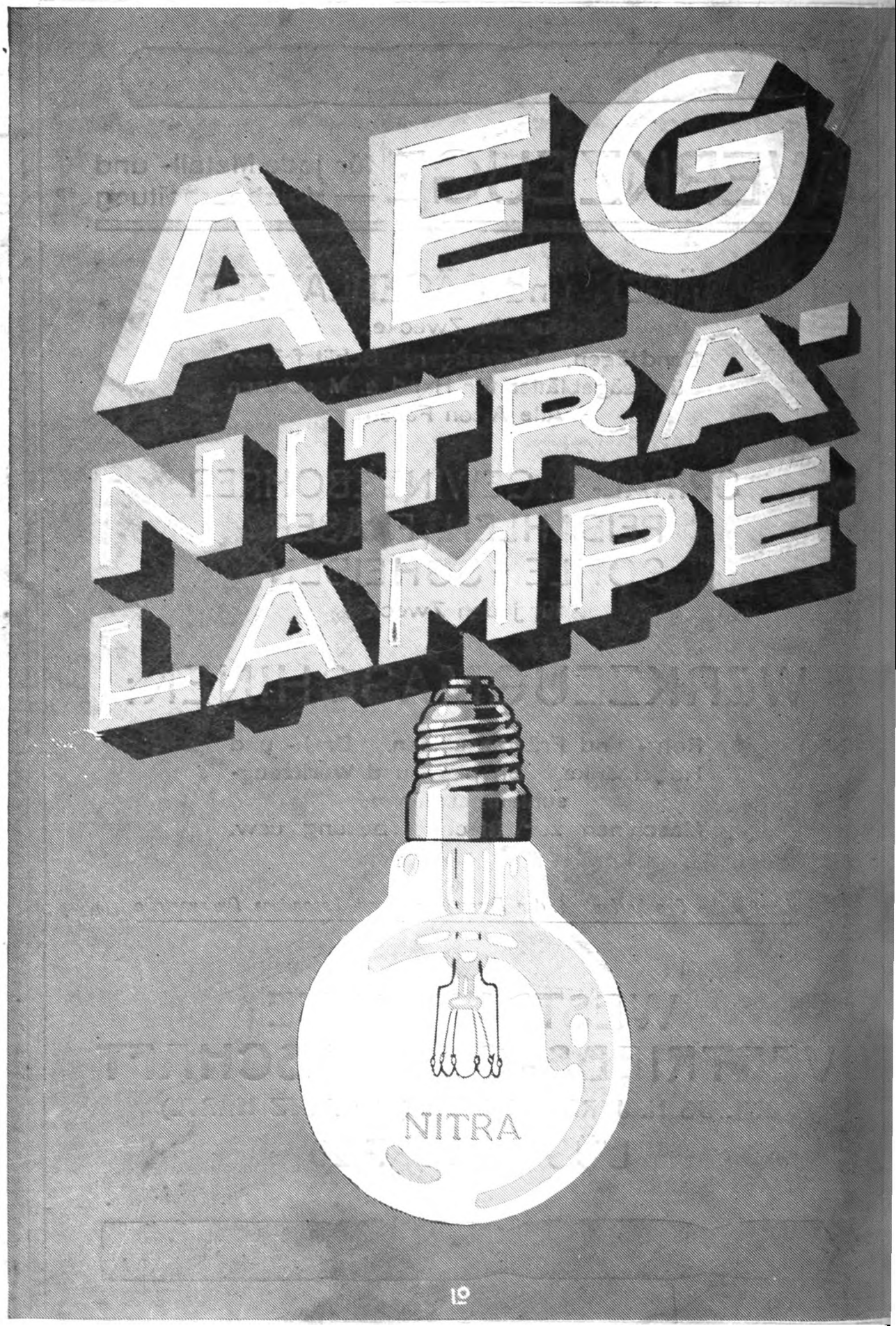
Vorzügliche Beschaffenheit der Erzeugnisse und besondere Preisvorteile

WESTDEUTSCHE VERTRIEBS-GESELLSCHAFT

JULIUS H. JERABEK & CO. (Inh.: FRITZ HÄRTL)

DÜSSELDORF 25

Digitized by Google



PASS & GARLEB G. M. B. H., BERLIN W. 57, BÜLOWSTRASSE 66.

Digitized by Google

DIE ISLAMISCHE WELT

1917

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR POLITIK / WIRTSCHAFT UND KULTUR

Herausgeber: SCHEICH ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Schriftleitung: BERLIN-WILMERSDORF, KONSTANZER STRASSE 10

Fernsprecher: Amt Pfalzburg 8799

Telegramm-Adresse: Jslamwelt

Nummer 11 ▪ Preis des Einzelheftes 1 M., jährlich 9 M. halbjährlich 5 M., vierteljährlich 3 M. ▪ Oktober 1917

Digitized by Google

INHALT

Islam und Reform Von Scheich Abdul Aziz Schauisch . . . Seite 629
Ein Schicksalstag der Türkei. Von Geheimrat Prof. Dr. Schiemann „ 634
Kaiserbesuch. Von Rudolf Rotheit . . . . . „ 638
Konstantinopel in Feststimmung. Von Dr. Friedrich Schrader. „ 641
Ausgleichsfriede und Kriegsentscheidung. Von Carl Peters . . „ 644
Vierbundpolitik. Von Dr. Freiherrn v. Mackay . . . . . „ 646
Der Höhepunkt der Kämpfe. Von Major a. D. E. Moraht . . „ 648
Türkische Reiseeindrücke in Deutschland . . . . . „ 651
Die islamische Zeitrechnung. Von Mohammed Brugsch . . „ 656
Die weltpolitische Bedeutung des Mittelländischen Meeres. Von Emil Zimmermann . . . . . „ 658
Der Ehefeind. Von Halid Sia . . . . . „ 661
Der Orientteppich. Von Lothar Brieger . . . . . „ 666
Aegyptens Gegenwart und Zukunft. Von Fritz Zutrauen . . „ 671
Auf der Römerstraße . . . . . „ 675
Die heilige Karawane von Damaskus . . . . . „ 677
Zur Völkerkunde Kleinasiens. Von Paul Dapping . . . . . „ 680
Die Kundgebung der islamischen Völker in Stockholm . . . . „ 683
Blind. Roman von Habib Edib Bey . . . . . „ 685
Bagdad—Babylon—Ninive . . . . . „ 689

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur

Herausgeber:

Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 11 | **Berlin, 31. Oktober 1917** | **Jahrgang I**

ISLAM UND REFORM.

Von Scheich Abdul Aziz Schauisch.

Ungeachtet der gewaltigen reformatischen Wirkung, die der Islam acht Jahrhunderte lang ausübte, taucht immer wieder die Behauptung auf, daß der Verfall einiger muslimischer Länder und die Schatten, die den Ruhm des Islams verdunkeln, auf angebliche Schäden der Religion zurückzuführen sind, die es den Anhängern dieses Glaubens unmöglich machen, den Wettbewerb mit anderen Völkern erfolgreich aufzunehmen. Das Erscheinen des Propheten fiel in eine Zeit sittlichen Tiefstandes und beständiger innerer Kämpfe, in eine Zeit des Lasters und der Gesetzlosigkeit. Kein Gebot des Gewissens, kein Gesetz hemmte damals die Raubgier und zügellose Willkür der Araber. Die Lehren des Propheten aus den Nöten der Zeit geboren, nahmen mit unmittelbarer zündender Wirkung den Kampf gegen die sinnlos waltenden Kräfte auf, mit welchem Erfolg, ergab sich alsbald zunächst daraus, daß durch den Koran, der den Handel durch Verordnungen über Verträge, Rechnungen, Quittungen usw. in rechtmäßige Bahnen lenkte und Handelsgerichtshöfe schuf, der wirtschaftlichen Wirrnis ein sofortiges Ende bereitet wurde.

Kaum weniger unerfreulich als die wirtschaftlichen waren die sozialen und politischen Zustände der arabischen Halbinsel. Die Frau war Sklavin ohne jegliches Selbstbestimmungsrecht. So z. B. konnte der Sohn die Frau seines Vaters nach dessen Tode erben. Kleine Mädchen wurden oft lebendigen Leibes begraben, weil sie unerwünscht waren, Kinder beiderlei Geschlechts von den Eltern aus Gründen wirtschaftlicher Entlastung erbarmungslos getötet; Mädchenhandel wurde allgemein betrieben.

Der Islam brachte Licht in dieses Dunkel und schuf durch seine Sittenlehren einen vollständigen Umschwung im politischen und sozialen Leben. Diese Lehren, die die Anhänger des Islams aus moralischer Versumpftheit zur sittlichen Höhe emporhoben, gaben gleichzeitig dem Charakter des Muslims ein besonderes Gepräge, das die muslimischen Gemeinden vor anderen auszeichnete und von ihnen trennte. Er knüpfte unter seinen Anhängern Bande der Brüderschaft, die den Rassenhaß, diesen Fluch der Menschheit und diese ewige Bedrohung des Weltfriedens, beseitigten, alle Unterschiede ausglichen und eine riesenhafte muslimische Gemeinde schufen, der sich viele Völker beigesellten, deren alleiniger Zusammenhalt der Islam bildete. „Salmon (der Perser) gehört zu uns, und Said, der Sohn Thabits (befreiter Sklave des Propheten) ist einer von uns", sagte sein Meister.

Der Koran verdammte vor allem das unendlich grausame Begraben der kleinen Mädchen, die in der Welt nach dem Tode die Eltern des Verbrechens anklagen, das sie an ihnen begingen. Er verurteilte weiter die aus Furcht vor Armut vollführte Tötung von Kindern, indem er lehrte, daß höhere Gewalten als die Eltern die Nahrung für die Kinder schaffen und daß es den Eltern nur obliegt, den Acker zu bebauen und die Bäume zu pflanzen; alles andere sollten sie dem Schöpfer überlassen.

Der Koran wendet sich, wie aus jedem Kapitel ersichtlich, teils an das Gefühl, teils an den Verstand des Menschen und er beseitigte so durch Erweckung edlerer Gesinnung viel Grausamkeit und böse Triebe. In Fällen aber, in denen die ethische Wirkung des Korans ohne Ergebnis blieb und dem Bösen nicht Einhalt gebot, nahm der Islam Zuflucht zu strenger Kriminalgesetzgebung. Auch beschränkte sich der Koran nicht darauf, Kinder vor grausamen Eltern zu schützen, son-

Digitized by Google

dern dehnte seinen Schutz auf alle Schwachen und unschuldig Leidenden aus.

Das Gebot der Fürsorge für den Schwachen fand im Islam vor allem auf die Frau Anwendung, die er aus ihrer Erniedrigung erlöste und mit den bis dahin nur den Männern zustehenden Rechten bedachte. Außerdem erschloß er den Frauen das Tor zur öffentlichen, politischen und sozialen Betätigung.

Nachdem der Islam auf diese Weise einen vollständigen Umschwung in der sozialen Lage der Frau geschaffen hatte, vollzog sich deren geistige Entwicklung so schnell daß schon zur Zeit des Propheten Frauen lehrend auftraten und sogar die Männer unterrichteten. Unter denen, die im Hause des Propheten seinen von Aischa vorgetragenen Lehren lauschten, befanden sich viele Männer. Auch begannen die Frauen, durch den Islam ermutigt, zur Zeit des Propheten regen Anteil am politischen Leben zu nehmen. Frauen erschienen als Abgesandte eroberter Länder vor dem Propheten und schworen im Namen ihrer Mitbürger den Eid der Treue.

Exc. Mehmed Sadik Bey, Chef des Zivilkabinetts des Sultans (stehend) und Achmed Redschiaj Bey, Kaiserl. Palastdirektor.

Als Beweis der Stellung der Frau in der Frühperiode des Islams und zu gleicher Zeit als Zeugnis von der überzeugenden Kraft des Korans sei folgende Episode aus dem Leben Omars II. wiedergegeben, der als gehässiger Feind des Islams die Anhänger des neuen Glaubens mit großer Grausamkeit verfolgte. Als er auf der Reise nach Mekka erfuhr, seine Schwester habe den Islam angenommen, kehrte er sofort wutentbrannt heim, um die Abtrünnige zur Rechenschaft zu ziehen. Er überraschte sie gerade beim Studium der heiligen Lehren und züchtigte sie grausam, nachdem sie ihm offen gestanden hatte, daß sie sich zum muslimischen Glauben bekehrt habe. Er entriß ihr das heilige Buch, das sie gegen Entweihung durch die Berührung eines Ungläubigen vergebens zu schützen suchte, und begann voll Ingrimm darin zu lesen. Und siehe da, als er die darin enthaltenen Lehren sorgsam prüfte, vollzog sich eine Wandlung in ihm, die ihn schließlich veranlaßte, dem Beispiel seiner Schwester zu folgen und den islamischen Glauben anzunehmen. Ein anderer Vorfall aus dem Leben Omars beleuchtet deutlich die durch den Islam gehobene Stellung der Frau. Omar verurteilte einst von der Kanzel die Gepflogenheit, die Beträge für den Brautkauf übertrieben hoch zu bemessen, worauf eine Frau der Gemeinde sich erhob und seine Worte durch den Koran widerlegte, was ihn zu dem Ausspruch veranlaßte: „O Omar, sogar eine Frau ist imstande, dir deine Fehler nachzuweisen". So schuf der Islam eine Umbildung im Leben der Völker, indem er Recht an Stelle von Macht, Gesetz und Ordnung an Stelle der Willkür setzte und der Menschheit die köstliche Gabe der Freiheit schenkte, einer Freiheit, der nur durch die Gebote der Gerechtigkeit, der öffentlichen Sicherheit, der Moral, der Nächstenliebe und durch den Zwang in bezug auf Vollendung einer begonnenen Arbeit gemeinnützige Schranken gezogen waren.

Der kleine Anhängerkreis aus der Anfangsperiode des Islams erweiterte sich in kurzer Zeit, und durch Eroberung weiter Reiche stieg der Islam machtvoll empor. Die weisen islamischen Herrscher paßten ihre innere wie äußere Politik den Erfordernissen des gewaltigen Gebietszuwachses an. So führte Omar II., unter dessen Herrschaft die Ausdehnung des islamischen Reiches begann, eine Verfassung nach dem Muster des persischen u. römischen Kaiserreiches ein. Großzügig und duldsam ließ er in den eroberten Gebieten die Landessprache als Amtssprache gelten, ein Verfahren, das bis in die Zeit Abdul Malik Ibn Marawans aus der Omaidendynastie beibehalten wurde. Daraus geht klar hervor, daß der Islam in seiner reinsten Form keinerlei Vorurteile gegen nichtislamische Einrichtungen oder gegen andere Konfessionen und Nationalitäten besaß. Ganz im Gegenteil erschlossen die muslimischen Kalifen der ersten vier Jahrhunderte ihrem eigenen Staate — neben den auf dem Koran beruhenden Einrichtungen — den Segen aller Kulturerrungenschaften vorausgegangener Zeitalter. Ein besonders ruhmvoller Zug islamischer Herrschaft war ihre Gerechtigkeit. Selbst die Kalifen hatten sich dem Urteilspruch der Gerichtshöfe und Schiedsgerichte zu unterwerfen. Als Beispiel sei ein Fall erwähnt, der sich zwischen Omar II. und Obai Ibn Kaab abspielte, wobei Said Ibn Thabeit, der erwähnte freigelassene

Digitized by Google

Sklave des Propheten, als Schiedsrichter auftrat. Beim Eintritt des Kalifen erhob sich Said, um ihm den Richterstuhl zu überlassen, worauf Omar erwiderte: „Dies ist die erste Ungerechtigkeit, die du begehst. Mein Platz ist hier neben meinem Widersacher". Nachdem der Fall zugunsten Omars entschieden war, erklärte dieser, er werde nie wieder den Said zum Richter einsetzen, sofern er nicht die Gewißheit hätte, daß er selbst genau so behandelt würde, wie der Letzte seiner Untertanen.

Die Staatseinkünfte im alten muslimischen Staate dienten nicht bloß zu politischen und administrativen Zwecken, sondern wurden auch zur Wohlfahrtspflege verwendet. Wohltätigkeitsgesellschaften und Fürsorgeanstalten, wie sie heute bestehen, waren deshalb in der Blütezeit des Islams nicht vonnöten. Daß diese Wohltätigkeit sich auch auf Nichtmuslime erstreckte, dafür liegt aus dem Leben Omars ebenfalls ein Beweis vor. Eines Tages erblickte er einen bettelarmen Juden vor der Türe einer Moschee in Medina. Er nahm ihn freundlich bei der Hand und sagte: „Wir waren nicht gerecht gegen dich; in deinen jungen Tagen nahmen wir dein Geseah (Einkommensteuer) und jetzt, wo du alt und krank bist, vernachlässigen wir dich". Von diesem Tage an ließ Omar dem Bettler eine regelmäßige Unterstützung auszahlen.

Die muslimischen Herrscher hielten sich indessen in ihrer Gesetzgebung nicht streng an den Buchstaben des Korans, sondern führten eine Menge Gesetze ein, auf Auslegungen der Koranlehrten beruhend, die in hohem Maße zu der Wohlfahrt islamischer Völker beitrugen. Wie aus den Büchern islamischer Gesetzgeber hervorgeht (so aus dem Buche Hossba von Ibn Kotaiba), bestanden Vorschriften, wonach die Begüterten verpflichtet waren, ihren armen Mitbürger beizustehen und besonders mittellose Kranke zu unterstützen. Zur Zeit Mahommeds wurden die Steuereinnehmer verpflichtet, die Einnahmen zu wohltätigen Zwecken zu verwenden. Es wird erzählt, daß ein von Mohammed ausgesandter Steuereinnehmer vom Stamme Lutb die Einnahmen in zwei Teile teilte und dem Propheten auseinandersetzte, den einen Teil habe er von den Leuten zum Geschenk erhalten, worauf Mohammed erklärte, daß ein Beamter keine Geschenke annehmen dürfe und deshalb der ganze Betrag dem Staate gehöre. Dadurch war auch für die Zukunft grundsätzlich nach mohammedanischem Recht entschieden, daß alle Gelder, die einem Staatsbeamten auf Grund seines Amtes zufallen, als Staatseigentum zu gelten haben.

Die in folgendem angeführten Verfügungen beweisen die Weisheit und Menschlichkeit islamischer Gesetzgebung.

1. Fremde Einkäufer, die mit den Handelsgepflogenheiten des Landes nicht vertraut waren, schützte das Gesetz vor Uebervorteilung durch einheimische Händler dadurch, daß der Käufer den Preis der Ware durch den Staat bestimmen und den Verkäufer strafbar machen konnte.

2. Monopole und monopolistische Preistreibereien wurden vom Islam verurteilt; auch in diesen Fällen konnte der Staat einschreiten, die Preise festsetzen und Strafen auferlegen.

3. Die islamische Gesetzgebung (Scheriah) verbietet gemeinschaftliche Gesellschaften, Syndikate usw. Andererseits waren auch Berufsvereinigungen zur Durchsetzung von Lohnerhöhungen untersagt und strafbar.

4. Bei Arbeitsverweigerungen konnte der Staat den einzelnen Arbeiter oder ganze Arbeitergruppen, wenn kein Ersatz für sie vorhanden war, zur Uebernahme der Arbeit zu den landesüblichen Löhnen zwingen.

In den Frühtagen des Islams erfolgte die Festsetzung der Marktpreise durch Versammlungen des Marktvorstandes unter Vorsitz der örtlichen Regierungsbehörde. Eine andere, dem Schutze des Publikums dienende Einrichtung bestand darin, daß sich der Fremde zur Erlangung von Obdach zu normalen Preisen an die Behörden wenden konnte. Dazu kommt eine ganze Reihe von Bestimmungen über den Schutz der Armen. So wird vorgeschrieben, daß einem Menschen, dem es an warmer Kleidung und Decken zum Schutz gegen die Kälte oder an Kochgeschirr und Wasserbehältern mangelt, diese Gegenstände von den Nachbarn geliehen werden müssen, wenn er keine Mittel oder keine Gelegenheit hat, sie sich zu kaufen. Der wahrhafte auf dem Koran und den überlieferten Aussprüchen des Propheten beruhende demokratische Geist des Islams läßt sich wie folgt zusammenfassen: Es gibt kein Eigentumsrecht in bezug auf Dinge, die für das Leben unentbehrlich sind; das alleinige Eigentumsrecht besitzt Gott und der Staat als sein irdischer Vertreter; dem Staate allein steht das Recht zu, wenn notwendig, über die Leistungen, die Arbeit, das Eigentum seiner Bürger zugunsten der Bedürftigen zu verfügen.

Die Ausführung der auf diesen Grundsätzen beruhenden Maßnahmen lag in den Händen des Hossbah, einer Behörde, deren Obliegenheiten ungefähr der einer heutigen Stadtverwaltung entsprachen. Dem Hossbah oblag die Ueberwachung der Märkte, der Maße und Gewichte, ihm unterstand der Straßenbau, die Straßenreinigung usw., desgleichen die Aufsicht über die öffentliche Ordnung und Sittlichkeit und die Bestrafung der Vergehen dagegen. Eine weitere Pflicht dieses vielgestaltigen Amtes war der Tierschutz, der, zuerst von Omar eingeführt, auf dem Koranspruch beruht, der besagt, daß alles, was da fleucht und

Digitized by Google

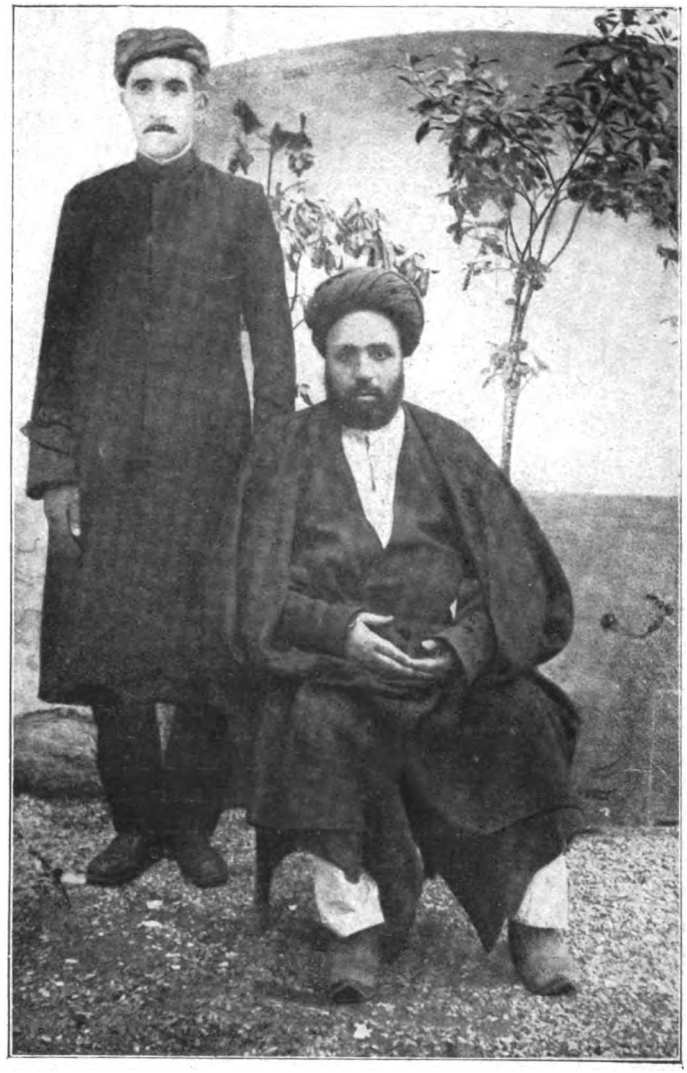
kreucht, aus Gemeinden besteht, die der menschlichen Gemeinde ähnlich sind.

Omar war es auch, der das Amt des Mohtasib, d. h. des Inspektors und Richters des Hossbah, einführte und selbst zuerst innehatte. Der Mohtasib wurde auf seinen Inspektionsreisen von Polizei und Militär begleitet, die seine Befehle ausführten. Im Laufe der Zeit wurde das Hossbah immer mehr ausgebaut, bis es unter dem Kalifen El Mahdi die höchste Vollkommenheit erreichte und eines der bedeutendsten Verwaltungsämter wurde. Wie Ibn Teimia in seinem Buch über das Hossbah feststellt, beruht dies Amt auf folgenden Sprüchen:

1. Mit deutlichen Aufträgen senden wir unsere Propheten aus, wir geben ihnen Bücher und Wagen, so daß sie die Gerechtigkeit unter den Menschen fördern, und wir schufen das Eisen zum Schrecken und zugleich zum Segen der Menschheit (Hadithe).

2. Der Regierung, gleichviel ob sie aus Männern oder Frauen zusammengesetzt ist, obliegt es, die Gemeinde in Ordnung zu halten. (Sura über die Buße).

3. Gott unterstützt und fördert die gerechte Regierung, selbst wenn sie aus Ungläubigen besteht. Von der ungerechten Regierung aber wendet er sich ab, auch wenn sie gläubig ist (Hadithe).



Said Nureddin, der Verkünder des Heiligen Krieges in Persien, und sein Schüler Said Ibrahim.

Schließlich wies Ibn Teimia in seinem Buche auf den volkstümlichsten und zugleich vornehmsten Grundsatz des Islams hin: „Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Königreiche."

Unter den humanen Einrichtungen des Islams verdienen die durch Omar II. eingeführten Herbergen für arme Reisende besondere Erwähnung; Spuren davon haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Aus alledem ist zweifellos ersichtlich, daß der Vorwurf gewisser Orientalisten, der Islam sei reform- und kulturfeindlich, nur auf Vorurteilen beruht, vielmehr liegt der zwar verdunkelte, aber unvergängliche Ruhm des Islams in den reformatorischen und kulturellen Bestrebungen und Errungenschaften seiner Gemeinden begründet. Die Verfassung, die Gerichtsbarkeit, die Verwaltung der islamischen Länder sind der beste Beweis des fortschrittlichen Geistes, der ihn beseelte. Wer die weisen Lehren, die vollkommene Gesetzgebung in den Büchern des Propheten studiert, dem muß es klar werden, daß eine solche auf tiefem Wissen und erhabener Gerechtigkeit beruhende Religion sich unmöglich unter rückschrittlichen Verhältnissen entwickeln konnte. Ebenso klar ist es, daß sich die Anhänger des Propheten, dessen Lehren sich auf Naturgesetzen und den Wirklichkeiten des Lebens aufbauen, dem Fortschritt nicht verschließen konnten, gebietet doch die islamische Religion geradezu die Loslösung von überlebten Ideen und Gebräuchen, die Anpassung an die Erfordernisse der Zeit, die Unabhängigkeit des Urteils — mit einem Wort: den Fortschritt.

Zum Geiste des Fortschritts gesellte sich der der Duldsamkeit. Nie hat der Islam zur Zwietracht zwischen verschiedenen Konfessionen Anlaß gegeben. Alle, die in die Einheit Gottes glauben, mögen sie der christlichen oder der jüdischen Religion angehören, sind vor dem Islam gleich. Ist es doch der Koran, der festsetzte, daß Islam, Christentum und Judentum nur Zweige des von Gott dem Stammvater Abraham offenbarten Glaubens sind. Wären diese Religionen, unberührt vom Wechsel der Zeiten und von dem Uebereifer ihrer Anhänger, zu uns gelangt, dann könnten wir sie auch heute als nahe verwandt erkennen, als segen-

Digitized by Google

bringende Schwestern, die Glück und Wohlgefallen unter den Menschen verbreiten und den Frieden von Volk zu Volk tragen.

In Befolgung der Lehren Dschemaleddin Afghanis und des berühmten Scheichs Mohammed Abdul, früheren Großmuftis von Aegypten, die während der letzten Generation die alten Lehren des Islams wieder erweckten und ihre genaue Befolgung predigten, unternahmen es die Zöglinge der Schule des Scheichs Abdul zu Al Azhar in Kairo und anderer Mittelpunkte islamischer Gelehrsamkeit, den Islam von den Schlacken zu befreien, die sich durch den Einfluß gewissenloser Mitglieder der islamischen Gemeinschaft im Laufe der Zeit angesammelt haben. Mit unermüdlichem Eifer nahmen diese jungen Männer den Kampf gegen die in muslimischen Ländern bestehenden falschen Auffassungen, Ueberzeugungen und Ideen auf, die den Niedergang vieler muslimischer Völker verursacht haben. Es ist ein moralisches Gebot für alle muslimischen und verbündeten Länder, insbesondere auch für das machtvolle Deutsche Reich, den jungen Kämpfern für die Wiederauferstehung des Islams in seiner Reinheit hilfreich beizustehen. Die Muslime der ganzen Welt sehen in Deutschland ihren sturmerprobten, treuen Führer, dessen Siegesfackel ihnen voranleuchtet auf dem Pfade zum Fortschritt. Das Interesse, das deutsche Denker und Staatsmänner unseren Bestrebungen entgegenbringen, bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß Deutschland bereit ist, die muslimischen Völker aus den dumpfen Niederungen des Vasallentums und Verfalles zu den lichten, sonnenüberfluteten Höhen der Erneuerung und Freiheit zu führen.

ALTTÜRKISCHER HUMOR.

Einmal fiel die Schwiegermutter des Hodscha Nassreddin, als sie Wäsche wusch, in den Fluß und ertrank. Da die Leiche nicht aufgefunden wurde, suchte der Hodscha den Fluß ab, indem er bis zur Quelle hinaufging. Da sagten die Leute zu ihm: „Du kannst doch unmöglich eine Leiche finden, indem Du den Fluß aufwärts gehst. Du mußt in der Richtung gehen, in der das Wasser fließt!" Der Hodscha aber schüttelte den Kopf und sagte: „Ihr wißt nicht, wie widerhaarig sie stets gewesen ist. Sie tat alles anders wie andere Leute. Laßt mich nur! Ich kenne schon ihren Charakter!"

* * *

Um etwas über den Ausgang seines Prozesses zu erfahren, besuchte den Hodscha Nassreddin einmal einer seiner Freunde. Er setzte ihm seinen Fall auseinander und fragte zum Schluß: „Na, Effendi? Habe ich nicht Recht?" „Du hast Recht, Bruder!" antwortete der Hodscha. Sein Prozeßgegner ging am nächsten Tage auch zum Hodscha und stellte die Sache ebenfalls als sehr günstig für ihn dar. „Hodscha, Effendi" sagte er zum Schluß, „Was sagst Du nun? Habe ich nicht Recht?" Und der Hodscha antwortete: „Jawohl! Jawohl! Sicher hast Du Recht!" Zufällig hatte die Frau des Hodschas das Gespräch belauscht und gehört, daß er beiden Recht gegeben hatte. Um ihren Mann zu ärgern, sagte sie: „Gestern kam Dein Nachbar Korkut. Du hast ihm Recht gegeben. Und wiederum kam sein Feind Sundschur und Du hast ihm auch Recht gegeben. Was ist das für eine merkwürdige Sache? Man kann doch unmöglich in einem Prozeß dem Kläger und dem Beklagten zugleich Recht geben!" Der Hodscha sagte darauf sehr gelassen: „Das stimmt, Frau! Auch Du hast Recht!"

Digitized by Google

EIN SCHICKSALSTAG DER TÜRKEI.

Von Geheimrat Prof. Dr. Schiemann.

Als die Flammen des Spanischen Erbfolgekrieges und des Nordischen Krieges über ganz Europa zusammenschlugen, vor rund zweihundert Jahren, war damit ein Weltkrieg entbrannt, denen sich schließlich keine der europäischen Mächte entziehen konnte. Alle Staaten, große wie kleine, diejenigen, welche den Krieg entfacht, wie jene, die gern als neutrale Mächte abseits gestanden hätten, wurden in den blutigen Waffentanz mithineingezogen und mußten Leib und Leben, Gut und Blut einsetzen, solange ihre sich erschöpfenden Kräfte irgend reichten. Zu den neutralen Mächten gehörte im ersten Dezennium des großen Doppelkrieges auch die Hohe Pforte, die am 29. Chaban 1110 (26. Januar 1699) mit Oesterreich zu Karlowitz einen Frieden geschlossen hatte, der dem Kaiser Leopold Siebenbürgen, fast ganz Ungarn und den größeren Teil von Slavonien und Kroatien überließ und den Polen Kamenice und alle Eroberungen der Türkei in Podolien und der Ukraine, den Venezianern Morea und Plätze in Dalmatien abtrat. Anderthalb Jahre danach, im Sefer 1112 (15. Juni 1700), hatte die Pforte auch ihren Frieden mit Rußland geschlossen, voller Mißtrauen, denn sie täuschte sich nicht darüber, daß ihr in dem Moskovien des Zaren Peter ein Todfeind erstanden war. Der Verlust von Asow war keineswegs verschmerzt, und Sultan Ahmed Khan, der seit 1703 in Stambul thronte, sah mit Sorgen die wachsende Schiffswerft des Zaren in Woronesch am Don, dessen Gewässer direkt in das Asowsche Meer und von dort durch das Schwarze Meer die Kriegsschiffe Peters nach Konstantinopel führen konnten. Immerhin war nicht zu erwarten, daß der Sultan aus eigener Initiative daran gegangen wäre, der russischen Gefahr durch einen Angriff zuvorzukommen, wenn nicht der Sieg Peters bei Poltawa und die Flucht Karls XII. nach Bender die Türkei in direkten Zusammenhang mit den Problemen des Nordischen Krieges gebracht hätte. Frankreich, das fest zu Schweden hielt, unterstützte durch seine Diplomatie das glühende Verlangen Karls, die Scharte von Poltawa auszuwetzen und Rache zu nehmen an seinen Feinden, wobei er mehr an August den Starken von Polen als an Peter dachte. Ueber die fortdauernde Feindseligkeit der Schweden und über den Groll Sultan Ahmeds täuschte sich Peter nicht, aber er war nach Poltawa vornehmlich beschäftigt, die Früchte seines Sieges zu werten und sich die ersehnte Stellung an der Ostsee zu sichern. Estland und Livland mußten sich ihm durch Kapitulation unterwerfen; die Verlobung seiner Nichte Anna Iwanowna mit dem jungen Herzoge Friedrich Wilhelm bot eine Anwartschaft auf Kurland, an die sich weitere Pläne knüpften. Er hoffte, dank der Geschicklichkeit seines Gesandten in Konstantinopel, Tolstoi, die Türken so lange von Feindseligkeiten abzuhalten, bis er freie Hand habe, sich mit voller Kraft gegen sie zu wenden. Auch meinte er, daß die Verhältnisse in der Türkei eine ihm günstige Wendung genommen hätten. Mit Hussein war der letzte bedeutende Großwesir aus dem Heldengeschlecht der Köprülü — die übrigens albanischer Herkunft waren — schon im Jahre 1702 gestorben. Seine Nachfolger waren unbedeutend, und als der Sultan um 1710 Numman Köprülü das Reichssiegel übergab, entsprach die Kraft des neuen Großwesirs nicht dem Glanze seines Namens, er mußte bald zurücktreten, und sein Amt ging nunmehr auf den Statthalter von Aleppo, Baltadschi Mohammed Pascha über, dessen Ernennung als ein Sieg der schwedischen Partei galt. Aber Tatkraft und Charakter des Mannes wurden überschätzt, und Peter hoffte zunächst noch durch Briefe, die er in rascher Folge dem Sultan schrieb (15. und 28. Juli und Ende Oktober 1710), diesen einzuschüchtern. Was der Zar verlangte, war die Ausweisung König Karls aus Bender und die Vertreibung der „rebellischen" Kosaken, d. h. derjenigen Anhänger Mazeppas, die in der Türkei eine Zuflucht gefunden hatten. Das letzte dieser Schreiben trug den Charakter eines Ultimatums; dulde der Sultan den König noch bis zum nächsten Früh-

Digitized by Google

jahr in Bender, so werde Rußland im Bündnis mit Polen zu den Waffen greifen. Als dieses Schreiben eintraf, erwartete man in Konstantinopel gerade den neuen Großwesir Baltadschi Mohammed. Auch der Tatarenzar Delvlet Girej war berufen worden, um an einem großen Diwan teilzunehmen. Hier wurde am 20. November 1710 der Beschluß gefaßt, dem Zaren den Krieg zu erklären und Tolstoi, trotz seiner Stellung als Gesandten, in das Gefängnis der sieben Türme zu werfen. Den Großherrn haben mannigfache Gründe dazu bestimmt. Vor allem wohl die hochfahrende Sprache der zarischen Briefe und die Intrigen Tolstois, wohl auch die Hoffnung, den Karlowitzer Frieden zu korrigieren. Dazu kam, daß Karl XII. wieder über große Geldmittel verfügte. Vom Nachlasse Mazeppas erhielt er ein Anlehen von 80 000 Dukaten, 100 000 Taler hatte ihm sein Neffe von Holstein geschickt, 200 000 hatte er von den Gebrüdern Cook, den Chefs der englisch-levantinischen Handelskompagnie, 400 000 vom Großwesir geliehen. Das gab seinen Agenten in Konstantinopel die Mittel, erfolgreich für seine Interessen einzutreten, die zudem tatkräftig von dem französischen Gesandten unterstützt wurden, denn Ludwig XIV. hielt damals zu Schweden. Erst im März 1711 traf in Konstantinopel die Kriegserklärung des Zaren ein. Er wollte die Kampagne selbst führen und rechnete auf die Unterstützung der Hospodare von Moldau und Walachai, Dmitri Cantemir und Brankowan. Auch der Patriarch von Jerusalem und die Griechen standen mit ihm im Einverständnis, dazu die Serben der Türkei sowie die österreichischen aus Arad und Szegedin; endlich Montenegriner und Bulgaren. Es war eine erste Regung des Panslawismus. Für den Fall eines siegreichen Ausgangs des Krieges hoffte Peter, das Kreuz auf der Hagia Sophia zu erhöhen.

Von diesen Verbündeten waren aber die Hospodaren die einzigen, die zunächst wirkliche Hilfe leisten konnten; ihre Haltung erinnert jedoch an diejenige der Rumänen während der beiden ersten Jahre des Weltkrieges. Brankowan versagte völlig, und Cantemir fiel erst im letzten Augenblick offen den Russen zu. Peter hatte diesem Verräter versprochen, die Grenze der Moldau bis zum Dnjestr auszudehnen, keine Abgaben von ihr zu erheben und das Geschlecht Cantemir zu erblichen Hospodaren zu machen. Schon im Februar 1711 aber begannen die Streifzüge der Tataren; unter Führung des Kalga drangen sie, von Polen und Kosaken, die der neue Hetman befehligte, verstärkt, im ganzen 36 000 Mann, gegen Kiew raubend vor und nahmen 5000 zarische Kosaken mit ihren Herden gefangen; ein anderer tatarischer Haufe brandschatzte in der Umgegend von Asow. Außerdem lag die Absicht vor, Tscherkessen den Don hinaufzuschicken, um die zarische Flotte zu zerstören und die 4000 Schweden zu befreien, die von Poltawa her dort gefangen lagen. Das waren kühne Pläne, die wohl den Gedanken Karls XII., aber nicht der bedächtigen Kriegführung des Großwesirs entsprachen. Er hatte zwei Armeen aufgebracht, die eine sollte 250 000 Mann stark dem Zaren entgegenziehen, die andere, 70 000 Mann, Asow belagern. Aber die Truppen sammelten sich nur langsam. Erst am 6. März verließ der Großwesir Konstantinopel, um bei Adrianopel das allmähliche Eintreffen der Truppen aus den Provinzen abzuwarten; Mitte Mai endlich war er so weit, sich langsam in Marsch zu setzen, sein Ziel war die Donau. Nun war Peter nicht untätig gewesen. Er hatte den Feldmarschall Scheremetjev beauftragt, den Türken den Uebergang über die Donau zu verwehren. Ende Mai überschritt Scheremetjev den Pruth, aber ein Angriff tatarischer Kriegshaufen zwang ihn, sich wieder über den Fluß zurückzuziehen und die Ankunft Peters abzuwarten, der inzwischen in Jaroslaw eine Zusammenkunft mit August dem Starken gehabt hatte, aber die Enttäuschung erlebte, daß der König unter Berufung auf den Karlowitzer Frieden ihm die erwartete Hilfe gegen die Türken versagte; dagegen war er bereit, in Schwedisch-Pommern einzufallen und Stralsund zu belagern, was zunächst keinen Vorteil brachte. In Begleitung des Generals Rönne traf Peter am 3. Juni mit seinen beiden Leibregimentern, den Winailovern und Preobrassenskern, bei der Armee ein. Auch seine Gemahlin mit ihren Damen begleitete ihn. Das Fußvolk ward inspiziert und ein Kriegsrat abgehalten. Die meisten Generale rieten, das Unternehmen aufzugeben. Es seien nicht genügend Maßregeln für Proviantierung des Heeres getroffen worden. Scheremetjev hatte seine Truppen auf der Suche nach Nahrungsmitteln in Moldau und Walachei zersplittert, aber nur dürftigen Erfolg gehabt. Schon damals war die Lage der Russen nicht unbedenklich, und wenn die Absicht des Tatarenheeres, Scheremetjev anzugreifen und die Moldau zu verheeren, ausgeführt worden wäre, mußte sie ernst werden. Aber der Großwesir versagte sich ihm. Trotzdem brach Mehemed Girej Anfang Juni aus Baktschisarai auf und erreichte die Donau bei Tsaktschi (Saksie, wie man damals schrieb), wo endlich auch der Großwesir am 19. un-

Digitized by Google

behindert seinen Uebergang über den Strom bewerkstelligen konnte.

Um diese Zeit hat der Starrsinn König Karls XII. eine schicksalsschwere Rolle gespielt. Der General Poniatowski, der als Vertreter Stanislaus Leszczynskis zwischen Karl und dem Großwesir vermittelte, ließ in des letzteren Namen den König ins türkische Lager laden. Das aber widerstrebte dem monarchischen Stolze Karls; seine Würde verbiete ihm, den ersten Besuch zu machen. Dieser Bescheid des Eisenkopfes aber ist verhängnisvoll geworden. Schwedische Nachrichten machen es in höchstem Grade wahrscheinlich, daß es Tolstoi gelungen war, aus seinem Gefängnis mit dem Großwesir in Beziehung zu treten und ihn zu beeinflussen. Trat dieser Einfluß auch in der Kriegführung der Türken nicht sofort zutage, so machte er sich später um so lebhafter geltend.

Im Heere des Zaren machte sich schon damals Nahrungsmittelnot geltend. Peter wollte sich daher möglichst schnell mit Scheremetjev vereinigen, der, wie er hoffte, ihm aus der Moldau und Walachei Proviant zuführen werde. Er beschloß, eilig vorzumarschieren, aber jeder Tag kostete ihm einige hundert Mann, ehe er in der Nacht auf den 24. Juni den Pruth erreichte. Heuschrecken hatten die Steppe zur Wüste gemacht, es fehlte zumal an Wasser. Von da ab wandte sich alles gegen ihn. In Jassy empfing ihn Cantemir und aus der Walachei Kantakuzenos, der die betrübliche Nachricht brachte, daß Brankowan ihm feindlich gesinnt sei. Trotzdem wurden General Rönne und der Brigadier Tschirikov ausgeschickt, um die Walachei zu gewinnen und aus den angeblich bei Braila angelegten türkischen Magazinen Proviant herbeizuschaffen. Die Hauptarmee aber überschritt den Pruth, ohne zu ahnen, daß der Großwesir inzwischen, wie wir gesehen haben, an 7 Stellen bei Isantschi die Donau überschritten hatte und daß der Kahn über den Pruth gekommen war, Peter, der den General Lebrecht Gottlieb Janos ausgeschickt hatte, um zu erkunden, ob Tataren und Türken sich vereinigt hätten, erfuhr, als dieser nach verlustreichem Rückzug zum Hauptheer zurückkehrte, daß er tatsächlich umzingelt sei. Er war wie in einem Sack gefangen, 38 246 Russen, umschlossen von 119 685 Türken und 70 000 Tataren. Aber es schien, als wolle der Großwesir die Schnüre nicht zuziehen, die den Sack zugeschnürt hätten. Hinter dem Rücken des Khans ließ er den Krimtataren den Befehl zugehen, zu Hause zu bleiben, dem Pascha von Oczakow aber befahl er, für den Fall, daß die Tataren trotzdem kommen sollten, ihnen den Weg zu versperren. Peter erkannte jetzt die Gefahr. Er dachte daran, einen Rückzug anzutreten, und ließ seine Truppen den Strom entlang flußaufwärts marschieren. So gelangte er am 20. Juli an einen Ort, der Nowoje Stanelischtsche hieß, weiter aber stromab nicht. Freiwillige Türken und Tataren überschritten den Fluß und griffen die russische Vorhut, das ist die Truppen von Scheremetjev und Janos, an, die sich nun ebenfalls nach Nowoje Stanelischtsche zum Hauptheer schlugen. Der Zar, der völlig verzweifelt war, hatte eine Wagenburg errichtet, hinter der seine hungernden Truppen standen. Wahrscheinlich wären die Tataren allein ihrer Herr geworden, wenn jetzt nicht der Großwesir, der ihnen den Erfolg nicht gönnte, den Janitscharen den Befehl gegeben hätte, anzugreifen; zugleich traf er Fürsorge, den Russen die Möglichkeit eines Rückzuges über den Strom abzuschneiden. Die Russen haben sich in ihrer verzweifelten Lage tapfer gewehrt. Viermal wurde der Angriff der Janitscharen abgeschlagen. Sie mußten sich abends zurückziehen, aber nur 150 Schritt vom russischen Lager machten sie halt und warfen eine Brustwehr auf oder, um ein modernes Bild zu gebrauchen, sie gruben sich ein. Am andern Morgen aber ließ der Großwesir sein schweres Geschütz spielen, und nun kam das Verhängnis.

Was weiter folgte, ist geschichtlich schlecht beglaubigt. Daß Katharina den ganz aller Fassung verlustigen Zaren wiederaufgerichtet hat, kann als sicher gelten; der heroische Brief, den Peter an den Senat gerichtet haben soll, ist eine spätere Erfindung, Tatsache dagegen, daß er den Vizekanzler Schefirow mit uneingeschränkter Vollmacht zum Großwesir schickte. Wenn nur ihm, Peter, und seinem Heere freier Abzug gewährt werde, wolle er alle ihnen in früheren Feldzügen abgenommenen Plätze den Türken ausliefern, Livland und alle anderen Küstengebiete, mit Ausnahme von Petersburg und Ingermanland, den Schweden zurückerstatten; sollten aber die Türken auch Petersburg verlangen, so solle Schefirow Pleskau dagegen bieten. Er werde Leszczynski als König von Polen anerkennen, dem Großwesir 150 000 Rbl., Pdem Kiaga 60 000 Rbl., dem Ischanschbascha 10 000 Rbl., dem Janitscharen-Aga 10 000 Rbl. zahlen, dazu den geringeren Würdenträgern große Güter verleihen. Im Archiv des Justizministeriums zu Moskau ist das Original dieser Instruktion erhalten.

Es darf wohl nicht daran gedacht werden, daß Peter einen solchen Frieden hätte halten wollen.

Digitized by Google

Er hätte ihn gewiß beschworen — das Kreuz darauf geküßt — ohne Skrupel, aber er hätte unbedenklich Schwur und Kreuzküssung gebrochen. Was er wollte, war Freiheit; war die ihm sicher, so kümmerte er sich nicht um Eide. Aber der Eidbruch ist ihm erspart worden. Als Schefirow aus dem türkischen Lager zurückkehrte, brachte er einen Frieden, der dem Zaren keine Träne kostete: Rückgabe von Asow, Schleifung der Werke von Astrachan und Toganrog und die Rückgabe weniger russischer Befestigungen an der Grenze, sowie das Versprechen, sich ferner nicht um polnische Angelegenheiten zu kümmern, und freie Rückkehr für Karl XII. nach Schweden. Daß der Großwesir und die anderen ihre Geldgeschenke erhielten, ist selbstverständlich; vielleicht ist auch etwas vom Schmuck Katharinas mit in den Kauf gegeben worden — ein Großwesir hat vielen Frauen etwas mitzubringen. Aber wie lächerlich geringfügig ist das alles im Hinblick auf die Tatsache, daß es in der Hand des Großwesirs lag, den Zaren mit seinem gesamten Heer gefangenzunehmen und Rußland zu nötigen, wieder jenes Moskovien zu werden, das es vor Peter gewesen war. Gewiß hätte Karl XII. nicht gezögert, aus dieser unvergleichlichen Gunst des Schicksals die Schlüsse zu ziehen, die für ihn und die Welt die günstigsten gewesen wären. Der Türkei aber wäre das ganze südliche Rußland zugefallen, wenn ein Mann mit starkem und stolzem Ehrgeiz an ihrer Spitze gestanden hätte. Als Karl XII. im türkischen Lager eintraf, war 3 bis 4 Stunden vorher das Friedensinstrument am 23. Juli 1711 unterzeichnet worden. Er hat vergeblich versucht, den Großwesir umzustimmen, und ebensowenig gelang es ihm, den Mehemed Girej für seine Pläne zu gewinnen. Unverrichteter Sache ist er nach Bender zurückgeritten. Baltadschi aber ist seines Verrates nicht froh geworden, Als er nach Konstantinopel zurückkehrte, wurde er verhaftet, sein Haus den Janitscharen zur Plünderung übergeben, sein Anhang gestürzt und zum Teil ums Leben gebracht, er selbst nach Mytilene verbannt, wo er im Elend gestorben ist.

Eine unvergleichliche Gelegenheit war versäumt. Ein Schicksalstag wie der 23. Juli kehrte der Türkei nicht wieder durch volle zweihundert Jahre. Erst jetzt ist die Zeit gekommen, da sie die vielhundertjährige Rechnung vorlegen kann, die sie als Genugtuung für säkulares Unrecht von Rußland zu fordern hat.

Kabylenfrauen.

Digitized by Google

KAISERBESUCH.

Von Rudolf Rotheit.

Zweimal öffnete sich die landschaftliche Pracht Konstantinopels den kaiserlichen Blicken von der Bosporusseite her. Von Athen, wo Kaiser und Kaiserin zur Hochzeit der Kaiserschwester Sophie mit dem damaligen Kronprinzen Konstantin geweilt hatten, brachte das Schiff sie Anfang November 1889 an den Landungsplatz des Sultanschlosses Dolmabagtsche. Und wiederum warf Mitte Oktober 1898 die Kaiserjacht „Hohenzollern" vor Dolmabagtsche Anker, als das Kaiserpaar, von Venedig kommend, auf der Fahrt nach Palästina der Hauptstadt des Osmanenreiches den zweiten Besuch abstattete. Als aber der Kaiser nach treuester bundesgenössischer Besiegelung seiner Freundschaftserklärungen der Jahre 1889 und 1898 jetzt im Oktober neuerdings in Konstantinopel eintraf, führte ihn der Weg zum ersten Male über Land dorthin. Gesperrt ist das Meer, ungehindert und frei aber rollt der Zug auf den völkerverbindenden Schienen. Die Sperrung des Meeres kann nur vorübergehend sein, mit der Beendigung des Weltkrieges, der sie bewirkte, nimmt auch sie ein Ende. Die durch die Waffen der Vierbundmächte neuerrichtete und durch sie beschützte Landbrücke nach dem Orient aber bleibt eine dauernde Errungenschaft dieser schweren Kriegszeit. Die Kaiserreise nach Konstantinopel gab ihr eine neue Weihe.

Ankunft des Kaisers im alten Serail.

Der grundlegende Plan unserer Feinde im Orient, auf dem, wenn er erreicht worden wäre, alle anderen Ziele sich aufbauen sollten, war die Abschnürung des Verkehrs zwischen Mitteleuropa und der Türkei. Alle anfänglichen diplomatischen und späteren militärischen Handlungen der Feinde auf dem Balkan strebten nach Verwirklichung dieses Vorhabens hin. Hierauf waren, als der serbische Klotz uns noch im Wege lag, die hinterhältigen Schwierigkeiten berechnet, die uns bei den Bemühungen, Serbien zu umgehen, in Rumänien bereitet wurden. Hierauf zielten die Angebote ab, die die Entente den Bulgaren machte, um sie in ihr eigenes Lager hinüberzuziehen. Denselben Zweck verfolgte nach dem verunglückten Dardanellen-Abenteuer die Ueberführung der Sarrail-Armee nach Saloniki, wo ihr die Aufgabe zugewiesen war, durch Rettung Serbiens und durch einen Stoß ins Herz Bulgariens den Ring der Landblockade um die Mittelmächte zu schließen und die auf diese Weise abgesprengte Türkei sodann zu erdrücken. Und das gleiche Ergebnis erwarteten unsere Feinde von dem Eintritt Rumäniens in den Krieg.

Wenn nunmehr der Hofzug mit dem Deutschen Kaiser von Berlin über Wien und Sofia geraden Wegs nach Konstantinopel durchfährt, so liegt in dieser Tatsache zum tiefsten Mißvergnügen unserer Feinde das sprechende Zeugnis von dem völligen Versagen ihrer balkanischen Anstrengungen. Stolzen Anteil daran haben alle vier im mitteleuropäisch-orientalischen Bund vereinigten Mächte. Und sie alle verstehen es nicht nur, sich der Kanonen ihrer Feinde kraftvoll zu erwehren, sondern auch den auf Schleichwegen an sie herantretenden Ohrenbläsern die gebührende Antwort zu geben. Die in Konstantinopel (wie vordem in Sofia) gewechselten Trinksprüche haben tieferen Gehalt, als daß sie bloß — wie es in Friedenszeiten so oft vorkommt — als Aneinanderreihung höfischer und

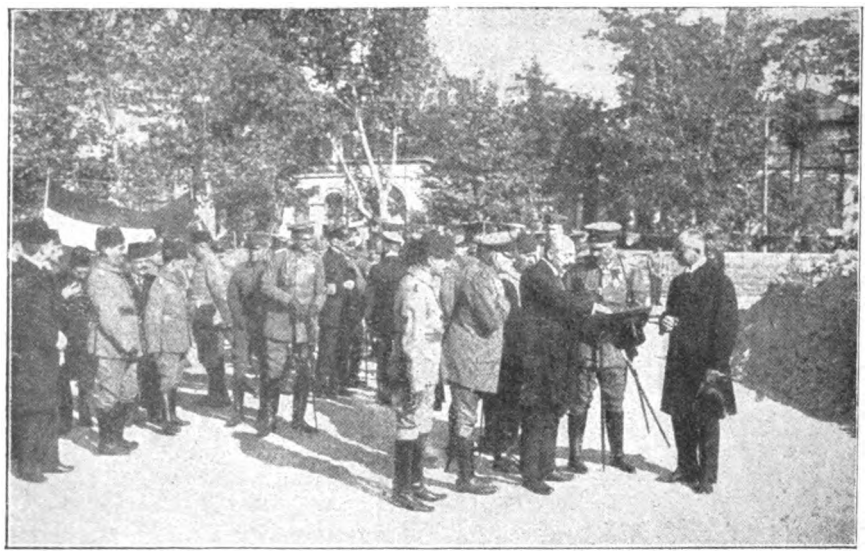
Digitized by Google

Der Kaiser begrüßt den Scheich ül Islam. Von links nach rechts: Der Scheich ül Islam, der Kaiser, der Sultan, türkischer Vizegeneralissimus Enver Pascha.

höflicher Redewendungen aufgefaßt werden könnten. Sie weisen vielmehr, für Freund und Feind vernehmbar, auf die Festigkeit des mit so vielem Blut gekitteten Bündnisgebäudes hin und wollen namentlich die lauernden Gegner wissen lassen, daß sie sich ihre Mühe, Sprengmittel dafür ausfindig zu machen, sparen können.

Nahezu dreißig Jahre friedlicher deutscher Arbeit zur Ausgestaltung des türkischen Verkehrswesens und Entwicklung der nationalen Hilfsquellen der Türkei sind seit dem ersten Konstantinopeler Aufenthalt des Kaisers verflossen. Am 4. Oktober 1888, ein Jahr vor der damaligen Kaiserreise, wurde der Vertrag zwischen der türkischen Regierung und der Gesellschaft der anatolischen Bahn unterzeichnet, an der deutsches Kapital und deutsches Unternehmertum hervorragendsten Anteil hatte. Es war das sozusagen der Geburtstag der großen Bahnbauten unter deutscher Leitung, mit denen die asiatische Türkei in den darauf folgenden drei Jahrzehnten zu ihrem eigenen Wohle bedacht wurde, Bauten, deren hoher militärischer Wert für die Türkei in den Balkankriegen wie namentlich im jetzigen Kriege sich deutlich genug offenbarte. Und gewiß kann man es nicht bloß einem Zufall zuschreiben, daß ein Jahr nach dem zweiten Besuche des Kaisers, nämlich Ende 1899, die Gesellschaft der anatolischen Bahn einen neuen Vertrag mit der Türkei abschloß, der die Fortführung jener Bahnlinien von ihrem Endpunkte Konia bis nach Bagdad vorsah. Das Kaiserwort: „die Welt steht im Zeichen des Verkehrs" war nicht allein für das Deutsche Reich und das deutsche Volk gesprochen. An den Wohltaten der Verkehrserweiterungen, soweit sie deutscher Arbeit ihr Entstehen verdanken, sollte jeder teilnehmen, der des guten Willens war, Hand in Hand mit uns zu gehen. In diesem Sinne traten die Deutschen auf verkehrspolitischem Gebiete schöpferisch in der Türkei und für die Türkei auf, ihr auf diese Weise damals Freundschaft und Anteilnahme an ihrer Entwicklung bezeugend.

Es gelangte aber durch den Kaiserbesuch vom Jahre 1898 noch eine andere, politisch hochwichtige Angelegenheit auf die Tagesordnung und zur unmittelbaren Lösung. Im August jenes Jahres hatte der französische Kardinal Langenieux den Papst schriftlich um Erlaubnis zur Gründung eines Komitees gebeten, das sich die Aufrechterhaltung des französischen Protektorats über die katholischen Missionsniederlassungen im Orient zur Aufgabe setzen sollte. Der Kardinal fügte hinzu, die Vernichtung des Protektorats würde für Frankreich ein Unglück und eine Demütigung sein. Anfang Oktober, unmittelbar vor des Kaisers Abfahrt nach Konstantinopel und Palästina, empfing der Papst eine größere Gruppe französischer Pilger, denen er u. a. sagte: „Ihr kommt, um zu danken dafür, daß ich die früheren Erklärungen des Heiligen Stuhles über euer traditionelles Protektorat im Orient bestätigt habe." Es war klar, daß angesichts



Der Kaiser auf dem Bauplatz des Hauses der Freundschaft: Professor Dr. Jäckh, der Schriftführer der Deutsch-Türkischen Vereinigung, erklärt dem Kaiser die Baupläne.

Digitized by Google

der Kaiserreise Frankreich und der Vatikan veraltete französische Protektoratsansprüche neu zu beleben für gut fanden. Man hatte offenbar damals bereits Kunde erhalten, daß der deutsche Kaiser nicht mehr willens war, das französische Protektorat auch über deutsche Katholiken im Orient als etwas Unumstößliches hinzunehmen. Das Gefürchtete traf denn auch ein. In Haifa erklärte der Kaiser in seiner Antwort auf die Begrüßungsansprache des Direktors der deutschen katholischen Niederlassung Tabgha: „Ich ergreife gern die Gelegenheit, ein für allemal auszusprechen, daß die deutschen katholischen Untertanen, wo und wann sie desselben bedürfen sollten, meines kaiserlichen Schutzes stets sicher sein werden." Damit war in der Tat das jahrhundertelange französische Protektoratsmonopol durchbrochen, und im November desselben Jahres, kaum einen Monat nach dem Kaiserbesuch, zeigte die Pforte in aller Form offiziell dem Vatikan an, daß das Protektorat über die deutschen Katholiken fortan vom Deutschen Reiche werde ausgeübt werden.

All das ist heute durch türkische Neuordnungen überholt. Das Protektorat fremder Mächte über die Katholiken in der Türkei war ein Schößling vom Baume der Kapitulationen. Die Türkei hat diesen Baum mit entschlossenem Streich gefällt und damit ist auch das Protektoratwesen beseitigt. Heute gilt für die deutsch-türkischen Beziehungen der zwischen den beiden Mächten geschlossene Rechts- und Konsularvertrag, worin für einseitige Protektoratsansprüche kein Raum mehr vorhanden ist und kraft dessen den beiderseitigen Staatsangehörigen, die als Fremde hüben und drüben weilen, nur der in aller Welt übliche Schutz der diplomatischen und konsularischen Vertretungen zukommt. Nach dem Muster dieses Vertrages wird die von den Kapitulationen und Protektoraten befreite Türkei auch mit den jetzt feindlichen Staaten späterhin Vereinbarungen treffen. Damals aber, vor zwanzig Jahren, als der deutsche Kaiser durch eigene Uebernahme des Protektorates über die deutschen Katholiken Bresche in das französische Protektoratsmonopol legte, brachte er damit den Türken eine Erleichterung von schwerem französischem Druck, der sich überall fühlbar machte, wo Katholiken in der Türkei wohnten und Kirchen, Schulen, Spitäler unterhielten. Ueberall dort hatte kraft des angemaßten Protektorats Frankreich die Hand im Spiele.

Man erkennt, wie sich bei den Kaiserreisen nach der Türkei internationale Gegensätze ergaben, wie sie bei diesen Gelegenheiten erkennbar hervortraten, oder wie sie an sie anknüpften. Englands Zorn wandte sich gegen die Eisenbahnpläne, Frankreich empfand die Protektoratsminderung, um mit Kardinal Langenieux zu sprechen, als Unglück und Demütigung. Schon damals wurde dem Deutschen Kaiser und dem Deutschen Reiche nichts vergönnt. Auch das gehört zu der großen Rechnung, die seit Jahrzehnten aufgelaufen ist, um schließlich mit dem Schwert gelöst zu werden. Daß diese Lösung auch voll im Sinne der Türkei erfolgt, sprach der türkische Dichter Dschelal Sahir in seinem Begrüßungspoem an den Kaiser mit schwungvollem Danke aus:

Von allen Herrschern dieser neuen Zeit
Du heldenkühnster, großer, mächt'ger Kaiser!
Des Volks des Islams und der Türken Freund!
Wir alle jauchzen heut' Dir Grüße zu:

Das ruhmgekrönte Heer, im Glanz der Siege,
Schriftsteller, deren Schwert die Wahrheit ist,
Und Dichter, deren Herz von Liedern quillt.

Und vor Dir steht der ganzen Welt des Islams
Khalif und Herrscher und der Türken Hakan*).
Mein Padischah! Vor seiner Ahnen Schwertern
Beugten sich Meer und Land. In seinen Augen
Ein blauer Himmel lächelt, und voll Liebe
Reicht er die Hand Dir, und von seinen Lippen
Ertönt der Gruß: „Willkommen großer Kaiser!
Mein mächtiger Freund! Am Tage, als der Donner
Der feindlichen Geschütze dräuend dröhnte
Zu Wasser und zu Lande, siegelte
Osmanischer Krieger Blut die heilige Freundschaft,
Aus deren Kraft die Zukunft neu ersteht."

*) Soviel wie erhabener Schutzherr.

Digitized by Google

KONSTANTINOPEL IN FESTSTIMMUNG.

Von Dr. Friedrich Schrader.

Zur glücklichen Stunde — „eochref saat" sagen die Mohammedaner — ist Kaiser Wilhelm an dem strahlenden Oktobertage in die Mauern Konstantinopels eingezogen. Alles war Sonne, Heiterkeit, strahlende Schönheit. Alle Elemente hatten sich vereinigt, um den mächtigen Kaiser und obersten Kriegsherrn des in Erz gerüsteten Deutschlands würdig zu empfangen. Seit langem hatte die alte Stadt nicht so viele Menschenmassen auf den Beinen gesehen. Aus den fernsten, stillsten Mahalles waren die biederen „Esnaf" und die „ew Kadyn", die Frauen aus dem Volk herbeigeeilt, um den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der in Stambul der volkstümlichste ist und in den Herzen und den Köpfen der Osmanen lebt als der beste, treueste und mächtigste Freund ihres Volkes... Und die Flaggen und Kränze wogten, das Meer lag in seinem blauen Festkleide da — in den Lüften tönte es und über den Kuppeln und Domen der alten Stadt lag der Glanz des scheidenden Sommers. Das Herz Konstantinopels pochte voll gewaltiger Erregung. Es war ein großer Festtag des Volkes. Es wollte sich ausruhen und Atem schöpfen in dem Einerlei des Krieges — den Sieg verkörpert sehen in der Gestalt des siegreichen Bundesgenossen.

Und dann löste sich die Spannung, die wie eine Wolke über der Menge gelegen hatte. Der Schauer der Begeisterung ergriff die Harrenden. Wie ein Lauffeuer eilte das Beifallklatschen dem kaiserlichen Zuge voraus. Der Kaiser nahte. Lächelnd und froh saß er an der Seite des ehrwürdigen Padischah. Auf den Zehenspitzen richteten sich die kleinen Hanums empor. Krampfhaft brachen sich die Kleinen und Unansehnlichen Bahn durch die menschlichen Hindernisse. Die Ellenbogen arbeiteten — scharfe Worte fielen, Verwünschungen über die Unverschämtesten — aber glücklich fühlten sich diejenigen, die einen Blick werfen konnten auf diese kriegerische, fast jugendlich aussehende Herrschergestalt.

* * *

Der Orient liebt den Ernst der Majestät, wenn sie sich mit gewinnender Freundlichkeit paart. Und das war es gerade, was den deutschen Kaiser auszeichnete. Die Orientalen sind scharfe Beobachter. Sie fanden bald heraus, was das Wesen des hohen Gastes ausmachte. Es rührte sie, wenn sie sahen, daß die Majestät mit einfachen Soldaten sprach, daß er den Kindern so freundlich gegenübertrat. Viele von den alten Leuten erinnerten sich an den Kaiser von seinen früheren Besuchen her. Vor vielen Augen tauchte sogar das Bild Kaiser Friedrichs auf, der zur Zeit der Eröffnung des Suezkanals den Sultan Abdul Asis in Konstantinopel besucht hatte. Er hatte in seinem Vollbart und mit seiner martialischen Erscheinung in der türkischen Hauptstadt mächtig imponiert. Man erinnerte sich besonders mit Dankbarkeit an die Erleichterung, die bei seinen Besuchen in den Jahren 1889 und 1898 in der unerträglichen Spannung des hamidischen Regimes eingetreten war. Damals hatte sich der „rote Sultan" sogar seinem geliebten Volke gezeigt, und gutherzig, wie es ist, hatte es sich zu Aeußerungen der Freude hinreißen lassen darüber, daß es seinen Padischah einmal in seiner Mitte sah. Wie Ahmed Rassim im „Tasfiri Efkiar" erzählte, war damals ein „Hafieh", ein Geheimpolizist des Jildis, freudestrahlend vor dem gefürchteten Chef erschienen und hatte berichtet: „Ich melde, daß ich bemerkt habe, daß das Volk den Sultan von ganzer Seele liebt!" Alle solche Erinnerungen waren es, die der Kaiserbesuch wieder aufleben ließ. Der Kaiser war dem Volke von Stambul kein Fremder. Damals, als er zuerst den Fuß auf den Kai des Schlosses von Dolma Bagtsche gesetzt hatte, war ihm ge-

Digitized by Google

wissermaßen das Bürgerrecht der türkischen Hauptstadt verliehen worden.

* * *

Im Morassim Kiosk mit seiner marmornen und goldenen Pracht schlug der hohe Gast sein Hoflager auf. Ich erinnere mich an die Tage nach der Entthronung Sultan Abdul Hamids, als die gefürchtete Zwingburg des Jildis dem Besuch des Volkes geöffnet wurde. Damals wurde auch der Zutritt zum Merassim Kiosk der Presse und dem besseren Publikum gestattet. Und den Deutschen zeigte man nicht ohne Stolz und Liebe die Zimmer, wo ihr Kaiser bei seinen Besuchen gewohnt hat. Hier in diesem Schloß in seiner vornehmen Stille, das von der grünen Wildnis des Jildisgärten umgeben ist, war die Erinnerung an den Kaiser noch lebendig. Wer hätte damals vorausgesehen, daß acht Jahre später der fürstliche Gast hier wieder einziehen würde? Aber unter welch anderen Umständen, als Waffenbruder und Bundesgenosse des streitbaren Islams. Das Wort, das er 1898 an dem Grabe Sultan Salaeddins des Ejubiten in Damaskus gesprochen, hatte seine glänzende Bestätigung gefunden. Der germanische Heerkönig hat seine Waffen vereint mit den Nachkommen des tapferen und edlen mohammedanischen Herrschers, der bei Hittim die fränkischen Kreuzfahrer aufs Haupt geschlagen hat. Die Politik, der die Türkei schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts zuneigte, hatte unter dem Zwang der Ereignisse ihre folgerichtige Entwicklung gefunden. Der Gast des Merassim-Kiosks weilte nicht mehr nur unter wohlgesinnten Freunden, sondern unter Kampfgenossen, in deren Herzen dieselbe Sorge um das Gelingen des großen Kampfes und dasselbe Siegesvertrauen wohnte. Und wenn sich zu den fünf Gebetzeiten die Stimme des Muesins von der benachbarten Hamidiehmoschee wie eine weiße Taube zum Himmel emporschwang, konnte der Kaiser aus ihr das heiße Flehen um den Sieg und das Vertrauen zum Triumph des Rechts heraushören... Allah ekber! Allah ekber!

* * *

Ich sah den Kaiser am Tage nach seiner Ankunft, wie er durch die Straße von Galata fuhr. Es war dicht vor der Ottomanbank. Sein Auto bewegte sich langsam vorwärts der steilen Fahrstraße von Okdschi Mussa entgegen. Es waren nur wenige Leute auf der Gasse. Die Europäer, die den kaiserlichen Gast erkannten, entblößten ehrerbietig ihr Haupt. Der Kaiser ließ seine Blicke über die Fassaden der Häuser gleiten und die nicht unschöne Front des englisch-französischen Finanzinstituts, das sich mit dem Namen der Ottomanbank geschmückt hat.

Er kam von der Besichtigung der Altertümer in Stambul. Bis zu der Stadtmauer und den Blachernen war der Ausflug des Deutschen Kaisers gegangen, des ersten deutschen Herrschers, der nach Konrad dem Dritten, dem Hohenstaufen, den Boden des alten Byzanz betrat. Ueberall in Stambul war das Volk zusammengelaufen, um den „Kaissar" zu sehen, wie er die Baudenkmäler ihrer alten Stadt mit soviel Liebe betrachtete. Der Stambuli ist aber ein eifriger Lokalpatriot. Er ist stolz auf seine Heimat und kommt dem Fremden entgegen, der Liebe zu ihr bezeigt. Vor dem Grabe Sultan Mahmuds am Divan Soln hatte sich in kürzester Zeit eine dichte Menschenmenge angesammelt, die den Kaiser sehen wollte, der den gegenüberliegenden Bauplatz des „Dostluk Jordu", des türkisch-deutschen Freundschaftshauses besichtigte. Und wieder leuchteten aller Augen, wieder ertönte das Händeklatschen, als die feste und elegante Gestalt des Kaisers in seiner feldgrauen Uniform erschien — der Kaiser ein wahrer Freund Stambuls.

...Dann kam ein Tag, den der hohe Gast fern von der Hauptstadt verbrachte, auf den alten Kampfgefilden an den Dardanellen. Am Abend vorher war die von der „Göben" begleitete Sultansjacht „Ertogrul" in die Marmara ausgefahren. Die Nacht war still und durch das Dunkel zog das prächtig beleuchtete Schiff seinen Weg... So still war alles, daß man von den Terassen Peras die Maschinen arbeiten hörte auf den Schiffen. Wie eine Lichterscheinung zog das stolze Kriegsschiff, das den Namen eines der großen Heerführer der deutschen Einheitskriege führt, seinen Pfad dahin. An Bord weilte der Kaiser, der die Uniform eines osmanischen Marschalls angelegt hatte, die ihm der Padischah soeben verliehen. Mit ihm fuhr der jugendfrische Kriegsminister und Vizegeneralissimus Enver Pascha, der Erneuerer des alten türkischen Kriegsruhms. Und die Herzen der deutschen

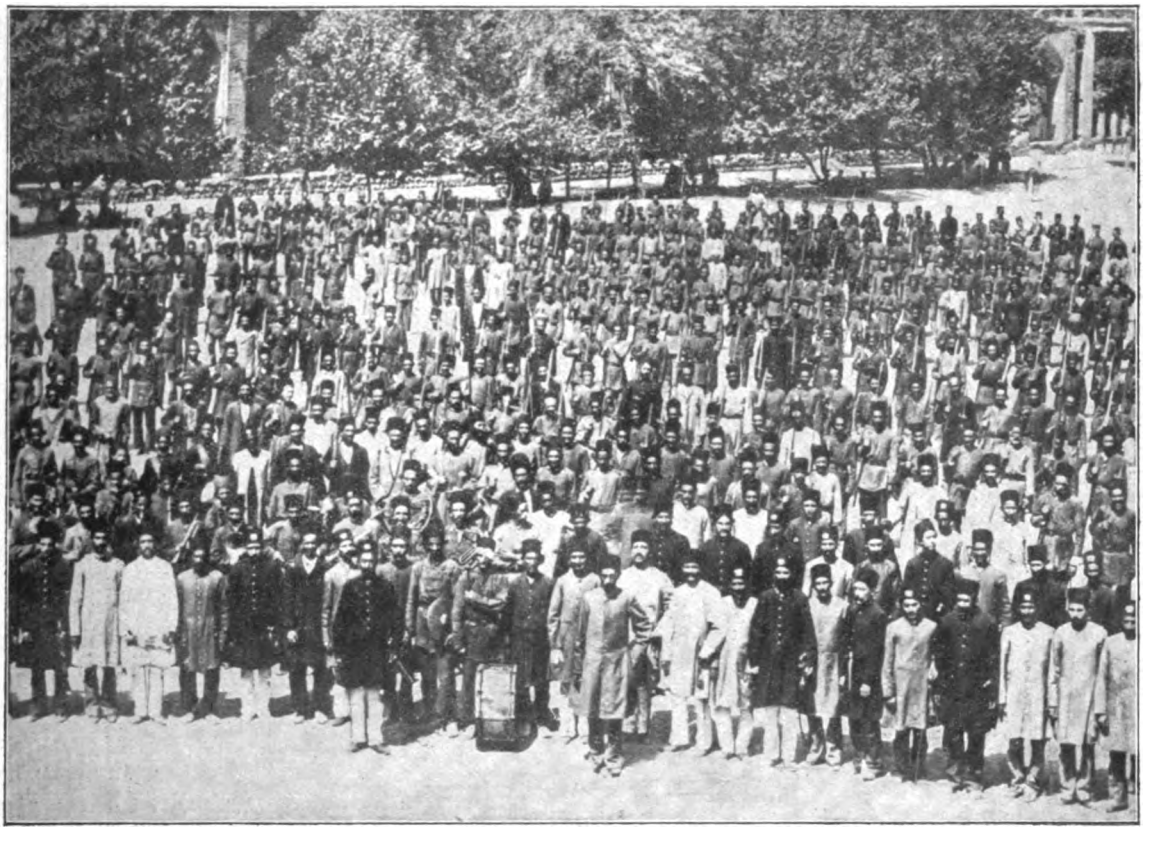
Digitized by Google

Seeleute an Bord waren stolz darauf, ihren Kaiser unter sich zu haben. Denn an ihm hängen alle.

Und als sich am Donnerstag morgen die Schiffe wieder dem Bosporus näherten, da durften die Seeleute die Stimme ihres obersten Kriegsherrn vernehmen, der, in ihrer Mitte stehend, unvergeßliche Worte zu ihnen sprach. Die türkische Presse aber erkannte in der Reise des Kaisers nach den Dardanellen eine Huldigung für die unvergleichliche Tapferkeit der osmanischen Kämpfer, die den Durchbruch der Feinde nach dem Schwarzen Meer und die Eroberung der Hauptstadt mit ihren scharfen, angriffsfrohen Bajonetten abgewehrt hatten.

Dann kam am Abend die Stunde der Abreise. Wieder saß der greise Padischah an der Seite seines Bundesgenossen... Eine Nacht voll Lichtes, voll Stimmen. Auf dem Bahnhof entrollte sich wieder das glänzende, höfische Bild. Aber die Herzen der Soldaten, der Kinder, des Volkes, die am Wege standen und dem scheidenden Gast ihre Abschiedsgrüße zuriefen, waren alle bewegt von der Feier des geschichtlichen Augenblicks. Dann kam der Abschied der Herrscher, das Tauschen froher Hoffnung auf baldigen Sieg und Frieden, und der kaiserliche Zug verschwand in die Nacht hinein um die Seraispitze herum, um den langen Weg durch bundesgenössisches Gebiet, den die vereinten Schwertes des Vierbundes geöffnet hatten, bis in die ferne deutsche Heimat zurückzulegen.

Des Kaisers Bild ist nach diesem Besuch den Osmanen noch teurer geworden. Fester und enger ist die Waffenbrüderschaft und das Bündnis mit Deutschland geworden und unerschütterlicher noch die Ueberzeugung von der unwandelbaren Freundschaft, die Kaiser und Reich den Osmanen entgegenbringen, von dem ehrlichen und auf einer ehernen Interessengemeinschaft begründeten Willen Deutschlands, mit uneigennütziger Hilfe den aufsteigenden Weg der Türkei zu fördern und zu beschleunigen. Das ist die bleibende Wirkung dieser Monarchenbegegnung, um deren Herzlichkeit und Aufrichtigkeit uns unsere Feinde beneiden müssen.



Parade-Aufstellung eines persischen Infanterie-Regiments.

Digitized by Google

AUSGLEICHSFRIEDE UND KRIEGSENTSCHEIDUNG.

Von Carl Peters.

Um einen Ausgleichsfrieden auch nur zu erzielen, hätte Deutschland geschlossen und einheitlich einen deutschen Frieden verlangen müssen. Das würde sich aus rein taktischen Gesichtspunkten empfohlen haben. Dann würden wir durch die bloße Größe unserer eigenen Forderungen, die über den status quo ante hinausreichenden dreisten Wünsche der Feinde haben ausgleichen können. Das ist schon die einfache Voraussetzung jedes kleinsten Kuhhandels.

In Deutschland scheint immer noch die Meinung zu herrschen, daß die Staatsmannschaft oder Diplomatie ein Beruf sei, in welchen der Weg durch ein Examen führe, und zu dem man „ernannt" werden könne, während doch in Wirklichkeit das, was man durch Studien und Examina lernen kann, nur sehr minderwertig ist, und das Wesentliche angeboren sein muß. Geborene Staatsmänner waren alle die großen Politiker der Weltgeschichte. Eine Ausnahme war nur scheinbar Bismarck, der indes einem normalen Juristen so unähnlich sah, wie nur möglich. In England, Frankreich, Italien usw. sind die Berufsdiplomaten auch nur höchst ausnahmsweise examierte Juristen.

Im gegenwärtigen Kriege stand die Sachlage aber bislang stets so, daß unsere Staatsmänner nicht den Weg einschlugen, der zu einem Ausgleichsfrieden führen konnte, sondern gerade das Gegenteil. Wäre ersteres der Fall gewesen, so würde die deutsche Leitung direkt umgekehrt klug gehandelt haben, wenn sie seine Annahme scheinbar verzögert hätte und sich ihn hätte abringen lassen, anstatt ihn anzubieten.

Was aber deutsche „Staatsmänner" und Reichstagsabgeordnete sich dabei dachten, unsern Feinden auf Leben und Tod Friedensangebote und Friedens-Entschließungen zu machen, wenn es nicht zu dem Zwecke geschah, den Krieg möglichst zu verlängern und den Frieden zu verzögern, das möchte ich wohl wissen. Eine andere Wirkung hat es jedenfalls nicht gehabt, ebenso wie das krampfhafte Bemühen, „bessere Beziehungen mit England" zu schaffen, von 1908 bis 1914 den Weltkrieg mit England erst ins Leben gerufen hat. Das läßt sich aktenmäßig beweisen und wird die Weltgeschichte im einzelnen darlegen. Man kann auch 1901, den Burenrummel in Deutschland, als den geistigen Ausgang dieses Weltkrieges ansehen, oder den Fall Schnäbele 1887 und das Unterlassen der Vernichtung des sich aufrichtenden und zur Revanche rüstenden Frankreichs, kurz, eine Reihe von andern „verpaßten Gelegenheiten."

Auf der anderen Seite ist es sehr die Frage, ob Deutschland und der mitteleuropäische Bund einen unausgefochtenen Krieg, also einen Ausgleichsfrieden, 1917 überhaupt vertragen könnte. Ich würde ihn für unglaublich kurzsichtig halten. Denn er würde den früheren oder späteren Untergang aller vier Beteiligten bedeuten. Einen status quo ante gibt es in keinem Fall, weder für das Deutsche Reich, noch für Oesterreich-Ungarn noch für die Türkei. Bei allen dreien handelt es sich bei diesem Krieg um Sein oder Nichtsein. Ich dächte, darüber wären wir längst im klaren, und so oft haben wir von Durchhalten geredet. Jetzt, wo das Durchhalten anhebt, sollten wir kleinmütig werden? Was bedeutet schon ein Friede mit allen alten politischen Grenzen, aber ohne Kriegsentschädigung für das Deutsche Reich, ein Friede mit einer Belastung von etwa 120 Milliarden Kriegsschulden und ohne unsere ehemaligen Absatzmärkte!

Aehnlich ist es mit Oesterreich-Ungarn, um dessen Aufteilung der ganze Krieg eigentlich begann. Wir dürfen doch nicht vergessen, daß der Mord von Sarajewo sein eigentliches Vorspiel war und daß das „arme kleine Serbien" es war, das sich dazu hergab, ihn durch einen gemeinen Meuchelmord zu entfachen, daß das „stolze Albion", das „edle Frankreich", das „heilige Rußland" das neue Kapitel der europäischen Geschichte durch eine Banditentat eröffneten; daß Italien eintrat, weil es das Trentino und Triest, Rumänien, weil es die Bukowina und Siebenbürgen rauben wollten; daß Rußland schon seit Jahren das Wort geprägt hatte, „der Weg nach Konstantinopel führe über Berlin und Wien", und daß sein historischer Traum war, das christliche Kreuz auf der Hagia Sophia aufzupflanzen.

Bei der Türkei handelte es sich schließlich darum, daß Rußland Armenien, Konstantinopel und die Meerengen, Frankreich Syrien, Großbritannien Aegypten, Sinai, Mesopotamien, Südarabien und was drum und dran hängt, nehmen wollten; die Türken sollten also bei lebendigem Leibe verspeist werden, wenn sie sich nicht bis auf's äußerste wehrten. Die Bulgaren hätten wohl vorläufig mit dem Vertrage zu Bukarest sich bescheiden dürfen. Dann aber hätten ihnen Serbien und Rumänien dauernd Luft und Licht, und jede Möglichkeit nationaler Einigung abgeschnitten, und Bulgarien wäre für alle Zeiten ein Liliputstaat an der unteren Donau geblieben, bis es der panslawistischen Bewegung mit ihren Trabanten auf dem Balkan genehm gewesen wäre, auch den Rest dieses hoffnungsvollen Staates zu beseitigen.

Digitized by Google

Es ist also der ganze mitteleuropäische Vierbund nur ein Defensivbündnis zum Kampf um Sein oder Nichtsein. Nur in einem klaren Siege im Osten wie im Westen, ist Friede und Sicherheit der Zukunft zu finden. Auch um das Nilgebiet und Mesopotamien, Südarabien und Armenien wird heute voraussichtlich für alle Zeiten gerungen. Insofern fällt bei Oesel und Riga, in Polen und in Galizien nicht nur die Entscheidung um deutsches und österreichisches, sondern auch um türkisches Schicksal.

Daß die Zukunft aller beteiligten Völker ausschließlich vom Ausgang des Krieges selbst abhängen werde, war von seinem Ausbruch für jeden, der sehen konnte und wollte, ganz klar. Von sonst gar nichts. Seit 1871 waren die Franzosen entschlossen gewesen, den Kampf mit dem Deutschen Reich von neuem aufzunehmen, um Revanche für die Niederlage von 1870 zu nehmen. Seit 1900, seit den Tagen des Burenkrieges und der sogenannten Burenbewegung in Deutschland, war sich jeder Engländer klar darüber, daß die eigentliche Gefahr für das Weltreich von der Wehr- und Arbeitskraft der Deutschen heranziehe und daß die britische Politik, welche die Einigkeit Deutschlands zugelassen hatte, ein Fehler gewesen war. Der Status quo ante 1864 und die Zurückrollung der gesamten Bismarckischen Entwicklung wurde mehr und mehr zum Ideal der britischen Politik. Seit 1908, seit der Annexion Bosniens und der Herzegowina, besann man sich in Rußland darauf, daß der Weg nach Konstantinopel über Berlin und Wien gehe, und da nahm das Programm der Rache für den Berliner Kongreß greifbare Gestalt an. Ob ein Bismarck diese Richtung noch hätte abändern können, ist mir zweifelhaft. Jedenfalls ist aus solchen Anschauungen und Stimmungen heraus der heutige Krieg geboren worden. So kam es einerseits zur Entente cordiale, andererseits zum englisch-russischen Interessenausgleich. Demgegenüber hatte Mitteleuropa nur sein gutes Schwert und seinen Heldenmut gegen eine Welt von Feinden. Nur dieses stand zwischen ihm und dem Untergang.

Zur Aufteilung und zur Vernichtung der mitteleuropäischen Völker waren die Verbündeten seit 1914 entschlossen. „We must win this war, of course", sagte Lord Kitchener, als er dem Ministerium Asquith zum ersten Male gegenübertrat. „Then we'll commence it in three years, it may last twenty or thirty years." („Wir müssen diesen Krieg gewinnen, selbstverständlich. Dann wollen wir ihn in drei Jahren beginnen, dauern mag er 20 oder 30 Jahre.")

Was man sich in Deutschland dachte, als man im Dezember 1916 ein feierliches Friedensangebot machte, weiß ich nicht. Was man im deutschen Reichstag wollte, als man am 19. Juli 1917 urbi et orbi feierlich verkündete, man sei zu einem annexions- und entschädigungslosen Frieden bereit, kann ich mir nicht denken. Meinte man etwa in Berlin, irgendjemand in England oder Frankreich, in Rußland oder Nordamerika, dächte sich, Deutschland sei dies nicht? Aber in London oder Paris war ja alle Welt schon im August 1914 fest überzeugt gewesen, Deutschland liege am Boden und das weitere bedeute nur noch den Akt der Abschlachtung. Deutschland hatte ja auch alle möglichen Versuche gemacht, noch im letzten Augenblick die Neutralität des britischen Reiches zu erwecken. Wie hätte man wohl in London zu irgendeiner Zeit daran zweifeln mögen, in jedem Augenblick den Frieden mit Deutschland haben zu können? Solchen Leuten noch ein Friedensangebot machen, hieß doch ausschließlich, ein höhnisches Gelächter als Antwort auslösen und sich ohne jeden Grund als geschlagen bekennen. Die Friedensresolution des Reichstags war beinahe, als ob man einem etwaigen Friedensunterhändler mit den Westmächten seine Arbeit möglichst erschweren möchte. Denn jedem Vermittler auf der deutschen Seite könnte ja sein englischer oder sein französischer Kollege entgegenhalten: „Was wollen Sie denn? Wir kennen ja genau den Rückhalt, den Sie bei Ihren eigenen Leuten haben. Regierung und Reichstag haben uns ja längst alles verraten." Es ist das, was man in England nennt: „given the show up!" (das Spiel aufdecken.).

Hier, wenn irgendwo, wäre das „Bluffen" am Platz gewesen. Wenn England von 20 oder 30 Kriegsjahren sprach, hätten Deutschland und seine Verbündeten sich ostentativ auf 30 oder 40 einrichten müssen. Wenn man den Feinden dies begreiflich machte, hätte man wohl in einem oder zwei Monaten Frieden haben können. Wenn man ihnen Angst machte, daß man ihnen Provinzen und ganze Länder wegnehmen werde, so hätten sie wohl ihrerseits bald einen Ausgleichsfrieden angestrebt. Das Pinselhafteste, was man tun konnte, war, von vornherein auszuschreien, daß man gar nichts haben wolle, und nach einem Frieden um jeden Preis zu flennen. Denn danach sah die Friedensentschließung des Reichstages aus, obgleich sie in den Formen etwas anders gefaßt war.

Unser aller Zukunft von der Nordsee bis zum Persischen Meer hängt ausschließlich vom Krieg und von einer rücksichtslosen Offensive des mitteleuropäischen Bundes ab. Auf diesem Wege liegt der Sieg und nur hinter ihm ein dauernder Friede. Genau wie unsere Siege in Polen und Galizien, bei Riga und auf Oesel, den Frieden Europas auch im nahen Osten zurückbringen werden. Um so eher, wenn sie nicht immerfort von Friedensgewinsel und Klugredereien über Ausgleichsmöglichkeiten begleitet sein werden.

Digitized by Google

VIERBUNDPOLITIK.

Von Dr. Freiherrn v. Mackay.

Zum dritten Male ist Kaiser Wilhelm zu Besuch in Konstantinopel gewesen und vom osmanischen Herrscher wie dem türkischen Volk begeistert empfangen worden. Das Bündnis zwischen dem Reich des Halbmondes und den Mittelmächten wurde durch Händedruck und Freundschaftsbezeigung neu besiegelt. Londoner Blätter brachten Meldungen, wonach die Kaiserreise dem Zweck dienen sollte, den Vierbund durch besonders günstige Friedensangebote aus seiner angeblich mißlichen Lage herauszureißen. England wird sich täuschen. Grundbedingung jeden Friedensschlusses für die Türkei ist zunächst die allseitige Anerkennung des durch die Aufhebung der Kapitulationen herbeigeführten neuen Staatsrechtsstandes und darüber hinaus eine positive Neuregelung der dadurch bedingten Rechtsfragen in der Weise, daß die Souveränität des osmanischen Reiches auf dem Fuße voller Gleichberechtigung innerhalb der europäischen Staatengesellschaft unbedingt anerkannt wird.

Als der Weltkrieg ausbrach, bemühten sich der Vierverband wie die Mittelmächte um das Bündnis mit der Türkei. Jener hatte nichts zu bieten als die angebliche Unverletzlichkeit des osmanischen Reiches; was das Versprechen in Wirklichkeit bedeutete, konnte den Staatsmännern der Hohen Pforte angesichts der Verbündung Großbritanniens mit Rußland nicht zweifelhaft sein: Auslieferung der Dardanellen an das Moskowitertum, endgültige Beschlagnahme des Persischen Golfs durch England, Losreißung des Kalifats vom osmanischen Sultanat. Deutschland schlug der Türkei ein Bündnis „zu gleichen Rechten und von langer Dauer" vor, und schon diese Formel bedeutete einen epochemachenden, durchgreifenden Umschwung in der Stellungnahme eines europäischen, christlichen Staatswesens zur Türkei. Denn zum ersten Male wurde diese als durchaus gleichberechtigte Macht behandelt und zugleich der Gedanke betont, daß es sich nicht um eine Gelegenheitsverbündung zu zeitlichen Nutzzwecken, sondern um ein dauerndes Zusammenwirken der Vertragschließenden nach weit in Zukunft greifendem Plan handeln solle. Diese Bündnisgrundlage muß unbedingt und nach jeder Richtung hin aufrecht erhalten werden, soll nicht die Haltbarkeit des ganzen Gebäudes in Frage gestellt und damit das Traggebälk der modernen deutschen Weltmachtpolitik überhaupt zerstört werden. Die großen Richtlinien unserer Kriegsziele sind gegeben durch die Staatskunst Wilhelms II., seine Flotten- und seine Orientpolitik, welch letztere wiederum nichts Anderes bedeutet als die Erfüllung des Testaments eines Karls des Großen, Otto I. und Friedrich II., des eigentlichen Barbarossa und ursprünglichen Helden der Kyffhäusersage; was sie, die vornehmsten Herrscher des germanischen Mittelalters, in kühnen Träumen ersehnten und erhofften, die Befestigung deutscher Weltmacht auf orientalischem Boden, das soll heute Wirklichkeit werden in den durchgebildeten Formen einer modernen Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft.

Praktisch setzt diese Forderung vorab eine durchgreifende Neuregelung des Dardanellenproblems voraus. Eine ins einzelne gehende kritische Untersuchung der viel durchgehechelten Streitsache erübrigt sich: das Schwert hat sie grundsätzlich entschieden. An eine „internationale Aufsicht" ist nicht mehr zu denken. Hätte die osmanische Regierung sich zur Bewilligung jener Forderung des Entente-Bündnisangebotes verlocken lassen, „alle Erleichterungen für die friedliche, ununterbrochene Durchfahrt von Kauffahrteischiffen zu gewährleisten", so hätte zweifellos Konstantinopel bei erster bester Gelegenheit durch die russische Flotte ein ähnliches Schicksal erfahren, wie 1801 und 1807 Kopenhagen durch die britische Armada. Auf Gallipoli hat die Türkei in ewig denkwürdigen Heldenkämpfen die Eigentumsrechte auf die Meerengen neu erworben und den Beweis erbracht, daß sie diese gegen die stärkste Flotten- und Heeresmacht zu verteidigen imstande ist. Dementsprechend kann es nur die eine Entscheidung geben: die Hohe Pforte verfügt souverän über die Durchfahrt. Sie hält im Frieden die Durchfahrt für den Völkerverkehr offen, sie kann sie im Kriege nach ihrem Ermessen schließen. Die Mittelmächte haben lediglich mit der Türkei das gleiche Begehren, daß der Hellespont, über den ihr Landweg nach dem entferntesten Südosten führt, nicht willkürlich von Rußland oder einer anderen Macht gesperrt wird; die Frage, ob es ihnen, wie dem osmanischen Reiche selbst, nicht erwünscht sein kann, daß unter bestimmten Bedingungen russische Kriegsschiffe im Mittelmeer erscheinen und durch den Suezkanal das Indische Meer und die ostasiatischen Gewässer erreichen, kann dabei offen bleiben.

Digitized by Google

Der türkische Gesandte Fuad Bey in Bern hat diese Punkte überhaupt mit aller Deutlichkeit ins Licht gestellt, als er erklärte, die Türkei habe gar keinen Grund, weiterhin die Geschäfte Englands zu besorgen, und sei gerne bereit, alle russischen Anforderungen, sofern sie nicht die Unabhängigkeit des osmanischen Reiches antasten, zu bewilligen; der Krieg habe den Beweis erbracht, daß Konstantinopel vom Meer aus nicht bedroht werden könne, daß vielmehr die Dardanellen eine wahre Mausefalle für feindliche Flotten seien, aber die Oeffnung der türkischen Gewässer allein würde nicht genügen, die wirtschaftliche Ausbreitung Rußlands sicher zu stellen, solange der Suezkanal und Gibraltar, die beiden Ausgänge des Mittelmeeres, in britischen Händen seien. Hier, an der Durchfahrt vom Mittelmeer zum Indischen Meer liegt tatsächlich heute der Brennpunkt der türkischen Kriegszielfragen.

Enver Pascha hat bekanntlich beim Kriegsbeginn die Eroberung Aegyptens und die Beseitigung der dort von den Engländern angemaßten Herrschaft als Kampfziel hingestellt. Ob, nach der Gestaltung der Kriegskarte, die Erreichung dieses Ziels möglich sein wird, muß einstweilen dahingestellt bleiben; um so mehr gilt es, klare und zuverlässige Rechtszustände im Suezgebiet zu schaffen. Maßgeblich ist das Suezkanal-Abkommen vom 29. Oktober 1888. Artikel 12 stellt das Prinzip der Rechtsgleichheit aller Mächte bei der Benutzung des Kanals fest, Artikel 13 weist ausdrücklich darauf hin, daß keine der Vertragsbestimmungen die Staatsgewalt des Sultans oder seine Rechte und Standesherrlichkeit antasten soll. Hiernach kann über die von England in bekannter Gewissenlosigkeit mit Füßen getretenen Rechtsverhältnisse kein Zweifel bestehen. London hat sich ein Hinterpförtchen dadurch zu verschaffen gesucht, daß es vor Unterzeichnung des Vertrages einen „Generalvorbehalt" gegen die Vertragsbestimmungen insoweit machte, „als ihre Anwendung nicht vereinbar sei mit dem vorübergehenden und außerordentlichen Zustand, in dem sich Aegypten gegenwärtig befinde, und als sie die Handlungsfreiheit seiner Regierung während der Besetzungsdauer fesseln könnten". Es hat dann weiter in völlig sinnwidriger Weise den Artikel 12 mit der Feststellung der Rechtsgleichheit der Vertragsschließenden dahin ausgelegt, als ob der Vorbehalt für alle Mächte gälte, und diese zu gleicher Auffassung zu zwingen gesucht, um auf solche Weise den Vertrag praktisch unwirksam zu machen. Rechtlich kann davon natürlich um so weniger die Rede sein, als Bekanntlich 1882, nach der Niederwerfung des Aufstandes Arabi Paschas, die britische Regierung ausdrücklich versprach, das Land sofort nach Wiederherstellung der Ruhe zu räumen, und als fünf Jahre später diese Zusicherung dahin bekräftigt wurde, die Zurückziehung der Truppen werde spätestens 1890 erfolgen.

Der Weg zur vernünftigen Regelung der Streitsache liegt damit klar. Es handelt sich lediglich um die volle und sinngemäße Wiederherstellung des Suezvertrages und die Sicherung solcher Machtmittel zugunsten der Türkei, daß das Abkommen nicht weiter lediglich ein Fetzen Papier bleibt. Das aber liegt ebensosehr im Interesse der Vierbundmächte wie Rußlands, wie sogar Frankreichs und Italiens, denen die rechtswidrige Verwandlung des Kanals in einen britischen Schützengraben nach heutigem Vorbild einmal sehr unangenehm werden könnte, wie endlich auch im Interesse der neutralen Mächte: ist doch auf den Pariser Konferenzen für den wirtschaftlichen Nachkrieg offen die Absicht ausgesprochen worden. die Abgaben der Suezdurchfahrt nach Nationalitäten unterschiedlich zu behandeln.

Bei allen Betrachtungen des heutigen politischen Weltbildes sollte stets ein Grundgesetz im Auge behalten werden; daß nämlich die Form der lockeren Entente-Ringbildungen nach britischen Anschauungen selbst als veraltet gilt und überholt werden soll durch noch gewaltigere und zugleich festere politische Trustbildungen von der Art des britisch-amerikanischen Bundes mit dem Zweck, ein Kartell der größten Flotten-, Kapital- und Wirtschaftsmächte zur Beherrschung ganzer Erdteile und Ozeane aufzurichten. Um jeden Preis solchem Welthändlertum in fieberhaftem Wetteifer den Rang ablaufen zu wollen, hat mindestens ebenso große Gefahren wie Vorteile, ganz abgesehen davon, daß jeder nüchtern Denkende sich die Frage von selbst vorlegen wird, mit welchem Erfolg ein derartiges Wettrennen aufgenommen werden soll, nachdem der Ententebund mit England und neuerdings der Union an der Spitze systematisch alle überseeischen Handelsorganisationen der Mittelmächte zerstört hat, so daß deren Fäden erst mühselig neu geknüpft werden müssen. So gewichtig und unumgänglich die Lösung dieser Aufgabe sein mag, so liegt das Grundproblem deutscher Weltmachtbefestigung für die Zukunft doch offenbar darin, jenem angelsächsischen Ring einen ebenbürtigen, auf zuverlässiger Grundlage ruhenden Block festländischer Weltgewalt entgegenzusetzen, der nach heutiger Lage der Dinge nur der Vierbund sein kann; nur mit solcher festen Rückendeckung wird das Deutsche Reich in Afrika seine Kolonialpolitik, auf den Meeren seine Weltwirtschafts- und Verkehrspolitik mit Ruhe und Erfolgssicherheit voranführen können.

Digitized by Google

DER HÖHEPUNKT DER KÄMPFE.

Von Major a. D. E. Moraht.

Den 6. November 1917.

Es war interessant, zu beobachten, wie der Kriegsrat der Alliierten sich nach den erfolglosen Frühjahrsangriffen im Westen drehte und wendete, um die Hoffnung auf den endgültigen Sieg im Jahre 1917 bei den unter dem Kriege stöhnenden Völkern der Entente aufrecht zu erhalten. Vergeblich waren die Hunderttausende von Menschen in Flandern, im Artois, an der Aisne, an der russischen und an der Isonzofront geopfert, als der Sommer unseres Jahres einsetzte. Nun sollte dieser die Entscheidung bringen für das Jahr 1917. So dekretierte man in London und vertröstete die Welt, welche dem englischen Imperialismus gehorchte, auf den Generalangriff oder die Einheitsoffensive der riesigen Ueberlegenheit, die zur Niederschmetterung der Mittelmächte aufgeboten war. Man setzte politische Faktoren in die Rechnung ein, die mittelbar dem Waffenerfolg dienen sollten. Aber man bewertete die Hoffnung auf Deutschlands inneren Zusammenbruch, auf Oesterreich-Ungarns Friedensliebe und auf die Treulosigkeit Bulgariens und der Türkei auf Grund ganz falscher politischer Orientierung. Dann begannen die großen Schlachten im Flandrischen. Englands ganze Festlandsarmee wurde angesetzt, um den strategischen Durchbruch zu erzwingen. Ziel war die flandrische Küste, wo die Stützpunkte der deutschen U-Boote ausgerottet werden sollten. Auch setzte eine neue französische Offensive bei Verdun ein. Sie sollte entlastend wirken und die deutschen Reserven zersplittern. Dann erfolgte der Angriff der neu ausgestatteten Revolutionsarmee Rußlands gegen Lemberg, und die russisch-rumänische Armee in der Moldau stieß kräftig gegen unsere Stellungen vor. Nach langem Schlafe rührte sich die Orientarmee in Mazedonien. Sie unternahm den Versuch, unseren rechten Flügel, der den Eingang nach Serbien versperrte, zurückzudrücken. Italien wurde zur 11. Isonzoschlacht angepeitscht und man sandte ihm Kriegsmittel aller Art, indem man kategorisch das Einsetzen seiner Restkraft zum Besten des Ganzen forderte.

Alle diese Unternehmungen können wir jetzt wie auf hoher Warte stehend überblicken. Zwar nicht die Schwierigkeiten, unter denen diese sommerlichen Pläne der Gegner entstanden, auch nicht die Reibungen, denen sie ausgesetzt waren, ehe sie zur Wirklichkeit wurden, aber wir sehen das Resultat: die Ergebnislosigkeit und daneben die Zermürbung der Feinde. Man mußte glauben, daß unter dem furchtbaren Eindruck unseres Erfolges im uneingeschränkten U-Bootkrieg, unter der Erkenntnis, daß der Tag des Hungers für England, Frankreich und Italien bevorsteht, die englische Diktatur des Krieges andere Töne finden würde, um auf die Friedensangebote unseres Vierbundes zu antworten. Man kann sich auch kaum vorstellen, daß die gewandte englische Diplomatie das russische Chaos nicht hätte übersehen können. Aber wider alle vernünftige Erwartung hat das harte England kalten Auges über alle diese Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten des Sieges hinweggesehen. Nach wie vor ertönte aus dem Munde der englischen Führer der kategorische Imperativ: Frieden erst nach vollständigem Siege.

Wir haben auf die Reden der feindlichen Staatsmänner mit der Tat und mit dem Schwerte geantwortet. Vor wenigen Tagen noch rief der italienische Kriegsminister, General Giardino, unter tosendem Beifall einer verblendeten Kammer den Mittelmächten zu: „Mögen sie nur kommen, wir fürchten sie nicht!“ Und sie kamen. Aber nicht ein um den Frieden winselndes Oesterreich-Ungarn und nicht ein müde und blutleer geschossenes Deutschland. Sie kamen, die Verbündeten, die jetzt im vierten Kriegsjahr Schulter an Schulter Freud und Leid miteinander durchgemacht haben. Sie kamen mit einer Stoßkraft und einer Wucht, daß die gutbefestigte italienische Isonzofront in

Digitized by Google

einer Breite von 50 Kilometern völlig zertrümmert wurde. In wenigen Tagen ist der ganze Gewinn, der in elf Isonzoschlachten mit dem Blut von vielen Tausenden erkauft war, den Italienern verloren gegangen. Es folgte die Flucht zweier italienischer Heere von zusammen 700 000 Mann. Es wurde ein Verlust erlitten von 210 000 Gefangenen, 1800 Geschützen und etwa 100 000 Toten und Verwundeten. Das alles in kaum 8 Tagen! Vornehmlich aber ist die strategische Position des Generals Cadorna in hoffnungsloses Wanken gekommen. Jetzt schwankt auch die Dolomitenfront und der Rücken der flüchtenden Heere ist von Tirol aus bedroht.

Am 4. November 1917 haben sich die verbündeten Divisionen der Mittelmächte den Uebergang am mittleren Tagliamento erkämpft. Das weitere Vordringen haben wir erzwungen. Die Heere Cadornas, vermischt mit Teilen seiner vorgesandten Armeereserve, sind aber durch den Verlust von über 400 Batterien, Infanteriewaffen und Munitionsdepots sowie fast des ganzen Trains derartig zur weiteren Verwendung unfähig gemacht, daß sie erst von ganz frischen Kräften aufgenommen werden müssen, um wertvoll zu werden. Aber ohne fremde Hilfe ist Italien nicht mehr imstande, sich zu retten. England und Frankreich senden Hilfstruppen zu Wasser und zu Lande dem zusammengebrochenen Bundesgenossen entgegen. Man hat begriffen, daß das ganze Gebäude der Entente umzustürzen droht, wenn Oberitalien in die Hände der Mittelmächte gerät. Aber Frankreich ebensowohl wie England müssen an Kräften sparen und haben gegenüber ihren westlichen Fronten die unerschütterte Kraft Deutschlands. So sieht die Entente sich nach Hilfe um durch die Armee des Generals Sarrail in Mazedonien. Aber der Tyrann Griechenlands, Venizelos, irrt von Rom nach Paris und sucht darzulegen, daß auf das neue griechische Heer wenig Verlaß ist. So erklimmen wir in Oberitalien den Höhepunkt der Kämpfe und lassen uns auch nicht beirren durch die Entlastungsoffensive, welche England in diesem Augenblick an der Sinaifront ins Leben gerufen hat. Wir sind der Ueberzeugung, daß die englische Kraft nicht ausreicht, mit einem großen, überlegenen Heer dort und in Mesopotamien den türkischen Widerstand zu brechen. Eine schwache Kraft aber würde die sichere Beute des türkischen Bundesgenossen werden, welcher bereits beginnt in Tripolitanien die Verlegenheiten Italiens militärisch auszunutzen.

Der überall brennende Krieg muß im Ganzen betrachtet werden. Sind auch alle Kämpfe ein Glied in der großen Kette unserer Erfolge, so gibt doch nur der Ueberblick über alle Kriegsschauplätze das klare Bild des Weges, auf welchem wir zum Siege und zum Frieden fortschreiten. So ist auch in diesem Augenblick, in welchem der Hauptkampf sich in der venezischen Ebene abspielt, die Front gegen Frankreich und England in Belgien und in der Champagne sowie an der Aisne von größter Wichtigkeit geblieben. Der dreimonatige Kampf, welcher etwa 64 englische Divisionen in Flandern ins Feuer führte, hat eine Einbuchtung der deutschen Front östlich Ypern hervorgebracht, Sie ist etwa 35 Kilometer lang und ein wenig über 6 Kilometer tief.

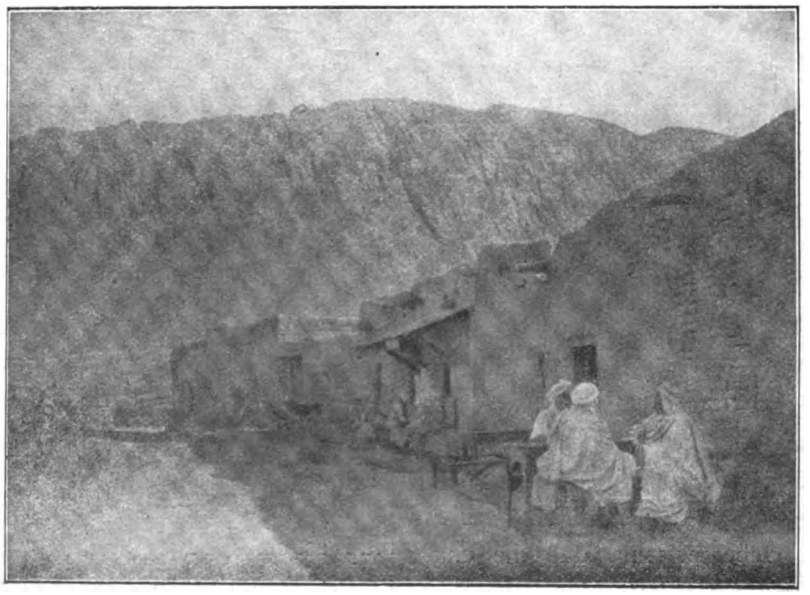
England hat in 12 Großkampftagen jedesmal zwischen 9 und 15 Divisionen eingesetzt. Arg zerzaust sind sie aus dem Ringen herausgekommen und haben immer längere Pausen nötig gehabt, um sich wieder in kampffähigen Zustand zu versetzen. Es ist eine einfache Rechnung, daß schon zum zweiten oder dritten Mal seit Beginn der flandrischen Kämpfe einzelne englische Divisionen in den Kampf getrieben sind. Erschüttert ist also die ganze englische Armee. Die Strategie des Sir Douglas Haig ist nichts als ein stierköpfiges Anrennen. Die Wucht Englands kommt aber nicht zur Geltung, weil die Hindenburgsche Abwehr elastisch blieb. Jene britische Wucht zermürbt sich ähnlich, wie weiland die Russen, als sie im Jahre 1915 den Eintritt in die ungarische Tiefebene erzwingen wollten. Ein schwer erschüttertes Heer besaß damals schließlich Nikolai Nikolajewitsch, als im Mai der große Stoß der Verbündeten seinen rechten Flügel bei Tarnow-Gorlice aufrollte und gen Osten jagte. England lernte nicht aus der Geschichte des Krieges, oder es muß sich stellen, als könne es nicht lernen. Denn siegen muß es, wenn es seine brutalen Kriegsziele weiter aufrecht erhalten will. Siegen aber kann es nicht und so muß es eines Tages erleben, daß seine Sache in Flandern und auch zur See hoffnungslos sich gestaltet.

Wir haben dem englischen Gegner durch unsere Teiloffensiven im Osten einen lebendigen

Digitized by Google

Beweis dafür gegeben, daß wir auch hier das Ideal der Kriegführung keineswegs lediglich in der Abwehr suchen. Mit einer Handvoll Kräften, die uns noch blieb, nachdem die Massen über den ganzen Kontinent verteilt sind, haben wir in wenigen Monaten unsere Lage im Nordosten an der Düna durchgreifend verbessert. Jakobstadt und Riga zeugen dafür. Wir schufen uns einen Offensivflügel durch die Eroberung der russischen Flottenstützpunkte Oesel und Dagö. Wir bedrohen die russische Herrschaft und zugleich die englische im Finnischen Meerbusen unabänderlich für die ganze Dauer des Krieges. So können wir den Winter im Osten von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer in ruhiger Gelassenheit erwarten.

Im Verlauf der jetzigen Einheitsoffensive der Entente hat sich nun wider Erwarten die französische Front noch einmal gerührt. Zwar setzte General Pétain seine Offensive bei Verdun nicht fort, obgleich sie politisch bei einem Siege viel erfolgreicher gewesen wäre, als der Angriff, den er am 24. Oktober im Aisnegebiet unternahm. Der versuchte Durchstoß nördlich Soissons in der Richtung Laon trug den Keim des Mißlingens in sich. Die weiteste Entfernung vom Endziel wählte der französische Generalissimus und verrechnete sich wieder in der deutschen Widerstandskraft und in der eigenen Kampfmenge, welche ihm noch zur Verfügung stand. Das Ergebnis der großen Verluste der Franzosen ist ein taktischer Erfolg auf ihrer Seite. Wir haben in einer Breite von etwa 25 Kilometern uns zurückbiegen müssen. Aber nur 9 Kilometer hat der französische Einbruch an der tiefsten Stelle erreicht. Wir vermögen hinter den Oise-Aisne-Kanal ebenso günstig wie vorher die elastische Abwehr fortzusetzen. Dem französischen Stoß fehlte die nachhaltige Kraft. Dem Beispiel unseres sommerlichen Durchbruchs in Ostgalizien ist er nicht gefolgt und noch weniger dem Beispiel, welches wir in diesen Tagen an der Isonzofront gaben. Marschall Haig sagte im Februar dieses Jahres: „Ich glaube, das gegenwärtige Jahr wird entscheidend werden. Es ist kein Zweifel, daß wir die deutsche Front an vielen Orten und in wirksamer Weise durchbrechen werden." Wie Haig sich irrte, so irrten sich Pétain und Cadorna. Die deutsche Front und die der Verbündeten stehen und siegen.



Plauderstündchen.

Digitized by Google

TÜRKISCHE REISEEINDRÜCKE IN DEUTSCHLAND.

Nachfolgend die Fortsetzung der in Nr. 10 der „Islamischen Welt" begonnenen Veröffentlichung der Uebertragung von Berichten türkischer Journalisten über ihre Deutschlandfahrt.

Von Stadt zu Stadt.

Nachdem wir Berlin verlassen hatten, besuchten wir innerhalb einer Woche Leipzig, München, Frankfurt, Köln, Bonn, Essen. Was mir hauptsächlich auffiel, war das besondere Gepräge jeder einzelnen Stadt. Die hundertjährige Entwicklung hat dem Leben und den Städten von heute ihre besondere Art verliehen. Die Bewohner sind sich der Eigenart ihrer Städte wohl bewußt und ihnen sehr zugetan. Sie begnügen sich jedoch nicht mit der bloßen Liebe, sie halten auch darauf, daß ihre Stadt anderen Städten überlegen sei und daß der Fremde sie den anderen vorziehe. Wie verschieden ist doch die Bedeutung des Wortes „Provinz" in der deutschen Sprache von der Bedeutung, die der Ausdruck bei uns hat! Nachdem wir mehrere deutsche Städte besucht hatten, begriffen wir, daß es in Deutschland keinen alleinigen und einzigen Mittelpunkt gibt, dem gegenüber alles andere Provinz wäre. Deutschland hat verschiedene Mittelpunkte, große oder kleine, von denen jeder einzelne sein eigenes Gepräge, sein eigenes Leben, seinen eigenen Geist, seine eigene Industrie besitzt. Alle diese Mittelpunkte schaffen wirtschaftliche, soziale, industrielle Werte, bringen Fachmänner auf allen Gebieten hervor. Dank dieser zahlreichen Mittelpunkte ist Deutschland nicht allein in jeder Beziehung reich, sondern jeder Winkel seines Gebietes übt eine besondere Anziehungskraft aus.

Worin liegt das Geheimnis dieser Anziehungskraft? Oft habe ich während meines Aufenthaltes in Deutschland diese Frage an mich gestellt und bin zu folgendem Ergebnis gekommen: Die Anziehungskraft der deutschen Stadt liegt darin, daß sie mit der Zeit fortgeschritten ist, ohne ihren historischen Charakter verloren zu haben. Die Werke verschiedener Jahrhunderte bestehen fort ungeachtet großer fortschrittlicher Bewegungen, und diese Werke beherrschen das Dasein. So tritt man z. B. heute in den Saal eines Rathauses, das vor mehreren Jahrhunderten erbaut wurde. Die Ereignisse, die sich zwischen diesen vier Mauern im Laufe mehrerer Jahrhunderte abspielten, die Männer, die hier walteten, haben zahlreiche sichtbare und unsichtbare Spuren hinterlassen. Den Eindruck, den diese Spuren auf einen machen, könnte das imposanteste Rathaus aus heutiger Zeit nicht hervorbringen. Diese Wahrheit springt sofort in die Augen, wenn man die süddeutschen Städte, in denen jeder Winkel an die Vergangenheit erinnert, mit Berlin vergleicht, das vielleicht die fortschrittlichste Stadt der Welt ist. Mit den Städten Süddeutschlands verglichen, macht das moderne Berlin trotz aller Organisation und aller Neuerungen einen leeren Eindruck. Die Bevölkerung der süddeutschen Städte, die gerechtfertigter Weise die Notwendigkeit der Erhaltung der Denkmäler und Werke verschiedener Epochen anerkennt, hat das Bestreben, auch bei anderen ein Verständnis für diese Dinge zu erwecken. Ueberall, wo wir uns befanden, wurde unsere Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt. In aufrichtigstem Ton wurde uns der Rat erteilt, uns nicht vom trügerischen Reiz der Neuheit hinreißen zu lassen und unter dem Druck neuzeitlicher Strömungen das Alte bei uns nicht zu zerstören. Dieser reizvolle Zusammenhang mit den Dingen der Vergangenheit erweckte in uns einen wahrhaften Neid auf die deutschen Städte und ihre Bevölkerungen, denen es gelungen ist, den Zauber der Vergangenheit mit gemeinnütziger Tätigkeit zu vereinen. Beim Vergleich des Verfahrens der Gemeindeverwaltungen dieser Städte mit denen bei uns überlief uns ein Schauder. Was in Europa das wesentliche des Daseins ist, wird bei uns vernachlässigt.

Ich werde nun kurz von den Sehenswürdigkeiten der verschiedenen Städte sprechen. In Leipzig hätte es viel zu sehen gegeben, wir hatten aber nur wenig Zeit, so daß wir keine Druckerei dieser Stadt, die ein Mittelpunkt der Typographie ist, besuchen konnten. Nicht einmal die neugegründete große Bibliothek konnten wir besichtigen. Dagegen besuchten wir das zur Jahrhundertfeier der Schlacht von Leipzig errichtete Denkmal. Wir verbrachten einige Minuten in diesem Monument und schaudernd glaubten wir uns in einem Grabe zu befinden. Hierauf besuchten wir das Museum und die Universität. Diese besitzt eine besondere Abteilung für den Journalismus. Der Professor, der ihr vorsteht, hielt uns einen schönen Vortrag, den er durch historische Dokumente aus verschiedenen

Digitized by Google

Epochen des Journalismus erläuterte. Briefe, Zeitschriften, Jahrbücher zeigten die verschiedenen Entwicklungsstadien unseres Berufes an.

Wir verließen die Stadt am Abend. Am folgenden Morgen waren wir in München. Auch hier besichtigten wir in wenigen Stunden die Stadt, das Rathaus, die Museen. Man fühlte, daß München einer der großen industriellen Mittelpunkte der Welt ist. Man zeigte uns, wie die Münchener nach alter Sitte in den großen Bierkellern ihr Lieblingsgetränk trinken. Als wir in den Abendblättern desselben Tages jubelnde Leitartikel über die Herabsetzung der Bierpreise lasen, wurde uns klar, wie wichtig die Bierfrage für die Münchner Bevölkerung ist. Eine andere Spezialität Münchens ist der große botanische Garten der Universität. Die wenigen Stunden, die wir in diesem Garten zubrachten, erweckten in uns den Eindruck, als befänden wir uns in einem tropischen Lande. Der Garten ist das Ergebnis vieler Mühen und großer Kosten. Den nächsten Morgen verbrachten wir in den Räumen der „Münchener Neueste Nachrichten". Dieses Unternehmen ist vielleicht wie kein anderes in der ganzen Welt organisiert und ausgestattet. Die Eigentümer des Blattes, die ein großes Vermögen durch das Blatt erwarben, haben dies Vermögen dem Unternehmen hinterlassen. Eine einst unzulängliche, kleine Druckerei, wurde durch den Geist und Fleiß des Besitzers in den pompösesten Palast eines Millionärs verwandelt.

Auch in Frankufrt besuchten wir eine Druckerei neuester Art. Die Ueberlegenheit der „Frankfurter Zeitung" besteht hauptsächlich in ihrer Schriftleitung. Das Blatt hat keinen Chefredakteur. Dagegen hat es verschiedene, von einander getrennte Abteilungen für auswärtige Politik, Handel, Wirtschaft, Industrie, Wissenschaft, städtische Angelegenheiten usw. Die Leiter dieser Abteilungen versammeln sich jeden Tag und besprechen miteinander die Regelung aller Fragen, die sonst ein Chefredakteur erledigt.

Nach Frankfurt besuchten wir Köln und Bonn, von wo aus wir eine Rheinfahrt machten. Hier haben wir wieder zwei Städte, die es verstanden haben, den Geist des Fortschritts mit der Seele der Vergangenheit zu versöhnen. Wir haben uns zahlreiche und angenehme Erinnerungen an diese Plätze bewahrt.

Essen war unser letzter Aufenthalt, ehe wir uns an die westliche Front begaben. Neben den ungeheuren Krupp-Werken bewunderten wir die Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter. Nachdem wir die Herstellung der Waffen gesehen, war es uns dann auch beschieden, an der Westfront Zeugen zu sein, wie diese Waffen gegen den gemeinsamen Feind verwendet werden.

An der Isonzofront.

Als man uns vorschlug, die Isonzofront zu besuchen, waren wir, da wir uns müde fühlten, eher geneigt, die liebenswürdige Einladung abzulehnen, als anzunehmen, doch der journalistische Geist in uns siegte über die Abspannung. Wir wollten die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, die Isonzofront zu besichtigen und die Verteidigung der österreichisch-ungarischen Truppen gegen einen zahlenmäßig weit überlegenen Feind zu bewundern. So nahmen wir die Einladung an und machten uns, sobald unsere Wiener Besuche zu Ende waren, auf den Weg.

In Triest hatten wir den ersten Aufenthalt. In dieser Stadt, ehedem Mittelpunkt kräftigster wirtschaftlicher Tätigkeit, stockte alles. Im Hafen lag alles still. Die unzähligen Speicher waren leer. Auf den Werften aber wurden große Schiffe gebaut. Außer der Stille im Hafen, der Abwesenheit eines Teiles der Bevölkerung, dem es nicht gelungen war, Beschäftigung zu finden, und der Abwesenheit der Männer, die ins Heer einberufen waren, deutete nichts in Triest darauf hin, daß die Stadt auf den Angriff eines ländergierigen Feindes gefaßt gewesen wäre. Die Geschäfte waren offen, das Leben trug normalen Charakter. Die neu eröffnete Kriegsausstellung, die Badeanstalten am Meer, die öffentlichen Anlagen waren voll zerstreuungsuchenden Menschen. Wir vertrieben uns die Zeit in Triest sehr gut. Offiziere und Beamte bezeugten uns die größte Liebenswürdigkeit. Wir blieben in Triest nur 14 Stunden und begaben uns von dort mit der Eisenbahn an die Front. An unserem Bestimmungsort angelangt, verließen wir den Zug und bestiegen Automobile. Auf einer während des Krieges angelegten schönen Straße gelangten wir in das Hauptquartier eines Armeekorps. Der Kommandant, ein äußerst liebenswürdiger Herr, und sein Stab, zumeist Ungarn wie er, empfingen uns auf das herzlichste. Wer sich das Kriegsleben immer in düsteren Farben ausmalt und glaubt, daß die Männer auf dem Schlachtfeld Herzen von Stein haben und nur an Töten und Hinschlachten denken, der hätte diese Offiziere sehen müssen. In dem kaum sieben Kilometer von der Front entfernten Hauptquartier war außer schwachem Kanonendonner nichts vom Krieg zu spüren. Man hätte sich auf einem schönen, auf hohem Berge gelegenen Landsitz wähnen können. Die Offiziere, die eben erst ihre Karten, ihre Ferngläser, ihre Kanonen verlassen hatten, unterschieden sich nicht wesentlich von den Abteilungsleitern großer Industriebetriebe. Die Tatsache, daß sie seit langem dem Feind und dem Tod Trotz geboten, machte sie großzügig und geduldig. Vom Feinde sprachen sie in unparteiischem, menschlichem Tone. Als die Rede auf die italienischen Offiziere kam, gaben sie ihre Anerkennung über deren Ehrliebe, Patrio-

Digitized by Google

tismus und Tapferkeit Ausdruck. Vom italienischen Soldaten hatten sie allerdings nicht dieselbe gute Meinung. Im Massenangriff und von seinen Offizieren geführt, schlägt sich zwar der italienische Soldat mitunter sehr gut, manchmal jedoch, wenn nach Artillerievorbereitung ein Infanterieangriff losgehen soll und die Offiziere die Schützengräben verlassen, bleiben die Soldaten in den Gräben zurück und begnügen sich damit, dem Mute ihrer Offiziere Beifall zu klatschen oder in die Rufe auszubrechen: „Bravo Hauptmann! Es lebe das Haus Savoyen!"

Die elfte Isonzoschlacht.

Seit Kriegsausbruch sind die Italiener an dieser Front sowohl der Zahl nach als auch artilleristisch bedeutend im Uebergewicht. Dessenungeachtet ist es unseren Verbündeten gelungen, ihre Stellungen zu halten und zehn italienische Offensiven zum Scheitern zu bringen. Das Sonderbare dabei ist, daß die Oesterreicher und Ungarn, obwohl in der Verteidigung, die Initiative in der Hand behielten, die italienischen Schützengräben angriffen und Gefangene und Beute von dort zurückbrachten. Von Unternehmungen dieser Art, die für Erkundungen unentbehrlich waren, haben sich die Italiener meist fern gehalten, und, wenn sie sie ausführten, hatten sie keinen Nutzen davon. Während unseres Aufenthaltes am Isonzo ging aus dem häufiger einsetzenden, stärker anschwellenden Artilleriefeuer sowie aus den Aussagen der Gefangenen hervor, daß die elfte Isonzoschlacht ihren Anfang nahm. Sowohl die Oesterreicher wie die Ungarn sahen diesem neuen Unternehmen mit vollstem Vertrauen entgegen. Da die italienischen Angriffe selbst zu der Zeit, als unsere Verbündeten an der russischen Front stark in Anspruch genommen waren, nichts ausrichten konnten, so war man unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Sache durchaus sicher. Wußten die Italiener das nicht? Zweifellos wußten sie es. Aber der englische Druck ließ ihnen keinen anderen Ausweg als den Angriff... für die Galerie. Auch bei diesen Angriffen war es gang und gäbe, daß englische Offiziere den zum Angriff vorwärts getriebenen Italienern folgten und jeden, der zögerte, niedermachten. Die italienischen Gefangenen sprechen mit wahrer Wut über diese Zustände. „Wir sind keine Barbaren wie die Russen", sagen sie, „wir sind ein Kulturvolk, wir werden es nicht dulden, daß die Engländer gegen uns dieselben Mittel anwenden, wie bei den Russen."

Die vorderen Linien.

Nachdem wir das Hauptquartier in der Richtung zur Front verlassen hatten, bot sich uns häufig Gelegenheit, interessante Szenen zu beobachten: Streitkräfte, die von der Front in Ruhestellungen zogen, frische Bataillone, die sie zu ersetzen hatten, ein beständiges Kommen und Gehen von Automobilen, Wagenzügen, einzelnen Reitern. Schnell glitten wir an all diesen Menschen und Dingen vorbei. Am Fuße eines Berges verließen wir unsere Autos und machten uns daran, die Höhe zu erklimmen. Wir befanden uns gegenüber den von den Italienern besetzten Höhen. Unten sahen wir die Stadt Goerz. Der Weg, den wir nahmen, beherrschte die Umgebung und war dem italienischen Feuer ausgesetzt. Eine leichte Verschanzung jedoch, die den ganzen Weg entlang führte, ohne uns zu hindern, die Umgebung zu sehen, verbarg uns vor den Italienern. So stiegen wir eine Stunde lang den Berg hinan. An dem Beobachtungsposten auf der Höhe angekommen, waren wir nur zwei Kilometer von den Italienern entfernt. Mit Ferngläsern konnten wir sehr gut die Schützengräben beobachten. Das Artilleriefeuer hatte eine ziemliche Heftigkeit angenommen. Die Höhe, die bei unserer Ankunft verlassen schien, bot ein anderes Bild, sobald Offiziere und Mannschaften aus ihren Unterständen herauskamen. Wir unterhielten uns mit ihnen, betraten die Unterstände, suchten mit unseren Ferngläsern die italienischen Linien ab. Wir waren sehr müde, hatten wir doch ohne Aufenthalt den Gipfel des Berges erklommen. Doch niemand dachte an Müdigkeit. Im Gegenteil, Aga Oglu Ahmed Bey beklagte sich sogar darüber, daß nicht noch ein Berg zu besteigen wäre. Durch Wort und Gebärde gab er zu verstehen, daß ihm dies keineswegs erschrecken würde und er den Aufstieg, wenn nötig, im Kampfe gegen den Feind fortgesetzt hätte. Ein anderer Kollege rief „Ist dies Kampfgebiet? Ich glaube gar, wir sind mitten ins Schlachtgetümmel hineingekommen!" Da ein feindlicher Flieger uns überflog, zogen sich die Offiziere unter die Bäume zurück. Was uns anbelangt, so machten wir uns mit dem Mute der Unerfahrenheit nichts aus der Gefahr. Ich sprach mit den einzelnen Offizieren und Soldaten, die ich in den vorderen Linien traf. Was sie mir sagten, bestätigte den Eindruck, den ich im Hauptquartier gewonnen hatte. Ich bin von der Unmöglichkeit eines Durchbruchs der österreichisch-ungarischen Front am Isonzo vollkommen überzeugt. Zweifellos wird der elften Isonzoschlacht dasselbe Schicksal bestimmt sein, wie den zehn anderen, die ihr vorausgingen.

Schlußfolgerungen.

Seit mehr als einem Monat sind wir unterwegs. Im Gegensatz zu unserem gewöhnlichen Leben am Arbeitstisch, sind wir diesen Monat nur gewandert. Jeden Tag, jede Stunde haben wir in einer anderen Umgebung, unter anderen Eindrücken und anderen Menschen zugebracht. Wir haben die verschiedenen Mittelpunkte Deutschlands, eine ziemliche große Stadt im nördlichen Frankreich, die westliche

Digitized by Google

Front, Belgien, Wien, Triest, die Isonzofront und Budapest besucht. Außer dem Vergnügen, das diese Reise bot, genossen wir den Vorteil, die verbündeten Heere an den verschiedenen Fronten kämpfen zu sehen.

Ich habe schon früher im Laufe des Krieges die verschiedenen verbündeten Länder und Fronten besucht. Dabei erhielt ich ein Bild von der Entwicklung, die sich dort in bezug auf innere Vervollkommnung vollzog. Ich war in dieser Hinsicht sehr zuversichtlich geworden. Mein Optimismus erhöhte sich noch während meines jüngsten Besuches. Besonders die Westfront verließ ich mit grenzenlosem Vertrauen. Die neue, außerordentlich geschickten Methoden Hindenburgs und Ludendorffs machen jeden Erfolg des Feindes unmöglich. Ich habe diesen Gegenstand schon früher besprochen, als ich unseren Besuch an der Westfront beschrieb. Da an dieser Front — der wichtigsten unter den verschiedenen Kriegsschauplätzen — der Feind vor unüberwindlichen Schwierigkeiten steht, ist es ganz natürlich, daß man der Zukunft voller Vertrauen entgegensieht.

Was die Isonzofront anbelangt, deren Bedeutung unvermindert ist und wo sich eine elfte Schlacht vorbereitete, so ist auch sie stärker und und undurchdringlicher als je. Die elfte Isonzoschlacht wird von den österreichisch-ungarischen Streitkräften ohne irgendwelche Besorgnis mit vollkommener Zuversicht erwartet. Die Italiener, deren Angriffe in zehn unter günstigeren Bedingungen gelieferten Schlachten scheiterten, wissen sehr wohl, daß sie einen mit noch vollkommeneren Verteidigungsmitteln ausgestatteten Gegner vor sich haben. Wenn diese elfte Offensive nun wirklich stattfindet, so wird sie, wie im Falle der russischen Offensive, nur unter dem Drucke Englands und ohne jegliche Hoffnung auf Erfolg vor sich gehen. Gerade wie die Lage an den Fronten ausgezeichnet ist, so herrscht hinter den Fronten eine vorzügliche Moral und vollkommenes Vertrauen.

Die Friedenssehnsucht ist natürlich allgemein. In Bezug auf Lebensmittel muß man sich zu vielen Einschränkungen bequemen. Trotzdem ist der Wunsch, dem Feinde friedliche Neigungen zu zeigen, in das Gegenteil umgeschlagen, denn die kritische Periode vor der neuen Ernte ist vorüber und die Lage hat sich in bezug auf Lebensmittel bedeutend gebessert. Der allgemeine Standpunkt ist: „Wir sind zum Frieden bereit. Wir haben dies wiederholt erklärt. Unsere Feinde jedoch widersetzen sich der Logik und Vernunft und wollen den Krieg nutzlos verlängern. Folglich bleibt uns nichts Anderes übrig, als sie zu zwingen, um Frieden zu bitten."

Nach der inneren Lage in den verbündeten Ländern zu urteilen, ist ein Mißerfolg unserer Gruppe ausgeschlossen. Jetzt, wo sich die Auflösung in den feindlichen Ländern vollzieht, werden wir warten und unsere Nerven in der Gewalt behalten. Wir werden nicht lange zu warten haben.

So sind wir denn von unserer Reise nicht bloß mit großem Vertrauen und vollkommener Zuversicht zurückgekehrt, sondern sind auch überzeugt, daß der Zweck der Reise erreicht ist. Dieser Zweck war, die verbündeten Journalisten persönlich kennenzulernen und uns mit ihnen zu verständigen. Dieser Zweck wurde voll erreicht. Im Laufe der Reise hatten wir Gelegenheit, mit zahlreichen Kollegen Ansichten auszutauschen und freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Diese Bande der Freundschaft werden mit der Zeit an Stärke gewinnen, eine vollkommenere Kenntnis der verbündeten Nationen im Gefolge haben und Beziehungen herbeiführen, die nicht nur auf gemeinsamen Interessen, sondern auch auf aufrichtigem Gefühl beruhen.

Ahmed Emin im „Sabah".

Vergleiche zwischen West und Ost.

Auf unserer Reise haben wir viel gesehen. Haben wir aber auch viel gelernt? Von Konstantinopel begaben wir uns über Bulgarien, Serbien, Oesterreich und Schlesien nach Berlin, dann über Leipzig, Frankfurt, München, Köln und Essen nach der nördlichen französischen Front und der Champagne. Dann kehrten wir über Belgien und Westfalen nach Berlin zurück. Von dort begaben wir uns zuerst nach Wien, dann über Triest nach der Isonzofront, von dieser Front direkt nach Budapest, von wo wir über Sofia nach Konstantinopel zurückkehrten.

Kinomatographenartig zogen Menschen, Sehenswürdigkeiten, Sitten, Gebräuche und Betriebe an unseren Blicken vorüber. Manche Bilder, z. B. die Champagne, die Isonzofront, die Kruppwerke, haben sich besonders stark unserem Gedächtnis eingeprägt. Aus dem allgemeinen Eindruck, den all das Gesehene in uns erweckte, ergab sich eine Bewunderung des Wohlstandes der westlichen Welt. Er erreicht seinen Höhepunkt in Deutschland, nimmt, je mehr man sich dem Orient nähert, allmählich ab und endet in Adrianopel.

Jeder Schritt in den von uns besuchten Gegenden enthüllte die Spuren menschlicher Arbeit. Wald und Feld, Berg und See, Land und Stadt trugen den Stempel dieser Arbeit. Das materielle Gedeihen macht sich überall geltend. Die Menschen haben die Natur bezwungen und die Kräfte ihrem Willen untertan gemacht.

Um so erstaunlicher ist das Gemetzel, das in einem so wohlhabenden Teile der Erde vor sich geht. Was will man denn noch mehr? Sogar die

Digitized by Google

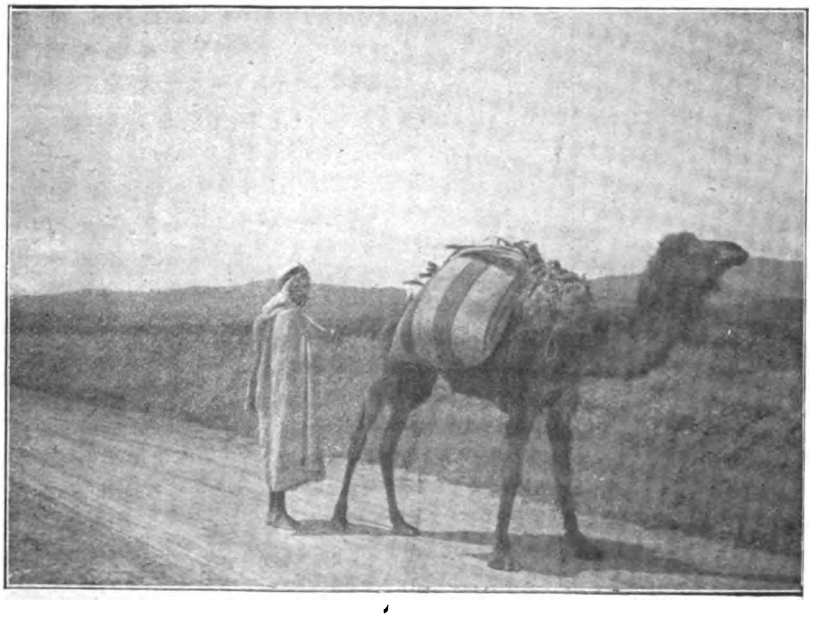
Bäume und alle leblosen Gegenstände scheinen jenen beneidenswerten Wohlstand auszustrahlen. Wir erklären uns das Rätsel auf folgende Weise: Was den Wohlstand Europas hervorgebracht hat, ist seine Unzufriedenheit mit allem; diese Unzufriedenheit jedoch bildet auch den Faktor, der das Leben, das Glück Europas vergiftet.

Erst inmitten all dieses Reichtums wurde mir klar, welche hohe Achtung unser armes Vaterland verdient. Für einen Staat, der innerhalb 18 Stunden soviele Truppen oder Munition,, wie er für nötig erachtet, von seiner Hauptstadt nach irgendeinem Teil der Front befördern kann, ist der Sieg ganz natürlich(?). Wenn aber ein Staat Monate braucht, um die notwendigen Hilfsmittel von der Hauptstadt nach den verschiedenen Fronten zu schicken, wenn er den größten Teil der Munition von auswärts kommen lassen muß, wenn die Beförderung anstatt durch Schnellzüge mit 90 km Geschwindigkeit durch Dromedare geschieht, die nur 5 km am Tage machen, wenn ein Staat unter solchen Umständen den Franzosen und Engländern so schwere Niederlagen wie an den Dardanellen bereiten, wenn er in einer Ausdehnung von mehreren tausend Kilometern den russischen und englischen Angriff aufhalten konnte, dann steht ein solcher Staat gewiß als glänzendes Beispiel der Größe da.

Die Mächte, die heute an der Westfront kämpfen, stützen sich auf die Kraft, den Reichtum, die Hilfsmittel, die sich im Laufe mehrerer Jahrhunderte angehäuft haben. Wir aber haben nur Trümmer hinter uns, die wir sogar mitten im Kriege neu herrichten müssen. Ehrfurchtsvoll muß man sich verneigen vor dieser machtvollen Lebenskraft des türkischen Volkes. Mit Recht sind die Türken zu den größten Hoffnungen berechtigt. Zweifellos legen wir unter den kämpfenden Völkern von heute die größte Energie an den Tag. Die anderen sind sozusagen die Erben, die aus den Quellen schöpfen, die vor ihnen schon da waren. Wir aber geben in unserer Armut Beweise unseres Reichtums. Obgleich wir nichts haben, vollführen wir Taten, die die Welt mit Bewunderung erfüllen.

Wir haben den Kämpfen an der Westfront beigewohnt. Was wir an den verschiedenen Fronten sahen, überzeugt uns, daß die Kämpfe an den Dardanellen und auf Gallipoli ein hervorragendstes Ruhmeskapitel dieses Krieges bilden. Nirgends sind solch furchtbare Schlachten geschlagen worden, wie auf Gallipoli. Doch haben wir nicht verstanden, diese Heldentaten dem Auslande gegenüber ins rechte Licht zu setzen. Sogar der türkische Heldenmut in Galizien wird von vielen nicht gewürdigt, was nicht genug bedauert werden kann.

Aga Oglu Ahmed Bey im „Terdschumani-Hakikat".



Gemächliche Wanderung.

Digitized by Google

DIE ISLAMISCHE ZEITRECHNUNG.

Von Mohammed Brugsch.

Seit die Araber Muslime sind, zählen sie nach der berühmten Flucht ihres Propheten, und man nennt diese Zeitrechnung die der Hidschra. Allein es kommen in der Geschichte der Araber mehrere andere Zeitrechnungen vor, von denen sie Gebrauch gemacht haben oder noch machen. In den Zeiten vor dem Islam war nichts Allgemeines dafür festgelegt. Sie zählten bald mit den Juden, bald mit den Samaritanern, bald mit den Christen, bald nach der Regierung ihres Königs oder nach anderen ähnlichen Epochen. Die Koreischiten, denen der Prophet angehörte, rechneten vordem nach der Erbauung der Kaaba, des heiligen Hauses in Mekka. Einige Stämme zählten auch nach ihren Kriegen und bedeutsamen Schlachten. So war noch kurz vor der Einführung der Zeitrechnung nach der Hidschra eine doppelte Aera üblich. Die eine, al-fidschar oder „der unheilige Krieg" genannt, hatte ihren Namen von einigen zwischen den beiden Stämmen Kais und Koreisch vorgefallenen blutigen Treffen, bei denen auch der Prophet zugegen war, weil dieser Krieg in den heiligen Monaten geführt wurde, in denen jeder Kampf untersagt war. Die andere, amul-fil, „das Jahr des Elefanten", hatte nach Abulfeda ihren Ursprung von dem Umstande, daß der König Abraha von Jemen, als er die Araber zur Annahme der christlichen Religion zwingen wollte und mit einem großen Heere gegen Mekka zog, in diesem 13 Elefanten mit sich führte, was den damaligen Arabern ein so neues Schauspiel gewesen sei, daß sie ihre Jahre daran zu zählen begannen. Der Anfang dieser Jahresrechnung fiel in das 24. Jahr vor der Geburt des Propheten. So verschieden und unbestimmt war die alte Zeitrechnung der Araber. Und auch nachdem der Kalif Omar die Zeitrechnung nach der Flucht des Propheten eingeführt hatte, dauerte es doch noch lange, ehe diese Zeitrechnung die übrigen verdrängte und ganz allgemein wurde.

Die islamische Aera ist für diejenigen, die arabische Schriften lesen wollen, besonders wichtig, weil alle Muslime danach zählen. Sie fängt mit dem ersten Tage des Monats Moharrem an, in welchem der Prophet von Mekka floh; und zwar erfolgte diese Flucht am 15. Juli des Jahres 622 n. Chr., einem Donnerstage. Einige Chronologen lassen auch den Anfang der Hidschra auf den 16. Juli 622, also auf einen Freitag, fallen. Das arabische Jahr nach dieser Aera ist ein Mondjahr und enthält gewöhnlich 354 Tage, so daß 11 Tage einzuschalten wären, um es dem christlichen gleichzumachen. Sodann wird im Laufe von je 30 Jahren elfmal ein Tag in den letzten Monat eingeschaltet, und diese Einschaltung geschieht immer im 2., 5., 7., 10., 13., 15., 18., 21., 24., 26. und 29. Jahre eines solchen Zyklus. Wenn wir also ein Jahr der Hidschra durch 30 teilen, und eine der angeführten Zahlen übrig bleibt, so ergibt sich daraus, daß dieses ein Schaltjahr ist. Diese Jahrrechnung wurde im 13. Jahre nach der Flucht des Propheten unter der Regierung des Kalifen Omar eingeführt.

Obgleich das arabische Jahr, sowohl das der alten Araber vor dem Propheten als auch das der nunmehrigen Muslime, ein Mondjahr ist, so kannten doch jene schon das Sonnenjahr, wie es auch jetzt die heutigen Araber kennen und zuweilen noch gebrauchen. Dabei wird die Rechnung nach Mondjahren jederzeit, bis heute, in gottesdienstlichen Sachen streng gewahrt, während das Sonnenjahr hin und wieder im Handel und in der Schiffahrt, besonders aber in der Landwirtschaft, zur Anwendung gelangt.

Um das christliche Datum für ein gegebenes Jahr der Hidschra zu finden, gilt folgende Regel: Von der Zahl der islamischen Jahre zieht man drei Prozent ab und zählt zu dem Rest die Zahl 621,54 hinzu; die Summe ist die Zeit der christlichen Aera, in der das gegebene, laufende islamische Jahr zu Ende ist. Zieht man z. B. von 942 der Hidschra drei Prozent oder 28,26 ab, bleiben 913,74; hierzu 621,54 addiert, gibt eine Summe von 1535,28, die anzeigt, daß das Jahr 942 d. H. im Frühjahr von 1536 n. Chr. abgelaufen war.

Will man aber das Jahr der Hidschra finden, das einem gegebenen Jahre der christlichen Zeitrechnung entspricht, so zieht man 621 von dem gegebenen Jahre ab und multipliziert den Rest mit 10,307.

Was nun die Monate des islamischen Jahres betrifft, so richten sie sich genau nach dem Monde; und zwar wird der Erste eines Monats von dem Sonnenuntergang an gerechnet, der unmittelbar auf das Sichtbarwerden des Neumondes (arab. Lital) folgt. Sie bestehen abwechselnd aus 30 und 29 Tagen; ihre Namen sind: 1. Moharrem, 2. Safar, 3. Rabiul-Aweal, 4. Rabiel-Achir, 5. Dschumadal-Ula, 6. Dschumadal-Uchra, 7. Radschab, 8. Schaban, 9. Ramadhan, 10. Schawwal, 11. Dsul-Gada, 12. Dsul-Hiddscha.

Digitized by Google

Vier von diesen Monaten gelten als heilig, nämlich Moharrem, Radschab, Dsul-Gada und Dsul-Hiddscha, und nach der Lehre des Koran (Sure 9,36) ist es den Muslimen nicht erlaubt, während dieser Monate zu kämpfen, außer wenn sie die angreifen, „die Gott andere Götter beigesellen, so wie sie euch angreifen insgemein."

Zum besseren Ueberblick folgt unten eine Tabelle des Monatskalenders für das zurzeit laufende islamitische (Schalt-) Jahr 1336, das am 16. Oktober d. J. seinen Anfang genommen hat.

Moharrem, der erste Monat, heißt so, weil man, sowohl im heidnischen Zeitalter wie auch zur Zeit des Propheten es für unerlaubt (haram) hielt, in diesem Monate Krieg zu führen. Er wird als ein sehr glückbringender Monat angesehen, und man erzählt, der Prophet habe gesagt: „Wer am Donnerstag, Freitag und Sonnabend in diesem Monate fastet, wird auf die Entfernung von siebenhundert Jahren vom Höllenfeuer weggerückt; und wer die erste Nacht dieses Monats wach bleibt, dem werden die Sünden des vergangenen Jahres vergeben; und wer den ganzen ersten Tag fastet, wird für die nächsten zwei Jahre vor Sünde bewahrt bleiben." Die ersten zehn Tage dieses Monats sind dem Andenken an das Märtyrertum Huseins geweiht. Der zehnte (aschura-) Tag ist ein freiwilliger Fasttag. Es wird erzählt, daß der Prophet an diesem Tage zu fasten pflegte und gesagt habe, es sei ein Tag, der auch von den Juden und Christen hochgeachtet werde. Er soll auch der Tag sein, an dem Gott Adam und Eva, Himmel und Hölle, die Tafel des Schicksals, die Feder und Leben und Tod erschaffen habe.

Safar, der zweite Monat, soll seinen Namen ableiten von safir, „leer", weil in ihm die Araber in den Krieg zogen und ihre Häuser dann leer waren, oder weil sie die von ihnen Bekämpften mit leeren Händen zurückließen. Nach einigen Schriftstellern wurde er so benannt von sufar, „gelbe Farbe", weil es zu der Zeit, als man ihm den Namen gab, Herbst war, wo die Blätter sich gelb färben. Man hält ihn für den unheilvollsten und unglücklichsten Monat des ganzen Jahres, denn in ihm wurde, wie man sagt, Adam aus dem Paradiese vertrieben. Auch wurde der Prophet während dieses Monats krank, er war aber am letzten Mittwoch desselben teilweise wiederhergestellt.

Der 13., 14. und 15. Tag eines jeden Monats heißen ajjamul-Cid, „die weißen Tage", wohl weil an ihnen stets Vollmond ist; der Prophet hielt auch diese als Fasttage.

Die Woche beginnt für den Muslim mit dem Sonntag und endet am Sonnabend. Im Koran heißt es (Sure 7,52): „Gott erschuf die Himmel und die Erde in sechs Tagen," und (Sure 16,125): „Der Sabbath wurde nur für die gemacht, die über ihn uneins waren."

Der Tag ist für den Muslim mit Sonnenuntergang zu Ende; der neue Tag beginnt, und sobald der Horizont die Sonnenscheibe im Sinken durchschneidet, wird die Uhr auf zwölf gestellt. Wenn also Jesus nach der Bibel (Matth. 27,46) um die neunte Stunde verschied, und man annehme, daß in den Tagen die Sonne um 6 Uhr unterging, so war die neunte Stunde dann etwa nachmittags um 3 Uhr.

Die Tage der Woche heißen:

jaumul-ahad	erster Tag = Sonntag
jaumul-itnein	zweiter Tag = Montag
jaumul-talata	dritter Tag = Dienstag
jaumul-arbaa	vierter Tag = Mittwoch
janmul-chamis	fünfter Tag = Donnerstag
jaumul-dschuma	Tag der Zusammenkunft = Freitag
jaumus-sabt	Sabbath (oder Ruhe-) Tag = Sonnabend

Von ihnen werden Montag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag für gut und glückbringend gehalten, die anderen sind schlechte Tage. Der Montag und Donnerstag einer jeden Woche werden auch als Fasttage empfohlen und als solche von streng religiösen Muslimen gehalten. Abu Haraira erzählt, der Prophet habe gesagt: „Die Taten der Diener Gottes werden Montags und Donnerstags am Throne Gottes vorgeführt."

Das islamische (Schalt-)Jahr 1336 nach der Hidschra.

Dienstag	1. Moharrem		16. Oktober	1917
Donnerstag	1. Safar		15. November	„
Freitag	1. Rabi I		14. Dezember	„
Sonntag	1. Rabi II		13. Januar	1918
Montag	1. Dschumada I		11. Februar	„
Mittwoch	1. Dschumada II		13. März	„
Donnerstag	1. Radschab		11. April	„
Sonnabend	1. Schaban		11. Mai	„
Sonntag	1. Ramadhan		9. Juni	„
Dienstag	1. Schawwal		9. Juli	„
Mittwoch	1. Dsul-Gada		7. August	„
Freitag	1. Dsul-Hiddscha		6. September	„
Donnerstag	1. November	1917	17. Moharrem	
Sonntag	1. Dezember	„	17. Safar	
Dienstag	1. Januar	1918	19. Rabi I	
Freitag	1. Februar	„	20. Rabi II	
Freitag	1. März	„	19. Dschumada I	
Montag	1. April	„	20. Dschumada II	
Mittwoch	1. Mai	„	21. Radschab	
Sonntag	1. Juni	„	22. Schaban	
Montag	1. Juli	„	23. Ramadhan	
Donnerstag	1. August	„	24. Schawwal	
Sonntag	1. September	„	25. Dsul-Gada	
Dienstag	1. Oktober	„	26. Dsul-Hiddscha	

Digitized by Google

DIE WELTPOLITISCHE BEDEUTUNG DES MITTELLÄNDISCHEN MEERES.

Von Emil Zimmermann.

Wenn vor dem Kriege jemand von München nach dem Tschadsee reisen wollte, setzte er sich zunächst auf die Eisenbahn und legte über 600 km nach Hamburg zurück. Dort begab er sich auf ein Schiff und reiste mit ihm 20 Tage lang um ganz Westeuropa und Westafrika herum bis nach Duala in Kamerun. Und von da ging es 1200 km nordwärts zum Tschadsee. Um diese beschwerliche Landreise in Afrika abzukürzen, wollten wir eine Bahn von Duala zum Tschadsee bauen. So hatten wir uns daran gewöhnt, zur Ueberwindung einer Strecke, die in Luftlinie noch nicht 4000 km lang ist, rund 11 000 km zurückzulegen, davon über 9000 auf der Fahrt über das Weltmeer.

Was wir taten, war genau dasselbe, als wenn ein Russe, um von Moskau nach Andischan in Zentralasien zu kommen, etwa den folgenden Weg eingeschlagen hätte: Von Moskau mit der Eisenbahn nach Petersburg, von da zu Schiff nach Karachi in Indien und dann zu Land nordwärts nach Andischan. Jeder Russe würde den, der einen solchen Weg genommen hätte, für verrückt gehalten haben. Denn es gibt längst den durchaus bequemen direkten Weg Moskau—Andischan, den man in 4—5 Tagen Eisenbahnfahrt zurücklegt. Die Entfernung ist ziemlich genau die gleiche, wie die direkte Linie München—Neapel—Tripolis—Tschadsee. Was für die Russen aber selbstverständlich war, der Ausbau einer direkten Verbindung, war den Mitteleuropäern etwas Unfaßbares, obschon der uralte Karawanenweg Tripolis—Tschadsee schon in der altrömischen Kaiserzeit stark begangen wurde. Und als die ersten Europäer von der afrikanischen Küste her zum Tschadsee vorgedrungen waren, fanden sie dort europäische Waren, die von Tripolis hergekommen waren.

Weniger bekannt als der große Karawanenweg Tripolis—Tschadsee ist der von Benghazi über die Oase Kufra und weiter über Borku nach Abschehr in Wadai, von wo er seine Fortsetzung über Dar Runga zum Nelle-Fluß und zum Kongo findet. Der richtige Weg von Berlin nach Stanleyville am Kongo würde sein: Berlin—Belgrad—Saloniki (oder Athen)—Benghazi (oder auch Berlin—Wien—Ragusa-Benghazi) —Abschehr—Kongo. Auch dieser Weg ist nicht viel länger, als die vielbefahrene Strecke Moskau—Irkutsk am Baikalsee. Bedenkt man, daß die Russen die kolossale Entfernung Moskau—Wladiwostok durch einen Schienenstrang überspannt haben, die gleich der Strecke Berlin—Kapstadt ist, dann fängt man an zu begreifen, wie wenig die Mitteleuropäer Weltvölker gewesen sind.

Wie ist es nun möglich gewesen, daß Mitteleuropa jahrhundertelang gar nicht erkannt hat, daß der Tschadsee und die ganzen Sudangebiete im Grunde genommen vor seinen Toren liegen? Hauptschuld daran trägt, daß, als zu Ende des Mittelalters die großen Entdeckungen ihren Anfang nahmen, Islam und Mitteleuropa sich durchaus feindlich zueinander stellten. Die gewaltige militärische Kraft, welche das Araber- und Türkentum damals entwickelte, zu überwinden, war für Mitteleuropa eine unlösbare Aufgabe. Dazu lag hinter den kriegerischen Völkerschaften Nordafrikas die schreckenerregende Wüste Sahara. Und es schien viel leichter, über das Weltmeer an Mittelafrika und an den Sudan heranzukommen, als über Nordafrika. Dazu muß man sich vor Augen halten, daß das sechzehnte Jahrhundert schon das verhältnismäßig geräumige und bequeme große Segelschiff kannte, und auch das bewaffnete Segelschiff, aber nicht die Eisenbahn, daß 1850 die Welt Dampferlinien sah, welche die Ozeane überspannten, aber keine ganze Kontinente durchquerende Eisenbahnen. Das Zeitalter der großen Kontinentalbahnen begann erst 1870, als in den Vereinigten Staaten die erste große Pazifikbahn eröffnet worden war. Weil im sechzehnten Jahrhundert das Schiff das einzige bequeme Verkehrsmittel zur Reise in ferne Länder darstellte und weil gleichzeitig die alten Karawanenwege des Mittelalters nach Asien durch den mitteleuropäisch-türkischen Gegensatz hoffnungslos verschüttet waren, deshalb fand die Idee, den Seeweg nach Indien zu suchen, einen so riesigen Anklang und deshalb wandte sich ganz Europa, nachdem der Weg um Afrika herum und als Amerika entdeckt war, dem Weltmeere zu.

Die neue Entwickelungsrichtung begünstigte die europäischen Weststaaten, die mitteleuropäischen Gebiete wurden nun auf einmal ebenso ihre Hinterländer, wie zur Zeit des großen Verkehrs im Mittelländischen Meere Frankreich und namentlich England Hinterländer Mitteleuropas gewesen waren. Und

Digitized by Google

schließlich schwang sich England zur Weltherrschaft empor.

Eine der übelsten Folgen der steten mitteleuropäisch-türkischen Kämpfe war die Vernichtung der türkischen Seemacht und der Verfall der Seegeltung von Venedig, Ragusa, Genua, Spanien. Dadurch erst erhielt England die Möglichkeit, ins Mittelländische Meer einzudringen, Malta und Gibraltar zu besetzen, und die Seeherrschaft in diesem Meere an sich zu reißen. Das große Becken zwischen Südeuropa, Vorderasien und Nordafrika, im Mittelalter Brücke zwischen diesen Ländergebieten, wurde nun plötzlich zur trennenden Schranke, indem sich England in dieses Meer hineinschob, wo es gar nichts zu suchen hatte. Und von seiner Stellung in diesem großen Binnensee aus hatte England immer wieder Gelegenheit, in die Politik der süd- und südosteuropäischen Mächte einzugreifen, sie in seinem Banne zu halten und jede Zusammenarbeit dieser Völker mit den anderen auf dem festländischen Europa unmöglich zu machen. Deutschland hatte schon unter Kaiser Wilhelm dem Ersten und Bismarck Forscher nach dem Sudan geschickt und dort Beziehungen angeknüpft; des Reiches erster Kanzler stellte das deutsch-italienische Bündnis her und er begünstigte die Ausdehnung der Italiener im Sudan. Was lag nun näher als dies, den Dreibund zu einem Vierbund werden zu lassen, in den die Türkei aufgenommen wurde, im Namen dieses Bundes große Verkehrswege über Tripolis nach dem Sudan hinein in Angriff zu nehmen? Deutschland hat es schließlich doch fertiggebracht, in den Jahren 1905 bis 1913 in Deutschostafrika die 1260 Kilometer lange Eisenbahn von Daressalam nach dem Tanganjikasee zu bauen mit einem Kostenaufwand von rund 100 Mill. Mark, und was hätte es für große Schwierigkeiten bereitet, eine 2200 km lange Eisenbahn Tripolis—Tschadsee mit Fortsetzung bis zur Kameruner Küste herzustellen, wenn der Dreibund und die Türkei diese Arbeit gemeinsam in Angriff genommen hätten? Eine große Gefahr für die Gesamtlinie Berlin—Wien—Rom—Tschadsee war allerdings gegeben; das war die Stellung Englands in Malta und in Aegypten. Da die direkte Linie Berlin—Tschad zwischen Neapel und Tripolis auf etwa 900 km den Seeweg benutzen muß, kann sie von dem in der Flanke liegenden Malta aus leicht unterbrochen werden. Eine Sicherung wäre ein Tunnelbau von Sizilien aus gewesen.

Das natürliche Bündnis zwischen dem Dreibund und der Türkei kam aber nicht zustande, weil einmal die Fragen noch nicht reif waren, und zum andern England der Vater aller Hindernisse war. England hatte seine Hand in Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel; es intrigierte in Italien und sogar in Oesterreich-Ungarn, und in der nachbismarckischen Zeit wußte die englische Politik durch das Angebot von Tripolis an Italien den südlichen Pfeiler des Dreibundes so kräftig zu lockern, daß er im entscheidenden Momente umfiel. Schon von etwa 1902 oder 1903 ab war Italien für Mitteleuropa kein Bindeglied mehr nach Afrika hinüber, war es bewußt in das englische Lager getreten, dessen Ziel die Abschnürung der mitteleuropäischen Mächte von Vorderasien und Afrika war. Deutschland sollte landeinwärts derart von feindlichen Mächten umstellt werden, daß es gezwungen war, seine Orientierung westwärts unter Einigung mit England zu suchen. Es sollte wie Frankreich der Degen Englands werden, der nach Bedarf des Inselreiches Schlachten schlug.

Diese Pläne sind durch die kriegerischen Ereignisse zerrissen. Die Absicht, die Mittelmächte von Vorderasien abzuschließen, ist endgültig gescheitert, und es wird auch der Versuch zunichte gemacht werden, von Italien aus ihre Absperrung vom Adriatischen und Mittelländischen Meere vollständig zu machen.

Der Gedanke des italienischen Eingreifens war verflucht gescheit ersonnen. Die italienischen Heerhaufen sollten Triest nehmen, Istrien, auf Fiume vorstoßen; die Serben hatten Dalmatien zu überrennen. Italien gebrauchte sogar die Vorsicht, auf Valona vorzustoßen, um jederzeit in der Lage zu sein, die Straße von Otranto zu sperren. Also sollte den Mittelmächten jede Aussicht auf das Mittelländische Meer verbaut werden.

Die italienischen Hoffnungen erhielten durch die Ueberwindung von Serbien und Montenegro einen schweren Stoß; sie sind nun ganz in sich zusammengefallen. Die Bedrohung der österreichischen adriatischen Küste ist gänzlich geschwunden; die Stellung Oesterreich-Ungarns im Adriatischen Meere ist jetzt stärker als je, und die Verbündeten sind in der Lage, den Rückzug der Italiener von Valona zu erzwingen. Die Mittelmächte haben also ungehinderten Zutritt zum Mittelmeerbecken. Einer Politik, wie sie als das natürlichste Erfordernis der Lage jener Mächte wichtig ist, steht also nichts mehr im Wege; nur dürfen wir heute gar nicht mehr damit rechnen, daß Italien mit willigem Herzen bei einer derartigen Politik wäre. Eine Möglichkeit gäbe es allerdings, Italien aus der Umklammerung durch die Westmächte zu lösen; sie könnte geschaffen werden durch Entfernung Englands aus Malta, und indem Frankreich gezwungen würde, Tunis an die Italiener abzutreten, wofür diese Tripolis herauszugeben hätten. Dann würden seine eigenen Interessen Italien auf ein gutes Verstehen mit den Mittelmächten und mit der Türkei hinweisen. Es gäbe in diesem Falle für Deutschland mehrere Wege nach Afrika, einen über Rom und Neapel, den zweiten über Wien und Ragusa, den dritten über Budapest—Saloniki, oder Budapest—Athen.

Digitized by Google

Die Erschließung Afrikas würde dann unter ganz neuen Gesichtspunkten erfolgen, nämlich von Nordafrika her. Das erste würde der Bau einer Eisenbahnlinie Tripolis—Tschadsee sein müssen, der eine Linie Benghasi—Kufra -Abschehr (oder El Fasher)-Mittelafrika zu folgen hätte. Die erstere wäre rund 2200, die zweite knapp 4000 Kilometer lang; erstere würde nach den bisherigen Erfahrungen 200, die zweite 350—400 Mill. M. kosten.

Um von Berlin nach Stanleyville am Kongo zu kommen, hatte man vor dem Kriege die folgenden Ausgaben: Eisenbahn Berlin—Hamburg 30 M., Schiff Berlin—Kongomündung 700 M., Eisenbahn Berlin—Stanleypool 100 M., Dampferfahrt Stanleypool—Stanleyville 400 M., zusammen rund 1250 M., wozu aber noch mindestens 750 M. Verpflegungsgelder in Hotels, Ausgaben auf den Schiffen für Getränke und für Bedienung kamen, so daß die Mindestausgabe, vorausgesetzt, daß immer Anschluß da war und lange Wartezeiten in Hotels sich mit ihren hohen Unkosten erübrigten, sich auf 2000 M. belief. Die ganze Reisedauer betrug mindestens 35—40 Tage. Von Berlin nach Ragusa kann man in 48 Stunden für 120 M. fahren, von Ragusa nach Benghazi mit schnellen Schiffen in 48 Stunden für 180 M. Kostet die Eisenbahnfahrt von Benghazi nach Stanleyville selbst 1000 M. (25 Pf. pro Kilometer), so würde sich mit 200 M. Nebenkosten erst eine Gesamtausgabe von 1500 M. ergeben. Da aber die Strecke Benghazi—Stanleyville in 6—7 Tagen durchfahren werden könnte, würde die Gesamtdauer der Reise Berlin—Kongo auf diesem neuen Wege auf 10—11 Tage zusammenschmelzen. Der Personenverkehr wird sehr groß sein, der Gepäckverkehr desgleichen. Auch an Güterverkehr wird es nicht mangeln. Allerdings darf man nicht glauben, daß Güter aus Mittelafrika den Weg nach Tripolis oder Benghazi einschlagen werden, die werden auf dem kürzesten Wege zur Küste und zum Transportschiff abfließen. Aber eilige und hochwertige Güter werden den schnellsten Weg nehmen, und die großen Nord-Südlinien werden für den innerafrikanischen Verkehr von großer Bedeutung sein.

Die kommende große Entwicklung verlangt, daß die Türkei und Bulgarien künftig ansehnliche Kriegsflotten entwickeln, so daß sie mit Oesterreich-Ungarn (und eventuell Griechenland) in der Lage sind, im östlichen Mittelmeerbecken die Herrschaft auszuüben. Auch die deutsche Kriegsflotte würde, wie das schon während des Krieges der Fall war, künftig im Mittelländischen Meere vertreten sein müssen. Unter solchen Umständen würde das Fortbestehen der englischen Macht in Aegypten — wenn sich daran nichts ändern lassen sollte — viel von seinem bedrohlichen Charakter für die Türkei verlieren. Durchaus notwendig ist aber, daß die türkische Grenze bis an den Suezkanal vorgeschoben wird, die Sinaihalbinsel wieder unter türkische Herrschaft kommt.

Erstes Erfordernis aber ist ein dauerndes gutes Verstehen zwischen dem Islam und den mitteleuropäischen Mächten. Beide Teile müssen sich vor Augen halten, daß ihre schweren Kämpfe gegeneinander im 15. und 16. Jahrhundert die Ohnmacht des Islams sowohl wie der mitteleuropäischen Staatengemeinschaft verschuldet und den schnellen Aufstieg der Westmächte und namentlich Englands begünstigt haben. Das Mittelländische Meer und Nordafrika hätten nicht zu veröden brauchen. Was Australien und Südafrika heute sind, hätte Nordafrika werden können.

Aber jene Jahrhunderte der großen Entdeckungsreisen waren leider unduldsam. Deutschland wurde durch den fürchterlichen Glaubenskrieg verheert; an der Donau befehdeten sich Oesterreich und die Türken andauernd zu ihrem Schaden und zum Nutzen der Moskowiter.

Aus der Geschichte müssen die Türken und Araber und die mitteleuropäischen Völker lernen. Kommen sie einander mit Vertrauen entgegen, arbeiten sie einer mit dem anderen und füreinander wie in den großen Tagen des sogenannten Mittelalters, dann müssen sie alle wieder zu hoher Blüte emporsteigen. Sie werden dann das Mittelländische Meer, wenigstens sein östliches Becken, wieder zur völkerverbindenden Brücke machen, es neu beleben; es wird das Meer der verbündeten europäischen und vorderasiatischen Nationen sein, die im angehängten Afrika, das nur Unverständnis und Mißverständnis von Europa und Vorderasien trennen konnten, das große Feld der Betätigung für ihre tatkräftige, ins Weite drängenden Männer finden werden. Amerika hat seine Monroe-Doktrin, der zufolge außer Amerikanern keine andere Nation etwas in Mittel- und Südamerika zu suchen hat; Japan will eine ähnliche Lehre für Ostasien verkünden: Ostasien den Gelben. So werden die mitteleuropäischen und vorderasiatischen Völker, auf ihre enge Verbindung mit Afrika durch das Mittelländische Meer hinweisend, verkünden: Afrika den Europäern! Und es wird hoffentlich die Zeit kommen, da man nicht mehr von Europa, Vorderasien und Afrika sprechen wird, sondern von einem Groß-Europa, das alle diese Teile umschließt, und in welchem das Mittelländische gleich dem Schwarzen und Kaspischen Meere ein Binnenmeer ist. Durch seine Größe, seine reiche Gliederung, die Lage in einem herrlichen Klima, die starke Bevölkerung der ihm nördlich vorgelagerten Länder, die zu den tüchtigsten Rassen der Erde zählt, hat das Mittelländische Meer eine ganz einzigartige große Zukunft und die Anwartschaft auf eine führende Stellung in der Welt, wie es sie bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts besessen hat.

Digitized by Google

DER EHEFEIND.

Von Halid Sia.

Unter meinen Freunden in Pera ist einer, dessen unüberwindliche Abneigung gegen die Ehe ihn allgemein bekannt gemacht hat. Er stand in den Fünfzigern, wurde aber gelegentlich die Frage des Alters berührt, so pflegte er zu sagen: „Ich bin über die 40 hinaus." Fragte ich neugierig weiter: „Um wieviel Jahre denn?", dann erwiderte er regelmäßig: „Bester, hat jemand erst die 40 hinter sich, so zählt man nicht mehr die Einer, sondern nur noch die Zehner! Was spielen 4 oder 8 Jahre für eine Rolle? Es handelt sich einzig darum, geschickt genug zu sein, möglichst spät bei der 50 zu landen." Sein sorgfältig gefärbter, keck aufgezwirbelter Schnurrbart, der flotte, jugendliche Europäerhut, der liebevoll die grauen Spitzen der kurz geschnittenen Haare verbarg, und vor allem das nie ermattende Sprühen seiner Augen taten zur Genüge kund, daß er nicht willens war, gar bald in den ruhigen Hafen der 50 einzulaufen.

Augenblicksbild von der Straße (Nordafrika).

Niemals begegneten wir einander, ohne eine gewisse Frage lebhaft zu erörtern. Ich wollte nämlich durchaus die Ursache seines Widerwillens gegen das Heiraten ergründen. „Nichts einfacher", entgegnete er, „hat jemand etwas vor, so steht zuerst die Frage vor seinem Geist: Wozu? Seit 20 Jahren spricht man mir vom Heiraten und jedesmal hat sich automatisch das kleine Fragewort vor mir aufgerichtet. Noch ist mir niemand begegnet, der darauf eine überzeugende Antwort gefunden hätte".

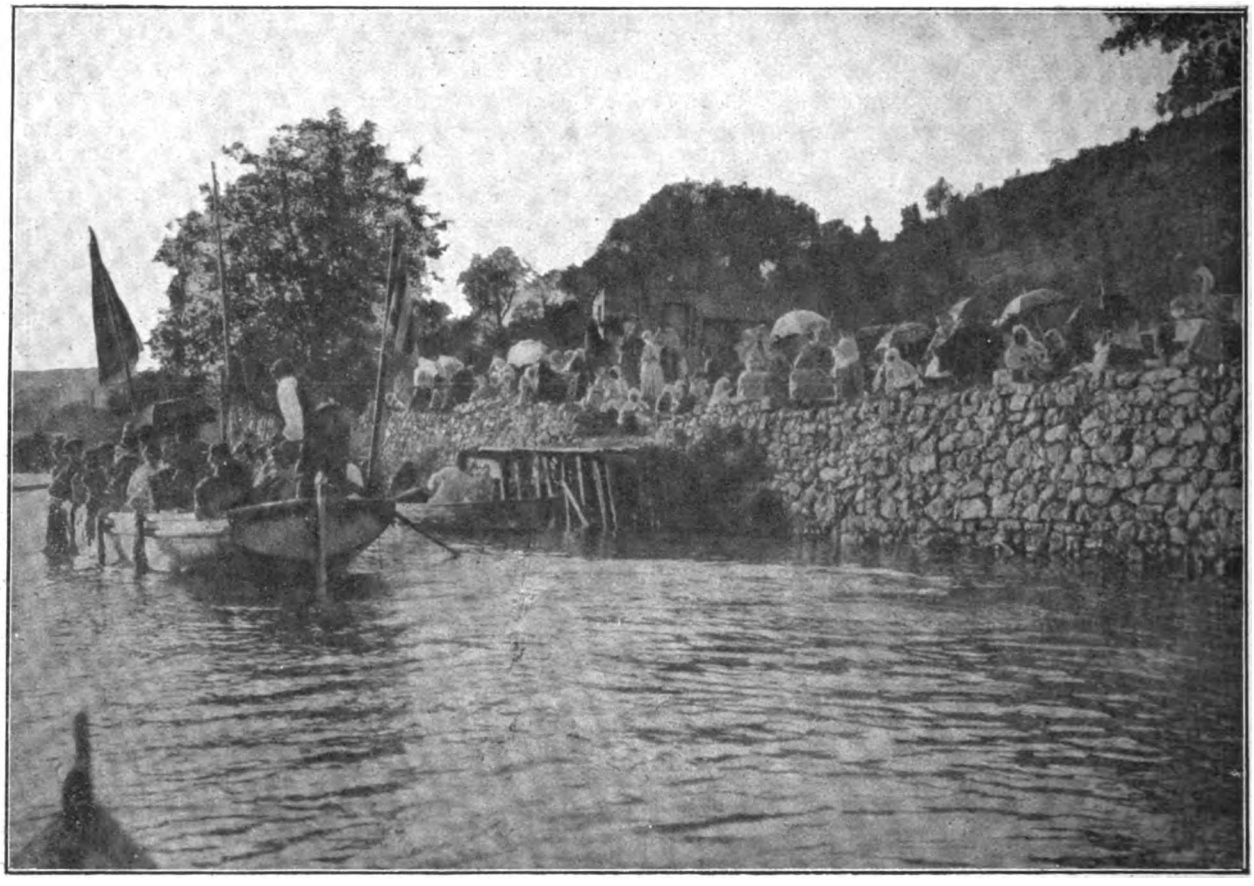
Nun begann ich, ganz methodisch zu verfahren, zählte ihm alle erdenklichen Antworten nacheinander auf, schilderte ihm das Gefühl ödester Verlassenheit, das sich dem Einsamen mitten im dichtesten Menschengewühl beklemmend ums Herz legt, und malte dagegen in üppigsten Farben die Poesie eines Lebens zu zweien aus mit einer entzückenden Frau, die in hingebender Zärtlichkeit waltet, dann das zutrauliche Lachen weichlockiger Kinder, die sich in die väterlichen Arme schmiegen. Welch unvergleichliches Gut bildet das eigne Heim, das mit glücklichem Atem die Bewohner umfängt, ihre Seelen mit fließenden Linien umrahmt!... Fehlte nur noch ein glänzender Schluß, um erfolgreich zu wirken.

„Ja, lieber Freund, Sie ahnen ja nicht, was ein Heim bedeutet! Ein friedliches Fleckchen fern von Kaffeehäusern und Straßen, von Sorgen und vom Schmutz der Menschen und des Alltags, ein reines, gesundes Plätzchen auf einem Eiland abseits der übrigen Welt. Die Fluten des Lebens brechen sich vor Ihrer Tür, die Brandung sinkt vor Ihrer Schwelle, kein Spritzer erreicht Ihr Familienglück."

Ab und zu lachend, lauschte er geduldig, um mich schließlich doch gerade an der schönsten Stelle zu unterbrechen: „Ach, welch tönende Phrasen! Und dennoch läßt sich die Wahrheit auch unter dem buntesten Blumenteppich nicht verbergen! Dieser friedvolle, vom Leben unangetastete Winkel, von dem Sie sprechen, ist nichts anderes als meine Stube, meine Junggesellenbude! Auch an ihrer Pforte machen die Wellen, von denen Sie sprachen, Halt. Dort ist es noch stiller, als in einem Familienhaus, mein Eckchen ist kleiner und traulicher, und nur meine eigene Seele schwebt über dem Raum. Nicht die bösen Mienen einer Frau, die wegen eines nicht gekauften Kleides schmollt, nicht Kinderplärren um irgendeines Verbotes willen, stören mich dort! Und hüten Sie sich wohl, von jenen Frauen zu reden, die mit ihrem ganzen Wesen lieben, unverbrüchlich für alle Ewigkeit, als seien sie die allgemeine Regel. Gewiß, es mag solche Wesen geben, aber die Anderen, die mit wiegenden Hüften, den Rock kokett gerafft, anmutig nach allen Seiten grüßend, die Straße hinunterschlendern, — auch die sollten Sie erwähnen! Glauben Sie vielleicht, daß eine von diesen mir in mein stilles Tusculum folgen, ehrfurchtsvoll in meiner Seele lesen, zu jedem Opfer bereit sein wird? Und dann

Digitized by Google

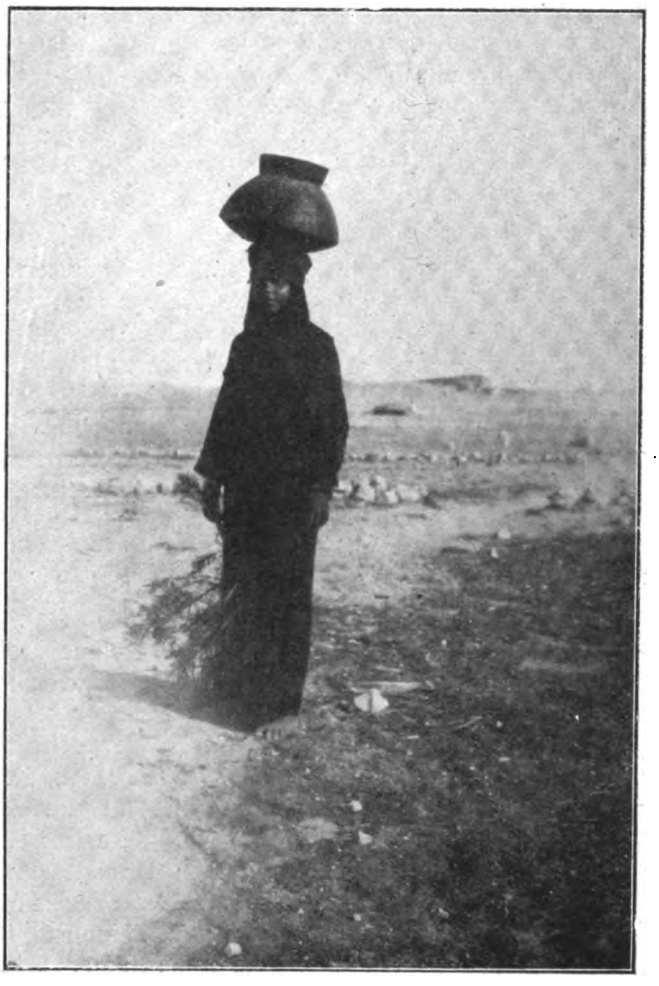
haben Sie noch etwas von ausschlaggebender Bedeutung nicht in Betracht gezogen: ich wäre nämlich zweifellos der Erste, dem hingebungsvolle Zärtlichkeit zum Ueberdruß würde! Ja, Ich! Ich wüßte mich nicht zu entsinnen, je in meinem Leben eine Frau länger als ganz vorübergehend geliebt zu haben. Geben Sie sich nicht erst die Mühe, Einwendungen zurechtzumachen, ich weiß sie alle im voraus, kenne sie längst auswendig! Sie wollen mir vorhalten, daß diese Frauen es gar nicht wert seien, anders als ganz flüchtig geliebt zu werden, daß man nur die eigne Frau bis ans Ende seines Lebens lieben kann. Verbrauchte Redensarten! Ich glaube, das alles hängt vom persönlichen Charakter ab. Möglich, daß ich mich irre, möglich, daß auch ich imstande wäre, einer Frau mein Leben lang Anhänglichkeit zu bewahren. Aber, wenn dem nicht so wäre? Wenn Sie mich eines Tages im Pera-Park mit einem jener Geschöpfe träfen, die nur für die Freuden weniger Stunden geschaffen sind, — würde Sie dann nicht die Reue erfassen, mich zur Ehe bekehrt zu haben? Doch betrachten wir das Bild auch einmal von der anderen Seite: wie, wenn es sich notwendig erwiese, meine Haare, deren graue Spitzen die Arbeit der Schere heischen, nicht schneiden zu lassen, damit sie lang genug werden, einige kleine Erhöhungen zu verdecken? Sie werden mir zugeben: auch diese Aussicht wirkt bedrückend. Ich weiß, Sie wollen einwenden: die Moral einer Frau wird von ihrem Manne bestimmt. Möglich, daß es richtig ist, aber ich selbst habe noch nicht einmal meine eigene Moral begründet! Ich verzichte, Ihnen die ehelichen Zwistigkeiten und Mißverständnisse aufzuzählen, deren Zahl Legion wird, die das gemeinsame Leben annagen, unterwühlen. Sprechen wir lieber von den Kindern, diesen holden Englein mit seidenweichen Locken, die jeden Morgen ihre rosigen Lippen zum Kuß reichen. Ich gestehe Ihnen frei, für Kinder habe ich eine Schwäche. Eben deshalb eigne ich mich um so weniger für die Vaterrolle. Und noch eins: aus Kindern werden Menschen, Mädchen oder Jungen; die Mädchen brauchen Geld, die Jungen Erziehung, ich könnte weder das eine noch das andere geben. Denn eins ist unumstößliches Gesetz bei mir: um es poetisch auszudrücken, ich vermag nie einen Monat an den nächsten zu kitten! Nie habe ich es bisher fertig gebracht, ein Goldstück zu behalten, das als Brücke zwischen zwei Monaten hätte dienen können. An jedem Letzten schließe ich mein Rechnungsbuch auf Einkommen- und auf Ausgabenseite



Türkische Damen an den „Süßen Wassern Asiens" (Konstantinopler Ausflugsort).

Digitized by Google

einfach mit einem Strich. Ein versehentlich in meiner Tasche übrig gebliebenes Geldstück erscheint mir unverzeihliche Schuld, beleidigendes Mißtrauen in die Vorsorge des kommenden Monats. Demnach hieße, Mädchen in die Welt setzen, nichts anderes, als so und soviel Elende mehr hineinbringen. Bitte, widersprechen Sie nicht, für mich träfe das unbedingt zu. Noch schwerer steht es um die Erziehung der Söhne. Wenn Sie mir ansehen könnten, daß ich zur Kindererziehung geeignet bin, würde ich mich sehr geschmeichelt fühlen. Soll ich meinen Jungen sagen: „Gewiß, ich habe alle erdenklichen Dummheiten gemacht, euch aber verbiete ich sie? Dafür wäre eine Energie erforderlich, über die ich nicht verfüge. Ich glaube, aus meinen Jungen würde nichts anderes werden, als aus mir, also . . . Lassen Sie mich aus Rücksicht auf Ihr Zartgefühl lieber schweigen. Bedenken Sie nur noch die erwähnte Schwäche für Kinder. Sehen Sie nicht eine ganze Bande verzogener, eigenwilliger, launischer, kecker Rangen? Daraufhin werden Sie mir hoffentlich nicht mehr raten, die soziale Gemeinschaft um derartige Mitglieder zu vermehren! Bleibt nur noch die Einsamkeit zu erwägen. Allein? Ich, allein? Da sind Sie gewaltig auf dem Holzwege! Kein Mensch auf der Welt kann geselliger sein, als ich! Sehen Sie die unendliche Menschenmenge, die den breiten Weg hier überfüllt? Alle diese gehören zu mir, sind Bewohner meiner Straße, meines Hauses. Was sagten Sie doch vorhin? Man soll sie verabscheuen, vor ihnen fliehen?... Warum denn? Ich habe sie im Gegenteil gern, man muß nur verstehen, sie zu lieben. Das ist eine besondere Wissenschaft! Dort am Fenster jenes Kaffeehauses sitze ich stunden-, wochen-, jahrelang, betrachte mit tiefer Liebe das ewig wechselnde Bild, nicht einen einzigen Augenblick in der langen Zeit ist es mir eingefallen, die Flucht davor zu ergreifen. Was reden Sie mir ein! Ich soll alle lassen, soll nur eine von ihnen auswählen und mit dieser einen mich in einen dunklen Winkel verstecken! Ich schaudre, wenn ichs mir nur ausmale. Kommen Sie, ich muß die Straße sehen, um wieder warm zu werden!"



Wüstentochter.

Als wir ein andermal nebeneinander schlenderten, begann er:

„Wissen Sie, wie viele Arten Frauen es in Pera gibt? Vier... Verheiratete, Nichtheiratende, Heiratende und..."

„Und?"

„Und solche, die verheiratet werden. Alle Frauen der ganzen Welt lassen sich in diese vier Kategorien einteilen, doch in Pera überwiegt die letzte Sorte. Für einen Mann, der heiraten will, kommt die erste Gruppe nicht in Betracht, die zweite öffnet sich ihm niemals, die dritte, die dritte aber, nämlich jene Frauen, die aus eigenem Willen heiraten, diese Gruppe nennt einen Mann von 40 Jahren Vater. Bleibt die letzte Sorte. Haben Sie von dieser vierten eine Ahnung? Lassen Sie mich in Ruhe damit, bester Freund!..."

Er griff hastig nach seinem Stock, strich über seinen Schnurrbart und verschwand. Floh er vor mir oder vor der vierten Gattung Frauen?

* * *

Ich war ihm dann lange nicht begegnet, im Sommer war er auf Reisen und acht Monate lang fern von Pera. Als ich eines Tages, zu Beginn des Winters am Kaffeehaus vorüberging, klopfte es gegen die Scheiben: Er rief mich hinein.

„Wissen Sie schon?" sagte er nach der ersten Begrüßung, „ich bin vor 14 Tagen um ein Jahr älter geworden! Von den 40 habe ich den Sprung in die 50 getan. Jetzt beginne ich ein neues Jahr, das 120 Monate hat..."

Digitized by Google

Nach kurzem Nachdenken fügte er plötzlich entschlossen hinzu:

„Ich möchte Ihnen noch etwas anvertrauen, aber Sie werden es nicht glauben: ich heirate!"

Ich konnte mich vor Staunen nicht fassen:

„Nicht möglich, Sie? Sie heiraten? Sie, der größte Ehefeind? Der geschworene Verehrer der Straße, der abenteuergierige Liebhaber, der einer Frau nur einen kurzen, flüchtigen Genuß abgewinnen kann, der seine Einsamkeit mit Tausenden von Menschen umgibt?..."

„Ja, Ja, und so weiter", unterbrach er mich, „Sie können noch eine lange Liste meiner Eigenschaften aufzählen, aber die sind jetzt alle historisch. Es steht fest, daß ich heirate. Bedenken Sie, wieviel ich überlegt haben muß, um zu diesem Entschluß zu kommen. Ich habe mir gesagt, es sei genug, wenn ein Junggesellenleben, eine Ehefeindschaft ein halbes Jahrhundert gewährt hat. Ich bin der Vorteile satt, ich muß auch etwas einbüßen. Ich bin der Ruhe müde, die 50 Jahre lang nicht einen Augenblick gestört wurde. Ist die Ehe dem Bilde, das Sie mir davon malten, einigermaßen ähnlich, bringt sie mir keinen Schaden — um so besser. Sehen Sie, wie einfach das Rechenexempel ist, so einfach und klar wie eine Mathematikaufgabe."

„Nein, mein Bester, das kann ich durchaus nicht glauben, mir scheint es vielmehr eine Sophisterei! Vor dem 50. Jahr kann eine solche Ueberlegung wohl ihre Richtigkeit haben, danach aber ist sie verkehrt."

Er blickte höchst überrascht auf:

„Warum denn?"

„Wer über die 50 ist, ist alt, und wenn es erst einmal von jemand heißt, er sei alt..."

„Ich verstehe wohl, aber Sie irren sich doch; ich glaube, ich sprach Ihnen damals von der vierten Gruppe Frauen: denen, die verheiratet werden. Unter denen ist die Auswahl unendlich groß. Es bedeutet unvergleichliches Vergnügen, sie einmal zu sehen. Die Schwierigkeit beginnt erst bei der Wahl..."

* * *

Von diesem Tage an traf ich meinen Freund unablässig in Damengesellschaft, nirgends wurde er mehr gesehen, ohne daß an seiner Seite eine Dame zwischen 25 und 35 ging. Einmal sah ich ihn in einem Wagen zwei Damen gegenüber, ein andermal gab er im oberen Stockwerk des Café Splendid einem jungen Mädchen, das mit Vater, Mutter und Bruder erschienen war, ein üppiges Diner. Wieder ein andermal trug er Mantel und Tasche einer Schönen und pendelte von Laden zu Laden mit ihr. Wir grüßten uns nur noch aus der Ferne. Lüftete er seinen Hut, dann las ich in seinen lachenden Augen: „Sehen Sie, wie beschäftigt ich bin? Bin umringt von der bewußten vierten Sorte, habe keine Zeit, Luft zu schöpfen und Ihnen die Hand zu schütteln. Ach, wie unermeßlich ist die Auswahl...."

Im Leben von Pera spielte er in diesem Winter etwa dieselbe Rolle, wie der Hauptgewinn der großen Lotterie. Alle Mädchen, die zu verheiraten waren, versuchten ihr Glück bei ihm, alle Mütter, die eine sitzengebliebene Tochter hatten, zwinkerten mit den Augen, wenn sie ihn sahen, alle Väter, die keine Mitgift aufgestapelt hatten, grüßten ihn mit zuvorkommender Höflichkeit, alle jungen Witwen suchten im Theater einen Platz neben ihm zu ergattern.

Dieser 50jährige Heiratskandidat wirbelte unter der vierten Frauengruppe Peras ungeheure Erregung auf, er war umgeben mit dem strahlenden Zauberschein der Berühmtheit. Die lange Dauer, die Unregelmäßigkeiten, der schlechte Ruf seines Junggesellentums waren plötzlich wie ausgelöscht. Um so mehr wurde von seinem Vermögen gesprochen. Bisher hatte es nur eine Stimme über seine Verschwendungssucht gegeben, seit er aber zu heiraten beabsichtigte, sprach man nur noch von den Summen, die im Crédit Lyonnais für ihn lagen, von der Kasette in seinem Zimmer, die bis zum Rande mit Pariser Stadtanleihe gefüllt sein sollte. Auch sein Alter wurde abgeleugnet. 50? Keine Rede! Höchstens 40! Es gab ja genug Leute, die ihn noch als Kind gekannt hatten!

Einmal traf ich auf einem Ball mit ihm zusammen und konnte beobachten, welcher Nimbus in Pera einen Mann umglänzt, der sich verheiraten will.

Mädels, die noch halb in den Kinderschuhen steckten, reife Frauen, die deren Mütter hätten sein können, bildeten um ihn einen dichten Kranz, in dessen Mitte er als leben- und glückspendende Sonne sich bewegte. Er fühlte sich wieder ganz jung, versäumte keinen Tanz, fand immer Zeit, sich einige Minuten jedem dieser Geschöpfe zu widmen, die hinter jeder Heiratsmöglichkeit wie die Meute hinter dem Wild her sind. Zwischendurch flüsterte er mir zu:

„Wenn Sie wüßten, wie müde ich bin... Seit vier Monaten keine Ruhe mehr. Jeder Tag bringt neue Liebe, neue Verehrerinnen, neue Beziehungen. Ich leite und lenke alles, für jede erfindet mein Kopf einen eigenen Weg. Könnte ich mich verhundertfachen, ich bekäme ebensoviel Frauen! Allmählich freilich weiß ich keinen rechten Ausweg mehr aus diesem Irrgarten! Ich fürchte, eines Tages werde ich als Wrack an ein sehr unerwünschtes Ufer gespült. Sehen Sie dort die Dame, die mich grüßt; sie hat eine unverheiratete Tochter, bei jedem Ball wird der Ausschnitt ihres Kleides zwei Fingerbreit tiefer... Wird jemals einer auf diesen Köder anbeißen? Doch warten Sie, ich will fünf Minuten mit dem armen Ding

Digitized by Google

tanzen, Besuchen Sie mich doch einmal vormittags!"

Gewandt glitt er über das Parkett zu der sich immer noch verneigenden Mutter und unermüdlich tanzte er bis in den Morgen hinein mit allen Mädchen, die zu verheiraten waren.

* * *

Eines Tages beschloß ich, ihn aufzusuchen. Er saß an seinem Schreibtisch und rief mir zu, als er mich erblickte:

„Treten Sie nur ein, ich bin auch hier wie gewöhnlich beschäftigt. Ich bin gerade bei meiner Liebeskorrespondenz. Ich muß Briefe beantworten, Bilder zurückschicken, den alten Aufzeichnungen die neuen Ereignisse hinzufügen... Warum sehen Sie mich so erstaunt an? Ja, gewiß, alles Heiratssorgen! Hier, ein Kopierheft meiner Antworten; dort die Aktenmappe enthält die alphabetisch geordneten Briefe; in jenem dicken Buch sind alle interessanten und ergötzlichen Unterhaltungen oder wichtigen Erlebnisse aufgezeichnet. Anders ist das Material nicht in Ordnung zu halten, ich könnte es sonst nicht bewältigen, mich nicht mehr zurechtfinden. Wie soll ich mich z. B. vor Verwechslungen retten? Ich habe 5 Marien, 3 Louisen, 2 Charlotten, dann viele Antoinetten, Françoisen und Katherinen. Ich werde eine Armee aus meinen vielen Bräuten zusammenstellen! Die Korrespondenz allein benötigt ein Bureau. Wollen Sie nicht auch die Bilder sehen?"

Er brachte ein dickes Bündel und lieferte zu jedem Bild die Erklärungen. Da waren Mädchen aus Makriköj und Haidar Pascha, sogar welche aus Smyrna und Alexandrien.

„Begreifen Sie, was für einen herrlich belustigenden Zeitvertreib ich mir verschafft habe? Ich bereue nur, nicht früher daran gedacht zu haben."

Als ich ihn fragend anblickte, neigte er sich zu mir und flüsterte, als vertraue er mir ein großes Geheimnis an:

„Merken Sie auf, und das sage ich Ihnen ganz allein: Ich habe meinen Heiratsentschluß ein wenig geändert. Ich habe eingesehen, daß ich noch zu jung bin. Die Angebote waren unerhört stürmisch. Ich will deswegen meinen Entschluß nicht vor Ablauf eines Jahres verwirklichen — verstehen Sie wohl, eines Jahres meiner Rechnung. Vorläufig bleibe ich weiter Heiratskandidat. Man braucht mindestens 120 Monate, um auch nur einen flüchtigen Ueberblick über die Frauen, die verheiratet werden sollen, zu erhalten. Wenn ich erst 60 werde..."

Er konnte den Satz nicht beenden, ich suchte ihm zu helfen:

„Gewiß, dann werden Sie heiraten."

Schnell fiel er mir ins Wort:

„Nein, dann werde ich überlegen."

Uebersetzt von Habib Edib Bey.

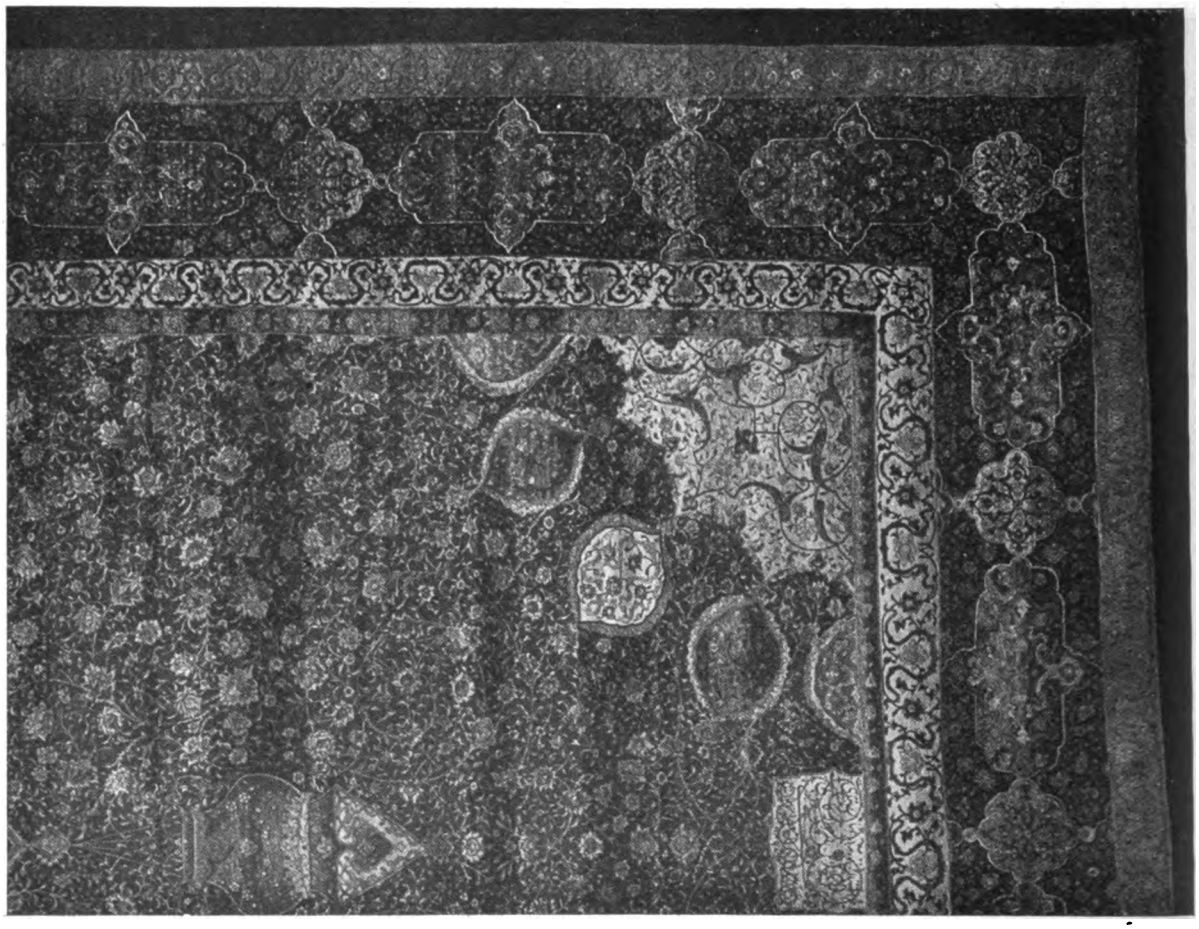
Auslug von der Dachterrasse.

Digitized by Google

DER ORIENTTEPPICH.

Von Lothar Brieger.

Zu den größten und gesuchtesten Kostbarkeiten der Kunst gehört der alte Orientteppich. Das ist nicht immer so gewesen. Es gab im vorigen Jahrhundert eine Zeit, die vom alten Orientteppich nicht recht etwas wissen wollte. Eine Minderzahl kunstsinniger Privatleute hielt zu ihm, der allgemeine Geschmack war eher geneigt, die Vorliebe der Renaissance und des Barocks für den Orientteppich als eine Geschmacksverirrung zu verurteilen. Diese im Grunde kunstarme und kunstfremde europäische Kulturzeit hatte ein Vorurteil gegen alle Farbigkeit, die ihr in der Seele und in den Augen wehtat. Man erstrebte die Gleichmäßigkeit des Farbentons, überall in der Kunst, und so verlangte man denn auch vom Teppich, daß er einfarbig und unaufdringlich sei, daß sich seine verschiedenen Farben alle in ein gleichmäßiges Grau oder Braun auflösen sollten. Ueberall gab es damals in Europa Teppichmanufakturen, deren Richtlinien dem Orientteppich entgegengesetzt waren, und auch von dem damals von den europäischen Händlern in seiner Heimat bestellten Orientteppich wurde verlangt, er solle sich so monotonen Gesetzen fügen. Die Folge davon war der jähe und traurige Niedergang des Orientteppichs, an dessen schlimmste Zeit sich unter uns wohl nur noch ganz wenige erinnern werden, unter dessen Folgen aber die orientalische Teppichfabrikation bis in die Gegenwart gelitten hat. Fremder Geschmack und nicht weniger das Eindringen der Anilinfarben drückten eine alte Kunst auf die Stufe eines rein mechanisch und fabrikationsmäßig



Berühmter Teppich aus Ardebil (Nordpersien) 16. Jahrhunderts.

Digitized by Google

flüchtig ausgeübten Handwerks herab. Denn für den Orientteppich ist die Farbe einfach alles, sie ist seine Seele und sein Gesetz. Er will nicht Farben unter einem gemeinsamen Grundgedanken in einen gemeinsamen Hauptton überführen, er setzt sie vielmehr ganz ähnlich wie ein impressionistisches Gemälde — der Sieg des Impressionismus war nicht ohne tieferen Zusammenhang auch wieder der Sieg des alten Orientteppichs — unvermittelt, wie sie in der Natur sind, nebeneinander und überläßt es, genau wie die Natur, dem Auge, in sich die farbigen Eindrücke zum zusammenschließenden Bilde zu vereinigen. Seine große Kunst, die Geheimsprache des Orientteppichs ist es, wie er dieser Aufgabe des Auges die Möglichkeiten und das technische Gerüst gibt. Er vereinigt in einem Teppichmotiv die stärksten Kontraste, das hellste Hell und das tiefste Dunkel, aber er weiß, daß das reine Nebeneinander der gleichmäßigen Motive im Auge nicht einen Zusammenschluß, sondern ein Auseinanderfallen des Gesamteindruckes zur Folge haben müßte. So baut er denn auf dem Untergrund einer fabelhaft sicheren und zweckmäßigen Zeichnung, die so durchaus ornamentaler Abstammung ist, daß sie im Laufe ihrer Entwicklung die Einflüsse der Pflanzen und Tierwelt ganz ins Ornamentale umzwang, sein farbiges System auf; durch fortwährendes Umstellen der Farben innerhalb der einzelnen Muster — das ist die hohe Kunst des Webers — bringt es der Orientteppich fertig, zugleich durch die Kontraste die stärkste Farbigkeit aller Kunsterzeugnisse zu erzielen und das dabei mögliche Uebergewicht einzelner Farben durch die Umstellung zugleich zu tiefster Harmonie abzuklären. Das alles ist natürlich nur bei den alten Farben möglich. Die Natur der alten Farbe ist es nicht, im strengen Sinne einfarbig zu sein, sondern eine Anzahl Farbentöne in sich zu schließen und zu ermöglichen; das Geheimnis der „valeurs" in der Malerei beruht auf dieser Eigentümlichkeit. Nicht anders als der alte Maler rechnete der alte Weber mit den „valeurs" und das Ueberwiegen der Anilinfarben in der Teppichfabrikation hat, ganz abgesehen von anderen Dingen wie ihren Einfluß auf die Fäden, Jahrzehnte lang aus der Farbenharmonie des alten Orientteppichs eine grelle Farbendissonanz gemacht, die ihrerseits wieder zerstörend auf die alte Reinheit des zeichnerischen Musters wirken mußte.

Alter persischer Seidenteppich.

Das alles ist nun glücklicherweise geraume Zeit hinter uns und ging zu Ende, als die Türkei selbst energisch und glücklich die Regeneration ihrer edelsten und ältesten Kunstindustrie in die Hände nahm. Die alten Muster wurden wieder als die hohen Vorbilder, die sie sind, anerkannt und nachgeahmt. Bis in die Wirktechnik hinein erinnern die neuen türkischen Teppiche an die große Zeit des mathematisch stilisierten Teppichs, und als der türkische Herrscher das berühmte Verbot der Anilinfarben für die Teppichfabrikation erließ, gebot er damit dem Verfall der Teppichkunst endgültig Einhalt und ermöglichte ihre glückliche Wiedergeburt.

Für Künstler und Kunstfreunde ist der orientalische Teppich ein durch keinerlei Surrogat zu ersetzender Kunstgenuß, eine Wohltat der Seele wie alle große Kunst, unsterbliche Schönheit. Diese Poesie des Orientteppichs zeigt sich in einem scheinbar sehr prosaischen Element, das doch zugleich ein recht sicherer Maßstab für den seelischen Wert eines Kunstwerks ist: in den Preisen. Es

Digitized by Google

gibt nicht viele Dinge auf der Welt, die so teuer bezahlt werden wie die Orientteppiche. Der große persische Jagdteppich im Besitz des Kaisers von Oesterreich wird auf etwa 3 Millionen Mark gewertet, also etwa ebenso hoch wie das anerkannte Meisterwerk der europäischen Malerei: die sixtinische Madonna in Dresden. Allerdings würden nach unserem heutigen Gelde allein die zu seiner Herstellung zu zahlenden Arbeitslöhne 110 000 M. betragen, von allen anderen Kosten ganz abzusehen. Der Archilteppich im Victoria- und Albertmuseum in London repräsentiert heute einen Wert von über einer Million (das Museum konnte ihn noch vor 15 Jahren für 50 000 Mark erwerben). Mr. Yorkes in New York hat seinerzeit für seinen „Heiligen Teppich" eine halbe Million anlegen müssen. Als die Sammlung Yorkes — wohl die wundervollste je dagewesene Privatsammlung von Orientteppichen — 1910 verauktioniert wurde, war der Preis von mehr als 100 000 Mark für einen alten Orientteppich durchaus kein vereinzelter Fall. Die Beispiele ließen sich noch leicht vermehren. Seither ist der alte Orientteppich in einer ständigen und schnellen Preissteigerung begriffen geblieben, die schließlich auch entschieden auf die guten Teppiche des 19. Jahrhunderts übergriff. Auf den Auktionen des Weltkrieges sind gute, große Ferahan und Uschak unter 10 000 Mark für das Stück wohl kaum zu haben gewesen.

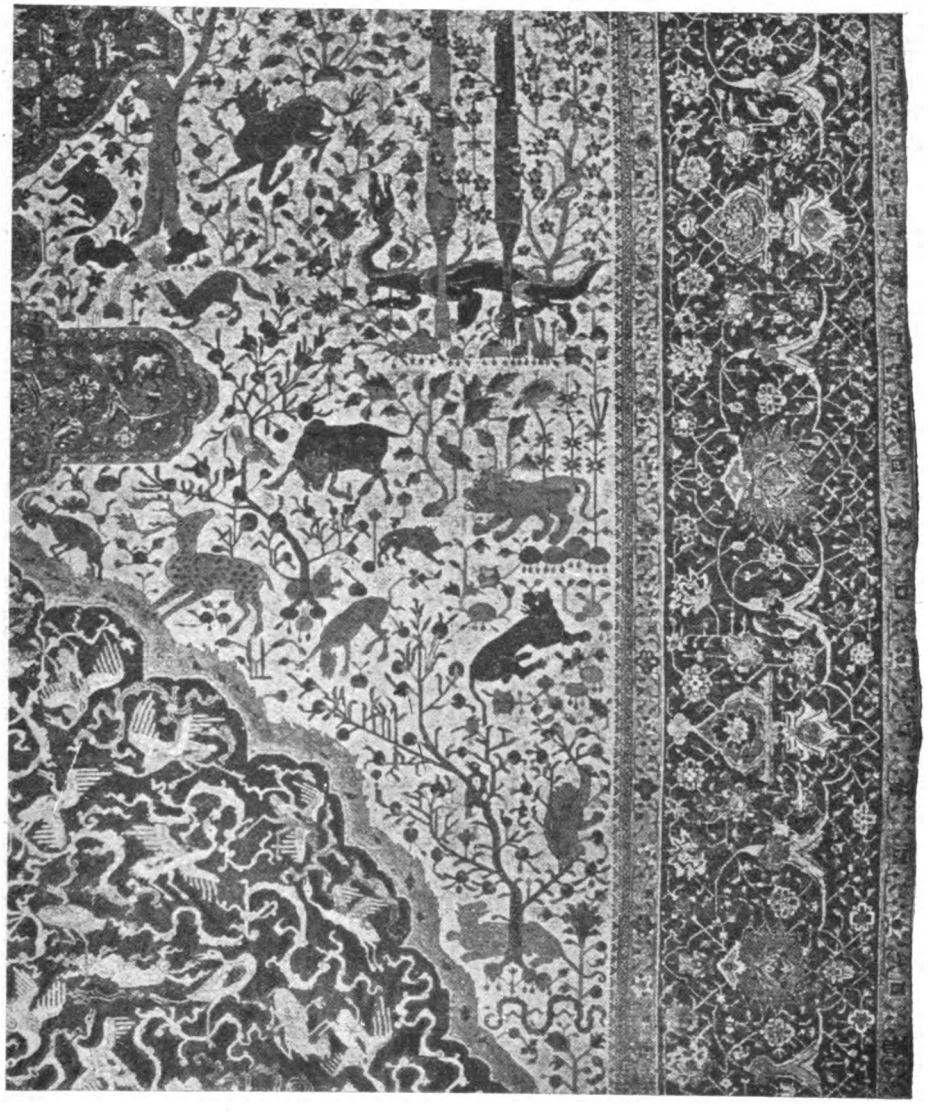
Persischer Teppich.

Der Grund dieser hohen Preise für alte Orientteppiche beruht auf der Kostspieligkeit ihrer Herstellung wie auf ihrer Seltenheit. Man ist in unverständigen Zeiten mit dem kostbaren Material unglaublich umgegangen. Im orientalischen Hause ist der kostbare Teppich eine Weide für das Auge, er liegt an den schönsten Plätzen, aber man setzt ihn keineswegs der mordenden Wirkung der Möbelstücke und ähnlichen Einflüssen aus. So ging denn der größte Teil des kostbaren alten Materials durch den Unverstand verloren. Die verständigere Sammlerwelt stürzte sich mit Eifer auf den Rest, und die wenigen Magazine erstklassiger alter Orientteppiche in Konstantinopel und Italien sind so gut wie geleert. Viele der sachverständigsten Händler sind auch gerade in den letzten Zeiten des großen Sammelaufschwungs weggestorben. Der Orientteppich ersten Ranges ist heute ein mit Ehrfurcht und Liebe betrachtetes Museumsstück.

Sehr viel hat zu dieser richtigen Einwertung der großen Teppichkunst auch die beginnende wissenschaftliche Beschäftigung mit der Teppichkunde beigetragen, die heute kaum 25 Jahre alt ist, und an der wiederum der deutschen Wissenschaft der Anstoß und der Löwenanteil gebührt (womit das Verdienst R. Martins gewiß nicht verkleinert werden soll). Die Aufgabe war keine leichte, direkte Anhalte fehlten so gut wie völlig, und aus Datierungen wie bei anderen Kunstwerken war, da der Teppich solche so gut wie gar nicht kennt (Orientalistendeutungen in dieser Richtung erwiesen sich als Irrtümer), nichts herauszulesen. Da erwuchs den Forschern ein großer Helfer an den alten Meisterwerken der europäischen Malerei. Auf den Gemälden der Italiener, vor allem in denen des früh mit der Türkei in starken Beziehungen stehenden Venedigs, auf den Gemälden der Niederländer fielen die alten Orientteppiche auf. Eine bestimmte Abart wurde sogar wegen ihrer Häufigkeit auf

Digitized by Google

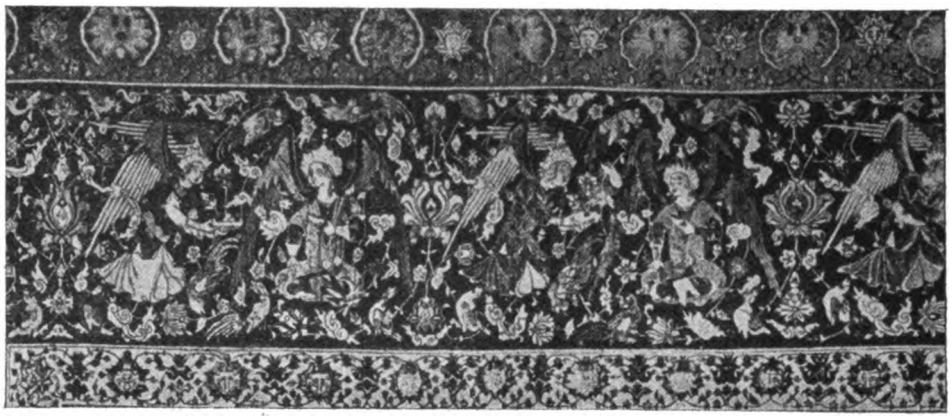
den Werken Hans Holbeins direkt Holbeinteppiche genannt. Sie fanden sich überall in den offiziellen Räumen wie in den Bürgerhäusern, gestatteten Schlüsse auf ihre Zeit, Parallelen zu den noch vorhandenen Stücken und schließlich im Vergleich mit den noch in der neueren Teppichwirkerei fortwirkenden, wenn auch oft degenerierten Motiven. Erkenntnis des Herkunftsortes oder besser des Herkunftskreises. Julius Lessing, dem verstorbenen Direktor desBerliner Kunstgewerbemuseums, gebührt bei allen Irrtümern das Verdienst der ersten Konsequenz. Heute besitzen wir in den Büchern von Riegl, Sarre, Bode, Hopf verläßliche Leiterdurch die Geschichte der Aesthetik des alten Orientteppichs, und auch dem neueren Orientteppich sind verschiedentlich wie etwa in dem guten kleinen Handbuch von Roepers und in dem lehrreichen kleinen Tafelatlas E. v. Oettingens brauchbare Führer erstanden.



Perserteppich aus dem 16. Jahrhundert.

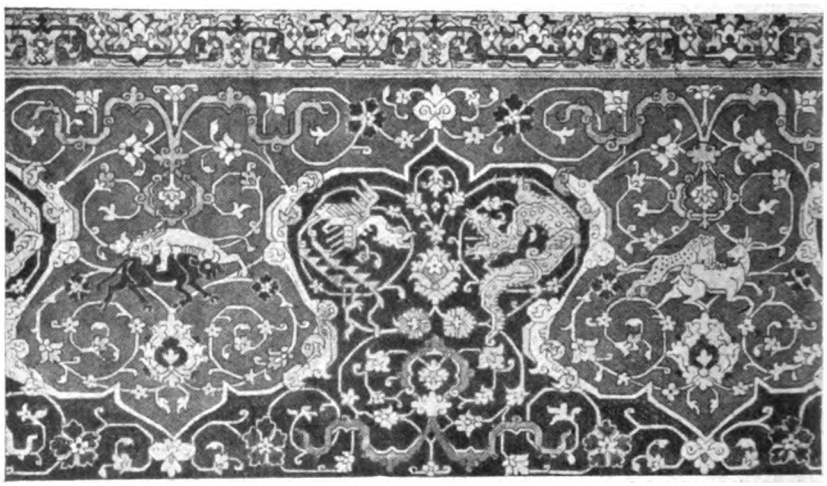
Natürlich dürfen wir uns durch das Errungene nicht darüber täuschen, daß die Geschichte des Orientteppichs noch als Ganzes im tiefen Dunkel liegt, und daß wir erst die vorläufigen Fäden durch das Labyrinth in den Händen halten. Immerhin ist doch schon eine gewisse Orientierung möglich. Wir können den orientalischen Teppich bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen, wo neben den rein mathematisch dekorierten Teppichen der turkistanischen Nomaden die Türken Kleinasiens die erste Blüte der Teppichkunst herbeiführten. Ihre Teppiche, von denen noch drei Originale in der Moschee Ala ed-din in Konia liegen und die wir sonst nur aus Bildern kennen, bestanden zunächst aus einfachen geometrischen Motiven. In diesen Motivenkreis trat dann das Tier ein, hauptsächlich wohl Vögel, streng mathematisch stilisiert, zeichnerisch noch ungeschickt und schlicht in der Farbigkeit, die an norwegische Holzkunst, aber auch an die mittelalterlichen Wappentiere erinnern. Jedenfalls ergibt sich daraus schon soviel, daß die Teppichkunst von eigentlichen Türken und hier vom mathematischen Ornament ausgegangen ist, also genau von der gleichen Auffassung, zu der sie später, reifer und reicher geworden, wieder zurückkehrte. Ihre höchste Blüte haben dann die alten Orientteppiche im persischen Reiche erlebt. Die Höhenentwicklung eines großen, reichen und glücklichen Staates begünstigte den künstlerischen Prunk, der in der Natur des Teppichs liegt, es entstanden neben den kostbaren Wollen- die noch kostbareren Seidenteppiche, die fast die Arbeit eines Menschenlebens repräsentieren. Unter der Safiden-Dynastie löst sich das rein Ornamentale des Orientteppichs in einen wundervollen Reichtum und Taumel des

Digitized by Google



Teppichborte aus dem 16. Jahrhundert.

Motivs und damit der Farbigkeit auf. Von dem in Verbindung stehenden Ostasien her dringt das ostasiatische Element ein: das Tschi, das chinesische Symbol der Unsterblichkeit, wird als Ganzes und in das Wolkenband aufgelöst zum Hauptmoment des Arabesken neben dem mehr nationalen Motiv der Palmettenblume; seltsame ostasiatische Tiere, wie der Phoenix, der Drache, das Kilin, treiben sich zwischen ihm umher, — gejagt von Reitern. Ja sogar buddhistische Elemente wie die drei Kugeln des Tschintamani zeigen sich vereinzelt. Noch ist der Teppich in seiner zeichnerischen Grundlage streng symmetrisch, das Mittelfeld, an das sich beiderseits in der Länge zwei kleinere Felder anschließen, und die vier Eckfelder an der Borte, die meistens Ausschnitte des Mittelfeldes sind. Aber allmählich recken und strecken sich die in Arabesken eingeschnürten faunischen Bestandteile, der Teppich wird zum farbenblühenden Wald oder Garten, in dem Reiter und Tiere umherjagen. Der großen Freiheit folgt um so strengere Beschränkung, die die einzelnen Tiere steif in Medaillons einfängt, sie bedeutet zugleich Erstarrung. Allmählich verschwinden Menschen und schließlich Tiere, die Flora und die Arabeske blieben übrig, der Weg geht über die Polenteppiche zu den armenischen Teppichen. Kleinasien tritt in den Vordergrund der Teppichgeschichte. Im 16., vor allem im 17. Jahrhundert beginnen die Motive zu herrschen, die wir auch aus der Keramik als die spezifisch türkischen kennen. Der Smyrnateppich, der Vorfahr des späteren Uschak, will wieder entschieden zum mathematischen Ornament und der ihm entsprechenden Teppicheinteilung zurück. Er arbeitet wieder mit dem Mittelfelde, daneben aber auch mit Medaillons, der Gebetteppich mit der Nische und der stilisierten Ampel entsteht. Aber er legt sich nicht mehr einseitig fest. Die Fülle der mathematisch orientalischen Formeln füllt den Teppich auf sehr verschiedenen Arten, die wohl jeweils auf noch nicht näher bekannte Herkunft und Uebung zurückgehen. Es entstehen Teppiche mit weißem und hellgelbem Grunde und seltsam, ganz im ursprünglich kleinasiatischen Sinne stilisierten Vögeln, und bald setzt die rein geometrische Stilisierung ein, um von hier aus dann die unbestrittene Herrschaft über den ganzen Orientteppich anzutreten. Hierher gehören die Holbeinteppiche, die Sternmuster der wohl nicht mit Unrecht so genannten Damaskusteppiche, und die ganzen alten Vorbilder, an die unsere moderne Teppichkunst wieder mit Glück angeknüpft hat, um feste Gesetze und einen sicheren Motivenschatz für ihre Wiedergeburt zu finden.



Teppichborte aus dem 16. Jahrhundert.

Digitized by Google

AEGYPTENS GEGENWART UND ZUKUNFT.

Von Fritz Zutrauen.

Englische und französische Blätter verbreiten sich schon seit längerer Zeit mit einer Uebereinstimmung, die auffallen muß, über die „ungewöhnlich blühende Lage Aegyptens", und legen Wert auf die Behauptung, daß dieser Zustand durch den Krieg hervorgerufen worden sei. Wie verhält es sich in Wahrheit damit?

Gewiß: der Preis der Baumwolle hat sich infolge des Krieges verdoppelt, aber es darf wohl zunächst die Frage aufgeworfen werden, welcher Rohstoff sich in den letzten Jahren, unter der Einwirkung des durch die Feindseligkeiten gesteigerten Verbrauchs, nicht wesentlich im Preise gehoben hat. Es wäre nicht schwer, auf Grund zahlreicher Beispiele nachzuweisen, daß sich die Preise einer großen Reihe von Rohstoffen nicht nur verdoppelt, sondern vervielfacht haben. Dazu kommt, daß die Preissteigerung der ägyptischen Baumwolle weniger in der erhöhten Nachfrage, als in dem verringerten Angebot ihren Grund hat, da die Anbaufläche für Baumwolle gemäß den strengen Vorschriften der ihre Weisungen aus London beziehenden ägyptischen Regierung in den letzten Jahren außerordentlich stark eingeschränkt worden ist. Diese gewaltsame Unterbindung der eigentlichen Reichtumsquelle des Landes erklärt sich aus der Notwendigkeit, neben der einheimischen Bevölkerung die einige hunderttausend Mann zählende Besatzungsarmee zu ernähren. Es ist klar, daß in dem Maße, wie unser U-Bootkrieg im Mittelmeer an Wirksamkeit gewinnt, die Schwierigkeiten der Versorgung Aegyptens mehr und mehr wachsen müssen. Die Folge davon ist, daß sich das Land für die Ernährung seiner Bewohner, der Eingeborenen wie der Ausländer, immer mehr auf sich selbst angewiesen und genötigt sieht, an Stelle der so großen Gewinn lassenden Baumwolle nunmehr in steigendem Umfange Getreide anzupflanzen.

Von der Weide.

Immerhin hat die Steigerung des Preises der Baumwolle schon im verflossenen Jahre die Ausfälle, die sich aus der Verminderung der Anbaufläche ergaben, reichlich wettgemacht, so daß der Erlös der Ernte dem Lande mehr Gewinn gebracht hat als in Friedenszeiten. Wie sich die einschlägigen Verhältnisse für 1917 und für die nächste Zukunft gestalten werden, ist einstweilen noch nicht zu übersehen, wenn auch angenommen werden darf, daß sich diese Entwicklung zum mindesten so lange als der Krieg dauert, in der gleichen Richtung fortsetzen wird. Die Erscheinung der steigenden Verteuerung der Rohstoffe kann während des Krieges folgerichtigerweise nur ihren Fortgang nehmen. Demgemäß dürften die aus der weiteren Einschränkung der Baumwollkulturen sich ergebenden Nichtgewinne = Verluste durch die zu erwartenden weiteren Preissteigerungen auch in der nächsten Zukunft mehr als ausgeglichen werden, es sei denn, daß eine in Aegypten etwa ausbrechende Hungersnot den Anbau von Baumwolle völlig oder nahezu unmöglich macht.

Von englischer und französischer Seite schätzt man den Zuwachs des ägyptischen Kapitals bis zum Ende des verflossenen Jahres auf 30 Mill. Pfund Sterling. Derartige Schätzungen sind meistens recht fehlerhaft. Mir scheint diese

Digitized by Google

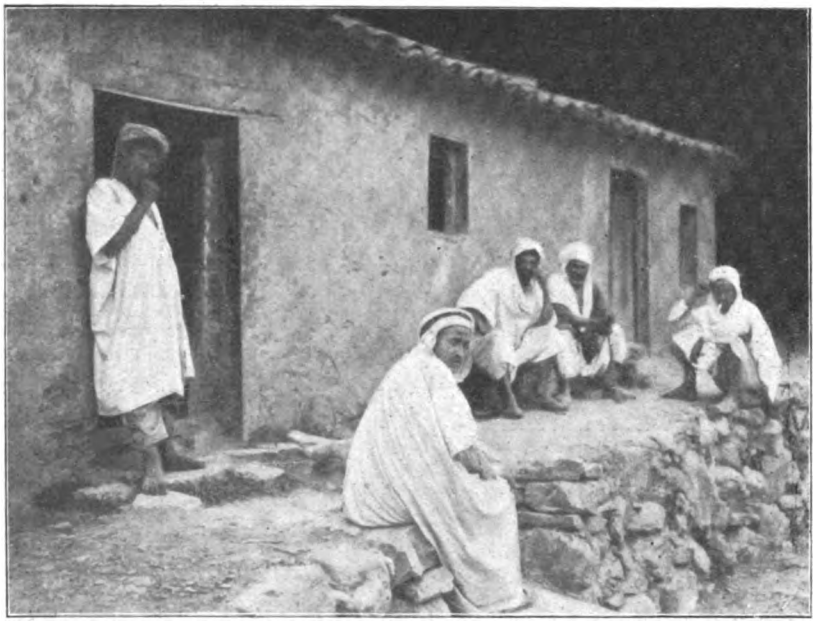
Summe stark übertrieben. Es wäre interessant, zu erfahren, welche positiven Faktoren dieser Schätzung zu Grunde liegen. Die ägyptische Steuergesetzgebung bietet hierfür jedenfalls keinerlei Unterlagen. Aber gleichviel: man kann den ägyptischen Kapitalisten in ihrem eigenen Interesse wie in demjenigen ihres Landes nur wünschen, daß sie in bezug auf die Anlage dieses Kapitalzuwachses recht vorsichtig sein mögen. Es heißt freilich, daß ein großer Teil dieses Geldes in ägyptischen Renten, die in Paris ihren Hauptmarkt haben, angelegt worden sei — eine Anlage, gegen die schwerlich etwas einzuwenden ist. Dagegen wäre der Kauf von Aktien, soweit sie nicht zu den wenigen ägyptischen Standardpapieren gehören im Interesse des Landes zu bedauern, denn ein Teil dieser Werte, namentlich die in London gehandelten, gehören durchaus fragwürdigen Unternehmungen an. Man muß sich nur darüber klar sein, daß unter den modernen Plagen Aegyptens die englische Okkupation und die Spekulationssucht der Bewohner des Landes an erster Stelle stehen. Noch sind die traurigen Erfahrungen des Jahres 1907 nicht vergessen, weil dessen Folgen sicherlich noch nicht völlig verwunden sind. Wer die Verhältnisse von damals kennt, braucht nur an den Namen der „Bankfirma" H. de Vries et Boutigey erinnert zu werden: eine wüste Spielbude, deren Leitern — einem Desperado unbekannter, angeblich holländischer Herkunft, Herrn „de" Vries, der sich mit einem Franzosen, Monsieur Boutigey, ehemahligem Direktor einer ägyptischen Filiale der Crédit Lyonnais, zusammengetan hatte — es tatsächlich gelungen war, das ganze Land in den Strudel wahnwitzigster Spekulation zu stürzen. Jeder Eseltreiber in Kairo, jeder Bettler hatte, auf Basis der Hinterlegung des mühsam erschnorrten Bakschischs als Einschuß, sein Engagement. — sein Hausse-Engagement, versteht sich — in den Aktien irgendeiner neugegründeten „Land-" oder „Exploration"-Company, von der man weder vorher noch nachher je wieder gehört hat. Viel versprechende Prospekte und pittoresk gedruckte, aber völlig wertlose Aktien: das war alles, was die Zeichner gegen ihre guten ägyptischen Pfunde eingetauscht hatten... Wenn also wirklich, infolge der Steigerung der Baumwollpreise und wohl auch infolge der Bedürfnisse des Okkupationsheeres, das ägyptische Kapital einen namhaften Zuwachs erfahren hat, — gleichviel, ob er sich nun auf 30 Millionen Pfund oder auf weniger beziffert — so kann man dem Lande nur wünschen, daß es vor ähnlichen spekulativen Ausschweifungen, wie in 1907, dieses Mal bewahrt bleiben möge.

Schafschur.

Die Einfuhr nach Aegypten hat sich im verflossenen Jahre von 19 Millionen in 1915 auf 31 Millionen Pfund erhöht. Dieses gewaltige Plus erklärt sich aber nicht etwa aus einer quantitativen Zunahme der Importe, sondern aus den bedeutenden Preissteigerungen der meisten nach Aegypten eingeführten Artikel. In welchem Umfange diese Steigerung vor sich gegangen ist, und wie sehr das ganze Wirtschaftsbild durch sie verschoben wird, das ergibt sich aus einem Vergleich der Ziffern des ägyptischen Außenhandels im vergangenen Jahre mit denjenigen des letzten Friedensjahres 1913. Der Wert der 1916 nach Aegypten importierten Waren belief sich auf 30 887 000 ägypt. Pfund. Legt man dieser Ziffer die Preise des Jahres 1913 zugrunde, go ergibt sich eine Summe von nur 18 283 000 ägypt. Pfund. Die Preissteigerung beträgt also innerhalb dieser drei Jahre nicht weniger als 69 Prozent. Bei weitem nicht so groß, immerhin auch noch sehr beträchtlich, ist die Wertsteigerung der ägyptischen Exporte, die von 25 797 000 ägypt. Pfund im Jahre 1913 auf 37 458 000 ägypt. Pfund im letzten Jahre gestiegen sind. Hier zeigt sich also eine Erhöhung um 45 Prozent. Diese Entwicklung hat sich im laufenden Jahre außerordentlich verschärft, namentlich in der Einfuhr, wo die Preissteigerungen, entsprechend der in der ganzen Welt immer mehr um sich greifenden Teuerung, weit bedeutender

Digitized by Google

gewesen sein müssen, als die für die ägyptische Ausfuhr, die ja in der Hauptsache aus Baumwolle besteht, bisher erzielten Preise. Diese Feststellung ist insofern wichtig, als die bloße Tatsache einer kräftigen Erhöhung des Außenhandels in Einfuhr und Ausfuhr an sich noch gar nichts beweist, so lange als 1. die Zunahme nichts weiter als eine Folge von Preissteigerungen und als 2. die Steigerung in der Einfuhr prozentual höher als in der Ausfuhr ist. Wenn also englische und französische Kreise das Anschwellen der Ziffern des ägyptischen Außenhandels im Kriege geflissentlich betonen und sich so stellen, als sei diese Entwicklung mit einer „ungewöhnlichen Blüte Aegyptens" gleichbedeutend, so machen sie sich nolens volens, wahrscheinlich aber volens, eines Fehlschusses schuldig. Wer sein Einkommen um einen gewissen Prozentsatz steigert und seine Ausgaben gleichzeitig um einen höheren Prozentsatz anwachsen läßt, der verbessert nicht, sondern verschlechtert seine Finanzen. Nur von der Erhöhung der Einkünfte zu sprechen, die relativ größere Zunahme der Kosten aber zu verschweigen, geht doch nicht wohl an.



Am Wüstenrand

Daß sich diese Entwicklung mit der längeren Dauer der Feindseligkeiten nur in einem für Aegypten ungünstigen Sinne fortsetzen kann, das ergibt sich schon aus der Art der nach Aegypten eingeführten Artikel. Es handelt sich da gerade um solche Gegenstände, unter deren andauernder Teuerung die Länder Europas, die am Kriege beteiligten wie die neutralen, ja die Staaten der ganzen Welt so schwer leiden: Kohle, Petroleum und andere Mineralöle, Zucker, Wollwaren, Papier usw. Auf die Einfuhr dieser Artikel ist Aegypten in einem Maße angewiesen, daß sich, wenn die Schwierigkeiten der Importe nur in dem bisherigen Umfange zunehmen, große wirtschaftliche Gefahren für das Land ergeben können. Hier rächt sich eben die Politik der englischen Verwaltung, die schon im Frieden jedes Emporkommen irgendeiner selbständigen ägyptischen Industrie mit Erfolg zu hintertreiben wußte. Motto: Nur keine wirtschaftliche Selbständigkeit Aegyptens! Das Land war als Absatzgebiet für englische Waren willkommen. Und das ganze A und O der englischen Staatsweisheit im Nillande lief im Grunde darauf hinaus, die Aufnahmefähigkeit und Kaufkraft Aegyptens zu erhöhen.

Was die Frage des Geldumlaufs anbelangt, so handelt es sich hier um ein besonders schwieriges Kapitel. Schon im Frieden war dieser Punkt ein ungewöhnlich schweres Problem, weil der Eingeborene in Aegypten, wie ja überhaupt der Orientale, einen stürmischen Hang für Gold mit einer leidenschaftlichen Abneigung gegen Papiergeld verbindet. Das Wort, daß doch alles am Golde hängt, nach Gold drängt, trifft in vollendeter Weise auf den Fellachen am Nil zu. Wie der Goldstrom so vieler Millionen Pfund, die sich jahrein-jahraus, als Erlös der jeweiligen Baumwollernte ins Land ergossen, versickerte, das herauszufinden ist noch keiner Wissenschaft, noch keiner Statistik beschieden gewesen (die Pflege der Wissenschaften und die Technik der Statistik sind in Aegypten noch stark rudimentär). Wo aber dieser Goldstrom verschwand, das wußte man dafür um so genauer: ein Teil der Goldmünzen wurde in sicherem Versteck vergraben, ein anderer Teil zu Schmuck, mit dem sich die Frauen putzten, verarbeitet. „Dahab" = Gold, das war und blieb die Losung. Für Papiergeld dagegen haben die Eingeborenen jenes gesunde Mißtrauen, mit dem sich der Okzidentale an die Verzahrung einer ihm vorgesetzten unbekannten Speise macht. Nun denke man sich, daß der Notenumlauf der National Bank of Egypt, der am 31. Juli 1914 1 835 000 ägypt. Pfund betragen hatte, am 31. Juli 1915 bereits auf 5 743 000, am 31. Juli 1916 auf 9 681 000 und nur vier Monate später, am 30. November 1916, zur Zeit der Baumwollkampagne, auf 20 807 000 ägypt. Pfund gestiegen war. Also in etwas über zwei Jahren auf fast das Zwölffache! Im laufenden Jahre haben sich diese Zustände noch

Digitized by Google

bedeutend verschärft, insofern, als die soeben veröffentlichten Ausweisziffern der National Bank of Egypt vom 31. August 1917 den Betrag der umlaufenden Noten mit 18 400 000 ägypt. Pfund angeben. Ende August aber beginnt die Baumwollkompagne kaum, so daß für die Wintermonate 1917/18 mit einer noch wesentlich höheren Notenzirkulation zu rechnen ist.

War das Mißtrauen der Eingeborenen gegen die Banknote schon damals groß, als sich die Zirkulation noch unter 2 Millionen Pfund bewegte und als die Deckung in gelbem Metall in Kairo ruhte, so hat es im Laufe des Krieges zu einer völligen Verweigerung des Papiergeldes geführt — jetzt, wo sich seither eine wahre Flut von bedrucktem Papier über das Land ergoß, während die goldene Deckung „der größeren Sicherheit halber" schon zu Beginn der Feindseligkeiten nach London überführt worden war. Daß heute die Goldarbeiter des Muski für Goldmünzen hohes Aufgald bezahlen, um der immer stürmischer werdenden Nachfrage nach goldenem Schmuck entsprechen zu können, ist nur eine neue Phase einer alten Entwicklung. Aber auch das höchste Agio vermag in Aegypten das ängstlich verborgene Gold nicht aus seinen Verstecken hervorzulocken, so lange der Gegenwert in — Papier gezahlt wird. Die Folge davon war, daß in Aegypten ein Prozeß der Hamsterung der Silber- und Nickelmünzen einsetzte, wie er in gleichem Umfange relativ, vielleicht sogar absolut, in keinem europäischen Lande festzustellen war. Das Thesaurieren von Gold und Geld ist eine Voraussetzung für das Wohlbefinden des echten Aegypters. In welchem Maße dieser Prozeß um sich griff, mag man aus folgenden Ziffern, die zumal das zahlreich ins Land gekommene englische Silbergeld unberücksichtigt lassen, ersehen: Am 31. Juli 1914 hatte der Umlauf an (ägyptischen) Silber- und Nickelmünzen 2 974 000 ägypt. Pfund betragen. Schon am 31. August 1915 war er auf 3 776 000 Pfund gestiegen, nachdem er bereits am 31. März 1915 4 224 000 Pfund betragen hatte. Der 31. Mai 1916 brachte eine Erhöhung auf 5 057 000 Pfund, dem am 31. August desselben Jahres wiederum ein Rückgang auf 4 860 000 Pfund folgte. Am 28. Februar 1917 war die Zirkulation in diesen Münzen auf 6 194 000 Pfund angewachsen. Diese Ziffern sind von klassischer Beredtsamkeit und bezeichnend für den Geist, der in der Bevölkerung Aegyptens gegenwärtig in der so wichtigen Frage des Geldumlaufs herrscht.

Die Staatseinnahmen haben aus der dem Werte nach so bedeutend erhöhten Einfuhr großen Nutzen gezogen, was in den Einkünften aus Zöllen seinen Niederschlag findet. Auch die Eisenbahnen haben ziemlich erhebliche Mehreinnahmen geliefert. Dagegen zeigen die sonstigen Einnahmequellen keine nennenswerte Veränderung. Der Erlös der Grundsteuer, der bedeutendsten direkten Steuer in Aegypten, ist annähernd auf der Höhe des Erträgnisses der Friedensjahre geblieben. Aus dem Zuwachs des ägyptischen Kapitals um oben erwähnte 30 Millionen Pfund hat also der Fiskus keinerlei Nutzen gezogen, weil die ägyptische Steuergesetzgebung ein steuerliches Erfassen dieses Plus einstweilen nicht ermöglicht. Daß hierin umfassende Aenderungen Platz greifen werden, ist wohl nur mehr eine Frage der Zeit. Der ägyptische Schatz braucht namhafte Steigerungen seiner Einnahmequellen dringendst. Freilich — der Reservefonds dürfte bis zum Ende des Jahres 1917 kräftig gestiegen sein und die Ziffer der letzten Friedensjahre um 2, vielleicht sogar um 3 Mill. ägypt. Pfund übersteigen. Aber diese Entwicklung ist keine Folge der Steigerung der ägyptischen Staatseinnahmen. Sie hat vielmehr ihre Ursache in dem Gewinn, welcher dem Schatz aus der Prägung von 2 Millionen Pfund Silbermünzen zugeflossen ist, ferner in den Ersparnissen, die an allen Ecken und Enden gemacht werden, namentlich in der Einstellung sämtlicher neuen Arbeiten für die in den früheren Budgets Aegyptens Aufwendungen von 1 Mill. Pfund jährlich vorgesehen waren. Während in der Friedenszeit der „Reservefonds", entsprechend seiner Bezeichnung, einen zu jeder Zeit für außerordentliche Ausgaben verfügbaren Bestand darstellte, wird er nach dem Kriege voraussichtlich vollständig in Anspruch genommen werden müssen, um die dringendsten finanziellen Bedürfnisse des Landes zu decken.

Das Wort, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, bewahrheitet sich also auch auf dem Gebiete der ägyptischen Finanzen, wie es, entsprechend den Ausführungen des vorliegenden Aufsatzes, auch für so viele andere Zweige der wirtschaftlichen Betätigung des Landes zutrifft. Soweit dies Verhältnisse anbelangt, welche die Steigerung der Preise für Rohstoffe und ähnliche, von dem Willen der Regierung eines Landes unabhängige Entwicklungen betreffen, ist hiergegen noch nicht einmal etwas zu sagen, weil derartige Faktoren sich mit dem Zwange einer Naturgewalt durchsetzen. Anders verhalten sich die Dinge schon, wenn sie, wie in dem Falle der Staatsfinanzen eines Landes, im Grunde nur von der Initiative der Regierung abhängig sind. Im Falle Aegyptens wäre es der Regierung in Kairo oder vielmehr in London ein Leichtes gewesen, die noch sehr sanfte Steuerschraube mehr oder weniger anzuziehen. Das ist nun aber unterblieben, ungeachtet der dringenden finanziellen Bedürfnisse des Landes*). Welche Schlußfolgerungen sind hieraus zu ziehen? Fürchten die Herren an der Themse, sich

*) Nur eine Abgabe auf im Lande produzierten und konsumierten Zucker ist eingeführt worden.

Digitized by Google

ihre Sympathien am Nil, soweit solche überhaupt je vorhanden waren, zu verscherzen? Das ist nicht wohl anzunehmen. Aus Sympathien anderer Völker haben sich die Engländer von jeher blutwenig gemacht. Vielleicht geht man in der Annahme nicht fehl, daß die Beibehaltung der früheren Steuergesetzgebung mit politischen Motiven in Zusammenhang steht. Denn, welches auch immer das schließliche Ergebnis dieses wahnsinnigen Völkermordens sein mag: die Zukunft Aegyptens wird ein wichtiger Punkt der Verhandlungen am grünen Tische sein. Vielleicht, daß die Engländer Bedenken tragen, in die noch völlig ungelösten Fragen des internationalsten aller Länder mit rauher Hand lange als über Aegyptens Schicksal nicht endgültig entschieden ist . . .

AUF DER RÖMERSTRASSE.

Von Dr. Friedrich Schrader.

Wir wanderten von Makriköj quer über die graue Flur. Von Nordosten peitschte der Sturm schieferfarbiges, drohendes Gewölk heran. In den Gärten der Villen flatterte das gelbe Laub, ängstlich zum Falle bereit. In einem großen alten Baum hielten die Spatzen eine geschwätzige, lärmende Volksversammlung. „Friedenskonferenz!" sagte mein Begleiter unehrerbietig. Hinter uns das Meer, aufgeregt und mit weißen Kämmen auf dem stahlblauen Grunde. Fern im Westen über Silivri leuchtete es aber wie ein blanker Schild . . . Die Heimat des Lichtes und der Sonne.

Und vor uns rollte sich die Ebene auf, das „Hebdomon" der Byzantiner. In das Wehen des Windes mischten schmetternde Trompetentöne, die an den Krieg erinnerten. Sie kamen herangerollt über die braunen Erdwellen vor uns, die sich vor Zeiten gebildet haben, als das große Meer, das hier mit seinen Fluten das Land bedeckte, noch nicht verschwunden war . . . Ein Weiler taucht vor uns auf. Ein Pflüger treibt die Stiere über den Acker, und die Scholle öffnet sich mit allem ihrem starken Erdgeruch. Im Hintergrunde zwischen Feigenbäumen eine Gruppe brauner Häuser. . . . Der neuzeitliche Weg ist mit einem Male zu Ende. Ein junger türkischer Unteroffizier kommt uns zu Hilfe . . . Er spricht etwas deutsch und ruft uns freundlich zu, indem er auf die Hügelgruppe in der Nähe zeigt: „Der Richtung Stadt!"

Und wir folgen der zunächst schwachen Wegspur. Bald wird sie deutlicher. Es ziehen sich von Zeit zu Zeit Steinschwellen über den staubigen Weg, die wie Ueberbleibsel einer größeren älteren Weganlage aussehen. Links von uns und rechts erheben sich Hügel, wie große Tumuli der Vorzeit. Das Heidekraut wogt in dem starken Winde, der sich grollend und wütend zum Meer hinunterstürzt, um es zornig zu peitschen. Weiter geht unser Marsch der Stadt zu.

* * *

Wir stehen jetzt im Muschelkalk von Makriköj . . . Es will uns scheinen, als ob das Meer da unten nur ungeduldig darauf wartet, um seinen alten Boden wieder zu bedecken. Der Durchschnitt eines Hügels zeigt alle Geheimnisse der Erdoberfläche. Aus dem Kalkofen neben uns steigt eine schwache Rauchsäule empor. Es riecht brenzlich, und die fensterlosen Mauern machen den Eindruck eines altorientalischen Opferaltars. Die Höhe ist nun erreicht. Vor uns öffnet sich ein weites Tal, in das die Straße steil hinuntersteigt . . . die Römerstraße, der große Steinweg, die „Plakoti" der Byzantiner. Denn nichts anderes ist dieser längst zerstörte Weg, der mit steinerner Schwere der fernen Stadt zustrebt. Wie ein graues Band zieht sie sich durch den quellenreichen Grund dort unten. Vor Justinian soll sie hier in der Nähe von Byzanz ungepflastert gewesen sein. Aber schon unter Nero rückten auf dieser Straße die Römer zur Donau vor. . . . Eine Vorfahrin des Balkanzuges. Das ist sie sicher. Denn auf diesem Wege nahten sich die Reisenden vom Balkan her der Stadt. Sie hatte gegen 50 Stationen, die man „Mausiones" nannte, und dazwischen gab es „Mutationes", Relaistationen . . . Es fehlte auch nicht an „Tabernae", an Herbergen, und wer weiß, vielleicht auch nicht an einem Beschwerdebuch. Jahrhundertelang war die Straße ein den damaligen Verhältnissen entsprechend bequemer Verkehrsweg. In Rheqium, dem heutigen Küschük Tschekmedsche, lag die letzte Maisio vor dem Tor von Byzanz. Hier ruhten sich die Reisenden noch einmal aus. Dann ging es mit verhängten Zügeln die Straße weiter bergab und bergauf, bis die Stadt mit ihren Mauern und Kuppeln, überragt von den fernen anatolischen Bergen im Hintergrunde, vor den Blicken der müden Reisenden auftauchte.

Im Tale liegt eine alte wasserreiche Quelle, deren Mauerwerk aus türkischer Zeit stammt. Ihr

Digitized by Google

Schmuck ist zerstört. Die Inschrift abgefallen. Aber das Wasser rinnt noch so reichlich wie früher, als man den Nymphen hier opferte. Und die alten Baumgruppen in der Nähe sind so knorrig und schauen in der Dämmerung seltsam und gespenstisch aus. Mit mächtigen Bordsteinen läuft die Straße vorbei. Im Pflaster entdecken wir hier und da ein altes Baufragment. Die großen Sultane haben sie oft genug ausgebessert für den Durchmarsch der Heere. Aber ihre Gründer waren die Römer, die Weltbeherrscher, die Straßenbauer. Jetzt tritt die Sonne einen Augenblick hervor aus den Wolken. Die Baumgruppen oben auf der Höhe leuchten in grellem, fuchsigem Rotbraun. Dann verschwindet das Licht und über die Straße braust wieder der dunkle Herbstwind.

* * *

Mit Verschmähung aller Windungen und Falten der Erde steigt die Straße mit einem Male steil an. Darin zeigten sich die Herrscher der Welt, die Römer wie die Türken .. Sie legten dem Erdboden ihr Gebot auf. Rechts von der Straße weiden Pferde. Im Tale unten erscheinen nach Norden zu die großen gelben Gebäude von Daud Pascha und ferner im Hintergrund Rami Tschiftlik. Hier und da Häuser und Gruppen von Bäumen. Die Kalkberge von Makriköj dadrüben wie alte Burgen der Vorzeit.

Die Stadt kommt näher. Oben auf der Hochebene sind die aufgepflügten Aecker mit Steinen übersäet, der Hinterlassenschaft der Vergangenheit. Waren es Thraker oder andere Völker, die späteren Feinde von Byzanz, die diese Schleuder- oder Wurfsteine hier gelassen haben — dreieckige Steine mit einem Loch in der Mitte? Auf einer Dreschtenne liegt eine als Walze benutzte Marmorsäule, die die Initialen Christi trägt. Vor einem Maierhof liegt ein gewaltiges byzantinisches Baufragment. Die Leute sitzen darauf nach dem Feierabend. Dann Gräber und Zypressen, und durch ihre grauen Stämme hindurch werden die grauen Türme der Stadtmauer sichtbar.

Die dunklen Wolken haben sich gesenkt. Der Wind ist eingeschlafen. Ueber der alten Straße liegt ein Hauch der Ruhe und Heiligkeit. Von dem alten Quell der „Zoodochos Pigi" kommen arme Frauen, die gebetet haben in dem von Weihrauch erfüllten Heiligtum. Die Welt ist hier eng geworden und still, seit der Zeit, als hier die Römerstraße endete.

Aus dem „Osmanischen Lloyd".

TÜRKISCHER SPRUCH.

Ein Frager rief: „Sagt an, was ist die Welt?"
Ein Weiser gab ihm Antwort, wie ich hörte:
„Ein Wassertrugbild, das auf Wüsten fällt,
Ein wirrer Traum, der Schlafende betörte;
Doch nicht auf Träume baut, wer geisteswach ist,
Und Klugheit weiß, daß Wüstenrauch kein Bach ist!"

Mokattaat VIII. (O. M. v. Schlechta-Wssehrd.)

Digitized by Google

DIE HEILIGE KARAWANE IN DAMASKUS.

Von einem deutschen Offizier.

Jahr für Jahr zu einer durch den muhammedanischen Kalender festgelegten Zeit strömen aus allen Ländern islamischen Glaubens Pilger gen Mekka. Sie tragen Weihegaben, wertvolle Teppiche, Gold und Silber mit sich, um sie an heiliger Stätte niederzulegen. So verließ auch alljährlich unter großen Festlichkeiten und Zeremonien ein Pilgerzug, beladen mit Geschenken des Sultans und privater Spender, Konstantinopel. Der weite Weg wurde durch die Erbauung der Bagdadbahn und der nach den Pilgerfahrten benennten Hedschasbahn immer mehr verkürzt und erleichtert und heute ist Konstantinopel mit Medina durch einen ununterbrochenen Schienenstrang verbunden. Darüber hinaus allerdings beginnt eine zurzeit recht gefahrvolle Wüstenwanderung. Englisches Gold und englische Hinterlist verursachten an den Grundfesten des Islams zu rütteln. Geldgier, Ehrgeiz und Rassenunterschiede geschickt benützend, haben sie mit Bestechung, Titeln und Versprechungen die Stämme um Mekka zum Aufruhr und Abfall vom türkischen Reich gebracht und den in ihre Hand geratenen Scherifen zum König ausgerufen.

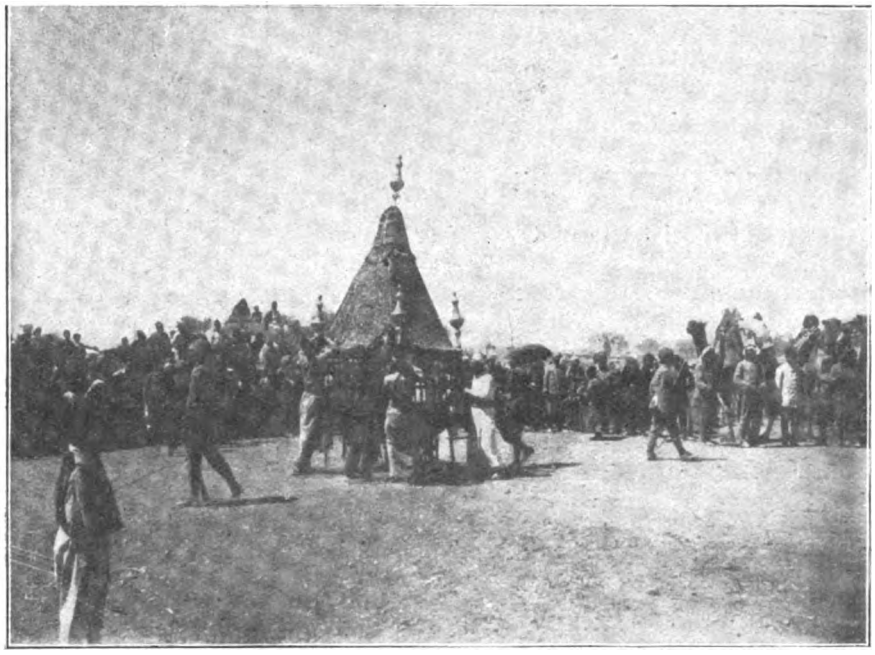
Das Volk umdrängt das heilige Zelt.

Trotz der Wirrnis, mit welcher der Krieg die heiligsten Stätten des Islams erfüllt, ist auch in diesem Jahr ein kleiner Zug Pilger von Konstantinopel aufgebrochen, um allen Fährnissen und allem Widerstreit zum Trotz auf schwierigen und gefahrvollen Wegen Gaben der Verehrung zu überbringen und an den heiligen Stätten im Namen aller mohammedanischen Türken zu beten.

Und so erfüllte Festjubel am 9. September Damaskus. Die heilige Karavane war eingetroffen, um einen Tag in der zu den ältesten Stützpunkten islamischer Macht gehörenden Stadt zu verweilen. In feierlichem Umzug trug man unter lautem Trommelschall die Symbole und Kultgeräte, das grüne Zelt, die heilige Fahne, riesige Kerzen, Schriftbänder und Glasgefäße zur Schau.

Am folgenden Tag, zum Auszug der Karawane, steigerte sich das festliche Getriebe noch. Die vier Kilometer lange Straße vom Seraiplatz über die Beduinen- und Drusenvorstadt Meidan bis hinaus zum Bahnhof Kadem war von Menschen dicht erfüllt. An allen Fenstern, auf allen Dächern und im spärlichen Schatten der Häuser saßen in langen Reihen kauernd die Frauen des Volkes. Die Schleier waren fast durchweg hochgeschlagen, und man sah die in ungeduldiger Erwartung gespannten Gesichter von bald gelblicher, bald brauner, nicht selten auch schwarzer Gesichtsfarbe. Inzwischen drängte sich die männliche Bevölkerung in der Mitte der Straße. Nur mit Mühe schiebt sich die elektrische Trambahn unter unausgesetztem Gebimmel,

Digitized by Google



Das heilige Zelt wird niedergestellt.

Geschrei und Gelächter vorwärts. Der Wagen war zum Erdrücken voll. Man klammerte sich an ihn, die Trittbretter waren dicht besetzt, Wagehälse waren auf das Dach geklettert. Ab und zu wurden ein paaar blinde Passagiere von einer würdig schreitenden Kamelkarawane oder einem zu nahe gekommenen zappligen Eselchen abgestreift. Im überlasteten, klapprigen Droschken suchten Beamte in goldbestickter Uniform den Festplatz zu erreichen. Ein unentwegtes Huppensignal bemühte sich, den knallroten Autos des Wali und eines Korpsgenerals Platz machen.

Nach langer, heißer Wanderung erreichen wir den Festplatz außerhalb der Stadt. In drei Zelten haben die Würdenträger Platz genommen. Sie werden mit Scherbet, eisgekühlter Limonade und Kaffee bewirtet. Militär in Feldgraugrün und Gendarmen mit blinkenden, befranzten Epauletten halten die Ordnung aufrecht und weisen den mit vornehmen Damen anrollenden Wagen die Plätze an.

Fern zwischen den graublauen, durchsichtigen Oliven- und Pappelgärten schimmern auf dem rotbraunen Hintergrund felsiger, kahler Berge, die hellen Häuser und Minarets von Damaskus. Dort steigt jetzt weißes Staubgewölk empor. Wirres Getöse verkündet den nahenden Zug; eine breite Menschenflut, in deren Mitte das grüne Zelt schwankend treibt. Militärmusik und die Knabenkapelle der Kunstgewerbeschule blasen um die Wette. Soldaten umsäumen den Platz vor den Zelten. Putzige Kadetten in blau und rot bilden Spalier. Die Spitze des Zuges kommt an. Von vielen Armen gestützt, wie die Landessitte es verlangt, wird ein Würdenträger mit goldbestickter Brust und krummem Säbel aus dem Sattel gehoben. Ein Hodscha in merkwürdiger Trachtenmischung trägt hoch zu Kamel die heilige rotviolette Fahne. Ueber einem hellbraunen Sommeranzug mit Stehkragen und schwarzer Kravaite fällt ein weiter, rosafarbener Arabermantel. Dem Hodscha folgt, von grüngekleideten Dienern geführt, unter weitausladender Last ein besonders kräftiges Kamel. Der pyramidenförmige Aufbau aus dunkelgrünem, goldbesticktem Samt bildet das wichtigste Stück und den Mittelpunkt der Karawane. Es hat auch dem ganzen Aufzug den Namen

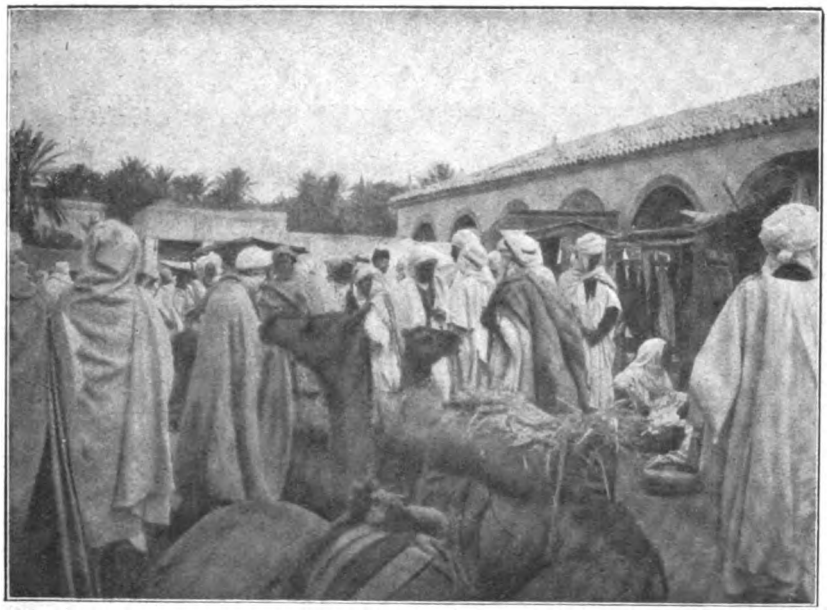
Abmarsch.

Digitized by Google

Mahmal — das Getragene — gegeben. Ecken und Spitze dieses Zeltsymbols sind mit barocknen Silberknäufchen bekrönt. In reicher Stickereiarbeit ist es geschmückt mit dem Namenszug des Sultans und religiösen Sprüchen in ornamentalem Blattgeranke.

Langsam und behutsam legt das Kamel sich nieder, und kaum hat man vorsichtig den Aufbau abgehoben, da durchbricht die religiöse Begeisterung die Schranken der Ordnung. Soldaten, Zivilisten, Hodschas und Kadetten drängen sich, das Tuch zu berühren, um dann mit den Händen über das Gesicht zu streichen und so den Segen auf sich zu übertragen. Mit Mühe gelingt es, für die enggedrängte Gruppe der geladenen Festgäste Raum zu schaffen. Es folgt die Ansprache eines Hodscha. Er spricht nicht lang. Seine Rede endigt mit einem Gebet, das mit himmelwärts gerichteten Handflächen angehört wird. Die grünen Diener besprengen aus messingenen Flaschen das Volk mit Rosenwasser. Damit endigt die Feier.

Derwische mit hohen, steilen Filzmützen und Hodschas beginnen, das Zelt abzubauen und in drei grünsamtene Kisten zu verpacken. Dabei haben sie noch immer Leute abzuwehren, die in religiöser Begeisterung das Zelt zu berühren suchen. Ich sah noch, wie aus den Reihen der strammen anatolischen Soldaten, deren viele nicht nur das rot-weiße Bändchen des Halbmondes, sondern auch unser schwarz-weißes Band tragen, ein Soldat in fliegender Hast die schon zusammengerollte Fahne erreichte und sie leidenschaftlich mit vielen Küssen bedeckte. War es ein Dank? War es ein Gelöbnis? War es eine Bitte?



Marktbild.

Digitized by Google

ZUR VÖLKERKUNDE KLEINASIENS.

Von Paul Dapping.

Wer und was sind die Türken? Es sind die Nachkommen jener kleinen, tapferen Schar von Nomaden, die vor ungefähr 700 Jahren unter dem Vater Ertogruls zur Zeit der Kämpfe des Seldschukken-Kaisers Alaeddin gegen die Griechen aus der Gegend des Kaspisees nach Anatolien zogen und gerade zur rechten Zeit ankamen, um Alaeddin im Entscheidungskampfe wertvolle Waffenhilfe zu leisten. Zum Dank dafür erhielt Ertogrul vom Seldschukkenkaiser die Gegend um Eskischehir für sich und seine Stammesgenossen als Wohnsitz zugewiesen, ein Land, das den damals von Viehzucht lebenden Türk-Leuten vorzügliche Weidegründe bot. Es waren nur wenige tausend Mann, und man könnte fragen, wie dieser kleine Stamm in so kurzer Zeit das gewaltige Werk der Gründung des osmanischen Reiches durchführen und bereits zweihundert Jahre später, 1453, das mächtige byzantinische Reich zerstören, die Hauptstadt Konstantinopel im Sturm erobern konnte. Des Rätsels Lösung bietet zugleich die Erklärung dafür, daß nachgewiesenermaßen die heutigen Türken von den damaligen im Aussehen wesentliche Unterschiede zeigen.

Mädchengruppe aus Kleinasien.

In der Erkenntnis, daß eine Truppe von wenigen tausend Köpfen dem Untergang verfallen müßte, wenn sie nicht von außen frisches Blut in sich aufnahm, entschlossen sich Ertogrul und seine Leute, die Heirat mit fremdstämmigen Mädchen, in erster Linie mit denen der landeseingesessenen Alarodier, freizugeben. Allmählich wurden dann die Völker des mittleren und westlichen Kleinasiens unterjocht und für den Islam gewonnen und die Volkszahl durch Ehen der neuen Angehörigen männlichen Stammes mit Türkfrauen wiederum gewaltig erhöht, und schon Ertogruls Sohn Osman, von dem der Name der Osmanen herrührt, konnte sein Reich bis über Brussa ausdehnen und dieses zur Hauptstadt seines Landes erheben. Diese Entwicklung wurde noch beschleunigt, als die Türken nach Europa gedrungen waren und dort durch Sprößlinge slavischen und magyarischen, ja selbst deutschen Blutes, neuen Zuzug erhielten. Diese ständige Blutmischung hat die gänzliche Wandlung der ursprünglichen Stammesart erzeugt, unverändert aber blieb die Sprache, die als Nationalgut die Herrschaft über die Unterjochten gewann, so daß sie zur Zeit der großen Erfolge Solimans bis tief nach Ungarn hinein als Amts-, ja zum Teil als Volkssprache Geltung hatte.

Von der Gesamtbevölkerung Kleinasiens, die trotz des großen Aderlasses der Balkankriege und des Weltringens auf 12 Millionen zu schätzen ist, kommen auf die Türkvölker etwa drei Viertel. Zu ihnen rechnet man noch die Jürüken, Turkmenen und Tataren. Die Jürüken hält man für vertürkte Ureinwohner. Der Name bedeutet Wanderer oder Nomaden. Sie wohnen meist in Gebirgsgegenden und man findet hauptsächlich bei ihnen die Unterscheidung ihrer Dörfer in Sommer- und Winterdörfer, da zu Beginn der besseren Jahreszeit die ganze Bevölkerung in die hochgelegenen Sommerdörfer zu ziehen pflegt. Nur selten gehen sie Ehen mit seßhaften Muslims ein, von denen

Digitized by Google

sie durch religiöse und völkische Sondergebräuche geschieden sind.

Die Turkmenen, nahe Verwandte der Türken, sind noch echte Mongolen. Sie stammen aus Turan und kommen jetzt nur noch verhältnismäßig selten, hauptsächlich im alten Kappadozien vor, da die Aufsaugung durch die Türken stärker ist, als der Zufluß an Turkmenen vom Osten her. Einst ebenfalls Nomaden, sind sie dank der Bemühungen der Hohen Pforte jetzt größtenteils seßhaft.

Die Tataren, die man sich von ihren früheren Kriegszügen her vielfach noch als eroberungssüchtige Völkerhorden vorstellt, entsprechen diesem Bilde nicht. Sie sind in einzelnen Enklaven über das ganze Reich verteilt; man findet sie am Kaufhaus als Händler, auch Großhändler, mit Seide und in Cilicien wie am Libanon als fleißige Ackerbauer.

Noch eine Mädchengruppe aus Kleinasien.

Nächst dem Völkerkreis der Türken kommen für Anatolien die Tscherkessen in Betracht, die sich im Dienst bei anderen des Rufes höchster Treue erfreuen, weshalb sie in den europäischen Konsulaten des Orients als Kawassen sehr geschätzt werden. Ihre Frauen zeichnen sich häufig durch außergewöhnliche Schönheit aus. Die Tscherkessen, die zu den kaukasischen Stämmen gehören, sind erst vor etwa einem halben Jahrhundert in die Türkei eingewandert. Ihr beharrliches Streben, trotz ihrer Minderzahl inmitten der Türken die Selbständigkeit ihrer Rasse zu bewahren, verurteilt sie offensichtlich zu allmählichem Aussterben. Ihre Dörfer mit den schmucken Giebelhäuschen, blumengeschmückten Fenstern inmitten von Obstgärten und gutbestellten Feldern machen stets einen freundlichen Eindruck. Man erkennt die Tscherkessen, hohe, sehnige Gestalten mit blauschwarzen, starken Schnurrbärten an der meist düsterschwarzen Kleidung mit der schwarzen Pelz- oder Krimmermütze und dem graden Dolch-Pmesser in einem oft mit Filigranarbeiten verzierten Leibgurt.

Einen weiteren Einschlag des anatolischen Völkergemisches bilden die Kurden, ein indogermanisches Nomadenvolk, das schon früh durch die Steppen des Binnenlandes von Kurdistan her nach Kleinasien eindrang und vor hundert Jahren noch völlig unabhängig von Stambul war. Vielfach noch bis in die letzte Zeit hinein recht ungeberdig, haben sie sich nach und nach in die türkische Obrigkeit gefügt, leisten Kriegsdienst, gehen vielfach zur Seßhaftigkeit über oder widmen sich friedlichem Hirtenleben. Man erkennt die Kurden, die sich ihre eigene Sprache noch bewahrt haben, obwohl sie das Türkische jetzt als Staatssprache anerkennen, meist auch verstehen und sprechen, an der kegelförmigen Filzkappe von buntfarbigem Turbantuch umrollt, an der kurzärmeligen Jacke aus dunkelbraunem Schaffell, an den aus grobem Tuch angefertigten, sehr weit und bauschig gearbeiteten Hosen und den buntgemusterten dicken Wollstrümpfen. Vielfach tragen sie das Hemd, in halber Höhe der Oberschenkel geschürzt, über der Hose.

In der cilicischen Ebene findet man als weiteren Bestandteil des anatolischen Völkerbildes schon ziemlich häufig Araber, jene braunhäutigen Wüstensöhne mit den schmalen Gesichtern, stark geschwungenen Nasen, tiefschwarzen Spitzbärten und schwarzen Glutaugen. Die Kopfbedeckung der Männer besteht aus einem zum Dreieck doppelt zusammengelegten Haupt- und Nackentuch, dessen Zipfel über den Nacken herabhängt; darüber windet sich spiralig der aus Ziegenhaaren gefertigte schwarze „Aggal". Während die Araber in Arabien selbst weite Gewandung tragen, ziehen die in Cilicien meist bunte Ueberkleidung vor und darüber als Umschlag eine braun-schwarzgestreifte, grobe Decke, die sie malerisch um sich zu drapieren verstehen. Sie leben in Cilicien als Bauern, Händler und Karawanenführer.

Im Nordosten von Anatolien, in der Gegend von Trapezunt, leben die Lasen. Sie hausen dort, wo der Vasannbek sein schneeiges Haupt bis zu

Digitized by Google

3700 Meter Höhe erhebt, wo der niedrigste Paß 3000 Meter überragt, wo hinter unzulänglicher Küste in alpiner Schönheit die Bergriesen eng zusammenrücken, daß dieTalgaue, dunkel und schmal, kaum die Scholle zum Besiedeln bieten, in einem Ländchen, so völlig von der Außenwelt abgeschnitten, daß seine Bewohner noch bis vor achtzig Jahren, trotz der Nähe der Küste, ein völlig unabhängiges Leben führten und das Land deshalb von den Türken Tschengelistan, Land der Widerhaken, genannt wurde. Sie sind erst seit etwa hundert Jahren Mohammedaner, dafür aber um so überzeugtere; das mag auch bewirkt haben, daß sie ihre Muttersprache stark vernachlässigen zu Gunsten des immer mehr eindringenden Türkischen. Prahlerischer Stolz ist der Hauptfehler der Lasen, eines sonst sehr tüchtigen, kriegerischen Völkchens, das auch ganz ausgezeichnete Matrosen liefert. Blutrache herrscht dort noch, so daß jedermann schwer bewaffnet geht. Hoher, stolzer Wuchs, regelmäßige, oft schöne Züge, lange braune, oder blonde, seltener schwarze, immer aber wohlgepflegte Schnurrbärte, über die Schultern herabhängende Enden des Baschlikturbans, die im Verein mit dem breiten, gabelgriffigen Krummsäbel das Stolze der Tracht noch erhöhen, zeichnen die Lasen äußerlich vorteilhaft aus.

Der letzte, wenigstens dem Namen nach mohammedanische Bestandteil der anatolischen Bevölkerung sind die Zigeuner, die im fünften Jahrhundert nach Persien, aber erst um das Jahr 900 bis nach Konstantinopel gelangten. Der Untergrund ihrer Sprache ist das Indische. Man glaubt heute ihre Urheimat in der Gegend des Urmia-Sees suchen zu sollen. Das Kennzeichen ihrer Tracht ist allgemeine Zerlumptheit. Von den Türken, die sich nie mit ihnen vermischen würden, werden sie verachtet, trotzdem fühlen sie sich in der Ungebundenheit Anatoliens wohl, da sie sich ungestört ihrer Wanderlust hingeben können. Mit ihren oft überraschend schönen Weibern ziehen sie mit ihren Schwarzzelten und Viehherden im Winter in den warmen Ebenen, im Sommer auf den kühlen Berghöhen umher als Korbflechter, Siebflicker, Schmiede und Roßtäuscher. Berüchtigt sind sie wegen ihrer geringen Schamhaftigkeit. Zwischen ihnen und ihren Stammesbrüdern, die sich in Stambul in der Nähe der Ruinen der Großen Mauer niedergelassen haben, bestehen rege Verbindungen.

Die Griechen, Armenier, Juden und Levantiner, die gleichfalls zum anatolischen Völkergemisch gehören, lassen wir bei diesem kurzen Ueberblick, der nur die mohammedanischen Stämme ins Auge faßt, außer Betracht.

Zwei Beförderungsmittel.

Digitized by Google

DIE KUNDGEBUNG DER ISLAMISCHEN VÖLKER IN STOCKHOLM.

Von unserem Mitarbeiter in Stockholm.

Alle Fremden, die der Sturm des Weltkrieges auf schwedischen Boden getrieben hat, haben auf dieser „Insel des Friedens" eine freundliche Zufluchtsstätte, eine herzliche Aufnahme gefunden. Die gastlichen Tore Stockholms waren jüngsthin auch den aus weiter Ferne nach dem neutralen Schweden gezogenen Vertretern der islamischen Völker weit geöffnet. Die ganze von England, Frankreich und Rußland unterdrückte mohammedanische Welt hatte ihre Delegierten nach der schwedischen Hauptstadt entsandt, um dort gegen die jahrelange Unterdrückung, gegen das Unrecht zu protestieren, unter denen die islamischen Länder seit langen Jahren seufzen. In einer Massenversammlung sprachen auf Einladung der schwedischen Friedensvereinigung diese Vertreter der muslimischen Völker über die an den Friedensschluß geknüpften Hoffnungen für die Freiheit und Selbständigkeit ihrer Länder. Die malerische, heimische Tracht der Delegierten trug einen Abglanz der Farbenpracht des Orients in die nordische Versammlung, verlieh ihr einen eigenartigen, fremdländischen Reiz. Marokko war durch Said Mohamed el Attabi, Aegypten durch Mohamed Ferid Bey, Scheich Abdul Aziz Schauisch, Abdul Malik Hamsa Bey, Sekretär der ägyptischen Nationalpartei, und Schriftführer der Delegierten und außerdem durch den bekannten Nationalisten Dr. Ahmed Fuad Bey, Tunesien durch Scheich Ismael Safahi und Scheich Saleh Scherif, Tripolis durch Jusuf Schatuan Bey und Scheich Saleh, Indien durch Abdul Jadbar Effendi und Abdul Sattar Chairy Effendi, Kaukasien durch Ahmed Saeb Bey, Turan durch Abdul Aziz Bey vertreten. Die Versammlung, die aus ungefähr 600 Personen bestand, umfaßte Männer aus aller Herren Länder. Vertreter aller kriegführenden und neutralen Staaten lauschten gespannt den Reden und Vorgängen. Mit herzlichen Worten begrüßte der Vorsitzende Bürgermeister Lindhagen, die Gäste. Scheich Ismael Safahi, der Kadi von Tunesien, dankte als Aeltester der Abgeordneten in bewegten Worten dem Bürgermeister im Namen der Delegierten für den liebenswürdigen Empfang, den die Fremdlinge unter dem wirtlichen Dach des gastfreien Schwedens gefunden. Hierauf setzte er in einer kurzen Rede den Zweck der Versammlung auseinander, der in einem Protest gegen die Unterdrückung der Islamvölker bestand. Die auf Arabisch gehaltene und sofort ins Schwedische übersetzte Ansprache des ehrwürdigen Scheichs machte großen Eindruck auf die Versammelten. Der zweite Redner war Scheich Saleh, Scherif von Tunesien, Professor der Altertums-

Römer-Ruinen in Timgad (Nordafrika).

Digitized by Google

kunde an der tunesischen Universität Zeitun, der die Interessen von Tunesien und Algerien vertrat. In scharfen Umrissen skizzierte er die allgemeinen Forderungen sämtlicher Delegierten und ging dann besonders auf die Wünsche und Bestrebungen Tunesiens und Algeriens ein. Klar und sachlich setzte er die Ungerechtigkeiten der französischen Regierung auseinander und schilderte hierauf mit tiefer Bewegung, die sich auf die Zuhörer übertrug, die Leiden der Bevölkerung. Zum Schlusse erklärte er in seiner ebenfalls in arabisch gehaltenen Rede, daß die unterdrückten Länder die erste Gelegenheit ergreifen würden, das verhaßte französische Joch abzuschütteln, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die gerechten Forderungen Tenesiens und Algeriens am Friedenstisch anerkannt und zur Befriedigung der betreffenden Völker gelöst würden. Ahmed Saib Kaplan Zadé Bey war der nächste Redner. Er sprach türkisch über die Befreiung der kaukasischen Völker vom russischen Joch.

Der vierte Redner war Mohamed Ferid Bey, Führer der ägyptischen Nationalpartei und einer der ägyptischen Delegierten. In seiner ausführlichen, in französischer Sprache gehaltenen Rede verlangte er für Aegypten den status quo von 1881. Er sprach die Hoffnung aus, daß Aegyptens Schicksal am Friedenstisch eine Lösung finden werde, die Aegyptens Zukunft und den Weltfrieden sichern möge.

Scheich Abdul Aziz Schauisch, Chefredakteur der Organe der ägyptischen Nationalpartei und Herausgeber der „Islamischen Welt", sprach als zweiter ägyptischer Delegierter und gleichzeitig als Vertreter Said Mahommed el Atabis, des früheren marokkanischen Ministersekretärs, der krankheitshalber am Sprechen verhindert war.

Scheich Schauisch führte in englischer Sprache aus, daß die Interessen der beiden Länder (Aegyptens und Marokkos) identisch seien, nur mit dem einzigen Unterschied, daß in einem Falle der Engländer, im anderen der Franzose als Unterdrücker auftrete. Durch das Wort der Königin Viktoria sei England, durch den Vertrag von Algesiras, Frankreich zur Räumung der widerrechtlich besetzten unterdrückten Länder verpflichtet.

Als sechster Redner ergriff Schatuan Bey, früherer Abgeordneter für Tripolitanien im türkischen Parlament, das Wort. Er schilderte die Gewaltherrschaft der Italiener in Tripolitanien und forderte die Zurückgabe des Küstengebietes, das mit Hilfe der Flotte noch besetzt gehalten wird, sowie die politische Selbständigkeit des Landes, wie sie von dem Kalifen gewährt wurde.

Der siebente Redner war Koltschali Abdul Asis. Gegenstand seiner Rede war die Befreiung der mohammedanischen Völker Rußlands. Er beantragte, daß folgender Vorschlag der Friedenskonferenz unterbreitet werden soll: „Die turanischen Völker sind bereit, Petersburg als ihren politischen Mittelpunkt anzuerkennen unter der Bedingung, daß Rußland als republikanischer Staatenbund organisiert wird, in dem jede turanische Provinz als freier und sich selbst regierender Staat eintritt."

Als achter Redner vertrat Abdul Jadbar Effendi die Interessen der indischen Muslime. Seine in englischer Sprache gehaltene Rede behandelte die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der englischen Verwaltung in Indien. Im Namen der zivilisierten Welt forderte er die Befreiung Indiens vom englischen Joch.

Die Versammlung folgte den Reden, die alle in die schwedische Sprache übersetzt wurden, mit großer Aufmerksamkeit. Bürgermeister Lindhagen verlieh zweifellos den Gefühlen vieler Anwesenden Ausdruck, als er in seiner Schlußrede bemerkte, es müsse schlimm in der Welt aussehen, wenn die Gäste aus der Fremde genötigt gewesen seien, so weite Reisen zu machen, um ihr Herz auszuschütten.

Die in der Versammlung zum Ausdruck gekommenen islamischen Bestrebungen fanden in der schwedischen Presse sympathischen Widerhall. Allgemein wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die Männer, die in der kommenden Friedenskonferenz über das Schicksal der Menschheit auf Jahrhunderte hinaus entscheiden, die gerechten Forderungen der islamischen Völker berücksichtigen werden.

Digitized by Google

BLIND.

Roman von Habib Edib Bey.

Leise und sacht glitten die durchsichtigen grauen Schleier des Abends über die Bäume, verwischten sich die scharfen Umrisse in der Nähe, küßten die Gipfel der Berge ehrfurchtsvoll das rosenblasse Gewand des Himmels, richteten die Häupter stolzer empor, als sollten sie aus ihrem Schoße die Leuchte der Nacht gebären. Die Winde, die von der Marmara und über das Schwarze Meer kamen, trafen sich über dem Bosporus, verschmolzen ihre eintönig-schwermütige Melodie, strichen über das Wasser, daß die Wellchen wie starre Seide knisterten, und wiegten sich in den letzten Lichtwogen der untergegangenen Sonne und den ersten Strahlen des heraufziehenden Mondes.

Achmed Safi saß auf der Terasse des Hotels und sah nichts von dem zauberhaften Wechselspiel, seine Augen starrten in die Weite und seine Seele lauschte in sich hinein. Er liebte Therapia mehr als alle anderen Orte am Bosporus, rief doch der schmale Wasserstreifen zwischen den grünen Hügelketten das Bild eines silberglänzenden Weihers zwischen den Bäumen eines alten Parks in ihm wach, erinnerte ihn das dumpfe Rauschen der Brandung an den gefahrschwangeren Sturm, der draußen das Meer aufwühlte. Noch hatten die fünf Jahre, die er in dem geräuschvollen, hastenden Europa lebte, die stete Sehnsucht nach dieser Stille hier nicht in ihm gelöscht, jedesmal in den Ferien flüchtete er, wie hinter Klostermauern, in die Einsamkeit, in der er zu sich selbst zurückfand.

Was aber war diesmal mit ihm geschehen? Hatte nicht dasselbe Verlangen nach Sammlung, die innere Müdigkeit, ihn hierher getrieben? Und dennoch diese Unrast! Auf wen nur warteten seine vibrierenden Nerven? Den quälenden Fragen auszuweichen, die sich ihm unerbittlich aufdrängten, wandte er heftig den Kopf und zwang sich, aufmerksam in entgegengesetzter Richtung zu sehen. Seine Illusionen waren wie Seifenblasen in den bitteren Erfahrungen des Lebens zergangen und hatten ihn ernüchtert und skeptisch zurückgelassen. Das Vermögen seiner Eltern und seine Intelligenz hatten ihm während der Studienzeit in Europa die Erfolge leicht, zu leicht gemacht. Die realistischen Lebensanschauungen und die materialistische Lebensweise seiner dortigen Umgebung, hatten seine Phantasien verbannt, die Träume, die er seine ganze Jugend hindurch genährt, die ihn zum Helden romantischer Abenteuer nie gehörter Art erhoben, rauh zerstört, ihn in einen Pessimisten verwandelt. Schönheit verkörperte sich ihm nur noch im Ton und Stein, den seine eigenen Hände formten; nur hinter den Augen, die er selbst unter engelreine Stirnen gemeißelt, schien ihm nichts von Lug und Trug zu lauern. Das kindlichunbeschränkte Vertrauen, das er anderen entgegenbrachte, war teuflisch betrogen worden, bis seine empfindsame Künstlerseele, von Bitterkeit geätzt, sich ganz in sich selbst zurückgezogen hatte. Er suchte das Ende seiner Studien zu beschleunigen, ohne daß die zahlreichen Liebeleien irgendeine Spur des Erlebens in ihm hinterließen.

Jetzt kehrten seine Blicke, denen er vergeblich Gewalt anzutun versuchte, wie die eines trotzigen Kindes zu dem alten Punkt zurück und suchten — bis sie plötzlich fanden: ein kleines Boot, das sich auf dem dunklen Wasser rasch der Mole des Hotels näherte. Wie sein Herz hämmerte, daß er die Pulse in den Schläfen pochen hörte! War er denn wirklich noch so ein kindlicher Tor? In seinem 30jährigen Leben hatten soviele Abenteuer einander gejagt, daß ihn diese Bagatelle wahrhaftig unberührt lassen sollte! In der Dunkelheit konnte er die Insassen des Kahnes nicht einmal genau unterscheiden, nur sein Instinkt belehrte ihn. Endlich kam das Boot in den Lichtbereich der Strandlaternen, er sah sie auf den Steg springen und einer alten Dame sorgsam helfen. Als sie dann leichten Schrittes, ein glückliches Lachen ob der ungewohnten Freude des Ausfluges auf dem Gesicht, über die Terasse ging, lehnte er sich hastig tiefer in den abendlichen Schatten zurück, weil er einen Augenblick lang fürchtete,

Digitized by Google

sie könnte in seinen Blicken entdecken, daß er drei Stunden auf sie gewartet. Plötzlich schämte und ärgerte er sich über seine Torheit. Drei Stunden hatte er da zwischen fremden, gleichgültigen Menschen gesessen und seinem Traum gelebt — gebührte ihm für diese Ausdauer, diese Treue nicht mindestens ein Fünkchen Lohn? Aber so erging es ihm ja immer! Er bereute, daß er es nicht verstand, die Aufmerksamkeit dieses Mädchens auf sich zu lenken, deren blonde Löckchen unter dem Schleier hervorwehten, deren Augen jene seltsame, unbestimmbare Farbe hatten, die die ersten Sonnenstrahlen auf smaragdgrüne Wogen zaubern. Er hätte laut lachen mögen, — da war er ja richtig auf dem Wege, der alte Safi zu werden, der ganz in Poesie aufging! Was hatte er übrigens besonderes getan? Gab ihm die flüchtige Bekanntschaft einer Hotelbewohnerin überhaupt das Recht, auf „Treue" seinerseits zu pochen?

Die Nacht sank herab, kühler Wind sang eine eintönige Melodie; hoch am Himmel stand der Mond, leuchtete den Menschen auf dunklen Pfaden, daß sie zueinander fanden; hatte zur eigenen Gefährtin auf seiner einsamen Bahn einen flimmernden Stern sich gewählt. Wie goldgelbe Blumen auf Sommerwiesen standen die Sterne am Himmelsgrund, hier in dichte Büschel zusammengedrängt, dort wie lose hingeworfen, andere stolz für sich allein. Auf einmal sah er eine Sternschnuppe durch den unendlichen Raum fliegen. Ha, auch sie hatte das Sehnen nach Einsamkeit! Und doch gab es für die Menschen keine herbere Marter als gerade Einsamkeit! Warum nur hatte er bisher Freude daran gefunden? Warum hatten die wechselvollen Tändeleien, die Heiterkeit, an der sein Herz keinen Teil hatte, ihn nie befriedigt, ihn immer in der Leere, immer einsam gelassen? Wie kam es, daß er keine Heilung, kein Gegenmittel fand? Aber war das wirklich seine Schuld? War es nicht seine feste Ueberzeugung, daß zwei Bedingungen erfüllt sein mußten, wenn sich zwei Menschen zu gemeinsamem Wege zusammentaten? Wußte er auch, daß Geld nicht glücklich macht, so wollte er doch in der Lage sein, jeden Wunsch seiner Frau mit derselben bedingungslosen Freigibigkeit zu erfüllen, mit der er ihr die Liebe seines Herzens schenkte. Er hatte diese Grundsätze von seinen Ahnen geerbt, keine Erfahrung Europas konnte sie erschüttern. Noch besaß er keine Stellung im Leben, seine Eltern, die in Smyrna wohnten, sorgten für ihn. Wie hätte er unter diesen Umständen eine Lebensgefährtin wählen können? Aber warum fiel ihm das alles gerade jetzt ein? Was kümmerten ihn die Kahnfahrten fremder Leute, die wiegenden Klänge der Musik, die aus dem Hotel lockend zu ihm herüberwogten! Und doch zogen sie ihn magnetisch an; Halb unbewußt stand er auf und betrat wirren Sinnes die große, belebte Halle. Die widerstreitensten Strömungen verwandelten sein Inneres in ein Chaos: er bangte davor, das blondlockige Mädchen zu erblicken und wünschte doch leidenschaftlich, ein hilfreicher Zufall möchte sie ihm wenigstens aus der Ferne zeigen. Im menschenleeren Speisesaal suchte er sich eine dämmerige Ecke aus und versank sofort in Grübeleien. Erst als der Kellner ihm die Karte brachte, zwang er sich in die Wirklichkeit zurück und bestellte völlig teilnahmslos. Da betraten die beiden Damen den Saal. Er raffte sich gewaltsam zusammen und begrüßte sie mit zuvorkommender Verbindlichkeit. Zwanglos, wie es sich auf Reisen ohne weiteres ergibt, kamen sie an seinen Tisch, wählten eifrig in der Speisefolge und begannen lebhaft zu plaudern. Wie unvergleichlich schön es hier war! Sie hatten schon viel gesehen, Länder des Nordens und Südens, lebten selbst in einer Stadt, die als erlesenstes Juwel der Natur gilt; was aber war Neapels Himmel und Meer gegen die wunderbar ergreifende Schönheit des Bosporus!

„Ah", fiel Achmed Safi ihnen eifrig ins Wort, „jenes Land, das mir zur zweiten Heimat geworden ist, ist also Ihr Vaterland!"

Nun überstürzten sich die Fragen der Damen. Natürlich kannten sie Rom und waren oft Monate hindurch dort gewesen. Eine Erinnerung löste die andere aus, aus vielen kleinen Strichen wurde ein lebendiges Bild, spann Fäden zwischen ihnen, die sich zu einem Freundschaftsband verdichteten, wie es sonst Monate der Bekanntschaft nicht zu weben vermögen. Es war so anheimelnd, daß ihnen in diesem fremden Lande jemand begegnete, der ihre Sprache beherrschte, mit dem sie sich hemmungslos unterhalten und um so rascher vertraut werden konnten! Sie waren Mutter und Tochter; innig miteinander verbunden, lebten sie vom Vater getrennt und waren viel auf Reisen. Der Zauber des Orients hatte es dem Töchterchen schon lange angetan und hatte die Mutter bestimmt, ihrem Wunsche nachzugeben, einmal mit eigenen Augen die Wunder dieses Feenlandes zu schauen.

„Da wird das gnädige Fräulein arg enttäuscht sein," lächelte Achmed Safi, „in diesem so verschwenderisch von der Natur begabten Lande

Digitized by Google

die gütige Fee nicht zu treffen, — sie wäre denn selber der Engel in diesem Paradies."

„Im Gegenteil," wandte sie lebhaft ein, „nie habe ich herrlichere Tage erlebt", und sah dankbar die Mutter an, doch schien es ihm, als erröte sie flüchtig dabei.

Achmed Safi schob den Vorhang ein wenig zur Seite:

„Sehen Sie, wie wundervoll der Mond scheint! In diesen Stunden offenbart sich der süßeste Zauber des Bosporus!"

Er sprach so begeistert, daß es wie eine Aufforderung klang. Fragend sah Lydia die Mutter an.

„Ach ja, laß uns noch ein bischen Kahn fahren!"

Die alte Dame, die noch vor wenigen Minuten behauptet hatte, der Tochter zuliebe zu jeglichem Opfer bereit zu sein, lächelte verlegen:

„Wir waren so lange unterwegs, Kind, und ich bin recht müde". Aber es klang wie eine halbe Erlaubnis.

Achmed Safi fand plötzlich die weichsten, vertrauenerweckendsten Töne: „Wenn Sie mir nur für eine Stunde die Beschützerrolle über Ihr Fräulein Tochter anvertrauen wollten, gnädigste Frau! Ich gelobe, sie aufs sorgsamste zu behüten!"

Er war starr über seine eigene Kühnheit. Wie hatte er das nur fertig gebracht! Aber jetzt war es einmal gesagt. Er führte seine ganze Ueberredungskunst ins Feld, während Lydia den Arm einschmeichelnd der alten Dame um die Schultern legte:

„Sieh, es ist so wunderschön und wir sind auch ganz schnell wieder hier. Nicht wahr?"

Sie waren nicht die einzigen, die dem Locken der Nacht folgten, viele Boote schaukelten im lauen Hauch der südlichen Schönheit. Kreisrund stand der Vollmond am Himmel, warf mild seine silbernen Strahlen auf den unbeweglichen Spiegel der See, die die schwarzen Umrisse der Ufer in feinen Strichen umrahmten. Hinter den Windungen des Bosporus verschwanden die Häuser von Stambul, nur die Halbmonde auf den Spitzen der Minaretts funkelten wie goldene Sterne am dunklen Firmament.

Achmed Safi ergriff die Ruder, lautlos glitten sie hinaus in die stille, leuchtende Welt. Der Küste folgend, stumm ergriffen, näherten sie sich dem Eingang zum Schwarzen Meer. Da dorthin nur selten Boote kommen, waren sie ganz allein und ihre Herzen näherten sich einander im unbewußten Trieb der Einsamkeit. Achmed Safi zog die Riemen ein, Als er sich auf seinem Sitz umwandte, fing er ihren Blick auf, der in die geheimste Tiefe seiner Seele drang. Ungestüm rauschte sein Blut und raunte ihm zu, daß es ihn seiner Glückseligkeit entgegentrage. Er wollte sprechen, aber kein Laut kam über seine Lippen. Er suchte in seinem Gedächtnis, doch alle jene Worte, die ihm sonst den Zauber der Poesie einzufangen schienen, waren plötzlich sinnlos und leer. Nur um nicht stumm zu bleiben und diesen Augen das Geheimnis seiner Verlegenheit zu entdecken, zwang er sich zu einer Phrase:

„Wollen wir nicht umkehren?"

Sie lachte übermütig: „Natürlich, wenn Sie müde sind, sonst könnten wir ruhig noch ein Stück rudern."

Meinte sie wirklich, weil seine Arme müde waren, würde er die Seligkeit, die er in alle Ewigkeit hätte hinausverlängern mögen, auch nur um eine Sekunde verkürzen?

Sein Tun sollte ihr Antwort sein. Er faßte nach den Riemen und sie fuhren hinaus bis dorthin, wo der Bosporus sich mit dem Schwarzen Meer vermählt und die breiten Wogen müde ein Schlaflied rauschen. Manchmal durchschnitt das Drehfeuer des Leuchtturms die Finsternis und zeigte ihnen die unendliche Fläche des Meeres, daß sie beklommen ihre Einsamkeit empfanden. Sie ließ ihre Hand über Bord hängen, das Wasser durch die Finger gleiten und lachte über Achmed Safis Angst, wenn sie sich tiefer über den schwarzen Grund neigte.

„Nicht wahr, Safi Bey, hätten Sie geahnt, was für ein abscheulich verzogenes Kind ich bin, so hätten Sie sich wohl gehütet, Mutter so inständig um Erlaubnis zu bitten!"

Was mußte so eine verwöhnte, eigenwillige Europäerin für eine Plage sein, wenn man nur an die gehorsamen Frauen des Orients gewöhnt war! Jetzt ertrug er es nicht länger, die Zeit rückte vor, sie mußten zur Heimkehr wenden. Da begann er ihr von seinem Erleben zu erzählen. Waren die Erfahrungen in seiner Heimat auch nur beschränkt gewesen, so hatte er doch in Europa frei von der Bevormundung der Eltern, Beobachtungen genug gesammelt, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß es keine grundlegenden, unüberwindlichen Unterschiede zwischen den Menschen gibt. Nur hatte er immer darunter gelitten, daß eine Frau nie gleichzeitig ein verläßlicher Kamerad und ein anlehnungsbedürftiges Kind sein kann.

Digitized by Google

Er wollte so gerne stützen und beschützen, doch alle Frauen verbargen sorgfältig jede kleine Schwäche, suchten im Gegenteil stets einen Vorwand ihre Selbständigkeit und Sicherheit ins grelle Licht zu rücken. Nichts liebte er mehr, als das Natürlich-Anschmiegsame in der Frau, die Ergänzung zu seiner Männlichkeit.

„Aber", fuhr er fort, „wenn unseren Wünschen stets Erfüllung beschieden wäre, würde dann „Glück" noch die gleiche Bedeutung für uns haben?"

Er schwieg plötzlich, von der Zwecklosigkeit seiner Worte betroffen und wies stumm auf einen Dampfer, der in geringer Entfernung dem Bosporus zusteuerte, eine diamantenbestickte Silberschleppe im Kielwasser. Das Boot begann, leise zu schaukeln. Wie es geschehen, wußte er selber nicht; eine große Welle hob den leichten Kahn und warf Lydia nach vorn, daß sie mit einem kurzen Aufschrei krampfhaft nach seinem Arm griff. Im nächsten Augenblick schämte sie sich ihrer Aengstlichkeit.

„Verzeihen Sie, aber ich habe doch eine Sekunde gefürchtet, wir könnten kentern. Vielleicht bin ich doch anders, als Ihre Erfahrungen Sie bisher gelehrt!"

Dann wechselten sie kein Wort mehr, bis sie sich dem Hotel näherten.

„Ich hoffe," sagte er, „Ihre Frau Mutter hat sich nicht geängstigt, wir haben ihre Erlaubnis ein wenig mißbraucht."

Sie ging auf seinen ernsten Ton nicht ein, erwiderte vielmehr neckend:

„Nun, Safi Bey, sind Sie mit der heutigen Erfahrung auf See nicht zufrieden?"

„Das Meer ist immer unergründlich", sagte er langsam, als er ihr aus dem Boot half, „es gleicht Euren Frauenseelen. Oft ist es bösartig, heimtückisch, hinterlistig, ohne daß man ahnt, warum; hat es uns in wilde Verzweiflung gestürzt, so wird es ganz grundlos weich und zärtlich, erfüllt unsere Seele mit dem wunderbaren Gleichmaß göttlicher Ruhe..."

Als er, vor ihrem Zimmer, sich verabschiedend, über ihre Hand beugte, weissagten ihm ihre Augen, die wie Sterne in der Dunkelheit leuchteten, selige Zukunftshoffnung.

Fortsetzung in der nächsten Nummer.

TÜRKISCHER SPRUCH.

Es gibt eine richtige Mitte zwischen Schweigen und zu großer Wortfülle. Man flieht den schweigsamen Menschen, und ein großer Schwätzer wird als Tyrann der Gesellschaft angesehen. . . . Sei kurz in deinen Erzählungen: das wahre Mittel, zu gefallen, besteht darin, in wenigen Worten viel zu sagen und unterhaltend zu belehren.

Digitized by Google

BAGDAD – BABYLON – NINIVE.*)

In diesem Buche Sven Hedins steht der Krieg nicht im Vordergrunde. Wie dumpf glühende Fackelbrunst zucken die Flammen des Weltbrandes über die Reisebilder, die der berühmte Schwede uns vorführt. „Nicht der Krieg lockte mich zu meinen Abenteuern, davon hatte ich an den europäischen Fronten genug gesehen. Diesmal sehnte ich mich vor allem danach, die Weltreiche des Altertums, Assyrien und Babylonien, und die Ergebnisse der modernen Forschung auf diesem ehrwürdigsten Boden der Erde kennen zu lernen. Ich wollte die altberühmten Städte sehen, die der Spaten der Archäologen jetzt aus vieltausendjährigem Schlummer geweckt hat."

Mitten im Kriegsgetümmel, am 15. März 1916, trat der tapfere Schwede seine Reise an. Sein erstes Ziel, das er mit der Bagdadbahn erreichte, war Aleppo. Enver Pascha hatte ihm die Erlaubnis zur Reise durch Kleinasien bis Bagdad nur unter der Bedingung erteilt, daß Feldmarschall von der Goltz, der Befehlshaber der 6. Armee, keine Bedenken gegen das gefahrvolle Unternehmen hege. In Aleppo erhielt der Verfasser die Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Reise. In Bagdad herrschte bei seiner Ankunft großer Siegesjubel. 500 englische Offiziere, darunter General Townshend, wurden als Gefangene eingebracht. Weiße und farbige Engländer wanderten unter türkischer Eskorte nach Norden. Ergreifende Schilderungen der Leiden der nach dem Süden verschlagenen armenischen Flüchtlinge werfen ihre dunklen Schatten über die buntschillernden Reiseerlebnisse, über die Beschreibung des Lebens der Nomaden des Zweistromlandes zwischen Euphrat und Tigris.

Lebendig läßt Sven Hedin dann die Vergangenheit emporsteigen, die aus den Ruinenfeldern von Babylon und Ninive, aus den Trümmern des Turmes von Babel, der assyrischen und babylonischen Tempel zu uns spricht. Unter den Ausgrabungen zu Ninive erwähnt der Verfasser besonders die aus 22 000 Tontafeln bestehende älteste Bibliothek der Welt. Diese Tontafeln stammen aus der Zeit Sardanagals (Assurbanisgals) des letzten großen Königs von Assyrien (668—626).

In dem Schlußkapitel gibt Sven Hedin die Summe seiner Eindrücke folgendermaßen wieder:

„Nichts Neues geschieht unter der Sonne. Niemals ist mir die tiefe salomonische Weisheit dieser Worte eindringlicher aufgegangen, als auf dieser meiner Reise durch das Zweistromland Mesopotamien, die biblische Urheimat der Menschheit. Von den mächtigen Reichen des Altertums, die von hier aus die Welt beherrschten, sah ich nicht viel mehr als Schutthalden und Haufen von Ziegelsteinen. Gleich regelmäßigen Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen hat der Paroxysmus der Zerstörung von Zeit zu Zeit die Menschheit heimgesucht. Das lehrt die Vergangenheit. Die Zukunft ist uns verschlossen, aber auch sie wird, allen Sängern des Friedens zum Trotz, sich diesem Naturgesetz der Geschichte nicht entziehen können." Io, all our pomp of yesterday is one with Ninive and Tyre!", sagt ein moderner Dichter von einem der größten Reiche der Gegenwart .....

Auf den Wegen Mesopotamiens liegt der Staub zahlloser Völker. Reiche sind erwachsen, emporgeblüht und wieder zerfallen, neue traten an die Stelle der alten. Und heute ist das Antlitz der Weltgeschichte abermals dem Lande zugewendet, wo ihre Wiege stand!

*) Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die 5% **Schuldverschreibungen der VI. Kriegsanleihe** können vom

26. November d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Mit dem Umtausch der **Zwischenscheine** für die **4½% Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe** in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen kann nicht vor dem 10. Dezember begonnen werden; eine besondere Bekanntmachung hierüber erfolgt Anfang Dezember.

Berlin, im November 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

Leipziger Mustermesse

Größte internationale Ausstellungs- und Kaufgelegenheit der Welt!

Sie findet alljährlich zweimal statt und umfaßt in der Hauptsache folgende Artikel:

Porzellan-, und andere keramische Waren, Glas-, Metall-, Holz-, Papier-, Leder-, Gummi-, Korb-, Bein- und Zelluloidwaren, Kunst- und Luxusgegenstände, Haus- und Küchengeräte, Zimmerschmuck, Kurz- und Galanteriewaren, Puppen- und Spielwaren, Karneval- und Kotillonartikel, Attrappen, Christbaumschmuck, Japan- und Chinawaren, künstliche Blumen, Bijouterie- und Schmuckwaren, Seifen und Parfümerien, Toilette-, Reise- und Sportartikel, Schreib- und Zeichenwaren, Schul- und Bureauutensilien, Beleuchtungsartikel, Musikinstrumente und -werke, Automaten, optische Artikel, desgl. wissenschaftliche und gewerbliche Instrumente und Bedarfsartikel sowie verwandte Waren aller Art. :: :: :: :: ::

Die leistungsfähigsten Fabrikanten sind vertreten und stellen die Muster ihrer vorteilhaftesten und hervorragendsten Erzeugnisse aus.

Die diesjährige Frühjahrsmesse vom 5. bis 10. März brachte

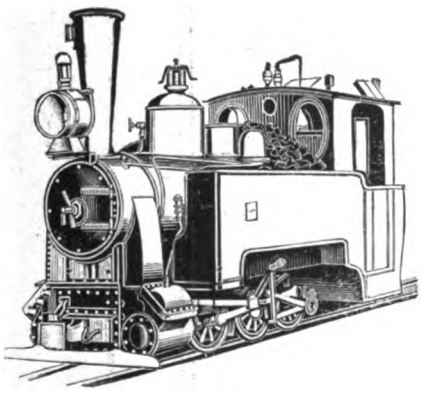
38000 Besucher gegen 30000 im Vorjahre

Das ist ein nie dagewesener Erfolg, der beweist, daß jeder seine Rechnung findet, ob Fabrikant, Großhändler, Kleinhändler.

Nähere Auskunft erteilt gern

Das Meßamt für die Mustermessen in Leipzig.

Gesellschaft für Feldbahn-Industrie
Smoschewer & Co.
Breslau



Feldbahn- und Lokomotivfabrik

Bergbauunternehmungen im Auslande

Vornehmlich: **Zinnerz und Erdöl**

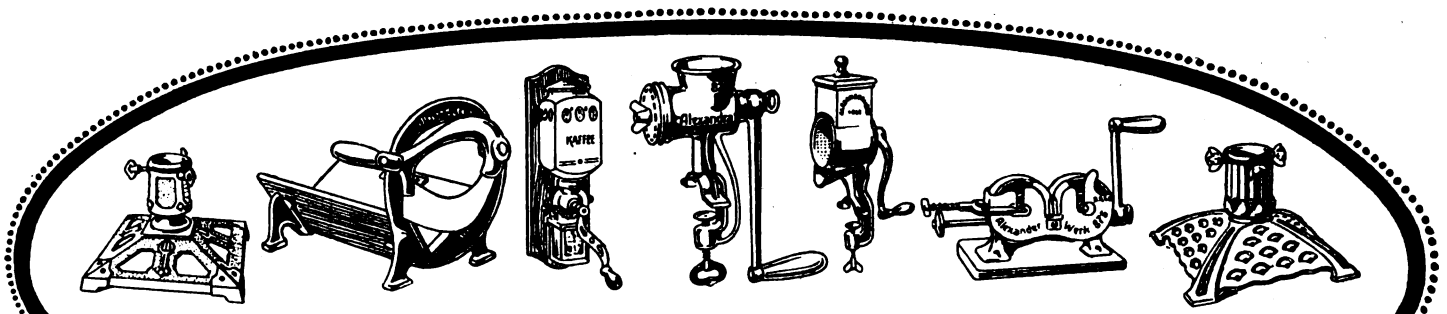
Untersuchung von Lagerstätten nutzbarer Mineralien jeder Art

Pflanzungsunternehmungen in den Tropen u. Subtropen

Ausnutzung von Waldgerechtsamen

Berlin W 9, Königin-Augusta-Strasse 10
Telegramme: Langomell, Berlin.

Digitized by Google



Alexanderwerk-

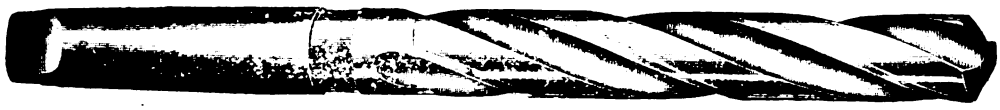
Haushalt-Maschinen, Haus- u. Küchengeräte

Große Auswahl • Sorgfältige Ausführung • Neuzeitliche Bauart

Preise auf Anfrage.

Alexanderwerk A. von der Nahmer, Akt.-Ges.

Remscheid. Berlin S. 14.



WERKZEUGE für jede Metall- und Holzbearbeitung

SÄGEN und SÄGEBLÄTTER

für alle Zwecke,
Bandsägen, Kreissägen, Schlitzfräser,
Bügelsägeblätter für Hand u. Maschinen
Alle Arten Feilen

SPIRAL- u. GEWINDEBOHRER
REIBAHLEN, FRÄSER
SCHLEIFSCHEIBEN

für jeden Zweck

WERKZEUGMASCHINEN:

Rohr- und Fräsmaschinen. Dreh- und Hobelbänke. Shaping- und Werkzeugschleifmaschinen,
Maschinen zur Blechbearbeitung usw.

Vorzügliche Beschaffenheit der Erzeugnisse und besondere Preisvorteile

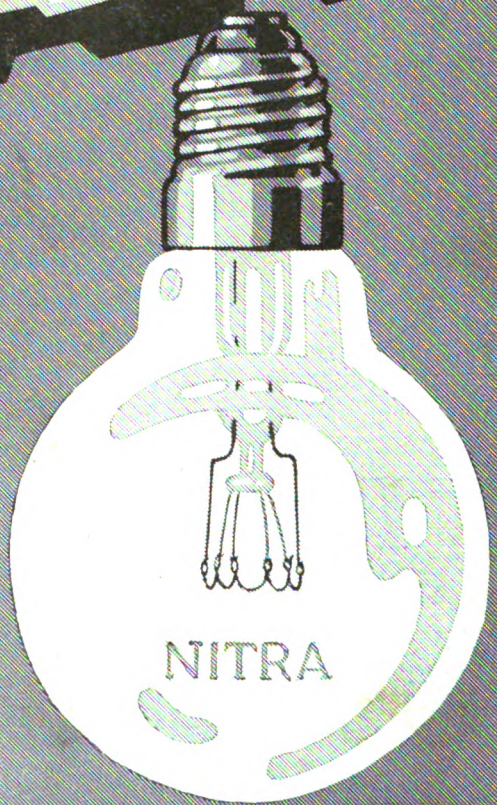
WESTDEUTSCHE VERTRIEBS-GESELLSCHAFT

JULIUS H. JERABEK & CO. (Inh.: FRITZ HÄRTL)

DÜSSELDORF 25

Digitized by Google

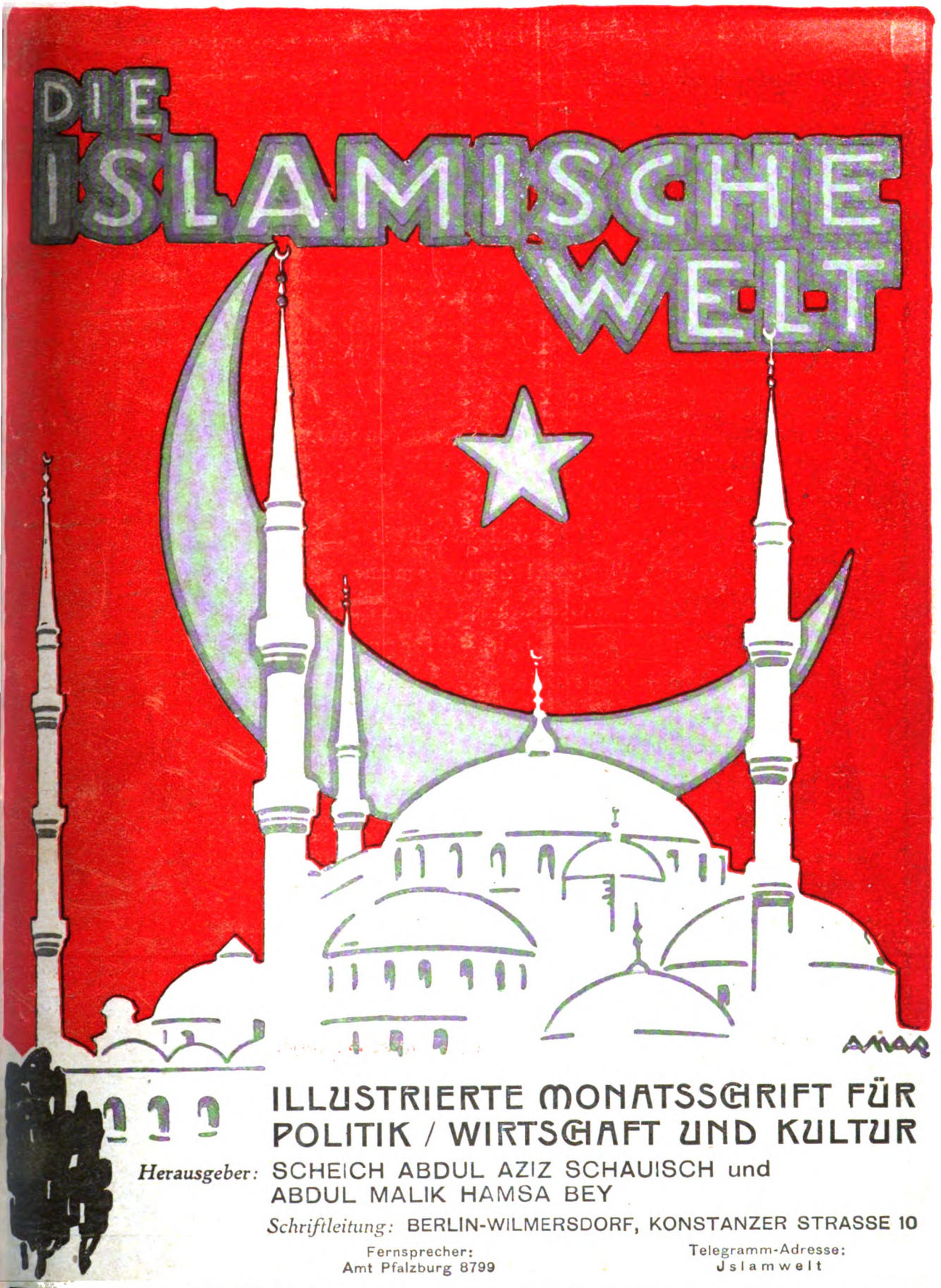
AEG
NITRA LAMPE



PASS & GARLEB G. M. B. H., BERLIN W. 57, BÜLOWSTRASSE 66.

Digitized by Google

DIE ISLAMISCHE WELT



ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR POLITIK / WIRTSCHAFT UND KULTUR

Herausgeber: SCHEICH ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Schriftleitung: BERLIN-WILMERSDORF, KONSTANZER STRASSE 10

Fernsprecher: Amt Pfalzburg 8799

Telegramm-Adresse: Jslamwelt

Nummer 12 ■ Preis des Einzelheftes 1 M., jährlich 9 M. halbjährlich 5 M., vierteljährlich 3 M. ■ Novbr.-Dezbr. 1917

Digitized by Google

INHALT

Muslimische Beschwerden. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch Seite 693
Die politische Oekonomie der Türkei Von Emir Schekib Arslan „ 697
Nilfahrt. Von Franz Goerke . . . . . „ 700
Das moderne Erziehungssystem der Türkei. Von Professor Hussein Raghib Bey . . . . . „ 710
Die islamische Bewegung . . . . . „ 712
Palästina und Syrien. Von Rudolf Rotheit . . . . . „ 714
Die Völkerbrücken. Von Emil Zimmermann . . . . . „ 718
Frauen in der türkischen Geschichte. Von Achmed Refik . . „ 722
Die türkische Malerei. Von Lothar Brieger . . . . . „ 724
Der Sänger. Von Jussuf Zija . . . . . „ 728
Der syrische Feldzug und die günstige Kriegslage der Mittelmächte. Von Major a. D. E. Moraht . . . . . „ 730
Wilsons Hinterhältigkeiten gegen die Türkei. Von Baidoba . . „ 733
Die Entente und die Türkei. Von einem türkischen Diplomaten . „ 735
Deutscher Unterricht an türkischen höheren Schulen . . . . . „ 737
Die islamische Zeitrechnung. Von Mohammed Brugsch . . „ 739
Der Mahdismus. Von Georg Widenbauer . . . . . „ 741
English Atrocities in India . . . . . „ 743
Das französische Marokko. Von Fritz Zutrauen . . . . . „ 745
Arabische Spruchweisheit. Von Schulrat Eberhard . . . . . „ 748
Genesung. Von Memehd Reuff . . . . . „ 751
Blind. Roman von Habib Edib Bey . . . . . „ 753

Nachdruck aller Aufsätze (ausgenommen in Buchform) unter Quellenangabe honorarfrei gestattet.

Digitized by Google

Die Islamische Welt

Illustrierte Monatsschrift für
Politik, Wirtschaft und Kultur

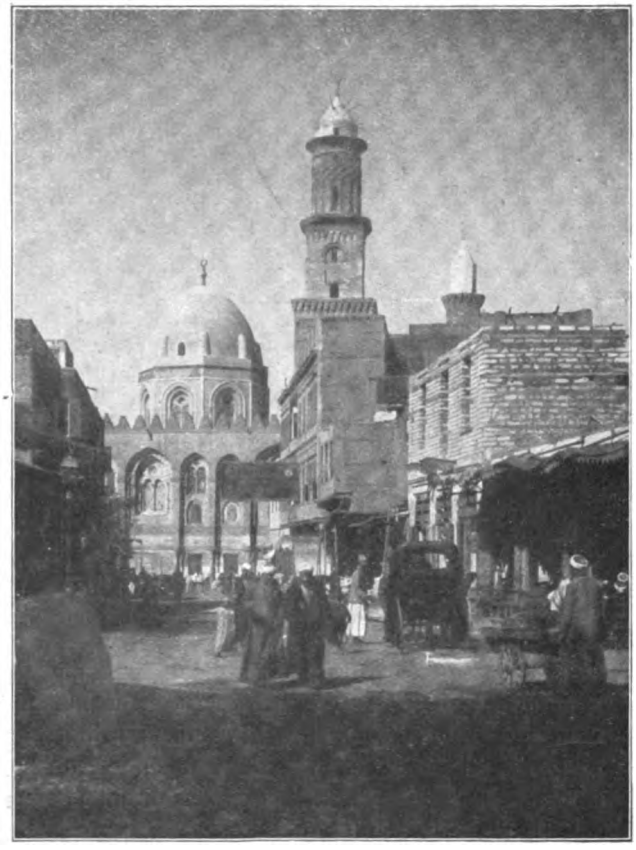
Herausgeber:
Scheich ABDUL AZIZ SCHAUISCH und ABDUL MALIK HAMSA BEY

Nr. 12 | Berlin, November/Dezember 1917 | Jahrgang I

MUSLIMISCHE BESCHWERDEN UND FORDERUNGEN.

Von Scheich Abdul Aziz Schauisch.

Im Lichte der heutigen bedauernswerten Lage der muslimischen Völker mag es manchem unfaßbar erscheinen, daß diese Völker zur Zeit des Mittelalters der ganzen Welt auf dem Wege zur Zivilisation und Kultur als Führer dienten. Die Geschichte hat in unzähligen Werken dieser Tatsache vollständige und ausführliche Würdigung widerfahren lassen. Es erübrigt sich deshalb, auf Einzelheiten einzugehen. Wie bekannt, ergoß sich das Licht der Gelehrsamkeit, der Kultur, der Demokratie aus den Schulen von Bagdad, Kairo und Maurisch-Spanien nach dem Herzen Europas und bis nach China. Bekannt ist anderseits auch, daß viele muslimische Länder seit Generationen ihre heilige Pflicht gegen die Zivilisation vernachlässigt haben und in einen Zustand der Lethargie verfallen sind. Kein Wunder also, wenn der imperialistische Ehrgeiz gewisser europäischer Länder, die am Schlusse des 18. Jahrhunderts die friedliche Eroberung des Orients planten, nicht geringem Widerstand begegnete. Hinter hochtönenden Schlagworten, wie Kolonisation, Beschützung, Reform, Zivilisierung kleiner Staaten, verbargen diese Länder die materiellen Ziele ihrer Orientpolitik. Am lautesten beteuerte man edle Absichten, wenn eine Großmacht die Besetzung, Einverleibung oder Unterjochung eines kleinen Landes beabsichtigte.



Straßenbild von Kairo.

In ihrer durch die Mißwirtschaft und Tyrannei verschiedener Unterdrücker verursachten Hilflosigkeit waren die muslimischen Länder dazu verdammt, ihre Unabhängigkeit und politische Existenz zu verlieren. Der eherne Fußtritt fremder Eindringlinge, der schwer auf die Heimaterde fiel, erweckte jedoch einen Widerhall der Empörung in allen Winkeln jener Länder. Zweifellos ist auch, daß die Kolonisatoren durch das Unrecht, das sie den unterdrückten Völkern zufügten, damit zugleich ebenso großes Unrecht an ihrem Vaterlande verübten. Klar und für den unparteiischen Beobachter unverkennbar traten die üblen Folgen solcher rücksichtslosen Er-

Digitized by Google

oberungspolitik zutage: die Verschlechterung der Beziehungen zwischen Ost und West und zwischen den Nationen Europas selbst. Unter der Maske wohlwollender Absichten drang der eroberungssüchtige Fremde in die friedfertigen und harmlosen muslimischen Länder ein, und sobald er sie in seiner Gewalt hatte, ließ er die Maske fallen und zeigte sein wahres Gesicht. Goldgierig und eigennützig, ließ er kein Mittel und keine Gelegenheit unversucht, die rechtswidrig besetzten Gebiete auszusaugen, was zur Folge hatte, daß die Bewohner der unterjochten Länder von Mißtrauen gegen alle Nationen Europas erfaßt wurden, und so ist es letzten Endes Europa, das unter den verwerflichen Handlungen einzelner seiner Staaten zu leiden hat, Europa, dessen strahlende Kultur und erhabene Ueberlieferung durch die Raubsucht dieser Staaten verdunkelt und in den Staub gezogen wird. Vergleichen wir die Verordnungen dieser Staaten mit ihren verabscheuungswürdigen Taten, ihre religiöse Duldsamkeit mit ihrer mitleidslosen Grausamkeit, ihre Schutzgesetze mit ihrer despotischen Herrschaft. Können wir diese schreienden Gegensätze versöhnen? In den besetzten Ländern wurde das Nationalitätenprinzip seit drei Generationen mit Füßen getreten und an seine Stelle Demütigung und Unterdrückung gesetzt. Die kleinen Staaten wurden ihres höchsten Gutes, der Freiheit, beraubt, in deren Namen heute das Schwert aus der Scheide fliegt.

Hart und schwer liegt die eiserne Faust der Fremden auf unserem Lande, so daß die Quellen seines Reichtums hoffnungslos versiegen. Die Eindringlinge fördern die Interessen ihrer heimatlichen industriellen Betriebe auf Kosten der muslimischen Industrie. Sie entziehen den muslimischen Ländern die Möglichkeit einer nationalen Erziehung ihrer Söhne und setzen eine oberflächliche Bildung, die mehr oder weniger politischer Natur ist, an deren Stelle. Sie machen aus Hochschulen und Schulen der besetzten Länder bloße Fabriken, die minderwertige Beamte hervorbringen, wie sie sie zur Verwaltung jener Länder benötigen. Als vor sieben Jahren die Aegypter nachzuholen versuchten, was das Unterrichtsministerium versäumt hatte, und sich anschickten, eine nationale Universität zu gründen, duldeten die gestrengen Herren Aegyptens diese Einrichtung nicht. Das nötige Geld war schon gesammelt, ein großes Grundstück erworben, die organisatorischen Vorbereitungen getroffen und das Universitätsgebäude errichtet, die Engländer waren jedoch entschlossen, diese Bemühungen zu durchkreuzen, und es gelang ihnen schließlich, die Universität in eine Anstalt umzuwandeln, als deren Leiter in englischen Diensten stehende Beamte angestellt wurden.

Wie weit das Unrecht geht, das man den unterdrückten Völkern in wirtschaftlicher Beziehung zufügt, ist daraus ersichtlich, daß die Engländer, soviel mir bekannt, eine Organisation landwirtschaftlicher Arbeiter oder andere Vereine zur Wahrung von Arbeiterinteressen niemals duldeten. Die armen ägyptischen Arbeiter sind bis jetzt nichts weiter als ein willenloses Werkzeug in den Händen der Arbeitgeber. Ein weiteres Unrecht im Wirtschaftsleben bestand in der Unterdrückung des Bestrebens der Aegypter, eine Nationalbank zu gründen, ein Bestreben, das in Anbetracht der Tatsache vollauf berechtigt erschien, daß das von den Aegyptern in ausländischen Banken hinterlegte Geld sich nach Millionen von Pfund bezifferte. Im Hinblick auf diese beabsichtigte Gründung erklärte mir Mohammed Said Pascha, damaliger Ministerpräsident Aegyptens, daß wir die Idee aufgeben müßten, da die Engländer ihre Verwirklichung doch hintertreiben würden. So wurde dem Lande eine höchst nützliche Einrichtung entzogen.

Es kann nicht oft genug betont werden, daß es nicht der Islam ist, den man für den Niedergang und die Unwissenheit seiner Anhänger verantwortlich machen kann, denn es ist unmöglich, daß eine Religion, die fest auf dem Boden der Wirklichkeit steht und deren Grundzug die Freiheit des Gedankens ist, dem Fortschritt und der Aufklärung Feind sein kann. Hat die Welt vergessen, daß während der muslimischen Perioden in Indien, Turkestan, Afrika und im westlichen Europa beinahe jede Moschee Universität oder Hochschule war und ihre eigene Bibliothek besaß?

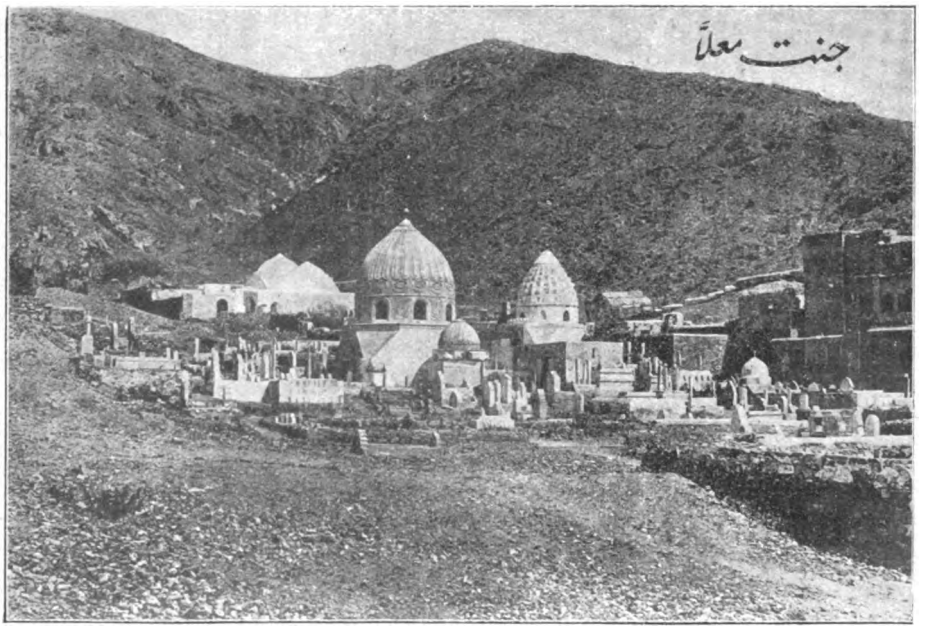
Ist es in Anbetracht dieser großen Vergangenheit nicht doppelt verdammenswert, daß man bis jetzt die Einführung des Schulzwanges in den unterdrückten muslimischen Ländern verhinderte? Umsonst erhebt die Presse der unterdrückten Völker ihre Stimme für eine angemessene Schulbildung der Landeskinder. Die in der Schweiz erscheinende „Revue du Maghreb" lenkt die Aufmerksamkeit auf die Erziehung in Tunesien und weist auf die höchst beklagenswerte Tatsache hin, daß in dem mehr als zwei Millionen Einwohner zählenden Tunesien keine einzige höhere Schule besteht und die französische Regierung der Gründung einer solchen entgegenarbeitet. Vor einigen Jahren entsandte die französische Regierung den Mr. Bechon nach Tunesien zur Prüfung der Forderungen der Tunesier auf Erneuerung des Schulwesens. Das zu diesem Zwecke gebildete Komitee empfahl in einem Beschluß die Einführung von Schulreformen, die französische Regierung lehnte jedoch die Vorschläge des Komitees am 25. Mai 1911 glatt ab mit der brutalen Begründung, daß sie die Tunesier nur als Dolmetscher und untergeordnete Beamte zu verwenden gedenke.

Ein Studium unserer jüngsten Geschichte wird alle, die sich für unsere Fragen interessieren und sie nicht vom bloßen kolonisatorischen Standpunkt betrachten, genügend Beweise von der Berechti-

Digitized by Google

gung unserer Beschwerden liefern. Die bedauernswerte Lage der muslimischen Völker ist übrigens an sich ein beredtes Zeugnis der unwürdigen Behandlung, die sie zu erdulden haben, und macht eine weitere Beweisführung überflüssig.

Betrachten wir die Schädigung, die die sogenannte „friedliche Eroberung" unserer Länder dem Weltfrieden brachte. Sobald die Auswärtigen Aemter Europas die Besitzergreifung und Aufteilung des Orients ins Auge gefaßt hatten, machte sich sofort eifersüchtiger Wettbewerb unter den materiellen Politikern Europas geltend. Die Ereignisse haben zur Genüge bewiesen, daß dieser Neid in offene Feindschaft ausartete und schließlich eine Hauptursache des gegenwärtigen Krieges wurde. Die Politik vom Schlage des Lord Kitchener hat den Weltbrand entfacht und die Ströme von Blut verschuldet, die jetzt fließen. Denkt man nun wenigstens daran, den künftigen Weltfrieden zu sichern, die Menschen vor weiteren Opfern und weiterem Blutvergießen zu bewahren? Ein teilweiser oder allgemeiner Bund der europäischen Staaten darf als Lösung der Frage angesehen werden. Gehen wir diesem Gedanken auf den Grund und prüfen wir, inwieweit er praktisch ausführbar ist. Die Verfechter dieses Gedankens scheinen ihre Erwägungen auf die europäischen Staaten zu beschränken. Ist es weise, so frage ich, die Frage nur nach einer Seite hin zu behandeln? Die Welt besteht nicht einzig und allein aus Europa. Es gibt noch andere Kontinente und Hunderte von Millionen nichteuropäischer Menschen. Kommen diese Menschen nicht in Betracht, sind sie nicht würdig, als Mitglieder der großen Menschen- und Völkergemeinschaft zu gelten? Wenn die Aufteilung Afrikas und Asiens den gegenwärtigen Krieg entfacht und hauptsächlich Europa in den Kampf stürzte, so ist es ganz gewiß, daß die Aufrechterhaltung des alten kolonialen Programms eines Tages zum allgemeinen Zusammenbruch führen muß. Mit dem Ende des gegenwärtigen Krieges werden zweifellos weitgehende Veränderungen eintreten, die zum Segen der bisher unterdrückten Völker sich entwickeln können, deren Interessen und deren Freiheit mit Füßen getreten wurden und deren Hilferufe ungehört im Winde verhallten. Es ist die unheilvolle Ausdehnungspolitik, es sind, wie gesagt, die kolonialen Helden vom Typ Lord Kitcheners, die an dem gegenwärtigen Massenmord die Schuld tragen. Wird diesem Uebel nicht gründlich gesteuert, bieten die weisen Männer des nach Frieden lechzenden Europas dieser unseligen Kolonialpolitik nicht Einhalt, so stehen der Menschheit noch viele unheilvolle Kämpfe bevor. Geht doch nach den unterdrückten Ländern, seht euch die unglückseligen Völker an! Es ist eine durch langes Leiden mürbe geriebene Masse. Ueberall begegnet Ihr dort der Vergewaltigung des Rechts und der Gerechtigkeit. Der Ueberwinder hat das Recht auf seiner Seite und die armen Opfer sind machtlos gegen ihn. Uns Muslimen erschien es, als ob ein volles Jahrhundert lang das Recht und die Gerechtigkeit, die Grundlagen der Philosophie und Ethik vor raubgierigen Eindringlingen geflohen und nur in den Hörsälen der Universitäten noch zu finden waren. Ich will den Leser nicht mit Einzelheiten ermüden, sondern ihn ersuchen, unserer Sache mit regem Interesse näherzutreten. Wer Indien, Aegypten, Nordafrika usw. besucht, wird sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen können. Ich würde dem Besucher dieser Länder raten, sich unter die Eingeborenen zu mischen, ihr Leben zu erforschen, ihre Forderungen anzuhören, die verschiedenen Phasen ihres Lebens an Ort und Stelle zu studieren, in die wirtschaftlichen, erzieherischen, industriellen und sozialen Verhältnisse einzudringen. Nur unter diesen Bedingungen wird der Fremde die wahre Lage dieser unglücklichen



Begräbnisstätte Dschanat ulmala bei Mekka.

Digitized by Google

Länder in ihrer ganzen Trostlosigkeit erkennen. Laßt uns versuchen, die Aufmerksamkeit der Männer, in deren Händen die Sache der Menschheit, der Gerechtigkeit und Freiheit ruht, auf die Gefahr zu lenken, die in der verabscheuungswürdigen Unterdrückung der Völker liegt. Freiheit und Unabhängigkeit sind die vornehmsten Güter, die heiligsten Rechte der Menschheit, des Einzelnen sowohl wie der Nationen. Die Gründung eines eng umschriebenen Bundes kann vielleicht einen örtlich und zeitlich begrenzten Frieden herbeiführen, will man aber die Rechte der Menschheit und den Weltfrieden sichern, so ist ein Weltbund unvermeidlich, denn solange die Möglichkeit und Gelegenheit zum Einfall in fremdes Gebiet zu widerrechtlicher Besitzergreifung, zur Unterjochung schwacher Völker besteht, kann selbst ein eng umschriebener Frieden für die Dauer nicht hergestellt werden. Es erübrigt sich, auf die immer wiederkehrenden Unruhen in Indien, Aegypten, Tripolitanien, Marokko usw. hinzuweisen. Mag die Fremdherrschaft in jenen Ländern auch noch so große Anstrengungen machen, um die Bewegung der Völker zur Erlangung ihrer Freiheit zu unterdrücken, so hören wir doch immer wieder, daß die Bemühungen fehlschlagen. Es darf mit Bestimmtheit behauptet werden, daß auch die brutalsten und strengsten Maßnahmen die Muslime nicht bewegen können, von ihrem Endziel, dem goldenen Lichte der Freiheit, abzulassen, das ihnen in allen Drangsalen voranleuchtet.

Zum Schlusse fasse ich noch einmal die Forderungen der muslimischen Gemeinde zusammen. Sie lauten wie folgt:

1. Befreiung der muslimischen Völker von der Fremdherrschaft;

2. Herbeiführung einer Verständigung und freundschaftlicher Beziehungen zwischen europäischen und muslimischen Ländern;

3. Abschluß von Handelsverträgen mit europäischen Nationen, vermöge deren internationale Erzeugnisse auf unsere Märkte, die dem Handel geöffnet werden sollen, gelangen;

4. Errichtung internationaler Schiedsgerichte zur Schlichtung aller Streitfragen zwischen muslimischen Ländern und europäischen Nationen;

5. Bekämpfung der sinnlosen Vorurteile hinsichtlich der Verschiedenheit der Rasse, Religion und Farbe.

Die muslimischen Völker erstreben nichts weiter als ihren geistigen Fortschritt, die Wiedergeburt ihres früheren Ruhmes, das friedliche Zusammenleben mit anderen Nationen. Sie erstreben Reformen im demokratischen Sinne, die, gepaart mit edler Gesinnung und Denkungsart, die vom Koran bereits vorgezeichnete Grundlage erneuern sollen, auf der die unsterbliche Kultur unserer Vorfahren beruhte.

Von unseren Schildern leuchten in Flammenschrift die Worte: „Lebt frei und in Freundschaft mit Allen."

Von diesem Geiste sind, wie man zu lebhafter Genugtuung erfährt, auch die Verhandlungen von Brest-Litowsk getragen. Die Sache des Islams kann nur gewinnen, wenn die in Brest-Litowsk verkündeten Grundsätze allgemeine Anerkennung finden. Die Vertreter des Vierbundes in Brest-Litowsk haben bereits erklärt, sie seien „in Uebereinstimmung mit dem wiederholt kundgegebenen Standpunkte ihrer Regierungen der Ansicht, daß die Leitsätze des russischen Vorschlages eine diskutable Grundlage für einen allgemeinen gerechten Frieden bilden können". Wie sich die Friedensbestimmungen in solchem Rahmen im einzelnen gestalten werden, ist in diesem Augenblick noch unbekannt. Ueber allen Zweifel erhaben aber ist, daß die Unterhändler sowohl des Vierbundes als auch Rußlands und daß die Völker selbst von dem besten Willen beseelt sind, zu einer baldigen Verständigung, die keinen Stachel hinterlassen soll, zu gelangen. Uns hier an dieser Stelle interessiert jedoch ganz besonders der in der deutschen Antwort auf die russische Grundsatzerklärung enthaltene Hinweis, daß die russischen Voraussetzungen nur dann erfüllt werden können, wenn „sich sämtliche jetzt am Kriege beteiligten Mächte innerhalb einer angegebenen Frist ausnahmslos und ohne jeden Rückhalt zur genauesten Beachtung der alle Völker in gleicher Weise bindenden Bedingungen verpflichten". Da entsteht sofort die Frage: Wo bleibt England, wo bleibt Frankreich, was sagen diese beiden Mächte dazu? Die Antwort ergibt sich aus den Aeußerungen ihrer Presse und ihrer leitenden Männer: sie nennen jene, die so menschenfreundliche Richtlinien entfalten, rundweg „Verbrecher", sie rufen den Schuldlosen nach: „Haltet den Dieb!" und wollen nicht herausgeben, was sie selbst entwendet haben. Und eben um ihren Raub an den Islamgebieten und in Indien und Irland sich zu wahren, kehren sie sich ab von Brest-Litowsk. Wir aber wiederholen: Von unseren Schildern leuchten in Flammenschrift die Worte: „Lebt frei und in Freundschaft mit allen!" Feinde aber bleiben uns alle, die uns selbst Feind sind, die sich weigern, das Bekenntnis abzulegen, daß jedwedes Volk ein Recht hat auf die Freiheit.

Digitized by Google

DIE POLITISCHE ÖKONOMIE DER TÜRKEI.*)

Von Emir Schekib Arslan.

Eingeladen, in dieser ansehnlichen Versammlung zu sprechen, möchte ich mir Ihre Aufmerksamkeit erbitten für die wirtschaftlichen Zustände und die Zukunftsmöglichkeiten meines Heimatlandes. Ich schicke die Feststellung voraus, daß es uns daheim an politischen Fähigkeiten und Kräften — im engeren Sinne des Wortes — nicht fehlt. Das osmanische Reich hat große Staatsmänner hervorgebracht und hatte im politischen Spiel jederzeit tüchtige Meister aufzuweisen. Was ihm aber hauptsächlich mangelte und zum großen Teil auch heute noch mangelt, ist eine sicher arbeitende, geregelte politische Oekonomie, ist jenes Prinzip also, auf dem der ganze Staatsapparat beruht und von dem er in Bewegung gehalten wird. Ueberall ist die Wahrheit anerkannt, daß man ohne gute Finanzen keine gute Politik machen kann. Um aber gute Finanzen zu erreichen, muß man die Hilfsquellen des Landes entwickeln. Klar ist demnach, daß eine wirtschaftliche Stärkung der Türkei das erste Erfordernis ihrer politischen Kräftigung ist.

Wie aber soll die wirtschaftliche Stärkung angebahnt und durchgeführt werden? Die Türkei ist, wie jedermann weiß, ein ganz überwiegend ackerbautreibendes Land. Dem Ackerbau in erster Linie hat sich daher die Fürsorge zuzuwenden. Gestatten Sie mir also zunächst einen Ueberblick über die Erzeugungsfähigkeit des türkischen Bodens.

Das weit ausgedehnte osmanische Reich ist in der erfreulichen Lage, sich für den Anbau der verschiedensten Nutzpflanzen zu eignen. Er liefert alljährlich sehr beträchtliche Ernte an Roggen, Weizen, Hafer, Gerste. Der Baumwuchs umfaßt alle Bäume der gemäßigten Zone, wie Eichen, Tannen, Fichten, und desgleichen zahlreiche Bäume der heißen Zone, wie Dattelpalmen, Bananen, Orangen, Oelbäume. An Baumwolle könnte Mesopotamien allein fünfmal so viel erzeugen wie sogar Aegypten. Schon jetzt verarbeitet die Provinz Adana in einem Dutzend Fabriken in Tarsus und der Stadt Adana einen Teil ihrer sehr ansehnlichen Baumwollernte. Dann kommt die Seidenkultur, dann die überall verbreitete Weinrebe, die Feige und nicht zuletzt die Valona-Eiche, deren Früchte, die zur Lederbearbeitung dienenden Knoppern, einen großen Teil der Einkünfte der Provinz Aidin ausmachen.

Ueber meine engere Heimat Syrien möchte ich anführen, daß in Friedenszeiten die dortige Getreideernte nicht nur die Ernährung der einheimischen Bevölkerung sicherstellt, sondern auch einen Ueberschuß für den Export ergibt. Von Gaza gehen mindestens 12 Millionen Kilo Gerste zur Biererzeugung nach Europa. Haifa und Akre führen neben Getreide große Mengen Sesam aus. Und trotzdem ist der Ackerbau bei uns noch weit im Rückstand. Große Landstriche im Hauran, in Karak harren noch der Bebauung. Hunderttausende von Hektar zwischen Homs und Palmyra liegen brach, desgleichen die Ebene, die sich von Aleppo bis zum Euphrat erstreckt. In der Provinz Hama werden weite Gebiete nur zur Viehweide benutzt. Unzulänglich ist weiterhin der Gerstenanbau zwischen Gaza und Birsaba. Kaum über erste Versuche, die allerdings ausgezeichnete Ergebnisse lieferten, ist der Baumwollenbau im Jordantal hinausgekommen. Angesichts solcher Zustände ist es erklärlich, daß Syrien, welches im Altertum eine Bevölkerung von 12—15 Millionen aufwies, heute nur 3—4 Millionen Seelen zählt.

Der Oelbaum gedeiht besonders in Palästina, in Saint Jean d'Acre, an den Abhängen des Libanon, in der Gegend von Tripoli, in Aleppo. Neuanpflanzungen von Oelbäumen aber sind selten. Die meisten Oelbäume jener Gegend rühren noch von der Römerzeit her, zählen also nach Jahrtausenden. Der Oelbaum, auch wenn er uralt ist, hört nicht auf, zu tragen, immer neue Aeste setzt er an und aus seinem Stamm bilden sich manch-

*) Oeffentlicher Vortrag, gehalten auf einem von der „Islamischen Welt" veranstalteten Abend am 18. Dezember im Meistersaal zu Berlin.

Digitized by Google

mal förmliche Grotten. Die ersten Früchte bringt er im Alter von mindestens zehn Jahren; mit vierzig Jahren ist er ein ausgewachsener Baum. Neuanpflanzungen würden sich sehr lohnen. Liefert doch heute das Libanongebirge jährlich 5—6 Mill. Kilo Oel. Und das ist nur ein Teil von Syrien.

Was die Orangen betrifft, so gehen von Jaffa allein jährlich etwa 800 000 Kisten im Wert von 10 Millionen Mark nach England. Es herrscht im Orangenbau eine weit größere Aktivität als in der Anpflanzung von Oelbäumen, so daß in 10—12 Jahren von Jaffa allein wohl für 60 Millionen Mark Orangen werden ausgeführt werden können. Zur Zeit des Beginns der Orangenernte in Jaffa ist man in Jericho, das 400 m über dem Meere liegt und mehr Orangen liefert, als sogar Südamerika, mit der Orangenernte gerade zu Ende. Als ich jüngst in Hamburg weilte, erzählte mir der Hafenkommandant, daß nach Deutschland große Mengen Orangen aus Italien, Spanien, Südamerika, aber nur kleine Mengen aus Syrien eingeführt werden, obwohl die syrische Qualität alle anderen überragt.

Sehr im argen liegen bei uns die Bewässerungsverhältnisse. Unausgenützt für solche Zwecke geht der Auschafluß in einer Entfernung von nur einigen Kilometern an Jaffa vorbei, desgleichen der Kassimijefluß in der Nähe von Tirus. Aehnlich stehen die Dinge mit anderen Flüssen, obwohl große Flächen, so z. B. in der Gegend von Antiochia, der Bewässerung harren.

An der Meeresküste wird seit Jahrhunderten Zuckerrohr angebaut. Vor 500 Jahren hatten wir sogar Zuckerfabriken. Der alte arabische Geograph Jakut el Hamaui erzählt, daß damals der Zucker aus dem Jordantal, aus Bissan, vom Tiberiassee in die ganze Welt ging. Als Sultan Saladin Akre und Jerusalem aus den Händen der Kreuzfahrer eroberte, fand er Zuckerfabriken vor, die von den Kreuzfahrern errichtet worden waren. Ueberreste jener Baulichkeiten sind heute noch vorhanden.

Die Weinrebe ist, wie erwähnt, in ganz Syrien zu finden. Wir haben bis zu 70 Sorten Trauben, solche, die im Mai, und solche, die im Oktober reifen, weil wir eben in Syrien alle Klimate haben, die heiße Zone einige hundert Meter über dem Meer und daneben Gebirge bis zu 3000 und 3500 m Höhe. Die Aprikosenernte von Damaskus, von Baalbek, vom Libanon ist bedeutend. Auch davon kommen bei uns an 50 Sorten vor. Man stellt aus der Aprikose ein haltbares, zur Ausfuhr geeignetes Fruchtbrot, Kamaleddin genannt, her. Ansehnlich ist auch die Ausfuhr von Aprikosenkernen zur Oelgewinnung. Aleppo ist der Mittelpunkt der Pistazienerzeugung. Bedeutende Umsätze werden in Rosinen und namentlich in Seidencocons gemacht. Die ganze syrische Seide ging nach Lyon. Die Deutschen haben noch keinen Versuch gemacht, mit den Seidenerzeugern des Libanon Geschäftsverbindungen anzuknüpfen.

Die Vervollkommnung der Landwirtschaft in der Türkei hängt von drei Bedingungen ab:

1. Hebung des Verkehrs überall im Lande durch Eisenbahnen und Straßen.

2. Verwendung moderner Maschinen zum Säen, Ernten, Dreschen und zur Bodenerneuerung. Außer in der Provinz Adana sind vorläufig noch nirgends moderne Maschinen in Betrieb. In diesen Kriegsjahren ließ das Landwirtschafts- und Handelsministerium einige tausend Maschinen aus Deutschland kommen.

3. Errichtung von Landwirtschaftsbanken.

Von der Hebung der Landwirtschaft hängt die Entwicklung des Handels ab. Hier ist zu bemerken, daß gerade die Bevölkerung Syriens kaufmännisch besonders begabt ist. In dieser Hinsicht kann sich kein anderes Element mit den Syriern messen. Die Europäer, die doch sonst auf dem ganzen Erdenrund im Handel den Vorrang haben, können in Syrien mit den Eingeborenen nicht gleichen Schritt halten. Während die Syrier selbst oft zu beträchtlichen Vermögen kommen, hat noch kein in Syrien ansässiger Europäer namhafte Glücksgüter zu sammeln vermocht. Die Banken im Innern des Landes machen nur wenig Geschäfte, weil alle großen Kaufleute in Syrien mit ihrem eigenen Gelde arbeiten, das sie bar bei sich liegen haben. Nicht selten hat dies auch einen religiösen Grund, da viele Muselmanen sich ein Gewissen daraus machen, Prozente von ihrem Gelde zu beziehen. Auch die sonst kaufmännisch so gewandten Israeliten kommen in Syrien nicht vorwärts. Als Beispiel für syrischen Handelsgeist erwähne ich die durchweg mohammedanische Stadt Nablus, die, obwohl nur 25 000 Einwohner zählend, Seife im Werte von nicht weniger als 2 bis 3 Millionen Mark jährlich ausführt. Den Schafhandel Syriens versehen Kaufleute aus Aleppo und Damaskus, der Kamel-

Digitized by Google

handel geht durch Vermittlung von Syriern fast durchweg nach Aegypten. Zu erwähnen wären noch die syrischen Pferde bester arabischer Rasse.

Nun noch einige Worte über die Industrie. An der Spitze stehen die allbekannten, in Art und Geschmack hervorragenden Seidenstoffe von Damaskus, Homs, Aleppo und Zugh im Libanongebirge. Auch die Möbelindustrie kann sich sehen lassen, namentlich die eingelegten Arbeiten. Maschinen werden hierbei nur in einigen wenigen Werkstätten verwendet. Fast alles ist Handarbeit. Durch Maschinenbetrieb könnte die Erzeugung natürlich sehr bedeutend gesteigert werden, vielfach allerdings auf Kosten der qualitativen und individuellen Hochwertigkeit. Unter der Herrschaft der Kapitulationen hat die Konkurrenz anderer Länder viel dazu beigetragen, die industrielle Entwicklung in der Türkei niederzuhalten. Nun sind die Kapitulationen beseitigt, und wenn das Osmanische Reich, wie zu hoffen ist, ohne Einbußen aus diesem Krieg hervorgeht, so wird unsere Industrie sicherlich mit Riesenschritten vorwärts schreiten.

Von der Trockenlegung der Seen und Sümpfe, von der Verwendung der Kraft zahlreicher Wasserfälle, von der Ausbeutung des Mineralreichtums habe ich noch nicht gesprochen. Ueberall ist da ein fast jungfräuliches Arbeitsfeld vorhanden, das nur gut bestreut zu werden braucht, wenn man seine Früchte pflücken will, und das natürlich auch verteidigt werden muß gegen die Gelüste der Feinde, namentlich der Engländer. Die Türkei und das ihr verbündete mächtige Deutsche Reich sind entschlossen, die vorübergehend verloren gegangenen Gebiete Mesopotamiens und Palästinas um jeden Preis zurückzugewinnen. Die Räumung Jerusalems erfolgte kampflos. Gewiß, es ist dies nicht gerade ein erfreuliches Ereignis, aber eine Niederlage, wie man in den Ententeländern glauben machen will, war diese Räumung nicht. Man wollte das Heilige Grab und die auf den Ruinen des Davidtempels errichtete Omarmoschee und die anderen heiligen Stätten einer Beschießung nicht aussetzen. Die Engländer haben bei der Einnahme von Jerusalem keinen einzigen Gefangenen gemacht, kein einziges Geschütz oder Gewehr erbeutet. Wir hoffen, daß wir sie mit Gottes Hilfe aus Mesopotamien und Jerusalem schließlich ebenso vertreiben werden, wie es an den Dardanellen geschah, und daß England, so hartköpfig es auch sein möge, nun im vierten Kriegsjahr doch gezwungen sein wird, den Frieden anzunehmen.

Marktszene.

Digitized by Google

NILFAHRT.

Von Franz Goerke,
Direktor der Berliner „Urania".

Als die Schriftleitung der „Islamischen Welt" die freundliche Einladung an mich richtete, einen Aufsatz über Aegypten zu schreiben, da wurden in mir tausend Erinnerungen an jene sonnigen Tage wach, die ich in dem Wunderlande der Pharaonen und der Pyramiden verleben durfte. Ich sah mich wieder in Kairo, jener Wunderstadt am Nilstrom mit ihren Moscheen, ihren schlanken Minaretts, — in den Ohren klang mir wieder der Ruf des Muezzin: Gott ist groß, eilt alle zum Gebet. Vor meines Geistes Aug' tauchte das Rassen- und Trachtengemisch der Aegypter, Türken, Nubier, Sudanneger, Kopten und Juden auf, die sich in den übervölkerten Straßen und Bazaren drängten. Ich sah mich auf dem Nil-Dampfer und an mir vorbei zogen Tempel und Tempelruinen aus vergangenen Jahrtausenden — die gewaltigsten der Welt. In sengender Hitze sah ich mich an den Katarakten und im Niltal, von Staub und Fliegenschwärmen umhüllt — in armseligen Fellachendörfern, wo Hütten aus Nilschlamm in dem dürftigen Schatten der Palmen und Sykomoren standen und die von dem ewig blauen, wolkenlosen Himmel strahlende Sonne Schmutz und Verfall beleuchtete, wo nackte Menschen in Armut, Blindheit, Aussatz, von Ungeziefer bedeckt, sich bettelnd an mich herandrängten — und doch — und doch — eine phantastische Traumwelt war es, in der ich damals lebte, und sie soll in wenigen Einzelbildern wieder vor mir erstehen — eine Welt, die eine so ganz andere Schönheit der Natur und des Lebens bot wie die Heimat, und der ich so viel für den Ausbau meines Innenlebens verdanke.

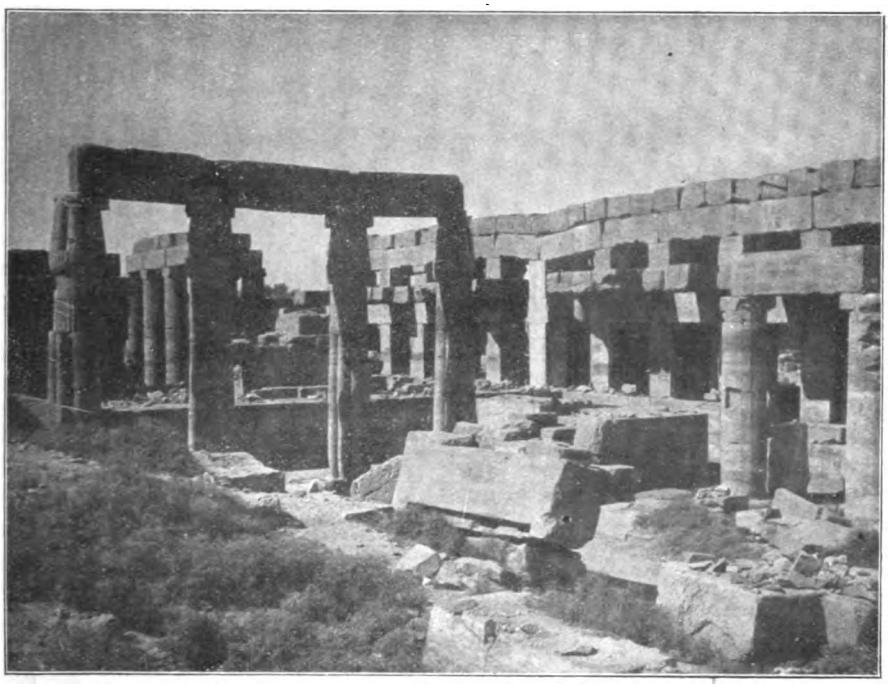
Tempel in Kom Ombo.

Es waren Monate, die ich zu den schönsten Erinnerungen meines reichen Wanderlebens zähle, und wenn, wie jetzt, das graue, sonnenlose Licht des winterlichen Himmels auf meinen Schreibtisch fällt, und der Regen gegen die Scheiben trommelt, und der Weststurm an den Fenstern rüttelt, dann taucht jene sonnige Märchenwelt aus vergangenen Tagen vor mir auf, und unwillkürlich fällt mir jenes Märchen aus „Tausendundeine Nacht" ein, wo die Menschen bis tief in die Nacht hinein sitzen und sprechen von wunderbaren Dingen in den fremden Ländern und erzählen: Doch Schöneres gibt es auf dem Angesicht der Erde nicht als Aegypten und den Nil. Wer Kairo noch nicht sah, der sah die Welt noch nicht. Und stündest du an den Ufern des Nils, wenn die Sonne sinkt und der Strom anlegt den Harnisch über die Brust, und erblicktest Du den Garten zur Abendzeit mit seiner Blütenstickerei, wenn die kühlen Schatten sich dehnen, so sähest Du ein Wunder und neigtest Dich vor dem Lande Aegypten inbrünstiglich.

So erzählt das Märchen.

Kairo. An einem strahlenden Februartage saß ich auf der Terrasse von Shephards Hotel in Kairo unter prachtvollen Fächerpalmen. Zu meinen Füßen wogte und brandete das Leben der Welt-

Digitized by Google



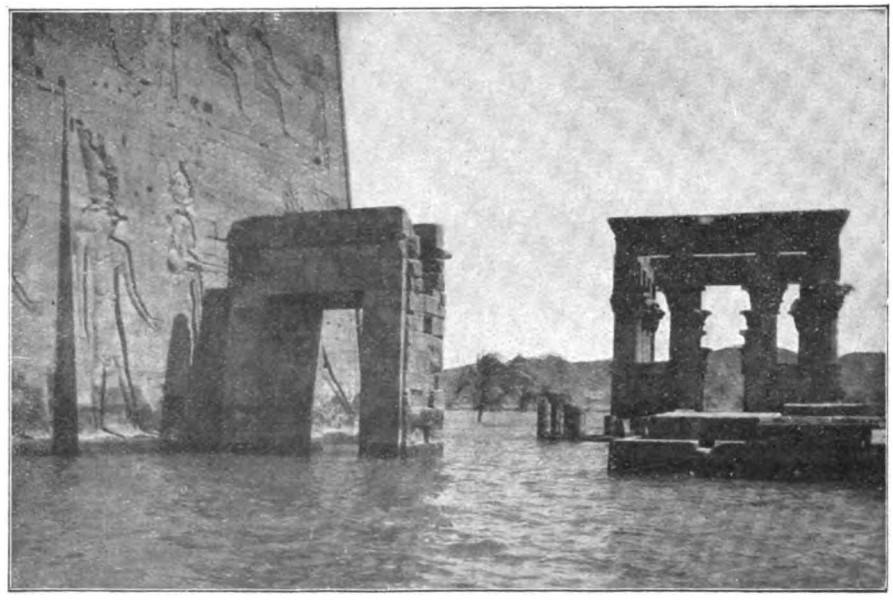
Karnak.

stadt am Nil. Stößt doch in Kairo die Ueberkultur Europas mit dem ganzen malerischen Zauber des Orients zusammen: Raffinierter Luxus, Ueberkultur im höchsten Grade, eitel Ueppigkeit und Prachtentfaltung in den Hotels, die in den Wintermonaten kaum die ungeheure Menge von Fremden aller Nationen aufzunehmen vermögen. Bälle und Festlichkeiten jeder Art in diesen modernen Karawansereien — das liegt nun einmal in der ägyptischen Luft — und kaum wenige Schritte, so sind wir inmitten orientalischen Lebens und des ernsten Zeremoniell des Islams. Keine Stadt der Erde bietet so eng nebeneinander diese Mischung krasser Armut und moderner Eleganz, diese Mischung von Völkerrassen und -Sprachen, diese Mischung von Karneval, Korso und Hotel-Badeleben.

Ueberall finden wir Spuren alter Architektur. Auf Schritt und Tritt begegnen wir Ueberresten und Denkmälern, die uns an die wechselvolle, bewegte Geschichte des ägyptischen Volkes erinnern. Die Moscheen, die Zitadelle, die so kühn und majestätisch die Stadt beherrscht — sie alle sind eine zu Stein gewordene Geschichte des ägyptischen Volkes.

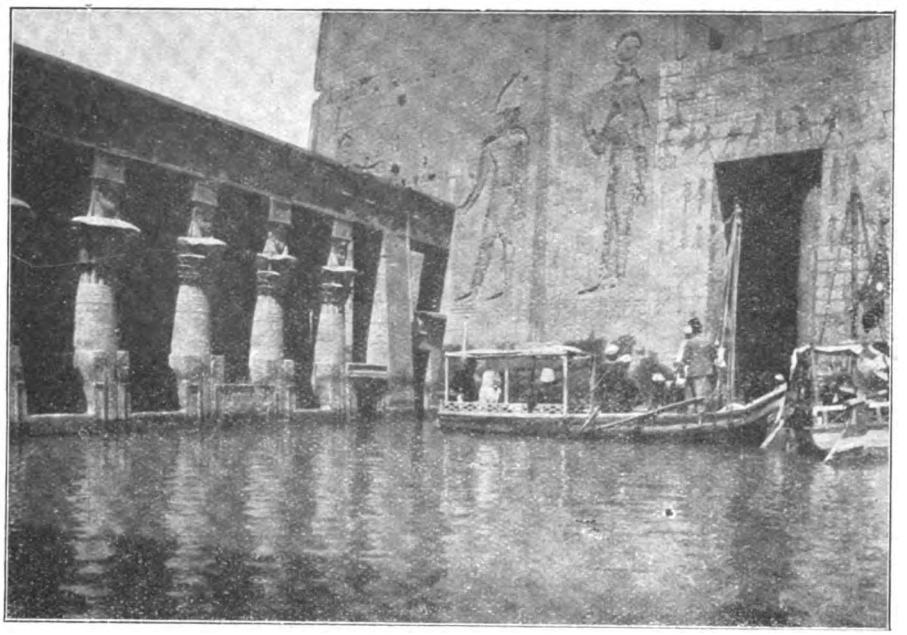
Und plötzlich, fast unvermittelt, finde ich mich inmitten der erhabenen Ruhe des Todes — nur wenige Schritte — und um mich die tiefste Einsamkeit. Was ist das vor mir in dem schmalen Tal, zu Füßen der Zitadelle? Eine winzige Stadt, nur aus Moscheen mit gewölbten Kuppeln und Minaretts bestehend — die Kalifengräber. Grab reiht sich an Grab, Moschee an Moschee, große und kleine — ein wunderbar ergreifender Eindruck, der mich plötzlich umfängt, wenn ich dem lärmenden Getriebe der Straßen Kairos entfliehe und diesen trümmerreichen Ort des Todes betrete — eines der echtesten Orientbilder einer geheimnisvollen, längst entschwundenen Märchenwelt — und doch — so nichts Versöhnendes — diese schreckliche, graue Einförmigkeit, ein Bild des Todes und des Verfalls.

Drüben, dicht dahinter, steigt in Steilabfällen das Mokattam-Gebirge auf, ein wild zerklüftetes Kalkgebirge. Von seiner Höhe genieße ich das herrliche Bild der Stadt mit der alles beherrschenden Zitadelle, mit ihren Hunderten von Kuppeln und Minaretts. Im Hintergrunde der Nil, dahinter duftig gefärbte, dünenartige Hügelketten mit den Pyramiden, und als Abschluß in zarter, gelbbrauner Farbe, gleich einem flimmernden Lichtstreifen, das große Sandmeer — die Wüste in ihrer bedrückenden Unendlichkeit.



Philea.

Digitized by Google



Philae.

Zur Zeit des Sonnenuntergangs war's. Es ist an jedem Abend dasselbe Schaustück, das die Sonne zaubert, wenn ihre Strahlen in allen Farben in den dunklen Himmel schießen, und schwarz stehen davor die Dreieckformen der Pyramiden. Und plötzlich und unvermittelt ist die Nacht da, die stille, feierliche Nacht, die die schlafende Wüste zudeckt, über die der blaue, metallene Himmel mit seinen funkelnden Sternenaugen wacht. —

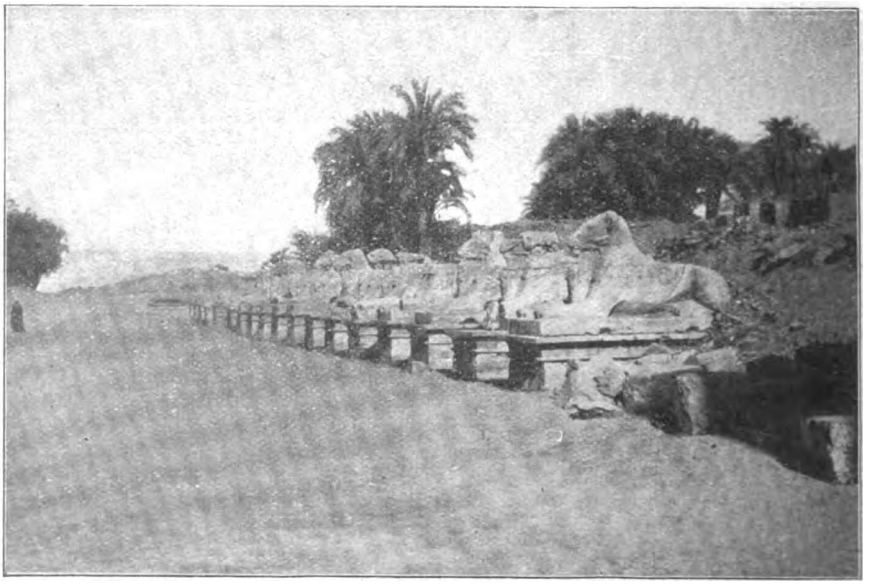
Ein Tag an den Pyramiden. Todesstimmung ist es, die über der Wüste ruht. Ueberall der gelblichbraune, flimmernde Wüstenton, überall feierliche Stille — kein Vogel — kein Baum — keine Blume, soweit das Auge reicht. Nur Trümmer schaut der Blick — überall ragen die Reste früherer Bauten hervor, große und kleine, und aus ihnen heraus — alles erdrükkend — die gewaltigsten Leichensteine der Welt — die Pyramiden.

In jeder Stimmung sind die Pyramiden von wunderbarer Wirkung — im frischen, klaren Morgenlicht, wenn sie goldgelb gegen den blauen Wüstenhimmel stehn, um Mittag, wenn sie in der brennenden Hitze starr und schweigend emporragen, am Abend, wenn ihre violetten Schatten auf dem Goldgrund des Abendhimmels ruhen und Nachts, wenn sie unter dem sternbesäten Firmament von dem Schaffen der Menschheit zeugen. Die Pyramiden mit ihrer Quadermasse ganzer Gebirge — Menschenwerk.

Meine Blicke schweifen über die Totenfelder von Memphis und Gizeh — und aus den Gräbern steigen sie alle, die einst hier gelebt und geschaffen. Ich sehe sie — die Pyramiden-Erbauer, wie sie Hunderttausende zu Frondiensten knechteten. Ich kann mich nicht hineinfinden in das Denken dieser Könige, die die Kräfte von Hunderttausenden vergeudeten, um sich diese Denkmäler zu schaffen.

Wo ist das ehemalige so berühmte Memphis, die stolze Königstadt mit ihren Burgen, Palästen und Tempeln, in denen die ersten Vorfahren der Pharaonen wohnten, zu deren Glanzzeit die Pyramiden erstanden, als älteste Urkunden des Menschengeschlechts, und die doch schon einen Gipfelpunkt der Zivilisation bezeichnen? Die Wüste von Memphis ist einzig auf der ganzen Erde, eine fabelhafte Totenstadt, in der die Menschen von Einst drei Jahrtausende hindurch ihre einbalsamierten Toten begruben.

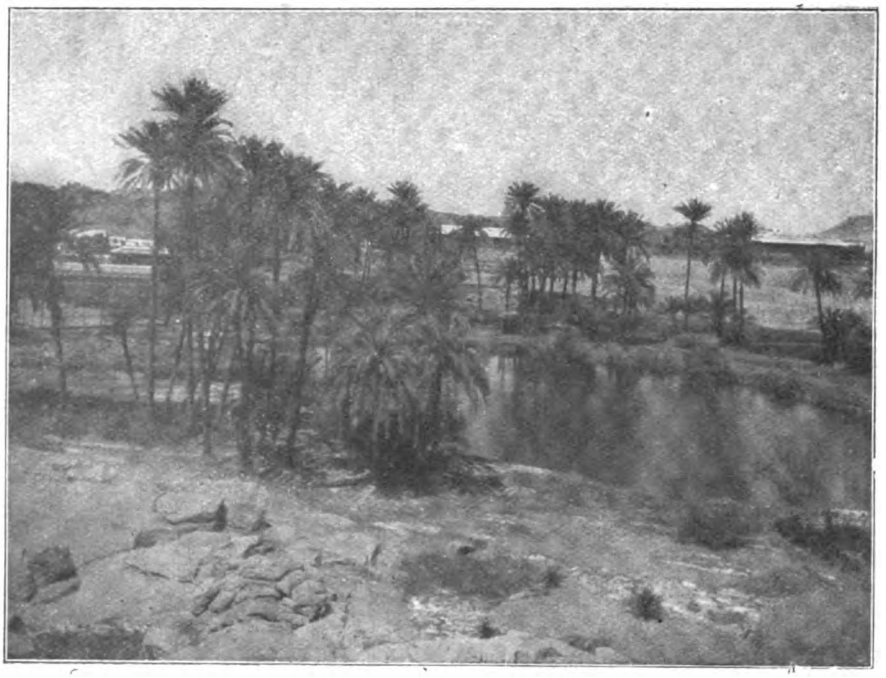
Wo ist die Sonnenstadt Heliopolis mit ihrem Heiligtum, auf das nach altem ehrwürdigen Glauben der Wundervogel Phönix sich alle 500 Jahre niederließ, den Opfertod sich bereitete und nun verjüngt aus seiner Asche auferstehend in seine Heimat, den fernen Osten, zurückkehrte — jenes Heliopolis, das an geistigem Ruhm das aufstrebende



Sphinx-Allee.

Digitized by Google

Alexandrien verdunkelte. Und was ist übrig geblieben? Ein gewaltiger Obelisk aus prächtigem Rosengranit erhebt sich inmitten von Feldern zwischen Maulbeerbäumen. 4000 Jahre steht er schon an dieser Stelle. In seinen Hieroglyphen, die ungemein tief eingemeißelt und von seltener Schärfe sind, haben Bienen ihre Zellen eingebaut.



Der Nil bei Assuan.

Das ist der letzte, der einzige Rest der Sonnenstadt Heliopolis. — Alles andere liegt in Trümmern — Trümmer genug, um die Museen zu füllen, genug, um auf Schritt und Tritt auf Statuenteile, Säulenreste, Scherben, Byssusfetzen, Mumienteile zu stoßen, genug, um unsere Kenntnis des ägyptischen Altertums mit jedem Spatenstich zu bereichern — aber nur noch Trümmer — Trümmer eines Glanzes, über den der Pflug jetzt seine Furchen zieht und üppige Saaten dem historischen Boden entsprießen.

Unzählige Schätze birgt das Museum in Kairo aus den Gräbern und Trümmerstätten, zählt doch der Gräberbau Aegyptens nach Jahrtausenden und diesem Gräberbau, dieser Pietät der Alten gegen die Verstorbenen verdankt das Museum seine Schätze. Nannten doch die Aegypter die Wohnungen der Lebenden die Herbergen, die Gräber der Verstorbenen aber ewige Häuser; wurde doch das ganze Leben des Volkes von dem festen Glauben an die Unsterblichkeit beherrscht. Und womit man diese ewigen Häuser der Toten schmückte und ausstattete, wie wenn es Wohnungen der Lebenden wären, das wanderte in dieses herrliche Museum.

Neben den Pyramiden, den gewaltigsten Zeugen menschlicher Größe, liegt, halb im Wüstensande vergraben, die Sphinx, das große Rätsel — die Sphinx, die mit ihren blinden Augen in die Wüste schaut — dieses ungeheure Menschenantlitz, das mit geschlossenen Lippen und starren Augen lächelt — der mysteriöse Hüter und Schutzgeist der Tempel und Totenwohnungen. Nichts hat er mehr zu hüten, und doch liegt er da — noch nach Jahrtausenden — und lächelt. Wir kennen nicht den Pharao, der die Sphinx erbaute, ist sie doch weit älter als die Pyramiden, ist sie doch das geheimnisvolle Symbol der göttlichen, nie ersterbenden Schöpferkraft, die sich in der Sonne in ihrer höchsten Aeußerung als Licht offenbart — in diesem Sinne galt die Sonnensphinx den Bewohnern als hochheiliges Abbild.

Ramses Kotros bei Bedraschan.

Ein trauriger Rest ist es, der sich heute aus dem

Digitized by Google

An der Nilbrücke bei Kairo.

Wüstensande erhebt, — ein Schaustück nur noch für alle diejenigen, die angereist kommen, um sich mit der Sphinx und den Pyramiden im Hintergrunde hoch zu Kamel mit Tropenhut und Tropenschleier für ihre Lieben daheim photographieren zu lassen, und die da glauben, Aegypten bereist zu haben, wenn sie, gezerrt und emporgerissen von ein paar lärmenden, kreischenden Arabern, stolz von dem Gipfel der Cheops-Pyramide auf Aegypten herniederblicken. Das Pyramidenfeld von Gizeh ist ja doch nur noch ein Treffpunkt und ein Tummelplatz für Müßiggänger und Emporkömmlinge. Keine größere Entweihung dieser hochheiligen Kulturstätte gibt es doch, als jenes Hotel, unweit der Pyramiden, keine größere Entweihung gibt es als diese Operettenmusik und die Kabarett-Vorträge, die aus dieser modernen Karawanserei mit all ihrer perversen Ueberkultur hinausdringen in die Stille dieser Wunderwelt.

Von Angesicht zu Angesicht stand ich diesem rätselhaften verstümmelten Bildnis gegenüber. Die leeren Augen schauen über das Touristengewimmel in die Wüste — sie schauen in das Licht, das im Osten, jenseits der Stadt Heliopolis, aufblitzt. In weiter Ferne glitzert das silberne Band des Nil.

Wer Kairo und die Pymiden sah, der sah noch nicht Aegypten, erst wenn uns das Schiff aufwärts trägt auf dem heiligen Strom zu dem Tempel von Luxor, zu dem Nationalheiligtum von Karnak, zu der Zauberinsel Philae, zu den Stromschnellen des ersten und zweiten Katarakts bis zu dem Felsentempel von Abu Simbl, dann erschließen sich erst die Wunder dieser versunkenen Welt.

Nilfahrt. Ich sehe mich auf einem der schwimmenden Hotelpaläste — Nildampfer genannt — inmitten einer Schaar geräuschvoller Vergnügungsreisender. Orientalische Teppiche decken den Fußboden der Salons und der Treppen. Der Gong ruft feierlich zu den Mahlzeiten, die Gäste erscheinen ebenso feierlich in großer Gesellschaftstoilette, und nach dem Essen tritt der Dragoman auf, an jedem Abend in einem anderen prächtigen orientalischen Gewand und betet in allen lebenden Sprachen auswendig gelerntes und unverdautes Zeug her, in welchem er erzählt, welche Städte, Tempel und Bauwerke sich am anderen Tage die Ehre geben werden, die Gäste zu empfangen. Und während sich dieses „Theater" in den Salons abspielt, zieht draußen an dem Strom ein Stück gewaltigster Kulturgeschichte vorüber.

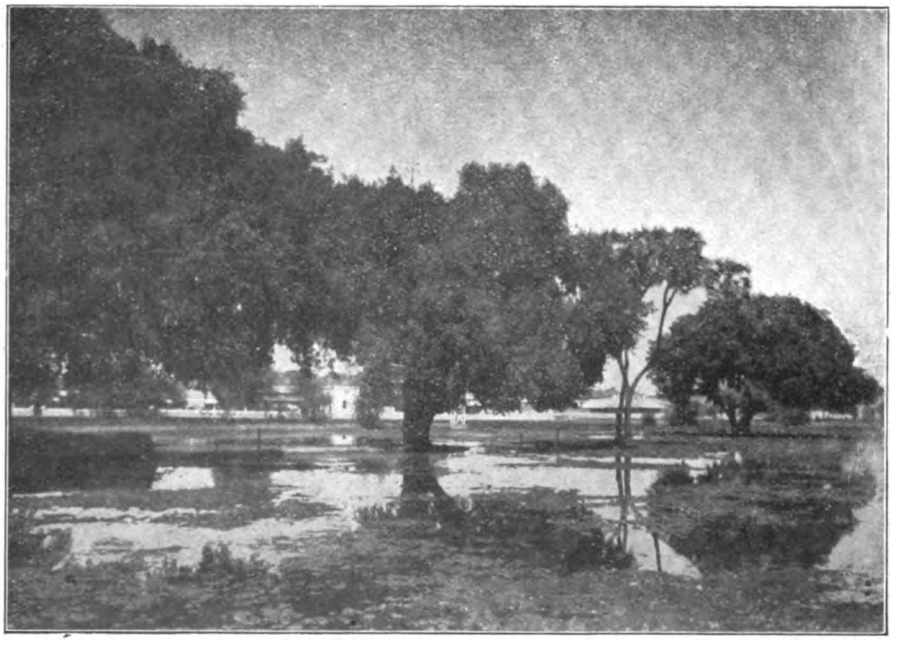
Ich habe ein stilles Plätzchen auf dem Vorderteil des Schiffes gefunden. Hier stört mich niemand — die Gegenwart versinkt und das Traumland Aegypten umfängt mich mit heiligem Schauer.

Der Nil bei Assuan.

Digitized by Google

Meile für Meile führt mich das Schiff stromaufwärts — tagelang — wochenlang, und rechts und links folgen mir die beiden nackten Kalksteingebirge, die das Fruchtland so eng einschließen. An jedem neuen Morgen erglühen sie im ersten Sonnenstrahl in leuchtendem Korallenrot und Abend für Abend liegen sie wie in düsterer Kohlenglut da. Das Licht und immer wieder das Licht — das ist die köstlichste Gabe des Morgenlandes. An jedem Morgen, an jedem Abend ist es derselbe Anblick und doch jedes Mal von einer neuen, unvergleichlichen Schönheit — dieses Spiel der Farben in allen Tönen des Spektrums vom zartesten Gelb bis zum tiefsten Blau.

Und dann wieder entfernen sich diese beiden Felswände und machen grünenden Fluren und kleinen Oasen, bestanden mit Palmen, Moscheen, Scheichgräbern, Platz.



Nilüberschwemmung.

Auf den Sandinseln und am Strom hokken Kuhreiher, Störche und Pelikane in gravitätischer Würde und in den Lüften segeln Adler und Geier mit stolzen, mächtigen Flügelschlägen der Wüste zu. Fellachendörfer mit ihren aus Nilschlamm zusammengeklebten Häusern, mit ihren Taubentürmen ziehen vorbei — grau in grau. Fellachen sind bei der Arbeit, aus Nilschlamm Ziegel zu formen — in dieser primitiven Art und Weise haben vielleicht schon die alten Aegypter ihre Ziegel hergestellt, und an den Ufern des Nil vom Delta bis Nubien klingt ihr monotoner, melancholischer Sang in immer gleichen Tönen, der vielleicht schon so alt ist wie Memphis und Theben, wenn sie in den Schaduffs, unseren alten Ziehbrunnen vergleichbar, in ewigem Auf und Ab das Nilwasser in die Rinnsale der Felder gießen. In stillen Stunden klingt mir noch der „Sang der Sakije" in den Ohren, jenes eigentümliche, melancholische, melodische Knarren, dem Quaken der Frösche vergleichbar, die wie eine Baggermaschine, von Büffeln mit verbundenen Augen gedreht, das Wasser aus dem Nil über die Felder ergießen. Frauen und Mädchen steigen zum Nil herab, um den Männern bei der Arbeit zu helfen — in ihren groben, sackartigen, schwarzen Umhüllungen halten die nackten Arme mit vollendeter Grazie den Krug und tragen ihn in stolzem Gange.

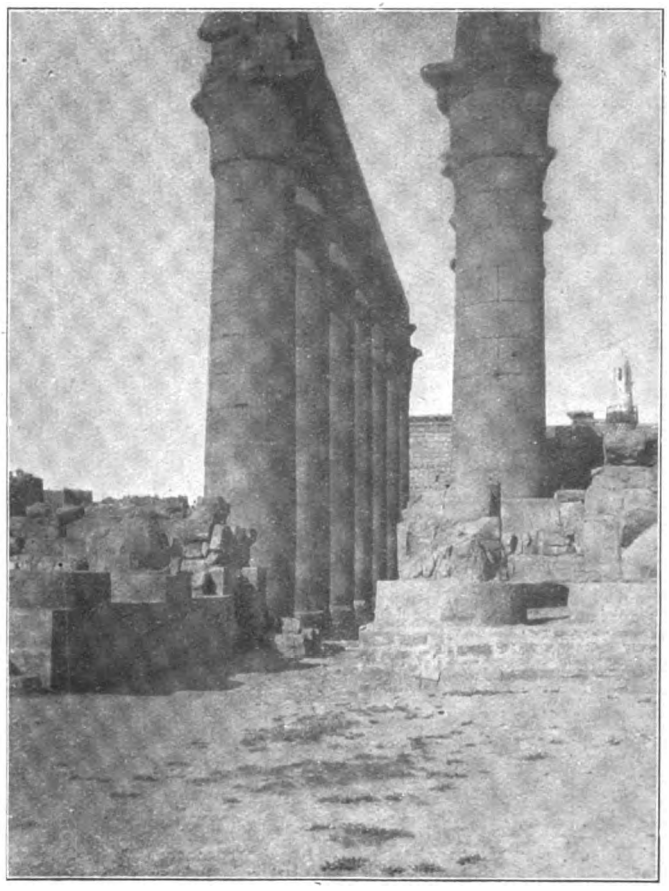
Ich sehe sie noch vor mir, die Totenstadt Abydos, wo nach einer der ältesten Ueberlieferungen das Haupt des Osiris, des Herrn des Jenseits ruht. Wo das Jenseits das religiöse Denken und Empfinden eines Volkes so sehr erfüllt wie das der alten Aegypter, wer wollte da sich nicht hier begraben lassen, um der Auferstehung so nahe wie möglich zu sein, wie die Hebräer in dem Tal Josaphat und die Mohammedaner in Mekka. Nichts als Ruinen, nur die Tempel des Sethos und des Ramses, den er dem Osiris errichten ließ, ragen aus den Trümmern.

Luxor — das alte heilige Luxor — eine Fremdenstadt. Das ganze Ufer liegt voll von Touristendampfern, deren Dynamos surren und rasseln — und am Ufer der Riesentempel mit dem verwaisten Obelisken, dessen Zwillingsbruder man auf die Place de la Concorde in Paris geschleppt hat. Weshalb brachte man diese Obelisken nach Paris, nach London, nach Konstantinopel, nach Rom und New York, weshalb ließ man sie nicht in diesem Säulenwald, der schon zur Zeit Alexanders des Großen ein Stück grauer Vorzeit darstellte, denn ein Säulenwald ist's in der Tat, der uns schon hier empfängt, hier an der Eingangspforte zu den „Ruinen von Theben". Bekanntlich ruhen im Nilschlamm versunken, im Wüstensande verweht die Ruinen von Theben, von deren 100 Toren schon Homer erzählt. Der Tempel von Luxor liegt inmitten der Stadt. Aus dem Schutte, welcher sich gegenwärtig zur Höhe des ebenen Platzes vor den Pylonen aufgetürmt hat, sehen die gigantischen, wenn auch verstümmelten Granitköpfe Ramses II. hernieder. Von den Schultern an stecken die Riesenleiber noch im Schutt. Die Kolonnaden und großen Höfe des Tempels enthalten gewaltige Säulen,

Digitized by Google

die bereits freigelegt sind, und die namentlich in der Abendbeleuchtung der untergehenden Sonne, wenn die sieben Säulenpaare ihre tiefen Schlagschatten werfen, ein bezauberndes Bild gewähren. Die angeregte Phantasie rekonstruiert die Ruinen und Trümmer zu einem Gesamtbild und die feierliche Ruhe der umgebenden Natur erhöht den Reiz dieser geheimnisvoll eigenartigen Szenerie.

Eine halbe Stunde Wegs von Luxor liegt die Ruinengruppe von Karnak. Stimmungsvoll führt uns eine Sphinx-Allee in den Tempelbezirk hinüber bis wir vor einem der vielen Pylone oder Eingangspforten stehen, mit den davor aufgestellten Kolossal-Statuen.



Karnak.

Wenn wir zum ersten Mal diese gewaltige Ruinenstätte, die sich über drei Meilen ausbreitet, betreten, so ist es zuerst der Eindruck grenzenloser Verwirrung, der uns befängt — die Unmöglichkeit, sich aus dieser Menge von Pylonen und Säulen, Kolossen und Obelisken, Höfen und Hallen, großen und kleinen Sälen herauszufinden. Wälder von Säulen sind es — und welcher Säulen, und dazwischen die Trümmer von Steinkolossen und Ruinenberge — wahre Steinkatarakte.

Welche Wunderstadt mag dieses gewesen sein, wo sich Tempel auf Tempel, Paläste auf Paläste erheben — und das schon zu einer Zeit, wo noch die Kultur der übrigen Welt in tiefster Nacht lag.

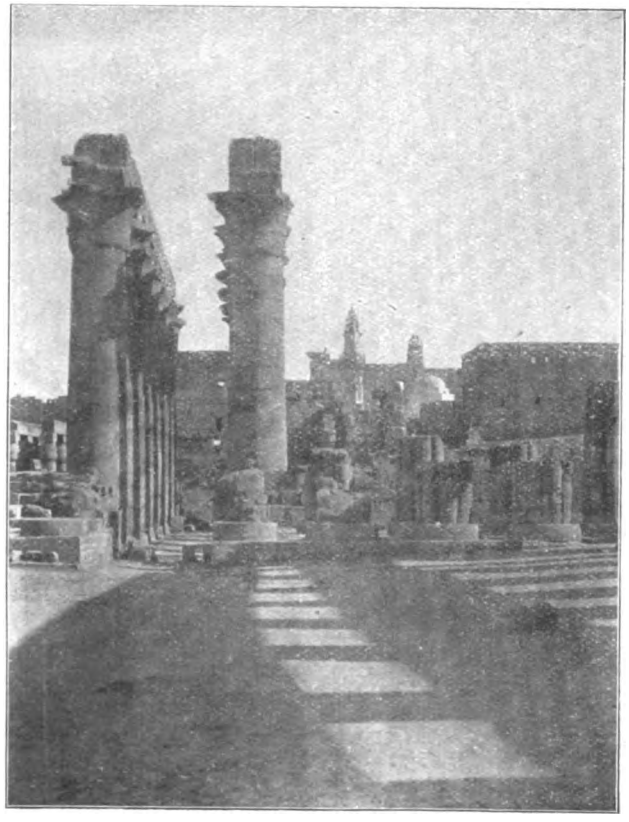
Ich sehe mich in dem ergreifenden Wunder dieser Ruinenstadt umherwandeln — in der großen Säulenhalle des Ammon-Tempels. Ich fühlte mich wie ein Nichts. 140 Säulen, von denen einige den Umfang von 10 Metern haben, trugen einst die Decke, die sich im Mittelgange 23 Meter über dem Fußboden erhob.

Für die Ewigkeit wollten die alten Aegypter diese Tempelstadt bauen — ihren Göttern zu Ehren, — und doch — sie haben der Ewigkeit nicht standgehalten: der Nil ändert fortwährend den Lauf und die Höhe seines Flußbettes. Die eindringenden Infiltrationen mit dem gefährlichen Salpeter, der dem Nilwasser eigen ist, fressen und nagen an den Fundamenten der Tempelmauern und Säulenhallen — ein Erdbeben zur Zeit des Kaisers Augustus warf die Steinkolosse wie ein Spielzeug durcheinander, und was die Naturgewalten nicht vermochten, das vollbrachte der Mensch. Das Christentum der älteren Zeiten und der bilderfeindliche Islam fuhr fort mit dem Werke der Zerstörung — sie drangen in die dunklen Tempel, verstümmelten die Reliefs, verstümmelten die Gesichter der Kolossalstatuen der Götter und Pharaonen, schlugen die Widderköpfe von den Sphinx-Alleen. Dann deckte der Wüstensand dieses Riesengrab einer gewaltigen Kulturepoche zu — und dann kam der Mensch der Neuzeit und fing an, die Säulen aufzurichten, verschüttete Säle und Kolonnaden vom Schutt zu befreien. Nicht Hunderttausende im Frondienst geknechtete Menschen stehen ihm mehr zur Verfügung, niemals wird es ihm gelingen, das alte Nationalheiligtum in seinem alten Glanze erstehen zu lassen, aber die Kunde des Altertums, die Wissenschaft halfen ihm bei seinem Werke, und in harmonischer Gliederung erhebt sich wiederum das alte Theben zur Freude des Forschers und des Freundes altägyptischer Kunst. Wir beleben im Geiste die Tempelstraßen, die Tempel mit den Bewohnern der Stadt, von den gewaltigen Flaggenmasten der Pylone wehen die Fahnen und Priesterzüge ziehen im feierlichen Zuge zum Nil, wo Gott Ammon zur feierlichen Nilfahrt die goldene Barke besteigt.

Und jenseits des Ufers? Was ist das, was sich da vor dem felsigen Gebirge der libyschen Wüste erhebt? Was bedeuten die Tempel, die riesigen Kolosse, die wir schon als Memnons-Kolosse in unserer Jugend als ein Wunder der Welt preisen hörten? Die Stadt der Toten ist es — die Necropole — die Gedächtnistempel, die von den Königen dem Gotte Ammon geweiht waren. Eine gewaltige Felswand leuchtet in rötlichem Schimmer,

Digitized by Google

welche die schaurigöden Täler der Königsgräber birgt — ein Massengrab ohnegleichen. Während im alten Reiche die Gräber die Form von Pyramiden hatten, bestehen die Felsengräber aus lang ausgehöhlten, oft bis zu 100 Metern direkt in den Felsen eingehauenen Gängen und Kammern, deren Wände reich mit symbolischen Darstellungen geschmückt sind. Nirgends auf der ganzen Welt ist die Gewalt des Todes erhabener zum Ausdruck gebracht, wie in diesem Felsental „Biban el Moluk", d. h. die „Pforten" oder die „Gräber der Könige", sowie in den „Königinnengräbern" und in den Felsengräbern von Schech-abd-el-Kurna, die alle in den unwirtlichen Tälern des Gebirges liegen und deren sorgsam versteckte Zugänge in die Gräber der Pharaonen, der Königinnen und der Großwürdenträger des ägyptischen Reiches führten.



Ausgrabungen in Karnak.

In einsamer, unnahbarer Majestät wollten die Pharaonen hier nach ihrem Tode den ewigen Schlaf schlafen, aber, was sie für alle Ewigkeit versteckt und verborgen zu haben glaubten — das ist geöffnet und ausgegraben, geraubt und geplündert, und nur „einer mehr als wunderbaren Fügung des Schicksals", schreibt Brugsch Pascha, „verdanken wir die Erhaltung und Auffindung der irdischen Ueberreste einer ganzen Reihe königlicher Personen, von denen mehrere durch ihren Ruhm die ganze Welt erfüllt haben: Gegenüber den Mumien Amenophis I., Thutmosis II., Setis I., Ramses II. hört das Staunen auf und ein Gefühl unbeschreiblicher Ehrfurcht tritt an seine Stelle". Sie alle und noch viele andere sind heute Museums-Objekte. In unheimlicher Ruhe liegen die ausgewickelten Mumien da — in ihren großen Königssärgen — den Kopf gegen uns gerichtet — die Augen geschlossen. Magere Schultern, dürre, vertrocknete Arme — und Hände mit langen Nägeln, die aus den Byssusfetzen hervorsehen. Schmale, feine Gesichter, und wieder andere von erschreckender Häßlichkeit mit den fletschenden gelben Zähnen. Da liegt der große Ramses, der Neunzigjährige, der Zeitgenosse des Moses, mit seiner gekrümmten Adlernase, mit den Zahnlücken des Greises, mit dem entfleischten Vogelhals und der drohend erhobenen Hand, die sich plötzlich hob, als die Leiche aus den Tüchern gewickelt wurde. Und neben ihm liegt sein Vater, Sethos I., der viel jünger starb. Noch heute zeigen die Züge dieser Mumie Reste von Schönheit. So liegen sie alle da, die einst mächtige Herrscher waren, deren Ruhm einst die ganze Welt erfüllte — sie liegen da, als Schauobjekt für blasierte Touristen.

Die Tempelinsel Philae. Wieder sehe ich mich auf dem Nilschiff. Ich höre nichts als das Rauschen des großen Schaufelrades, das mich langsam stromauf bringt, der ewigen Strömung entgegen. Hunderttausende von Jahren hat der Nil gebraucht, um sich sein Bett zu graben und fortwährend verändert er es noch, wie er will, und schleift die Granitblöcke an seinen Ufern ab. Wie lange ist es her, daß er seine Arbeit begonnen hat? Geschichtliche Zeiten sprechen nicht mit, denn in der Pharaonenzeit hatten die Granitblöcke an den Ufern schon dieselbe rundliche Form, die sie heute durch das Schleifen des Wassers haben, — sind doch viele Hieroglyphen-Inschriften kaum verwischt von der ewigen Strömung des Wassers.

Der Nil schuf das Volk, das heute noch an ihm wohnt, jenes hochentwickelte Volk, das die Pyramiden, die Tempel baute, jenes Volk, das in seinem Denken, in seinen Werken den Grundstein zu jener Kunst und Wissenschaft legte, die uns heute noch mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt. Eine starre Kunst nennen wir sie, eine Kunst, die ein paar Jahrtausende ohne äußeren Einfluß und Anregung blieb — und doch, welch hohe Entwicklung. Und auch die Menschen blieben dieselben. Der Fellache von heute ist Fleisch und Blut des alten Aegypters — heute noch, wo die fremden Herren in das Land kommen, um es aus seinem Schlummer zu wecken. Sie entstellten sein Flußtal, sie stauten die Wasser des heiligen Stromes, sie ertränkten unter ihnen die Tempel, die Dörfer, und die alten Schöpfräder und Brunnen singen

Digitized by Google

noch von vergangenen Zeiten, als sie einzig und allein zur Bewässerung des Landes genügten, bis Dampfmaschinen und Fabriken die Schönheit des Nils für immer zerstörten und das Geheimnisvolle des Stromes dahinsank.

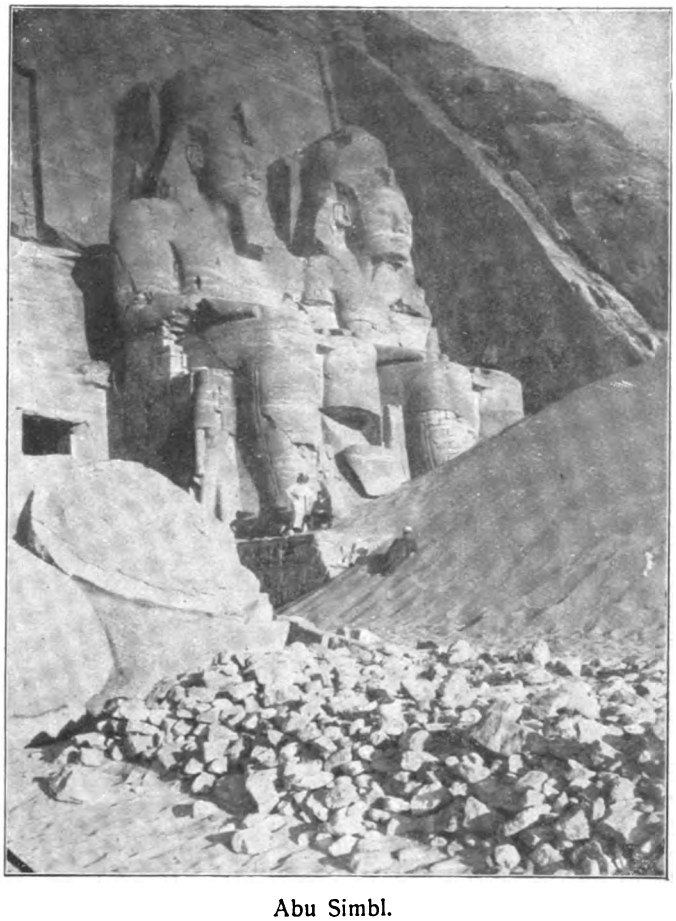
Darum steigt auf Ihr Bilder der Vergangenheit, steige auch Du auf aus den Wassern, Du Tempelinsel Philae, die Du in ihnen ertrunken bist, seitdem die Fremden den Staudamm von Assuan errichteten. Inmitten eines gewaltigen Wüsten-Panoramas, umgeben von hohen Bergen, schlängelte sich einst der Nil und bildete in der Einöde herrliche, palmenbestandene Inseln. Eine versunkene Pracht. Die Wasser umrauschen und umfluten heute die Reste der Tempel, zu denen mich ein Ruderboot trägt.

Nicht so monumental wie die Ruinen von Luxor, nicht so gewaltig wie das Nationalheiligtum von Karnak — viel kleiner, viel bescheidener und zierlicher, aber in ihren Verhältnissen harmonisch dem Fleck froh angepaßt, dem sie anhören, das sind die Tempel von Philae.

Der herrliche Kiosk, der so berühmt war wie die Sphinx und die Pyramiden, eine der schönsten Architektur-Idyllen der Welt, ragt nur noch mit seinem Oberteil aus dem Wasser. Er erhob sich, von Dattelpalmen umgeben, auf einem Felsensockel. Seine Säulen mit den Kapitälen schwimmen gleichsam auf der Flut.

Das Boot gleitet weiter — an Säulenhallen vorbei, die nur noch mit den Kapitälen aus den Wassern emportauchen. Ich halte an dem Tempel, dessen gewaltige Pylone über mir emporragen. Eine Riesengestalt der Isis erscheint am Eingangsportal — mit dem feinen Kopf und dem Vogelhelm und der Sonnenscheibe darüber. Ich rudere in den Tempel hinein, Götter und Göttinnen, Hieroglyphen und steinerne Gestalten — sie winken mir zu — sie versinken zum letzten ewigen Schlaf in den Wassern. Niemand kann heute das Bild mehr sehn, das mein Auge einst geschaut — — der Staudamm ist erhöht — versinkende Palmen, bis an den Kronen im Wasser — versinkende Säulen glühen im Abendrot.

Abu Simbl. Immer weiter südlich geht es — der Begriff der Zeit schwindet unter diesem ewig blauen Himmel — in dieser Eintönigkeit des breiten Stromes, der sich fort und fort windet und nie ein Ende zu nehmen scheint. Wie ein Traum ziehen die Dörfer — die Wüstenszenerien an mir vorüber. Ich liege auf einem bequemen Stuhl im Vorderteil des Schiffes — ich höre nichts als das Rauschen des Schaufelrades, nichts als des Knarren der Schöpfräder und die eintönige Melodie der Fellachen bei der Arbeit. Die Dörfer liegen still in der Mittagsglut und das fremdartige Wüstenbild — brennend gelb auf tiefblauem Grunde — wird mit jeder Stunde ergreifender in seiner gewaltigen Einsamkeit.



Abu Simbl.

Tagelang geht es so fort.

Ein schön geformter Berg erscheint in der libyschen Wüste — dann eine neue Biegung des Stromes — der Berg kommt näher und näher — und bald unterscheide ich drei Kolosse, sowie die künstlich eingeschnittene Front, vor der sie thronen — der Felsentempel von Abu Simbl.

So wie die Cheops-Pyramide einzig und unvergleichlich ist, wie die Säulen des Ammon-Tempels von Karnak auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen finden, so läßt sich auch dem großen Felsentempel von Abu Simbl, der nur der Phantasie eines Titanen entspringen konnte, kein anderes Denkmal zur Seite stellen.

Von der rückwärtigen Höhe rieselt der Sand bis zu dem Tempeleingang herab, vor dem vier Kolosse thronen, die mit der ganzen Tempelanlage, mit den Sälen, mit den Kolossal-Figuren im Innern, aus dem lebenden Fels herausgemeißelt sind.

Vor Sonnenaufgang wars. Auf dem Schiff schlief noch alles. Nach wenigen Schritten stehe ich vor dem Tempeleingang. Im Dämmerlicht unter-

Digitized by Google

scheide ich die Kolosse, von denen einer über der Hüfte abgebrochen ist.

Welche Dimensionen!

Das Innere birgt 14 Räume. In dem Dämmerlicht unterscheide ich gewaltige Osiris-Figuren. Sie stehen sich in zwei Reihen gegenüber. Gleich übernatürlichen Wesen starren sie mir aus dem Halbdunkel entgegen — sie wirken in ihrer Größe erdrückend und überwältigend.

Ich taste mich in der Hauptachse des Tempels weiter und betrete das letzte Gemach. Da steht der Altar — und an der Rückwand sehe ich vier bemalte, überlebensgroße, sitzende Figuren, kaum erkennbar, die mich aus ihren verglasten Augen starr anblicken — die Göttertrias: Horus, Amon und Ptah mit Ramses II. in ihrer Mitte.

Plötzlich ein Leuchten — wenige Minuten nur — — der erste Strahl der aufgehenden Sonne fällt auf die Götterbilder — dann ists wieder Nacht um mich her. — —

Vollmondnacht. Als wenn ich das Gewaltigste zum Schluß meiner Reise erleben sollte. Die Fenster des dreistöckigen Hotelschiffs sind alle beleuchtet, die Lichter zittern in der Flut des ewigen Stromes. Man speist. Bald wird der Dragoman kommen, noch prächtiger gekleidet, als gestern, und wird den verehrten Reisenden einen Vortrag über Abu Simbl halten.

Ich habe das Schiff verlassen und stehe vor den Kolossen an der Eingangspforte. Sie starren mich an und lächeln — lächeln mit geschlossenen Lippen. Sie sind es ja schon seit Jahrtausenden gewohnt, zu beobachten und zu lächeln. Sie stehen über dem Leben — und lächeln — lächeln über die Wandlungen des Schicksals der Völker und der Menschen, die sie überdauert haben.

Wie heißt es doch in dem altägyptischen Totenbuch: „Die endlose Zeit ist ein Tag und die Ewigkeit eine Nacht."

Im Bazar von Biskra (Nordafrika).

Digitized by Google

DAS MODERNE ERZIEHUNGSSYSTEM DER TÜRKEI.

Von Professor Hussein Raghib Bey.

Vor einem Jahrhundert noch lag das türkische Erziehungswesen fast ganz in den Händen der Geistlichkeit. In jeder Stadt bestanden zahlreiche geistliche Schulen. Koran und türkische Literatur waren die einzigen Unterrichtsfächer. Diese Erziehung genügte nicht einmal zur Heranbildung von Beamten, so daß junge Beamte gewöhnlich Privatstunden bei älteren Beamten nahmen. Desgleichen ließen Angehörige wohlhabender Klassen ihren Kindern Privatunterricht geben, der sich allerdings meist nur auf arabische und persische Sprache und türkische Literatur beschränkte. Die großen Dichter, Aerzte, Naturforscher, die trotz so mangelhafter Schulbildung aus dem türkischen Volke hervorgingen, verdanken ihre hervorragenden Leistungen neben den ihnen in die Wiege gelegten Gaben der unermüdlichen eigenen Fortbildung.

Im Jahre 1254 der türkischen Zeitrechnung, also im Jahre 1840 nach europäischer Zeitrechnung, erließ Sultan Mohammed I., da er erkannte, daß die unzulänglichen Zustände im Lande zum größten Teil von dem rückständigen Erziehungswesen herrührten, ein neues Schulgesetz, das den Schulzwang einführte, aber erst 14 Jahre später in Kraft trat, da damals nicht genug Schulanstalten zu seiner Ausführung vorhanden waren und außerdem innere und äußere Unruhen (Janitscharenaufstand, Krieg mit Rußland) die Reformarbeit verhinderten. Sultan Mohammeds I. Erlaß ist der Markstein einer neuen Epoche im Türkischen Reiche. Der großen Wichtigkeit halber seien hier einige Bestimmungen des Gesetzes angeführt:

Verboten wurde im Hinblick auf die Vernachlässigung der Schulbildung, daß Kinder vom sechsten bis zum siebzehnten Jahr von den Eltern zum Erwerb verdingt werden. Das Gesetz erklärte, solches Verfahren sei strafbar, da es gegen das Gebot Gottes verstoße und den Ruin des Landes herbeiführen müsse. Weiter heißt es:

1. Alle Muslime, die keine Schulbildung genossen haben, müssen sich die üblen Folgen in dieser und der anderen Welt, die aus dem Mißstand der Unwissenheit hervorgehen, vor Augen halten und sie müssen jede Gelegenheit ergreifen, die sich ihnen zum Studium der Religion oder zur Vollendung ihrer Elementarbildung bietet.

2. Knaben unter 18 Jahren dürfen vor Vollendung ihres Religions- und anderen Unterrichts keinem Erwerb nachgehen.

3. Wenn ein Jüngling nach Vollendung des 18. Lebensjahres sich einem Erwerb widmen will, muß er, um die Erlaubnis dazu zu erhalten, ein Zeugnis über die Vollendung seiner Elementarbildung vorweisen.

4. Die Eltern eines Jünglings, der die Schule verläßt, um einen Beruf aufzunehmen, ehe er solche offizielle Erlaubnis dazu hat, können vom Lehrer vor Gericht verklagt werden.

5. Der Vormund von Waisen, die in Werkstätten arbeiten oder bei Privatleuten untergebracht sind, muß dafür Sorge tragen, daß die Kinder bis zum 14. Lebensjahr zweimal täglich zur Schule gehen.

Ehe diese Bestimmungen im Jahre 1854 in Kraft traten, setzte der Sultan einen „Rat für öffentliche Interessen“ ein, in den die hervorragendsten Professoren und Schriftgelehrten berufen wurden. Das von diesem Rate entworfene Programm bildet die Grundlage des modernen türkischen Erziehungssystems und der gegenwärtigen, den Wünschen der Mehrheit des Volkes angepaßten Erziehungsorganisation. Auch aus diesem Programm sollen hier einige der wichtigsten Punkte herausgegriffen werden.

Unter Hinweis auf die Notwendigkeit einer guten Schulbildung für alle Völker wird erklärt: „Leute, die unwissend bleiben, werden große Schwierigkeiten haben, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sich in Industrie und Gewerbe zu vervollkommnen und ein angenehmes Leben zu führen. Sie können ihre Pflichten gegen den Staat nicht erfüllen, denn sie verstehen nicht, was Patriotismus ist. Die Kaiserlich Osmanische Regierung hat viele Schulen errichtet und ihr Bestes versucht, die Bevölkerung zu bilden. Ihren eifrigen Bestrebungen ist es gelungen, gute Ergebnisse zu erzielen. Gelehrte und tüchtige Handwerker sind im Lande reichlich vorhanden. Wegen innerer Schwierigkeiten und politischer Uebelstände wurde jedoch die Erziehung vernachlässigt.“

Digitized by Google

Dankbar erwähnt der Rat der reformatorischen Tätigkeit des Sultans Mohammed, er kann sich aber der Tatsache nicht verschließen, daß die Schüler, die damals in die vom Sultan gegründeten Militär-, Marine-, medizinischen und Ingenieurschulen eintraten, in ihrer Elementarbildung sehr weit zurück waren und daher nicht imstande waren, von dem Unterricht entsprechenden Nutzen zu ziehen. Um diesen Schäden zu steuern, schlägt der Rat vor:

1. Strenge Prüfung und Auslese der Lehrer; die Tüchtigen sollen auf ihrem Posten belassen, die Unfähigen abgesetzt werden.

2. Das System der Privatstunden soll abgeschafft werden und der Unterricht in den Klassenzimmern stattfinden.

3. Eltern, die ihre Kinder, die das vierte oder höchstens das fünfte Lebensjahr überschritten haben, nicht zur Schule schicken, sind strafbar. (Heute beginnt die Schulpflicht mit dem siebenten Lebensjahre.) Waisenkinder und arme Kinder ohne Aufsicht sollen in Waisenhäusern untergebracht und auf Kosten des Staates erzogen werden.

4. Begabten Schülern, die ihre Elementarbildung beendet haben, sollen in die bestehenden oder in die zu errichtenden Hochschulen geschickt werden.

Dieses vom Rate ausgearbeitete Programm wurde der Hohen Pforte überreicht, die es an den gesetzgebenden Rat und das Justizministerium weitergab, die noch einige Aenderungen und Zusätze machten, worauf es vom Sultan bestätigt wurde. Es wurden alsdann fünf Elementarschulen errichtet und der Iman Sade Assad Effendi zum Minister aller Elementarschulen ernannt. Er war der erste Minister für öffentlichen Unterricht in der Türkei. Der Gründungs- und Ernennungserlaß lautet: „Das unserer Kaiserlichen Majestät dem Sultan von Ihrem Hohen Rate übermittelte Programm ist von großem Nutzen für die religiösen und Verwaltungsangelegenheiten des Staates, und da es vom Scheich ul Islam angenommen wurde, befehlen wir, daß es in Kraft trete, und wir ernennen den Imam Sade Effendi zum Minister für diese Arbeiten und bitten Gott, daß er ihm in seinen Anstrengungen Erfolg verleihe und daß seine Tatkraft dem Lande zum Nutzen gereiche." Imam Sade Assad Effendi wurde, nachdem er den Posten ein Jahr lang bekleidet hatte, dem Unterrichtsministerium zugeteilt. Der Titel eines Ministers der Elementarschulen wurde in den eines Direktors verwandelt und Kamel Effendi zu diesem Amte berufen, um fünf Monate später, nachdem auch die Hochschulen, die bis dahin besonderen Aufsichtsräten unterstanden, der Unterrichtsbehörde zugewiesen waren, zum Minister ernannt zu werden. Diese Gunst errang Kamel Bey dank der glänzenden Ergebnisse bei den Schülerprüfungen in Gegenwart des Sultans. Fortan wohnten die Sultane, um die Schulbildung zu fördern, alljährlich den Prüfungen bei.

Kamel Effendi gründete im Jahre 1850 ein Lehrerseminar in Fatih. Die Einweihung des Gebäudes wurde im selben Jahre mit großem Prunk vorgenommen. Im Jahre 1852 wurde eine von der Mutter des Sultans Hamid neben dem Grabe des Sultans Mahmud errichtete Schule eröffnet. Sie dient jetzt als höhere Schule für Mädchen. Die Eröffnung wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen. Der Großwesir, der Scheich ul Islam, alle Minister und führenden Männer des Landes und zahlreiche Generale waren anwesend. Der Sultan Abdul Medschid, der mit seinen Kindern, dem Prinzen Murad und der Prinzessin Fatmeh, sich ebenfalls einfand, führte die beiden Kinder zu Kamel Bey und sagte: „Küsset diesem Herrn, der von jetzt ab Euer Lehrer sein wird, die Hand." Und zu Kamel Bey sprach er: „Ich überlasse Ihnen meine Kinder und bitte Sie, sie auf die gleiche Weise wie die anderen Schüler zu behandeln." Das Programm dieser Schule sollte als Vorbereitungsschule für das Beamtentum und die Universitäten dienen. Ein Jahr nach ihrer Eröffnung begann man mit dem Bau einer Universität. Einem Ausschuß von 40 Gelehrten wurde die Aufstellung des Lehrplans und die Auswahl der zur Uebersetzung ins Türkische bestimmten wissenschaftlichen Werke übertragen. Der Sultan, alle Minister und alle führenden Beamten wohnten der ersten Sitzung des Ausschusses bei. Der Sultan überreichte allen Ausschußmitgliedern ihre Bestallungsdiplome. Der Großwesir Radschid Pascha hielt eine Rede, worin er auseinandersetzte, wie sich europäische Wissenschaft in der Türkei verbreitet habe. Der Rat des Großwesirs Fuad Effendi (später Fuad Pascha) und Ahmed Dschodid (später Dschodid Pascha) hatten eine türkische Grammatik verfaßt, die dem Ausschuß zur Prüfung vorgelegt wurde. Dies war, wenn man von einem kleinen, zur Zeit des Sultans Suleiman geschriebenen Werkchen absieht, die erste in der Türkei verfaßte Grammatik. Am Schlusse der Feierlichkeiten drückte der Sultan jedem Mitgliede seine Anerkennung aus. Unter ihnen befanden sich außer den bereits genannten der berühmte Dichter Aref Hikmet Bey, der Minister des Auswärtigen Ali Pascha, die Mitglieder des Hohen Rates, Rifat Pascha und Jussuf, Kamel Pascha, der Historiker und Astronom, Redschaij Effendi, der Unterrichtsminister Ahmed Wafik Pascha (Verfasser von „Türkische Sprichwörter", „Zwangsehe", „Türkischer Stil").

Zu jener Zeit wurde auch die Zahl der Elementarschulen auf 25 erhöht, und zum ersten Mal

Digitized by Google

wurden zwei junge Männer zum Studium nach Europa entsandt, damit sie später an der türkischen Universität lehren sollten.

Es fehlte dem Erziehungswesen damals jedoch noch immer an Einheitlichkeit. Drei Körperschaften, deren Meinungen häufig auseinandergingen, befaßten sich damit, nämlich der Rat für öffentliche Interessen, der Rat für öffentliche Angelegenheiten und der Rat für öffentliche Erziehung. Es bedurfte eines verbindenden Gliedes. Das sogenannte Unterrichtsministerium war nur eine Abteilung, die die Schulknaben leitete. So entschloß sich die Regierung im Jahre 1859, ein Ministerium für das gesamte Unterrichtswesen der Türkei zu gründen. Abdurahman Sami Pascha wurde Unterrichtsminister. Seit jener Zeit ist das türkische Unterrichtswesen gut organisiert und nach wissenschaftlichen Richtlinien geleitet.

DIE ISLAMISCHE BEWEGUNG.

Von unserem Mitarbeiter in Stockholm.

Die letzte Nummer der „Islamischen Welt" brachte einen kurzen Bericht über die in Stockholm abgehaltene Konferenz der islamischen Völker. Die dortigen Kundgebungen fanden, wie schon erwähnt, in politischen Kreisen lebhaftes Interesse, so daß aus diesem Grunde dieser Kongreß islamischer Delegierter durchaus als erfolgreich bezeichnet werden kann.

Die Beobachtungen und Erfahrungen, die der Herausgeber der „Islamischen Welt", Professor Abdul Aziz Schauisch, aus diesem Anlaß machen konnte, haben ihn überzeugt, daß die öffentliche Meinung der neutralen Länder den Freiheitsbestrebungen unterdrückter Völker, welcher Nationalität und Konfession sie angehören mögen, keineswegs gleichgültig gegenübersteht. Während seines Aufenthaltes in Stockholm und Kopenhagen gewann Professor Schauisch den bestimmten Eindruck, daß hauptsächlich Mangel an genauer Darstellung der Verhältnisse die Schuld daran trägt, wenn das Interesse an orientalischen und islamischen Fragen nicht rege genug ist. Dazu kommt die jahrelange Beeinflussung jener Länder durch die unausgesetzte Propaganda der Entente, namentlich der Engländer. In verschiedenen Versammlungen hatte Professor Schauisch trotzdem Gelegenheit, zu bemerken, daß man geneigt ist, auch in der Sache des Islams erwiesene Tatsachen vorurteilsfrei hinzunehmen. Die Reden, die anläßlich eines von führenden Journalisten Kopenhagens zu Ehren der islamischen Gäste veranstalteten Diners gehalten wurden, bestätigen diese Annahme auf das nachdrücklichste.

Von verschiedenen Seiten wurde hierbei aufrichtig bedauert, daß man ententistischen Darstellungen so lange Zeit unbedingt vertraut hat, auch beklagte man es, daß von anderen Nationen nichts geschehen war, die durch die Wühlarbeit der Entente erzeugten falschen Vorstellungen zu berichtigen. Als ein Beweis des Interesses, das man der Türkei und dem Islam in neutralen Ländern entgegenbringt, sei angeführt, daß die führenden nordischen Blätter lange Spalten den Interviews einräumten, die ihre Vertreter mit dem Herausgeber der „Islamischen Welt" hatten. Die Kopenhagener „Politiken" vom 25. 11. 1917 veröffentlichte die von Professor Schauisch einem Ausfrager gegenüber geäußerten Ansichten über die Türkei und Jerusalem.

„Die Engländer versuchten, die Aegypter zu zwingen," sagte Professor Schauisch, „auf ihrer Seite zu kämpfen. Da der Koran jedoch verbietet, gegen Glaubensgenossen zu Felde zu ziehen, konnten sie sie nicht dazu bewegen, die Waffen gegen die Türken zu ergreifen." Auf die Frage nach den Verhältnissen in Konstantinopel antwortete Professor Schauisch, daß sich die unvermeidlichen Folgen des Krieges in der Türkei nicht stärker fühlbar machen als in den anderen kriegführenden Ländern. Das Volk leide keine Not, und Geld sei genug vorhanden, doch wolle sich die Bevölkerung durchaus nicht mit dem Papiergeld, obwohl es durch Goldguthaben gedeckt ist, befreunden, so daß nachdrückliche amtliche Aufklärungsarbeit in dieser Hinsicht geleistet werden muß. „Der Fall Jerusalems ist von keiner militärischen Bedeutung," meinte Scheich Schauisch. „Unter der türkischen Regierung war die Stadt ein religiöser Mittelpunkt, wo alle Konfessionen die gleichen Rechte genossen. Sollte Jerusalem einer besonderen religiösen Gemeinde zufallen, so wird es ein Zankapfel werden." —

Digitized by Google

Die Kopenhagener „Berlingske Tidende" schreibt: „Professor Schauisch kommt gerade von Stockholm, wo die muslimische Liga vor kurzem eine Versammlung abhielt. Professor Schauisch kämpft für die Befreiung der muslimischen Länder von der Fremdherrschaft, für die Loslösung Aegyptens und Indiens von England. „Wir müssen unser Ziel erreichen," sagte Scheich Schauisch; „denn ehe wir es erlangt haben, wird die Welt nicht zu dem Frieden kommen, den sie so heiß ersehnt. Gibt man uns die Freiheit nicht, dann werden die muslimischen Völker mit elementarer Wucht selbst ihre Fesseln sprengen."

Unter dem Titel „Aegypten und England" bringt das Blatt „Socialdemokraten" vom 30. 11. 17 einen langen Aufsatz mit der Wiedergabe folgender Aussprüche von Professor Schauisch: „Solange Aegypten unter englischer Herrschaft bleibt, wird die Welt keinen dauernden Frieden haben. Wenn wir der Kriegsursache auf den Grund gehen, stoßen wir auf die ägyptische Frage. Der Suezkanal in englischen Händen wird immer ein den Frieden störender Faktor sein, denn die anderen europäischen Großmächte werden auf die Dauer die uneingeschränkte englische Herrschaft über die wichtigste Verkehrsstraße zwischen Westen und Osten nicht dulden. Es ist unumgänglich nötig, daß alle, die den Frieden wünschen, daß alle Mächte, die an seiner Wiederherstellung arbeiten, die Selbstregierung Aegyptens und die Abschaffung der englischen Kontrolle über den Suezkanal als eine der ersten Voraussetzungen zum Frieden ansehen. Was Aegypten anbetrifft, so kann man wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß es als freier Staat eine unparteiische und treue Wache der wichtigsten aller Weltstraßen bilden wird, auf die alle seefahrenden Nationen das gleiche Recht haben. England unterdrückt die Aegypter in jeder Weise. Der Unterricht der Eingeborenen wird vernachlässigt. Nur ein kleiner Teil der Bevölkerung lernt Lesen und Schreiben. Auch industriell kann sich der Aegypter nicht betätigen, da England die ganze Industrie dermaßen beherrscht, daß in dem Baumwolland Aegypten kein einziger Eingeborener eine Spinnerei besitzt. Die nationale Bewegung ist die Folge dieser Unterdrückung. Die Nationalpartei, für die ich arbeite, verkörpert den Geist der ägyptischen Nation. Unermüdlich wird dieser Geist am Werke sein, bis die Welt anerkennt, daß das Selbstbestimmungsrecht Aegyptens sein heiliges Recht und die einzige sichere Lösung des Suezkanalproblems ist."

* * *

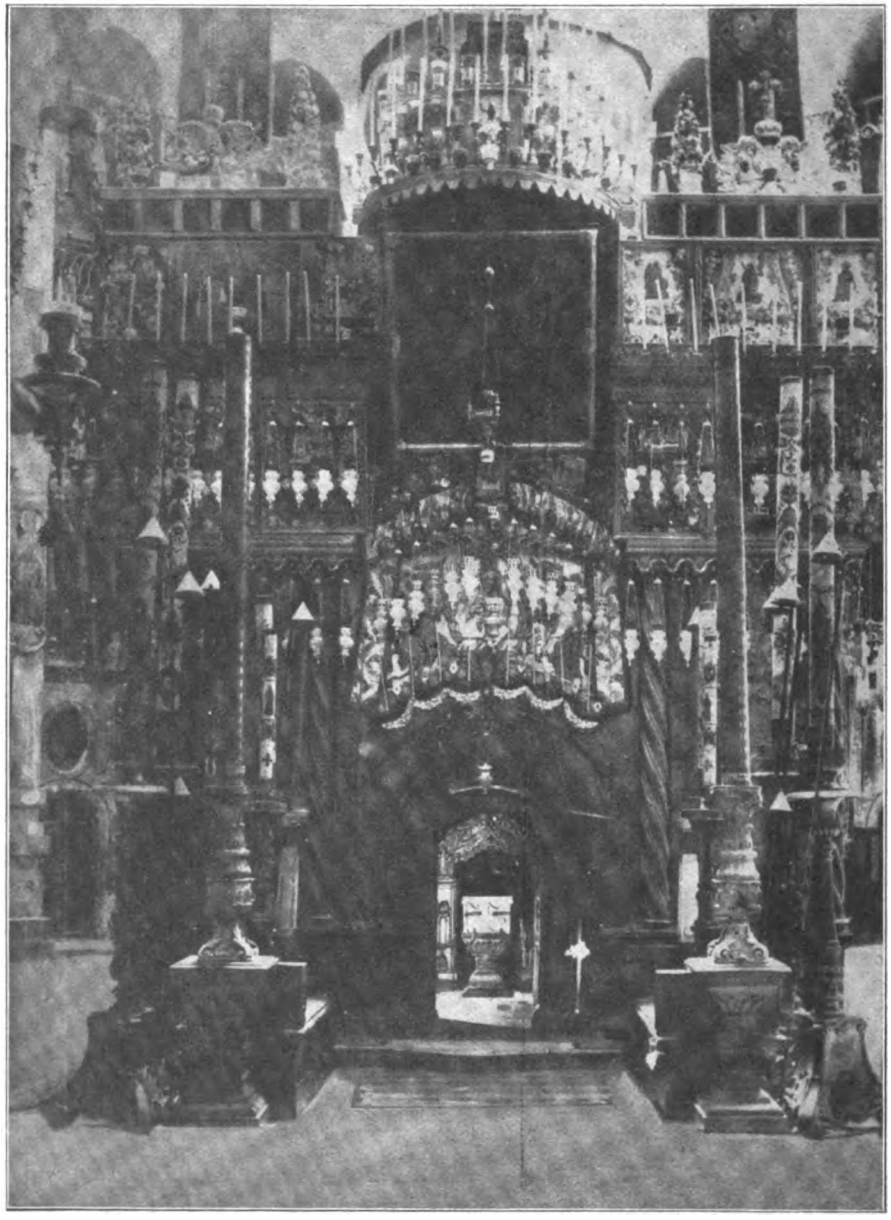
Die Berliner ägyptische Kolonie und ihre Freunde aus muslimischen und deutschen Kreisen versammelten sich am 19. Dezember in den Räumen des Berliner Türkischen Klubs zu einer Protestveranstaltung gegen die englische Zwingherrschaft in Aegypten. Am 19. Dezember 1914 erklärte England sein Protektorat über Aegypten. In der Versammlung am dritten Jahrestage jenes unheilvollen Ereignisses wurde in verschiedenen Reden noch einmal auf das eindringlichste das schwere Unrecht gebrandmarkt, das die Engländer seit ihrem Eintritte in das Land dem ägyptischen Volke antun. Nach einleitenden Worten des Generalleutnants Imhoff Pascha, worin die jüngsten Kriegsvorgänge in Palästina beleuchtet wurden, gab Scheich Schauisch einen Ueberblick über die Geschichte der englischen Okkupation und stellte die Frage, wie sich die Bedrückung Aegyptens mit den vielfachen Beteuerungen der Engländer vertrage, daß sie nur danach trachten, kleine oder schwache Staaten zu schützen und unterdrückte Völker zu befreien. Erst unter den Engländern, so führte er aus, ist Aegypten unfrei geworden, nachdem es 600 Jahre unter verschiedenen arabischen Dynastien volle Freiheit genossen hatte und dann unter der Türkei gleichfalls in der Lage gewesen war, seine Angelegenheiten nach eigenem Belieben selbst zu ordnen. Der dritte Redner war Mahmud Ferid Bey, der Vorsitzende der ägyptischen Nationalpartei. Er betonte namentlich die Tatsache, daß die Aegypter kraft ihrer Geschichte, ihrer Rasse, ihrer Religion, ihrer Kultur und ihrer Sprache eine in sich geschlossene einheitliche Nation bilden und daher volles Anrecht auf nationale Selbstbestimmung haben. Der indische Nationalist Pillai erörterte in längerer Aussprache die Parallelität der gegen England gerichteten indischen und ägyptischen Bestrebungen. Zum Schluß drückte in schwungvollen Worten der frühere deutsche Ministerresident in Aegypten, Baron Max Oppenheim die deutsche Sympathie für die Aegypter aus.

Digitized by Google

PALÄSTINA UND SYRIEN.

Von Rudolf Rotheit.

Einen Maßstab für die Höhe der Opfer, die die Engländer haben bringen müssen, um Jerusalem zu erreichen, liefert der von der englischen Regierung veröffentlichte Bericht des Oberbefehlshabers an der Sinaifront, Generals Murray, über die Kämpfe bei Gaza vom März und April 1917. Zu dieser Veröffentlichung fühlte sich die Regierung durch das Parlament und die öffentliche Meinung genötigt, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die ursprünglichen Reklamemeldungen über damalige englische Siege bei Gaza irreführende Fälschungen gewesen sind. Das Gegenteil war der Fall: die Engländer erlitten damals bei Gaza zweimal die schwersten Niederlagen. Der General Murray mußte schließlich in seinem Berichte das Eingeständnis machen, daß er in der ersten Schlacht 4000, in der zweiten 7000 Mann verloren hat, ohne daß es ihm möglich gewesen war, einen Schritt vorwärts zu kommen.



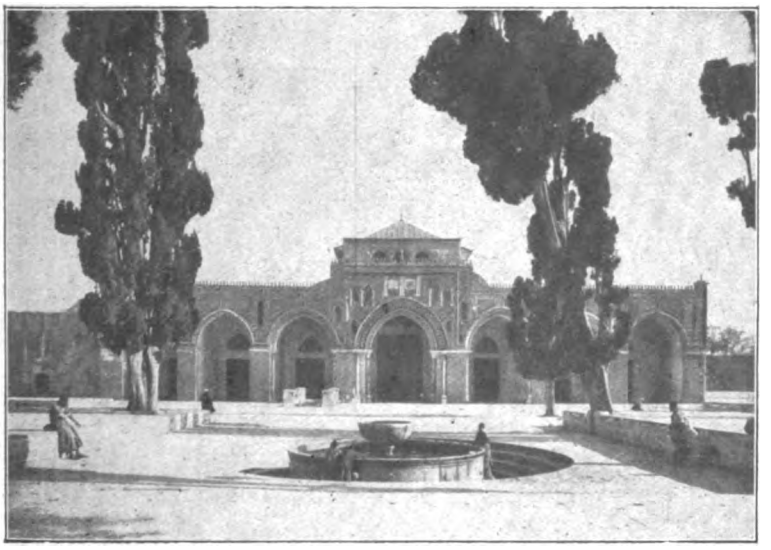
Das Innere der Kirche des Heiligen Grabes in Jerusalem.

Vier Infanteriedivisionen sowie eine australisch-neuseeländische und eine englische Kavalleriedivision beteiligten sich an jenen Kämpfen. In der zweiten Schlacht wurden auch Tanks ins Feld geführt, von denen jedoch drei von den Türken zerschossen wurden. Außerdem wirkten vom Meere aus 2 englische Monitore und das französische Schlachtschiff „Requin" mit. Später, nachdem die Kämpfe bereits vorüber waren, stießen eine französische und eine italienische Abteilung zu den englischen Truppen.

Die Türken waren zu Beginn der ersten Schlacht, die am 26. März stattfand, nur zwei bis drei Divisionen stark. Sie hatten also eine

Digitized by Google

große Uebermacht gegen sich. Allerdings erhielten sie dann Verstärkungen, blieben aber zahlenmäßig immer noch ihren Gegnern unterlegen. Kaum sah der an Ort und Stelle befehligende englische General Dobell diese Verstärkungen ankommen, als er den Rückzug anbefahl, obwohl eine englische Division beherrschende Höhen südlich von Gaza besetzt hatte und die englische Kavallerie von Osten her die Stadt bedrängte. Der englische General hatte es eben mit der Angst zu tun bekommen; so sehr, daß er nicht einmal mehr daran dachte, seine Reserven einzusetzen.



Die Aksa-Moschee am Tempelplatz in Jerusalem.

Um die Scharte auszuwetzen, nahm man den Kampf am 17. April wieder auf. In der Zwischenzeit hatten sich die Türken auf fünf Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision verstärkt. Starkes türkisches Maschinengewehrfeuer von vorn und in die Flanke hielt die Engländer in Schach. Wieder war General Dobell der Leiter der Schlacht und wieder scheute er sich, nachdem er überaus schwere Verluste erlitten, seine Reserven heranzuziehen und weitere Truppen zu opfern. Er brach den Kampf einfach ab.

Die Fruchtlosigkeit dieser Schlachten bei einem Verlust von zusammen 11 000 Mann wird in dem Berichte Murrays durch einen — Sonnenstich entschuldigt. „Es wurde mir klar," erzählt Murray, „daß General Dobell, der einige Wochen zuvor einen schweren Sonnenstich erlitten hatte, körperlich nicht imstande war, die Anstrengung weiterer Operationen in der kommenden Sommerhitze zu ertragen. Deshalb hielt ich es für meine Pflicht, ihm sein Kommando abzunehmen." Auf diese Weise sucht General Murray sich selbst nachträglich von der Verantwortlichkeit zu entlasten. Er nahm aber, nachdem auf Grund seiner eigenen Meldung die erste Gaza-Schlacht in England als großer Sieg hingestellt worden war, dankbar das Telegramm des Königs Georg entgegen, das ihm zu seinen „Erfolgen" beglückwünschte.

Jedenfalls hat die türkische Armee, wie sich aus den englischen Eingeständnissen ergibt, ihre Pflicht auch an der Sinaifront erfüllt, und wenn das Kriegsglück ihr dort in der letzten Zeit nicht mehr hold war, so liegt das nicht an verminderter Tapferkeit, sondern an erhöhten technischen und räumlichen Schwierigkeiten. Entscheidend jedoch ist der Fehlschlag von Jerusalem keineswegs, denn der entscheidende Kriegsschauplatz ist und bleibt der westliche; er bleibt dies erst recht nach dem Ausscheiden der Russen aus der Reihe der Kriegführenden.

Wir haben schon erwähnt, daß französische und italienische Abteilungen bei Gaza sichtbar waren, ohne dort eine Rolle gespielt zu haben. Französische und italienische Streitkräfte rückten nach englischen Meldungen zusammen mit den Engländern auch in Jerusalem ein. Diese Teilnahme von

Ansicht von Jerusalem.

Digitized by Google

Franzosen und Italienern an der englischen Palästina-Unternehmung scheint mehr von Mißtrauen als von waffenbrüderlicher Liebe diktiert zu sein. Die englischen amtlichen Kriegsberichte von der Sinaifront schweigen sich über die Anwesenheit von Franzosen und Italienern vollkommen aus; erst nach dem Fall von Jerusalem erfuhr man etwas darüber, jedoch in einer geringschätzigen Form, als ob es sich nicht etwa um eine Kampftruppe, sondern um eine Hilfstruppe für Polizeidienste gehandelt hätte. Es lassen sich daraus interessante Schlüsse auf die Verhältnisse im ententistischen Palästina-Lager ziehen. Wir haben aber auch andere Anzeichen vorhandener Unstimmigkeiten. So schreibt der französische Senator Lucien Hubert im „Matin" vom 23. November (also noch vor dem Fall Jerusalems), daß durch die englische Expedition „eine wichtige Frage der auswärtigen Politik Frankreichs berührt wird". Im Gegensatz zu der englischen Gepflogenheit, die Franzosen als etwas Nebensächliches zu behandeln, betont er mit dem größten Nachdruck die Mitwirkung der französischen Flotte sowie eines größeren französischen Hilfskorps bei den letzten Kämpfen um Gaza vom November und bemerkt dabei, daß es „von sehr heilsamer Wirkung wäre,

Klagemauer in Jerusalem.

wenn dies dem großen Publikum bekanntgegeben würde". Die Spitze gegen England blickt hier deutlich hervor. Herrn Lucien Hubert handelt es sich um Syrien und er versteigt sich zu der mehr als gewagten Behauptung: „Es gibt für uns keine Frage, die nationaler und mit unserer Geschichte enger verflochten wäre, als die syrische." Deshalb verlangt er „zur Beruhigung aller, welche wissen, welche Bande Frankreich mit Syrien vereinen, daß neben der englischen Flagge auch die französische Trikolore vor Jerusalem weht." Aehnlich schreibt „Echo de Paris" vom 25. November: „Syrien ist die Wiege der Mittelmeertraditionen unseres Landes... und es wäre zu wünschen, daß Frankreich in den entscheidenden Stunden würdig in Syrien vertreten wäre. Wir haben zwar einige Kontingente und zwei oder drei alte Schiffe dort, es wäre aber nützlich, unsere militärische Vertretung dort etwas zu verstärken."

Der Felsendom (Omar-Moschee) in Jerusalem.

Es ist nach dem Verhalten der Engländer und nach den Stimmen der Franzosen ganz klar, daß sie einander nicht über den Weg trauen, und dies wird wohl der Hauptgrund dafür sein, daß die Engländer, um die Franzosen nicht noch mehr zu reizen, nach der Einnahme von Jerusalem verbreiten ließen, daß das Schicksal der Stadt vorläufig in Schwebe bleibt und erst auf der Friedenskonferenz entschieden werden soll. Auch der englische Plan einer Wiederaufrichtung des Judenstaates unter englischem Protektorat wird in Frankreich mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen; man empfindet es dort

Digitized by Google

peinlich, daß gerade in England eine so starke Agitation dafür betrieben wird.

In diesem Zusammenhange sind auch die neueren Ausdehnungsbestrebungen Englands in Persien zu beachten. Aus den veröffentlichten russischen Geheimakten erhellt, daß zu Beginn 1915 England mit Rußland darüber verhandelte. Die russische Regierung erklärte sich einverstanden damit, daß die neutrale Zone Persiens in die englische Einflußsphäre einbezogen werde, nur wollte sie damals an dem Raub beteiligt sein. Sie verlangte, daß die Städte Ispahan und Jesd an Rußland fallen und daß ferner der Teil der neutralen Zone, der wie ein Keil zwischen die russische und die afghanische Grenze eindringt, in die russische Einflußsphäre einbezogen werde. Und da man schon am Beuteverteilen war, nahm Rußland gleich auch das an Rußland angrenzende nördliche Afghanistan für sich in Anspruch.

Mit den russischen Anforderungen ist es aus, mit den Engländern und Franzosen jedoch wird erst noch gründlich abzurechnen sein. Ob ihre asiatischen Pläne noch während des Weltkrieges militärisch oder nach dem Weltkriege diplomatisch werden durchkreuzt werden, steht dahin. Die Fahnen Englands, Frankreichs und ihrer italienischen Spießgesellen in Jerusalem bedeuten nur eine nochmalige Anmeldung ihrer Raubgelüste. Hoffentlich zum letzten Mal, denn: die Front im Westen und der U-Bootkrieg, das ist das Entscheidende.

Beim Ausrücken ins Feld.

Von Jussuf Zia.

Türke bin ich: stark mein Glaube und mein Land,
Feuer ist in Herzenstiefen mir entbrannt:
Wer ein rechter Mann ist, dient dem Vaterland:
Türkensohn hockt nicht zuhause; auf ins Feld!

Allahs heil'ges Buch laß keinem ich zum Raub,
Türkensöhne sinken nimmermehr in Staub,
Nie und nimmer Feindeseinfall ich erlaub';
Gottes Haus verwüste keiner: auf, ins Feld!

Diese Fluren und der Ahnen Herdesglut,
Dies mein Haus, mein Dorf, das hier so traulich ruht,
Das ist's Vaterland; es ist in Gottes Hut,
Schönre Heimat find ich nirgends; auf, ins Feld!

Gott mein Zeuge! Treue halt ich meinem Wort,
Trage tief mein Volk in Herzens Hort,
Vaterland! Nichts andres seh ich hier und dort:
Seinen Frieden stört kein Feind uns: auf, ins Feld!

Weißes Hemd wischt meiner Augen Zähren ab,
Schwarzer Stein schleift meines Dolches Klinge ab,
Vaterlandes Ruhm dient alles, was ich hab':
Niemand lebt hienieden ewig: auf, ins Feld!

Uebersetzt von Dr. Otto Hachtmann.

Digitized by Google

DIE VÖLKERBRÜCKEN.

Von Emil Zimmermann.

Es gibt drei Gebiete starker Menschenanhäufung auf der Erde: China, Indien und das mittlere und westliche Europa. Dieses, wenn man dazu Polen, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Dänemark, Italien, die Schweiz und den Westen (ohne England) rechnet, ist etwa 3 Millionen Quadratkilometer groß und hat 250 Millionen Einwohner. Indien zählt bei knapp 4¾ Millionen qkm 320 Millionen Menschen; China (das eigentliche China) ist 4 Millionen qkm groß und hat 300 Millionen Einwohner. Etwa 12 Millionen qkm der bewohnten Erde beherbergen nahezu 900 Millionen Menschen, die anderen 120 Millionen qkm noch nicht 700 Millionen. Von den drei großen Zentren der Erdenbevölkerung steht das mittelste seit langem unter fremder Herrschaft. Indien hat eine große alte Geschichte, von der seine Heldenlieder erzählen. Eine ganze Anzahl von einander verschiedener Staaten teilten sich in das Gebiet der Halbinsel. Der Kampf der einen gegen die anderen hielt die Kräfte rege, ohne daß sich infolge der geringen geographischen Gliederung der Halbinsel starke Staatswesen entfalten konnten.

Auch China bildet eine kompakte Masse; das hat aber nicht verhindert, daß sich schon frühzeitig mächtige Staatsgebilde in seinen Grenzen entwickelten. Der gegen 4 Millionen Quadratkilometer große Kernteil von China konnte sogar zur Einheit kommen, schon als Alexander der Große sein Weltreich aufbaute. Doch das gab nicht dauernde Kraft; auch das geeinte China fiel wiederholt unter fremde Herrschaft. Das sollte denen zu denken geben, welche des Glaubens leben, ein geeinigtes festländisches Europa werde sich zu unerhörter Kraftäußerung entfalten.

Die drei Hauptgebiete menschlicher Ansiedlung sind der Masse des asiatischen Kontinents vorgelagert, China nach Südosten, Indien nach Süden, Europa nach Westen. Sie legen sich wie ein Gürtel um den Leib des asiatischen Riesen; in diesem Gürtel bildet Vorderasien das verbindende Glied. Dieses Vorderasien ist die verbindende Brücke zwischen dem stark bewohnten Europa und den Menschenmassen in Indien und China. Auf jener Brücke können sich die Austauschgüter und die Gedanken von 900 Millionen Menschen kreuzen.

Der Gürtel der Hauptgebiete menschlicher Ansiedlung auf der Erde wurde schon im Mittelalter von großen Handelswegen durchzogen. Der gewaltige Mongolenkaiser Kublai beschirmte den Handel, hielt strenge auf Ordnung in seinem Riesenreiche, und zwischen China und dem europäischen Westen entstanden sehr lebhafte Beziehungen. Im 14. Jahrhundert verfaßte der Italiener Balduzzi Pegolotti seinen Handelsführer für die Reise nach China; er gab genaueste Aufklärung über die Wege, Preise, Transportmittel, Reisespesen, Münzverhältnisse, ja, sogar die Trinkgelder. In Hangchou waren die Venetianer, in Chüan-chou genuesische Firmen angesessen; in Peking war damals ein Völkergewimmel wie heute, und der Verkehr in China war zu jener Zeit zweifellos sicherer denn in unseren Tagen.

Der Seeverkehr bringt es mit sich, daß sich die Handelsorganisationen nach den Küsten ziehen, hauptsächlich die Küstenbevölkerung mit Fremden in Verkehr tritt. Der Fremde kommt selten ins Hinterland, das infolgedessen den vereinzelt erscheinenden Ausländern mit Mißtrauen, ja Feindseligkeit begegnet. Man spricht immer vom völkerverbindenden Seeverkehr; doch sind da doch sehr große Vorbehalte zu machen. Stark gegliederte Landgebiete wie Europa, verhältnismäßig schmale Kontinente wie Amerika, können leicht vom Seeverkehr ganz durchdrungen werden. Selbst für Indien mag das Geltung haben. Aber in das Innere so abgerundeter Massen wie das Afrika der nördlichen Halbkugel, wie China und Zentralasien, kann der Seeverkehr nicht hineinreichen. Daher ist es gekommen, daß in der Zeit des Vorwiegens des Seeverkehrs das innere China und der Sudan

Digitized by Google

ausgesprochen fremdenfeindliche Gebiete geworden sind.

Dem war nicht so im Mittelalter. Selbst der Fremde aus dem fernen europäischen Westen kam nach Tibet, nach dem westlichen China aus angrenzenden Gebieten, zusammen mit Leuten, die man seit Jahrhunderten kannte; es erschien also der Westeuropäer nicht als etwas vom Himmel Gefallenes. Dazu kam, daß die rührigsten Kaufleute nicht bloß, wie heute, an der Küste saßen; ihre großen Kontore, von denen Hunderte und Tausende abhängig waren, befanden sich auch in den landeinwärts gelegenen Grenzgebieten, und von diesen kaufmännischen Zentralstellen aus ging der Strom der Aufklärung über die Bedeutung des Handels mit den Fremden bis ins niedere Volk. So kam es, daß selbst das innere China nicht fremdenfeindlich war. Dasselbe galt für den Sudan. Sudanische junge Leute lernten an den Schulen in Kairo, Alexandrien, Saragossa, Cordova; Araber und Europäer gelangten im frühen Mittelalter bis zum Tschadsee und nach Timbuktu. Da gab es keine Fremdenfeindschaft im Sudan.

In Deutschland bilden sich viele immer noch ein, es sei unsere Aufgabe, im Seeverkehr mit an der Spitze zu stehen, insbesondere in China von der Küste her einzudringen und dort mit den Engländern, Amerikanern und Japanern um den Handelsabsatz zu ringen. Damit wurde die Festsetzung in Kiautschou begründet; unter Hinweis auf diese Notwendigkeit fordern heute viele in Deutschland eine starke Stellung des Reiches in der Südsee. Deutschland wird in den weltenfernen Südseegebieten aber niemals eine Macht entfalten können wie Japan oder England; wo aber keine Macht ist, da wird künftig der Handel nicht gedeihen.

Aber müssen denn deutsche Waren in alle Zukunft den Weg über die chinesische Küste nehmen, um ins innere China zu gelangen? Könnte nicht der große Ueberlandverkehr des Mittelalters in modernem Gewande wieder aufleben?

Wir haben in der Donau eine vorzügliche Wasserstraße zum Schwarzen Meere. Von Haidar Pascha führt heute bereits eine Bahn über Konia bis Aleppo und bald bis Bagdad; man kann heute schon mit der russischen Eisenbahn von Poti am Schwarzen Meere über Tiflis nach Täbris fahren. Das Nächste müßte die Herstellung eines leistungsfähigen Schienenweges Trapezunt — Erzerum — Täbris — Teheran sein, der seine Fortsetzung über Jesd und Kirman bis nach Kandahar in Afghanistan und bis zur Grenze von Beludschistan finden müßte. Damit würde dann der Donauweg an die Tore Indiens reichen.

Ich habe in meiner Schrift: „Kann Mesopotamien eigene Kolonien ersetzen?“ mich gegen die Auffassung erklärt, daß das türkische Kleinasien nun mit einem Schlage Riesenmassen von Rohstoffen liefern und der Handel nach Südosten uns den ganzen Ueberseehandel ersetzen könnte. Mitteleuropa kann seine wirtschaftliche Ergänzung nicht allein in der Türkei und in Persien finden auch nicht in beiden zusammengenommen, und die Wege nach Südosten haben nicht viel auf sich, wenn sie auch künftig nicht weiter als bis Bagdad und bis Teheran reichen sollen. Gewiß umfassen das türkische Vorderasien und Persien Riesengebiete, die eine zehnmal so große Bevölkerung als heute tragen könnten; aber in der Zeitspanne, mit welcher wir Menschen rechnen müssen, wird eine Hundertmillionenbevölkerung in Vorderasien nicht vorhanden sein.

Doch wir müssen die Türkei und Persien als Brücken nach dem menschenreichen Indien betrachten, und dann gewinnen die Wege dorthin, namentlich der Donauweg, sofort eine sehr große Bedeutung. Auch nach Mittelasien könnten diese Straßen hinüberführen.

Alles hängt davon ab, wie sich das künftige Verhältnis zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn gestaltet und ob sich auf der Donau eine große deutsche Flotte entwickeln kann, die deutsche Güter zum Schwarzen Meere und von den Donaumündungen nach Haidar Pascha und nach Trapezunt trägt. Von da würden Bahnen die Erzeugnisse der deutschen Industrie nach Kleinasien und Mesopotamien, nach Persien und Afghanistan und schließlich nach Nordindien tragen.

Auch auf das Verhältnis der Mittelmächte zur Türkei kommt es sehr an. Diese muß erkennen, daß ihre Zukunft darin liegt, wieder der Mittelpunkt der großen Verbindungen von Mitteleuropa nach Indien und dem fernen Osten zu werden; eine kühne, nach großen Gesichtspunkten geleitete Verkehrspolitik des Türkischen Reiches muß den Landverkehr gegen den Seeverkehr begünstigen, und das liegt, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, durchaus im Interesse des Islams, dem an der Erschließung der asiatischen und afrikanischen Zentralgebiete weit mehr gelegen sein muß als an der

Digitized by Google

einseitigen Heraufzüchtung der seegelegenen Erdgebiete durch die große Schiffahrt. Der Islam hat gerade aus Zentralasien und aus dem Sudan immer einen großen Teil seiner Kraft gezogen.

Die Mittelmächte wieder dürfen nicht übersehen, daß Vorderasien zwar Brücke für den großen Ueberlandverkehr ist, aber keine leblose Sache. Arabien ist die Wiege des Islams; der Islam aber war und ist stark in Mittelasien, Indien, und seine Wirkungen erstrecken sich bis China. So ist er nicht nur Brücke zwischen den großen Völkergebieten der Welt, sondern der gegebene Vermittler, weil er sowohl in Indien und China wie auch — durch jahrhundertelange Beziehungen — in Mitteleuropa starke Anknüpfungspunkte geschaffen hat.

Der große Ueberlandverkehr, den Europa noch gar nicht kennt (er ist im russischen Asien und in Nordamerika zuhause), ist noch sehr großer Entwicklung fähig. Die Fassungskraft der Güterwagen kann bedeutend erhöht werden, und wenn es auch schwerlich zu erreichen sein wird, daß ein Eisenbahnzug so große Mengen von Gütern aufnehmen kann, als selbst ein mittlerer Frachtdampfer, ist es doch denkbar, daß die Vergrößerung der Güterwagen und die Erhöhung der Kraft der bewegenden Maschine es in nicht zu ferner Zukunft erlauben wird, Eisenbahnzüge abzufertigen, die über 1000 Tonnen Güter mit einem Male fortbringen.

Der größte Feind eines ausgedehnten Ueberlandverkehrs ist die Klein- und Vielstaaterei. Der Kaufmann schickt lieber Waren von Hamburg auf einem deutschen Schiff nach Alexandrette, als daß er sie einem Güterwagen anvertraut, der ein halbes Dutzend Grenzen überschreiten muß, ehe er am Bestimmungsort ankommt. Erheblich anders wird die Sache schon, wenn große Kanalbauten und eine weitgehende Verbesserung der Donauschiffahrt und die ausgiebige Teilnahme Deutschlands daran eine direkte Verbindung deutscher Fluß- und Kanalhäfen mit den Häfen des Schwarzen Meeres gestatten, wenn weiter in Vorderasien ein einheitlich geleiteter starker Staat entsteht. Dann empfängt das deutschtürkische Haus in Haidar Pascha oder Trapezunt deutsche Waren auf deutschen Schiffen; sie bleiben, wenn an etwaigen Umschlagplätzen an der Donau Freihäfen errichtet werden, während der ganzen Reise bis zum Schwarzen Meerhafen in deutschen Händen. Unter gleichen Bedingungen — ausreichende Anteilnahme Deutschlands an der Schiffahrt, Freihäfen am Weichsel-Schwarze Meer-Kanal — ließe sich durch einen großen deutsch-polnisch-ukrainischen Kanalbau über die Weichselmündung sogar ein Verkehr zwischen Schweden und den Schwarze-Meer-Häfen einrichten.

Die deutschtürkischen Häuser in Haidarpascha und Trapezunt übernehmen die deutschen Waren und geben solche türkischer und persischer Herkunft zur Verfrachtung nach Deutschland ab; sie rechnen mit ihren deutschen Verbindungen ab, ihrerseits aber strecken sie die Hände nach der inneren Türkei, nach Persien, Mittelasien, Afghanistan aus. Sie geben die von ihnen gekauften Waren an die türkischen und persischen Bahnen ab.

Weshalb sollten auf diesem Wege nicht Wolle und Seide, Baumwolle, Oelfrucht aus Persien und Vorderasien nach Deutschland kommen? Von Trapezunt über Täbris und Teheran zur Grenze von Afghanistan, das sind 3000 Kilometer, und man hat heute gelernt, auf solche Entfernungen die Tonne mit 80—90 Mark zu befördern. Hochwertige Artikel vermögen diesen Frachtpreis zu tragen und ebenso die Kosten der Weiterfracht vom Schwarzen Meere nach Deutschland. Umgekehrt können auch deutsche Industrieerzeugnisse mit Nutzen bis nach Kandahar befördert werden.

Von noch größerer Bedeutung als der Güteraustausch würde der Personen- und Postverkehr werden. Eine Bahnverbindung Erzerum—Kandahar würde Nordindien zwingen, das Gesicht zum Schwarzen Meere zu wenden. Das weiß England sehr wohl, deshalb sein durch die Veröffentlichung von russischen Geheimakten belegtes Bemühen, Mesopotamien und Palästina zu besetzen, um zwischen das mittlere der drei großen Völkergebiete und das westliche einen Riegel zu legen. England wünscht nicht, daß sich diese Gebiete und China dessen erinnern, daß sie über Land eng mit einander zusammenhängen und schon im Verkehr mit einander standen, als Britannien noch eine abgelegene Insel war, die eine bescheidene Rolle in der Weltgeschichte spielte. Die Wege vom festländischen Europa nach Indien und China sollen nach Englands Willen auch fernerhin über See führen, durch die Joche hindurch, die England für den Weltverkehr errichtet hat.

Setzt England seine Kriegsziele in Vorderasien durch, dann bedeutet das die dauernde Trennung der drei großen Völkergebiete im Landverkehr und

Digitized by Google

ihre Hinweisung auf den Seeverkehr; die Türkei und der Islam werden dann nie wichtiges Bindeglied in einer neuen Welt, sondern sie sinken zur Macht dritten Ranges herab, und ein ähnliches Schicksal winkt den europäischen Mittelmächten. Sie und die Türkei haben das gleiche Interesse an der Verhinderung der englischen Pläne in Syrien und Mesopotamien und an der Zurückwerfung der englisch-indischen Streitkräfte noch vor Friedensschluß. Geschieht das, dann können die nötigen türkischen und persischen Bahnbauten ausgeführt werden, und dann wendet Nordindien, wie schon gesagt, sein Gesicht dem Schwarzen Meere und der türkisch-persischen Gemeinschaft zu; dann gewinnt die Türkei, die Interessengebiete im Osten erhält, und gewinnen auch, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, die Mittelmächte.

Unter der Voraussetzung der Zurückschlagung der englischen Offensive und ihrer völligen Zurückwerfung ist und bleibt der Weg nach Persien und weiter frei, und die großen Geschehnisse in Rußland werden auch die uralten Verkehrsstraßen nach Zentralasien, der Mongolei und dem inneren China wieder öffnen. Die Verkehrslinie Berlin—Warschau—Kiew—Poltawa wird offen bleiben; denn Deutschland wird mit Polen Verbindung haben, Polen mit der Ukraine. Und von da wird der Verkehr die Brücke weiter schlagen zur Wolga, zum Aralsee und nach Zentralasien. Und wie vor Jahren die Riesenstrecke Moskau—Baikalsee—Wladiwostok (Port Arthur) entstand, so wird sich der Verkehr von Orenburg am Ural den Weg ostwärts öffnen, zunächst zum Altai-Gebirge und zum Irtysch-Flusse, um durch seine Senke in die Dsungarei einzudringen und von dort weiterzustreben zum Hwangho und nach Peking und Nanking.

Zur Erreichung dieser großen Zukunftspläne ist nötig, daß Rußland ein einheitlich geleitetes Reich bleibt und nicht in viele Einzelrepubliken zerfällt. Die Kleinstaaterei erlaubt keine große Verkehrs- und Wirtschaftspolitik, sie liegt nur im englischen Interesse. Kann England Vorderasien, Zentralasien und Rußland in eine Reihe kleiner Staaten zerlegen, dann hat es gewonnenes Spiel. Europa, Indien und China sind dann wieder nur auf den Seeverkehr angewiesen, wollen sie zueinander kommen. In ihrem Interesse liegt es, daß die weiten Zwischenräume Rußland und Zentralasien für den Weg nach China, und daß Vorderasien und Persien für den Weg nach Indien jedes möglichst unter ein Zepter kommen, damit die großen verbindenden Eisenbahnen, diese neuen Weltstraßen, möglichst einheitliche Leitung haben.

Für den großen europäisch-asiatischen Landverkehr müßten dann noch in fernerer Zukunft neue Formen gefunden werden, die sich der Art des Verkehrs auf dem freien Weltmeere etwas annähern. Es müßte möglich sein, deutsche Maschinen, deutsche Textilerzeugnisse in ganzen Zügen unter deutscher Mitaufsicht nach Turkestan, der Dsungarei abzulassen, von dort oder vom Altai Landesprodukte und wertvolle Erze unter russischer und chinesischer Mitaufsicht in ganzen Güterzügen nach Deutschland abzulassen. Deutsche Kaufhäuser müssen sich bis ins innerste Asien hin festsetzen, chinesische und russische müßten nach Deutschland kommen. Die dünn besetzten großen Landräume zwischen den drei großen Siedlungsgebieten der Menschheit müßten nicht trennen, sondern verbinden. Das Gleiche gilt, wie schon erwähnt, für Vorderasien.

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit, wenn die Zeichen der Zeit erkannt und beachtet werden. Der europäisch-asiatische Kontinent, der eine zusammenhängende Masse ist und nur durch das völlige Ueberwiegen der Seeschiffahrt seit den großen Entdeckungen auseinandergerissen wurde, strebt wieder zusammen. Einen werden die großen Ueberlandverbindungen, zu denen bereits der Anfang gemacht ist. England, Amerika, Japan wurden künftig von den Seegrenzen her China und Indien mit verdoppelter Energie bearbeiten, und dabei wird Deutschland ins Hintertreffen geraten. Über Mitteleuropa wird über die alten Landbrücken von Vorderasien und Zentralasien an die Tore von China und Indien klopfen, und an diesen inneren Grenzen sind die Seemächte hoffnungslos unterlegen.

Daß wir auch nach dem Sudan und nach Mittelafrika neue Wege haben werden (Tripolis-Tschadsee, Benghazi—Oase Kufra—Abschela—Kongo), habe ich wiederholt betont.

Was die Zukunft im einzelnen bringen wird, kann man natürlich nicht sagen; aber die großen Richtlinien der künftigen Entwicklung sind bereits deutlich erkennbar, und in dieser Entwickelung werden Vorderasien und der Islam eine große und sehr bedeutsame Rolle spielen.

Digitized by Google

FRAUEN IN DER TÜRKISCHEN GESCHICHTE.

Von Achmed Refik.

Frauen haben in der türkischen Geschichte eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Seit Suleiman dem Gesetzgeber hat ihr Einfluß auf die hervorragendsten Staatsmänner sich geltend gemacht und in dem Maße verstärkt, wie die Sultane ihre alten kriegerischen Tugenden einbüßten und zu Schwächlingen herabsanken.

Ursprünglich allerdings war der Einfluß der Frauen auf den Gang der Staatsgeschäfte sehr gering. So hat Nilüfer, die Gattin Orchans, des zweiten Sultans, ein von Politik unberührtes Leben geführt. Sie beschränkte sich darauf, während ihr Gemahl im Felde von Festung zu Festung eilte, das Schloß zu verwalten und die Gäste zu empfangen. Auch jene Prinzessinnen, die vom byzantinischen Kaiserhof oder aus anatolischen Fürstenhäusern an den Hof der Sultane gelangten, übten keinerlei nachteiligen politischen Einfluß aus. Theodora, in ihrer blonden, prangenden Schönheit, Dewletschah mit ihrer unwandelbaren Tugend, wurden hohe Vorbilder türkischen Familienlebens. Bildung und Wissenschaft blieben diesen Frauen nicht verschlossen. Türkische Dichterinnen, wie Seneb und Michri Hatun, bildeten kraft ihrer umfassenden Kenntnisse einen Kreis von Auserwählten um sich. Von Seneb, die auch als Musikerin berühmt war, stammen die bekannten Verse:

Von Gott geschenkt sind deines Leibes Reize,
Dir singt Jussuf ein Preislied im Koran.
Es steigert deine Schönheit meine Liebe,
Und deine Sprödheit mindert mir nicht die Geduld.
Unendlich wächst das eine mit dem andern,
Vom Augenblick hinauf zur Ewigkeit.

Zu jener Zeit, da solche künstlerischen Gebilde entstanden, waren die Sklavinnen bei Hofe einflußlos. Jawus Sultan Selim, fern allen Vergnügungen des Serails, sprengte auf seinem Pferde „Schwarzwolke" von Persien nach Syrien, von Syrien nach Kairo unermüdlich durch die sengende Wüste. Vaterlandsliebe stand diesem Heldenherrscher höher als jede andere Liebe. Sein Sohn aber, Suleiman der Gesetzgeber, war nicht sein Ebenbild. Unbedenklich verschwendete er für seine prunksüchtigen Liebhabereien den Staatsschatz, den sein Vater mit Gold gefüllt, und huldigte hemmungslos seiner Schwäche für Frauen. Von da ab tauchen ungezählte Frauengestalten, von der Sklavin bis zur Prinzessin, mit wachsendem Einfluß in der türkischen Geschichte auf. Zarte geschmeidige Wesen, mit ehrgeizigen, habgierigen Herzen, berauschend giftige Schatten, aus deren Mitte sich in scharfen Umrissen die verführerischen Blicke der Hüchrem, die geldgierigen Züge der Safije, die herrschsüchtigen Augen der Küssem, die von Kummer gefurchte Stirn der Turhan abheben.

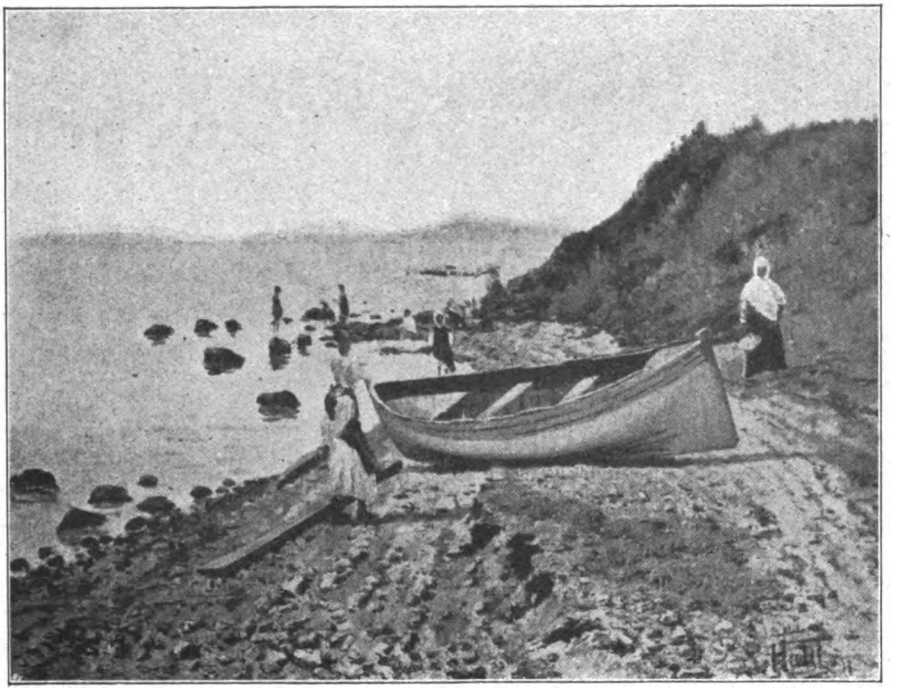
Keine türkischen, nur ausländische Frauen kamen in dieser Zeit an den Hof, Frauen, die nichts mit dem fremden Land und Volk verband, die das Reich nur als Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden betrachteten.

Alle anderen übertrifft die Hüchrem mit ihren unzähligen Verbrechen. Die Verführungskünste dieser russischen Schönen stachelten den Sultan Suleiman zu allen Schandtaten bis zu Morden auf. Ihr zu Gefallen läßt der Padischah seinen Lieblingswesir, während er im Prunkgemach seines Palais ruhte, erwürgen, um an seine Stelle Hüchrems Schwiegersohn zu setzen. Nach diesem erfolgreichen Streich wollte sie das Sultanat selbst an sich reißen und ihren Sohn zu Suleimans Erben einsetzen. Dieser Gier wurde Suleimans ältester Sohn, der arme Mustafa, erbarmungslos geopfert, und nun folgte Mordtat auf Mordtat. Prinz Dschehangirs Tod und die meuchlerische Ermordung des Großwesirs Achmed waren die letzten Verbrechen dieser Furie. Doch die Saat der Mißgunst und des Hasses, die sie ausgestreut, schoß nach ihrem Tode weiter empor. Noch zu des Vaters Lebzeiten kämpften seine Söhne Bajesid und Selim um das Erbe, bis Bajesid und seine unschuldigen Kinder in Persien von Mörderhand aus dem Wege geräumt wurden.

Digitized by Google

Von Hüchrem bis zur Zeit der Familie Köprülü nahm der Einfluß der Frauen die gefährlichsten Formen an. Prinzessin Nurbanu, Prinzessin Safije hielten die Minister fest im Zügel, verkauften die Posten der hohen Würdenträger und vergeudeten den Staatsschatz zu ihrer Lust. Die Sultane waren rettungslos in den Zauber der schönen Venetianerinnen und Griechinnen verstrickt und trieben, im Verein mit ihrer sonstigen Charakterschwäche, Staat und Volk dem Unglück entgegen. Unter Sultan Ibrahim, der, in kostbare Pelze gehüllt, von Frauenstimmen umgirrt, die Staatsgeschäfte versah, geriet das Reich gänzlich in Weiberhände. Vergebens suchte Dschindschi Hodscha mit seinem Weihrauch und seinen Beschwörungsformeln dem Sultan Kraft einzuflößen, da das Reich einen Erben brauchte. Der ganze Hof mit ungezählten Sklavinnen stand unter Frauenregiment, mit der Prinzessin Küssem, der Mutter des Sultans Ibrahim, an der Spitze. Erbitterte Feindschaft herrschte zwischen Küssem und Ibrahims Gattin, der Prinzessin Turhan. Beide Frauen waren von wahnwitzigem Ehrgeiz gepeitscht; sie versuchten alles, um einander ins Unglück zu stürzen, und trachteten einander unablässig nach dem Leben.

Eines Nachts ereignete sich ein entsetzlicher Vorfall. Ein rasender Hilfeschrei durchtönte plötzlich die Luft, Janitscharen mit gezücktem Degen eilten herbei. Die Sultanin-Mutter Küssem war selber in die Falle geraten, die sie ihrer Schwiegertochter Turhan gestellt hatte. Turhan war ihr zuvorgekommen. Mit der Seidenschnur des Vorhangs war Küssem erdrosselt worden. Mit dem tragischen Ende der Küssem büßte der Fraueneinfluß seine Macht ein. Nachdem Prinzessin Turhan sich von der Feindin befreit hatte, legte sie die Regierungsgeschäfte in die Hand der Staatsmänner aus der Familie Köprülü und mischte sich sodann nicht mehr in Angelegenheiten der inneren oder der äußeren Politik. Die Köprülü, Vater und Sohn, machten alte Fehler wieder gut und gewannen dem Staat die innere Macht und das äußere Ansehen zurück, aber die Frauenränke, die jahrhundertelang gelobt, hatten den Staat so ungeheuer geschwächt, daß die Köprülü den Untergang nur hinausschieben, nicht aber verhindern konnten. Nach ihrem Absterben setzte eine tragische Zerstückelung des türkischen Reiches ein. Das Heer war besiegt, die Wesire waren ermordet, die Früchte einer glänzenden Eroberungsperiode früherer Zeiten verdorrten. Die osmanischen Grenzen, die sich bis nach Wien erstreckt hatten, wurden nach dem Verhängnis hinter die Donau verlegt, wo sie Angriffen ungeschützt preisgegeben waren, und das Reich ging andauernd mehr und mehr seiner Größe verlustig.



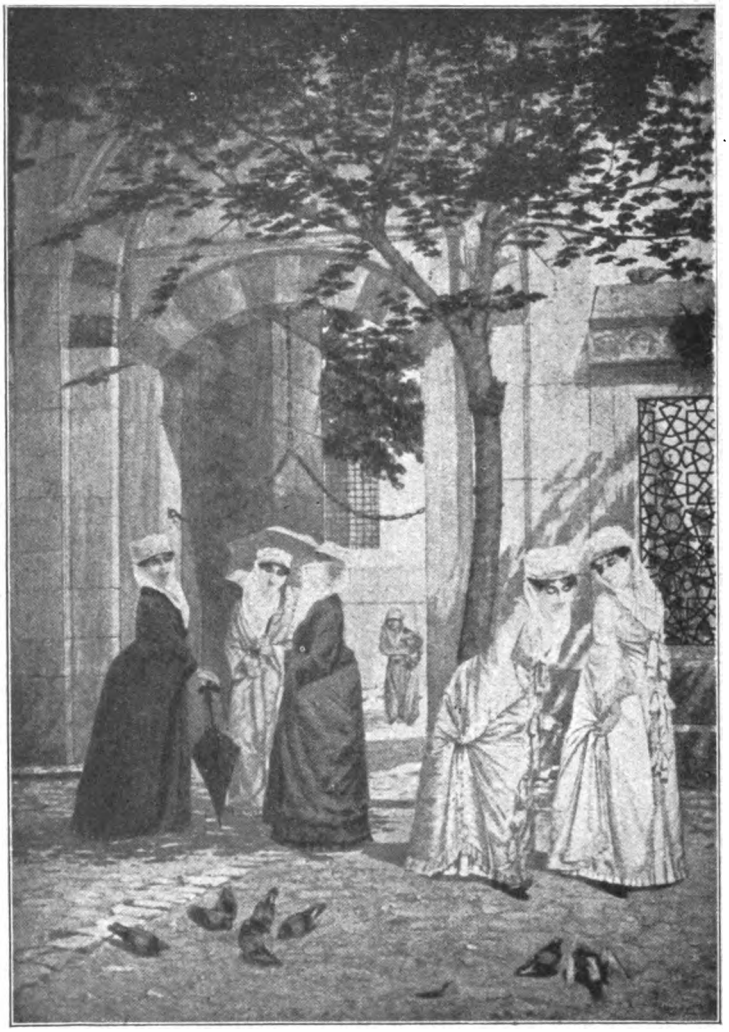
An der Küste von Bostandschi.
(Nach dem Gemälde des türkischen Malers Halil Pascha.)

Digitized by Google

DIE TÜRKISCHE MALEREI.

Eine Studie von Lothar Brieger.

Will man früh in der Geschichte der europäischen Malerei türkischen Typen und türkischem Milieu begegnen, so muß man nicht nach der Türkei gehen, sondern nach — Italien. Schon vor der Renaissance begegnen wir dort einem sehr starken türkischen Einfluß, wie denn die Quellen zur Erforschung des türkischen Teppichs, wenigstens die frühesten Quellen, altitalienische Gemälde sind. Das türkische Kunstgewerbe, vor allem die sogenannte Rhodusfayence, übte über das italienische Kunstgewerbe hinweg starke Geltung auf ganz Europa aus. Es ließe sich eine selbständige Studie über die Zusammenhänge zwischen Rhodusfayence und oberitalienischer Majolika schreiben. Aber damit nicht genug; der alte Gentile Bellini, der Stammvater der venetianischen Künstlerfamilie war Hofmaler des großen Sultans Mahmut II., dessen Löwenantlitz er gemalt hat — es befindet sich zurzeit in Venedig — und bei dem er als Gast in der Türkei weilte, um von dort die Vorbedingungen für ein so prächtiges und verhältnismäßig getreues Gemälde mitzubringen, wie es sein „Einzug eines venetianischen Gesandten in Kairo" im Louvre zu Paris ist.

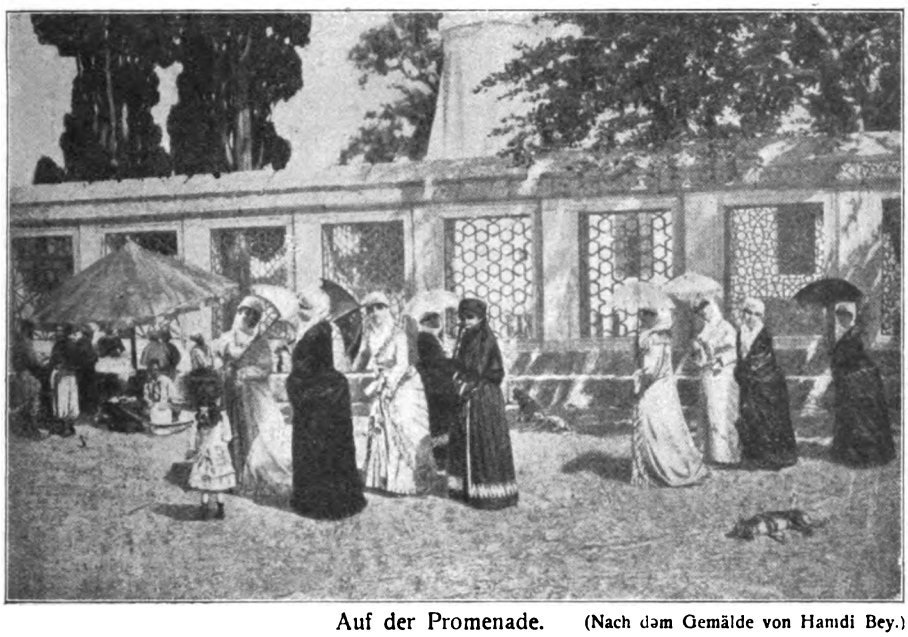


Türkische Frauen bei der Moschee Achmed Dschami.
(Nach dem Gemälde des türkischen Malers O. Hamdi Bey.)

Die Gründe dafür, daß ein künstlerisch sonst durchaus selbstproduktives Land wie die Türkei gerade auf einem so vornehmen Gebiete der Kunst, wie der Malerei, zunächst nichts Eigenschöpferisches leistete, sind keineswegs etwa in einer einseitigen Unfähigkeit für die Malerei zu suchen. Der Farbensinn stand dort von jeher auf einer Höhe, daß er sich vor keinem andern Lande zu schämen brauchte. Wie wäre sonst die Wunderschöpfung des Orientteppichs überhaupt möglich gewesen? Nicht nur der Teppich, auch die türkische Metallkunst und Keramik beweisen außer dem Farbensinn auch den ausgesprochenen Formensinn des Orientalen. Also kann der Mangel an einer nationalen türkischen Malerei in früheren Zeiten nicht in einer inneren Unfähigkeit der Türken hierzu gesucht werden; die Gründe müssen von außen her gekommen sein.

Erinnern wir uns, daß unter den Vorwürfen, die der gleichfalls orientalischen Nation der Juden von ihren Gegnern gemacht werden, auch der ist, daß sie künstlerisch unproduktiv, zum mindesten unerfinderisch gewesen sei. Dieser Vorwurf entspricht allerdings den Tatsachen, und daß es so ist, mutet sonderbar bei einem Volke an, dessen schöpferische Phantasie aus der dichterischen Fassung seiner heiligen Bücher beinahe überüppig hervorleuchtet. Wir müssen zur Erklärung darauf zurückgreifen, daß Moses aus Furcht

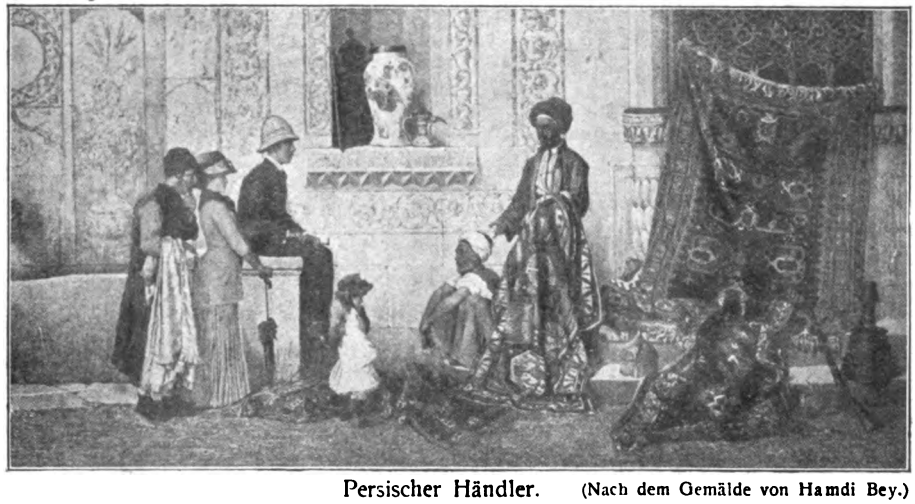
Digitized by Google



Auf der Promenade. (Nach dem Gemälde von Hamdi Bey.)

vor Götzendienst seinem Volke in den zehn Geboten den ausdrücklichen Befehl erteilte: „Du sollst Dir kein Bildnis machen und keinerlei Gestalt, weder von Mensch noch von Tier". Der Prophet Muhammed, der in so vielem ehrfürchtig auf Mosis Spuren wandelte, mochte wohl dieselbe Befürchtung hegen. Er verbot zwar Malerei und Plastik nicht direkt im Koran, wohl aber in seinen später gesammelten mündlichen Vorschriften, den Hadith, in denen sich zwei Paragraphen befinden, die eine Darstellung des Göttlichen, des Menschlichen und des Tierischen untersagten. Die Ehrfurcht vor dem Worte des Propheten ist Anlaß geworden, daß eines der künstlerisch phantasievollsten Völker, die Türken, bis vor nahezu 50 Jahren weder eine eigene Plastik noch eine eigene Malerei von Bedeutung besaßen. (Eine demnächst an dieser Stelle erscheinende wissenschaftliche Arbeit wird in ausführlicher Weise die Umstände, unter denen die erwähnten Aussprüche des Propheten entstanden sind, sowie ihre Deutung behandeln.

Von einer alttürkischen Malerei kann man demnach kaum reden. Es gibt eine gewisse starke Farbigkeit in der Architektur, wie ja auch die alte europäische Architektur eine jetzt nicht verstandene Vorliebe für die Farbe hatte, und es gibt Bilder, vor allem Fresken, mit merkwürdigen Darstellungen von Seeschlachten, von Schiffen, die sich enscheinend von selbst bewegen und bekämpfen, denn die Darstellung von Menschen war ja untersagt. Eine besondere Rolle spielen Darstellungen von Seeungeheuern mit phantastischen Frauenköpfen. Es gibt also in jenen Zeiten keine eigentliche türkische Malerei, sondern

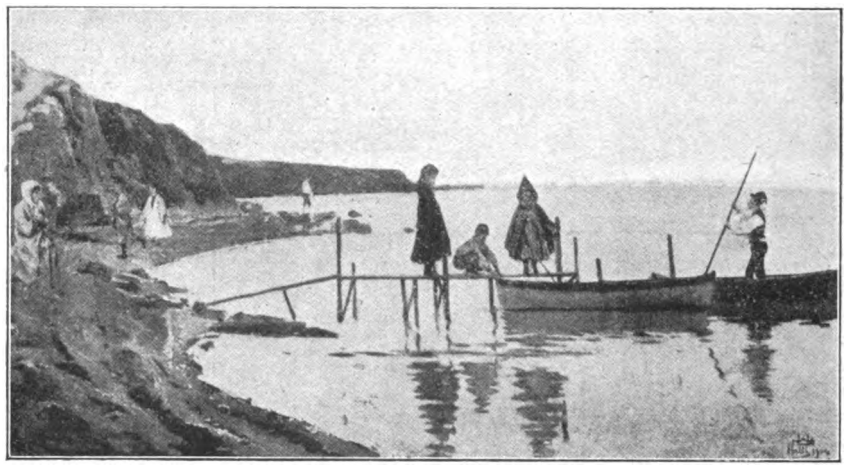


Persischer Händler. (Nach dem Gemälde von Hamdi Bey.)

Die Leserin. (Nach einem Gemälde von Hamdi Bey.)

Digitized by Google

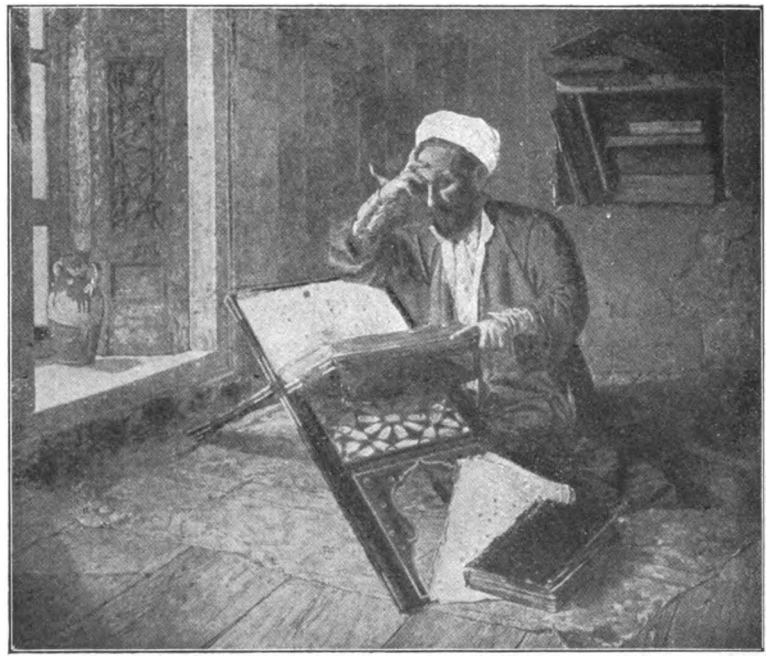
nur eine europäische Malerei türkischer Gegenstände. Sie verbreitet sich von Venedig über ganz Italien und weiter über ganz Europa. Alles Sagenhafte verbindet sich in der Romantik der westeuropäischen Länder mit dem Begriff „Türke". Wenn Gesandte des Sultans an die westeuropäischen Höfe kommen, beeilen sich die Maler, die fremdartigen Gäste und das Ereignis im Bilde festzuhalten, und der Einfluß solchen Erlebnisses schlägt oft weitreichende Wellen. — Einen ganz neuen Einschlag, nämlich den galanten, bringt das achtzehnte Jahrhundert in die europäische Türkenmalerei. Die Schönheiten des Harems haben diesen galanten Malern gewaltig die Köpfe verdreht. Sie ziehen ihrer europäischen Liebesphantasie orientalische Gewänder an und malen Türkenbilder, deren sachliche Unkenntnis auf den Kenner der Türkei erheiternd wirkt. Nach der Bonapartezeit wird der große französische Maler Delacroix zum Türkenmaler und bedeutende andere Maler wie Decamps und Fromentin schließen sich ihm an. Solchem Liebeswerben der westeuropäischen Malerei kann sich die Türkei auf die Dauer nicht verschließen. Wenn sie auch an Muhammeds Verbot selbständiger Darstellung von Gott, Mensch und Tier festhält, so öffnet sie doch den fremden Künstlern gern die Tür; sie werden Hofmaler der osmanischen Kaiser und schmücken die Gallerien der Paläste sowohl mit ihren eigenen Bildern wie mit Kopien von Werken der europäischen Malerei, deren Themen türkischem Gebiet entnommen waren.



Am Strande von Bostandschi.
(Nach einem Gemälde von Halil Pascha.)

Im Jahre 1874 gelingt es dem Franzosen Guillemet, in Pera die erste türkische Maler-Akademie zu gründen. Wenige Jahre später, 1883, sehen wir einen geborenen Türken, den Direktor des Kaiserl. Osmanischen Museums, den sehr bedeutenden türkischen Archäologen O. Hamdi Bey an der Spitze der kaiserlichen Kunstschule, deren Zeichenklasse später gleichfalls ein Türke von westeuropäischer Kunstschulung, Halil Pascha, übernahm.

Zunächst krankte freilich die rein nationale Entwicklung dieser Malerei an dem natürlichen Mangel an einheimischen Lehrkräften. Wie jede neue Kunst, mußte auch die türkische Malerei ihre Lehrer aus der Fremde beziehen. Den ihr infolgedessen anhaftenden fremden Zug hat sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens noch nicht überwinden können. Italiener wie Mango, Zenaro und Bello waren Lehrer der neuen türkischen Malergeneration, begabte aber keineswegs geniale Männer, ganz tüchtige Lehrer aber auch nicht mehr. Sie trugen in die türkische Malerei etwas von der Billigkeit des verkäuflichen italienischen Fremdenbildes. Das soll keine Ungerechtigkeit gegen gutgewillte und fähige Männer, sondern nur ein historisches Urteil sein. Da waren Franzosen wie Guillemet und der

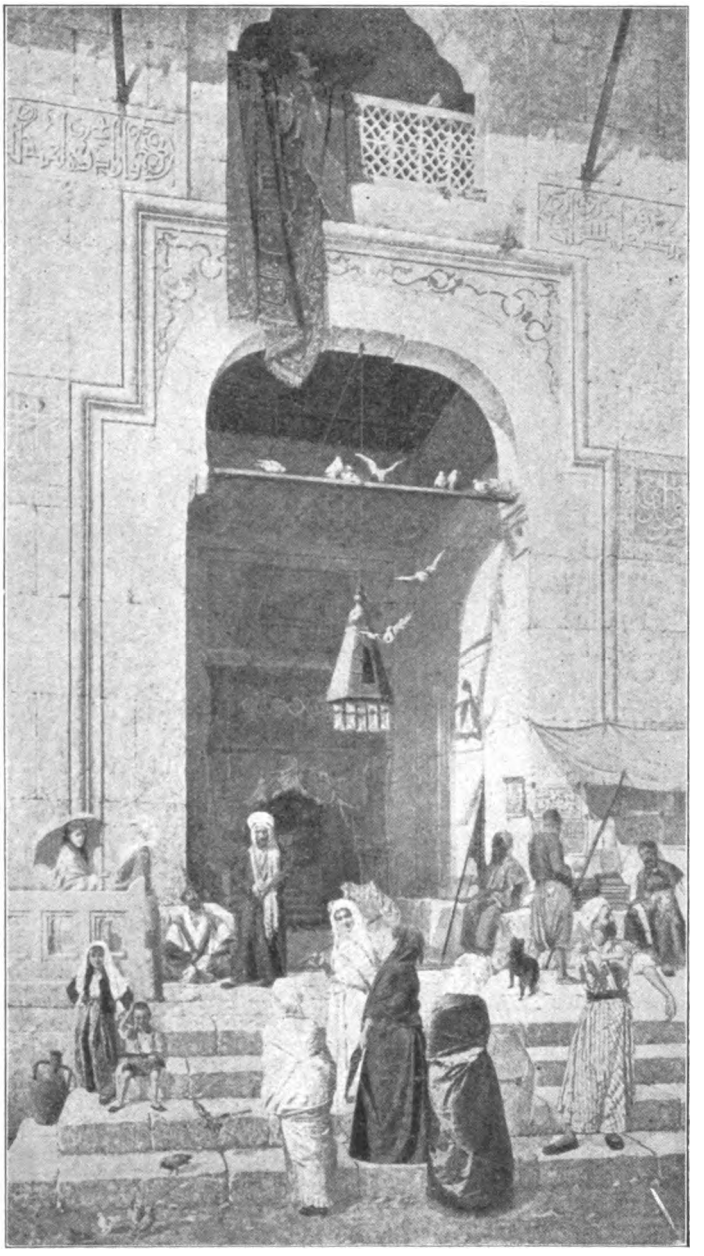


Der Theologe.
(Nach einem Gemälde von Hamdi Bey.)

Digitized by Google

Kupferstecher Napié. Auch Deutschland hat seinen Anteil an dieser Malererziehung durch den Warschauer Warnia-Zarzecki, der seine künstlerische Bildung in München genoß.

Verdienen diese tüchtigen Menschen entsprechenden Dank der neueren türkischen Malergeneration, so haben hier für uns natürlich weit weniger sie Interesse, als die national türkischen Maler, die ihr technisches Wissen teils von ihnen, teils sonst von Europa empfingen. Die bekanntesten Schüler Guillemets, der Armenier M. Serkis-Diranian, ein geschätzter Künstler, und der genial liederliche Givanian, eine Art Malerphilosoph, das, was man in Westeuropa einen Bohemien reinsten Wassers nennt, haben schulbildend gewirkt. Am interessantesten von ihnen ist der ältere Givanian mit seinen kleinen, tüchtigen Ansichten von Konstantinopel, die er auf den Straßen für billiges Geld selbst verkaufte. Man kann von ihm sagen, daß er bei aller Flüchtigkeit der Entdecker der türkischen Atmosphäre, jener eigenartigen durchsichtig heißen Atmosphäre von Stambul gewesen ist, die man so recht als die richtige Materie für einen türkischen Impressionismus bezeichnen kann, daß er somit zum Vater des türkischen Impressionismus wurde, dessen bedeutendster Vertreter bisher der in Paris geschulte Halil Pascha war.



Am Eingang zur Moschee.
(Nach einem Gemälde von Hamdi Bey.)

Aber die Geschichte der neuen türkischen Malerei knüpft nicht bei dieser ihrer fortgeschrittensten Richtung an, sondern bei Hamdi Bey, dem Direktor des Kaiserlich Osmanischen Museums, dem großen Archäologen. Seinen allgemeinen Weltruf verdankt er zunächst seinen glücklichen Ausgrabungen, mit deren Bedeutung sich nicht leicht ein europäischer Kollege messen kann. Seine direktoriale Tätigkeit ist nicht minder bedeutend, und auch sein Einfluß auf die Entwicklung der Musik in der Türkei darf nicht unterschätzt werden. Wenn wir ihn hier als Maler betrachten, so drängt sich unwillkürlich immer wieder der hervorragende Archäologe auf. Mit der ganzen Wissenschaftlichkeit des Archäologen strebt er danach, für die kommende türkische Malergeneration das Milieu zu schaffen, in dem sich ihre Schöpfungen zu bewegen haben, um rein türkischen Charakter zu zeigen. Er selbst steht unleugbar noch stark unter europäischem Einfluß, seine Menschen gewinnen von europäischen Vorbildern her leicht etwas ausgesprochen Westeuropäisches in Bewegung und Gebärden. Das hindert aber nicht, daß er ungemein reizvolle Szenen schafft, doch besteht sein größter Wert in der Gewissenhaftigkeit, mit der er die türkische Architektur, Eigenart und Kleidung, Erzeugnisse des türkischen Kunstgewerbes und so fort mit einer Schärfe wiedergibt, die ihn einst für die Türkei zu einer nicht minder verläßlichen Geschichtsquelle machen kann, als es die alten italienischen Maler für Italien und die alten deutschen Maler für Deutschland geworden sind. Der naturalistische Zug, der sich oft schon bei Hamdi Bey aussprach, steigert sich bei Halil Pascha zum ausgesprochenen Impressionismus. Im Gegensatz oder besser in Ergänzung zu seinem bedeutenden und vielseitigen Kollegen ist Halil ausgesprochener Freiluft- und Lichtmaler, der, ohne

Digitized by Google

den Menschen aus dem Bereiche seiner Schilderung zu lassen, doch ein Hauptgewicht auf die Schilderung der Landschaft legt. Kann man darum Hamdi Bey den ersten nationalen Interieurmaler der Türkei nennen, so darf man Halil als deren ersten Landschaftmaler bezeichnen, und der Kreis schließt sich, wenn man noch im Prinzen Abdul Medschid Effendi den ersten Bildnismaler der Türkei sieht. Die Bedeutung dieses Prinzen für die gegenwärtige türkische Malerei ist der beste Beweis für die endgültige Ueberwindung der alten Scheu vor dem Bildnis und von der sicheren Entwicklung, welche die türkische Malerei nunmehr nimmt. Wie der kunstsinnige Sultan Abdul Asis den auf der Malerei in der Türkei ruhenden Bann brach, so hat sein Neffe Medschid sich vollen Herzens ihrer Entwicklung angenommen. Vom Prinzen Medschid hat die „Islamische Welt" in einer früheren Nummer einige Gemälde wiedergegeben. Wohin die Entwicklung, die bis jetzt noch nicht zu völlig unbeirrter Selbsttätigkeit vordringen konnte, noch führen wird, läßt sich schwer voraussagen. Daß sie immer weiter auf impressionistischem Wege vordringen wird, ist nach der ganzen Natur der Türkei anzunehmen, es wird also wohl immer mehr eine Atmosphärenmalerei daraus werden. Zweifelsohne gibt die Selbständigkeit der Türkei auf anderen künstlerischen Gebieten auch für die Malerei die Gewähr einer selbständig nationalen Entwicklung, mit der sie dem übrigen Europa das zurückschenken wird, was sie von ihm empfing.

DER SÄNGER.

Von Jussuf Zija.

Jussuf Zija ist wohl einer der bedeutendsten unter den turanistischen Dichtern, die für die wilde Poesie alttürkischen Nomadenlebens in der zentralasiatischen Steppe schwärmen. Goldstrotzende Prunkzelte, grasende Stutenherden, schwirrende Pfeile, schäumender Kumys — das sind die Elemente dieser urwüchsigen Dichtung. In Buchform hat Zija bisher nur ein schlankes Bändchen „Aqyndan aqyna" (Von Streifzug zu Streifzug) veröffentlicht.

1.

In der grünen Vorzeit war es... in der Märchenwelt;
Da sah'n Indien und China manches Türkenzelt;
Türkenlanzen überwanden kühnster Männer Reih'n,
Himmelsgunst trug ihre Pfeile — all' aus Elfenbein;
Ueber'n Abgrund flog die Stute, wie vom Sturm getragen,
Und aus mehr denn tausend Ländern wußten sie die Sagen.
Eine goldene Platte trugen abends sie herbei.
Dazu Chinakrüge, fein geziert mit Malerei.
Wie darin die Stutenmilch schaumig-weiß erglänzt!
Inderin, gazellenäugig, hat den Trunk kredenzt.

2.

Trauer hält das Volk umfangen, jedes Stammesglied.
Leid erscheint auf jedem Antlitz, weil ein Jüngling schied.
Einsam grasen ihre Stuten: keiner denkt daran.
Und das blasse Mondgesicht blicken sie durch Tränen an.
Rostig ward das alte Blut an der Pfeile Spitzen —
Weinend sieht man den Chakan[1]) in dem Zelte sitzen.

3.

Weit ein Platz... In seiner Mitte, wie das Goldzelt blinkt!
Ganz versunken schauen alle, wie die Sonne sinkt.
Da schallt aus dem Zelt heraus lauten Lachens Klang.
Und die Mädchen gießen eifrig schäumendweißen Trank
Aus dem reichverzierten Becher, bis er überschwillt.
Feldherr mit dem weißen Roßschweif rufet freudewild:
„Schenkin, gieße, gieße, eh' die Milch im Krug verschäumt.

[1]) Stammesoberhaupt und Heerführer.

Digitized by Google

Daß vollendet sei die Liebe, die das Herz erträumt!"
Rings im Kreise aus den Krügen immer neues Rinnen!
Wollustschweren Auges tanzen schlanke Inderinnen!

4.

Nacht... auch nicht ein einz'ges Sternlein blinkt am Himmelszelt.
Und es schweigt die ganze Horde — eine Totenwelt!
Einzig feierliche Lieder klingen aus dem Wald,
Und ein todesmattes Echo von der Ebne hallt.
Es durchzittert wie ein Schluchzen Berg und Wald und Tal.
Alle Herzen sind versunken in die alte Qual.
Naß die Augen, tot die Fackeln — leer blickt jedermann.
Auf dem Thron von Elfenbein schluchzet der Chakan.
Aus den feierlichen Sängen will kein Trost erklingen.
Ach, wo sind die Klänge, die den Schmerz zur Ruhe singen?

5.

Früher Tag... ein feiner Nebel hüllt die Berge ein,
Ueber'n Himmel webt die Sonne schleierzarten Schein.
Sieh, ein funkelndgrüner Vogel, seidenweich die Schwingen,
Setzt sich auf das Schilf am See und beginnt zu singen.
Jeder Ton erweckt ein Echo in des Menschen Brust,
Jede Saite in den Herzen bebt in gleicher Lust,
Als des Vogels Singen anhub, flammte Glück im Rohr,
Stumm die feierlichen Sänge! Lachen kam hervor.
Und zu Glück und Liebe fühlte jedes neuen Drang.
Selbst den silberhaar'gen Greisen war's ein neuer Klang!

6.

Letzte Sonnenstrahlen... wie ein goldner Federbusch.
Mit den Flügeln schlug der Vogel — fort war er im Husch.
Wieder war der Horde Nacken tief herabgezwungen —
Da ist plötzlich aus dem Schilf noch ein Lied erklungen:
Diesmal war es der Wesir, der das Schilfrohr blies,
Und es war des Vogels Lied, das er scheidend ließ.

7.

Urlaub heischte vom Chakan der Wesir alsdann,
Und am Saume des „Gün Ortatsch" siedelt' er sich an,
Seine Heimat wurde nunmehr jener Fichtenwald,
Alle Herzen zwingt er zu sich, wenn die Flöte schallt.
Wenn am fernen Himmelsrande Abendstern ihm lacht,
Hat ihm stets ein Hirtenmädchen Milch im Krug gebracht.
Und sie sprach: „Ich sah, o Sänger, als ich eben kam,
Wie den Flug der grüne Vogel in die Weite nahm!"

8.

Sonderlich Verliebte sah man immer zu ihm eilen,
Alle kranken Herzen sollte seine Flöte heilen.
Jahrelang labt' er die Herzen mit des Liedes Klang,
Und ganz Asien wurde wach, wie das Lied es ganz durchdrang — — —
Eines Tags, als er die Flöte nach dem alten Brauch
Schwärmerisch erklingen ließ — gab er ihr den letzten Hauch. —

Uebersetzt von O. Hachtmann.

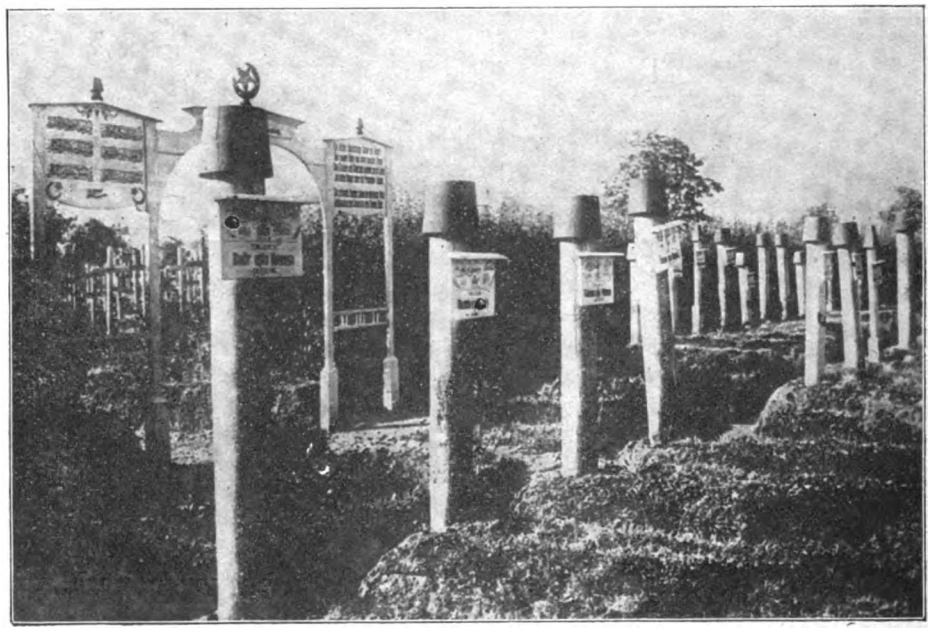
Digitized by Google

DER SYRISCHE FELDZUG UND DIE GÜNSTIGE KRIEGSLAGE DER MITTELMÄCHTE.

Von Major a. D. E. Moraht

Dezember 1917.

Vor kurzem hat sich auf dem syrischen Nebenkriegsschauplatz ein Ereignis vollzogen, dem wir eine hohe Bedeutung nicht absprechen dürfen. In dem Bestreben, der britischen Reklame entgegenzutreten, die mit dem Fall Jerusalems gemacht wird, hat man bei den Mittelmächten nach meinem Empfinden wohl etwas zu stark betont, wie nebensächlich die Eroberung Jerusalems vom vom militärischen Standpunkt aus sich darstellt. Gewiß fällt der militärische Besitz Jerusalems an sich nicht schwer in die Wagschale. Es war kein Stützpunkt für strategische Operationen, war nicht ausgebaut als starke Festung und als Anlehnung für die türkische Armee. Aber desto größer ist die politische Bedeutung des Falles von Jerusalem. Wir würden bei zu großer Oberflächlichkeit der Betrachtung dieses militärischen Ereignisses nebenbei auch das Empfinden unseres Bundesgenossen, ja der ganzen islamischen Welt kränken. Wissen wir doch, wie einig die maßgebenden politischen Persönlichkeiten mit der gesamten Volksvertretung der Türkei zusammen dahin arbeiten, daß das Türkische Reich ungeschmälert durch die Waffen der Gegner aus diesem Existenzkampf herauskommt. Die türkischen Interessen müssen auch unsere sein, ebenso wie wir nicht im Stich gelassen wurden, wo es galt, durch Verstärkung aus der türkischen Armeereserve im Stellungskriege zu siegen, sei es auf Gallipoli, sei es in der Dobrudscha oder an der Balkanfront.



Türkischer Heldenfriedhof.

Machen wir uns in kurzen Umrissen mit dem britischen Eroberungsplane vertraut, der sich auf Kosten des türkischen Besitzes vollziehen soll. Für England gilt es, auf einem Nebenkriegsschauplatz seinen großen Plan der Verbindung Kairo—Kalkutta zu Ende zu führen. Geräuschlos, aber mit ziemlich zäher Kraft, verfolgt Großbritannien dieses Ziel, dem es schon lange nachgeht. Der englischen Weltherrschaft schwebt die Gefahr deutlich vor, daß von Arabien und vom unteren Euphrat aus die Verbindung Kairo—Kalkutta leicht angegriffen werden kann. Daher will es die gesamten Länder am Indischen Ozean und auch die am Roten Meer und Persischen Golf fest in die Hand bekommen. Die Türken erkannten die Gefahr schon lange vor dem Kriege und bauten die strategische Bahn nach Mekka, um Arabien zu beherrschen, und die Bahn am Persischen Meerbusen nach Koweit. Die Ausdehnung der englischen Macht auf Südpersien war nur eine Etappe auf dem Wege der Sicherung der Strecke Kairo—Kalkutta; dann verstand es Großbritannien, den kleinen Dynasten von Koweit in enger Freundschaft an sich zu fesseln, und ebenso bestach es den Scherif von Mekka, indem es ihm vor-

Digitized by Google

spiegelte, er eine Weltbedeutung werde bekommen als Schützer der heiligen Stätten.

England nutzt zu diesem großen Ziel seine indische Kraft. Der Vorstoß gegen Bagdad tief nach Mesopotamien hinein war der Sieg auf dem rechten Flügel des englischen Vorgehens. Große Flächen Südpersiens sind weiter in aller Stille unter britische Botmäßigkeit gebracht. Die Küstenstriche des südlichen Arabiens sind in englischer Hand und wie wir beachten müssen: für dieses britische Ziel schlägt sich nicht etwa englisches Blut, sondern burische Kraft, die Schwarzen Afrikas, Australier und arabische Hilfsvölker.

Wir haben eine Reihe von Zeugnissen aus der britischen Presse, welche uns in geradezu zynischer Art die gegen Palästina verfolgte britische Machtpolitik enthüllen. So schrieb „The New Europe" vom 19. April 1917: „Stets hat Englands auswärtige Politik darauf hingearbeitet, zu verhüten, daß Aegypten und Palästina, die beiden Länder, welche dem Landwege nach Indien vorgelagert sind, in die Hände einer großen europäischen Macht fielen. Wir haben uns Aegypten gesichert, und dieser Krieg muß uns Palästina bringen." Weiter wird gesagt: „Die Türken dürfen Palästina nicht behalten. Man hat uns vorgeschlagen, Palästina an Frankreich zu geben — aber seien wir offenherzig: Frankreich hat weder politische noch militärische Interessen in Palästina. Durch englisches Gut und Blut werden die Türken aus diesem Lande vertrieben. Palästina ist ein Pfeiler für Englands imperialistische Politik. Das haben wir erkannt und deshalb erobern wir es und werden es behalten."

Auf der anderen Seite hat uns der Oberkommandierende der syrischen Armee darauf hingewiesen, wie großen Wert die Türken auf die Ausgestaltung ihrer Beherrschung Palästinas legen. Dschemal Pascha äußerte sich noch im Sommer dieses Jahres über die Durchdringung Palästinas auf kulturellem Gebiet. Er war der besten Hoffnung, daß sich die Kulturbestrebungen des Islams dort lohnen würden und sprach sich darüber aus, wie wünschenswert eine Eisenbahnverbindung zwischen Aegypten und Syrien für die Zukunft wäre. Diese weitausschauenden Pläne sind nun einstweilen durch die englische Offensive unterbrochen worden. Es hat sich seit vielen Monaten auf der Sinaifront ein Kampf abgespielt, der wenig beachtet wurde, weil große Massen und Millionenheere nicht zur Entscheidung herangeführt wurden. Nichtsdestoweniger erfordert dieser Kampf ein wachsendes Interesse unserer gemeinsamen Obersten Heeresleitung. Zweimal hatten die Türken bei Gaza im März und April mit großer Tapferkeit die überlegenen feindlichen Angriffe abgewiesen. Die militärpolitische Lage erlaubte es den Engländern, bedeutende Verstärkungen heranzuziehen. Anfang November drängten sie bei Gaza die Türken zurück. Dann trat die englische Flotte in Mitwirkung und griff bei Askalon und Jaffa ein. So gelangte Ende November die Entente-Armee, denn auch Italiener und Franzosen kämpften im Gefolge Englands vor Jerusalem, bis vor die Tore dieser Stadt. Freiwillig räumten es die Türken, um die heiligen Stätten vor den sattsam bekannten englischen Artilleriewirkungen zu schützen. Seit dieser Zeit handelt es sich darum, ob England die gesicherte Landverbindung zwischen Kairo und Kalkutta auf dem Wege über Bagdad erzwingen kann. Würde es gelingen, so würde das türkische Kalifat eine schwere Einbuße erleiden als Vormacht des gesamten Islams.

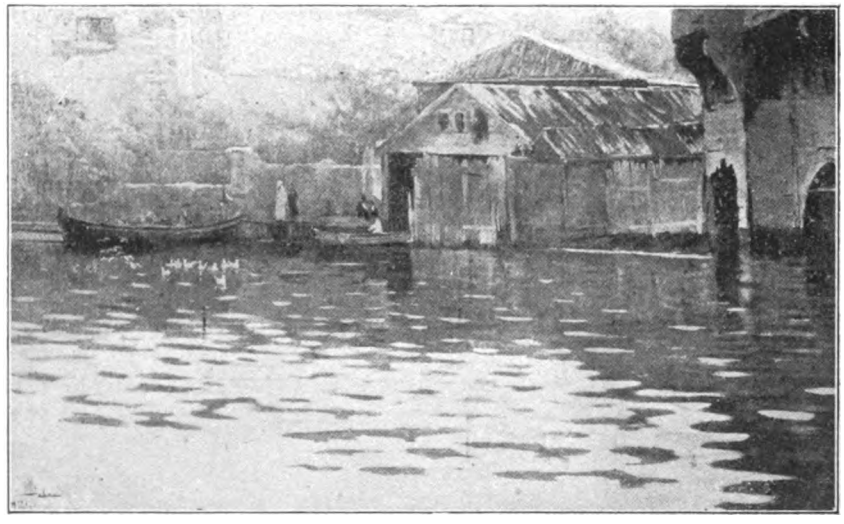
Der Vierbund steht nun vor der wichtigen Frage, wie er die britische Eroberungspolitik durchkreuzen kann, denn durchkreuzt werden muß sie. Die Türken allein haben es schwer, schnell und rechtzeitig dem britischen Vormarsch entgegenzutreten, und die Gefahr besteht, daß sich ein Vorstoß der Engländer von Bagdad im Euphrattale trifft mit einem Vorstoß längs der Bahn, welche von Süden nach Norden durch Palästina führt. Die rückwärtigen Verbindungen der türkischen Armee sind weitläufig und nur eine eingleisige Bahnlinie gestattet den Nachschub. Ueberdies stützt die britisch-französische Seemacht und schützt zugleich die Flanke und den Fortgang der Operationen Großbritanniens. Aber die Gesamtlage hat sich für den Vierbund gerade im letzten Halbjahr schrittweise derart verbessert, daß wir auch dem Werden der Dinge in Syrien getrost entgegensehen können.

Zunächst müssen wir im Auge behalten, daß die Vorgänge in Rußland die türkische Armee in Armenien entlasten, wenn nicht freimachen. Ferner ist die linke Flanke der in Mesopotamien operierenden osmanischen Heere durch die Russen nicht mehr bedroht. Auf dem Balkan, in Galizien und Rumänien sind die besten türkischen Truppen, welche uns tapfer zur Seite standen, freigeworden. Die Hauptsache aber bleibt, daß die gesamte britische Kraft nunmehr eingesetzt werden muß, um der großen Gefahr zu begegnen, welche ihr im Westen droht. Hören wir, was die „Times" vor wenigen Tagen darüber sagte: „Es ist jedem Soldaten klar, daß die russische Armee zurzeit aufgehört hat, ein leistungsfähiger militärischer Faktor zu sein. Der Feind kann zwar seine russische Front nicht ganz entblößen, aber er kann doch einen erheblichen Teil seiner Leute und Kanonen von dort fortziehen. Unsere ständige Versicherung, daß der Krieg an der Westfront entschieden wird, erweist sich jetzt als nur zu wahr." Dann weist die „Times" darauf hin, daß, während Rußland leistungsunfähig wurde, Italien seine Kampfkraft zum Teil einbüßte. „Gegen Ende eines Jahres, das mit den größten

Digitized by Google

Hoffnungen begonnen hatte, finden wir uns also der Hilfe einer mächtigen Armee beraubt und zugleich genötigt, einer anderen Armee Unterstützung zu schicken. In der Zwischenzeit, während die Vereinigten Staaten mit ihren Vorbereitungen beschäftigt sind, fällt also die Hauptlast des Krieges auf England und Frankreich und vor allem auf England. Wir müssen deshalb unsere militärischen Hilfsmittel bis zur äußersten möglichen Grenze in Anspruch nehmen. Die Rettung der Welt hängt von der Tapferkeit, der eisernen Entschlossenheit und der Opferwilligkeit Großbritanniens und der Dominions ab." Das ist ein ernstes Wort, und man muß sagen, ein wahres Wort. Die „Times" fügt noch ausdrücklich hinzu, daß sich die militärische Lage der Entente gewaltig verschlechtert habe und daß das deutsche Heer, nunmehr gegen die englische Front in Frankreich in Bewegung gesetzt, stärker sei, als die Alliierten. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß die militärische Kraft Oesterreich-Ungarns sich freier als bisher bewegen kann. Die Waffenhilfe der Donaumonarchie für Deutschland ist vom Grafen Czernin rückhaltlos angesagt. Ebenso bereit wird die k. und k. Politik den treuen Bundesgenossen unterstützen, welcher ihr in Galizien und Rumänien und Italien kräftig Hilfe leistete. Beachten wir ferner, daß Kräfte der Entente-Armee in Griechenland lahmgelegt, ja gefesselt sind seit der Niederlage Italiens. Die griechische Armee muß eher bewacht werden, als daß sie für die Entente nutzbar gemacht werden kann.

So ist Großbritannien nicht mehr in der Lage, seiner Machtpolitik im nahen Osten jene nachhaltige Unterstützung zu geben, welche erforderlich wäre, um das Eroberte zu behaupten oder weiter auszubauen. Es handelt sich nur um Zeit, und diese Zeit wird eine energische Heeresleitung der Osmanen zu nutzen wissen. Endlich dürfen wir nicht übersehen, daß sich unter den Eroberern Jerusalems tiefgehende Meinungsverschiedenheiten finden. Die „Gazette de Lausanne" legte kürzlich ihre Meinung über die zukünftige Gestaltung Palästinas dar. Sie verlangt eine Neutralisierung Syriens, um die heiligen Stätten zu einer Art „Patrimonium der ganzen Christenheit" werden zu lassen. Wir können auch hier in Syrien, wie überall, wo die Entente auftritt, keine „Einheitsfront" entdecken und besonders abstoßend wirkte die Aeußerung eines hohen englischen Geistlichen, der den Einzug der Engländer in Jerusalem mit den Worten feierte, daß nunmehr die heiligen Stätten endlich aus den Händen der Heiden befreit wären! Sehen wir auf das Gemisch von Völkern, welches dort den Schutz des heiligen Grabes übernahm. Neben französischen Atheisten und heuchlerischen britischen Puritanern stehen italienische Freimaurer und dazu gesellen sich farbige Engländer niedrigster Kulturstufe, darunter die kaum dem Menschenfressertum entronnenen Papuas. Die Welt des Islams müßte sich jenes hochmütige britische Wort merken und es an jede Moschee schlagen. Wenn irgendetwas geeignet ist, den Heiligen Krieg in ganzer Wucht zu entflammen, so ist es jenes Wort eines englischen Bischofs, der die islamische Welt, ebenso wie Bonar Law die deutsche gleichsam außerhalb der Kultur stellte.



An den Seebädern von Tschengelköj.
(Nach einem Gemälde von Halil Pascha.)

Digitized by Google

WILSONS HINTERHÄLTIGKEITEN GEGEN DIE TÜRKEI.

Von Baidoba.

Dem Präsidenten Wilson sind mildernde Umstände nicht mehr zuzubilligen. Man war anfangs geneigt, ihn für einen verbohrten Ideologen, einen Scheuklappen-Dogmatiker, einen Querkopf zu halten. Später wollte man seine verbissenen Hetzpredigten darauf zurückführen, daß er über die europäischen, insbesondere die deutschen Verhältnisse unzureichend unterrichtet sei. Dann erblickte man in ihm nur noch den Verfechter materieller Interessen seines Volkes und Landes, einen Mann, der unter dem Diktat der Großbanken und der Rüstungsindustrie stehe. Indessen, alle diese Kennzeichnungen, mögen sie teilweise richtig, teilweise falsch sein, verblassen heute vor der nachweisbaren Tatsache, daß der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika bewußt die Unwahrheit sagt. Man muß also, um die Art dieses Mannes richtig zu treffen, auf der Stufenleiter der Ausdrücke sehr beträchtlich hinabsteigen, bis dorthin, wo sie beginnen beleidigend zu werden. Die Engländer haben für Leute solchen Schlages die stereotyp gewordene Wendung „damned lier". Und das stimmt denn auch. Eine andere Auslegung lassen Woodrow Wilsons letzte Reden nicht mehr zu.

Wenn ein Mann nach den Enthüllungen des Suchomlinow-Prozesses, nach der Veröffentlichung der russischen Geheimakten es über sich bringt, so zu sprechen, wie Woodrow Wilson, dann richtet er sich selbst. Er schließt sich aus anständiger politischer Gesellschaft selber aus. Man braucht zum Beweise dafür bloß den einen Satz aus seiner letzten Botschaft an den Kongreß anzuführen: „In dem Augenblick, wo Deutschland die friedlichen Triumphe geerntet hatte, warf es sie weg, um an ihre Stelle die militärische und politische Oberherrschaft zu setzen, um durch Waffengewalt die Rivalen, die es nicht übertreffen konnte und die es am meisten fürchtete und haßte, aus dem Sattel zu heben." Hier kann von Unkenntnis der Dinge, von irrigen Anschauungen auf Grund falscher Berichte keine Rede mehr sein. Woodrow Wilson hat den Suchomlinow-Prozeß verfolgt und hat die russischen Geheimakten gelesen. Der Hetzprediger schlägt der Wahrheit mit vollem Wissen ins Gesicht. Und damit fällt für das Urteil über ihn der letzte mildernde Umstand hinweg.

Wie der Herr, so die Diener. In der Erörterung des amerikanischen Senats, die sich an die Botschaft des Präsidenten Wilson anschloß, fiel von den Lippen des Senators Lodge das Wort, die Türkei sei die „Pest von Europa". Für die Türkei wäre es eine Beleidigung, wollte man unter solchen Umständen ihre Moral irgendwie in Vergleich stellen mit der Moral Nordamerikas. Aber die Türkei wird sich das Gehaben des Präsidenten der Vereinigten Staaten und das Wort seines Busenfreundes Lodge für die Zukunft wohl merken müssen. Sie wird fortan daran zu denken haben, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika offen in die Reihe jener Mächte getreten sind, die auf Zertrümmerung des Osmanischen Reiches ausgehen, die es schmerzlich bedauern, daß durch die vereinten Waffen des mitteleuropäisch-orientalischen Bundes die aus den russischen Geheimakten bekannt gewordenen Pläne unserer gemeinsamen Feinde durchkreuzt wurden, und die in ihrer Verschlagenheit immer noch neue Wege suchen, um zu ihrem Ziele zu gelangen.

Und bei alledem — fast möchte man dem Fall eine heitere Seite abgewinnen — hat Woodrow Wilson die eiserne Stirn, einen katzenfreundlichen Anbiederungsversuch gegenüber der Türkei mit den Worten zu unternehmen, daß sie „ein Recht habe auf ihre eigene Existenz und ihr eigenes Glück, das nur gegen die Unterdrückung, das Unrecht und eine fremde Diktatur geschützt werden muß." Die Macht, gegen die im Sinne Wilsons dieser Schutz gewährt werden muß, ist natürlich Deutschland. Und das wagt Woodrow Wilson zu sagen in einer Zeit, wo die Türkei endlich von jenen berüchtigt gewordenen amerikanischen Sendlingen befreit ist, denen „die Existenz und das Glück" des osmanischen Reiches so sehr am Herzen lag, daß sie sich mit der Aufzucht von Revolutionären innerhalb der Türkei befaßten, daß sie diesen ihren Schützlingen, um sie dem Zu-

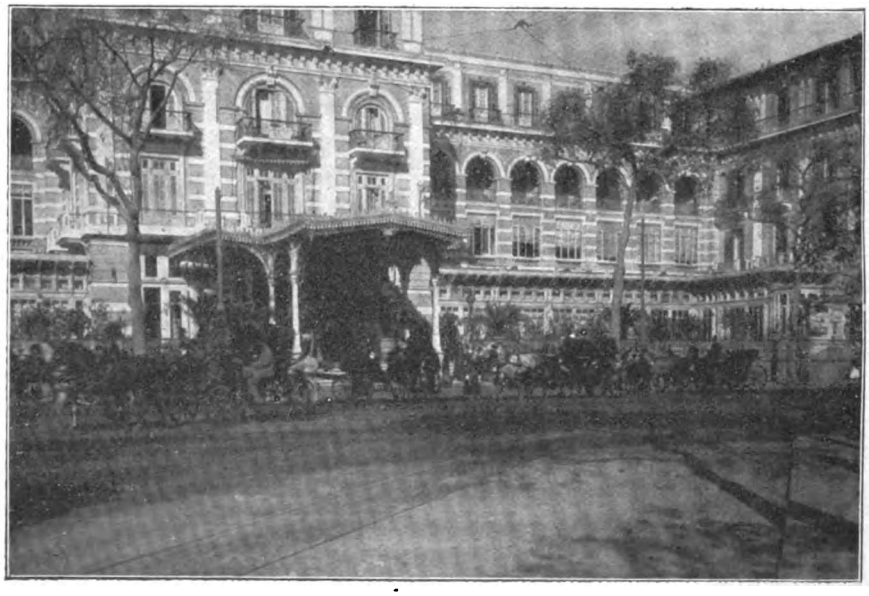
Digitized by Google

griff türkischer Staatsbehörden zu entziehen, amerikanische Bürgerbriefe verschafften und daß sie auf amerikanischem Boden die Agitatoren ausbildeten, die dazu bestimmt waren, die nichttürkische Bevölkerung des osmanischen Reiches in ständiger Unruhe zu erhalten. Viel von dem Blute, das bei Aufständen in der Türkei geflossen ist, fällt auf amerikanische Rechnung, fällt auf die Gesinnungsgenossen des Herrn Woodrow Wilson.

Und auch sehr viel von dem Blute, das jetzt noch bis zur Beendigung des Krieges fließen wird. Was sagte Amerika zu dem Waffenstillstandsangebot der Russen, und was sagte die Türkei dazu? Amerikas Wortführer Wilson war entsetzt darüber. Um Himmelswillen, nur keinen Frieden! Wilson schreibt das russische Friedensbedürfnis „deutschen Intrigen" zu, er spricht von „Vergiftung des russischen Volkes" er sucht ein „Gegengift" dagegen, und wie die törichten Redensarten sonst noch lauten. Wie anders die türkischen Stimmen. Würdig und selbstbewußt, aber entgegenkommend, begrüßte in der Kammer der türkische Minister des Aeußeren, Nessimi Bey, das russische Angebot, freundlich klangen die Reden der Abgeordneten, desgleichen die der türkischen Presse. „Bravo Bolschewiki!", rief der „Ikdam" in seinem Leitartikel vom 29. November; „wenn es ihnen glückt, werden sie eine überaus schöne Seite in den Blättern der Geschichte der Zivilisation und des Fortschritts füllen." Der „Wakyt" vom 30. November meinte: „Nach internationalem Recht stehen wir ja als Feinde der Regierung Lenins und Trotzkis gegenüber, tatsächlich aber besteht ein Bündnis zwischen uns und ihr: beide wollen wir den Frieden, das gleiche Ziel, beide verdammen wir die verbrecherischen Absichten der Entente, und mit der gleichen Energie arbeiten wir beide daran, diese zunichtezumachen."

Es steckt Großmut in diesen Aeußerungen, Großmut des Vergessens und Vergebens einem Feinde gegenüber, der die Türkei seit Jahrhunderten immer nur gemartert hat, dem man aber in dem Augenblick, wo eine durchgreifende Sinnesänderung sich bei ihnen zu vollziehen scheint, gern die Hand zur Versöhnung bietet. Nein, man braucht wirklich nicht lange zu überlegen, wo die besseren Menschen wohnen: in Amerika oder in der Türkei.

Der Minister des Aeußeren Nessimi Bey gab in der Kammer auf eine Anfrage die Erklärung ab, daß „die vom Feinde erfolgte Besetzung gewisser Teile türkischen Gebietes nur vorübergehend" sei; er fügte hinzu, er „gründe dieses Vertrauen auf die Macht und Festigkeit des Bündnisses, auf den Verlauf der Ereignisse an der Ostfront und auf die gegenwärtige Entwicklung der türkischen militärischen Lage". Nessimi Bey hatte volles Recht, so zu sprechen. Die Türkei, das weiß er und das wissen alle führenden Männer des türkischen Reiches, wird nicht im Stiche gelassen werden. Solche Geheimdokumente, wie sie in Rußland gefunden wurden, Dokumente betrügerischen Verhaltens Verbündeter gegeneinander, gibt es in deutschen Kanzleien nicht. Die Türkei wird nicht im Stiche gelassen werden, und die Pläne Wilsons und seiner Geistesverwandten werden zuschanden werden. Hand in Hand gehen wir bis zum Ende, und das Ende soll und wird ein glückliches sein.



Vor dem Hotel Continental in Kairo.

Digitized by Google

DIE ENTENTE UND DIE TÜRKEI.

Von einem türkischen Diplomaten.

War es schlichte Unwissenheit oder absichtliche Verkennung wirklicher Verhältnisse, die kürzlich einen englischen Staatsmann zu der Aeußerung veranlaßte, daß der Türkei alle Fähigkeiten zur wahrhaft demokratischen Regierung abgingen und daß es eine Kulturtat wäre, die bedrückten Araber und Armenier vom türkischen Joch zu befreien? Dieser Engländer vergißt in erster Linie, daß das osmanische Volk sich schon seit mehreren Jahren einer durchaus demokratischen Regierungsform erfreut, und daß es sich diese im vollen Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit sogar durch harte Kämpfe errungen hat. Die osmanische Regierungsform ist eine vom Volke erwählte und geschaffene, nicht aber, wie in manchen anderen Ländern, eine der breiten Masse auferlegte. Und gerade englische Staatsmänner gehörten zu den ersten, die die Türken zu dem Heldenmut ihrer freiheitlichen Taten beglückwünschten. Liegt nun eine wirkliche oder eine fingierte Gedächtnisschwäche vor, wenn heute von englischer Seite das Vorhandensein einer türkischen Demokratie glatt geleugnet wird? Vielleicht könnten alle, die solches behaupten, ihre Gedächtnislücken ohne Schwierigkeit stopfen, wenn sie sich die Mühe nehmen würden, für wenige Groschen ein türkisches Verfassungsgesetz sich zu verschaffen, dessen leicht verständlicher Inhalt alle ihre von perfider Diplomatie diktierten Aeußerungen als leeren Schall erweist.

Seit längerer Zeit hat man in den Ententeländern eine arabische und eine armenische Frage geschaffen, mit der sich nicht nur die Entente-Zeitungen, sondern auch die von der Entente ausgehaltenen Blättchen in Paris, London usw. unermüdlich beschäftigen. Zu diesen sogenannten Fragen sei hier festgestellt, daß seit erdenklichen Zeiten die Türken zusammen mit den Arabern, Armeniern, Juden usw. ein Osmanentum bilden, das als organisches Ganzes aufzufassen ist. Um lebensfähig zu sein, muß es ungeteilt bleiben; eine Abspaltung würde dem abgespaltenen Teil nicht geringere Schädigung bringen wie dem ganzen Körper. Daneben ist es selbstverständlich und wird auch von keinem führenden türkischen Staatsmann übersehen, daß die Besonderheiten der einzelnen Nationalitäten und Länder Berücksichtigung und Würdigung erfahren müssen. Gerade ein so weiträumiges Land wie die Türkei, wo so zahlreiche, durch Rasseeigentümlichkeiten unterschiedene Elemente ihre Heimat haben, kann und darf nicht schematisch regiert werden. Längst hat daher die türkische Regierung in der Ausgestaltung der Sprachen- und Gerichtsbarkeitsfragen diesem Umstande Rechnung getragen. Um aber dem Ganzen ein unabhängiges Dasein und eine ruhige Zukunft zu sichern, müssen alle Untertanen, welcher Rasse sie auch angehören, politisch und militärisch nach außen zusammenhalten. Das ist der einzige sichere Schutz gegen fremde Knechtschaft.

Was die Mohammedaner selbst betrifft, so können Abtrennungsversuche religions- und gewissenloser Personen, wie z. B. des Scherifs von Mekka, nie von dauerndem Erfolg gekrönt werden; und mit Freude wird jeder Mohammedaner es begrüßen, wenn der Uebeltäter durch eine angemessene Strafe unschädlich gemacht wird. Für die Unerschütterlichkeit nach außen bürgt in bewunderungswürdiger Unermüdlichkeit die osmanische Armee, die das große englisch-französische Heer an den Dardanellen zur Flucht gezwungen hat und seit Jahr und Tag in Mesopotamien wie in Palästina den an Zahl weit überlegenen Streitkräften der Engländer Widerstand entgegensetzt. Die Feinde mögen sich davor hüten, zu glauben, daß eine vorübergehende Besetzung eine Bürgschaft für dauernden Besitz ist; der letzte Schwertschlag und das letzte Wort sind in dieser Angelegenheit noch nicht gefallen.

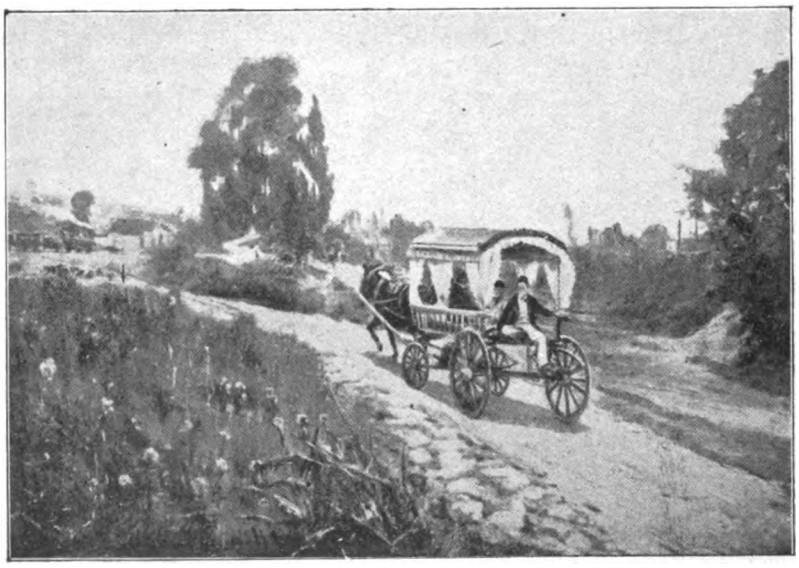
Da die deutsche Oeffentlichkeit in letzter Zeit schon mehrfach von berufenen Stellen über die arabischen Geschehnisse aufgeklärt wurde, wollen wir uns hier auf eine kurze Erörterung der armenischen Vorgänge beschränken. Vor allem muß wieder und wieder betont werden, daß die eigentliche Wurzel der armenischen Aufstände, die sich in gewissen Zeiträumen wiederholten, in den russischen Umtrieben zu suchen ist. Unter der alten russischen Regierung — das Verhalten der neuen entzieht sich noch unserer Beurteilung — wurde die Aufhetzung aller nichtmohammedanischen Bewohner der Türkei gegen die türkische Regierung als eine hohe politische Aufgabe betrachtet, die sich die innere Zermürbung des osmanischen Reiches zum Ziele setzte. Durch Erregung innerer Unruhen sollte die Lebenskraft der Türkei gelähmt, sollte der ententistische Aufteilungsplan gefördert

Digitized by Google

werden, sollte Rußland in den ersehnten Besitz von Konstantinopel gelangen. Handlangerdienste der Armenier zu solchem Zwecke wurden gesucht und waren willkommen. Russisches Geld wurde ein ausschlaggebender Faktor, dem auch Persönlichkeiten in geachteter Stellung nicht widerstehen konnten. Die Aufhetzung der Armenier hat nach dem Sturz des hamidischen Regimes nicht aufgehört; sie wurde trotz der Umwandlung der Türkei in ein demokratisches Staatswesen fortgesetzt, nur daß seitdem vielleicht andere Länder die Geldgeberrolle übernommen haben. Die türkische Regierung darf keinesfalls als für die Maßnahmen verantwortlich gelten, die das Volk eigenmächtig gegen die Armenier ergriffen hat. Jeder, der die Verhältnisse in den armenischen Provinzen genau kennt, weiß, daß die sogenannten Massaker der Armenier auf die Handlungen der Letzteren im Anfang des Krieges zurückzuführen sind. Als der Krieg ausbrach, mordeten die russischen und osmanischen Armenier Tausende von Muslimen in den von den russischen Truppen überrannten Gebieten. Es ist aus diesem Grunde nicht zu verwundern, daß sich die muslimische Bevölkerung in anderen Provinzen ähnliche Ausschreitungen zuschulden kommen ließ, um die entsetzlichen Leiden, die ihre Verwandten und Glaubensgenossen durch die Armenier erduldeten, zu rächen. Die armenischen Vorkommnisse, für die man die türkische Regierung ungerechterweise verantwortlich macht, sind also als Racheakt von seiten der Bevölkerung anzusehen, dem viele unschuldige Menschen beider Konfessionen zum Opfer fielen. So kam es denn, daß in verschiedenen Provinzen die Bevölkerung derart dezimiert ist, daß nur wenige Türken und Armenier am Leben geblieben sind. Auch hier hat die gegen die Türkei und den Islam gerichtete Propaganda der Entente ihr Werk getan. Sie hat die oben angeführten Tatsachen der Welt verborgen und verursacht, daß die armenische Frage vollkommen einseitig beurteilt wird.

Die kürzlich in Konstantinopel erschienenen illustrieten Bücher, die über die armenischen Vorkommnisse Aufschluß geben, werden den unparteiischen Forscher von der Wahrheit der hier angeführten Tatsachen überzeugen.

Wenn der Friede der Türkei wieder die Möglichkeit gibt, ihre Industrie und ihren Handel aufzubauen, so werden die Armenier zu denen gehören, die dank ihrer kaufmännischen Befähigung den größten Nutzen daraus ziehen. Die von den Hetzern oft vorgespiegelte Idee eines selbständigen armenischen Reiches ist eine Utopie, da alle Vorbedingungen dazu fehlen. Wie bei unseren Verbündeten, müssen auch bei uns alle inneren Zwistigkeiten vor dem großen Ideal eines endgültigen Sieges zurücktreten. Dann kommt die Zeit, wo wir im sicheren Besitz eines glücklichen Friedens an die Regelung der inneren Fragen herantreten können. Heute aber gibt es nur die eine Losung: Säuberung des heiligen osmanischen Bodens von den verruchten Feinden.



Unterwegs.
(Nach einem Gemälde von Halil Pascha)

Digitized by Google

DEUTSCHER UNTERRICHT AN TÜRKISCHEN HÖHEREN SCHULEN.

In der Monatsschrift für höhere Schulen hat Herr Geheimrat Prof. Dr. Franz Schmidt eine interessante Abhandlung veröffentlicht, der wir folgende Stellen entnehmen:

Zwar nimmt unter den fremden Sprachen, die Eingang in den Lehrplan der höheren Schulen des Landes gefunden haben, das Französische immer noch den ersten Rang ein. Es läßt sich aber heute ohne Einschränkung behaupten, daß der noch vor wenigen Jahren fast allgemeine Glaube an die Ueberlegenheit und Vorbildlichkeit der französischen Kultur stark erschüttert ist und damit auch die Grundlage für die bisherige Vorrangstellung der franzsöischen Sprache im Unterricht der höheren Schulen zu wanken beginnt. Der frühere Großwesir Prinz Said Halim Pascha tat mir gegenüber einmal den Ausspruch: „L'importation de la culture française était une déviation pour nous". Ich möchte annehmen, daß ihm die meisten Staatsmänner und Politiker der jungen Türkei darin beipflichten werden, daß der Vorzug der französischen Bildung nicht in der Entwicklung starker staatsbürgerlicher Gesinnung und Tüchtigkeit gefunden werden kann.

Vertreter der geistigen Interessen, Schriftsteller, Künstler, Schulmänner, pflegen bei aller Wertschätzung französischer Geistesleistungen, doch stets zu betonen, welch große Gefahren aus der näheren Berührung der jungen Männer mit dem französischen, insbesondere dem Pariser Gesellschaftsleben für die sittlichen Werte erwachsen, auf deren Ausbildung der Islam so hohen Wert legt. Der Eindruck des allgemeinen Rückganges, in dem sich Frankreich seit geraumer Zeit befindet, und der nun drei Jahre hindurch täglich sich erneuernde Eindruck der gewaltigen Ueberlegenheit Deutschlands haben dann schließlich dazu geführt, daß das so fest gewurzelte Dogma von der Unvergleichlichkeit der französischen Kultur nach und nach an Sicherheit verloren und in demselben Maße der Höherschätzung Deutschlands Platz gemacht hat.

Der fremdsprachliche Unterricht an den höheren Schulen des Landes hat diesem immer deutlicher werdenden Wandel der Anschauungen Rechnung zu tragen begonnen. Während früher das Französische die Alleinherrschaft besaß, besteht seit zwei Jahren die Vorschrift, daß an jeder höheren Schule zwei fremde Sprachen gelehrt werden müssen. Allerdings gilt dies noch nicht von den Idadi-Schulen, die etwa unseren Realschulen vergleichbar sind. An ihnen wird auch heute noch nur Französisch gelehrt. Die Sultanischulen dagegen, die einen zwölfjährigen Lehrgang haben und etwa unseren deutschen Vollanstalten (Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen) entsprechen, lehren zwei Sprachen in der Art, daß je die Hälfte der Schüler auf eine von ihnen entfällt. Ein Schüler lernt also immer nur eine der beiden Sprachen. Diese sind nicht nur in der Schülerzahl, sondern auch in der Anzahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden einander völlig gleichgestellt. Der Unterricht beginnt im sechsten Schuljahre und wird bis in das zwölfte Schuljahr fortgesetzt. Die Stundenzahlen sind wöchentlich 5, 5, 4, 4, 5, 5, 4. Die eine der beiden Sprachen ist an allen Schulen immer noch die französische, die andere die deutsche oder die englische. Deutsch wird an folgenden Schulen gelehrt, deren Gesamtschülerzahl in Klammern daneben angegeben ist:

Konstantinopel, Stambul-Sultanissi (659), Skutari-Sultanissi (384), Kabatasch-Sultanissi (340), Dawud-Pascha-Sultanissi (277), Nischantasch-Sultanissi (508), Adrianopel (384), Ismid (393), Smyrna II (174), Tschanak-Kale (kriegshalber geschlossen), Bolu (318), Dschanik (130), Angora (375), Konia (250), Amasia (87), Urfa (169), Kaisarije (288), Adana I (239), Adana II (150), Aleppo (290), Beirut (329), Damaskus I (508), Damaskus II (266), Tripolis in Syrien (55), Jerusalem (218), Antalia (354), Nigde (245), Kutahia (135), Eskischehir (152), Mentesche (315), Magnissa (215), sowie die fünf Mädchen-Saltanijes in Konstantinopel: Besmi-Alem (971), Seldschuk-Hatun (361), Tschamlidscha (252), Kandilli (164), Erenköj (120), und die Mädchen-

Digitized by Google

Sultani in Smyrna (30), zusammen 36 von 55 Schulen. An allen 36 Schulen mit Ausnahme der letzten drei, die erst im vorigen Jahre gegründet worden sind, ist der deutsche Unterricht erst in das dritte Jahr gelangt, d. h. bisher wird er nur in der 6., 7. und 8. Klasse erteilt. In jedem Jahre aber folgt eine weitere Klasse, so daß nach vier Jahren der deutsche Unterricht in allen höheren Klassen der bezeichneten Schulen erteilt wird. Schneller vorzugehen wäre an sich wohl der Wunsch der Unterrichtsverwaltung; doch fehlt es an den nötigen Lehrkräften. Sie für alle Schulen aus Deutschland zu berufen, wäre zu teuer; auch hätte deutschen Lehrkräften die Kenntnis der Landessprachen gefehlt. So behilft man sich, so gut es geht, mit mehr oder minder gut deutsch-sprechenden Gelegenheitslehrkräften ohne berufliche Vorbereitung. Vorderhand herrscht aber trotz mancher Unzulänglichkeit an den meisten Schulen der gute Wille und große Eifer, der neuen Aufgabe gerecht zu werden. Lehrer und Schüler entwickeln Fleiß und Geschick, so daß die Leistungen trotz mangelnder Sachkenntnis und Methode oft ganz erfreulich erscheinen. Allmählich beginnen auch brauchbarere Unterrichtsbücher herauszukommen, wenn auch ein gutes, für den ganzen Lehrgang des deutschen Unterrichts ausreichendes Lehrbuch noch fehlt.

Bemerkenswert ist ferner, daß an einer Schule der deutschen Sprache eine ganz besondere Stellung eingeräumt worden ist, nämlich an der Stambul-Sultanissi, die übrigens, entgegen ihrem Namen, zur Zeit in Pera, in den zwar geräumigen, aber sehr verwohnten Gebäuden des früheren französischen Lycée Saint Benoit untergebracht ist. In dieser Schule, die mit rund 700 Schülern die besuchteste höhere Schule der Hauptstadt und des Landes ist, beginnt der deutsche Unterricht bereits mit dem zweiten Schuljahr und nimmt dann nicht weniger als die Hälfte aller Unterrichtsstunden ein. Dieses Ausmaß bleibt auch für die übrigen Klassen bestehen, mit der Abweichung, daß nach und nach außer reinem Sprachunterricht auch anderer Unterricht in deutscher Sprache erteilt wird. Neun reichsdeutsche Lehrer sind in dieser Arbeit tätig. Das Auswärtige Amt in Berlin hat sie auf Ansuchen der türkischen Unterrichtsverwaltung ausgewählt. Es sind erfahrene und erprobte Lehrer, von denen vier schon an deutschen Auslandsschulen in Aegypten, Marokko und Persien tätig waren. Zu ihnen gesellt sich noch ein deutsch-schweizer Sekundarlehrer für deutschen und Geschichtsunterricht, und mit jedem Jahre treten weitere Lehrkräfte hinzu, bis der Grundsatz „Halb deutsch, halb türkisch" durch die ganze Schule durchgeführt sein wird. Hinter diesem Grundsatz steckt der Wunsch, die Schüler nicht nur mit der Aussprache, Grammatik und etwas Literatur, sondern so völlig mit der Sprache vertraut werden zu lassen, daß sie in jedes Gebiet der deutschen Kultur einzudringen vermögen. Die Stambul-Sultanissi entwickelt sich auf diese Weise zum Gegenstück des bekanntn Kaiserlichen Lyzeums Galata-Serai, das, im Jahre 1869 gegründet und zunächst rein französisch gedacht, später dazu überging, nur die Vormittage dem französischen, die Nachmittage dem türkischen Unterricht zu widmen. Wie die Knaben der Stambul-Sultanissi sollen auch die Mädchen der Kandilli-Serai-Sultanissi halb deutsch, halb türkisch unterrichtet werden und haben zu diesem Zweck sogleich bei der im Herbst 1916 erfolgten Gründung der Schule in der früheren Oberlehrerin der Kgl. Elisabethschule in Berlin, Fräulein Grumme, eine deutsche Leiterin erhalten. Im ganzen dürfte sich danach wohl sagen lassen, daß die höheren Schulen der Türkei begonnen haben, dem hohen Ansehen und der nahen Beziehung zu der Türkei, die Deutschland in den letzten Jahren gewonnen hat, in einer aussichtsreichen Pflege des deutschen Unterrichts Rechnung zu tragen.

Digitized by Google

DIE ISLAMISCHE ZEITRECHNUNG.

Von Mohammed Brugsch.

(Schluß.)

Mit dem 13. Dezember d. J. war (vgl. die Tabelle in der vorigen Nummer) der zweite Monat des islamischen Jahres zu Ende. Wir geben jetzt die Erläuterung zu den übrigen Monaten.

Rabiul-Awwal und Rabiul-Achir (erster und letzter Rabi) sind die beiden „Frühlings"-Monate. Der 12. des Rabiul-Awwal ist der Geburtstag des Propheten, der Molid enebi. An diesem Tage fand bis 1880 in Kairo auf dem sogenannten Esbekyjeplatz eine eigenartige Zeremonie statt. Der Orden der Sadija-Derwische, der 1335 von Saduddin in Damaskus begründet wurde, hielt dort eine Prozession ab, die den Namen Dosa, „mit Füßen treten", führte. Am Nachmittag erschien der Scheich mit der Ordensfahne an der Spitze eines langen Zuges der Derwische zu Pferde auf dem Platze, wo sich 200 bis 300 junge Männer, dicht aneinander gereiht, auf den Boden legten, je ein Kopf zwischen zwei Fußpaaren und je ein Fußpaar zwischen zwei Köpfen, das Antlitz nach unten gekehrt, und so gleichsam ein Straßenpflaster bildeten, über das dann der Scheich hinwegritt. Durch ein besonderes, dem Orden anhaftendes Wunder (Karama) wurde dabei nie jemand verletzt, sondern im Gegenteil der dem Scheich innewohnende Segen (baraka) auf die jungen Leute übertragen. Die Dosa wurde 1881 abgeschafft auf Grund eines Fetwa des Obermufti von Aegypten, der sie als eine bida kaliha (böse Neuerung) erklärte, weil sie Gläubige unwürdig behandle. Sie hat sich heute nur noch soweit erhalten, daß der Scheich der Sadija am Morgen des Molid vor seiner Tür eine Anzahl Derwische auf der Erde liegend vorfindet und über sie hinwegschreitet.

Dschumadal-Ula und Dschumadal-Uchra. Ueber den Ursprung des Namens Dschumada, den die beiden Monate führen (Ula und Uchra bedeuten „erster" und „zweiter"), herrscht Meinungsverschiedenheit. Das Wurzelwort dschamada hat den Sinn von gefrieren, erstarren. Es wird angenommen, daß zur Zeit, als diese beiden Monate so benannt wurden, das Wasser gefroren war, also Winterzeit war. Dem widerspricht aber die astronomische Berechnung, die festgestellt hat, daß diese beiden Monate im ersten Kalenderjahre in die Zeit von März bis Mai fielen. Daher ist die zweite Deutung zu bevorzugen, die als Grundlage das arabische Wort dschamad = trockner und harter Boden (infolge von Regenmangel) annimmt.

Radschab ist der „geehrte" Monat. Er heißt so wegen der Ehren, die man ihm zur „Zeit der Unwissenheit" dadurch beilegte, daß das Kriegführen während desselben verboten war. Man erzählt, der Prophet habe gesagt, der Monat Radschab gleiche einem schneeweißen Quell, der vom Himmel herabfließt, und wer in diesem Monate faste, der werde von den Wassern des Lebens trinken. Strenggläubige Muslime pflegen deshalb die Nacht des ersten Freitags (also die vom Donnerstag auf den Freitag) in diesem Monate im Gebet zuzubringen.

Schaban ist der Monat der „Trennung", weil die alten Araber sich in diesem Monate in die Umgebung ihres Aufenthaltortes zerstreuten, um Wasser zu suchen. Als die Monate noch nach dem Sonnenjahr geordnet waren, entsprach er teilweise dem Juni und Juli, also der Zeit, in der das Wasser eine Labsal ist. In der Nacht des 15. Schaban, sagt der Prophet, verzeichnet Gott alle Taten der Menschen, die sie während des Jahres vollführt haben, auch werden alle Kinder aufgeschrieben, die in dem Jahre geboren werden oder sterben. Ferner soll der Prophet seinen Anhängern anbefohlen haben, die ganze Nacht hindurch wach zu bleiben, hundert Rakas (Gebetseinheiten) zu verrichten und während des nächsten Tages zu fasten. In Indien finden an Stelle des Fastens große Lustbarkeiten statt; in der Nacht wird an vielen Stellen Feuerwerk abgebrannt. Man sagt auch, auf diese Nacht beziehe sich die Stelle im Koran: „Siehe, wir haben ihn (den Koran) herabgesandt in einer gesegneten Nacht, in der jede Sache mit Weisheit entschieden wird" (Sure 44, 2f.); doch sind die Kommentatoren nicht einig darüber; einige meinen, daß diese Stelle auf die Nacht des 27. Ramadhan hindeute.

Ramadhan, nach türkischer Aussprache Ramasan, ist der neunte Monat des islamischen Jahres, für dessen ganze Dauer das Religionsgesetz dem Gläubigen die Enthaltung von allen körperlichen Genüssen während der Tageszeit vorschreibt. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang darf ein Muslim weder essen, trinken, rauchen noch schnupfen; selbst das Einatmen des Rauches von einem andern Rauchenden verdirbt diesen Fasttag und legt die

Digitized by Google

Pflicht auf, ihn später nachzuholen. Die Abendmahlzeit heißt iftar (Fastenbrechen). Die Nächte werden religiösen Uebungen gewidmet. Der Name Ramadhan wird abgeleitet von ramdh, „brennen", weil dieser Monat, als er so benannt wurde, in die heiße Jahreszeit fiel oder, wie andere sagen, weil dieses Monatsfasten die Sünden der Menschen wegbrenne. Die Vorzüglichkeit dieses Monats wurde vom Propheten überaus gepriesen. Er sagte, während desselben seien die Tore des Paradieses geöffnet und die Tore der Hölle geschlossen. Deshalb gibt jeder, dem es irgendwie möglich ist, im Ramadhan je nach seinem Vermögen den Armen zu essen. Ein Nachkomme des Propheten, der hier in Berlin lebte, hängte im Ramadhan-Monat jeden Morgen vor Sonnenaufgang, zur Erinnerung an seine verstorbenen Eltern, Säckchen mit Fleisch, die er am Abend zuvor zurechtgemacht hatte, an die Türklinken armer Leute. Er ruht auf dem hiesigen türkischen Friedhof.

Eine der letzten ungeraden Nächte des Monats Ramadhan ist die „Nacht der Macht", eine geheimnisvolle Nacht, deren genaues Datum nur der Prophet und einige seiner Gefährten gewußt haben sollen. Der Koran sagt über sie mit der 97. Sure:

„Wir sandten ihn (den Koran) hernieder in der Nacht der Macht.
Weißt du, was ist die Nacht der Macht?
Die Nacht der Macht ist mehr, als was
In tausend Monden wird vollbracht.
Die Engel steigen nieder und der Geist in ihr,
Auf ihres Herrn Geheiß, daß alles sei bedacht.
Heil ist sie ganz und Friede, bis der Tag erwacht."

Die Vorzüge dieser Nacht sollen unzählig sein; man glaubt, daß während ihrer feierlichen Stunden die gesamte Schöpfung sich in tiefster Verehrung vor dem Allmächtigen niederbeugt.

Schawwal, „das Erheben", ist der zehnte Monat des Mondjahres. Am ersten Tage dieses Monats ist das Idul-Fitur, „das Fest des Fastenbrechens". Das schwere Ramadhanfasten ist zu Ende und nun beginnt ein Fest des Almosenspendens. „Bringt eure Almosen herbei", sagte Ibn Abbas, „denn der Prophet hat das als eine göttliche Einrichtung angeordnet. „Ein Sa (gleich 6 bis 7 Pfund) Gerste oder Datteln oder ein halbes Sa Weizen: dies dient für jeden, frei oder gebunden, Mann oder Weib, alt oder jung, um dein Fasten (d. h. das eben abgeschlossene Monatsfasten) von irgend einem unzüchtigen Gespräche zu reinigen und die Armen mit Essen zu versorgen." Nach dem Almosenspenden findet ein Gottesdienst statt. Im Türkischen heißt dieses Fest Großes Bairam oder Zuckerbairam (Schäkär bairamy), weil da jede Familie die Angehörigen mit Konfekt beschenkt; außerdem geben die Reichen von ihrem Vermögen ein Pflichtalmosen (rakat = Reinigung), wobei notleidende Verwandte bevorzugt werden. Am 23. Schawwal bildet der Auszug der Mekka-Karawane in Kairo ein großes Volksfest. Vor zwei Jahren präsentierten dabei in Aegypten die englischen Soldaten in Gegenwart ihres Generals und des Pseudosultans die Gewehre vor den Pilgern, nachdem im Jahre vorher die Behinderung der Karawane mit die Ursache der Erklärung des Dschihad, des „heiligen Krieges", gegen die Engländer gewesen war.

Dsul-Kada ist der Monat der „Ruhe". Er wurde von den alten Arabern so genannt, weil in ihm das Kriegshandwerk ruhte und jeder sich einer friedlichen Beschäftigung hingab.

Dsul-Hiddscha, der Monat des Haddsch, der „Wallfahrt", ist der letzte im islamischen Kalender. Es ist der Monat, in dem die Wallfahrt nach Mekka von statten gehen muß. Die ersten zehn Tage dieses Monats sind den Zeremonien des Haddsch gewidmet; die beiden letzten dieser zehn Tage sind die wichtigsten. Am 9. Tage versammeln sich die Pilger in Arafat, um dort das Mittags- und Nachmittagsgebet aufzusagen auf einem der dortigen Berge, der den Namen „Berg der Barmherzigkeit" trägt. Viele Tausende Wallfahrer stehen auf und neben dem geheiligten Berge, um die Chutba oder „Ansprache" anzuhören, deren Hauptzweck das Sündenbekenntnis ist. Der alte Name dieser Zeremonie ist „Al-vaukuf", d. h. das Stehen (in Arafat). Am 10. Tage, dem „Opfertage", begeben sich die Pilger nach Mina, wo sie die mitgebrachten Opfertiere (Schafe oder Kamele) schlachten zur Erinnerung an das Opfer, das Abraham seinem Herrn darbrachte. Ein gleiches geschieht zur selben Zeit in allen Ländern des Islams. Die Schlachtung ist Pflicht und Recht des Hausvaters, doch nur, wenn er ohne Schulden ist. In der Türkei heißt dieses Fest kleines Bairam oder Opfer-(Kurban-)Bairam, in Indien Bakr-id.

Wenn das Sonnenjahr, wie im Anfang gesagt, in der islamischen Welt hin und wieder zur Anwendung gelangt, und manche schon glauben, daß es dort schon ganz eingeführt werden könne, geht doch aus dem Vorangegangenen klar hervor, daß für den Kern des Islams die Zeitrechnung nach dem Mondjahre durchaus eine Notwendigkeit bleibt.

Digitized by Google

DER MAHDISMUS.

Von Georg Widenbauer (Bayreuth).

Unter Mahdismus versteht man die Sehnsucht der gläubigen Muselmanen nach dem Kommen des Erlösers am Ende der Zeiten, die Hoffnung auf einen Mahdi, einen Rechtgeleiteten und Rechtleiter, „der die Welt mit Gerechtigkeit erfüllen wird, nachdem sie früher mit Ungerechtigkeit erfüllt war." Die Mahdisten glauben, daß der Mahdi die in eine Unzahl von Sekten zersplitterten Gläubigen vereinen und ihnen das Reich Gottes bringen werde. Die Idee des Mahdi entstand einstmals aus den Hoffnungen der frommen mohammedanischen Kreise gegen die von ihnen als gottlos verschrieene Regierung der Omejaden. Die Schiiten betrachten überhaupt schon den zwölften Imam Mohammed Abdul Kasim als Mahdi; sie glauben von ihm, daß er nicht gestorben sei, sondern fortlebe und wiedererscheinen werde. Eine Schiiten-Sekte, die der „Fünfer", erblickt sogar bereits im fünften Imam die Menschwerdung Gottes. Die Sunniten dagegen sind der Ansicht, daß der Mahdi erst noch kommen werde. Diese Vorstellungen sind lebhaft befruchtet von der jüdischen Hoffnung auf den Messias und von dem christlichen Glauben an die Wiederkehr des Erlösers am Ende der Zeiten.

Die fromme Zuversicht auf das Erscheinen eines heiligen Trösters der Menschheit beherrscht den ganzen Islam und hat schon öfters dazu geführt, daß mehr oder minder bedeutende Persönlichkeiten sich als Mahdi auftaten und sich des Mahdi-Mythus zur Anstiftung politisch-religiöser Revolutionen bedienten, wobei sie zu großer Macht emporgetragen wurden, was nur ein Beweis für die Tiefe der religiösen Sehnsucht im Herzen der Muslimen ist.

Am lebendigsten dürfte wohl noch die Erinnerung an die Mahdischaft des Mohammed Achmed sein, der 1881 im Sudan auftrat und dort ein großes Reich aufrichtete[1]), das 2 700 000 qkm mit über 18 Millionen Untertanen umfaßte und den Tod seines Gründers um 13 Jahre überdauerte. Um zu bemessen, welche Kraft von einer solchen geheiligten Persönlichkeit auszugehen vermag, vergegenwärtige man sich das Leben und Wirken dieses letzten Mahdi. Mohammed Achmed wurde als Sohn eines armen Schiffszimmermanns in Dongola wahrscheinlich 1844 geboren, besuchte nach dem frühen Tode des Vaters eine Koranschule zu Keneri, lag später bei dem weisen Mohammed el Gere theologischen Studien ob und trat dann als Derwisch in den strengen Orden der Samani ein. Als Reiseprediger durchzog er den ganzen Sudan und sah so mit eigenen Augen das Elend der unter der ägyptischen Paschawirtschaft schmachtenden Fellachen. Einige Jahre verbrachte er auf der Nilinsel Aba an der Grenze zwischen Sennar und Kordofan in größter Zurückgezogenheit als Asket. Dort erhielt er nach seinem Geständnis seine Berufung als Mahdi. Seine Frömmigkeit lockte viele Pilger an, die, durch den Zauber seiner Persönlichkeit geblendet, sich in seiner Nähe ansiedelten. Seine Gemeinde vergrößerte sich bald und er kam wegen der allgemeinen, von ihm weiter geschürten Unzufriedenheit mit der englischen Herrschaft in Aegypten in Gegensatz zu dem Statthalter des Sudans, der den Gouverneur von Chartum mit 300 Mann gegen ihn aussandte, um ihn in Ketten vor seinen Richterstuhl führen zu lassen. Aber jene Truppen wurden von den Anhängern des Mahdi gänzlich aufgerieben, und nun zog sich der Mahdi in das Bergland Dschebel Gedir im Süden von Kordofan zurück, wo er seine für den heiligen Führer fanatisch begeisterte Truppe organisierte, um sie bei seinem Heraustreten aus der abgeschlossenen Bergwelt von Sieg zu Sieg zu führen. Erst vernichtete er den Mudir von Faschoda in einem Scharmützel, dann im Juni 1882 trotz gänzlichen Mangels an Feuerwaffen bei einem nächtlichen Ueberfall eine ägyptische Kerntruppe von 6000 Mann, die ihm unter dem schlachterprobten Jussuf Pascha entgegengesandt worden war. Durch diesen glänzenden Erfolg verschaffte er sich nicht bloß modernes Kriegsmaterial, sondern auch die unbestrittene Anerkennung seines Mahdismus in allen Schichten der Bevölkerung. Nunmehr konnte er auch über die Geldmittel der Reichen verfügen. Der Weg nach El Obeid stand

[1]) Siehe Ohrwalder, Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan (Innsbruck 1892) und Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan, 8. Aufl. Leipzig 1896. Wohl am anziehendsten schildert uns jedoch die interessante Persönlichkeit des Mahdi Prof. E. Dagobert Schönfeld in seinem Vortrag in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft am 12. Dezember 1904: „Die mohammedanische Bewegung im Sudan".

Digitized by Google

ihm jetzt offen. Nach dreimonatiger Belagerung fiel El Obeid. Damit gewann er die reichen Provinzen Gezireh und Kordofan. Sehr wertvoll war für ihn die Erbeutung eines modernen Geschützparks.

Sein Anhang wuchs nun wie ein Strom. Nicht bloß durch seine imponierend edle Erscheinung, sondern auch durch einfache Lebensweise und Redlichkeit, und seine sozialen Grundsätze — er verwirklichte in seinem Staate den Kommunismus — begeisterte er die Menge. Man legte ihm den Ehrennamen „El Sâhed", das ist der Entsagende, bei. Seine Macht erreichte den Höhepunkt mit der völligen Vernichtung eines vom Khediven auf Betreiben Lord Cromers, des englischen Statthalters in Aegypten, unter General Hicks gegen ihn ausgeschickten Heeres von 10000 Mann Infanterie, 2000 Mann Kavallerie mit 42 Kanonen und einem Troß von 7000 Kamelen. In dem dornigen Buschwalde von Kaschpil wurde am 4. November 1883 diese ganze Armee buchstäblich hingeschlachtet. Nun gab England den Sudan auf und beauftragte den General Gordon, sich aus dem ganzen Gebiet zurückzuziehen, doch wurde Gordon in Chartum von den Mahdisten eingeschlossen und fiel nach fast einjähriger Belagerung der Stadt dem Ansturm der Derwische am 26. Januar 1885 zum Opfer. Nun war der Mahdi unbestrittener Herr des Sudans, doch setzte schon fünf Monate darauf ein früher Tod seinem tatenreichen Leben ein Ende. Er starb an den Blattern.

Obwohl nun 13 Friedensjahre folgten, gelang es seinem Nachfolger Abdullah nicht, das Reich innerlich auszubauen, da ihm die Selbstlosigkeit seines Vorgängers fehlte. Er brach mit dessen kommunistischen Ideen, regierte willkürlich und trachtete danach, eine auf ein beträchtliches Hausvermögen sich stützende Dynastie zu begründen. Sein Reich war innerlich dem Untergange bereits nahe, als Lord Kitchener nach mehreren glücklichen Gefechten und der Einnahme von Berber 1897 die Mahdisten im Frühjahr 1895 am Atbaen und im Herbst desselben Jahres bei Omdurman aufs Haupt schlug. Ein Jahr später fand Abdullah mit den ihm verbliebenen Getreuen bei Unun-Debrikit den Heldentod. Lord Kitchener meldete triumphierend nach London „the consequent extinction of Mahdism in the Sudan".

Obwohl das Reich des Mahdi untergegangen ist, lebt die Erinnerung an seine glorreiche Herrschaft noch unter den Mohammedanern des Sudans und darüber hinaus fort. Man muß Prof. Schönfeld beipflichten, der am Schlusse seines Vortrags den Gedanken äußert: „Ich kann die Zuversicht des Lord Kitchener nicht teilen, welche den Mahdismus im Sudan für erloschen erklärt. Der Zündstoff ist vorhanden und der zündende Funke kann sich finden. Das rasche Ansammeln von Heeren ist nirgends leichter als dort, wo das Nomadenleben auf die rollende Bewegung hinweist. Die Verpflegung solcher Heere, deren Glieder von Durrabrei zu leben und auf nackter Erde zu schlafen gewohnt sind, ist aber keine Kunst. Für militärischen Drill ist nach Gordons Urteil der Sudaner besonders veranlagt und geradezu erstaunlich ist seine Kaltblütigkeit gegenüber Wunden und Tod."

Was aber von dem Sudaner gilt, das ist in gleichem Maße wohl auch von den abgehärteten Beduinenstämmen Arabiens zu erwarten, namentlich im Innern bei den fanatischen Wahabiten, deren religiöser Haß rasch auflodert. Daß der alte Mahdigedanke noch immer lebendig ist und seine alte Kraft zu entfalten versteht, dafür hat der Weltkrieg schon manchen Beweis geliefert. So ließ 1915 der Imam von Darfur, Ali Dinar, den Heiligen Krieg gegen die Engländer verkünden und brachte ihnen wiederholt empfindliche Niederlagen bei. Auch die Senussi sind an der Westseite von Aegypten noch immer höchst tätig, um den Brand gegen England zu schüren. Ohne uns sanguinischen Hoffnungen hinzugeben, ist doch an der Möglichkeit festzuhalten, daß ein begeisterter Führer die zersplitterten Kräfte des Panislams durch den Mahdi-Gedanken wieder kraftvoll einigt und die englandfeindliche panislamische Welt in wirksame Bahnen lenkt.

Vielleicht tragen gerade die englischen Erfolge dazu bei, das muhammedanische Gewissen der von England bedrohten muhammedanischen Stämme aufzurütteln. Unendlich viel hängt von einem solchen Führer ab, der die Massen entflammt und mit sich reißt. Nirgends in der Welt gilt mehr als im Orient die Macht einer kraftvollen Persönlichkeit und gerade dort, wo religiöse Leidenschaften sich oft so heftig entladen, vermag ein entschlossener, wagemutiger Feuergeist die Glaubensschwärmerei blitzschnell zu hellster Glut anzufachen.

Digitized by Google

ENGLISH ATROCITIES IN INDIA.

Im Jahre 1915 haben englische Richter in Ceylon gegen die eingeborene Bevölkerung der Insel unter völliger Mißachtung der Rechtsformen und bestehenden Gesetze durch Verhängung von Todes-, Freiheits- und hohen Geldstrafen, durch Auspeitschungen, Verbannungen schrecklich gewütet.

Diese Untaten veranlaßten vor zwei Jahren Vertreter des singhalesischen Volkes, in einer Eingabe die Bitte an die englische Kolonialregierung zu richten, daß sie die Vorgänge untersuche, die Schuldigen bestrafe und das geschehene Unrecht nach Möglichkeit wieder gutmache. Zwei Jahre ließ die englische Regierung vergehen, ohne die Eingabe auch nur einer Antwort zu würdigen, den Beauftragten der Singhalesen riß schließlich die Geduld. Sie sandten im letzten Sommer an den „Manchester Guardian" eine Zuschrift, worin sie die Geschehnisse schilderten und sich an das ganze englische Volk um Hilfe und Gerechtigkeit wandten. Der „Manchester Guardian" konnte nicht umhin, diesen Appell in seiner Nummer vom 28. August zu veröffentlichen. Dies hatte zur Folge, daß sich nun auch die amtlichen Stellen in Indien um die Sache kümmern mußten. Die amtliche Kommission, die mit der Untersuchung beauftragt wurde, hat jüngst ihren Bericht der indischen Regierung eingereicht. Dieser Bericht bestätigt die Anschuldigungen in allen Einzelheiten. Es kam daraufhin zu einer etwas schüchternen Anfrage im englischen Parlament, der vorerst nur eine platonische Antwort von der Regierung zuteil wurde. Wichtig bleibt aber, daß auch hierbei die den englischen Kolonialbeamten zugeschriebenen Greueltaten und Justizmorde amtlich als Tatsachen zugestanden wurden. Folgendes wurde amtlich zutage gefördert:

Im Jahre 1915 brachen in Ceylon zwischen den Bekennern zweier Konfessionen Unruhen rein religiöser Natur aus, die in keiner Weise die Sicherheit der englischen Herrschaft gefährdeten. Mit gutem Willen und guten Worten hätten die Lokalbehörden in kurzer Zeit und ohne große Mühe die Zwistigkeiten beilegen können. Sie taten aber nichts dergleichen, bis die Unruhen einen so großen Umfang annahmen, daß die Behörden notgedrungen Maßregeln zur Wiederherstellung der Ordnung ergreifen mußten. Mehrere Offiziere und Kolonialbeamte, darunter ein „durch seine Milde und Humanität" bekannter Friedensrichter, wurden damit betraut. Diese Beamten entledigten sich ihrer Aufgabe nach dem im offiziellen Bericht der Untersuchungskommission mitgeteilten Schreiben des Gouverneurs in einer Weise, „daß jedem anständigen Engländer die Schamröte darüber ins Gesicht steigen muß".

So steht fest, daß im Juni und Juli 1915 ohne jegliches gerichtliches Verhör, in einem Falle sogar ohne Vorhandensein einer bestimmten Beschuldigung, über angebliche Ruhestörer die Todesstrafe verhängt und sofort vollstreckt wurde. Andere angebliche Missetäter wurden unter ähnlichen Umständen zu lebenslänglicher oder vieljähriger Zwangsarbeit verurteilt. Reiche Singhalesen mußten hohe Geldstrafen zahlen, Frauen wurden unter Bedrohung und Einkerkerung gezwungen, den Aufenthalt ihrer Männer oder Söhne anzugeben. Ein Teil der Bevölkerung wurde plötzlich zwangsweise nach einem anderen Landstrich der Insel abgeschoben, wo die Leute, der Erwerbsmöglichkeiten beraubt, dem Hunger und Elend ausgesetzt waren. Einige dieser Gemaßregelten starben an den körperlichen Entbehrungen oder infolge seelischer Qualen. Somit übten eine Zeitlang einige englische Beamte über die geängstigte und schutzlose Bevölkerung der Insel ein Schreckensregiment aus, während sich die vorgesetzten Behörden allen Klagen und Bitten gegenüber teilnahmslos verhielten.

Diese nun amtlich festgestellten Vorgänge sind derart, daß der Gouverneur in einer Aufwallung

Digitized by Google

gerechter Empörung erklären konnte, diese Beamten seien als richtige Lynchrichter aufgetreten, wie sie sonst nur eine zügellose Phantasie in Romanen und kinematographischen Schilderungen des „Wild-West" darstellen kann.

Die Gerichtsverhandlungen dieser Lynchrichter bezeichnete der Gouverneur in seinem Bericht als wahre „Komödien". Keine andere Bezeichnung aber verdient auch die „Strafe", die infolge der amtlichen Untersuchung über die Lynchrichter verhängt wurde. Der Hauptschuldige, vor dessen Justiz sich ein ganzes Dorf nur durch schleunige Flucht retten konnte, wurde freigesprochen, weil er schließlich doch guten Glaubens gehandelt und seine Amtsbefugnisse nur infolge Mißverstehens der ihm erteilten Aufträge überschritten habe. Dem braven Mann half man sogar zu einer höheren Stellung in England. Andere Schuldige kamen mit der Entlassung aus dem Kolonialdienst davon. So schützt also England die kleinen Völker unter seiner Herrschaft.

Daß außer dem „Manchester Guardian", der, von dem singhalesischen Komitee angegangen, nicht beide Augen gegenüber den Vorgängen zudrücken konnte, die ganze englische Presse einmütig den Appel aus Ceylon mit Stillschweigen überging, ist noch zu verstehen. Weniger begreiflich ist, daß die deutsche Tagespresse von diesen skandalösen Vorgängen keine Notiz genommen hat, und daß für deren Verbreitung in neutralen Blättern nicht gesorgt wurde. Wie hätte die feindliche Presse aus solchen Greueltaten, wenn sie bei uns möglich wären, Kapital zu schlagen verstanden![1])

Daß aber auch ordentliche Gerichte in den englischen Kolonien die gewissenlosesten Ausbeutungen der Eingeborenen gestatten, lehrt eine Gerichtsnotiz in der „Times" vom 27. November 1917:

Ein Indier hatte vor vielen Jahren eine Hypothek von 5000 Rupien zu 24% Zinsen und mit sechsmonatiger Zinsenberechnung aufgenommen. Als er in Zahlungsschwierigkeiten geriet, wurde er von seinem wucherischen Gläubiger — es ist jetzt bereits elf Jahre her — beim englischen Kolonialgericht verklagt, das nach sechs Jahren ein erstes Urteil zu seinen Ungunsten fällte. Die geschuldete Summe war inzwischen von 5000 auf 40 000 Rupien angewachsen. Gegen dieses Urteil legte der Indier Berufung bei dem Judicial Committee of the Privy Council ein, einer vorsintflutlichen Gerichtsbehörde, die weitere fünf Jahre den Fall behandelte und es schließlich zu einem vorläufigen Urteil brachte, worin festgestellt wurde, daß nun aus den 5000 Rupien bereits mehr als 80 000 Rupien geworden seien. Zum Trost für den armen Indier gibt das Urteil zu, daß bis zur Entscheidung des Prozesses in allen Instanzen noch mindestens weitere elf Jahre vergehen könnten, und daß dann die Schuldsumme mit allen Zinseszinsen und Spesen den Wert der ganzen Provinz, in der der Schuldner seinen Wohnsitz hat, erreicht haben dürfte.

Auch dieser Vorfall wird den Völkern zu denken geben, die fortan, wie die Aegypter, ebenfalls ganz unter englische Gesetze und unter das Judicial Committee of the Privy Council als oberste Gerichtsinstanz kommen sollen. F. v. D.

[1]) In seinem öffentlichen Vortrage in der Berliner Philharmonie am 21. Dezember erwähnte der Staatssekretär des Reichskolonialamtes Dr. Solf die Schreckenstaten von Ceylon.

Hafen von Algier.

Digitized by Google

DAS FRANZÖSISCHE MAROKKO.

Von Fritz Zutrauen.

Die Lektüre französischer Zeitungen bietet heute ein seltsames, auf den ersten Blick unbegreifliches Bild. Während Frankreich aus tausend Wunden blutet, während es zugunsten eines hoffnungslosen Phantoms täglich Tausende seiner besten Söhne hinopfert, finden die französischen Blätter Zeit und Neigung, ihre Leser in spaltenlangen Artikeln über Marokko zu unterrichten. Auf den ersten Blick muß diese Haltung befremdend, ja geradezu pathologisch wirken. Bei näherem Hinschauen aber findet man, daß darin System liegt. Kommt es doch den Zeitungen offenbar darauf an, dem Volk das immer mehr um sich greifende, immer härtere Opfer fordernde Elend in der Heimat vergessen zu machen durch den Hinweis auf die angeblich glänzende Entwicklung der marokkanischen Kolonie. Und die Gleichzeitigkeit dieser in den führenden französischen Blättern erscheinenden Berichte, die Uebereinstimmung in der Form, in der diese Berichterstattung erfolgt, lassen die Annahme zu, daß diese Artikel von der französischen Regierung zum mindesten angeregt sind.

Schon die mit großem Tamtam angekündigte Eröffnung der Messe von Rabat hatte den französischen Blättern Gelegenheit gegeben, in überschwänglichsten Worten die wirtschaftliche Stärke Frankreichs zu schildern, das in der Lage gewesen sei, „en pleine guerre" eine solche Veranstaltung im marokkanischen Protektorat zustande zu bringen. Begeistert lauteten die Berichte über diese Messe, deren Kinos und Karussels, deren Lunapark und „montagnes russes" Frankreich die Sympathien der Eingeborenen erobert haben sollten. Nie habe das Prinzip der „pénétration pacifique" größere Triumphe gefeiert. Was dem Schwerte des Generals Liautey nicht gelungen war, das hätten mit einem Schlage Würfelbuden, Rutschbahnen und — französische Chansonetten fertig bekommen.

Auch die geschäftlichen Erfolge dieser Messe wurden über den grünen Klee gelobt. Hatten doch verschiedene marokkanische Scheichs, ja der Sultan selbst Einkäufe auf der Messe besorgt! Alle Provinzen Marokkos hatten die Messe beschickt. Im wesentlichen handelte es sich natürlich um Bodenprodukte. Hie und da waren auch Erzeugnisse marokkanischer Städte vertreten: Webarbeiten, Stickereien, Fayencen, Lederarbeiten und Teppiche.

Daß Marokko den Franzosen durch Lieferung großer Mengen Vieh, Weizen, Gerste, Mais und Wolle große Dienste in diesem Kriege geleistet hat, ist nicht zu bezweifeln. Am lebhaftesten war die Ausfuhr in den ersten beiden Kriegsjahren, besonders im zweiten, erst seit Anfang 1917 hat sie sich infolge des verschärften U-Boot-Krieges stark vermindert, und in letzter Zeit war sie fast lahmgelegt. Unter normalen Verhältnissen kann die Ausfuhr namhaft gesteigert werden, und das Interesse daran ist um so größer, als es sich dabei fast durchweg um „articles de première nécessité" handelt. Aber damit ist die wirtschaftliche Wichtigkeit des Protektorats für Frankreich bei weitem nicht erschöpft. Denn auf der anderen Seite kommt Marokko als Käufer französischer Erzeugnisse in Frage, wenn auch seine Aufnahmefähigkeit vorerst noch recht begrenzt ist.

Vor dem Kriege wurde der größte Teil der für Marokko in Betracht kommenden Artikel von deutschen Kaufleuten dorthin eingeführt. Ueber diese Monopolstellung des deutschen Kaufmanns in Marokko führten die französischen Blätter von jeher lebhafte Klage, und auch heute noch geben sie ihrer schweren Besorgnis Ausdruck, daß die deutschen Kaufleute unmittelbar nach Friedensschluß, möglicherweise noch vor den Franzosen, wieder dort auftauchen und ihre Tätigkeit wieder aufnehmen werden. Es wird schon jetzt dafür Stimmung gemacht, dem verhaßten Boche nach bekannter französischer Methode durch prohibitive Zölle das Arbeiten unmöglich zu machen, und es muß eine der Bedingungen des Friedensschlusses mit Frankreich sein, daß an dem bisherigen Grundsatz der Gleichberechtigung aller Nationen in Marokko nicht gerührt werden darf. Die Franzosen gehen schon jetzt so weit, zu verlangen — ich zitiere „Le Pays" vom 20. November —, es müsse verhindert werden, „daß fremde Nationen die Lieferanten unserer Kolonisten und der Marokkaner bleiben". Auch werden Maßregeln dagegen gefordert, „daß Artikel deutschen Ursprungs unter spanischer Fassade in die Hände der Bewohner des Landes gelangen". Diese Forderungen richten sich übrigens gegen alle fremden Nationen, mithin

Digitized by Google

auch gegen Frankreichs Verbündete, in vorliegendem Falle in erster Reihe gegen die Engländer.

Wenn die Berichte der Pariser Blätter zutreffend sind, was sich einstweilen jeder Beurteilung entzieht, so sind in den letzten Jahren in Casablanca, Fedhala, Rabat-Salech, Mekaes, Safi-Mazagan, Mogador und Marrakesch eine Anzahl von Fabriken entstanden, namentlich Zement- und Eisfabriken, ferner elektrische Stationen, Oelfabriken und andere mehr. In welchem Zustande diese Fabriken sind, ob und wie sie sich rentieren, darüber wird in den sonst so begeisterten und ausführlichen Berichten nichts gesagt. Nur gelegentlich findet sich die Bemerkung, daß die Aussichten „encourageantes" sind — ein Werturteil, in welchem der Kenner der französischen Sprache eine freundliche Umschreibung des herben Wortes „Mißerfolg" erblicken wird. Damit stimmt auch die Tatsache überein, daß anläßlich eines Kongresses — des „Congrès des études économiques" — auf der Messe von Rabat die behördliche Förderung der Industrien des Landes verlangt wurde.

Ueber die bisherige wirtschaftliche Entwicklung Marokkos werden folgende Ziffern gegeben. Im Jahre 1907 hatte Casablanca einen Seehandel im Werte von etwa 50 Millionen. Im Jahre 1916 sollen die Umsätze die Summe von 200 Millionen Franken stark überschritten haben. Die Ausfuhr von französischen Erzeugnissen über Marseille, Bordeaux und Saint-Nazaire sowie über Algerien hat 149 Millionen von insgesamt nach Marokko eingeführten 228 Millionen betragen. Aus der französischen Zone des Protektorats wurden im verflossenen Jahre Erzeugnisse im Werte von 81 Millionen ausgeführt. Der größte Teil hiervon — 68 Millionen — war für Frankreich und Algerien bestimmt.

„Die kommerzielle Entwicklung des Protektorats", so schreibt „Le Pays" in diesem Zusammenhang, „ist eine wunderbare Lehre: im Jahre 1906 hatte die Ziffer des Außenhandels 62 Millionen erreicht. Im Jahre 1916 übersteigt sie 310 Millionen. Diese Ergebnisse machen nicht nur den guten Franzosen Marokkos Ehre, sondern auch der Generalresidenz. Und der Schüler des Generals Gallieni — diese Bezeichnung liebt sich General Liautey beizulegen — hat durch diese Art, die Durchdringung aufzufassen, bewiesen, daß mehr noch als die Waffen — die Straßen, die Schienen, die Fabriken und die Errichtung der Märkte zur Pazifikation führen." Wie man sieht, wird hier der Würfelbuden, Rutschbahnen und der französischen Chansonetten nicht gedacht . . .

Die unbestreitbar große Zukunft Marokkos und seine wirtschaftliche Bedeutung wird auch in einem soeben erschienenen französischen Buche von La Reveillère behandelt, der sich „chargé de mission" nennt, womit wohl gesagt sein soll, daß er in amtlichem Auftrage Marokko bereist hat. Der Titel des Buches lautet: „Le Maroc et les energies françaises". Auch diese Schrift sucht das französische Volk von dem Elend daheim abzulenken durch den Hinweis auf die glänzende Zukunft Marokkos, als ob das Protektorat und seine überschwänglich geschilderten Aussichten die französische Nation für alle Leiden in diesen Kriegsjahren entschädigen könnten. „Nicht die Ideologen sind es," so heißt es in dem Buche reichlich phrasenhaft, „die das Glück der Nationen ausmachen, sondern diejenigen, welche die Kraft haben, die physische und moralische Gesundheit, den Opfergeist und die Vaterlandsliebe."

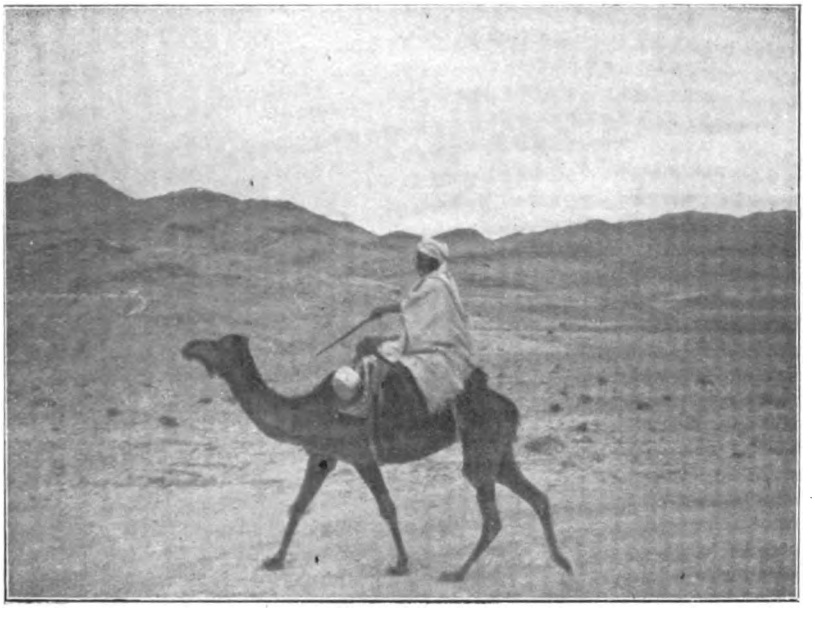
Doch auch aus diesem Buche spricht die Furcht der Franzosen vor dem Wettbewerb der Boches. Ja — wenn die Franzosen in Marokko unter sich wären, dann würden sie dort schon glänzende Geschäfte machen. Aber von „competition", die nach der Auffassung ihrer englischen Verbündeten „life of trade" sein soll, mögen sie nichts wissen. Nichts von der deutschen, aber auch nichts von der englischen, spanischen oder italienischen Konkurrenz. Der deutsche Wettbewerb wird als unloyal und piratenhaft beschimpft, der spanische als maskiert deutsch verdächtigt, während die Konkurrenz der Verbündeten Frankreichs als peinlich empfunden oder angedeutet wird. Diese Auffassung ist begreiflich, wenn man berücksichtigt, daß sich die Franzosen gegen die Konkurrenz anderer Völker, gleichviel, ob sie nun Frankreich gegenüber feindlich, verbündet oder neutral sind, noch auf keinem freien Markte der Welt an erster Stelle zu behaupten vermochten, es sei denn in den besonderen französischen Spezialitäten, wie Moden, Parfümerien usw.

Vielleicht spricht aus allen diesen Veröffentlichungen nur die Angst, daß infolge dieses Krieges durch die überschwänglichen Hoffnungen der Franzosen in bezug auf Marokko ein dicker Strich gemacht werden könnte. Nicht nur in wirtschaftlicher, sondern anscheinend auch in politischer Hinsicht fühlen sie sich angesichts des Ausgangs des Krieges beunruhigt. Auch die spanische Nachbarschaft in Marokko empfinden sie peinlich und störend. Wie groß ihr Mißtrauen gegenüber den spanischen Vettern ist — seitdem jede Hoffnung auf die Aufgabe der spanischen Neutralität endgültig dahingeschwunden ist, wird freilich die Blutsverwandtschaft mit den Spaniern von den Franzosen nicht mehr betont —, das ergibt sich aus Aufsätzen im „Intransigeant" vom 25. November unter dem Titel „Une porte du Maroc" und im „Homme libre" vom 26. November mit der Ueberschrift „Un Maroc nouveau". In völliger Verkennung der militärischen Lage der Entente im allgemeinen und Frankreichs im besonderen wird darin sehr entschieden die Besitznahme Tangers durch die Franzosen gefordert. „Tanger", so schreibt „Intransigeant", „lebt unter einem internationalen Regime, dem Ergebnis der

Digitized by Google

Konferenz in Algeciras. Die Folge davon ist, daß keine Arbeit größeren Stils in Angriff genommen werden kann. Tanger hat kein Hinterland und würde Hungers sterben, wenn es nicht durch uns versorgt würde. (!) Tanger entwickelt sich nicht: sein Handel geht zurück, während derjenige aller anderen Häfen der französischen Zone Marokkos mit Riesenschritten vorwärts schreitet." Aus dieser Feststellung, für deren Richtigkeit es den Beweis schuldig bleibt, zieht das Blatt den Schluß, obwohl Tanger eine internationale Stadt sei, so sei doch die ganze Kultur französisch, alle großen Unternehmungen seien in französischen Händen, alle wirklichen Versuche, die Entwicklung der Stadt zu heben, seien von Franzosen unternommen worden. Tanger sei die Endstation der beiden großen Eisenbahnlinien Marokkos: Tanger—Fez und Oran—Udschda—Taza—Fez—Mekines—Casablanca—Marrakesch. „Gewisse Engländer", so heißt es dann weiter, „haben schon begriffen, daß die einzige mögliche Lösung die einfache Uebergabe Tangers an Frankreich ist (la remise pure et simple à la France). Mehrere ihrer Publizisten (!) bestätigen dies. Was die Spanier anbelangt, so verlangt die Mehrheit der spanischen Bevölkerung von Tanger hauptsächlich, daß Tanger von einer Macht regiert werde, die fähig sei, Tanger industriell und kommerziell zu entwickeln." Das westliche Mittelmeer sei ein lateinischer See — eine Feststellung, die den verbündeten Engländern, die in Gibraltar sitzen, besonders angenehm in die Ohren klingen wird —, und wie man sich mit Italien verständigt habe, so müsse man auch mit den Spaniern ins Reine kommen . . .

Was also die Franzosen in Wirklichkeit wollen, ist, aus dem lateinischen einen französischen See, aus dem westlichen Mittelmeer ein französisches Meer zu machen. Daß solche imperialistischen Ansprüche in einem Augenblick laut werden, wo die Macht der Entente offenkundig zusammenbricht, das ist das Sonderbarste daran. Man muß sich die Frage vorlegen, ob die Franzosen in Wahrheit so verblendet sind, oder ob sie nur so tun. Auch das Schicksal Marokkos muß bei den Friedensverhandlungen zur Sprache kommen. Wenn es den Mächten der Entente mit ihrem „Selbstbestimmungsrecht der Völker" wirklich Ernst wäre, so könnte es ja keinen Augenblick zweifelhaft sein, was mit Aegypten, Tripolis, Algerien und Marokko zu geschehen hätte. Daß aber alles andere als die Befreiung dieser Völker geplant ist, ergibt sich deutlich genug aus den immer höher geschraubten französischen Ansprüchen auf Marokko.



Wüstenritt.

Digitized by Google

ARABISCHE SPRUCHWEISHEIT*).

Von Schulrat Eberhard (Greiz).

„Ein Wort zu seiner Zeit ist ein Pferd wert".

Die Sprichwörter, in denen sich neben den Liedern der Geist eines Naturvolkes am mächtigsten offenbart, gleichen Fenstern, durch die man in Sinnesart und Gedankenwelt des Volkes hineinschauen kann. In der Schrift- wie der Umgangssprache, bei den Städtern und in der Fellachenhütte, zwischen den gezierten Sprachformen des gelehrten Forschers und der naturwüchsigen Derbheit in der Ausdrucksweise lebenskundiger Beduinen — überall schlingen sich diese „Worte der Väter" wie blumige Ranken durch die Gedankengebung und sie spiegeln, von dem Lichtschimmer der Ueberlieferung umflossen, die Weltanschauung der Gesellschaft, die Sitten und Gebräuche der Geschlechter, die natürlichen Verhältnisse des Landes und die Denkart des Volkes aufs getreueste wieder.

Wenn Islam, d. h. das willenlose Hingegebensein an Gottes gnädigen Allmachtswillen, die Geistesrichtung des Ostens ist und kennzeichnet, so kann das Echo dieser religiösen Grundstimmung im Volksmund nicht fehlen, weder im Blick auf Gott noch auf den Menschen. „Allah ist einer und genügt als Versorger für seine Geschöpfe", so mahnt das Sprichwort zur Zufriedenheit und Sorglosigkeit; „es bleibt keiner gleich als Er", so tröstet es in dem Wandel der Dinge. Dem Menschen aber ruft es zu (im Anklang an des Apostels Paulus Lebensweisheit Röm. 5 v. 4): „Im Ausharren liegt der Schlüssel zur Tröstung und zur Erlösung." Allahs Lob und Preis ist in der Leute Munde: „Gelobt sei, der die Hühner auf die Hecke erhebt", so klingt es einer geringen Person entgegen, die hoch zu Ehren gekommen ist. Freilich, Allahs Wille ist unumschränkt und darum unerforschlich und oft unbegreiflich. „Gott legt dem Raben nichts auf, als was er verdient hat", so urteilt die Weisheit der Gasse von der göttlichen Gerechtigkeit. Aber „Gott gibt auch die Nüsse dem, der keine Zähne hat", und „Er gibt die Suppe dem, dessen Lippe gespalten ist". Das ist ein Ausfluß der Bitterkeit über unverdientes Glück der anderen, und diese Stimmung kann sich bis zur Hoffnungslosigkeit steigern: „Bei den Schicksalen sind alle Ueberlegungen verloren". Oder: „Das Jahr des Kots hat 24 Grade" (= ein Unglück kommt selten allein). „Ein Unglückskind bleibt unglücklich, auch wenn man ihm eine Laterne hinten anhängt". Eltern, die sich nach dem im ganzen Orient so hoch im Werte stehenden männlichen Sprößling sehnen, wissen es doch: „Nicht alle Jahre kommen Knaben". „Das Mädchen ist hinter der Türe (von innen gedacht), d. h. nahe, aber der Knabe ist in Bagdad (also weit entfernt)". Allem fatalistischem Pessimismus zum Trotz bekennt der Zufriedene von sich: „Ich lecke meinen Schleifstein ab und schlafe befriedigt", d. h. ich habe nichts zu beißen, bin arm wie eine Kirchenmaus und schlafe dennoch befriedigt wie nach einem guten Abendessen."

Die Sinnesart des Arabers scheint auch durch das Sprichwort hindurch, wenn es sich so häufig den Bedürfnissen des täglichen Lebens, „Essen und Trinken, Kleider und Schuh", zuwendet. Nahrung ist nötiger als Kleidung, das sagt die Weisheit der Gasse dem für Putz empfänglichen Kindskopf mit der Rede von dem baumwollenen (dürftigen) Kleid und dem vollen Bauch, oder mit dem Rat: „Gewöhne deinen Bauch an zwei Brote, und gewöhne deinen Leib nicht an zwei Hemden". Zu einem andern Gedanken sind die beiden unentbehrlichen Leibesbedürfnisse in dem Sprichwort verknüpft: „Richte dich im Essen nach deinem Geschmack, aber in der Kleidung nach dem der Leute!" Das will besagen: In deinem Hause und Privatleben magst du es nach deinem Belieben halten, aber in der Oeffentlichkeit soll man nicht gegen den Strom schwimmen. Wohl mag der junge Geck die Kopfbedeckung schief aufsetzen, so daß sie nahezu an einer Schläfe zu hängen scheint, aber er muß sich dann auch die Rede gefallen lassen, die der Volksmund gern auf den Hochmütigen und Aufgeblasenen überträgt: „Er hat seinen Tarbusch (Fes) auf sein Horn gesetzt" (dahin, wo dem Ochsen das Horn wächst). Einen ähnlichen Sinn hat das Wort: „Tu einen Stein auf deine Schleppe (deinen Saum), sonst fliegst du auf."

Man kann die feindselige Gesinnung gegen einen anderen nicht schärfer ausprägen, als wenn man sagt: „Selbst wenn er (etwas so Nützliches wie) eine Schminkfeder wäre, würde ich mein Auge nicht mit ihm schminken lassen". Und man kann die Dürftigkeit der Mitgift eines Mäd-

*) Unter den Arabern wie unter anderen Völkern gibt es Lokalausdrücke, Aussprüche und Sprichwörter, die nur in gewissen Teilen des Landes gang und gäbe, in anderen aber unbekannt sind. Viele Aussprüche in diesem Aufsatz sind rein örtlicher Natur und nicht als in Arabien allgemein gebräuchlich zu bezeichnen. Allgemein gebräuchlich dagegen sind Zitate aus den großen Dichtern und namentlich aus dem Koran. Red.

Digitized by Google

chens nicht anschaulicher darstellen als durch das Wort: „Was sie mitbringt (in die Ehe), reicht nicht einmal zu Puder und Schminke". Schwärzliche Augenschminke gilt als ein bevorzugtes Schönheitsmittel, darum der Rat: „Wenn dir die Augenschwärze gut gelingt, dann mach' auch einen Schnörkel dran". Die Verzierung wird den Reiz des groß und glänzend erscheinenden Auges („Gazellenauge") noch erhöhen, was dann zu der übertragenen Verwendung des Sprichwortes führt: „Nütz' die Gelegenheiten gründlich aus, wenn sich die Möglichkeit dazu bietet." Die Schminksalbe wird mit einem Stift oder einer Sonde auf Lidern und Augenbrauen und auch zwischen den beiden Augen aufgetragen; die Zeichnung, die sich durch das Schminken ergibt, bedarf also einer geschickten Hand. Von hier aus wird der Sinn des Sprichworts deutlich: „Die Blinde schminkt die Einäugige (und die Taube lauscht an der Tür)." „Sie hat einen Ehemann bekommen und nennt ihn einäugig", so formuliert die bildhafte Gestaltungskraft des Arabers unser abstraktes: „Undank ist der Welt Lohn". „Sie ist einäugig und äugelt mit dem Monde" (der auch als einäugig vorgestellt wird), so heißt es von der armseligen Person, die sich mit vornehmen Leuten abgibt oder nach hohen Dingen trachtet. Wer so töricht ist, die Leute auf seine eigenen Mängel aufmerksam zu machen, von dem sagt der Leute Mund: „Er ist ein Kahlkopf und schlägt sich laut auf die Glatze". Wer in dem Zustand äußerster Entkräftung steht, von dem heißt es: „Er hat sein Johannisbrot verzehrt, und seine Kniesehnen haben sich verdreht." Vom Johannisbrot stammten die Treber für die Säue, mit denen der verlorene Sohn im Gleichnis seinen Bauch zu füllen begehrte (Luk. 15 v. 16); Johannisbrot ist noch heute die Nahrung der Aermsten, und ein ganz Unnützer und gar nicht Geschätzter empfängt im Volksmunde das Urteil: „(Er ist) wie die Johannisbrotschote, man kann ihn nicht beißen noch kauen." Ein unentbehrlich Erscheinender dagegen ist „wie das Salz in der Speise", wenngleich dasselbe Wort auch noch einen andern Sinn haben kann: Er mischt sich in alles, er ist darum „wie der Mittwoch in der Mitte der Woche".

Aus den täglichen Geschäften und Berufspflichten der Frauen, der Milchwirtschaft und dem Brotbacken und daneben noch dem Spinnen, nimmt der Araber die Vergleichsmittel zur Kennzeichnung des Fleißes und der Trägheit her: „Die Fleißige hat gemolken und abgerahmt, da geht die Faule den Schafen nach zu melken"; der Faden der fleißigen Frau ist eine Elle lang, der Faden der Faulen aber über eine Körperlänge" (vergl. unser Wort: Faule Mädchen, lange Fädchen). Die Bedienung des erhitzten Backofens erfordert alle Aufmerksamkeit, da bleibt nicht Muße, auf etwas anderes zu achten. Aus diesem Gedanken ist wohl das Sprichwort entsprungen: „Liebt er mich, so ist's am Backofen; haßt er mich, so ist's am Backofen". Das heißt: Es soll mir ganz gleich sein, ob er mich liebt oder haßt. Jeder lenkt zwar das Feuer auf seinen Brotfladen (= jeder ist sich selbst der Nächste), aber eine gesunde Selbstliebe schließt den Sinn für die anderen nicht aus, sondern ein: „Brotlaib um Brotlaib; und laß deinen Nachbarn nicht hungrig zu Bette gehen" (vergl.: eine Liebe ist der anderen wert). Von einem Geizigen, der keinem einen Bissen Brot gönnt, heißt es: „Der ist der Feind des Brotfladens". Nun gibt es freilich nicht bloß Geizhälse auf der Seite der Besitzenden, sondern da sind auch Unverschämte in den Reihen der Bedürftigen. „Er ist ein Bettler und stellt Bedingungen und will große Brotlaibe", so sagt man von einem solchen Undankbaren. Gemäß der Koranmahnung: „Helfet einander zu Werken der Pietät und der Frömmigkeit", ist das Almosengeben einer der Grundpfeiler der muslimischen Frömmigkeit, und die Reste der Festmahlzeit kommen den Bedürftigen zugut. Doch fehlt es dem Volkshumor nicht an entschuldigenden Beschönigungen, wenn die Ueberbleibsel statt zu den Armen zu Verwandten oder zu Wohlangesehenen wandern: „Gib dem zu essen, der daran gewöhnt ist, und laß den beiseite, der danach Begierde hat", so sagt er alsdann nicht ohne einen Anflug von Sarkasmus. Dieser Humor fertigt auch die Drone ab, die in der Rolle des Gastes zum „Nassauern" sich einstellt: „Heil, du Nimmersatt, du bist erst gestern gegangen und heute schon wieder gekommen". Witzig ist dabei das Wort „dōm" gewählt, das mit den beiden Bedeutungen „dauernd" und „Dornfrucht" spielt. Die Frucht des Dornbaumes hat eine dünne, eßbare Schale, die aber nie den Hungrigen zu sättigen vermag, und sie bezeichnet bildlich den Taugenichts. Neben dem Schmarotzer aber steht der Fresser. Er ist so unersättlich „wie die Säge, frißt im Gehen und frißt im Kommen".

Die Festspeise des Fellachen ist Lammfleisch mit Reis. „Wer meiner (auch nur) mit einem Knochen gedenkt, bei dem bin ich geehrt", so preist den Geber der Gast oder der Bedürftige, dem von dem Schmause etwas zugefallen ist. Er gibt sich auch mit geringen Abfällen zufrieden: „Immerhin Fleisch, wenn's auch nur Kaldaunen sind!" —

„Nicht alle Mahlzeiten sind gezuckerte Oelkuchen," und „Keine Rose blüht ohne Dorn." Das stachelige Kraut des Dornstrauches dient zwar eigentlich nur den Rindern und Kamelen zum Fraß, aber auch der Arme nimmt zu diesem artischockeähnlichen Erzeugnis seine Zuflucht, wenngleich das Kraut so geschmack- und geruchlos ist, daß das Sprichwort sagt: „Dein Gerede gleicht dem Dornstrauch, hat nichts in sich und hat

Digitized by Google

nichts an sich". Nicht viel mehr gilt dem Volke der Knoblauch, wie aus dem Rat hervorgeht: „Hinterlaß dem Erben nur Blätter des Knoblauchs!" d. h.: so gut wie nichts. Von einem von achtbaren Eltern abstammenden Uebelberüchtigten sagt man: „Deine Mutter ist doch nicht die Zwiebel, noch dein Vater der Knoblauch. Woher hast du diesen fatalen Geruch?" Und einem, der sich ohne Nutzen als Friedensstifter in einen Streit einläßt, gilt die Rede: „O, der du dich zwischen die Zwiebel und ihre Schale mischest und mit ihrem Geruche hervorkommst!"

Auch die anderen pflanzlichen Erzeugnisse und Nahrungsmittel gedeihen in dem Sprichwortgarten des arabischen Bauern: die Bohne und die Linse, die Gurke und der Kürbis, Melone, Feige und Granatapfel. Von einem geheimtuenden, zugeknöpften Menschen sagt man: „Er ist wie eine Linse; niemand kann seinen Bauch von seinem Rücken unterscheiden". „Jedes Kraut läßt sich essen", sagt der Araber in Uebereinstimmung mit dem uralten Bibelworte 1. Mos. v. 29, und er verzehrt die Gemüse und die Kräuter roh oder gekocht, als Salat oder getrocknet. Aber besser als die mehr herben Gewächse der Erde munden ihm die letztgenannten süßen Früchte. „Gibt es nirgend Zuckerzeug außer in Baalbek?", so halten die Eingeborenen angesichts des verschwenderischen Reichtums natürlicher Leckerbissen in Syrien und Palästina dem entgegen, der viel Wesens von seinem Monopolbesitz macht.

Der Esel, der sich gar auf dem Müllhaufen des Dorfes wälzt, vertritt in der arabischen Spruchweisheit die Rolle des Schweins in dem deutschen Sprichwort. Er ist das Bild der Gefräßigkeit, aber auch — dank seiner lauten Stimme — der Prahlerei sowie der Störrigkeit. Wer seine Zwecke ohne Bedenkenbeschwerung in der Wahl der Mittel zu erreichen strebt, der „küßt auch den (unreinen) Hund auf die Schnauze". Das Kamel gilt als der Ausbund aller Leistungsfähigkeit, so daß man auf einen Mann, der in dem gleichen Rufe steht und infolgedessen durch Zumutungen von allen Seiten überanstrengt worden ist, das Wort anwendet: „Der Name des Kamels hat es getötet".

Bei der Hochzeit geht es laut und lärmend zu. Nicht treffender können Lebensfremdheit und der Mangel jeglicher Sachkunde bezeichnet werden, als durch den Vergleich: „Er ist wie der Taube im Hochzeitszuge". Die Hochzeitsgäste vertreiben sich die Zeit mit harmloser Lustbarkeit. Auf dem Dorfanger werden Steine als Ziel aufgestellt, und mit einem alten Vorderlader schießt man danach. Ist die Flinte zu stark geladen, so geht die Kugel über das Ziel hinweg. „Er hat über die Zielsteine hinausgeschossen", so heißt es dann im Volksmund von dem Schützen, und das gleiche Spottwort muß sich der gefallen lassen, der sonst im Umgang und Verkehr den Mund zu voll genommen hat. Eine Wurfgabel wird herbeigeholt und festlich wie eine Frau gekleidet, und es beginnt der Tanz mit ihr. Daher das Wort: „Kleide die Wurfgabel an, so wird eine Frau daraus", entsprechend unserem: „Kleider machen Leute".

Wir bitten uns auf entlegene Pfade im Zelte des Beduinen zu Gaste. Die Gastlichkeit mit ihren Gemütswerten ist ja im Orient eine gern geübte Tugend. „Der Gast ist ein Gefangener des Hausherrn", so scherzt der Wirt zu dem, der sich in die Fülle des Dargebotenen und in die Sitte des Hauses nicht finden will. „Seid wenig, so werdet ihr einheimsen (ernten)", sagt das Sprichwort zu der Schar der Gäste, die gleichzeitig in eine Herberge einfallen: je mehr Münder, desto geringer der Anteil. „Wenn ich für dich ein Kamel geschlachtet hätte, und hätte dir keinen Kaffee vorgesetzt, so wäre es keine rechte Bewirtung gewesen", so sagte auf unserer Ostjordanlandreise zu einem Freunde der beduinische Gastgeber. Das kennzeichnet die Rolle, die beim Empfang von Gästen der Kaffee spielt. Im fernen Moabiterlande, unfern der Mosesquelle, steht das Grabmal eines Scheichs, das die Gastfreiheit als die vornehmste Tugend des Verstorbenen zum Ausdruck bringt. Wie geschieht das? Pietätvolle Hand hat an dem Denkmal alle Erfordernisse und Gerätschaften zur Herstellung eines guten arabischen Kaffees plastisch abgebildet. Die Bereitung des Kaffees bildet sachlich und zeitlich die erste Ehrung des Gastes, und in feierlich-umständlicher Weise pflegt der Hausherr selber vor den Augen des Angekommenen das köstliche Getränk herzustellen. Er röstet die Bohnen auf einem Eisenrost, der die Gestalt eines Doppellöffels hat, und wenn dabei der kleinere Rost gegen den größeren anschlägt, gibt es einen eigentümlichen Ton, dessen Botschaft dem Nachbar wohlbekannt ist. Er kündet: ein Gast ist da, und stellt jedem, der sich dazu einfindet, seinen Anteil an dem Labetrunk in Aussicht. Da füllt sich rasch das Zelt, und das Sprichwort sagt dazu: „Wer den Kaffeerost klopft, zu dem kommen tausend Schlecker."

Diese wenigen Züge mögen genügen. Das Sprichwort gleicht dem Kaleidoskop, dessen bunter Wechsel die Fülle der Erscheinungen in greifbaren Formen und Farben aufdeckt; es gleicht aber auch dem Vergrößerungsglas, das den Blick des Forschers in die Zusammenhänge zwischen Wesen und Erscheinung einführt und die Fäden bloßlegt, die zwischen dem Zellkern und dem Außengebilde einhergehen. Landes- und Volkskunde spiegeln sich in ihm, und Sitte und Gesinnung deutet es uns[1].)

[1]) Die jüngste Stoffsammlung bringt Lic. Baumann in: Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 1916.

Digitized by Google

Bougie in Algerien.

GENESUNG.

Von Memehd Reuff.

Wir waren fünf junge Leute. Waren lange Stunden durch die Felder geschlendert, hatten den starken, berauschenden Duft der frischen Erde eingesogen und plauderten nun über Frauen und Liebesgram.

Ali Bechdsched, der zarte, blonde Phantast, hob sich leicht in seinem Sessel, zündete eine Zigarette an und seufzte:

„Liebesgram? Ach Gott, wenn ich heute an meine erste Verzweiflung denke, packt mich unbändige Lachlust! Damals war ich so ein Romantiker, daß mir der nichtssagendste Blick Liebe und Erfüllung zu verheißen schien."

Wir machten uns furchtbar lustig über ihn, jeder ergötzte sich an dem Wort „damals" und meinte, Ali Bechdsched sei noch immer unentwegt der Spielball seiner romantischen Phantasien.

Nachdenklich sprach er weiter:

„Jeden Morgen weckte mich ihre Musik. Ganz früh öffnete ich mein Fenster und lauschte den Klängen ihres Flügels. Manchmal tönte es wie schmerzliches Schluchzen, manchmal wild und leidenschaftlich, manchmal wie tanzende Heiterkeit. Nur durch diese Töne, die der Ausdruck ihrer wechselnden Stimmungen waren, konnte ich mir eine Vorstellung von ihr formen. Denn ich kannte sie nicht. Hört, wie sich alles zugetragen hat. Als ich im Frühling zur Erholung nach leichter Krankheit in das Landhaus meines Onkels übersiedelte, wies man mir ein Gartenzimmer an. Meine Tante, die von der absonderlichen Schrulle geplagt war, für jeden, der ihr unter die Finger kam, eine Heiratspartie auszudenken, ließ sich von dieser eigenartigen Vorliebe oft zu ganz unberechenbaren Gedankenlosigkeiten verleiten. Ohne zu überlegen, ob eine bestimmte Heirat überhaupt im Bereich der Möglichkeit liege, sprach sie von dem unschätzbaren Wert, den hervorragenden Eigenschaften, der bestechenden Anmut irgendeiner der ihr bekannten Mädchen und verlobte ein Paar, wie es ihr gerade einfiel. Erinnerte man sie später an ihre Vorschläge, so zuckte sie lachend die Achseln und schüttelte den Kopf. Als sie mich in mein Zimmer führte, zeigte sie mir eine gelbgestrichene, hinter Bäumen versteckte Villa und erklärte:

„Dort lebt ein Wesen, das dir Gefährtin werden, deine Gedanken beschäftigen kann. Das Haus gehört Nami Bey, seine Tochter werde ich für dich freien."

Ich zuckte die Schultern, dennoch schlich sich ein Hoffnungsschimmer in mein Herz; denn wie alle Kranken, die in der Genesung sind, hatte ich ein unbestimmtes Sehnen nach Glück. Die Melodien, die das Mädchen drüben dem Flügel entlockte, spannen mich bald in süße, hoffnungsreiche Träume. Bis zum Abend vermochte ich mich nicht vom Fenster zu trennen und wartete. Worauf? Wer weiß . . .

Sobald ihr Spiel begann, meinte ich, sie müsse meine Gegenwart empfinden, und fühlte das Entzücken eines aufsprießenden Zusammengehörigkeitsgefühls. Ich berauschte mich an den Klängen, die mir ein Lohn ausharrender Treue schienen. Manchmal war es schwermütige türkische Musik, manchmal erklangen leichte europäische Walzer und Phantasien, immer aber bewies mir die Wahl der Stücke

Digitized by Google

den erlesenen musikalischen Geschmack der Spielenden.

Noch kannte ich sie nicht und wollte sie auch nicht kennen lernen. Nur eines Morgens, als sie im leichten Mantel von einem Spaziergang kam, gewahrte ich sie, sie aber versteckte sich rasch hinter den Bäumen und verschwand lautlos. Doch wenn ich an mein Fenster trat, zu bestimmter Stunde, früh und abends, begann sie, für mich zu spielen, und ich kostete alle Seligkeit beglückenden Besitzes.

Gelegentlich fürchtete ich, sie könnte häßlich, höflich ausgedrückt, nicht vollendet schön sein, doch mein Herz erhob dagegen heftigen Widerspruch. Wie wäre es denkbar, daß sie nicht schön sei! Wie konnte die Schöpferin so süßer Melodien, die holde Fee des Landes nicht anbetungswürdig sein! So entstand, ohne daß ich sie sah, in meinem Herzen die Ueberzeugung, daß dieses Mädchen für mich bestimmt sei.

Nur einmal, ja nur ein einziges Mal, habe ich ihre Hände gesehen. Das war, als sie die Fensterläden schloß. Ich konnte nur erkennen, daß diese Hände sehr weiß, klein und zart waren. Seitdem bestand in meiner Phantasie ihr ganzes Wesen aus diesen feinen anmutigen Händen. Manchmal malte ich mir einen schlanken, schönen Körper dazu aus, und das Ideal meiner künftigen Frau stand vor mir. Kam ich heim und zeigte mich am Fenster, so merkte ich am begonnenen Spiel, daß sie auf mich gewartet hatte. Glücklich und in überströmender Begeisterung ließ ich mich nieder, und sie spielte, spielte, spielte. Plötzlich hörte sie auf. Ich unterschied hinter den Vorhängen die geschmeidigen Bewegungen einer Gestalt. Länger als einen Monat blieb dieser geheimnisvolle poetische Zauber über dem Erlebnis schweben. Ich war so vernarrt, daß ich darauf brannte, nach Konstantinopel zu fahren, meiner Mutter meinen Ehewunsch und meine Wahl zu beichten. Kaum hatte ich die Einwilligung meiner Mutter erhalten, eilte ich in das Landhaus zurück, um zuerst der Tante davon zu berichten und mich dann in das Heim der Begehrten zu begeben und dort um ihre Hand anzuhalten. Die Tante kam mir im Garten entgegen und, ehe ich zu Worte kam, rief sie mir zu: „Wie schade, daß deine Mutter nicht mitgekommen ist! Wir feiern diese Woche Hochzeit!“

Ich riß die Augen auf.

„Ja, Nami Beys Tochter verheiratet sich mit einem Major. Du bist ein rechter Tölpel, Bechdsched, daß du dir ein Mädchen hast entgehen lassen, das schön ist wie die lichte Sonne.“

Ihr werdet begreifen, was in diesem Augenblick in mir vorging! Ich war am Ersticken. Der Zorn eines hintergangenen Gatten stieg in mir auf, mein Herz blutete. Wenn ihr wüßtet, welcher Kummer mich bedrückte, wie ich in meinem Herzen das „schuldig“ über sie sprach! Warum, warum hatte sie mich betrogen? Warum hatte sie mit mir gespielt, wenn sie doch einen anderen liebte und bereit war, ihn zu heiraten? Hatte ich sie um ihr Klavierspiel gebeten? War nicht sie es, die auf mich gewartet, mich jeden Morgen geweckt, mir jeden Abend selige Stunden beschert hatte? Also warum diese Heirat? Ach, jene Nacht, jene Nacht . . .“

In Bechdscheds Augen lag traurige Entsagung. Er wiegte leise den Kopf: „Das Leben braucht wohl solche Kümmernisse. Ich habe nie begriffen, was für ein Vergnügen ein Mädchen daran finden kann, während sie ihr Brautgemach rüstet, einen armen Romantiker elend an der Nase herumzuführen! Es bleibt mir völlig unklar, aber schließlich, wenn die Frauen zu verstehen wären, wären sie dann noch Frauen?“

Schwestern vom Roten Halbmond.

Digitized by Google

BLIND.

Roman von Habib Edib Bey.

II.

Als Achmed Safi sein Zimmer betrat, waren in seinen Zügen nicht die geringsten Spuren des abendlichen Erfolges mehr zu lesen. Trotz der vorgerückten Stunde fühlte er sich wach und angeregt und begann, zu grübeln. Auf welche Pfade aber führten ihn die Gedanken? Er bangte fast davor, sich ihnen zu überlassen. Wieviel Pläne er auch in seinem Leben schon entworfen, wie manchen Traum er schon geträumt, immer hatten die Ereignisse alles über den Haufen geworfen, ihn enttäuscht, in aufschäumender Verzweiflung oder dumpfer Entsagung zurückgelassen. Hatten ihn die europäischen Erfahrungen nicht genugsam über die Hoffnungslosigkeit aller Pläne belehrt? War es nicht Wahnwitz, sich in so romantische Spekulationen zu verlieren, an Nichtigkeiten vermessene Erwartungen zu knüpfen, einfachem Geschehen vielfältige Deutung zu unterlegen?

Bedächtig trat er ans Fenster und schlug die Läden zurück. Gleichmäßig atmete die schlummernde Natur. Die Lichter in den Villen waren erloschen, die Gebirgskette am anderen Ufer des Bosporus schob sich wie eine schwarze Mauer vor den Himmel, beklemmend legte sich das schwermütige Lied der nimmerruhenden Wellen vom Schwarzen Meer auf die unsicher flatternde Seele. Reglos starrte er in die undurchdringliche Finsternis. Wie zauberhaft müßte es sein, sich zu dieser Stunde mit ihr auf dem Wasser zu wiegen. Er hätte ihr so viel zu sagen. Näherte er sich nun auch dem Ende seiner Jugend, so hatte er doch noch kein Wesen gefunden, das ihn restlos verstand. Plötzlich schämte er sich solcher Gedanken. Fiel er doch richtig wieder in die alte Einfalt zurück! Wer sagte ihm denn, daß er nicht lediglich eine Marionette in den Händen einer Fremden war, zu deren Reiseprogramm es gehörte, sich auf alle erreichbare Art zu ergötzen?

Er begab sich in den Garten. Traumverloren strich er unter den hohen, unbewegten Bäumen dahin, lauschte dem Gesang des fernen Meeres, bis er sich schließlich auf einer kleinen Anhöhe niederließ. Hinter den Kronen der Bäume dehnte sich die schwarze Fläche des Wassers, nur wenige Sterne waren am unendlichen Firmament verloren. Unentrinnbar überfiel ihn das Bewußtsein seiner Einsamkeit. Wie ein Kind im dunkeln Zimmer sehnte er sich nach Schutz. Verzehrend verlangte es ihn nach dem Trost einer verstehenden Seele. Ob ihm Lydia den gewähren könnte?

Hinter den Bergen kämpften Nacht und Morgen bereits den täglichen Kampf um die Herrschaft. Irgendwo in der Ferne riefen schwermütige Töne die Menschen zum Frühgebet. Die ganze Nacht über hatte er also gewacht. Doch hier durfte man ihn zu dieser Stunde nicht finden. Er schritt um das Hotel herum, zur Terrasse und blickte halb gegen seinen Willen zu ihren Fenstern hinauf. Der matte Schein einer grünverschleierten Lampe grüßte ihn, deutete seinem forschenden Herzen, daß auch sie keine Ruhe gefunden, jagte ihm brennende Scham darüber ein, daß er sie nicht hoch genug gewertet. Demütig, wie ein Sünder vor dem Altar, neigte er sein Haupt, als er an ihrer Schwelle vorüberschritt.

Nach spätem Erwachen schlenderte er langsam den Strand hinunter. Wie lange sie wohl noch bleiben würde? dachte er. Auch seine Zeit war ja begrenzt, die Vorlesungen auf der Akademie würden bald wieder beginnen. Er machte ein Boot los und schlug, wie auf geheiligter Spur, die Richtung des vergangenen Abends ein. Die Sonne schleuderte goldene Pfeile aufs Meer. Es war Sonntag und dichte Menschenmassen aus der Stadt drängten sich auf den Dampfern. Heiterkeit und Freude erfüllte die Luft. Er lenkte den Kahn an Land. Es war ein einsames Plätzchen. Keine Seele außer ein paar Kindern, die vor den wenigen Fischerhütten spielten. Eine weite Wiese breitete sich vor ihm aus; Tautropfen, die Tränen der Nacht, glitten gleich Diamanten an den biegsamen Schäften der Grashalme. Achmed Safis Seele trank gierig alle Schönheit. Es beglückte ihn, allein mit der Natur zu sein. Ohne daß er es wollte, trugen ihn seine Füße den Küstenhügeln des Bosporus und dem Schwarzen Meere zu... Als er in das Hotel zurückkehrte, fand er in seinem Zimmer einen Brief. Erregt griff er danach. Das Schreiben trug den Poststempel Smyrna. Welche Enttäuschung! Warum hatte er nur so törichte Erwartungen gehegt!

Digitized by Google

Die Mutter schrieb ihm, daß Nebiha, die er als Kind gekannt, nun im heiratsfähigen Alter sei, daß es der Mutter innigster Wunsch wäre, den Grundstein zum Glücke des Sohnes zu legen, und daß sie ihn bitte, vor seiner Rückkehr nach Europa nach Smyrna zu kommen und sich mit Nebiha zu verloben. Beredt pries sie ihren Liebreiz und die scheue Erwartung in ihren Augen, wenn von ihm die Rede sei.

So groß also sollte die kleine Nebiha schon geworden sein? Wie die Zeit verflog! Er strich mit der Hand über die Stirne, und die Vergangenheit wurde lebendig in den dankbaren Blicken eines schüchternen Augenpaares. Als dreizehnjähriges Mädchen, bevor sie mit ihrem Vater nach Anatolien ging, hatte er sie zum letztenmal gesehen. Er selber war damals in fieberhafter Spannung vor seiner Abreise nach Italien gewesen und hatte fröhlich von ihr Abschied genommen. — Erst jetzt entsann er sich, wie sie ihren Mund zum Lachen gezwungen, um ihm die Tränen in ihren Augen zu verbergen. Einen Augenblick lang zog es ihn heftig nach Smyrna, aber schließlich, warum sollte er eilen? Konnte es etwa eine Gefahr in sich bergen, wenn er noch ein paar Tage in Lydias Nähe verweilte? Ob jetzt, nach fünf Jahren, jene schwarzen Augen wohl noch dieselbe Anziehungskraft auf ihn ausüben würden? Aber hatte er ihr denn eine Hoffnung erweckt, daß sie nun Ansprüche an ihn stellen konnte? Er setzte sich an den Schreibtisch und begann die Antwort. Nach den ersten hergebrachten Sätzen stockte er. Was sollte er der Mutter sagen? Deckte sich denn sein Begriff von Glück mit dem ihren? Wohl hatte er ihr früher stets von seinen Empfindungen erzählt, aber sein Gesichtskreis hatte sich unter europäischer Einwirkung doch verändert. Nur seine Verehrung für die gütige Frau war immer gleich geblieben. Er verschob die Fortsetzung des Briefes auf die glückliche Eingebung einer späteren Stunde.

Im Speisesaal fand er die Damen schon bei Tisch. Die Mutter entschuldigte sich lebhaft, daß die frische Luft sie so hungrig gemacht, daß sie nicht auf ihn gewartet. Als dann Achmed Safi ihre Verzeihung für die Verspätung des vergangenen Abends erbitten wollte, fiel ihm Lydia ins Wort: „Um Gottes Willen, Safi Bey, ziehen Sie meine Sünden nicht ans Tageslicht. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, unbemerkt von Mutter in meine Stube zu schlüpfen. Und die Vorwürfe hat nicht die Mutter mir, sondern ich habe sie ihr gemacht, weil sie im Morgengrauen aufgestanden war, um zu lesen, und dann die Zeit verschlafen hat! Aber ich glaube, Safi Bey, auch Sie sind ein arger Langschläfer. Als wir in den Dampfer stiegen, war noch nichts von Ihnen zu sehen."

„Ich muß die Gewandtheit meiner Tochter wirklich loben," meinte die Mutter, „mit der sie Ihnen nahelegt, wie sehr wir Ihre Begleitung vermißten."

Man verabredete einen Ausflug.

Zwar hielt die alte Dame die Inseln am Sonntag nicht gerade für ein geeignetes Ziel, aber sie spielte sich gern als den Wünschen der Kinder gehorsam auf und willigte ihnen zu Liebe ein.

Am Nachmittag brachte ein Dampfer sie nach den Prinzeninseln.

Achmed Safi machte den Führer und erklärte alles mit einer Zärtlichkeit, als sei es sein persönliches Eigentum. Auf der Insel Chalki wurde eine Reittour auf Eseln nach einem Kaffeehause an tannenbestandener Bucht unternommen. Ein Leierkasten zu allgemeiner Benützung stand da. Lydia begann mit rascher Handbewegung die Kurbel zu drehen. Während die letzten Klänge des alten Instruments in der Luft verzitterten, lief sie zum Tisch zurück, faßte in augenblicklicher Aufwallung Achmed Safi bei den Schultern und sagte bittend:

„Kommen Sie, tanzen wir ein bißchen."

Fortsetzung folgt.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Rotheit, Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

1. Die **Zwischenscheine** für die 4½% **Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe** können vom

10. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. **Der Umtausch der Zwischenscheine** für die 5% **Schuldverschreibungen der VI. Kriegsanleihe** findet gemäß unserer Mitte v. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

26. November d. Js.

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstr. 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III., IV. und V. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli und 1. Oktober d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Dezember 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

Leipziger Mustermesse

Größte internationale Ausstellungs- und Kaufgelegenheit der Welt!

Sie findet alljährlich zweimal statt und umfaßt in der Hauptsache folgende Artikel:

Porzellan- und andere keramische Waren, Glas-, Metall-, Holz-, Papier-, Leder-, Gummi-, Korb-, Bein- und Zelluloidwaren, Kunst- und Luxusgegenstände, Haus- und Küchengeräte, Zimmerschmuck, Kurz- und Galanteriewaren, Puppen- und Spielwaren, Karneval- und Kotillonartikel, Attrappen, Christbaumschmuck, Japan- und Chinawaren, künstliche Blumen, Bijouterie- und Schmuckwaren, Seifen und Parfümerien, Toilette-, Reise- und Sportartikel, Schreib- und Zeichenwaren, Schul- und Bureauutensilien, Beleuchtungsartikel, Musikinstrumente und -werke, Automaten, optische Artikel, desgl. wissenschaftliche und gewerbliche Instrumente und Bedarfsartikel sowie verwandte Waren aller Art. :: :: :: :: ::

Die leistungsfähigsten Fabrikanten sind vertreten und stellen die Muster ihrer vorteilhaftesten und hervorragendsten Erzeugnisse aus.

Die diesjährige Frühjahrsmesse vom 5. bis 10. März brachte

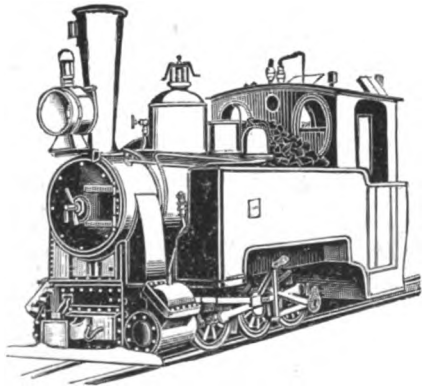
38000 Besucher gegen 30000 im Vorjahre

Das ist ein nie dagewesener Erfolg, der beweist, daß jeder seine Rechnung findet, ob Fabrikant, Großhändler, Kleinhändler.

Nähere Auskunft erteilt gern

Das Meßamt für die Mustermessen in Leipzig.

Gesellschaft für Feldbahn-Industrie
Smoschewer & Co.
Breslau



Feldbahn- und Lokomotivfabrik

W. MERTENS & Co.
G.M.B.H. BERLIN

Bergbauunternehmungen im Auslande

Vornehmlich: **Zinnerz und Erdöl**

Untersuchung von Lagerstätten nutzbarer Mineralien jeder Art

Pflanzungsunternehmungen in den Tropen u. Subtropen

Ausnutzung von Waldgerechtsamen

Berlin W 9, Königin-Augusta-Strasse 10
Telegramme: Langomell, Berlin.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des Jahrgangs 1917.

Abdurraschid, Scheich Ibrahim. Die Aussichten der Tataren Rußlands V, 280.

Ajad, Emir Ibrahim ben. Von den Eisenbahnen im Osmanischen Reiche I, 46. — Die Zukunft der türkischen Kriegsmarine III, 15.

Arslan, Emir Schekib. Der Islam und das Deutsche Reich VII, 416. — Die englischen Machenschaften am Persischen Golf X, 568. — Die politische Oekonomie der Türkei XII, 697.

Baidoba, Persiens Befreiungskriege II, 38. — Die schimpfenden Engländer III, 35. — Türkische Zukunftsarbeit IV, 217. — Wilsons Hinterhältigkeiten gegen die Türkei XII, 733.

Brandes, Georg, Das Verbrechen Englands und Rußlands an Persien IV, 219.

Brieger, Lothar, Der Orientteppich XI, 665. — Die türkische Malerei XII, 724.

Brugsch, Mohammed, Die islamische Zeitrechnung XI, 656; XII, 739.

Cassirer, J., Kinderleben in Palästina VII, 429.

Chalide Edib, Hanum, Was das Meer erzählt III, 33. — Prinzessin Gülnisch IV, 210. — Muttergefühl X, 602.

Dapping, Paul, Paphlagoniens Land und Städte X, 610. — Zur Völkerkunde Kleinasiens XI, 680.

Droop, Dr. A., Orientalische Bücherei III, 63; IV, 255; V, 309. — Türkisches Handwerk VI, 373. — Syrien VIII, 486. — Die türkischen Schulen auf arabisch-islamischer Grundlage VIII, 493; IX, 547; X, 618.

Dschahid Bey, Hussein, Kriegsbeschädigt VIII, 455.

Dschenab, Ali, Die Welt des Ostens II, 62.

Eberhard, Schulrat, Arabische Spruchweisheit XII, 748.

Edhem Bey, Menemenli-Zade, Das Osmanische Reich und die islamische Kultur V, 263.

Edib Bey, Habib, Der Orden V, 288. — Der Feind VI, 358. — Türkische Frauen und ihre Rechte VII, 403; X, 593. — Dem Leben entgegen VIII, 478. — Bairam-Morgen VIII, 491. — Blind (Roman) XI, 685; XII, 753.

Emin, Mehemed, Chaireddin Barbarossa III, 34.

Gasoli, Islam und andere Konfessionen II, 47.

Goerke, Franz, Nilfahrt XII, 700.

Gozdovic Pascha, Rifaat, Der einfältige Ibrahim IV, 250. — Bosniens kunstgewerbliches Erbe der Türken V, 302.

Grempe, Max, Einfluß des Krieges auf die türkische Seidenindustrie II, 61.

Grunwald, Elfriede, Die muslimische Musterfrau V, 285.

Gündüs, Aka, Akasch bin Mansur V, 270.

Haas, Dr. W., Die Notwendigkeit der Türkei IV, 236.

Hachtmann, Dr. O., Finton VII, 407. — Abdullah Dschewdet als Uebersetzer IX, 526.

Hadsch, Abdullah, Oberleutnant, Frankreichs Protektorat über Marokko III, 57. — General Lyautey und seine Islampolitik IV, 253. — Die Weißen Väter VI, 352. — Der künftige Friede und die algerischen Muslims IX, 557.

Halid Bey, Halil, Moslemisches Frauenleben I, 11. — Die Sklaverei unter den Islamvölkern und ihre europäischen Kritiker II, 34. — Der versöhnliche Geist des Islams III, 18. — Verbreitung des Islams im Orient VI, 333; VII, 401.

Hamsa Bey, Abdul Malik, Der Panislamismum I, 18; VII, 384. — Hassans Schicksal II, 6. — Die islamischen Völker und die Friedensnote III, 8. — Die muslemischen Völker im Kampf X, 565.

Hartmann, Prof. Dr., Martin, Die soziale Frage im Islam I, 41. — Die neue Türkei und ihre Literatur III, 28.

Hikmet Bey, Achmed, Ich lege Ew. Majestät meine Veilchen zu Füßen II, 30. — Traubenhändler III, 12. — Des Türken Stimme IV, 227.

Huber, Franz, Mitteleuropäisch-türkische Eisenbahnen III, 20.

Imhoff Pascha, Generalleutnant, Die Beziehungen zwischen Mitteleuropa und dem Orient I, 54.

Kaufmann, Dr. Max Rudolf, Stambuler Museen II, 41. — Brunnen in Stambul III, 61.

Krause, Dr. J., Die Türkei in der wirtschaftlichen Einheitsfront der Mittelmächte IX, 520.

Luschan, Prof. Dr. v., Die Zukunft der Türkei VIII, 444.

Mackay, Dr. Freiherr v., Rußlands Tataren und Turkmenen III, 25. — Frankreich und der Negerislam V, 292. — Islam und Hellenismus VII, 431. — Der Islam in China VIII, 447; IX, 530. — Der Kampf um Zion X, 581. — Vierbundpolitik XI, 646.

Mansur, Abdul Hassan, Die Fürsten von Mekrau VII, 437.

Marawan, Ibn, Die ägyptische Nationalbewegung IV, 196; V, 265. — Aegypten im Weltkonflikt VI, 329. Die Friedensbewegung und die unterdrückten Völker des Orients IX, 513.

Digitized by Google

Marquardsen-Kamphövener, Else, Mairosen der Türkei VI, 326. — O, meine Mutter VII, 383. — Wo liegt Asien? VIII, 471. — Die entschleierte Frau X, 578.

Mehemed Reschad, Sultan des Osmanischen Reiches, Ode an die Dardanellensieger I, 3.

Mittwoch, Prof. Dr. Eugen, Zeichnungen von Riza Abassi VII, 394.

Moraht, Major E., Die Mitwirkung der Türkei im Weltkriege I, 21. — Kriegsbilanz II, 22. — Englands Rachefeldzug in Mesopotamien III, 38. — Die Wichtigkeit des deutsch-türkischen Bündnisses in militärischer Hinsicht V, 272. — Weltkriegslage VI, 336; IX, 537; X, 586. — Kriegslage an der Westfront VII, 398. — Der Höhepunkt der Kämpfe XI, 648. — Der syrische Feldzug XII, 730.

Mörner, Birger, Der türkische Soldat 375.

Müller, Dr. Herbert, In chinesischen Moscheen X, 598.

Nossig, Dr. Alfred, Die Wiedergeburt der Türkei II, 56.

Nuri, Dschelal, Der Weltkrieg und die Literatur in der Türkei IV, 245. — Dampf, Kohle, Rauch, Benzin V, 297.

Persius, Kapitän z. See, L., Gegenwart und Zukunft der türkischen Kriegsflotte II, 27.

Peters, Karl, Deutschland und Aegypten VII, 387. — Deutsche Kolonialpolitik in Verbindung mit dem Islam IX, 504. — Ausgleichsfriede und Kriegsentscheidung XI, 644.

Pommer-Esche, Baronin Katharina, Erinnerungsblatt an die Mauren in Spanien VI, 345.

Raghib Bey, Hussein, Das moderne Erziehungssystem der Türkei XII, 710.

Refik, Achmed, Müteferika Suleiman Agha VI, 340. — Jirmi Sekis Tschelebi Mehmed Effendi VII, 411. — Die Türkei und Friedrich der Große X, 605. — Frauen in der türkischen Geschichte XII, 722.

Rehm, Hermann Siegfried, Die Schaubühne der Perser IV, 247. — Das arabisch-türkische Schattenspiel VI, 368.

Reichel, Leutnant Joachim v., Die Entscheidung in Konstantinopel VI, 371.

Reuf Bey, Mehmed, Der Held II, 50. — Bauernliebe III, 43. — Genesung XII, 751.

Reventlow, Graf Ernst, Aegypten im Weltkriege I, 8. — Die Wacht an den Meerengen II, 13. — Von den Kriegszielen unseres türkischen Bundesgenossen IX, 508.

Rotheit, Rudolf, Zur Weltlage I, 33; II, 19; III, 41; IV, 230; VII, 414. — Offene Freundschaft, heimlicher Haß VI, 354. — Die Türkei als Raubobjekt der Entente IX, 560. — Die Zukunft der russischen Turko-Tataren X, 590. — Kaiserbesuch XI, 638. — Palästina und Syrien XII, 714.

Saad, Ibn, Der Suezkanal VI, 347; VII, 425; VIII, 475.

Salzmann, Hauptmann Erich v., Unsere türkischen Kameraden II, 25.

Schairer, Dr. Erich, West-östliche Annäherung V, 295.

Schauisch, Scheich Abdul Aziz, Osten und Westen I, 4. — Islam und Kultur II, 1; III, 1. — Sanussis Lehren IV, 193. — Türkische Frauen des Roten Halbmondes V, 257. — Islamische Kolonisation VI, 377. — Der islamische Soldat VIII, 441. — Aegyptens Sehnsucht IX, 501. — Islam und Reform XI, 629. — Muslimische Beschwerden XII, 693.

Schehabeddin, Dschanab, Auf dem Roten Meer I, 43. — Die Waisen der Gefallenen II, 17. — Naturpoesie und Bauernleben IX, 515.

Schellendorff, Fritz Bronsart v., Die Bedeutung der Annäherung zwischen Christentum und Islam I, 52.

Schiemann, Prof. Dr., Ein Schicksalstag der Türkei XI, 634.

Schmidt, Geh. Rat Prof. Dr. Franz, Deutscher Unterricht an türkischen höheren Schulen XII, 737.

Schrader, Friedrich, Tahir Bey von Brussa IX, 517. — Das Heiligtum an der Stadtmauer X, 570. — Konstantinopel in Feststimmung XI, 641.

Scrutator, Islamisch-deutsche Aufgaben I, 57.

Sia, Halid, Alis Wagen I, 25. — Wasser II, 45. — Anatolien II, 53. — Der türkische Soldat V, 276. — Unglücksbotschaft VII, 389. — Gedanken zur türkischen Freiheitsfeier IX, 523. — Der Ehefeind XI, 661.

Sia, Jussuf, Der Sänger XII, 728.

Sina, Ibn, Arabische Kreuzzüge VII, 391.

Trietsch, Davis, Die Welt des Islams I, 35. — Das Osmanische Reich als Wirtschaftsfaktor III, 43. — Die Welt des Islams als Wirtschaftsfaktor VI, 362. — Die Juden in der Türkei IX, 541.

Widenbauer, Georg, Bagdad IV, 242. — Mittelalterliche Kaiser als Freunde des Islams V, 282. — Persiens Wirtschaftsleben VII, 434. — Der Mahdismus XII, 741.

Zimmermann, Emil, Die Bedeutung des Islams für die deutsche Weltpolitik IV, 239. — Die Arbeit der Araber in Ost- und Mittelafrika V, 299. — Neuregelung der Donauschiffahrt VI, 364. — Wirtschaftliche Bedeutung des Islams für Deutschland VIII, 460. — Das deutsche Kaiserreich Mittelafrika IX, 533. — Deutsch-türkische Zukunftsarbeiten im Stillen Ozean X, 595. — Die weltpolitische Bedeutung des Mittelländischen Meeres XI, 658. — Die Völkerbrücken XII, 718.

Zutrauen, Fritz, Das Moharrem-Dekret und der Krieg II, 61. — Das moderne Aegypten III, 53. — Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei IV, 232. — Die Finanzen der Türkei im Kriege V, 305. — Deutsche und englische Eisenbahnen in der Türkei VI, 343. — Die Bodenschätze der Türkei VII, 427. — Das deutsch-türkische Geschäft der Zukunft VIII, 489. — Die Zukunft der Ottomanbank IX, 552. — Reform der Banque agricole X, 624. — Aegyptens Gegenwart und Zukunft XI, 671. — Das französische Marokko XII, 745.

Deutsch-islamische Beziehungen.

Die Bedeutung der Annäherung zwischen Christentum und Islam. Von Fritz Bronsart v. Schellendorff. I, 52. — Die Beziehungen zwischen Mitteleuropa und dem

Digitized by Google

Orient. Von Generalleutnant Imhoff Pascha. I, 54. — Islamisch-deutsche Aufgabe. Von Scrutator. I, 57. — Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei. Von Fritz Zutrauen. IV, 232. — Die Bedeutung des Islams für die deutsche Weltpolitik. Von Emil Zimmermann. IV, 239. — Das Osmanische Reich und die islamische Kultur. Von Menemenli-zade Edhem Bey. V, 263. — West-östliche Annäherung. Von Dr. Erich Schairer. V, 295. — Der Islam und das Deutsche Reich. Von Emir Schekib Arslan. VII, 416. — Die wirtschaftliche Bedeutung des Islams für Deutschland. VIII, 460. — Das deutsch-türkische Geschäft der Zukunft. Von Fritz Zutrauen. VIII, 489. — Deutsche Kolonialpolitik in Verbindung mit dem Islam. Von Karl Peters. IX, 504. — Das deutsche Kaiserreich Mittelafrika. Von Emil Zimmermann. IX, 533. — Deutsch-türkische Zukunftsarbeit im Indischen Ozean. Von Emil Zimmermann. X, 595. — Kaiserbesuch. Von Rudolf Rotheit, XI, 638. — Konstantinopel in Feststimmung. Von Friedrich Schrader. XI, 641.

Islamkunde.

Der Panislamismus. Von Abdul Malik Hamsa Bey. I, 18; VII, 384. — Osten und Westen. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch. I, 4. — Die Welt des Islams. Von Davis Trietsch. I, 35. — Die soziale Frage im Islam. Von Prof. Dr. M. Hartmann. I, 41. — Islam und Kultur. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch. II, 1. — Die Sklaverei unter den Islamvölkern und ihre europäischen Kritiker. Von Halil Halid Bey. II, 34. — Islam und andere Konfessionen. Von Gasoli. II, 47. — Neues Recht in der Türkei. II, 54. — Die Wiedergeburt der Türkei. Von Dr. Alfred Nossig. II, 56. — Islam und Kultur. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch. III, 1. — Der versöhnliche Geist des Islams. Von Halil Halid Bey. III, 18. — Senussis Lehren. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch. IV, 193. — Türkische Zukunftsarbeit. Von Baidoba. IV, 217. — Was ist muselmanischer Fanatismus? IV, 201. — Verbreitung des Islams im Orient. Von Halil Halid Bey. VI, 333; VII, 401. — Das Khalifat als geistiges Band. VI, 361. — Islamische Kolonisation. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch. VII, 377. — Islam und Hellenismus. Von Dr. Freiherrn v. Mackay. VII, 431. — Der islamische Soldat. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch. VIII, 441. — Die drei spezifischen Eigenschaften des türkischen Thrones. Von einem türkischen Diplomaten. IX, 544. — Islam und Reform. XI, 629. — Die Heilige Karawane in Damaskus. XI, 677. — Der Mahdismus. Von Georg Widenbauer. XII, 741.

Politik.

Zur Weltlage. Von Rudolf Rotheit. I, 33; II, 19; III, 41; IV, 230. — Die Wacht an den Meerengen. Von Graf E. Reventlow. II, 13. — Die islamischen Völker und die Friedensnote. III, 8. — Die schimpfenden Engländer. Von Baidoba. III, 35. — Die Notwendigkeit der Türkei. Von Dr. W. Haas. IV, 236. — Frankreich und der Negerislam. Von Dr. Freiherrn v. Mackay. V, 292. — Türkischer Besuch (Kriegsminister Enver, Prinz Zia Eddin, Großvesier Talaat). VI, 323. — Englisch-amerikanische Verleumdungen. VII, 424. — Die Zukunft der Türkei. Von Prof. Dr. v. Luschan. VIII, 444. — Die Friedensbewegung und die unterdrückten Völker des Orients. Von Ibn Marawan. IX, 513. — Die Türkei als Raubobjekt der Entente. Von Rudolf Rotheit. IX, 560. — Ausgleichsfriede und Kriegsentscheidung. Von Karl Peters. XI, 644. — Vierbundpolitik. Von Dr. Freiherrn v. Mackay. XI, 646. — Kundgebung der islamischen Völker in Stockholm. XI, 683. — Muslimische Beschwerden. Von Scheich Abdul Asis Schauisch. XII, 693. — Die islamische Bewegung. XII, 712. — Wilsons Hinterhältigkeiten gegen die Türkei. Von Baidoba. XII, 733. — Die Entente und die Türkei. Von einem türkischen Diplomaten. XII, 735.

Krieg, Heer und Flotte.

Die Mitwirkung der Türkei im Weltkriege. Von Major E. Moraht. I, 21. — Unsere türkischen Kameraden. Von Hauptmann E. v. Salzmann. II, 25. — Kriegslage. Von Major E. Moraht. II, 22; VI, 336; VII, 398; IX, 537; X, 586. — Gegenwart und Zukunft der türkischen Kriegsflotte. Von Kapitän L. Persius. II, 27. — Die Zukunft der türkischen Kriegsmarine. Von Emir Ibrahim ben Ajad. III, 15. — Englands Rachefeldzug in Mesopotamien. Von Major E. Moraht. III, 38. — Die militärische Wichtigkeit des deutsch-türkischen Bündnisses. Von Major E. Moraht. V, 272. — Der türkische Soldat. Von Birger Mörner. VI, 375. — Kriegsziele unseres türkischen Verbündeten. Von Graf E. Reventlow. IX, 508. — Die muselmanischen Völker im Kampf. Von Abdul Malik Hamsa Bey. X, 565. — Der syrische Feldzug. Von Major E. Moraht. XII, 730.

Aegypten.

Aegypten im Weltkriege. Von Graf E. Reventlow I, 8. — Lage der Textilindustrie in Aegypten I, 64. — Hassans Schicksal. Von Abdul Malik Hamsa Bey II, 16. — Lord Cromer III, 32. — Das moderne Aegypten. Von Fritz Zutrauen III, 53. — Die ägyptische Nationalbewegung. Von Ibn Marawan IV, 196; V, 265. — Die Arbeit der Araber in Ost- und Mittelafrika. Von Emil Zimmermann V, 299. — Aegypten im Weltkonflikt. Von Ibn Marawan VI, 329. — Der Suezkanal. Von Ibn Saad VI, 347; VII, 425; VIII, 475. — Deutschland und Aegypten. Von Karl Peters VII, 387. — Englands Hunger und Aegyptens Getreide VIII, 454. — Aegyptens Sehnsucht. Von Scheich Abdul Aziz Schaurisch IX, 501. — Aegyptens Gegenwart und Zukunft. Von Fritz Zutrauen XI, 671. — Nilfahrt. Von Direktor Franz Goerke XII, 700.

Arabien, Syrien, Mesopotamien.

Der Aufstand in Hedschas I, 49. — Wirtschafts- und Kulturleben in Anatolien und Syrien I, 63. — Arabische Siegeszüge. Von Ibn Sina VII, 391. — Syrien. Von Eduard Kniet VIII, 486. — Die Juden in der Türkei. Von Davis Trietsch IX, 541. — Der Kampf um Zion. Von Dr. Freiherrn v. Mackay X, 581. — Palästina und Syrien. Von Rudolf Rotheit XII, 714.

Persien.

Die Zukunft Persiens auf dem englisch-russischen Seziertisch. I, 58. — Persiens Befreiungskriege. II, 38. — Rußlands und Englands Verbrechen an Persien. Von Georg Brandes. IV, 219. — Englisch-russische Beziehungen in Persien. VI, 354. — Persische Ausblicke. VII, 418. — Persiens Wirtschaftsleben. Von Georg Widenbauer. VII, 434. — Die englischen Machenschaften am Persischen Golf. Von Emir Schekib Arslan. X, 568. — Ein Hilferuf des persischen Volkes. X, 615.

Digitized by Google

Marokko, Tunis, Algier.

Frankreichs Protektorat über Marokko. Von Oberleutnant Hadsch Abdullah. III, 57. — General Lyautey und seine Islampolitik. Von Oberleutnant Hadsch Abdullah. IV, 255. — Die „Weißen Väter". Von Oberleutnant Hadsch Abdullah. VI, 352. — Marokkos Zukunft. VIII, 467. — Der künftige Friede und die algerischen Moslims. Von Oberleutnant Hadsch Abdullah. IX. 557. — Das französische Marokko. Von Fritz Zutrauen. XII, 745.

Mohammedanisches aus Rußland und China.

Russische Tataren und Turkmenen. Von Dr. Freiherrn v. Mackay. III, 25. — Die Aussichten der Tataren Rußlands. Von Scheich Abdurraschid Ibrahim. V, 280. — Der Islam in China. Von Dr. Freiherrn v. Mackay. VIII, 447; IX, 530. — Die Zukunft der russischen Turko-Tataren. Von Rudolf Rotheit. X, 590. — In chinesischen Moscheen. Von Dr. Herbert Müller. X, 598.

Land und Leute im Orient.

Bagdad. Von Georg Widerbauer IV, 242. — Kinderleben in Palästina. Von J. Cassierer VII, 429. — Die Fürstentümer von Mekran. Von Abdul Hassan Mansur VII, 437. — Paphlagoniens Land und Städte. Von Paul Dapping. X. 610. — Zur Völkerkunde Kleinasiens. Von Paul Dapping. XI. 680.

Volkswirtschaft, Finanzen und Verkehr.

Die Eisenbahnen im Osmanischen Reiche. Von Emir Ibrahim ben Ajad. I, 46. — Das Moharrem-Dekret und der Krieg. Von Fritz Zutrauen. II, 58. — Einfluß des Krieges auf die türkische Seidenindustrie. Von Max Grempe. II, 61. — Die türkische Nationalbank. III, 17. — Mitteleuropäisch-türkische Eisenbahnen. Von Oberingenieur Franz Huber. III, 20. — Das Osmanische Reich als Wirtschaftsfaktor vor und nach dem Kriege. Von Davis Trietsch. III, 43. — Die Finanzen der Türkei im Kriege. Von Fritz Zutrauen. V, 305. — Deutsche und englische Eisenbahnen in der Türkei. VI, 343. — Die Welt des Islams als Wirtschaftsfaktor. Von Davis Trietsch. VI, 362. — Die Neuregelung der Donauschiffahrt. Von Emil Zimmermann. VI, 364. — Die Bodenschätze der Türkei. Von Fritz Zutrauen. VII, 427. — Die Türkei in der wirtschaftlichen Einheitsfront der Mittelmächte. Von Dr. J. Krause. IX, 520. — Die Zukunft der Ottomanenbank. Von Fritz Zutrauen. IX, 552. — Die weltpolitische Bedeutung des Mittelländischen Meeres. Von Emil Zimmermann. XI, 658. — Die politische Oekonomie der Türkei. Von Emir Schekib Arslan. XII, 697. — Die Völkerbrücken. Von Emil Zimmermann. XII, 718.

Geschichte.

Einzug des ersten türkischen Gesandten in Berlin. III, 59. — Mittelalterliche Kaiser als Freunde des Islams. Von Georg Widenbauer. V, 282. — Die Entscheidung in Konstantinopel. Von Leutnant Joachim v. Reichel. VI, 371. — Jirmi Sekis Tschelebi Mehmed Effendi. Von Achmed Refik. VII, 410. — Die Türkei und Friedrich der Große. Von Achmed Refik. X, 605. — Ein Schicksalstag der Türkei. Von Prof. Dr. Th. Schiemann. XI, 634.

Kunst und Wissenschaft.

Stambuler Museen. Von Dr. Max Rudolf Kaufmann. II, 41. — Brunnen in Stambul. Von Dr. Max Rudolf Kaufmann. III, 61. — Der Maler Prinz Abdul Medschid. IV, 205. — Die Schaubühne der Perser. Von Hermann Siegfr. Rehm. IV, 237. — Bosniens kunstgewerbliches Erbe der Türken. Von Rifaat Gozdovic Pascha. V, 302. — Erinnerungsblatt an die Mauren in Spanien. Von Baronin K. v. Pommer-Esche. VI, 345. — Das arabisch-türkische Schattenspiel. Von Herm. Siegfr. Rehm. VI, 368. — Türkisches Handwerk. Von Dr. Droop. VI, 373. — Zeichnungen von Riza Abassi. Von Prof. Dr. E. Mittwoch. VII, 394. — Denkmäler maurischer Kunst. 464. — Die islamische Zeitrechnung. Von Mohammed Brugsch. XI, 656; XII, 739. — Der Orientteppich. Von Lothar Brieger. XI, 666. — Die türkische Malerei. Von Lothar Brieger. XII, 724.

Literatur und Presse.

Türkisches Liederbuch. II, 49. — Die neue Türkei und ihre Literatur. Von Prof. Dr. Martin Hartmann. III, 28. — Abdul Hakk Hamid über England. — Der Weltkrieg und die Literatur in der Türkei. Von Dschelal Nuri. IV, 245. — Orient-Bibliographie. Von Dr. A. Droop. III, 63; IV, 255; V, 309; VII, 438; VIII, 496. — Liebesszene aus dem Revolutionsdrama „Mühterem Quatil". VI, 350. — Finton. Von Dr. O. Hachtmann. — Türkische Presse. VIII, 450. — Abdullah Dschewdet als Uebersetzer. Von Dr. O. Hachtmann. IX, 526. — Eindrücke von einer Deutschlandfahrt türkischer Journalisten. X, 574; XI, 651. — Bagdad, Babylon, Ninive. Von Sven Hedin. XI, 689.

Schulwesen.

Türkische Schulen auf arabisch-islamischer Grundlage. Von Dr. A. Droop. VIII, 493; IX, 547; X, 618. — Das moderne Erziehungswesen der Türkei. Von Prof. Hussein Raghib Bey. XII, 710. — Deutscher Unterricht an türkischen höheren Schulen. Von Geh. Rat Prof. Dr. Franz Schmidt. XII, 737.

Frauenleben.

Moslimisches Frauenleben. Von Halil Halid Bey. I, 11. — Türkische Frauen des Roten Halbmonds. Von Scheich Abdul Aziz Schauisch. V, 257. — Die muslemische Musterfrau. Von Elfriede Grunwald. V, 285. — Frauenschicksal und Frauenarbeit. VII, 380. — Türkische Frauen und ihre Rechte. Von Habib Edib Bey. VII, 403; X, 593. — Die entschleierte Frau. Von Else Marquardsen-Kamphövener. X, 578. — Frauen in der türkischen Geschichte. Von Achmed Refik. XII, 722.

Novellen und Skizzen.

Alis Wagen. Von Halid Sia. I, 25. — Auf dem Roten Meer. Von Dschenab Schenabeddin. I, 43. — Den Waisen der Gefallenen. Von Dschenab Schehabeddin. II, 17. — Ich lege Ew. Majestät meine Veilchen zu Füßen. Von Achmed Hikmet. II, 30. — Wasser. Von Halid Sia. II, 45. — Der Held. Von Mehmed Reuf Bey. II, 50. — Anatolien. Von Halid Sia. II, 53. — Traubenhändler. Von Achmed Hikmat. II, 12. — Was das Meer erzählt. Von Chalide Edib Hanum. III, 33. — Bauernliebe. Von Mehmed Reuf Bey. III, 48. — Prinzissin Gülnich. Von Chalide Edib Hanum. IV, 210. — Des Türken Stimme. Von Achmed Hikmet. IV, 227. — Der einfältige Ibrahim. Von Rifaat Gazdovic Pascha. IV, 250. — Akasch bin Mansum. Von

Digitized by Google

Aka Gündüs. V, 270. — Der türkische Soldat. Von Halid Sia. V, 276. — Der Orden. Von Habib Edib Bey. V, 288. — Dampf, Kohle, Rauch und Benzin. Von Dschelal Nuri. V, 297. — Mairosen der Türkei. Von Else Marquardsen-Kamphövener. VI, 326. — Ein Feind. Von Habib Edib Bey. VI, 358. — Unglücksbotschaft. Von Halid Sia. VII, 389. — Kriegsbeschädigt. Von Hussein Dschahid. VIII, 454. — Wo ist Asien? Von Else Marquardsen-Kamphövener. VIII, 471. — Dem Leben entgegen. Von Habib Edib Bey. VIII, 478. — Bairam-Morgen. Von Habib Edib Bey. VIII, 491. — Naturpoesie und Bauernleben. Von Dschemal Schehabeddin. IX, 515. — Tahir Bey von Brussa. Von Friedrich Schrader. IX, 517. — Gedanken zur türkischen Freiheitsfeier. Von Halid Sia. IX, 523. — Das Heiligtum an der Stadtmauer. Von Friedrich Schrader. X, 570. — Muttergefühl. Von Chalide Edib Hanum. X, 602. — Der Ehefeind. Von Halid Sia. XI, 661. — Auf der Römerstraße. Von Friedrich Schrader. XI, 675. — Blind. Von Habib Edib Bey. XI, 689; XII, 753. — Genesung. Von Mehmed Reuf. XII, 751.

Biographien.

Botschafter Hakki Pascha; Botschafter Hussein Hilmi Pascha; Gesandter Fuad Selim Bey. VI, 317.

Gedichte.

Ode an die Dardanellenkrieger. Von Sr. Maj. Sultan Mehmed Reschad. I, 3. — Die Welt des Ostens. Von Ali Dschanib. II, 62. — Chaireddin Barbarossa. Von Mehmed Emin. III, 34. — Geliebter, komm. Von Nigja Hanum. III, 37. — Der Ackerbau. Von Mehmed Emin. III, 56. — Meine Antwort. Von Müallym Nadschy. III, 58. — An einen Jüngling. Von Mehmed Emin. IV, 200. — Arabische Liebeszeilen. Von Köhler-Haussen. IV, 216. — Der Dichter. Von Kemal Bey. IV, 238. — Gebetruf am Morgen. Von Tewfik Fikret. V, 262. — Die Kinder. Von Mehmed Emin. V, 209. — Am Grabe meiner Kinder. Von Mehmed Emin. V, 275. — O laß mich sterben, Herr. Von Omar Khayyam. VI, 325. — Der Gott spielt Schach mit uns. Von Omar Khayyam. VI, 328. — Ich bin, o Gott, Dein treuester Vasall. Von Omar Kayyam. VI, 346. — O, meine Mutter. Von Else Marquardsen-Kamphövener. VII, 383. — Wir sind unsersgleichen. Von Tewfik Fikret. IX, 529. — Die Turkmenenmaid. IX, 536. — Beim Ausrücken ins Feld. Von Jussuf Sia. XII, 717. — Der Sänger. Von Jussuf Sia. XII, 728.

Sprüche und Sprichwörter.

Spruchweisheit des Ostens I, 42. — Arabische Sprüche VI, 376; VIII, 474, 497; X, 589. — Nasreddins Schwänke VIII, 469, 477, 483, 492. — Aussprüche des Propheten X, 573. 585. — Persische Sprüche X, 597. — Altägyptische Weisheitslehre X, 604. — Türkische Sprüche X, 607, 614; XI, 676, 688. — Indischer Spruch X, 622. — Arabische Spruchweisheit. Von Schulrat Eberhard XII, 748.

Verschiedenes.

Das Bairamfest im Gefangenenlager zu Zossen. I, 60. — Fünfuhrtee der „Islamischen Welt". II, 63. — Sprachkenntnisse der Geschäftsreisenden. VII, 410. — English atrocities in India. XII, 743.

Sidie-Okba Moschee in Kairuan.

Digitized by Google

PASS & GARLEB
G. m. b. H.
BERLIN W 57
Bülowstraße 66

Digitized by Google

WERKZEUGE für jede Metall- und Holzbearbeitung

SÄGEN und SÄGEBLÄTTER

für alle Zwecke,
Bandsägen, Kreissägen, Schlitzfräser,
Bügelsägeblätter für Hand u. Maschinen
Alle Arten Feilen

SPIRAL- u. GEWINDEBOHRER
REIBAHLEN, FRÄSER
SCHLEIFSCHEIBEN

für jeden Zweck

WERKZEUGMASCHINEN:

Rohr- und Fräsmaschinen. Dreh- und Hobelbänke. Shaping- und Werkzeugschleifmaschinen,
Maschinen zur Blechbearbeitung usw.

Vorzügliche Beschaffenheit der Erzeugnisse und besondere Preisvorteile

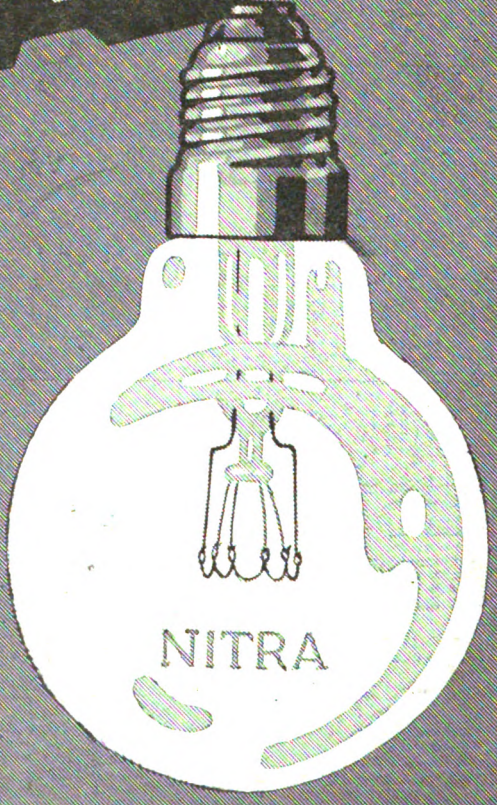
WESTDEUTSCHE VERTRIEBS-GESELLSCHAFT

JULIUS H. JERABEK & CO. (Inh.: FRITZ HÄRTL)

DÜSSELDORF 25

Digitized by Google

AEG
NITRA-LAMPE



PASS & GARLEB G. M. B. H., BERLIN W. 57, BÜLOWSTRASSE 66.

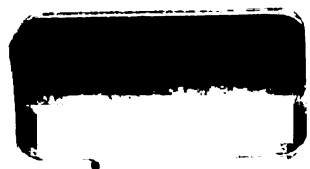
Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 107849801

Digitized by Google